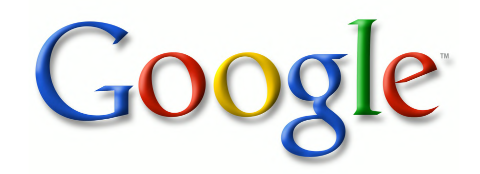
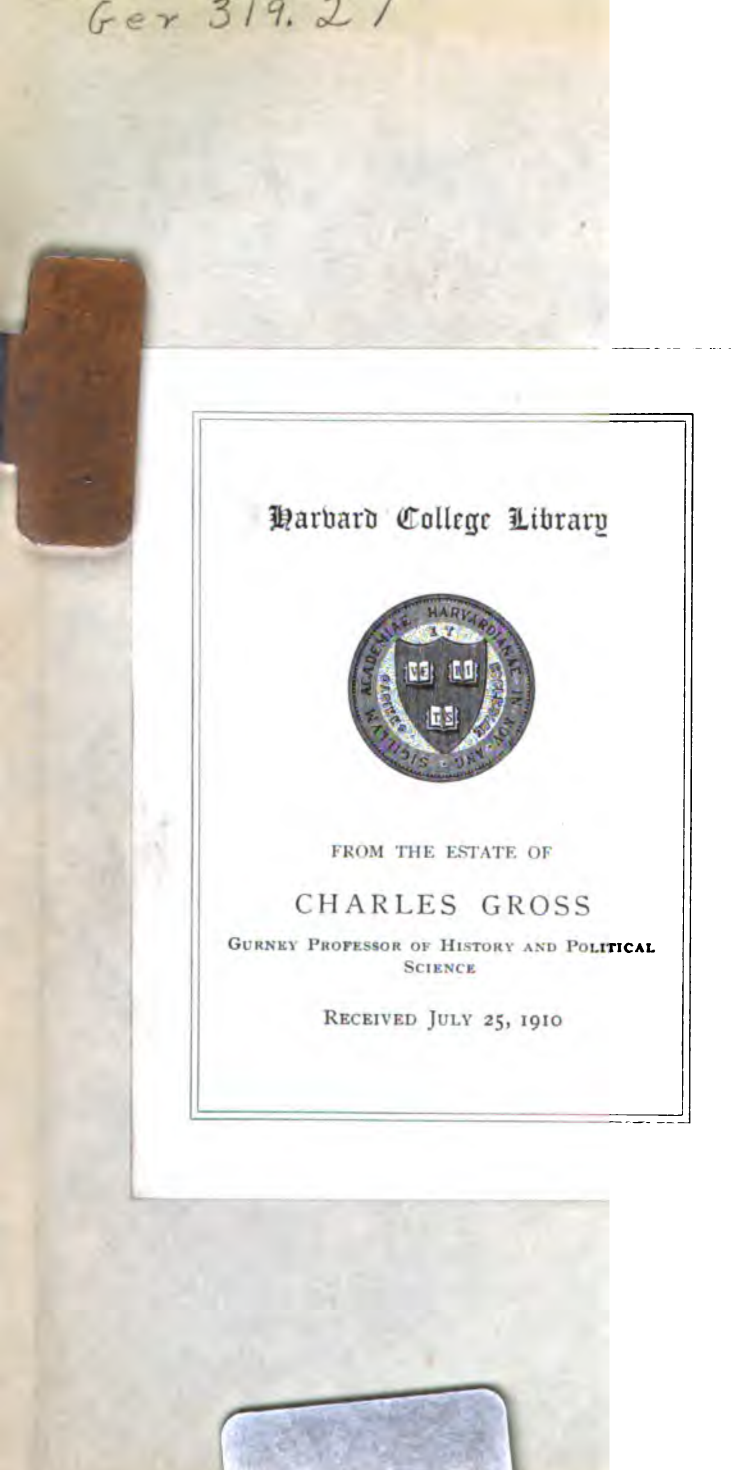
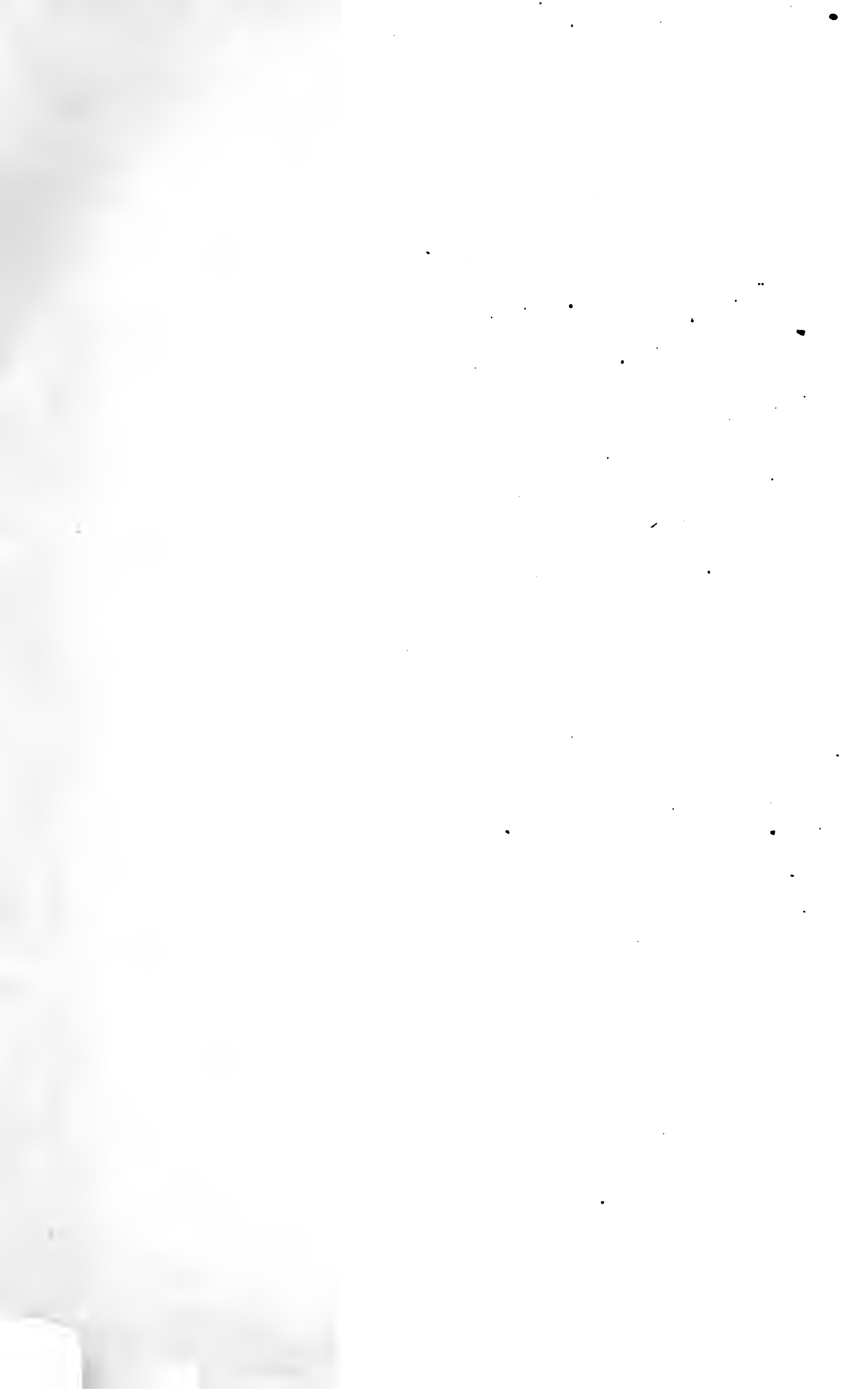








Chas Gross.
London Aug. 184



Das deutsche Volk und Reich.

Das

deutsche Volk und Reich

in

fortschreitender Entwickelung

von den

frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

In drei Bänden

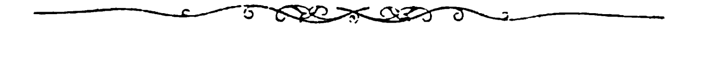
dargestellt

von

Dr. Joh. Mich. von Söltl,

o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu München, k. geh. Hofrath, k. geh. Haus- und Staats-Archivar a. D., Mitglied historischer Vereine ꝛc. ꝛc.

Erster Band.



Elberfeld.

Eduard Loll, Verlagsbuchhandlung.

1878.

Vorwort.

Wie ein Mann nach mühevoller Wanderung und glücklich überstandenen Gefahren am lang ersehnten Ziele angelangt, stille steht und dankerfüllten Gemüthes die zurückgelegte Bahn überschaut: so blickt jetzt das deutsche Volk auf die lange Bahn zurück, die es seit Jahrhunderten gewandert. Das deutsche Volk, früher in mehr als zweihundert Fürstenthümer, größere und kleinere Stämme und Körperschaften zersplittert und deswegen von seinen Nachbarn umher mißachtet und gedrückt, ist jetzt als ein einiges Brudervolk in einem großen Bunde vereinigt.

Das deutsche Reich — das Kaiserreich — wie ragt es in Mitten der europäischen Staaten in friedlicher Hoheit, bekränzt von den Strahlen des Ruhmes, empor!

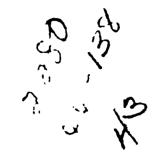
Seit Jahrzehnten habe ich mit unermüdetem Eifer dem Entwickelungsgange des deutschen Volkes nachgeforscht und in der Darstellung der Geschichte desselben mir Vieles aus dem reichen Quellenschatze zu eigen gemacht, welchen die trefflichsten Geschichtskundigen früherer und der jüngsten Zeit zu Tage förderten, wofür ich ihnen meinen aufrichtigsten Dank zolle. Zwar werden alljährlich neue

Quellen eröffnet, und es ist kein Absehen, daß sie sobald versiechen werden, nachdem insbesondere durch die Munifizenz Ihrer Majestäten, der Könige Maximilian II. und Ludwig II., der historischen Kommission reiche Mittel zur Erforschung und Herausgabe der bisher meistens unzugänglichen archivalischen Schriften gewährt sind.

Mich aber mahnt die Zeit, mit meinen Arbeiten für die Darstellung der deutschen Geschichte abzuschließen. Kaum dürfte Einer der nachfolgenden Geschichtsschreiber so glücklich sein, einen ähnlichen Abschluß für sein Werk zu finden, als mir die Vorsehung gewährte, der ich die endliche Gestaltung des wahrhaft deutschen Kaiserreiches erlebte und mit der Erzählung dieser einzigen, großartigen, segenverheißenden Gründung schließe.

Möge dieses Buch ein wahres Volksbuch werden und dazu beitragen, die deutschen Stämme, indem sie die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen, immer inniger mit einander zu verbinden und veranlassen, auf der Bahn freisinniger politischer und wahrhaft religiöser Entwicklung fortzustreben.

Der Verfasser.



Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch. Das alte Germanien.

Zweites Buch. Das Franken-Reich.

Drittes Buch. Die Karlinger.

Viertes Buch. Die Liudolfinger.

Fünftes Buch. Die Salier.

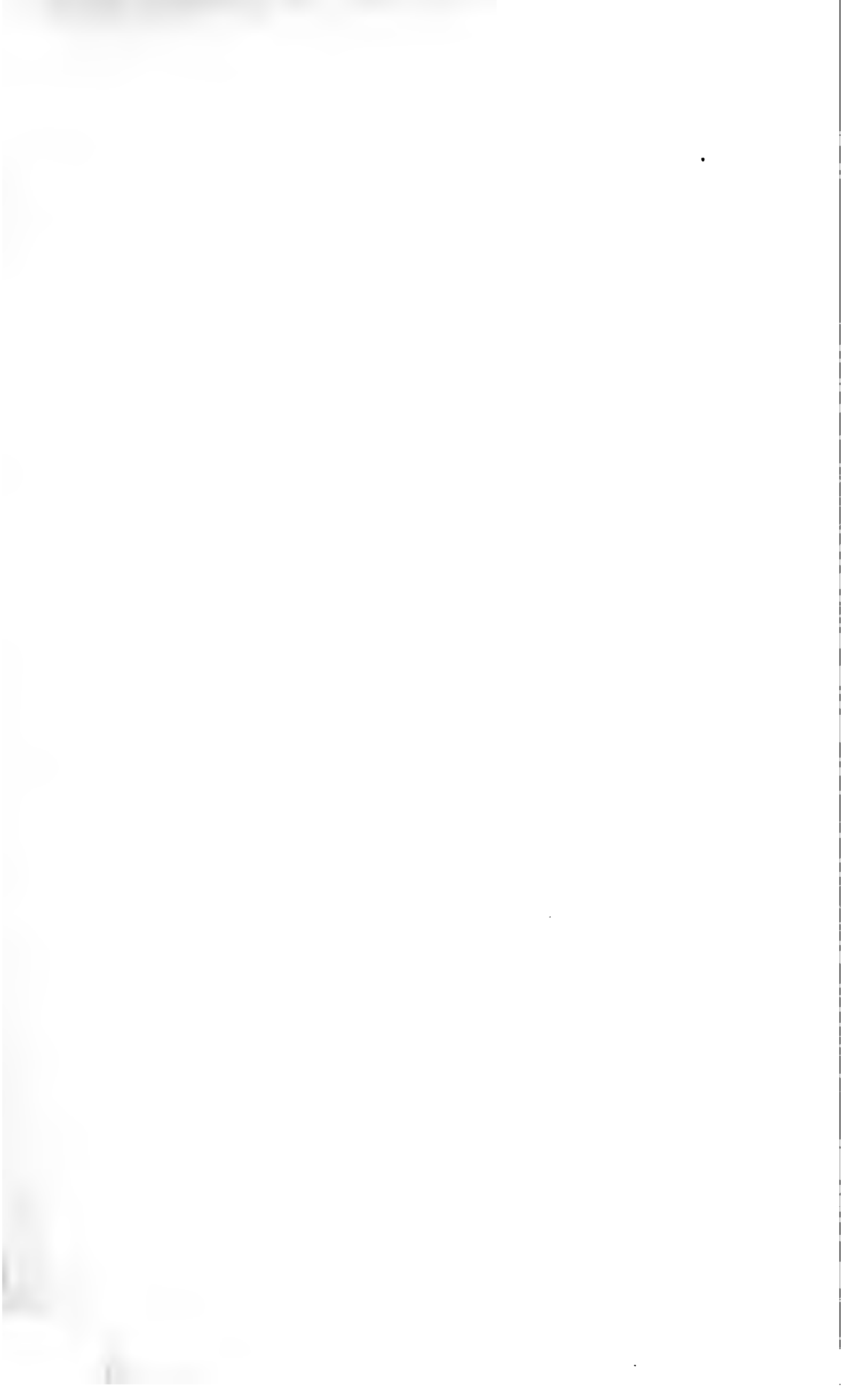
Sechstes Buch. Die Hohenstaufer und Welfen.

Siebentes Buch. Die Kreuzzüge, Ritterorden und der Heldengesang.

Achtes Buch. Untergang der Staufer.

Neuntes Buch. Landeshoheit, Ritterthum und Minnegesang.

Zehntes Buch. Die Städte.



Erstes Buch.

Das alte Germanien.

Cimbern und Teutonen.

Es war im Jahre Einhundertdreizehn vor unserer Zeitrechnung. Das mächtige Rom hatte ganz Italien unterworfen, Carthago zerstört und Nord-Afrika mit Aegypten zu seiner Provinz gemacht, Spanien, Griechenland und Macedonien waren ihm unterthan, in Asien hatte es bereits die Küstenländer inne und alle Länder schienen von ihm bedroht, sich bald als Theile im großen römischen Weltreiche zu verlieren: als bis dahin unbekannte Völker, welche sich Cimbern und Teutonen nannten, in Oberitalien einbrachen und überall hin Verwüstung auf ihrem Zuge brachten. Der ihnen von Rom entgegen gesandte Consul wurde geschlagen, dann aber wendeten sie sich gegen die Alpen zu den Helvetiern.

Hier schlossen sich die Tigurinen, einer der hervorragendsten helvetischen Stämme, an sie und miteinander wälzten sie sich gegen Gallien, das sie verheerend durchzogen. Am Niederrhein fanden sie an den Belgiern tapferen Widerstand, wendeten sich deshalb wieder zurück und schweiften in den südlichen Landschaften Galliens umher, wo sie der Consul Silanus traf. An diesen und an den Senat in Rom richteten sie die Bitte, die Römer möchten ihnen Land zum Wohnen geben, dafür wollten sie ihnen in jedem Kampfe beistehen. Als man ihr Begehren zurückwies, brachen sie sogleich auf, ließen alles Gepäck unter dem Schutz mehrerer Tausende zurück und zogen auf Italien los.

Rom zitterte, schon glaubte es die gefürchteten Feinde vor seinen Thoren; aber die Horden hatten ihren ersten Plan aufgegeben, fielen in Spanien ein und als sie von da zurückkehrten und wieder den Weg nach Italien einschlugen, fanden sie an dem Consul Marius einen eben so tapferen als schlauen Gegner. Er hatte sich an der Rhone verschanzt, seine verweichlichten Soldaten an Zucht und Abhärtung gewöhnt und harrte kampfgerüstet der Horden, die sich gerade, da die Entscheidung nahe war, von einander trennten: die Cimbern wendeten sich gegen die Donau und die Alpen hin, die Tiguriner wieder nach Helvetien, während die Teutonen mit den Ambronen auf dem nächsten Wege nach Italien vordringen wollten.

Mit furchtbarem Geschrei umschwärmten sie das Lager des Marius und forderten ihn zum Kampfe heraus. Als sie ihn weder durch wiederholte Angriffe noch durch Spott und Hohn vermochten, seine sichere Stellung zu verlassen, zogen sie am Lager vorüber, sechs Tage lang dauerte der Zug, und riefen die Wälle hinan, ob die Römer etwas an ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten.

Darauf verließ Marius sein Lager und zog ihnen nach. Bei Aix in der Provence holte er sie ein, da kam es zur Schlacht und die ungestüme Tapferkeit der Teutonen erlag der römischen Kriegskunst und List. Denn Marius hatte insgeheim die Feinde umgehen und im Rücken angreifen lassen. Da bemächtigte sich Schrecken und Verwirrung der Ueberfallenen, ihre Reihen wurden durchbrochen und zersprengt, die Widerstrebenden getödtet, und nur Wenige gefangen, unter ihnen ihr Führer Teutobach, und später in Rom im Triumphe aufgeführt, die ganze Nation nach der Aussage der Römer vertilgt. 100 v. Chr.

Die Cimbern waren unterdessen über die Alpen niedergestiegen und in den Thälern von Trient angelangt. An beiden Ufern der Etsch stand das Römische Heer wohl verschanzt. Als aber der Consul Lutatius Catulus sah, wie sie halbnackt auf Schilden über Schnee und Eis von den Bergen herab ins Thal niederfuhren: da floh er eilig über den Fluß und suchte den Horden den Uebergang zu wehren; aber sie sprangen in den reißenden Fluß und wollten mit ihren Schilden die Gewässer hemmen. Darauf stürzten sie Felsenstücke und Bäume mit den Wurzeln in das Bett, und erschreckt wich der Consul zurück und gab Lager und Land den Cimbern preis, die nun frei in den Reichthümern Ober-Italiens schwelgten.

So fand sie Marius siegestrunken und bereits halb erschlafft. Jetzt wollten sie nicht schlagen, sie forderten das eroberte Land für sich und ihre Brüder, die Teutonen. Solches Land, wie dieses, entgegnete Marius im Hohn, wolle er ihnen gewähren und ließ die Gefangenen vorführen. Darüber entstand bei den Cimbern eine wilde Bewegung, sie rüsteten zur Schlacht. Einer ihrer Anführer, Bojorix, sprengte heran und fragte nach ihrer Sitte um

Zeit und Ort zum Kampfe. In der Ebene bei Vercelli ward geschlagen, aber auch die Cimbern siegten nicht. Vergebens war all ihre Anstrengung, vergebens hatten sich die vordersten Reihen durch lange Ketten an einander geschlossen: Bojorix fiel, die Reihen wurden getrennt, die Einzelnen dann erschlagen oder gefangen. Als schon Alles verloren war, stritten noch die Weiber und vertheidigten die Wagenburg, wurden aber getödtet oder tödteten ihre Kinder und dann sich selbst, um der Knechtschaft zu entgehen. Gebrochen für immer schien die Kraft des mächtigen, aber unbekannten Volkes; denn niemals wurde mit Gewißheit ermittelt, von woher und weswegen es aus seiner Heimat aufgebrochen sei und Niemand ahnte damals, daß die Nachkommen ihrer Stammesbrüder einst die Welt umgestalten würden.

Beinahe dreihundert Jahre vor Christus hörte den Namen Teutonen schon ein wißbegieriger Mann, Pytheas, der von Massilia am Mittelländischen Meere gegen Mitternacht reisete, um die Gegenden und Völker zu erforschen, bei welchen Zinn und Bernstein gefunden wurden, die den Kaufleuten Massilia's durch den Landhandel zukamen. Aber Wesen, Sitten und Einrichtungen dieser Völker blieben unbekannt. Die Alpen bildeten die Scheidewand zwischen dem schönen Italien und seinen gebildeten Einwohnern und den barbarischen Völkerstämmen, die gegen Mitternacht und Abend hauseten; es hieß das große unbekannte Land im Allgemeinen nur das Land der Kelten bei den Griechen, das der Gallier bei den Römern, und man wußte lange nicht die vielen, den großen Erdstrich bewohnenden Völker von einander zu unterscheiden, viel weniger nannte man sie Deutsche.

Germanen.

Erst später wurde das Dunkel einigermaßen erhellt, welches auf jenen Völkern ruhte, aber die volle Gewißheit wurde nie bekannt und kann jetzt nach so vielen Jahrhunderten aus den wenigen und oft einander widersprechenden Nachrichten der alten Schriftsteller, durch die mühsamsten Forschungen und die gewagtesten Schlüsse nicht mehr ermittelt werden. Nur dies Wenige mag feststehen: In den Alpengebirgen wohnten die Helvetier in den verschiedenen Thälern, die wohl eben so viele Gaue bildeten; zunächst an sie stießen die Bojer und hatten alles Land inne am rechten Donau-Ufer hinab in unbekannter Ausdehnung.[1]) Die beiden

1) K. von Hallersberg: Von dem Bojohemum der Alten. 1818. „Die Bojer hatten in keinem Zeitraum ihre Wohnsitze in den hercynischen Wäldern am linken Ufer der Donau." S. 18.

Völker besaßen bereits unter sich zusammenhängende, von vielen Menschen bewohnte und den Städten nicht unähnliche Dörfer mit Handel und Gewerbe und selbst befestigte Orte.[1]) Jenseits der Donau trieben sich wandernde Stämme umher, die deshalb Sueven — herumschweifende Völker — hießen, deren tapferster und berühmtester Stamm die Markomannen waren; weiter zurück gegen Mitternacht und Abend hin wohnten die Sassen.

Helvetier und Bojer sollen ehemals über der Donau am Main hin gewohnt haben, wenn sich nicht vielmehr nur einzelne Schaaren dort niedergelassen hatten, die, dann vertrieben, sich wieder gegen die Alpen zurückwendeten.[2])

Alle diese noch urkräftigen Naturvölker lagen wegen der wachsenden Volksmenge im beständigen Kriege gegen einander und gegen die schwächeren Gallier und rückten immer weiter gegen Abend vor, verdrängten die Gallier und siedelten sich in deren Wohnsitzen an. So geschah es, daß auch viele Tausend Helvetier unter der Anführung eines herrschsüchtigen und deshalb eroberungslustigen Mannes auswandern und Gallien überfallen wollten, um sich der schönen, reichen Länder zu bemächtigen. Es waren die Tigurinen, die dazu aufriefen; Bojer, die ihr Glück zuerst gegen die Stadt Noreja versuchten, aber von da zurückgedrängt waren, schlossen sich an die Helvetier an.

Da die Ausziehenden auf dem nächsten Wege durch das römisch-gallische Gebiet vordringen wollten, trat ihnen Consul J. Cäsar entgegen, dem jene Provinz vom römischen Senat war zur Verwaltung übergeben worden, und begierig, sich durch glänzende Thaten den Dank und die Bewunderung der Römer und dann die Oberherrschaft in Rom selbst zu erringen, erfaßte er sogleich, da die Helvetier trotz seiner Abmahnung in Gallien einbrechen wollten, die Gelegenheit zum Kampfe, schlug die Vordringenden entscheidend und zwang die Uebrigen, in ihre Thäler zurückzukehren. Den Bojern gewährte er, sich im Gebiete der Aeduer niederzulassen, da diese selbst darum baten, um an der Tapferkeit der neuen Ansiedler eine bereite Hülfe gegen andere Feinde zu haben (58 v. Chr.), denn sie fühlten sich hart gedrückt von einem eingewanderten Suevischen Volke.

Dieses meldeten sie dem Cäsar durch ihre Gesandten, die zugleich mit vielen andern aus den entfernteren Gegenden gekommen waren, ihm Glück zu wünschen zu seinem Siege und ihn um Hülfe anzuflehen, weil ganz Gallien in Gefahr sei, eine Beute der Ein-

---

Welche Mühe sich Zeuß und Wittmann gaben, die Bayern von den Markomannen abzuleiten und ihnen als ursprüngliche Heimath Baias an der Elbe anzuweisen, ist bekannt. Dagegen weist der Recensent in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1840, S. 1151) darauf hin, daß aller Zweifel ganz einfach dadurch gehoben wird, wenn man nicht mit Tacitus (Germ. 28) annimmt, Bojer und Helvetier seien gallische Völker gewesen.

1) G. L. v. Maurer: Ueber die Bojer, ihre Städte und Verfassung zur Zeit der Römer.

2) Wittmann: Die älteste Geschichte der Markomannen. In den Abhandlungen der historischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie. 1855, S. 652.

dringlinge zu werden, wozu sie selbst unkluger Weise Veranlassung gegeben hätten. Denn im Streit um den Vorrang mit den Avernern haben diese und die Sequaner von jenseits des Rheines die Germanen zu Hülfe gerufen, von welchen anfangs fünfzehn Tausend über den Strom setzten. Aber bald seien Andere und Mehrere nachgefolgt, angelockt von Galliens fruchtbarem Boden, und jetzt betrage deren Zahl gegen Einhundertzwanzig Tausende, welche gegen ihre ehemaligen Freunde und Feinde gleich hart verfahren. Ihr König sei Ariovist, der, um sich zu behaupten, immer neue Schaaren über den Rhein rufe und so werde ganz Gallien in kurzer Zeit in die Gewalt der Germanen fallen, wenn Cäsar diese Gefahr nicht abwende; denn dieselben unterscheiden sich von den Galliern durch Gestalt, Sprache und Sitte und übertreffen sie an Tapferkeit bei Weitem wegen ihrer Roheit und der beständigen Kriege, in denen sie mit ihren Nachbaren leben.

Aus diesem Berichte erkannte Cäsar wohl, daß es gelte, Gallien entweder den Germanen zu überlassen oder für Rom zu erwerben, und sein Plan war schnell gefaßt. Er tröstete und ermunterte die Gesandten, versprach ihnen Hülfe und berief darauf den Ariovist, welcher unter seinem Consulate als König und Freund des römischen Volkes war begrüßt worden, zu einer Unterredung. Als aber dieser entgegnete, wer des Anderen bedürfe, komme zu ihm und er wisse nicht, was die Römer mit ihm und in seinem eroberten Lande zu schaffen hätten: da gebot ihm Cäsar, fortan kein Volk mehr über den Rhein nach Gallien zu rufen und weder die Aeduer noch deren Bundesgenossen zu bekriegen, die jetzt unter Roms Schutze wären, sonst würde er jede Beleidigung zu rächen wissen.

Darauf erwiderte Ariovist: Die Sieger schalten nach Belieben über die Besiegten, dieses Rechtes wolle auch er sich bedienen. So lang die Aeduer als Unterworfene gehorchen, suche er keinen Streit mit ihnen, wolle aber Cäsar, wie es scheine, Krieg gegen ihn, so werde er bald erfahren, was es heiße, mit einem Volke kämpfen, welches seit vierzehn Jahren sich im beständigen Kampfe tummle.

Auf dieses beschloß Cäsar, den Ariovist zu überfallen, ehe die neu gerufenen und bereits heranziehenden Schaaren zu dessen Beistand über den Rhein kämen, rückte in Eilmärschen vorwärts, schalt und ermunterte seine Soldaten, deren sich eine ungeheure Furcht wegen der Größe und unbezwingbaren Tapferkeit der Germanen bemächtigt hatte, und stand dem Feinde gegenüber, ehe dieser es vermuthete. Ariovist erstaunte und begehrte nun selbst die Unterredung, die er früher verweigert hatte. Aber sie war vergebens, das Schwert mußte entscheiden.

Ariovist wurde durch Wahrsagerinnen bestimmt, den Kampf nicht vor dem Neumonde zu beginnen; Cäsar erfuhr es und beschloß, eben deswegen sogleich zu schlagen. Er ordnete sein Heer und gezwungen führte auch Ariovist seine Schaaren herbei und stellte sie

Stamm gereiht an Stamm: Haruden, Markomannen, Sedusen und Sueven, dazu die Rheinvölker Triboken, Remeter und Vangionen dem Cäsar gegenüber auf. In seinem Rücken war die Wagenburg mit Kindern und Weibern, welche ihre in die Schlacht ziehenden Männer baten, sie nicht den Römern preis zu geben. 56 v. Chr.

Ariovist begegnete dem Feinde mit trotzigem Muth und in Kurzem war weder Raum zum Geschoß noch zum Schwert, so nah hatte Kampfeslust und Haß sie an einander gedrängt. Ariovist siegte auf dem rechten Flügel, der linke deckte sich, eng an einander geschlossen, durch Schilde von oben herab gegen Spieß und Pfeile, aber die Römer sprangen auf die Schilde der Germanen und trennten und zerstreuten die dichten Schaaren. Noch siegte der rechte Flügel, bis die Römer, die sich auf der linken Seite frei sahen, den Ihrigen zu Hülfe eilten. Darauf flohen die Germanen in Verwirrung an den Rhein. Nur wenige entkamen auf Kähnen oder durch Schwimmen, unter ihnen auch Ariovist. Die Meisten gingen zu Grunde, auch die zwei Gemahlinnen des Ariovist. Von ihm selbst ward Nichts mehr gehört. Als die Schaaren jenseits das Unglück ihrer Stammesgenossen vernahmen, kehrten sie in's innere Land zurück.

Cäsar gegen die Germanen.

Mit großer Besorgniß hörten die Belgier am Niederrhein von Cäsar's Thaten, erkannten daraus das nahe unvermeidliche Schicksal — Galliens Unterwerfung unter Rom — und kamen überein, den Sieger in seinen Fortschritten zu hemmen und sich selbst die Unabhängigkeit zu retten. Sie bestanden aus mehreren Stämmen, die alle über den Rhein herüber aus dem Lande der Germanen eingewandert waren und die alten gallischen Einwohner vertrieben oder unterworfen hatten. Die angesehensten und mächtigsten Genossenschaften waren die Bellovaken, Suessionen und Nervier, die Atrebaten, Ambianen, Morinen, Menapier, Eburonen und Andere; sie Alle hießen bei den Galliern Germanen — Wehrmannen? und ihr Name war seit Jahrhunderten auch den Römern bekannt. Diese traten jetzt bei der drohenden Gefahr in einen Bund zusammen, übertrugen dem Gallenkönige der Suessionen die Oberleitung des Krieges, gaben sich wechselseitig Geisel und riefen auch ihre Stammbrüder jenseits des Rheines zum allgemeinen Kampf auf.

Aber Cäsar, der alsobald Kunde von der großen Bewegung erhielt, eilte um so mehr, die noch Unvorbereiteten zu überfallen,

zu schrecken und den Bund zu trennen, die einzelnen Stämme mit Waffengewalt zu unterwerfen oder durch Milde und List zu gewinnen. Und es gelang ihm wider Erwarten, zumal er sich nicht scheute, treulos gegen die Vertrauenden zu handeln, wie er insbesondere mit den Usipeten und Tenchtheren verfuhr. Diese waren von den Sueven — der mächtigen und tapferen Genossenschaft im inneren Germanien — aus ihren Wohnsitzen vertrieben, bis an den Rhein vorgedrungen, hatten die Menapier diesseits und jenseits des Stromes bezwungen und zum Theil vertrieben und sich in deren Gebiete festgesetzt. Cäsar wollte die Eindringlinge nicht dulden, zog gegen sie, empfing aber auf dem Wege ihre Gesandten, welche von ihm ein Land zum Wohnen begehrten, er möge ihnen deshalb das eroberte lassen oder ein anderes gewähren; ungereizt würden sie nicht gegen ihn kriegen, gereizt aber ihre Ehre und ihren Waffenruhm behaupten, denn sie wichen an Tapferkeit nur allein den Sueven, welche Niemand bezwingen könne.

Cäsar antwortete ausweichend, rückte immer weiter vor, schon wurden die Vorderreihen handgemein, die Usipeten und Tenchtheren siegen; aber da ihre Reiterei noch auf einem Streifzuge abwesend war und der Angriff der Römer unvermuthet geschah, begaben sich alle Edlen in das Lager Cäsar's, um den voreiligen Kampf einiger Wenigen zu entschuldigen und um Waffenruhe zu bitten, bis sie wegen ihrer Aufnahme Antwort von den umliegenden Völkern und Nachricht wegen des Schicksals der abwesenden Reiter hätten. Cäsar hörte sie an, versprach nichts, ahndete nichts, behielt aber die Edlen bei sich und stürzte treulos auf die Schaaren ein, welche zerstreut und ruhig der Rückkehr ihrer Fürsten harrten und nun, verrathen und überfallen, größtentheils ermordet wurden. Nur Wenige entkamen glücklich über den Rhein in das Gebiet der Sigambern, zu welchen auch die Reiterei der Usipeten und Tenchtheren flüchtete, als sie, von ihrem Streifzuge zurückkehrend, das Schicksal der Ihrigen vernommen hatte. In kühnem Uebermuthe verlangte Cäsar die Auslieferung der Reiter, aber die Sigambern antworteten ihm: Am Rhein endet die Herrschaft der Römer; wenn er es für Unrecht hält, daß sie über den Strom gehen, was suche denn er in ihrem Lande?

Allein ihre Nachbarn, die Ubier, huldigten; sie boten, von den Sueven bedrängt, dem Cäsar selbst Geisel an und luden ihn ein, den Rhein zu überschreiten und sie von dem Drucke der Sueven schon allein durch seinen Anblick zu befreien. Cäsar erkannte daraus die Uneinigkeit der Germanischen Völker und beschloß den Uebergang, und mit Erstaunen sahen die Anwohner eine Brücke — die erste über den tiefen reißenden Strom — innerhalb weniger Tage entstehen. Da zogen sich die Sigambern zurück und als Cäsar jenseits erschien, fand er weder Dorf noch Haus, vernahm aber, daß die Sueven auf die Nachricht von seinem Uebergange Versammlung ge-

halten, Boten an alle Stämme umher gesandt, Weiber und Kinder in die Wälder geflüchtet und alle waffenfähige Mannschaft an einen Ort beschieden hätten, um insgesammt über die Römer herzustürzen.

Auf diese Kunde kehrte Cäsar zurück, brach die Brücke hinter sich ab und dachte zunächst nur an die gänzliche Unterwerfung Galliens. Da er aber einsah, dies könne nicht geschehen, wenn nicht zuerst die in Gallien heimisch gewordenen Germanischen Völkerschaften besiegt wären, die stets neuen Zuzug aus ihrer alten Heimath erhielten und von denen selbst die schon unterworfenen Gallischen Stämme zum neuen Kampfe aufgereizt würden: so wendete er sich mit aller Macht gegen die Völker am Niederrhein, schlug oder gewann immer die nächsten und drang immer weiter vor.

Den heftigsten Kampf hatte er zu bestehen mit den Treviren und dann mit Ambiorix, dem Fürsten der Eburonen, der den Römern mit solcher List und Tapferkeit begegnete und immer neue Hülfsvölker über den Rhein an sich zog, daß Cäsar vor Allem auf die Demüthigung desselben bedacht sein mußte und wie er die Völker jenseits des Rheines abhalten könnte. Deshalb ging er von Neuem über den Strom, ward von den Ubiern wieder freundlich aufgenommen, wagte es aber auch diesmal nicht, die Suevischen Stämme in das innere Land zu verfolgen, die doch den Treviren am meisten Beistand geleistet hatten. Auf seinem Rückzuge ließ er einen Theil der Brücke stehen, um die Germanischen Völker in Furcht zu erhalten, suchte und erhielt dann die Freundschaft einiger derselben und in bunter Mischung stritten die Einen für ihn, die Anderen gegen ihn. Er blieb Sieger, die Eburonen wurden beinahe vertilgt, ihr Name verschwand. Eben so siegreich kämpfte er den letzten entscheidenden Kampf gegen die Gallier, die sich vergebens der Römerherrschaft wieder zu entziehen suchten.

Alles Land abendwärts vom Rhein bis ans Meer war den Römern unterworfen und selbst diesseits des Stromes gehorchten bereits mehrere Völkerschaften, und dazu hatten dem Cäsar zuletzt die Germanischen Hülfsvölker selbst den meisten Beistand geleistet. Roms Herrschaft in Gallien war gesichert, Cäsar konnte selbst nach Britannien übersegeln und dieser Insel schon dasselbe Schicksal vorbereiten. Als er dann zum entscheidenden Kampf um die Alleinherrschaft über das ganze römische Reich gegen Pompejus zog, verdankte er den Sieg bei Pharsalus vorzüglich den germanischen Reitern, die in seinem Solde mit ihm gezogen waren. Und von da an wurde Jahrhunderte lang von den Römern keine Schlacht mehr geschlagen, an der nicht Deutsche Theil nahmen.

Der überglückliche Cäsar genoß seiner Triumphe und der Herrschaft nicht lange, schon am 15. März 44 v. Chr. starb er in Rom, von dreiundzwanzig Dolchstichen der gegen ihn verschworenen Senatoren ermordet.

Der Römer Herrschaft am Rhein und an der Donau.

Nach Cäsar's Abgange walteten römische Statthalter über Gallien und Belgien, doch weder ihr Ansehen noch ihre Macht schützte die germanischen Völker, die sich den Römern in Rath und That freundlich gezeigt hatten, vor der Rache ihrer Stammgenossen, und die Ubier namentlich wurden von den Sueven so hart bedrängt, daß der Statthalter Agrippa sie herüberholte und auf dem linken Rheinufer ansiedelte, da, wo später auch eine römische Kolonie gegründet wurde, woher noch heute der Name Köln. Die Ubier sollten zugleich eine Wehr gegen ihre Brüder jenseits bilden.

Aber die Nachricht vom Tode Cäsar's und von dem Kampfe der vornehmsten Römer um die Oberherrschaft erregte in Gallien und Belgien den Wunsch, sich dem Joche der Fremden zu entziehen. Die Morinen und andere Belgier erhoben sich zuerst, Sueven gingen zu deren Beistande über den Rhein, fanden jedoch die Statthalter gerüstet und der Aufstand wurde unterdrückt. Lange konnte aber, dies war vorauszusehen, der Friede von keiner Seite dauern: die noch freien Germanen mußten sich vor den Römern wehren und ihren unterdrückten Brüdern bei jeder Gelegenheit zu Hülfe eilen, die Römer dagegen trachteten ihre Grenzen immer weiter vorzurücken, um ihre Eroberungen zu sichern. Diesen Plan befolgte denn auch Octavianus Augustus, Cäsar's Schwester Enkel, welcher in Rom die höchste Herrschaft erlangt hatte und die eroberten Provinzen in Abhängigkeit zu erhalten und andere zu gewinnen strebte. So konnte es an Veranlassung zum Zwist und Kriege nicht fehlen.

Das ehemals freundschaftliche Verhältniß zwischen den Germanen diesseits und jenseits des Rheins wurde erneuet, römische Kaufleute gingen von Gallien des Gewinnes wegen häufig über den Strom und brachten den noch freien Germanen neue Waaren, neue Bedürfnisse und neue Götter; der milde berauschende Wein, früher verabscheut, wurde nun eingeführt und gegen Thierhäute, Wachs und Honig eingetauscht. Als aber eines Tages die Kaufleute als Kundschafter oder Betrüger erschlagen wurden, befahl Augustus, die That zu rächen, und der Statthalter Vinicius zog verheerend durch das Gebiet der Sigambern. Schon glaubten die Römer deren Unterwerfung gesichert und sandten Boten, um Steuern zu erheben; allein die Abgesandten wurden gefangen und ans Kreuz geschlagen, und Sigambern, Usipeten und Tenchtheren gingen darauf selbst über den Rhein und verwüsteten das Land.

Dies bewog den Augustus, selbst nach Gallien zu gehen und die Grenzen gegen das Land der Germanen zu sichern; er legte auf dem linken Rheinufer Kolonien und Festungen an und hielt auf dem

Strome eine gerüstete Flotte. Damals entstanden Trier, Speier und Worms mit noch anderen römischen Pflanzstädten. Durch diese Anstalten befestigte er die römische Macht, konnte jeden Aufstand leicht unterdrücken und die Sueven abhalten. Darauf theilte er das Land in verschiedene Provinzen, nannte die am Niederrhein Belgien, die aufwärts am Strome gelegenen aber zweites und erstes Germanien, weil hier die germanischen Völker wohnten, die schon in früheren Zeiten über den Rhein gegangen und sich da niedergelassen hatten.

Bald darauf kam auch für die an der Donau und darüber hinaus wohnenden germanischen Stämme die Gefahr von den Römern immer näher. Zuerst wurde Pannonien, dann das Norreich bezwungen und zur römischen Provinz gemacht und endlich sandte Augustus seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius gegen die Alpenvölker, welche von Zeit zu Zeit nach Ober-Italien Einfälle machten. Jener drang über Trient, dieser von Gallien her durch das Gebiet der Helvetier vor. Auf dem Bregenzer See wurde eine römische Flotte gebaut und die umwohnenden Völker bezwungen. Der Kampf mit diesen war hartnäckig, aber die römischen Geschichtschreiber fanden es nicht der Mühe werth, auch nur einen Anführer oder eine ausgezeichnete That ihrer Feinde zu berichten. Die zerstreuten Einzelhöfe und Weiler, sowie die Dörfer und Gaue der Helvetier und Bojer kamen in die Gewalt der Römer. Weil aber das bezwungene Volk zahlreich und kriegerisch war, führten die Sieger den größten und kräftigsten Theil der jungen Mannschaft aus dem Lande und nannten die eroberten Länder Vindelicien und Rhätien oder nachmals blos hohes und niederes Rhätien, unter welchen sie die Alpenländer bis an die Donau begriffen, an welche sich weiter gegen Morgen an dem Strome hinab Norikum anschloß. Diese Namen gelten von da an Jahrhunderte lang, die Namen Bojer und Helvetier wurden zurückgedrängt, obgleich die Völker in ihren vielen Verzweigungen[1]) und in ihren Sitten und Sitzen fortdauerten, bis sie in der Folge wieder in neuer Kraft erscheinen. Viele Bojer sind wohl auch über die Donau hinausgewandert in das freie Germanien.

Römerherrschaft an der Weser und Elbe.

Diese glücklichen Fortschritte reizten die Römer zu neuen Unternehmungen und erzeugten endlich den Wunsch, das große germanische Volk in seinem Heimathlande selbst zu bezwingen. Veranlassung

1) In dem „Tropaeum Alpium" sind die einzelnen von den Römern bezwungenen Stämme oder Gaue angegeben. Andr. Buchner: Ueber die Einwohner Deutschlands im 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. — Abhandlungen der königlich bayerischen Akademie. 1837, S. 81.

zum Kampfe fand Drusus, der von Augustus in Gallien zurückgelassen war, als die Sigambern, Usipeten und Tenchtheren in dieses Land einfielen, wahrscheinlich von ihren deutschen Brüdern selbst gerufen, welche über die gesteigerten Forderungen der Römer aufgebracht waren. Drusus schlug die Eingefallenen zurück und verfolgte sie über den Rhein in ihr eigenes Land, durchstreifte mehrere Gegenden, wobei er von der Flotte unterstützt wurde, ließ selbst einen Kanal zur Verbindung des Rheins und der Yssel graben, um der Flotte einen Weg in den Zuyder-See zu öffnen und während diese an den Küsten der Nordsee hinsegelte, drang er zu Lande vor und unterwarf mehrere deutsche Stämme. Auf diesem Zuge wurde er von Batavern und Friesen unterstützt, deutschen Völkern, die er vorher zu Bundesgenossen geworben hatte. Sie bahnten ihm die Wege, deckten ihm den Rücken und dienten ihm selbst als Führer. Die Uneinigkeit der Deutschen erleichterte seine Unternehmungen, dann schützte er seine Eroberungen durch den Bau mehrerer Festen und kehrte als Sieger nach Gallien zurück, Willens, im folgenden Jahre sein Werk fortzusetzen, zumal er gehört hatte, die deutschen Stämme liegen selbst gegen einander im Kampfe. 12 v. Chr.

Es hatte sich nämlich zur Abwehr der Römischen Knechtschaft ein Bund gebildet, dem mehrere Völkerschaften beitraten, nur die Chatten, schon Freunde der Römer, weigerten sich dessen. Alsobald erhoben sich deshalb die Sigambern gegen dieselben. Da erschien Drusus seinen Bundes-Genossen zu Hülfe, bezwang die Usipeten und zog verwüstend durch das Land der Sigambern bis an die Weser, wo die Cherusken wohnten. Mangel an Lebensmitteln und der nahende Winter hinderte ihn an weiteren Unternehmungen, glücklich entging er auf dem Rückwege den Nachstellungen der Germanen, sicherte seine Eroberungen und die den Römern treu ergebenen Chatten durch Burgen und dachte in Zukunft unter deren Schutze weiter vorzudringen.

Aber kaum war er entfernt, als die Chatten reuevoll im Gefühl ihrer alten Freiheit und deutschen Abstammung sich dem Bunde der Römer entzogen, sich ihren Nachbarn anschlossen und den Kampf begannen. Alsobald kam Drusus rächend, bezwang sie, und verheerte weithin alles Land. An der Elbe setzte er seine letzten Siegeszeichen. Auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde und starb zehn Tage darauf in den Armen seines Bruders Tiberius, der auf die Nachricht von dessen Unfall herbeigeeilt war.

Dieser hoffte schnell zu vollenden, was so glücklich begonnen war und rüstete mit aller Macht zum Einfall in das nördliche Deutschland. Augustus kam deshalb selbst nach Gallien, um dies in Ruhe zu erhalten und Tiberius ging über den Rhein. Erschreckt sandten die umwohnenden Völker Friedensboten, nur die Sigambern nicht, und Augustus wies alle Anträge zurück, bis auch sie ihre Edelsten zur Unterhandlung schickten. Allein sie wurden zurück-

behalten und die Einzelnen in verschiedene Städte Galliens vertheilt; da tödteten sie sich Alle aus Schmerz oder Sehnsucht nach der Heimath oder aus Liebe zu ihrem Volke, damit dieses ohne Sorge für sie den Kampf mit den Römern fortsetzen könnte. Doch bald schien jeder Widerstand vergebens. Tiberus drang siegreich von Gau zu Gau, führte über vierzig Tausend Gefangene nach Gallien und endlich wichen selbst die Cherusken, die lange Zeit tapfer widerstanden hatten, der Gewalt, List und Ueberredung und schlossen ein Freundschafts-Bündniß mit den Römern. Nach Rom aber ward berichtet: Ganz Deutschland ist mit Waffen durchzogen, Völker, kaum dem Namen nach früher gekannt, sind unterworfen, die ganze zahlreiche Jugend der Chauken, Leute von ungeheurer Größe, haben vor unserem Heere die Waffen gestreckt; die Langobarden, alle übrigen Deutschen an Wildheit noch übertreffend, sind gedemüthigt, das Römische Heer kam vierhundert Meilen vom Rhein bis an die Elbe.

Dies geschah zur Zeit der Geburt Christi. Rom nannte das Land zwischen dem Rhein und der Elbe seine Provinz; Burgen im Lande, besonders an den Flüssen, erhielten und erzwangen fortwährend Gehorsam, zugleich war Augustus bedacht, die Deutschen Fürsten und deren Söhne zu gewinnen, sie zum Eintritt in das Römische Heer zu vermögen und an sein Hoflager zu ziehen, so wie durch Ehren und Auszeichnungen und Belohnungen sie an sich zu fesseln. Und ihrer Viele ließen sich durch den Reiz des Neuen, durch den Glanz der Freundschaft mit dem mächtigen Kaiser blenden; wer nicht huldigen wollte, zog sich weiter zurück, die Uebrigen aber wurden Verbündete und Schützlinge der Römer, dienten in deren Heere, wanderten in Schaaren nach Rom, wo sie zum Kampfe für ihre Unterdrücker gebildet wurden. Augustus nahm die schönsten und kräftigsten Jünglinge sogar in seine Leibwache auf. So schien denn auch das nördliche Deutschland für immer besiegt und ganze Stämme nahmen allgemach römische Sitten an.

Hermann und Marbod.

Nur den mittleren Theil von Deutschland hatten die Römer noch nicht heimgesucht, das eigentliche Sueven-Land. Nach Ariovist waltete hier Marbod, ein Jüngling aus dem fürstlichen Geschlechte der Markomannen. Er war, vielleicht als Geisel, nach Rom gekommen, von Augustus mit großer Auszeichnung behandelt worden, trat nach seiner Rückkehr an die Spitze der Sueven und übernahm oder gründete bei ihnen die königliche Gewalt. Ganz und gar nicht geneigt, sich der Herrschaft der Römer zu unterwerfen, sondern viel-

mehr Willens, selbst ein großes Reich zu schaffen, suchte er die Suevischen Stämme in eine engere Verbindung zu bringen, was ihm theils durch Ueberredung, theils durch Waffengewalt glückte; dann zog er sich, die Nähe der Römer und die Verwickelungen mit ihnen scheuend, vom Rhein in das innere Land zurück und schlug seinen Sitz in dem von Bergen umschlossenen Gebiete auf, welches jetzt Böhmen heißt.

Hier wollte er ein Reich nach dem Vorbilde des Römischen aufrichten und in selbstherrlicher Macht walten. Er hatte sich eine Leibwache ganz nach Römischer Weise gebildet und eingeübt, wußte schlau den Schein eines Freundes der Römer zu behaupten, indessen er sein Heer vermehrte und den Kreis der ihm verbündeten Stämme vergrößerte, so daß sein Reich sich immer weiter gegen Morgen und Mittag hin ausdehnte. Schon waren die tapferen Langobarden im großen Sueven-Bunde unter Marbod vereinigt, andere in ihrer Selbstständigkeit bedroht. Da sandten die Semnonen und Hermunduren an Augustus und baten um Hülfe. Dieser schickte seinen Statthalter Domitius Ahenobarbus mit einem Heere ab, der drang über die Donau bis an die Elbe vor, schloß mit den Semnonen ein Bündniß, wies den umherirrenden Hermunduren, welche die Auswanderung der Unterwerfung unter Marbod vorzogen, Sitze zwischen dem Main und der Donau an und kehrte dann zurück, ohne sonst etwas auszuführen; Marbod scheint dem Kampfe mit ihm ausgewichen und noch weiter gegen Morgen gezogen zu sein.

Augustus aber glaubte nicht länger zaudern zu dürfen, diesem Gefahr drohenden Feinde zu begegnen, ehe er noch mächtiger würde; der Kampf gegen ihn war beschlossen und Marbod sollte zu gleicher Zeit von zwei Seiten her überfallen werden; vom Norden her von dem Römischen Statthalter Sentius Saturninus und von Pannonien her von Tiberius selbst, der bereits mit einem Heere an der Donau lagerte. Allein Unruhen, die in Illyrien ausbrachen, zwangen den Tiberius, dahin zu eilen und Marbod blieb im Frieden.

Zu derselben Zeit bildete sich im nördlichen, den Römern unterworfenen Deutschland insgeheim der Bund der Cherusken, um die alte Freiheit wieder zu erringen. Denn tief empört über das Walten des geldsüchtigen Quintilius Varus, der als Statthalter in jenen Gegenden nach Roms Gesetzen Recht sprach und mit einem Mal deutsche Sitte und Sprache vertilgen und Schätze für sich erpressen wollte, beredeten sich mehrere Stämme mit einander und ein kühner Jüngling, Armin, des Cherusken-Fürsten Sigmar Sohn, wurde zum Anführer des Aufstandes gewählt und für alle Zukunft dauert sein Name als Hermann fort.

Er diente früher selbst im Heere der Römer als Anführer seiner Landsleute, war von Augustus sogar mit der Römischen Ritterwürde ausgezeichnet worden, kannte der Feinde Art und Weise und wußte ihnen am Besten zu begegnen. Auf seine Werbung

schlossen alle die kleinen Völkerschaften zwischen der Weser und Elbe einen Bund, unter ihnen die Vornehmsten: die Cherusken, Brukteren, Marsen und Chatten. Zeit, Ort und Plan des Angriffes wurden bestimmt und Varus durch geheuchelte Huldigung indessen so sicher gemacht, daß er nicht einmal einem Fürsten der Cherusken, dem Segest, glaubte, als dieser ihm den ganzen Plan enthüllte, oder Varus verachtete den Rath im Gefühle seines Uebermuthes und seiner Macht.

Als der bestimmte Tag erschien, empörte sich der Verabredung gemäß ein an der Ems wohnender Stamm und fiel auf die Römer. Varus beschließt sogleich auf dem kürzesten ungebahnten Wege durch Wald und Sumpf gegen denselben aufzubrechen und beurlaubt bei dem nächtlichen Gastmahle den Hermann mit dessen Genossen, damit er den deutschen Heerbann aufbiete und ihm folge. Vergebens warnt Segest und fordert selbst seine und der Uebrigen Verhaftung, bis Alles entdeckt sei. Varus glaubt nichts oder verachtet Alles, Hermann scheidet von ihm, sammelt die Genossen und ermordet die zurückgelassenen Römer und eilt auf näheren ihm bekannten Wegen dem Varus nach. Mühsam war dieser unterdessen im langen Zuge mit Packwagen, Lastthieren, Weibern und Kindern in der Wildniß fortgezogen. Mit jedem Augenblick hofft er das Ende des Waldes zu erreichen, wächst die Unordnung: da sieht er unvermuthet von allen Seiten die Feinde auf sich eindringen. Vergebens sucht er Hülfe in allen Mitteln der Kriegskunst, vergebens im festen Lager sich zu schützen, dazu ward ihm weder Zeit noch Raum, der dichte Wald hemmt die Eile und das Geschrei der Deutschen vermehrt den Schrecken der Römer. Inzwischen löst häufiger Regen und Sturm das Erdreich auf, zerbricht die Bäume und macht jeden Schritt unsicher. Mit großem Verluste, immer von den Feinden umschwärmt und bedrängt, zieht Varus fort und kommt endlich gegen Abend auf einen freien Platz. Da befiehlt er alles Entbehrliche zu verbrennen und bricht am folgenden Tage auf, zwar im besser geordneten Zuge, aber wieder durch Wald und Moor verfolgt und geängstiget auf allen Seiten.

Dem Ermüdeten bringt die Nacht und ein sicheres Lager auf offenem Gefilde nur kurze Ruhe, der Morgen des dritten Tages naht entscheidend. Heftiger dringen die Deutschen heran, ihre Schaaren mehren sich mit jedem Augenblicke, die Verzweiflung der Römer wächst, ihre Reihen werden durchbrochen, zwei Adler genommen und vergebens sucht Varus, selbst verwundet, mit der Reiterei sich durchzuschlagen. Es gelingt weder Flucht noch Widerstand; die Meisten gehen durch das Schwert der Feinde oder ermattet in Wildnissen und Sümpfen zu Grunde, während das Fußvolk langsam und immer kämpfend fortzieht. Als Varus alle Hoffnung zur Rettung verloren sieht, stürzt er sich in sein Schwert und verzweiflungsvoll ergeben sich darauf die Uebrigen an die Deutschen. Diese übten furchtbare Rache. Geschlachtet fielen die Edelsten der Römer an den

Altären und die Römischen Richter endeten unter grausamen Martern für ihre ungerechten Sprüche. Ganze Römische Geschlechter, die des Ruhmes und der Beute wegen nach Deutschland gekommen waren, gingen damals zu Grunde oder mußten den Siegern als Leibeigene dienen. Dann wurden die Häupter erschlagener Pferde und die genommenen Adler als Siegeszeichen an Bäumen aufgehangen und die reiche Beute an Waffen, Geschmeide und Gefangenen vertheilt, des Varus Haupt an Marbod gesandt, der es nach Rom schickte. Diesen Sieg errangen die Deutschen im J. 9 nach Chr. in der Gegend, wo sich jetzt das von v. Bandel errichtete herrliche Denkmal erhebt.

Mit Schrecken erfuhr man in Rom die entsetzliche Nachricht, drei Legionen, die tapfersten, seien an der Weser gefallen. Laut klagte der alte Kaiser in seinem Palaste, entließ in Angst die Deutschen aus seinem Dienste und aus Italien und rüstete mit Macht gegen einen Ueberfall, denn er glaubte die Sieger schon über den Rhein, ja über die Alpen vorgedrungen. Aber diese hatten sich, nachdem sie die fremde Herrschaft gebrochen, die Burgen zerstört und die Römer aus ihrem Lande verjagt, wieder ruhig zu ihrer alten Lebensweise gewandt, ja sie gingen nicht einmal über den Rhein, ihre deutschen Brüder in Gallien zum Kampfe aufzureizen.

Damit dieses nicht etwa doch geschehe, eilte Tiberius nach Gallien und fand zu seiner großen Freude nicht nur dieses Land, sondern auch das Römische Germanien am Rhein ruhig, ging dann über den Strom, zog sich aber bald wieder zurück. Er blieb nicht lange in Gallien, übertrug dessen Verwaltung an Germanikus, den tapferen Sohn des Drusus, und ging nach Rom, wo er bald darauf nach dem Tode des Augustus die Herrschaft über das große Römische Reich übernahm. 14 n. Chr.

Germanikus aber zog, um seine unzufriedenen Legionen zu beschäftigen, über den Rhein, überfiel die sorglosen Marsen bei einem Feste, tödtete ihrer Viele, verbrannte Tanfanum — den heiligen Tannen-Hain? — verwüstete ihr Gebiet und das der Chatten, konnte sich jedoch nicht festsetzen, sondern mußte unter großen Gefahren zurückkehren. Schon im folgenden Jahre erschien er wieder, der Zwist der Deutschen unter einander selbst bot ihm erwünschte Gelegenheit. Denn Segest verhehlte auch nach Hermann's Siege seine Anhänglichkeit an die Römer nicht und suchte deren Herrschaft auf's Neue einzuführen, ja im Groll über Hermann, der ihm seine Tochter Thusnelda entführt und zur Gattin genommen hatte, überfiel er ihn und führte ihn gefangen mit sich. Aber die Freunde Hermann's befreiten den Gefangenen und belagerten dann selbst den Segest.

Da sandte dieser heimlich Boten an Germanikus, der die Chatten unvermuthet überfallen und selbst eine Römische Burg wieder hergestellt hatte, daß er ihm zu Hülfe komme. Und der Römer, schon im Begriffe, über den Rhein zurückzukehren, wendete wieder um,

befreite den Belagerten und führte ihn mit seinem ganzen Hause und Gefolge nach Gallien, auch Thusnelda war unter denselben. Hermann aber rief darauf von Gau zu Gau zum erneueten Kampfe und bald stand er mit seinen Schaaren zwischen Ems und Weser den Römern gegenüber. Beinahe erlitten diese hier das Schicksal des Varus, nur der allzu ungestüme Andrang der Deutschen, und Klugheit und List des Römischen Feldherrn Cäcinna, rettete dessen Heer. Darauf erschien Germanikus mit einem zahlreicheren Heere, indem die Flotte zu gleicher Zeit an den Küsten der Nordsee hinsegelte und durch die Mündung der Weser eindrang. Da wurde alles Land zwischen der Lippe und Ems verwüstet und die Römer kamen bis zur Stelle, wo Varus mit seinen Legionen erlegen war. Die traurigen Ueberreste wurden gesammelt und ehrenvoll bestattet, versenkte Adler entdeckt und wieder als Siegeszeichen vorangetragen, von Neuem erhoben sich die Bollwerke der Römer und der fortdauernde innere Zwist der nördlichen Deutschen erleichterte die Fortschritte der Feinde. War und blieb ja der eigene Bruder Hermann's im römischen Dienste. Dazu kam, daß Germanen aus Gallien und sogar manche der diesseits am Rheine wohnenden Stämme gegen ihre deutschen Brüder kämpften und den Römern siegreiche Bahn eröffneten.

Vergebens bot Hermann all sein Ansehen auf, die Deutschen zu vereinigen, die vordringenden Römer aufzuhalten und die weichenden zu verfolgen; vergebens wagte er das Aeußerste und stürzte sich oft mitten in den Kampf. Die größere Kriegskunst der Römer entriß ihm den Sieg, er mußte weichen und rettete sich einst nur durch die Schnelligkeit seines Rosses und weil er sein Antlitz durch Blut unkenntlich gemacht hatte. Die Römer errichteten Siegeszeichen und Altäre ihren Göttern zum Dank, und Burgen, um die Deutschen in Unterwürfigkeit zu erhalten; doch diese zerstörten im wilden Anlaufe bald Alles wieder.

Darauf gebot und begann Germanikus einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die Deutschen, von nun an wurden keine Gefangenen mehr gemacht, sondern Alles dem Tode und der Vernichtung geweiht. Erschreckt über solches Wüthen huldigten die benachbarten Stämme und schon hoffte Germanikus im nächsten Feldzuge das nördliche Deutschland ganz zu bezwingen. Da rief ihn der mißtrauische, eifersüchtige Tiberius nach Rom zurück. Es sei nun der Siege und Niederlagen genug, man könne die Cherusken und übrigen barbarischen Völker ihrem eigenen Zwiste überlassen. Germanikus gehorchte und feierte in Rom einen glänzenden Triumph über die besiegten deutschen Völker.

Marbod's und Hermann's Ausgang.

Marbod hatte all diesen Kämpfen ruhig zugesehen, nur bedacht, seine Herrschaft zu vergrößern und zu befestigen. Er schaltete eigenmächtig in einer Weise, wie die Deutschen an ihren Königen nicht gewohnt waren. Deshalb entzogen sich ihm die Semnonen und Langobarden und schlossen sich dem Bunde der Cherusken an, während Hinkmar, Hermann's Oheim, zu Marbod übertrat. Bald kam es zum offenen Kampfe. Auf der einen Seite standen mit Hermann alle Freunde deutscher Unabhängigkeit, auf der andern Seite die Genossen Marbod's, Beide stritten mit Erbitterung für ihre Sache, aber ohne Entscheidung. Als sich jedoch Marbod zurückzog und es nicht wagte, dem Hermann zum zweiten Mal zu begegnen, verließen ihn Viele und gingen zu Diesem über. Darauf scheute er es nicht, sich um Unterstützung gegen seinen und der Römer Feind nach Rom selbst zu wenden, mußte aber von Tiberius vernehmen: Man begreife nicht, wie Marbod die Hülfe der Römer begehren möge, da er ihnen doch in ihren Kämpfen niemals Beistand geleistet habe. Doch sendete Tiberius seinen Sohn Drusus, der zwischen den beiden Gegnern einen Frieden vermittelte, zugleich aber für Rom sorgte. Denn unvermuthet erhob sich, wahrscheinlich mit römischem Gelde und Beistand, Katwald, ein Gothenfürst, gegen Marbod. Derselbe war früher von diesem aus seinem Vaterlande vertrieben worden, hatte dann ein Gefolge um sich gesammelt und brach jetzt in das Land der Markomannen ein, gewann mehrere der Vornehmsten und bemächtigte sich schnell des Hauptplatzes und der hier aufgehäuften Schätze seines Feindes. Marbod floh mit dem ihm treuen Gefolge über die Donau in's römische Norikum und bat den Tiberius um Hülfe. Dieser gewährte ihm jedoch nur eine sichere Zufluchtsstätte in Italien und, wenn er wollte, wieder freien Abzug. Der verlassene Fürst begab sich darauf nach Ravenna, wo er noch achtzehn Jahre lebte, von den Römern als ein Schreckbild gegen die Sueven gehalten, wenn je von diesen Gefahr drohe. Drusus wurde wie ein Sieger in Rom empfangen, weil er den listigen Feind in dessen eigenen Schlingen gefangen.

Nicht lange nach Marbod's Vertreibung kam Hermann in den Verdacht, er strebe nach ungemessener Herrschaft, oder es traf ihn der Neid und Haß der Mißgünstigen, und der Chattenfürst Abgandester verlangte von Tiberius sogar Gift, um denselben aus dem Wege zu schaffen, was der Kaiser jedoch als Roms unwürdig verweigerte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hermann die unter mehrere Fürsten vertheilte Macht in seiner Person zu vereinigen strebte, er wurde deswegen von seinen zur Mitherrschaft berechtigten Verwandten bekämpft und fiel endlich durch deren Hinterlist, 21 n. Chr., in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahre.

Auch Katwald genoß bei den Sueven seines Glückes und seiner Hoheit nicht lange; er wurde von den Hermunduren bekriegt und geschlagen und flüchtete zu den Römern, welche ihm Frejus in Gallien zum Aufenthalte anwiesen. Auch er wurde wie Marbod von seinem Gefolge in die Verbannung begleitet, Tiberius aber hielt es für bedenklich, diese Gefolgschaften in der Umgebung ihrer Fürsten zu lassen und wies denselben Sitze am rechten Ufer der Donau (in Ober-Ungarn) an und gab ihnen einen Quaden — Vannius — zum Könige.

Das alte Deutschland mit seinen Bewohnern.

Von römischen Geschichtschreibern, die jedoch nicht selbst nach Deutschland kamen, wenigstens nicht in das Innere, und die nur berichteten, was sie selbst gehört hatten, lernen wir den Zustand unseres Vaterlandes und seiner Bewohner in jenen Zeiten einigermaßen kennen. Ein ganz treues Bild gewannen sie wohl selbst niemals und ist jetzt aus den mangelhaften Berichten herzustellen unmöglich.

Als die Römer das Land kennen lernten, fanden sie es voll Waldungen, die sich Tagereisen weit über Berge und Ebenen ausbreiteten, wenig bebaut und darum noch unbekannt, ob überhaupt fruchtbar oder nicht, von mehreren Bergketten durchzogen, die von dem Alpenstock ausgehend sich in mannigfachen Verzweigungen ausbreitend und gegen Mitternacht an das Meer hin sich absenkten. Dahin ergossen sich auch die vielen Ströme mit ihren Nebenflüssen, meist in wechselnden Betten, und ungeheuere Seen lagerten am Fuße der Alpen, Sümpfe und Moräste dagegen in den Niederungen gegen das Meer hin. Nur der größte Strom floß in durchbrochenen Felsenthälern und Ebenen gegen Morgen in's Schwarze Meer. In den unermeßlichen Urwäldern, welche weder Bedürfniß noch Kunst je gelichtet, wohnte mit Hirschen, Rehen, Schweinen Elenthieren, Wölfen und Bären der Ur, etwas kleiner als der Elephant, dem Stiere gleich an Gestalt und die Jagd auf ihn gereichte zur Uebung und zum Nutzen. In den Gebirgen hauseten Steinböcke, Gemsen und anderes Wild, in den Ebenen mit den üppigsten Weiden schweiften Heerden wilder Pferde umher, klein und unansehnlich von Gestalt, aber einmal bezähmt, von großer Schnelle und Ausdauer. Was die vielen Gebirge in ihrem Schooße bargen, war unerforscht, Eisen gekannt, doch nicht hinlänglich vorhanden, von Gold und Silber wußte man nichts. Der Himmel erschien rauh und unfreundlich, und mit Schrecken sprach der Römer von dem Lande, in dem die Flüsse gefroren, erst spät aufthauten und in starken Strömungen

aus den feuchten Wäldern rauschten; von dem Lande, in dem weder Wein noch andere Früchte, als Holzäpfel und Schlehen wuchsen und kein Frühling sein buntes Leben ausschüttete, in dem der Sommer aus den dichten Waldungen schädliche Dünste erzeugte und Name und Güter des Herbstes unbekannt waren. Nach dem kurzen Sommer und dem langen Winter folgten ungeheuere, Alles überschwemmende Regengüsse. Nichts lockte den Fremdling zur Beute oder Ansiedelung in dem armen Lande.

Wie viele Jahrhunderte vorher schon der weite Erdstrich bewohnt war, wußte Niemand. Die Sage erzählte, Deut oder Teut mit seinem Sohne Mann sei der Stammvater des Volkes gewesen und nach ihm nannte es sich Deutsche. Alle Stämme, die zu dem großen Volke gehörten, beurkundeten durch dieselbe hohe Gestalt und den trutzigen Blick aus den blauen Augen, durch die weiße Hautfarbe und das blonde schlichte Haar, sowie durch die gleiche Sprache und Sitte auch die gleiche Abstammung. Doch zeigte sich schon eine Verschiedenheit bei den einzelnen Stämmen, wie es bei einer so großen Völkerschaft und der Größe des Raumes, den sie einnahmen, nicht wohl anders möglich war. Es erscheinen die am Rhein und an der Donau Wohnenden in der Bestellung der Felder, in der Hauswirthschaft und in der Verfertigung der nothwendigsten Geräthschaften den übrigen weit voraus. Offenbar nahmen die Stämme, welche früh und häufig mit den gebildeteren Kelten und dann mit den Römern in Verkehr traten, unwillkürlich oder mit Wahl Manches an, was die weiter rückwärts wohnenden Stämme noch nicht kannten oder zurückwiesen. Auch selbst bei diesen erschien manche eigenthümliche Verschiedenheit.

Cäsar unterschied deutlich Sassen und Sueven, Jene wohnten den Galliern nördlich, diese östlich. Die Sassen hatten feste Wohnsitze und Grundeigenthum und trieben vorzüglich Ackerbau, die Sueven dagegen erscheinen als ein kriegerisches Hirtenvolk, das in beständiger Bewegung und im Kriege begriffen war. Sie hatten kein gesondertes Eigenthum, sondern das Land wurde alljährlich vertheilt, jedoch so, daß Geschlechter und Sippen in Vereinigung blieben. Als Gründe dieser Einrichtung gibt Cäsar an, damit bei dem Volke nicht die Kriegslust durch die Anhänglichkeit an den Boden ersterbe und die Mächtigen nicht auf Kosten der minder Mächtigen nach Erweiterung ihres Grundbesitzes streben, damit sie sich nicht bequeme Wohnungen bauen, in denen sie gegen Hitze und Kälte geschützt seien und dadurch verweichlicht werden, damit sich ihrer nicht die Begierde nach Reichthum — der Quelle aller Parteiung und Unordnung — bemächtige, und endlich, damit Keiner sich über den Anderen erhebe, was nicht leicht möglich sei, wenn Einer wie der Andere gleiches Loos habe. Diesen gemäß waren denn auch die Kriege der Sassen zunächst auf Abwehr und Vertheidigung, die der Sueven auf Eroberung gerichtet. Jene führten lange Schilde und ungeheuere Lanzen, die Sueven aber

kurze Schilde und kurze Lanzen; auch die Art, das Haar zu tragen, war verschieden, obgleich Beide das Haar nicht verschnitten, sondern es sorgfältig als Auszeichnung der Freien pflegten.[1])

Die Wohnungen der Deutschen lagen meistentheils zerstreut, Jeder siedelte sich da an, wo ihn Fluß, Quelle, Hügel oder Wald lockte; die Wohnung selbst war ohne Zierde und Kunst, meist aus hölzernen Balken zusammengefügt und nur nothdürftig schützend vor Regen und Sturm. Menschen und Vieh lebten unter demselben Dache und in demselben Raume. Da wuchsen die Kinder auf und nackt lief der Knabe, der seinen Namen von einem Thiere oder von Krieg und Ehre erhielt, sowie das Mädchen, dessen Name von Tugend und Liebe genommen ward, bis zum reifen Alter in Unschuld und Rohheit. Die Bekleidung des Mannes wie des Weibes war aus der nächsten Umgebung, ein Thierfell ward um die Schulter geheftet, Brust, Füße und Nacken blieben blos; bei einigen Stämmen trugen die Weiber auch Zeuge von Baumrinden und Leinwand. Die Nahrung bestand aus Waldobst und Wurzeln, Milch, Käse, wildem und zahmem Fleisch und Brot aus Korn, schon wußte man Salz zu gewinnen, bereitete Meth aus Honig und aus Gerste, ein berauschendes Getränk, das man aus Bechern oder Urhörnern trank. Körperkraft wurde durch das häufige Tummeln im Freien und die Jagd früh gestärkt. Der Mann schlief bis an den hellen Tag, dann war ein Bad im kalten Flusse gewöhnlich, den Tag über jagte er oder spielte mit Leidenschaft in Würfeln um sein ganzes Vermögen, um Weib und Kinder und selbst um seine Freiheit. Bei den häufigen Trinkgelagen kam es selten zu Scheltworten, öfter zu Schlägen. Zu seinen Lieblings- und Festspielen gehörte der Waffentanz nackter Jünglinge.

Berühmt waren die Deutschen wegen ihrer Gastfreundschaft, da sie Jeden aufnahmen und nach Vermögen bewirtheten und dann, wenn der eigene Vorrath verzehrt war, zu dem Nachbarn führten, wo Beide gleich freundlich empfangen wurden.

Spät erst verehelichte sich der Jüngling und das Mädchen, frühe Liebe brachte Schande. Der Bräutigam brachte seiner Braut Schild, Spieß, Roß und Rinder, wohl mehr zum Zeichen seines Vermögens, als um die zu kaufen, die ihm eine treue Gefährtin durch das ganze Leben, selbst in der Schlacht sein sollte und war. Der Deutsche vermählte sich nur einem Weib und unterschied sich dadurch von beinahe allen übrigen Barbaren, nur einige Fürsten hatten zur Auszeichnung und nicht zur Lust mehrere Frauen. Der Treuebruch war selten, und dann aber auch hart bestraft: denn der Mann schnitt der Frau die Haare ab und geißelte die Verbrecherin aus seinem Hause, dessen Frieden sie gebrochen hatte, bis zur nächsten Ansiedelung, wo sie ebenso empfangen wurde. Uebrigens war das

[1]) Wittmann: Ueber den Unterschied zwischen den Sueven und Sassen. Abhandl. d. hist. Kl. d. k. bay. Akad. 1853.

Weib geehrt, selbst für heilig geachtet, besonders die Wahrsagerinnen. Der Sinn für häusliche Zucht, Thätigkeit und Ordnung wie für Freiheit schien dem Deutschen angeboren.

Die Zahl der Kinder zu beschränken oder sie zum Hungertode auszusetzen, wie dieses im Morgenlande und selbst bei Germanischen Völkern jenseits des Deutschen Meeres häufig geschah, galt für Unrecht.

In seinem Hause war der Deutsche unter den Seinen Priester und Richter, er verschaffte sich alle Bedürfnisse, die seine Haushaltung nicht selbst erzeugte, durch Tausch, denn Geld hatte und kannte der Deutsche nicht, bis er es durch die Römer kennen lernte. Von Kunst und Wissenschaft wußte er Nichts, kannte auch die Schriftzeichen nicht, doch im Gesang feierte er die Heldenthaten seiner Ahnen. Diese Lieder waren die Jahrbücher — die Geschichte der Deutschen, und obgleich die Sprache noch arm erschien, offenbarte sie doch schon die hohe Anlage zur Dichtung, die Namen der Männer und Frauen sind wohlklingend und deuten hin auf Götter oder auf Krieg, Tapferkeit, Liebe und Milde.

Man rechnete nach Nächten und Monden; bei Krankheiten dienten wenige Kräuter als Arznei. Kurze Trauer, aber langes Andenken ehrte die Todten, die man begrub, nur die Edlen wurden zuweilen und sogar auf seltenem Holze verbrannt.

In Hinsicht der Religion zeigte sich bei den einzelnen Stämmen schon eine Verschiedenheit, doch sind die Nachrichten darüber sehr mangelhaft und dunkel. Cäsar berichtet: die Deutschen kennen und verehren keine anderen Götter, als die sie sehen und durch deren Hülfe ihre Werke offenbar gedeihen: Sonne, Mond und Vulkan, von anderen Göttern haben sie noch nichts gehört. Sie haben keine Priester wie die Gallier und wissen nichts von Opfern. Ein Jahrhundert später jedoch meldet Tacitus: Von allen Göttern verehren die Deutschen am meisten den Merkur, übrigens glauben sie, man könne die Götter weder innerhalb der Tempelwände einschließen, noch in menschlicher Weise bilden, denn sie seien zu erhaben; sie weihen den Göttern Haine und Wälder und nennen nach Göttern jenes stille Heiligthum.

Aehnlich den Germanen auf der skandinavischen Halbinsel, deren religiöse Ansichten später bekannt wurden, hatten die Deutschen diesseits des Meeres wahrscheinlich dieselben Götter, und Merkur bedeutete wohl den Wodan oder Odin, woraus nachmals das Wort Gott entstand,[1]) und Tacitus sagt, demselben brachte man zu gewissen Zeiten Menschenopfer, dem Herkules und Mars aber Thieropfer. Außerdem waren Thor und Freya besonders verehrt, deren Namen noch jetzt in der Bezeichnung zweier Wochentage fortleben. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode war wohl bei allen Deutschen lebendig; aber das neue Leben jenseits stellte man sich dem

1) Paul Diacon. L. I. c. q. Wodan, quem adjecta litera Gueodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur et ab universis Germaniae gentibus ut Deus adoratur.

irdischen ähnlich vor. Die im Kampfe gefallenen Helden werden bei Odin sogleich gelabt und gestärkt und edle Frauen von der Göttin Freya in ihrem leuchtenden Gemache aufgenommen. Ein Theil der Sueven verehrte die Isis in Gestalt eines Kahnes, und Tacitus gesteht, daß dies ein den Deutschen fremdartiger Gottesdienst sei: bei den Semnonen, dem vornehmsten Stamme der Sueven, kommen die Mitglieder des Bundes zu gewissen Zeiten zusammen, schlachten nach altbarbarischer Kriegersitte einen Menschen und feiern so ihren schauerlichen Gottesdienst. Nur gefesselt naht man dem heiligen Haine und Keinem, der fällt, ist es erlaubt, aufzustehen, er wird hinausgewälzt. Von anderen Stämmen war eine Insel im Meer als Sitz eines neuen Gottesdienstes erkoren und geheiligt. Dort verehrte man im heiligen Haine die Hertha — Allmutter Erde —; auf einem verhüllten Wagen, den nur der Priester berühren durfte, führte man das Bildniß der Göttin, und so lange das Fest dauerte und die Göttin gleichsam unter den Menschen weilte, war überall Freude und Friede, kehrte der Wagen mit dem Bildniß in den Hain zurück, dann wurde Beides gewaschen, aber der See verschlang die dabei Beschäftigten. Die Verehrung der Hertha war allen germanischen Völkern gemein.

An der Spitze der allermeisten germanischen Stämme erscheinen nach dem Zeugnisse der Alten erbliche Könige oder Fürsten, denen man göttliche Abkunft von Odin beilegte. Diese Abkunft allein begründete den Adel der königlichen oder fürstlichen Geschlechter und deshalb war der Adel bei keinem deutschen Volke zahlreich. Das Königthum war bei den Deutschen eine naturgemäße Vorsteherschaft über die große Familie und sein Entstehen ist deswegen nirgends nachzuweisen. Der König galt als der allgemeine Vater des Stammes, daher war er ihnen heilig und unverletzlich und sie sahen das Königthum als ein unveräußerliches Erbtheil der durch göttlichen Ursprung geheiligten Familie an. Nur aus diesen Familien durfte der König gewählt werden und wie auf der Verwandtschaft der Könige mit den Göttern ihre Berechtigung zur Regierung oder Oberleitung, so beruhten darauf auch ihre Befugnisse als Richter, Heerführer und Vertreter ihrer Völker. Bei der allgemeinen Volksversammlung hatte der König oder Fürst den Vortrag und Antrag, die Versammlung billigte oder verwarf.

Bei einigen deutschen Stämmen scheinen mehrere Fürsten gewesen zu sein, von welchen Jeder unabhängig von dem Anderen über seinen Stammestheil regierte, wie dies das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit noch Sitte war, weshalb damals schon wie später die ganze germanische Völkermasse in so viele kleine Fürstenthümer zerfiel. Nur wer die ungetheilte Oberleitung über einen ganzen Stamm besaß, scheint von den Römern als König anerkannt und mit diesem Namen geehrt worden zu sein, die Anderen hießen und galten nur als Fürsten.

Verschieden von der königlichen Gewalt, die nirgends bei den Deutschen Völkern unumschränkt oder als Willkürherrschaft erscheint, wie bei anderen Völkern, sondern nur als väterliche Oberleitung, war das Ansehen und die Macht der Grafen oder Gau-Vorsteher und die eines Herzogs oder Heerführers, zu welchem Amte der Tapferste gewählt wurde und dessen Würde und Macht mit der Beendigung des Krieges erlosch. Nur den Fürsten stand es zu, ein Gefolge um sich zu haben, das im Frieden ihre Zier und im Kriege ihr Schutz war. Es war und blieb fortdauernd Sitte der Deutschen, ihren Fürsten Geschenke an Vieh oder Früchten zu geben, sowohl um sie zu ehren, als um ihren Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, was insbesondere denjenigen wohl zu Statten kam, die ein großes Gefolge hatten, denn dies verlangte und erhielt vom seinem Fürsten die kriegerische Ausrüstung und den Lebensunterhalt. Gar häufig geschah es deßhalb, daß solche Gefolgschaften auf Kriegsabenteuer auszogen, sowohl der Beute als der Uebung wegen und treu ergeben begleitete das Gefolge seinen Herrn, wohin er zog und trat mit ihm auch in den Dienst eines Mächtigeren. Ohne denselben kehrte Keiner aus der Schlacht zurück, nach dem Siege theilten sie mit ihm Beute und Geschenke. Unter ihnen war eine Rangordnung und Auszeichnung des Einen vor dem Anderen nach Tapferkeit oder Zuneigung, unter den Gefolgschaften selbst ein großer Wetteifer. Jeder Fürst trachtete die Tapfersten um sich zu sammeln, Jeder des Gefolges sich auszuzeichnen und die Gunst seines Fürsten zu erhalten. Gar Viele traten in solche Gefolgschaften aus größerer Liebe zu Wunden und Tod als zum Landbau, besonders scheinen diesem Dienste die nachgeborenen Söhne sich gewidmet zu haben, da es bei den Deutschen Sitte war, daß das Erbgut nur dem Aeltesten zu Theil wurde.

Das Gaugericht war öffentlich. Da erschienen der Kläger und der Beklagte mit ihren Zeugen und das Volk oder einzelne Ausgewählte fanden das Recht und thaten den Ausspruch über Schuldig oder Nichtschuldig. Jeder Schaden am Anderen ward durch Buße gesühnt, selbst der Todtschlag ward der Familie des Getödteten vergütet, erfolgte aber die Buße nicht, so durfte die Rache walten und diese Blutrache erstreckte sich oft auf ferne Zeiten und Verwandte, jede Tödtung zog auf Seite der einen Familie die Pflicht zur Fehde und auf der anderen Seite die Pflicht zur Buße nach sich. Die Buße bestand in Vieh, denn nur dies waren die Schätze der Deutschen; das Vieh war jedoch unansehnlich und nur die Menge desselben hatte Werth. Nur wer am ganzen Volke sich vergangen und es in Gefahr gebracht hatte, mußte den Tod erleiden: Ueberläufer und Verräther wurden gehangen und die Feigen in Sümpfe versenkt. Konnte das Gericht nicht entscheiden, war ihm die Sache nicht klar genug zu einem Urtheil, so wurde sie dem Gottesurtheile, Ordale, anheimgestellt. Der Glaube an eine unmittelbare göttliche Entscheidung war bei den Deutschen uralt und man strebte auf alle

Weise, den Willen der Gottheit zu erforschen und glaubte fest, denselben in äußeren Zeichen zu erkennen: so den Ausgang des künftigen Krieges, in dem der eine Kämpfer als der zu bekriegende Feind galt. Man schnitt Zeichen auf Zweige und warf diese Runenstäbe und weissagte daraus oder aus dem Fluge der Vögel und dem Wiehern der Rosse.

In öffentlicher Versammlung wurden alle Gemeindeangelegenheiten berathen, dieselben fanden gewöhnlich zur Zeit des Neu- oder Vollmondes statt. Hier zeigte sich das ganze Volk oder der Stamm selbstherrlich, es erschien säumig und rathschlagte meist bei Gelagen und beschloß dann nüchtern, daß so eines Jeden Herz sich zuerst frei öffne und der nüchterne Verstand später entscheide. Keiner durfte Waffen führen, bevor er nicht in der Gemeindeversammlung vom Vater, Fürsten oder einem Verwandten war für waffentüchtig erklärt und damit geschmückt worden. Auf diesen Versammlungen wurden die Gauvorsteher gewählt und über Krieg und Frieden berathen. War Krieg beschlossen und der Tag bestimmt, dann zogen Alle aus mit Weibern und Kindern, die Kraft des Heeres war bei dem Fußvolke, manche Stämme waren jedoch durch ihre Reiterei berühmt. Ehe die Schlacht begann, erhoben sie den Kriegsgesang, leise beginnend, bis er zum Stromesrauschen anschwoll, dann drangen sie in keilförmiger Ordnung, Bruder gereiht an Bruder, Vater an Sohn, Nachbar an Nachbar und Stamm an Stamm in den Feind oder sie griffen Schaarenweise nach Zeit und Gelegenheit an. Mit den Reitern vermischt, stürzten die schnellsten und tapfersten Fußgänger vor, im Anlaufe und Zurückweichen an des Rosses Mähne hängend, im Kampfe selbst dem Reiter zum Schutz, im Zurückweichen sich auf das Roß schwingend. Wenn die Rechte focht, deckte die linke Seite ein langer Schild aus dünnen Brettern oder Weidenzweigen und durch Farbe ausgezeichnet, das Haupt blieb meist unbedeckt, doch zogen Manche, um den Feind noch mehr zu schrecken, Felle des Ures oder anderer wilder Thiere über dasselbe. Jeder führte den Wurfspieß, dessen man sich in der Nähe und Ferne bediente. Wer den Schild im Treffen ließ, ward ehrlos und endete dann sein Leben oft mit freiwilligem Tode. Die Schlacht selbst wurde als ein großes Gottesurtheil betrachtet und Zeit und Ort zum Kampfe der Wahl des Feindes überlassen und während die Männer schlugen, dauerte bei den Weibern hinter der Wagenburg der Kriegsgesang fort und sie stellten oft die schon verlorene Schlacht durch ihre Bitten und Theilnahme wieder her oder fanden, wenn Alles verloren war, einen rühmlichen Tod an ihrer Männer Seite.

Deutsche gegen Deutsche und Römer.

Nach der Entfernung der beiden mächtigen Fürsten Marbod und Hermann löseten sich die Völkerbündnisse der Cherusken und Sueven, die nur durch die Macht und das Ansehen derselben waren zusammengehalten worden, und die einzelnen Stämme lebten und walteten wieder nach alter Weise; die Römer aber nährten den Zwist und die Eifersucht der Deutschen, damit ja kein neuer mächtiger Bund erwachse und ihnen Gefahr drohe. Doch ihre Härte und Habsucht regte selbst die ihnen bisher treu ergebenen Stämme am Niederrhein und weiter rückwärts auf.

Die Friesen erhoben sich zuerst. Als Steuer hatten sie alljährlich eine bestimmte Anzahl Ochsenhäute gegeben, weil aber die Römer in ihrem Uebermuthe immer größere forderten und zum Ersatze zuerst die Ochsen selbst, dann Aecker und endlich auch die Weiber und Kinder als Sklaven sich aneigneten, entstand im Jahre 28 n. Chr. eine allgemeine Bewegung. Man hängte die auf Forderung ausgesandten Soldaten, belagerte und zerstörte die feindlichen Burgen und mordete oder vertrieb die römischen Besatzungen, und das Land ward frei.

Der Kaiser Tiberius rächte es nicht, Rom hatte aufgehört zu siegen und sank allmälig unter der Last seiner Größe und der zusammengeraubten Schätze, sowie unter der Ueppigkeit und Grausamkeit seiner Kaiser und Großen. Kaligula, Tiberius' Nachfolger, unternahm nur einen possenhaften Zug über den Rhein und floh erschreckt zur Brücke und ließ sich auf den Händen seiner dichtgedrängten Soldaten an's linke Ufer zurücktragen, als er von der Annäherung der Deutschen gehört hatte. Doch führte er gekaufte oder durch List gefangene Deutsche im Triumphe mit sich.

In Rom dachte man nicht mehr die noch freien deutschen Völker zu unterjochen, sondern nur sie selbst von Eroberungen im Römergebiete abzuhalten und dazu bediente man sich der List und Bestechung, reizte Stamm gegen Stamm und Gefolge gegen Gefolge, daß im unseligen Zwiste bei mancher Völkerschaft der ganze Adel fiel. Bei den Cherusken war das ganze Königsgeschlecht durch innere Kriege ausgetilgt, und nur noch ein Sprößling, Italus, Hermann's Bruder Sohn, übrig, der in Rom geboren und aufgewachsen war. Den riefen sie zur Annahme der königlichen Würde und empfingen ihn mit Jubel. Aber bald erhoben sich gegen ihn die Vaterlandsfreunde, da er, kaum der deutschen Sprache, viel weniger der deutschen Sitte mächtig, mehr nach römischer als deutscher Art zu walten begann. Er wurde vertrieben und flüchtete zu den Langobarden, warb bei diesen um Hülfe und kehrte zurück, konnte aber seine Herrschaft auch dann nur kurze Zeit behaupten. Er mußte von Neuem

fliehen und kam nicht wieder. Die Cherusken verloren durch die inneren Kriege allmälig so an Macht und Ansehen, daß sie, einst die Ersten und Tapfersten, später von den deutschen Völkern verachtet wurden.

Gar selten waren diese einander friedlich gesinnt und der Veranlassungen zum Zwist und Kampf gab es viele. Chatten und Hermunduren bekämpften und schwächten sich im Kriege um Salzquellen; Andere dagegen suchten Kriegsabenteuer in der Ferne, die Chauken beunruhigten mit ihren leichten Fahrzeugen die gallische Küste und die Chatten griffen das Gebiet der Römer vom Rhein her an, aber Beide wurden zurückgeschlagen, so auch die Friesen, welche aus ihren sumpfigen Gegenden aufgebrochen und fruchtbare Landstriche weggenommen hatten.

Der Aufstand der Bataven.

Eine weit größere Gefahr kam aber für die Römer von ihren lange Zeit ihnen treu ergebenen Bundesgenossen, den Bataven. Unter dem Kaiser Nero zeichneten sich bei ihnen zwei Fürstensöhne aus, Julius Paulus und Claudius Civilis (69—71 n. Chr.). Aber ihr Adel und ihr Ansehen ward ihnen zum Verderben, man fürchtete ihre Macht und Julius Paulus wurde der Empörung beschuldigt und hingerichtet; Civilis, gefangen nach Rom geschickt, erlangte bei dem schnellen Wechsel der Kaiser seine Freiheit und entkam glücklich in seine Heimath, wo er die schon unzufriedenen Bataven zum offenen Kampfe aufregte. Denn die Römer hoben alte und schwache Männer zum Kriegsdienste aus, um sie gegen große Geldsummen wieder zu befreien und führten die schönsten Knaben zur Lust nach Rom und erlaubten sich Bedrückungen aller Art.

Da rief Civilis voll Hasses gegen die Römer die Vornehmsten seines Landes zu einem Feste in einen Hain und als es ihm Zeit schien, enthüllte er ihnen seinen Plan und forderte sie zum Kampfe gegen die Römer, von denen sie nicht mehr als Bundesgenossen, sondern als Sklaven behandelt würden. Alle stimmten bei, bald darauf wurden die römischen Legionen überfallen, geschlagen und zerstreut, ihre Flotte auf dem Rheine genommen, wozu den Bataven die auf römischen Schiffen dienenden Nervier und Andere deutschen Stammes beistanden. Vergebens sammelte der römische Befehlshaber über Gallien seine Legionen und führte sie gegen Civilis: die deutschen Hülfsvölker, Ubier und Treviren, verließen im Augenblicke des beginnenden Kampfes die Römer und erschreckt entflohen diese; Schaaren der Bataven und Kanienfaten, schon auf dem Wege nach

Rom, kehrten auf diese Nachrichten schnell nach ihrem Vaterlande zurück, schlugen die sich ihnen auf dem Wege widersetzenden Römer und langten glücklich bei Civilis an, der ganz Batavien dem neuen Kaiser Vespasian huldigen ließ und auch die römischen Legionen dazu aufforderte. Als diese sich dessen weigerten, begann er sogleich den Kampf, wobei er von deutschen Abenteuerern unterstützt wurde, die ihm von mehreren Seiten her zuzogen und selbst gegen die Ubier und Treviren kämpften, weil diese, ihrer alten deutschen Abstammung vergessend, ganz römisch in Sitte und Sprache geworden und die Ubier selbst ihren alten Namen abgelegt hatten.

Der Bund des Civilis wuchs immer mehr und bald ward offenbar, daß er nicht für Vespasian gekämpft habe. Denn, als dieser über seine Gegner um die Herrschaft des römischen Reiches gesiegt und die Legionen am Rhein ihm bereits gehuldigt hatten und jetzt auch Civilis zur Huldigung und Niederlegung der Waffen aufgefordert wurde, antwortete er ausweichend und warb dann offen bei den Verbündeten der Römer für die Freiheit der Bataven und setzte den glücklich und rühmlich begonnenen Kampf muthig fort. Die Treviren schlossen sich ihm an, Andere wurden dazu gezwungen, die von Köln nahmen ihren Stammnamen Ubier wieder an und dazu deutsche Verfassung und traten von den Römern zu den Deutschen über. Doch schien Civilis mit seinen Bataven nicht die Herrschaft über die anderen Stämme, sondern nur die allgemeine Freiheit der Deutschen anzustreben. Seinen Namen verherrlichte die Wahrsagerin Velleda, welche mit Zuversicht den Sieg der Ihrigen und den Untergang der römischen Legionen verkündete. Dies traf jedoch nicht ein, die Uneinigkeit der Deutschen rettete die Römer, die, ermüdet vom langen Kampfe, den Bataven endlich selbst Frieden anboten und diese nahmen ihn an und traten wieder in das alte Verhältniß zu den Römern zurück. Aber die Völkerschaften jenseits des Rheins kämpften bald gegen einander, bald gegen die Römer und diese suchten ihre Herrschaft über die ihnen zugethanen Völker am Rhein und über die unterworfenen von den Alpen zur Donau zu befestigen und sich in dem mit Mühe errungenen Besitz gegen neue Anfälle zu sichern.

Das römische Deutschland.

Allmälig entstanden durch die Römer jene großartigen Wehranstalten zum Schutz und Trutz, deren Trümmer noch jetzt zum Theil sichtbar sind und von der Macht und Ausdauer ihrer Erbauer zeugen. Im Inneren des Landes von den Alpen zur Donau legten sie an

allen geeigneten Plätzen Festungen und Burgen an, welche bald der Mittelpunkt zahlreicher Niederlassungen wurden und vielen Flecken, Dörfern und selbst Städten ihr Dasein und ihren Namen gaben, der noch heute bei vielen derselben kenntlich ist. In den Zwischenräumen zwischen den wohlbefestigten Standlagern errichteten sie der schnellen Mittheilung wegen Wartthürme und Spähezeichen auf Hügeln, Feuersäulen verkündeten bei Nacht, Rauchsäulen bei Tag von Burg zu Burg und von Hügel zu Hügel den entfernten Lagern eine drohende Gefahr. Noch bis auf unsere Tage bezeichnete man eine solche Römerstätte mit dem Worte Burgstall und noch haben sich Ueberreste von solchen Einzelthürmen erhalten. Besonders häufig und im ununterbrochenen Zusammenhange waren dieselben an der Donau den suevischen Völkern gegenüber.

Schon Augustus ließ am rechten Ufer der Donau eine Kette von Festungen erbauen, die weit hinab bis gegen das Schwarze Meer hin reichte; der Kaiser Trajan aber und einer der späteren Kaiser, Probus, ließ solche Bollwerke selbst über die Donau auf das linke Ufer und noch darüber hinaus vorschieben, errichtete auch dort Burgen, verband die beiden Ufer durch Brücken und fügte dazu noch einen fortlaufenden mit Pfählen und Verhauen stark befestigten Graben. Insbesondere wichtig und merkwürdig erscheint der Pfahlgraben, zu dessen Anlage wahrscheinlich der Kaiser Hadrian, der auch diese Provinz seines Reiches und zwar meistens zu Fuß durchreiste, den ersten Plan entwarf und den der Kaiser Probus dann ausführen ließ. Später wurde diese Wehranlage von dem unwissenden Volke meistens die Teufelsmauer geheißen. Diese Pfahlhecke (Pfähle-Gehäg) begann am linken Donauufer bei Kelheim und zog sich über Berg und Thal und durch Moor und Sumpf fort, bis sie mit den römischen Wehrlinien am Rhein zusammentraf. Damit ist die Grenze der Römer-Herrschaft bezeichnet und es wird klar, daß Alles, was südwärts der Donau lag und jenseits der größte Theil der Länder, die heutzutage Mittel- und Unter-Franken heißen, dazu ganz Württemberg, Baden, Hessen und Nassau den Römern unterthan war. Gediente Soldaten hüteten dieser Grenzlinien und erhielten als Lohn für sich und ihre Familien Land und dazu Ackergeräth und Sklaven als erbliches Eigenthum.

Alle jene Befestigungen an den Grenzen und im Inneren des Landes wurden mit einem Netze trefflich angelegter und unterhaltener Straßen verbunden, zur Bequemlichkeit der Heere und Kaufleute und zur gesicherten Verbindung mit Rom. Noch sind eine Menge von Meilensteinen erhalten, die an den Straßen standen und in fortlaufender Reihe die Entfernung der vorzüglichsten Städte und Pflanzungen von einander und zugleich den kaiserlichen Erbauer oder Erneuerer der Straßen durch kurze Inschriften andeuteten.

Sobald das Land vor Einfällen gesichert war und fruchtbar und wohnlich erschien, siedelten sich sowohl einzelne Familien, als

ganze Schaaren von Pflanzern aus Rom und Italien an. Durch die Künste des Friedens wußte der Römer die Eingeborenen allmälig zu gewinnen, der Anblick der aufblühenden Städte, die über das ganze Land verbreitete Sicherheit versöhnte die Besiegten mit den Siegern. Die neuen Ankömmlinge, insgemein Römer genannt, befreundeten sich mit den alten Landesbewohnern, Wechselheirathen wurden geschlossen, und römische Sitten, Bildung und Gewerbe wurden zumal in den Städten heimisch. Künstler und Handwerker fanden Beschäftigung für die Bedürfnisse des öffentlichen und häuslichen und insbesondere des religiösen Lebens, herrliche dauerhafte Bauten erhoben sich, Denkmäler verkündeten den Ruhm ausgezeichneter Männer und Frauen und die dankbare Gesinnung der Weihenden. Eine Menge von Götterbildern, Altären, Denksteinen, Waffen und Schmucksachen, sowie von allerlei Geräth aus Thon und Erz, selbst ganze, noch gut erhaltene bunt bemalte Gemächer, der Fußboden häufig mit Mosaiken belegt, die man im Laufe der folgenden Jahrhunderte und selbst in unseren Zeiten aufgefunden hat, sind lebendige Zeugnisse davon, wie die Römer es verstanden, ihre Arbeiten ebenso zweckmäßig als dauerhaft und schön herzustellen.

Der Anbau des Landes wurde verbessert, edle Obstarten und selbst der Weinbau fanden Eingang und sorgfältige Pflege an den Hügeln längs der Donau und dem Rhein, die Straßen und Flüsse belebten sich durch den vielfachen Handelsverkehr nicht blos an und auf den beiden mächtigen Strömen, sondern auch auf den ihnen zueilenden Nebenflüssen, besonders dem Inn und Main. Die Römer kannten und benutzten die Salzlager und Quellen und insbesondere die warmen Bäder, wo sie dieselben fanden, und sie suchten sich überhaupt so einzurichten, wie sie es in Rom und in Italien gewohnt waren. Jede Pflanzstadt sollte so viel wie möglich das Bild des ewigen und einzigen Rom im Kleinen darstellen; aber Rom selbst war und blieb der Mittelpunkt aller ihrer Beziehungen, und so waren dann auch Sitten und Gesetze in religiöser und bürgerlicher Hinsicht ganz römisch.

Zu den wichtigsten römischen Niederlassungen gehörten Wien, Passau, Salzburg, Regensburg, vor allen ragte Augsburg hervor, Rhätiens glänzendste Colonie. Sie war der Sitz des römischen Statthalters der Provinz, der Mittelpunkt der Heer-Straßen, welche von Italien, Gallien und Norikum herzogen oder dahin ausliefen. Da waren, wie die Inschriften der in der Stadt und deren Nähe gefundenen Denkmäler bezeugen, Tempel, Kapellen und Staatsgebäude, da wurden die Gottheiten Roms verehrt und wie in Rom erschienen als Würdenträger und Beamte die Zweimänner — Bürgermeister — welche wohl die Stelle der zwei Consuln nachahmten oder vertraten, dann die übrigen Vorsteher der Bürgerschaft und die verschiedenen Befehlshaber des Heeres.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Deutschen

mit den Römischen Kunst- und Handwerks-Vortheilen und Einrichtungen auch die Römischen Bezeichnungen dafür annahmen, mit welchen die deutsche Sprache für alle Zukunft bereichert wurde.

Neue Völker-Bündnisse.

Bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts behaupteten die Römer diese Bollwerke und die innerhalb derselben gelegenen Länder, von ihnen das Zehentland geheißen, wahrscheinlich, weil ihnen die darin wohnenden Völker zinspflichtig waren und weil sie Deutschen, Römern und selbst Galliern ein Stück Landes gegen bestimmte Leistungen überließen. Aber gerade die treffliche Bebauung dieser Länder reizte die Bewohner des freien Deutschlands zu häufigen Einfällen, sie drangen in Schaaren über den Rhein vor, und suchten sich anzusiedeln, Andere traten in die Heere der Römer und dienten um Sold oder Land und bald konnten sich die ausgearteten Kaiser nicht mehr der Deutschen erwehren, ob sie als Freunde oder Feinde erschienen.

Aber die alten Völker-Namen der Deutschen verlieren sich allmälig, dagegen erscheinen Bündnisse: in den nördlichsten Gegenden die Sachsen, den Römern furchtbar zu Land und zur See, an der Donau erstehen die Markomannen aufs Neue, am Niederrhein bildet sich der Bund der Franken, am Neckar und Rhein von Helvetien her tummeln sich die Allemannen, weiter gegen Aufgang die schon längst bekannten Sueven. Und sie alle dringen von verschiedenen Seiten auf das Gebiet der Römer ein. Diese fanden keine Hülfe mehr in ihrer eigenen Tapferkeit, sondern suchten Abwehr der mächtigen Feinde durch die Zaubersprüche von Beschwörern und sie bewaffneten in der höchsten Noth selbst die Sklaven. Ein Wahrsager gebot, man solle, um zu siegen, zwei Löwen unter Gebeten und Opfern in die Donau werfen; aber die Markomannen erschlugen die Ungeheuer als Hunde mit Knitteln und verlachten die Römer. Diese wußten nirgends Rath, friedeten endlich mit einzelnen Stämmen, gewannen Deutsche gegen Deutsche und suchten das mächtige Volk durch inneren Zwist zu verderben. Rühmend melden ihre Schriftsteller von den Siegen gar vieler Kaiser über die Deutschen: aber Rom siegte über zwei Jahrhunderte und Deutschland ward doch nie ganz besiegt, vielmehr kam die Zeit immer näher, da das große Römische Reich, durch sie erschüttert, in seinen tiefsten Grundfesten erbebte. Denn von den Mündungen des Rheins bis zu denen der Donau geriethen alle Deutschen Völker in Bewegung und vom Schwarzen Meere her wälzte sich eine wahre Völkerfluth gegen die Römischen Besitzungen.

Es erscheinen um die Mitte des dritten Jahrhunderts die Gothen in zwei große Stämme getheilt als Ostro- und Wesi-Gothen (Ost- und Westgothen) mit Thervingern, Scyren, Vandalen, Alanen und Burgunden. Schon begannen einzelne Schaaren den Kampf gegen die Römer, Andere traten in deren Dienste und die Tapfersten gelangten bald zu hoher Auszeichnung, und Maximin der Gothe wurde sogar zum Kaiser ausgerufen, aber schon nach wenigen Jahren ermordet. Gothische Schaaren drangen über die Donau verheerend bis nach Macedonien vor, der Kaiser Decius fiel in einer Schlacht gegen sie. In abenteuerlichen Zügen schweiften Andere auf dem Schwarzen Meere umher und auf dem griechischen Inseln-Meere eroberten die Küstenstädte Asiens selbst Ephesus und verbrannten Dianens berühmten Tempel, wieder Andere drangen in Griechenland ein und raubten und verwüsteten. Vergebens gaben die Römischen Kaiser, deren zu gleicher Zeit oft mehrere waren, große jährliche Geschenke, um dadurch Frieden zu erkaufen; gerade diese Schwäche lockte die Deutschen zu neuen Einfällen. Und schien auch ein Stamm gedemüthigt oder durch Geschenke gewonnen, in einer anderen Gegend erhob sich ein Anderer, Gallien zumal war und blieb lange Zeit der Tummelplatz der aufgeregten Völker. Aber es ist unmöglich, aus den alten Berichten klar zu erzählen, wie, wo und warum die Schaaren jetzt kämpften oder friedeten und wie sie sich bald zum gemeinsamen Angriffe vereinigten, bald wieder trennten, auch nennt die Geschichte bei allen jenen Unternehmungen keinen Häuptling, der sich vor den Uebrigen hervorthat und Thaten verübte, die des Andenkens würdig wären. Siegend oder besiegt, im Kampfe gegen die Römer oder gegen ihre eigenen Stammes-Genossen, zogen die Deutschen Völkerschaften oder Gefolge umher und veränderten nach Wohlgefallen oder Nothwendigkeit ihre Wohnsitze und es ist unmöglich, einen festen Haltpunkt für die Darstellung zu gewinnen, da die Völker selbst lange Zeit keinen hatten.

Die Gothen und die Hunnen.

Am Schwarzen Meere und dem linken Donau-Ufer gründeten die Ostgothen unter Hermanrich aus dem Stamme der Therwingen und die Westgothen unter Athanarich ein ansehnliches Reich und sicherten es durch Verträge mit den Römern. Fortan lebten dieselben mehrere Jahre im Frieden und lernten schon die christliche Religion kennen, denn von ihren Streifzügen hatten sie manche Christen, selbst Geistliche, als Gefangene mit sich fortgeschleppt, die

nun das Christenthum ausbreiteten. Als wahrer Apostel bei den Gothen erscheint Ulphila, der Bischof, seit 348. Er gründete die christliche Kirche bei ihnen, übersetzte die heilige Schrift in die klangvolle, aber noch ungebildete Deutsche Gothische Sprache und erfand zur schriftlichen Aufzeichnung eigene Zeichen. Sein Werk wird als das erste schriftliche Denkmal Deutscher Sprache, das auf uns gekommen ist, verehrt.

Doch die beginnende Bildung bei denselben hemmten neue unerwartete Ereignisse. Denn gerade damals, um 375 n. Chr., drangen von Asien her die Hunnen vor, ein wildes Reitervolk, häßlich von Gestalt, wild in seinen Sitten, mächtig im Angriffe mit den schnellen und ausdauernden Rossen. Sie stürzten sich zunächst auf die Alanen und schlugen sie, worauf diese, aus ihren Sitzen vertrieben, mit den Siegern auf die Gothen losgingen. Hermanrich, der alte Fürst, stellte sich den Andringenden entgegen und stürzte sich im Schmerz über seine Niederlage in sein eigenes Schwert. Auch die Westgothen wurden geschlagen, Athanarich flüchtete in unwegsame Gebirge, Andere sammelten sich jedoch unter schnell gewählten Führern und suchten Rettung vor den wilden Schaaren jenseits der Donau. Deshalb wendeten sie sich an Valens, den Bruder des Kaisers Valentinian, baten um Aufnahme auf dem rechten Donau-Ufer und gelobten Christen und treue Freunde der Römer zu werden. Man versprach ihnen zu willfahren, ließ sie die Waffen niederlegen und führte die Wehrlosen über den Strom. Aber nun machten die habsüchtigen und wollüstigen Statthalter die Ankömmlinge zu erbitterten Feinden, da sie Nichts für die Aufnahme derselben vorgesehen hatten und die Gothen mußten für Lebensmittel ihre eigenen Kinder dahin geben. Doch bald erhoben sie sich gegen ihre unmenschlichen Bedrücker und ergriffen die Waffen, sogleich gesellten sich zu ihnen ihre Stammesbrüder, die im Römischen Solde dienten, die Römer wurden überall im offenen Felde geschlagen, und allverheerend schweiften die Sieger durch Thrazien, Macedonien und Thessalien, nur innerhalb der Wälle und Mauern fanden die Römer Schutz. Da brach Valens im J. 378 selbst gegen sie auf, doch in der entscheidenden Schlacht bei Adrianopel verlor er Sieg und dann das Leben und die Gothen wagten es darauf selbst Konstantinopel anzugreifen. Aber hier scheiterte ihre ungestüme Tapferkeit an den starken Mauern.

Als der Kaiser Gratian die Nachricht von der unglücklichen Schlacht und dem Tode seines Oheims Valens erhielt, war er in großer Bedrängniß. Verderben drohte dem Römischen Reiche am Rhein, Verderben an der mittleren und unteren Donau. Kein Mann war im Stande, den von so vielen Seiten andringenden Feinden zu wehren, deshalb erwählte er zum Mitherrscher, zum Kaiser im Morgenlande, den Theodosius, einen edlen und erprobten jungen Mann, er selbst wendete sich nach Gallien, ward aber dort

von den meuterischen Legionen erschlagen, die den Maximus als Kaiser ausriefen, doch bald darauf um Geld an Theodosius auslieferten. Nicht lange nachher wurde dieser einziger Herr des römischen Reiches, dessen Fortdauer und Ruhe er durch Verträge und Geschenke, die er namentlich den Gothen gewährte, zu sichern suchte.

Aber mit seinem Tode wurde das große Reich für immer zerrissen, da er sterbend dasselbe wie ein Privatgut unter seine beiden noch minderjährigen Söhne Arcadius und Honorius theilte und Jenem das Morgenland mit Griechenland, Diesem von da alles gegen Abend gelegene Land gab, damit in der Folge die Vertheidigung gegen innere und äußere Feinde um so leichter wäre, wenn der Umfang der Herrschaft kleiner und ein mächtiger Verwandter zur Hülfe bereit wäre. Rufin, ein Gallier und Stilicho, ein Vandale, sollten die minderjährigen Kaiser leiten. Aber die Beiden vergaßen in gegenseitiger Eifersucht ihrer Mündel und des Reiches und während Einer den Andern drängte und hinderte, nahte das Verderben für das Reich und sie selbst.

Den Gothen wurden die seit langer Zeit üblichen Geschenke nicht mehr gewährt, da brachen die Schaaren unter ihrem Führer Alarich aus dem Geschlechte der Balthen auf und zogen durch Macedonien, Thessalien und Illyrien nach Griechenland, während Andere sich selbst nach Asiens Küsten wandten. Die Städte und Tempel wurden zerstört, Korinth, Argos und Sparta fielen in die Gewalt der Gothen und wurden geplündert, Theben rettete sich durch die Festigkeit seiner Mauern und Athen erhielt nur Schonung durch schnelle Unterwerfung. Dann wendeten sich die Schaaren, von Rufin aufgemuntert, gegen Italien, das schutzlos jedem Angriffe preisgegeben war, denn Stilicho kämpfte in Gallien gegen die deutschen Völkerschaften, die dort eingefallen waren.

Der Kaiser Honorius flüchtete vor den andringenden Gothen in das feste Ravenna und rief den Stilicho zur Rettung herbei. Dieser überließ die Rheinprovinzen den Franken, eilte nach Italien und griff die Gothen selbst am Osterfeste 403, während sie der Andacht pflegten, mit Ungestüm an, konnte sie aber nicht entscheidend schlagen. Sie zogen ab, doch alsobald brachen andere Schwärme deutscher Stämme: Vandalen, Alanen und Sueven unter Rhadagais in Italien ein und wälzten sich gegen Rom hin, 406. Allein sie wurden auf dem Wege von Stilicho mit Hülfe gothischer und hunnischer Schaaren überfallen und beinahe vernichtet. Die Ueberbleibsel zerstreuten sich, die Einen verheerten Gallien, Andere traten selbst in die Dienste des römischen Heeres, Stilicho aber, der kein anderes Heil mehr zur Rettung Italiens sah, als den mächtigsten der deutschen Führer zu gewinnen, unterhandelte mit Alarich und wollte ihm selbst die härtesten Forderungen gewähren, wenn er mit seinen Schaaren Italien vor den Einfällen

anderer Deutschen schützen wollte. Als aber die eifersüchtigen Räthe des Kaisers diesem Plane widersprachen, als Stilicho selbst wie ein Verräther des Vaterlandes hingerichtet und ein Gesetz gegeben wurde, daß nur römisch-katholische Christen fortan im Dienste des Kaisers sein sollten, da brach das Verderben über das römische Reich unaufhaltsam herein. Denn die Gothen, bisher die tapfersten Streiter des Kaisers, aber Arianer, wurden entlassen und schlossen sich dem Alarich an, der unterdessen neue Schaaren von der Donau her an sich gezogen hatte.

Ungehindert brach er über die Alpen ein, zog vor Ravenna vorüber, und ging auf Rom los. Seit Hannibal hatte die große Stadt keinen auswärtigen Feind mehr gesehen, um so größer war der Schrecken; doch beschloß man Gegenwehr, bis vom Kaiser Hülfe käme. Da aber diese nicht erschien und bald Hunger und Pest in der Stadt furchtbar zu wüthen begannen, erkauften die Römer mit fünftausend Pfund Goldes und dreißigtausend Pfund Silbers und viertausend seidenen Gewändern und dreihundert Stück Scharlachtuches die Verschonung ihrer Stadt. Alarich zog mit seiner Beute ab, sein Heer vergrößerte sich durch eine Menge ihren Herren entlaufener römischer Sclaven und durch neue Schaaren, die sein Schwager Ataulf brachte. Jetzt verlangte er vom Kaiser Honorius für sich und seine Schaaren die norischen Provinzen zur Niederlassung und wendete sich, als ihm dies verweigert wurde, wieder nach Rom, setzte hier als Kaiser den Attalus ein, verstieß ihn wieder und unterhandelte auf's Neue mit Honorius. Als der Kaiser hartnäckig widerstand und Ravenna uneinnehmbar schien, ging Alarich zum dritten Male vor Rom, nahm durch Verrath und Sturm die Stadt und übte darin jegliche Grausamkeit. Darauf führte er seine Schaaren nach Unteritalien, Willens, nach Sicilien und Afrika überzusetzen. Allein bei Cosenza ereilte ihn der Tod im vierunddreißigsten Lebensjahre. Um ihren Heldenfürsten noch im Tode zu ehren, leiteten die Gothen den Busento ab, gruben mitten im Flußbette ein Grab, senkten den Leichnam mit vielen Schätzen hinein, leiteten den Fluß wieder darüber und ermordeten die Sclaven, welche das Grab gegraben hatten, daß Niemand die Ruhe des Todten stören und ihn entehren könne.

Ataulf trat an die Spitze der Gothen, wendete sich aber nach Gallien und endlich nach Spanien, wo sich bereits Schaaren von Vandalen, Alanen und Sueven umhertrieben und festzusetzen suchten. Nach seinem Tode gehorchten die Gothen dem Wallia, der den Kampf mit den früher eingewanderten Deutschen fortsetzte und das Reich der Westgothen in Spanien und dem südwestlichen Gallien gründete, Toulouse war die Hauptstadt. Die Vandalen setzten unter ihrem Führer Geiserich selbst nach Afrika über, so daß die Sueven und Westgothen nun die alleinigen Herren in Spanien waren; die Burgunden, früher im Bunde mit den Sueven, Vandalen und

Alanen, waren in Gallien zurückgeblieben und hatten an der Rhone feste Sitze errungen; am Niederrhein hauseten die Franken als Herren und weiter aufwärts die Alemannen.

Untergang der Hunnen und des weströmischen Reiches durch Deutsche.

Während so beinahe alle westlichen Provinzen für den römischen Kaiser durch deutsche Völker verloren gingen, hatten die Hunnen an der unteren Donau nach Verdrängung der Gothen ziemlich ruhig gelebt. Auch sie waren in mehrere Stämme unter mehrere Häuptlinge getheilt, einzelne Schaaren waren im Solde der Römer, die anderen lebten nach alter Weise als Nomaden. Da erhob sich unter ihnen ein Mann, der, von grenzenloser Herrschsucht beseelt, alles unter sich beugen wollte. Es war Attila. Nachdem er seinen eigenen Bruder Bleda ermordet hatte, vereinigte er alle Hunnen unter sich und gedachte nun an ihrer Spitze die kühnen Pläne auszuführen, die er längst im Stillen genährt hatte. Gemein in seiner Kleidung und einfach in seiner Lebensweise, während seine Untergebenen schwelgten und sich mit den geraubten oder geschenkten Kleinodien ungeschickt schmückten und brüsteten, ernst selbst bei der Freude, war sein Sinnen nur auf Vergrößerung seiner Herrschaft gerichtet. Das Schwert des Marbod, welches er wollte gefunden haben, sollte den Seinen als Siegeszeichen voranleuchten und so brach er auf zur Eroberung des wankenden Römerreiches, ehe es sich durch eine Verbindung mit den Deutschen Völkern kräftigte, die sich allmälig an feste Wohnsitze und mit den Römern in Frieden zu leben gewöhnten, 450. Wie ein großer Strom, der die kleineren Flüsse an sich zieht, riß er in seinem Zuge eine Menge Völker deutschen Ursprunges mit sich fort. Seinem Andrange konnte nichts widerstehen und es schlossen sich an ihn, wie er sich mitten durch Deutschland gegen Gallien hin mit mehr denn fünfmalhundert Tausenden fortwälzte, die Ostgothen unter ihren Fürsten Walamir, Theodomir und Widimir, die Rugier, Scyren und Thüringer mit Anderen; erobert und verbrannt, sanken viele Städte am Rhein; die Burgunden, die sich ihm widersetzen wollten, wurden zurückgeschlagen und selbst ein Theil der Franken mußte sich dem daherbrausenden Völkermeere anschließen. Allverheerend drang er bis Orleans vor.

Ueber das römische Reich waltete damals nach dem Tode des Honorius dessen Schwester Placidia statt ihres Sohnes Valentinian. Von ihnen war keine Hülfe zu hoffen. Aber der römische Statthalter in Gallien, Aetius, vermochte die Westgothen und einige

andere deutsche Stämme, mit ihm vereinigt dem wilden Eroberer zu begegnen. Da zog sich Attila mit seinen Schaaren etwas zurück und erwartete in den Katalaunischen Gefilden bei Chalons an der Marne, wo er seine Massen ausbreiten konnte, den Feind, 451. Dieser erschien und bemächtigte sich schnell einer Anhöhe, welche die ganze Gegend beherrschte und wußte sie allen Anstrengungen Attila's zum Trotz zu behaupten. Die Schlacht sollte entscheiden, ob Europa den Hunnen sollte zur Beute werden.

Theodorich führte seine Gothen mit Ungestüm gegen die Barbaren, doch ehe er noch den Feind erreicht, sinkt er von einem Pfeile getroffen, und wuthenbrannt über den Tod ihres Königs stürzen sich die Gothen auf die Hunnen. Heftig ist der Anfall, heftig der Widerstand, Schaaren um Schaaren stürzen dahin, das Blut strömt in Bächen. Die Schlacht bleibt unentschieden und erst die Nacht trennt die Erbitterten. Attila zieht sich in sein Lager zurück und läßt einen Scheiterhaufen errichten, um sich in den Flammen zu begraben, wenn ihn das Glück am nächsten Tage verließe; er selbst wagt keinen neuen Angriff und traut den deutschen Stämmen nicht, welche sich nur gezwungen seinem Heere angeschlossen und in der Schlacht nicht mit der ihnen eigenen Tapferkeit für ihn gestritten hatten. Aetius behauptet mit seinen Römern und den ihm verbündeten Deutschen das Schlachtfeld als Sieger. Als aber die Gothen den Leichnam ihres gefallenen Königs aufgefunden und mit Wehklagen und Heldengesängen bestattet und dann seinen Sohn Thorismund als König ausgerufen hatten und zur Rache von Neuem den Kampf beginnen wollten, wußte dieses der schlaue römische Statthalter zu verhindern. Denn er fürchtete jetzt weniger einen neuen Angriff des geschwächten Attila, als die Uebermacht der siegreichen Westgothen. Diese kehrten in ihr Land zurück und unverfolgt brach dann auch Attila mit seinem Lager auf und ging über den Rhein zurück und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn damals schon einzelne deutsche Stämme und Schaaren verließen und sich rechts und links der Donau ansiedelten.

Sein Zug ging nach Italien, auf dem Wege nahm er nach hartnäckiger Gegenwehr Aquileja und zerstörte es, dann verwüstete er Oberitalien. Alles floh vor den Barbaren, Vielen wurden die Inseln des Adriatischen Meeres ein sicherer Zufluchtsort und gaben dem nachmals berühmten Venedig Ursprung und Namen. Rom zitterte, und kein Kaiser, keine Legion, nicht der Senat, unternahm es, das Vaterland der alten Beherrscher der Welt zu retten. Da nahm der Papst Leo den Bischofsstab in die Hand und wagte sich in das hunnische Lager und brachte Geschenke und rührende Worte: Rom, von Gott selbst beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden, Alarich habe die Eroberung nur wenige Tage überlebt und Ataulf sei in seinen Siegen gefallen. Und Attila, durch des Papstes Worte bewegt und durch Mangel an Lebensmitteln und zahlreiches

Sterben in seinem Heere geschwächt, ging über die Alpen zurück und schweifte mit seinen losen Schaaren an der Donau umher, bis er im Jahre 453 von einer deutschen Jungfrau, deren Vater er erschlagen hatte, in der Hochzeitsnacht ermordet wurde. Die Uneinigkeit und Schwäche seiner Söhne vermochte die deutschen Völker nicht länger in erzwungener Verbindung und Abhängigkeit zu erhalten. Zuerst entzogen sich die Gepiden unter ihrem Führer Arderich, nach ihnen alle deutschen Völker der fremden kurzen Oberherrschaft und schweiften nach Beute oder neuen Wohnsitzen umher, wie selbst jene Völkerschaften thaten, die weiter gegen Mitternacht am Meere hin wohnend, nicht mit in die allgemeine Völkerbewegung waren fortgerissen worden.

Dann als Rom, erschüttert in seinem Innersten, die entfernten Provinzen ihrem Schicksale überlassen mußte, fielen die Picten und Schotten, lange Zeit durch die römischen Schutzwehren und trefflichen Verwalter aufgehalten, Britannien von allen Seiten an (um 400). Die Briten, unter Roms Herrschaft der Waffen entwöhnt, konnten den wilden Schaaren nicht widerstehen und riefen die Sachsen vom Festlande zu Hülfe. Diese tapfern Krieger zu Wasser und Land fuhren mit ihren Stammesgenossen Angeln und Jüten unter der Anführung Hengist's und Horsa's nach Britannien über, schlugen die Picten und Schotten in ihre unwirthlichen Berge zurück, blieben aber selbst im Lande, das ihnen wohl gefiel und riefen noch mehrere Genossen herbei, um sich desto leichter zu behaupten. Niemand konnte sie mehr aus Britannien verdrängen, das von nun an im Munde der Deutschen Angelland — Engelland — heißt.

Die ehemals so ungeheuer weit ausgebreitete Herrschaft Roms zog sich in immer engere Gränzen zusammen und zu den Feinden von Außen kamen die noch gefährlicheren im Innern: des Reiches Zwiespalt und Argwohn. Der Kaiser Valentinian ließ auf falschen Verdacht hin seinen tapferen und klugen Feldherrn Aetius, der den Untergang Roms noch glücklich durch die Trennung der deutschen Völker abgewehrt hatte, treulos ermorden, er selbst aber fiel darauf von der Hand des Maximus Petronius, der sich mit der Wittwe des Ermordeten, Eudoxia, vermählte, um sich den Thron zu sichern. Aber sie folgte ihm nur gezwungen, und rief den Vandalenkönig Geiserich herbei, sie zu rächen. Der kam alsobald mit einer großen Flotte nach Italien zum Schrecken aller Bewohner und ging auf Rom los; Maximus wollte entfliehen, wurde aber von dem erzürnten Volke noch unter den Thoren ermordet und siegend zogen die Vandalen in die Stadt ein. Gänzliche Verheerung wendete der Papst Leo auch diesmal ab, aber vor Plünderung konnte er nicht retten. Vierzehn Tage lang schalteten die zügellosen Schaaren in Rom, alle Schätze, welche die Gothen noch zurückgelassen hatten, fielen in ihre Hände und unermäßliche Beute wurde nach Afrika

geschleppt, Geiserich nahm dahin auch die Eudoxia mit sich und vermählte sie seinem Sohne Hunnerich.

Den morschen Kaiserthron bestiegen in kurzer Zeit nach einander Mehrere, die sich aber nur so lange darauf erhalten konnten, als ihnen die deutschen Nachbarstämme oder die deutschen Hülfsschaaren zugethan blieben. Alle Bande waren gelöst, alle Sitze verändert und die Völker in wilder Verwirrung durcheinander gemischt, vergebens widerstanden die Römerstädte an der Donau und am Rhein und im Inneren dem Andrange der Deutschen noch eine Zeit lang, sie erlagen endlich den erneuten Angriffen und Deutsche lagerten sich im ganzen Abendlande des römischen Reiches auf dessen Trümmern.

Alanen und Sueven, dazu Westgothen, waren in Spanien, Westgothen, Burgunden und Franken in Gallien, in Oberitalien lagerten die Ostgothen, die Alpenländer und jene zwischen dem Rhein und der Donau hatten Helvetier, Alemannen und Sueven inne, bis an die Nord- und Ostsee hin wohnten Friesen und Sachsen, und diese reichten bis in die Mitte des alten Germaniens herein, südwärts an sie schlossen sich die Thüringer, und im großen Donauthale bis nach Pannonien hinab und in die Alpenthäler erscheinen die Bayern seßhaft, die Nachkommen der alten Bojer, denn nach der Vernichtung der Römerherrschaft traten die eingeborenen Völkerschaften wieder in's Leben; aber zuverlässig haben sich in Bayern auch andere deutsche Stämme niedergelassen, die während der großen Völkerwanderung aus ihren alten Sitzen vertrieben waren und daß von den über der Donau wohnenden Markomannen Viele sich diesseits ansiedelten und die Urenkel der ehemals ausgewanderten Bojer nun in ihre ursprüngliche Heimath zurückkehrten, darf man wohl als gewiß annehmen. In die bergumschlossenen alten Wohnsitze der Markomannen und Sueven aber drängten bald andere, nicht germanische Völker nach, ebenso vom Schwarzen Meere her die Donau herauf, jene in der Folge als Slaven, diese als Avaren bekannt. Denn die germanischen Völker hatten nach Westen, in vielen Abtheilungen und Verzweigungen sich ergießend und schwächend, neuen Ankömmlingen aus Asien Raum gewährt.

So waren die deutschen Völker nach verschiedenen Seiten hin über das römische Reich verbreitet, viele verloren sich jedoch bald in der Masse der römischen Bevölkerung, wie Flüsse in unermeßlicher Sandsteppe und nur da, wo sie zuerst von den Römern gefunden wurden, war auch jetzt noch ihre Hauptkraft in den verschiedenen seßhaften Völkern, während Ostgothen und Langobarden noch an der unteren Donau umherzogen.

Noch bestand das Römerreich, wenn auch nicht der Größe, doch dem Namen nach, getrennt in zwei Theile, in die östliche und westliche Hälfte. In dieser waltete eigentlich nur ein Namenkaiser, da der bei Weitem größte Theil in der Gewalt deutscher Völker war und selbst über den ihm noch gebliebenen Theil konnte er seine

Herrschaft nur mit Hülfe deutscher Söldner behaupten, bis ihn diese selbst stürzten. Julius Nepos glaubte seine Macht durch die Ernennung des Patriciers Orestes zum Oberbefehlshaber zu befestigen, allein dieser erhob sich bald gegen ihn, Julius Nepos entwich nach Dalmatien, und Orestes ließ darauf seinen eigenen minderjährigen Sohn zum Kaiser ausrufen.

Um diese Zeit kam Odoacher mit einem Gefolge von Scyren, Rugen und Herulen nach Italien, trat in römische Kriegsdienste, begann aber dann den Kampf gegen Orestes, schlug ihn, entsetzte dessen Sohn Romulus Augustulus 476, 25. August und verwies ihn auf ein Schloß und ward darauf von seinen Getreuen zum Könige ausgerufen. Von nun an waltete er an des Kaisers Stelle als Herr über Italien. Um jedoch bei den Einwohnern mit desto größerem Glanze zu erscheinen und seiner Herrschaft den Schein des Rechts zu erwerben, wendete er sich an den Kaiser Zeno in Konstantinopel mit der Bitte, er möge ihn zum Patricius — zu seinem Statthalter in Italien — ernennen. Zeno wies ihn jedoch an den rechtmäßigen Kaiser Julius Nepos und als dieser bald darauf starb, endete die Reihe der (west=)römischen Kaiser. Odoacher war und blieb für jetzt Herr von Italien.

Zweites Buch.

Das Franken-Reich.

Die Ansiedelungen der Deutschen.

Der Sturm der Völkerwanderung war vorübergebraust, die von demselben heimgesuchten deutschen Völkerschaften erholten sich allmälig wieder und die aus ihren alten Wohnsitzen vertriebenen ließen sich da und dort häuslich nieder und fanden sich in der neuen Heimath zurecht, und im Allgemeinen war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts Friede im eigentlichen Deutschland. Da finden wir die verschiedenen deutschen Stämme angesiedelt und über ein größeres oder kleineres Gebiet, über einen Gau oder ein Thal verbreitet. Sie besetzten die gemeinsame Mark in ungetheilter Gemeinschaft, siedelten sich nach Geschlechtern an und sahen dabei jederzeit auf Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, daher die Ansiedelung auch damals, wie schon früher am Fuße eines Berges odes Hügels, an Flüssen, Bächen oder Wässern überhaupt und an solchen Orten geschah, die gegen die vorherrschenden Winde geschützt waren. Gar viele Ortsnamen mit der Endung Au, Bach, Berg, Bühel u. s. w. geben Zeugniß von der Lage der Niederlassung oder nahmen ihn von Thieren, Bäumen und Wäldern oder von den ersten Ansiedlern und Besitzern. [1])

Bei der Anlage eines Dorfes erhielt jeder ganz freie Genosse ein an die Straße stoßendes Stück Landes von gleicher Größe und Güte zur Anlegung des Hauses und Hofes mit den nothwendigen

1) Stählin, Württemberg. Gesch. I. 273.

Stallungen und Scheunen. Den Stammfürsten und Gefolgherren ward nicht nur ein größeres Loos, sondern der König oder Herzog konnte auch über das von keiner Gemeinde oder keinem Einzelnen in Besitz genommene Land verfügen. Jeder umgab sein Gut mit einem Zaun, oder säumte es mit einem Haag, meist von sorgsam gepflanzten Bäumen oder Strauchwerk ein. Noch drehte sich Alles um die mit dem Ackerbau verbundene Viehzucht, deshalb gehörte zu jedem Dorfe noch ein größeres oder kleineres Gemeinde-Gebiet für Felder und Viehweide, dazu auch der Gemeinde-Wald, Allmenden geheißen. Die Ackerloose wechselten anfangs alljährlich oder nach einer Reihe von Jahren, wurden aber in der Folge als festes Eigenthum zu Haus und Hof geschlagen, Waldung jedoch und Weide sammt Wasser und Weg blieben immer Allen in Gemeinschaft.

Alle die vom Gemeinde-Gut ausgeschiedenen Theile lagen um das Hofgebäude her zur leichteren Uebersicht und Benutzung, namentlich in den eroberten Römerprovinzen scheint gleich bei der Theilung Jedem ein größeres Eigenthum an seinem Loose zugetheilt worden zu sein, bis die Loosgüter endlich ganz zu Erb und Eigen hingegeben wurden. Im Gebirge waren die Hofanlagen natürlich ohne Feld, mehrere solche Höfe bildeten, wie selbst heute noch, eine Gemeinde oder Genossenschaft mit eigenen Gemeindegründen und einer eigenen Gemeindeverfassung. Alle die dem Besitzer eines vollfreien Eigengutes zustehenden Rechte hießen seine Herrschaft. Aufnahme in die Genossenschaft konnte nur stattfinden durch die Erwerbung eines Loosgutes und durch gewährte, oder binnen Jahr und Tag unbeanstandete Niederlassung eines Ankömmlings in der Dorfmark, wo es anfangs noch unbebauten und unbenutzten Grundes und Bodens genug zu neuen Ansiedelungen gab.

Jede Mark-Genossenschaft hatte die Pflicht der gegenseitigen Unterstützung und Haftung, die Pflicht zu sorgen für die Erhaltung des Friedens. Das Markgericht entschied über Alles, was Grund und Boden betraf, dasselbe wurde angesagt und geleitet von dem Vorsteher der Mark, die Urtheilsfinder waren alle anwesende Markgenossen — der Gerichts-Umstand.

Die Bewirthschaftung pflegte bei Dörfern mit Feldgemeinschaft nach Fluren oder Schlägen, je nach den Anordnungen der Dorfschaften zu geschehen, bei Hofanlagen aber nie nach Fluren, sondern, statt der sogenannten Dreifelderwirthschaft, die alljährlich mit dem Anbau wechselte, nach der Koppelwirthschaft ohne allen genossenschaftlichen Zwang, da Jeder nach Belieben seinen Grund und Boden bewirthschaftete.[1])

In dieser Weise geschahen die Ansiedelungen der Deutschen gewiß schon in den Zeiten vor der Völkerwanderung und dieses Verhältniß wurde von denselben auch während der Herrschaft der

---

1) G. L. v. Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung. Dessen Geschichte der Marken-Verfassung in Deutschland.

Römer beibehalten: jetzt nach deren Sturze behaupteten die deutschen Völker ihr Gut wieder als freies Eigenthum oder es wurden die römischen Bewohner von den vordringenden Deutschen gezwungen, ihr Gebiet mit den Siegern zu theilen und es außerdem auch zu bauen, oder dieses geschah durch die Leibeigenen und Hörigen, die mit ihrem Herrn einwanderten und ihm jetzt als Gutsbesitzer alljährlich bestimmte Abgaben entrichteten.

Dieser Zustand erscheint seit der Völkerwanderung als der vorherrschende und es zeigt sich dieses nicht blos bei den Niederlassungen der Deutschen in den ehemals römischen Provinzen, sondern auch im übrigen Deutschland. Der Schwächere gehorchte dem Mächtigeren und bauete oder zinsete ihm; bei der Vertheilung des eroberten Landes konnte es gar wohl geschehen, daß einem Führer viele Höfe, ja selbst ganze Bauern-Dorfschaften zufielen und er ließ dann seinen Grund und Boden durch die seßhaften Bewohner bebauen oder begnügte sich, wie die römischen Grundbesitzer, mit Zinsen und Abgaben. Ein solcher Grundbesitzer war ein Vollfreier — ein Freiherr, welcher sich selbst nicht mehr mit dem Landbau beschäftigte, sondern alle die dazu gehörigen Geschäfte seinen Leuten überließ und nur dem Spiel, der Jagd und dem Müßiggang lebte. Nur der Gemeinfreie bebaute sein Loosgut meistens noch selbst, obwohl auch er die Sorge für Haus und Feld seiner Familie und den Ansiedlern oder überkommenen Leuten überließ.

Wie das Land, fielen auch die vorzüglich von den Römern bewohnten Städte und Standlager am Rhein, an der Donau und im Innern nach und nach in die Gewalt der Deutschen; viele derselben wurden jedoch zerstört und manche sind spurlos verschwunden, in den übrigbleibenden wurde allmälig die deutsche Bevölkerung die überwiegende, wenn sich auch einzelne römische Familien und deren Nachkommen noch lange Zeit erhielten. Mit dem Wechsel der Herrschaft wechselte auch Sprache und Sitte und wenn in den Städten auch die meisten römischen Einrichtungen, insbesondere die Gewerbe, blieben, so ward das Römische doch allmälig von dem Deutschen in jeder Beziehung überwogen und verändert.

Das ganze Gebiet einer deutschen Völkerschaft zerfiel in mehrere Gaue, diese in den ältesten Zeiten in Hundertschaften oder nachmals überhaupt in Genossenschaften von je Hundert oder weniger Höfen. Hatte die Gau-Versammlung oder der ganze Volksstamm Krieg beschlossen, so stellte jede Genossenschaft ihren Heerhaufen. Ueber dem ganzen Stamm war der König oder Herzog, der Graf war der Pfleger des Gerichtes des einzelnen Gaues. Frieden war der ursprüngliche Zustand des Volkes und Krieg wurde nur geführt zum Schutze oder zur Herstellung des Friedens. Im Kriege war der König oder Herzog der oberste Führer seines Volkes und der Graf der seines Gaues.

Die regelmäßig wiederkehrende Gau-Versammlung bildete

zugleich das Gaugericht, welches über Buße und Bestrafung jeder Art von Friedensbruch an der Genossenschaft entschied, sie war die Versammlung der freien Grundbesitzer, bei welcher Jeder erschien, um seine Freiheit und sein Recht zu wahren: denn der Grundbesitz war und blieb die Quelle der Berechtigung zur Theilnahme an den Versammlungen und selbst der erwachsene und durch die öffentliche Wehrhaftmachung in die Gemeinde als freies Mitglied aufgenommene Sohn blieb fortwährend im Schutzverhältnisse seines Vaters, so lange ihm der freie Grundbesitz fehlte und er konnte sein Recht nicht selbst schützen.

Auf Grund und Boden stützte sich die Freiheit, die Macht und das Recht des Deutschen, welche er auch als der Vertreter seiner ganzen Familie zu vertheidigen hatte. Darauf gründete sich auch die Erbfolge-Ordnung. Keiner konnte nach Willkür über sein Vermögen verfügen, sein Wille war gebunden durch die Ansprüche der Sippe auf das Grundvermögen, und wie nur der Mann Grund und Boden vertreten konnte, auf dem die Familie wurzelte, so konnte nur die männliche Nachkommenschaft den wichtigsten Theil des Eigenthums, Grund und Boden, erben.[1]) Wahrscheinlich bildete sich schon früh die Sitte und Gewohnheit, einem Haupterben und zwar meistens dem ältesten Sohne das Ganze, oder doch den größten Theil des Loos- oder Stammgutes zu übergeben.[2])

König Klodwig bei den Franken.

Unter allen deutschen Völkern erscheinen nach der großen Wanderung die Franken bei Weitem als das mächtigste und zahlreichste. Der eigentliche Sitz ihrer Macht war noch immer auf dem rechten Ufer des Rheins, wo sie die Gegenden um die Lippe, Roer, Sieg und Lahn und weiter hinab nach Batavien inne hatten; aber seit der Mitte des vierten Jahrhunderts vorzüglich breiteten sie sich auch jenseits des Rheins immer weiter in Gallien aus, brachten die dort wohnenden deutschen Völkerschaften in Verbindung unter einander und mit sich, und erscheinen dann als ein großer Bund verschiedener deutscher Völkerschaften, in welchem selbst die alten Namen der Tungern und Sigambern auf kurze Zeit wieder genannt werden, bis der Name Franken alle übrigen verdrängte. Sie standen unter mehreren Fürsten und wahrscheinlich hatte jede Völkerschaft des Bundes ihren eigenen; die Gallier unterschieden die Franken-Salier und die Franken-Ripuarier, jene, die in Gallien

1) Zimmerle: Das deutsche Stammguts-System.
2) Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark- u. s. w. -Verfassung. S. 204.

noch auf Beute und Eroberung umherzogen oder im Dienste der römischen Statthalter waren, diese dagegen seßhaft an den Ufern des Rheins.

Durch die fortwährende und genaue Bekanntschaft mit den Römern und Galliern hatten die Franken von diesen mehr als die anderen weiter rückwärts wohnenden Deutschen angenommen und sie erscheinen deshalb als der gebildetste, aber auch als der verderbteste Stamm der Deutschen.

Als die ersten bedeutenden Fürsten bei ihnen werden genannt Faramund, Kledio und Meroveus, von dem das folgende Königs-Geschlecht das Meroveische heißt. Ihm folgte Childerich und dann dessen Sohn Klodwig — Ludwig. Diese Könige standen aber im Sold und Dienst der römischen Statthalter in Gallien und ragten wegen ihres Gefolges von den übrigen Frankenfürsten hervor. Mit Klodwig beginnt eine neue Zeit.

Umgeben von seinen treuen Schaaren, suchte und fand er bald Veranlassung, sich gegen den Statthalter Syagrius zu erheben, der die Oberherrschaft über ganz Gallien hatte, seitdem kein weströmischer Kaiser mehr war. Klodwig wollte gleich dem Odoacher nicht länger von demselben abhängig sein, erhob sich gegen ihn und schlug ihn im Jahr 486 bei Soissons. Der Besiegte floh zu dem Westgothen-Könige Alarich, wurde aber auf Klodwig's Begehren ausgeliefert und hingerichtet, und vernichtet war für immer die Herrschaft der Römer in Gallien, denn alle römischen Besatzungen ergaben sich freiwillig oder gezwungen an Klodwig, der nun in Gallien an die Stelle der römischen Kaiser und ihrer Statthalter trat und demgemäß die Verhältnisse ordnete: die alten Einwohner wurden ihm hörig und zinspflichtig.

Damit änderte sich allmälig auch seine Stellung zu den Franken und seine Eigenschaft als Gefolgeherr gab ihm dazu erwünschte Gelegenheit, wie aus dem Folgenden erhellt. Als er mit seinem Gefolge einst von Rheims zurückkehrte mit großer Beute, kam der Bischof Remigius und bat um die Zurückgabe eines geraubten Kirchengefäßes und schon wollte ihm Ludwig willfahren, als ein Franke mit seiner Axt an dasselbe schlug und sagte: Du hast hier nichts weiter zu fordern, als was dir das Loos zuwirft. Klodwig schwieg. Als er aber bald darauf wieder Musterung hielt, schmähte er die schlechte Bewaffnung jenes Mannes: Weder Spieß, noch Schwert, noch die Streitaxt sind gut! ruft er, wirft sie auf den Boden und schlägt den Mann, während er sich nach denselben bückt, mit den Worten todt: So hast du das Gefäß zerschlagen. Keiner der übrigen Franken erhob sich dagegen und bald hatten sie einen König, der ganz nach Römerart zu herrschen strebte und List mit Grausamkeit verband.

Noch waren er und seine Franken Heiden. Zwar hatten seine christliche Gemahlin Chlotilde aus dem fürstlichen Geschlechte der

Burgunden und mit ihr die christlichen Priester in Gallien ihn oft zur Annahme des Christenthums zu vermögen gesucht, jedoch immer vergebens. Er duldete nur, daß seine Kinder nach der Geburt getauft wurden, als sie aber bald darauf starben, gab er der Taufe Schuld und war von nun an um so weniger der milden Christuslehre geneigt. Da geschah es, daß ihn die Ufer-Franken gegen die andrängenden Alemannen zu Hülfe riefen. Er kam und traf im Frühlinge des Jahres 496 die Feinde bei Zülpich. Tapfer standen diese und schon wankten die Franken, vergebens betete Klodwig zu seinen Göttern und schon neigte sich die Schlacht zum Ende, da rief er laut: Jesus Christus, den Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes preist, von dir sagt man, du ertheiltest Sieg und Hülfe Allen, die auf dich vertrauen. Zu dir flehe ich nun. Vergebens habe ich meine Götter angerufen, sie sind zu weit entfernt, darum sei du mir nahe und errette mich von meinen Feinden und ich will dir vertrauen. Nach diesen Worten bringt er von Neuem in das Gewühl, stürmend folgen die Seinen, der Alemannen-Heerfürst sinkt und mit ihm des Volkes Muth, das den Sieger als Oberherrn anerkennt. Sie behielten ihre Sitten und Gesetze, kämpften aber fortan als Bundesgenossen in den Kriegen Klodwig's, er nahm einen Theil des Grund-Eigenthums der fürstlichen alemannischen Geschlechter und der Hauptleute und es bildete sich damals am Rhein der vorzüglichste Theil des Königs-Gutes aus der großen Reihe von Hofgütern, welche Jahrhunderte lang die wichtigste Quelle der königlichen Einkünfte waren. Ueber den südlichen an das Hochgebirg sich hinziehenden Theil Alemanniens breitete sich damals die Oberherrlichkeit der Franken noch nicht aus.

Als Klodwig aus dem Krieg gegen die Alemannen zurückkehrte und Gemahlin und Priester, die seinen Sieg als ein Wunder priesen, von Neuem in ihn drangen, daß er Christ werde, versprach er ihnen zu willfahren, wenn er sein Gefolge zur Beistimmung bewegen könnte. Die Meisten waren bereit, den mächtigen Gott zu ehren, der Heil und Sieg verleihe. Darauf wurde am Osterfeste die Taufe des Königs mit hoher Feier veranstaltet und vollzogen. Durch die langen Straßen von Rheims, deren Häuser mit Teppichen behangen und deren Luft mit Wohlgerüchen erfüllt waren, bewegte sich der Zug, daß Klodwig den Bischof Remigius erstaunt fragte: Ist dies der Himmel, den du mir versprichst? Der Bischof aber entgegnete: Es ist der Anfang des Weges, auf dem du ihn erlangst. Darauf taufte er den König und dessen Schwestern und gegen drei Tausend Franken. Von nun an betrachteten die Gallier den Klodwig erst wahrhaft als Erben und Inhaber der kaiserlichen Gewalt und Franken und Gallier verschmolzen immer mehr miteinander. Aber die christliche Religion machte den König und seine Franken nicht milder und die Sitten nicht edler, sie blieben gewaltthätig und lasterhaft, wie sie es vorher waren. Und selbst die Religion galt

dem Klodwig als Mittel zur Vergrößerung und Erweiterung seiner Herrschaft, insbesondere gegen die Westgothen. Denn der Unterschied der Religion hielt diese als Arianer und die Gallier fortwährend auseinander und die alten Einwohner wollten lieber unter den römisch-katholischen Franken, als unter den ketzerischen Gothen stehen. Klodwig wußte und benutzte dies wohl und im Jahre 507 kam es zum offenen Kriege zwischen ihm und dem Westgothen-Könige Alarich, wobei er von den Burgunden unterstützt wurde. Bei Poitiers kam es zur Entscheidung, die Westgothen wurden besiegt, Alarich erschlagen, sein Nachfolger Gesalich schloß Frieden mit den Franken, eilte nach Spanien und schon war Klodwig Willens, alles Land der Westgothen diesseits der Pyrenäen mit seinem Reiche zu vereinigen, nur die drohende Haltung des Ostgothen-Königs Theodorich hielt ihn davon zurück.

Deswegen suchte Klodwig seine Herrschaft nach einer anderen Seite hin auszudehnen und alle Franken, die noch unter mehreren Fürsten standen, unter seiner Oberhoheit zu vereinigen und dazu bediente er sich je nach Umständen der List oder Gewalt. Als Sigibert, der Fürst der Ufer-Franken, wahrscheinlich auf Anstiften Klodwig's, von seinem eigenen Sohne Chlodimir war ermordet worden und dieser dann an Klodwig Gesandte schickte und ihm so viel von seinen Schätzen anbot, als er nur nehmen wolle und dadurch die Gunst und Freundschaft des Mächtigen zu erhalten hoffte: schickte Klodwig zwar Abgeordnete an denselben, ließ ihn aber durch diese ermorden, während der Verblendete ihnen die Schätze zeigte; auf die Nachricht des Geschehenen eilte Klodwig selbst herbei, rief das Volk zusammen und rieth, es möge ihn als König anerkennen, und überrascht that es, wie der Mächtige wollte.

Einen anderen Fürsten, seinen Vetter Chararich, brachte er sammt dessen Sohne in seine Gewalt und ließ ihnen das lange Haupthaar, die Auszeichnung der fürstlichen Würde, abscheeren. Hart trug der Vater diese Schmach, als aber der Sohn tröstend zu ihm sprach: „Das abgeschnittene Laub wächst am grünen Holze bald wieder“ und Klodwig diese Worte erfuhr, ließ er Beide tödten. Und so wurde auf seine Veranlassung öffentlich oder heimlich jeder Fürst der Franken gemordet und er endlich allgemein als König anerkannt. Heuchelnd sprach er eines Tages in der Volksversammlung: „Unter Fremdlingen bin ich allein wie ein Fremdling übrig und habe keinen Verwandten, der mir im Unglücke beistehe.“ Aber Alle schwiegen und vertilgt war durch ihn bei den Franken mit dem fürstlichen Geschlechte der ganze alte Adel.

Um so mehr schien das Franken-Reich unter einem einzigen Könige befestigt; doch fühlte sich Klodwig geschmeichelt, als ihm der oströmische Kaiser Anastasius mit dem Titel eines Patricius, gleichsam die Statthalterschaft über Gallien verlieh, um für sich selbst den Schein der Oberherrschaft zu retten. Von jener Zeit an trug

Klodwig bei Feierlichkeiten Krone und Purpurgewand, die Auszeichnung aller späteren Könige, wohnte und speiste prächtig und es bildete sich ein glänzender Hofstaat. Die alten adeligen römischen Familien wurden an seinen Hof gezogen, betrachteten ihr Emporsteigen und ihren mächtigen Einfluß als eine natürliche Folge ihrer höheren Abkunft und wußten sich die höchsten Aemter zu verschaffen; die Franken dagegen staunten ob des Glanzes und der Machtfülle ihres Königs, der jetzt an der Stelle des römischen Kaisers waltete.

Klodwig starb im Jahre 511 und dankbar feierten die Priester sein Gedächtniß als ihres Wohlthäters und als des erstgeborenen Sohnes der Kirche unter den deutschen Fürsten und gedachten seiner als eines Heiligen. Durch ihn ward das Frankenreich recht eigentlich gegründet und lange Zeit galt der Name Franken bei den fremden Völkern als Bezeichnung für die Deutschen überhaupt.

Die Ostgothen.

Nach dem Tode Attila's und dem Sturze seines gewaltigen Reiches waren die Ostgothen an der unteren Donau die gefährlichsten Nachbarn des oströmischen Reiches und die schwachen Kaiser erkauften von ihnen den Frieden gegen alljährliche große Geschenke. Zwar suchten sich einige Kaiser dieser Schmach zu entziehen, jedoch vergeblich und als auch der Kaiser Leo diesen Versuch wagte, verwüsteten die Gothen sein Land bis in die Nähe von Konstantinopel, worauf der Erschreckte allen Rückstand bezahlte und zur Sicherung des Friedens Geisel gab und nahm. Unter diesen war auch der siebenjährige Theodorich, aus dem Geschlechte der Amaler, der nun in der glänzenden Hauptstadt erzogen wurde, als achtzehnjähriger Jüngling zu seinen Gothen zurückkehrte und sich bald durch Tapferkeit auf kühnen Kriegszügen gegen die Sarmaten und durch Klugheit und liebevolles Betragen Alle gewann. Der Kaiser Zeno fürchtete den unternehmenden Helden und um ihn aus der Nähe der Hauptstadt zu entfernen, gab er ihm den Titel Konsul und zeigte ihm Italien als Lehen und als ein Feld zu Ruhm und Thaten.

Und Theodorich brach dahin mit seinem ganzen Volke auf. Odoacher ging ihm zwar mit seinen Schaaren entgegen, ward aber geschlagen und zog sich nach Ravenna zurück, wo er drei Jahre lang Widerstand leistete, dann übergab er sich unter der Vermittelung des Bischofs der Gnade des Siegers, wurde jedoch von diesem mit den Edelsten seines Gefolges während eines Gastmahles erschlagen. Die Herrschaft über Italien ging nun an die Gothen über, der oströmische Kaiser konnte es nicht hindern. Theodorich aber waltete

klug und kräftig, regierte die Italiener nach den römischen Gesetzen, sicherte die einfache Weise und Sprache seines Volkes durch treffliche Verordnungen, nahm als Sieger den dritten Theil des Landes für sich und die Seinen und ließ das Uebrige den alten Einwohnern, setzte Herzöge über die verschiedenen Provinzen und behandelte nach dem Rathe seiner weisen Räthe die Unterworfenen mild und gewährte den Alpenbewohnern und Anwohnern Freundschaft und Schutz vor der Gewalt des mächtigen Franken-Königs. Wie weit sich aber seine Oberherrlichkeit über die rhätischen von Alemannen und Bayern bewohnten Länder erstreckte, ist ungewiß; auch dauerte sie nicht lange.

Bei seinem Tode 526, 30. August, hinterließ er keinen Sohn, und seine Tochter Amalasuintha regierte als Wittwe und Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, nach dessen frühem Tode sie als Königin auftrat, aber den Theodahat zum Mitregenten annahm, um den sich erhebenden Parteiungen desto kräftiger begegnen zu können. Doch dieser ließ alsobald die ihr Ergebensten umbringen, sie selbst auf einer Insel gefangen halten und dann ermorden. Das geschah um dieselbe Zeit, als über das oströmische Reich der Kaiser Justinian herrschte. Mit Freuden sah dieser die Uneinigkeit unter den deutschen Völkern, vernichtete durch seinen Feldherrn Belisar das Reich der Vandalen in Afrika und machte das Land zu seiner Provinz, dann trachtete er auch Italien wieder mit seinem Reiche zu vereinigen, wozu die Gelegenheit ihm günstig schien. Unter dem Vorwande, den Mord der Amalasuintha zu rächen, begann er den Kampf gegen die Ostgothen, vermochte die Franken-Könige durch Geschenke, daß sie den Bedrängten nicht beiständen und sandte den erprobten Belisar ab, der schnell Sicilien wegnahm, nach Italien übersetzte und Neapel zur Uebergabe zwang.

Vergebens unterhandelte Theodahat und gelobte dem Justinian Treue und Unterwerfung, Belisar rückte weiter vor und die Gothen erhoben den tapferen Vitiges zum Könige; Theodahat suchte nach Ravenna zu entfliehen, ward aber auf dem Wege ermordet. Der neue König kräftigte seine Gothen zum Kampfe, verwandelte die Schätze Theodorich's in Waffen, schickte Gesandte an Justinian, ihn zum Frieden zu bewegen, da der Tod der Amalasuintha gerächt sei, andere Boten gingen zu den Franken, um sie zur Rettung ihrer deutschen Brüder aufzurufen, wieder andere gingen selbst nach Persien, um dem Justinian von dort her Krieg zu erregen. Die Franken selbst wollten nicht Theil am Kriege nehmen, schickten aber die Burgunden und diese belagerten mit den Gothen Mailand, begannen jedoch bald auf Beute umherzuschweifen und kehrten damit nach Burgund zurück. Eine Zeit lang schien den Gothen das Glück hold, da die feindlichen Feldherren Belisar und Narses eifersüchtig, sich selbst wechselseitig hinderten, bis Narses von seinem Kaiser abgerufen ward und Belisar allein den Krieg fortführte.

Da erschien mit einem Mal der Frankenkönig Theudebert mit einem zahlreichen Heere in Italien. Freudig sahen ihm die Gothen entgegen, sie hofften auf seine Hülfe; aber die Franken eilten im Sturmeszuge nach dem Lager der Gothen, drangen mordend auf die Arglosen ein, daß diese in Verwirrung nach Ravenna flüchteten, dann wendeten sich die Franken auch als Feinde gegen Belisar und schlugen sein Heer, und es war offenbar, das Theudebert nur gekommen war, um für sich zu erobern. Der Ausgang entsprach aber der Treulosigkeit, ein großer Theil der Franken ging durch verheerende Seuchen zu Grunde und nur die Berggegenden blieben in ihrer Gewalt und jener Theil Alemanniens, der bisher noch nicht die Oberherrlichkeit der Franken anerkannt hatte und der von den Gothen förmlich ihnen scheint überlassen worden zu sein.[1]) Erst als die Gothen den Totilas zu ihrem Heerführer erwählten, kehrte das Glück wieder und siegend zogen sie mit ihm bis nach Unteritalien hinab, selbst Neapel öffnete dem Sieger die Thore wieder. Da erschien Belisar und drängte sie zurück und von den Alpen her kam Narses mit Schaaren von Langobarden. Diese hatten sich nach langem Umherirren an der unteren Donau niedergelassen, die Herulen, Gepiden und andere kleine deutsche Stämme geschlagen und unterworfen und sich dadurch Macht und Ansehen erworben, so daß der oströmische Kaiser ihrem Fürsten Audoin Pannonien überließ. Jetzt zogen sie mit Narses heran zum Kampfe gegen die Gothen. Totilas sah das nahe Verderben der Seinen, wich einem entscheidenden Kampfe aus, bis sich der tapfere Herzog Tejas mit ihm vereinigt hatte und lieferte dann, am Fuße der Apenninen bei Tagina, die Schlacht. Bis in die Nacht stritten die Gothenhelden kühn, im Jahre 552, Totilas ward von einem Pfeile zum Tode getroffen und nur mit Mühe konnte Tejas die wenigen Ueberbleibsel der Gothen sammeln. Noch ein Mal erging der Ruf der hart Bedrängten an die deutschen Stämme jenseits der Alpen, vornämlich wieder an die Franken. Diese kamen nicht, doch gestattete Theodebald, der Sohn Theudebert's, den Herzogen der Alemannen, Bucelin und Leutharis, dem Rufe zu folgen. Ehe sie aber mit ihren Schaaren in Italien ankamen, war Tejas in Unteritalien gefallen und die wenigen überlebenden Gothen, an ihrer Rettung verzweifelnd, erbaten von Narses freien Abzug aus Italien und erhielten ihn. Auf dem Wege schlossen sie sich jedoch den Schaaren des Bucelin und Leutharis an, welche über die Alpen daherzogen. Nach alter Weise halbnackt, mit der ungeheueren Streitaxt bewaffnet, stürmten sie heran und erfüllten Alles durch Raub und Mord mit Schrecken. Leutharis zog längs dem Adriatischen und Bucelin längs dem Tyrrhenischen Meere hinab, in Unter-Italien wollten sie wieder zusammentreffen. Schon war Leutharis bis Otranto gekommen, als sein Heer, durch Ausschweifungen

1) Stählin, Würtembergische Geschichte. I., 152.

aller Art geschwächt, schaarenweise dahin starb und er es für das Beste hielt, die zusammengerafften Schätze nach Ober-Italien zu retten. In der Gegend des Garda-See's erlag er mit seinem Heere den Seuchen, während ihn Bucelin zu Kapua erwartete. Statt desselben erschien Narses. Der Alemannen-Herzog erschrak dessen nicht und rief den Seinen zu: Wir bleiben auf jeden Fall in Italien, als Herren oder als Leichen. Darauf lieferte er den abmahnenden Wahrsagerinnen zum Trotz die Schlacht und nur fünf Mann sollen von den siebenzig Tausenden, die ausgezogen waren, die Heimath wiedergesehen haben. Ganz Italien erkannte die Herrschaft des oströmischen Kaisers, in dessen Namen Narses als Statthalter waltete. So verging das Reich der Ostgothen, denn die wenigen Ueberbleibsel verschwanden unter der Masse der alten Einwohner Italiens und verschmolzen allmälig mit ihnen. In gleicher Weise verkamen die Westgothen, immer mehr verschwand bei ihnen deutsche Sitte und Sprache und am Ende des sechsten Jahrhunderts, als ihr König Reccard starb, von den Geschichtschreibern die Lust und Wonne seiner Unterthanen genannt, waren die alten Spanier in jeder Beziehung überwiegend, bis nach einem Jahrhunderte mit dem Tode des Königs Roderich das Reich und selbst der Name der Westgothen für immer verschwand.

Die Franken.

Nicht dem Schwerte der Römer erlagen die deutschen Völker, sondern ihrem eigenen Zwiste und ihrer Uneinigkeit und am schnellsten dadurch, daß sie sich in romanischen Ländern dauernd niederließen, ihre alten einfachen Sitten aufgaben, sich mit den Römern verschwägerten und mit den Künsten des Friedens auch alle Laster der Besiegten annahmen. Und dieses traurige Loos bereiteten sich auch die Franken in Gallien.

Nach Klodwig's Tode theilten seine vier Söhne alles Land wie Privatgut und Jeder erhielt zugleich seinen Antheil von dem Gefolge oder den Getreuen. Theuderich, der Aelteste, schlug seinen Sitz in Metz auf und waltete über die Ufer-Franken und Alemannen und sein Gebiet hieß Austrasien — Ostfranken —, alles Land westlich davon gelegen und seinen Brüdern unterthan, aber Neustrien — Westfranken.

Theuderich trachtete ganz im Geiste des Vaters nach neuen Eroberungen und sein erster Zug war gegen die Thüringer gerichtet. Diese hatten sich nach der Völkerwanderung in den Verzweigungen des Fichtelgebirges niedergelassen und bildeten ein ansehnliches Volk, das von den drei Fürsten-Brüdern Baderich, Berthar und Hermann-

frid regiert wurde. Hermannfrid, vermählt mit Amalaberg, einer Nichte des Ostgothen-Königs Theodorich, überfiel auf das Zureden derselben seinen Bruder Berthar, ermordete ihn, nahm dessen Land und wendete sich dann gegen Baderich; aber dieser kämpfte mit seinen Getreuen tapfer gegen den treulosen Bruder, der nun die Ostfranken zu seiner Unterstützung herbeirief. Theuderich kommt, da ihm die Hälfte des Landes versprochen ward, schlägt und tödtet den Baderich im Treffen, wird aber dann von Hermannfrid um seinen Antheil betrogen und kehrt, Rache sinnend, nach Hause zurück. Nach einiger Zeit rief er seine Franken zur Versammlung, erinnerte sie an die Feindseligkeit der Thüringer von alten Zeiten, klagt diese des Treubruches an und mahnt zum Zuge gegen sie. Die Franken folgen, die Alemannen werden aufgeboten und die Sachsen zum Beistande gerufen (im J. 527); die Thüringer werden an der Unstrut geschlagen, doch wußte sich Hermannfrid zu behaupten. Da rief ihn Theuderich, wie zum freundlichen Vergleich, nach Zülpich, beherbergte ihn gastlich, stürzt den Arglosen jedoch, als sie eines Tages im Gespräche auf der Stadtmauer wandeln, in die Tiefe hinab, dann drang er schnell in Thüringen ein und unterwarf es, 554.

Während dessen waren Theuderich's Brüder in Burgund eingefallen, wo der König Sigismund seit dem Jahre 516 friedlich waltete, bis er sich nach dem Tode seiner Gemahlin Ostrogotha, einer Tochter Theodorich's, auf's Neue vermählte. Von diesem Augenblicke an war der Friede seines Hauses und Landes dahin, denn die zweite Gemahlin verläumdet seinen Erstgebornen, Siegerich, als strebe er nach der Herrschaft, und getäuscht und erzürnt läßt ihn der Vater ermorden. Zu spät erkennt er die Ränke seiner Gemahlin. Von nun an herrschten Unfriede und Haß in seinem Gemüthe; Chlotilde, die Mutter der Frankenkönige, benutzt diese Verhältnisse und reizt ihre Söhne unter dem Vorwande von Erbansprüchen gegen den König der Burgunden, Sigismund wird geschlagen, ausgeliefert und mit Gemahlin und Kindern von Chlodomir gemordet, 523. Allein dieser fällt schon im folgenden Jahre im Kampfe gegen die Burgunden, und seine Brüder, statt den Mord zu rächen, suchen nur schnell sein Land an sich zu bringen, ob er gleich drei unmündige Söhne hinterlassen hatte. Ja, Childebert nimmt die Gattin seines erschlagenen Bruders zur Gemahlin und überläßt ihr dann, nach genommener Verabredung mit seinem anderen Bruder Chlotar, die Wahl, ob sie ihren Söhnen wolle das lange Haar abschneiden und sie auf diese Weise dem gemeinen Volke gleich machen oder ob sie dieselben dem Tode wolle preis geben. Als die betrogene Mutter in Verzweiflung ausruft: Lieber todt als geschoren! ermordet Chlotar ihre beiden ältesten Söhne, der jüngere wurde von den Getreuen seines Vaters lange Zeit verborgen gehalten, schnitt sich aber in der Folge die Haare selbst ab und wurde Priester.

Bei der Theilung des Frankenlandes dauert der Zwist und

mit ihm alle Gräuel des Brüder- und Bürgerkrieges fort, nur auf kurze Zeit vereinigt Chlotar im Jahre 558 die Frankenreiche unter sich und als er schon nach zwei Jahren starb, erhob sich sogleich wieder Streit unter seinen vier Söhnen, von welchen Charibert in Paris, Gunthram in Orleans, Sigibert in Metz über Austrasien und Chilperich in Soissons über den ihm gewordenen Antheil herrschte. Charibert und Gunthram schienen nur dem Vergnügen zu leben, nahmen Frauen aus den Töchtern des Landes und entließen sie wieder nach Willkür, Sigibert zeigt sich tapfer und habsüchtig, zieht den Avaren entgegen, die über Thüringen hereinbrechen und schlägt sie; indessen wird sein Land von seinem Bruder Chilperich feindlich überfallen, weil er sich bei der Theilung verkürzt glaubte, der zurückkehrende Sieger verdrängt ihn und ein Vergleich stellt den Frieden wieder her.

Bald darauf brachte die Vermählung Sigibert's mit Brunhilde, der Tochter des Westgothen-Königs Athanagild Zwist und Verderben über das Merovei'sche Geschlecht, denn sein Bruder Chilperich will sich mit ihrer Schwester Gaswintha vermählen und entläßt deshalb seine anderen Frauen, selbst die von ihm heißgeliebte Fredegunde und die neue Vermählung wird vollzogen. Allein nach kurzer Zeit findet man die Königin Gaswintha ermordet, Chilperich erklärt die Fredegunde als seine rechtmäßige Gemahlin und von nun an herrscht ein unversöhnlicher Haß zwischen ihr und Brunhilden. Dazu kam der Streit um das Erbe des Bruders Charibert, der früh starb. Sigibert bleibt durch die Deutschen, die er über den Rhein zu seinem Beistande gerufen, Sieger über seine beiden gegen ihn verbündeten Brüder und schon wollen ihn die Edlen im Lande Charibert's als ihren König anerkennen, schon wird er, auf dem Schilde erhoben, nach alter Sitte dem Volke gezeigt, da nähern sich ihm während der Huldigung zwei Männer und er fällt, wahrscheinlich auf Anstiften der Fredegunde, von ihren vergifteten Dolchen durchbohrt. Sein Sohn Childebert wird durch einen edlen Mann gerettet und in Metz als der Erbe Austrasiens erzogen, Merovech aber, der Sohn Chilperich's, vermählt sich mit Sigibert's schöner Wittwe Brunhilde, wird jedoch durch Abgesandte der Fredegunde bald darauf ermordet und das grausame Weib läßt auch alle älteren Söhne ihres Gemahls und endlich ihn selbst meuchlerisch umbringen, damit er ihre offenkundige Untreue nicht strafen könne, und flüchtet dann mit ihrem Sohne Chlotar in ein Kloster, worin sie eine Zeit lang gesichert lebte.

In Austrasien sammelte Brunhilde ein großes Gefolge, vorzüglich von Römern, um sich mit dessen Hülfe die Herrschaft zu sichern; vergebens erheben sich die dadurch gekränkten Franken, alle Unternehmungen, selbst Verschwörungen gegen sie und ihren Sohn, scheitern an der Vorsicht der Königin und sie wird nach jedem Angriffe auf ihre Herrschaft nur noch mächtiger. Im Jahre 596

starb aber Childebert, wahrscheinlich vergiftet, und die Herrschaft der Brunhilde, seiner Mutter, nahte ihrem Ende: ihre beiden Enkel Theudebert und Theuderich theilten das väterliche Reich unter sich, jener nimmt Austrasien und dieser Burgund, die Mutter folgt dem Aelteren, wird aber von Hof und Land vertrieben und flüchtet zu dem Jüngern, der sich ganz ihrem Willen fügt. Sie gewährt ihm jegliche Lust und Frauen nach Willkür, nur damit er sich nicht vermähle und sie dann vielleicht die Herrschaft verliere; sie wählt und erhebt meist unterthänige Römer zu Günstlingen und zu den höchsten Hofwürden, mordet Jeden, der ihr widerstrebt, zieht deren Vermögen ein und bereichert damit die ihr Getreuen und reizt selbst Bruder gegen Bruder — ihre eigenen Enkel zum Kampfe gegen einander. Theuderich siegt und wendet sich dann auch gegen Chlotar, den Sohn Chilperich's und der indessen gestorbenen Fredegunde und hofft nach dessen Besiegung das ganze Frankenreich sich zu unterwerfen. Allein er stirbt unvermuthet (613) in Metz und Brunhilde läßt schnell seinen ältesten Sohn zum Nachfolger ausrufen und will den Kampf gegen den ihr verhaßten Chlotar fortsetzen. Doch das versammelte Heer, überdrüssig der Herrschaft des furchtbaren Weibes, zerstreut sich im Augenblicke der beginnenden Schlacht, die vier Urenkel werden ermordet, sie selbst dem Chlotar ausgeliefert, dem alles huldigt. Dieser beschuldigt sie zehnfachen Mordes an Königen und Königssöhnen, läßt sie foltern, dann auf einem Kameele durch das Heer zur Schau führen und endlich von einem wilden Pferde zu Tode schleifen, ihren Körper dann verbrennen. Das ganze Frankenreich ward unter Chlotar II. wieder vereinigt.

Die Langobarden und Bayern.

In Italien hatten sich indessen seit dem Untergange der Ostgothen die Verhältnisse wieder geändert; Narses, welcher mit Hülfe der Langobarden die Halbinsel für den oströmischen Kaiser erobert und die noch am Fuße der Alpen unabhängig waltenden Fürsten der Heruler unterworfen oder vertrieben hatte, schaltete als Statthalter bald so selbstherrlich, daß ihn der eifersüchtige Kaiser Justinian entfernen wollte. Da rief Narses im Zorne darüber die Langobarden wieder, welche er nur mit Mühe aus Italien entfernt hatte, als er ihres Beistandes nicht mehr bedurfte, und sogleich brachen sie aus ihren Sitzen in Pannonien auf unter ihrem Könige Alboin und wandten sich mit Weib und Kind, Hab und Gut und verstärkt mit anderen Völkerhaufen, insbesondere Sachsen, nach Italien, 568.

Ohne Widerstand drang Alboin in das Land, gab die Herrschaft über Friaul, um sich den Rücken zu sichern, seinem Neffen Gisulf und dessen Gefolge und schritt dann erobernd weiter. Das mächtige Mailand mit allen umliegenden Städten fiel in seine Gewalt, nur Pavia widerstand, aber es hemmte den Eroberer in seinem Siegeslaufe nicht. Er ließ eine Schaar zur Belagerung der Stadt zurück und zog mit den übrigen weit hinab und nahm alles Land bis auf Ravenna und Rom und einige feste Plätze am Meer; nach seiner Rückkehr öffnete ihm Pavia die Thore und er wählte die Stadt zum Hauptsitze seiner Herrschaft. Jedoch nach drei Jahren schon fand er seinen Tod von seinem Waffenträger Helmichis, den seine Gemahlin Rosamunde in heimlicher Liebe zum Morde des Königs gewonnen hatte, weil Alboin nach barbarischer Sitte noch immer bei feierlichen Gelagen aus dem Schädel ihres Vaters trank, den er in einer Schlacht erschlagen hatte.

Nach ihm wurde Kleph zum Könige gewählt, aber schon nach achtzehn Monden von einem seiner Diener ermordet, und zehn Jahre lang waren darauf die Langobarden ohne gemeinsames Oberhaupt. Die einzelnen Herzoge, ihrer mehr als dreißig, darunter die mächtigsten in Friaul und Benevent, herrschten mit ihren Getreuen in dem eroberten Lande nach Willkür, mordeten oder vertrieben die Edelsten und Reichsten der alten Einwohner und walteten als unumschränkte Herren des Landes, bestimmten, daß von den unterthänigen Bauern ihnen der dritte Theil aller Früchte gezollt werde, breiteten ihre Eroberungen immer weiter aus und suchten auch die Franken aus den Alpen-Gebirgen zu verdrängen. Der Kaiser von Konstantinopel nährte den gegenseitigen Haß und Kampf in der Hoffnung, Italien wieder für sich zu gewinnen, und er schickte sogar Boten mit reichen Geschenken an die Franken, um sie zum Zuge gegen die Langobarden zu vermögen, welche unter Faucald, dem Herzoge von Spoleto, auch eine Flotte gebaut und das reiche Neapel erobert hatten.

Um den beiden Feinden kräftig zu begegnen, wählten die Langobarden den tapfern Autharis, den Sohn Kleph's, zum Könige. Der vereinte die getrennten Theile wieder zu einem Ganzen unter sich und machte Gesetze und Ordnung im Lande geltend. Das neu aufblühende Reich zu kräftigen, suchte er Frieden und Freundschaft mit den Franken und als ihm dies nicht gelang, verbündete er sich mit seinen Nachbarn, den Bayern.

Der Name dieses Volkes ist, gleichwie die Bezeichnung der meisten germanischen Völker im mittleren Europa, ein Bundes- und Sammelname, mit welchem die Bewohner des römischen Rhätiens und Norikums bezeichnet wurden und die offenbar aus den alten ursprünglichen Einwohnern, den Bojern — Bayern — und neuen Ankömmlingen, insbesondere aus dem ehemals mächtigen Völkerbunde der Markomannen und aus Herulen, Scyren, Turcelingen

und Anderen sich zu einem Volke vereinten, dessen Verzweigungen selbst über die Donau hinüber reichten. Sie standen unter einem Könige aus dem Geschlechte der Agilolfinger. Während bei keinem anderen deutschen Volke ein Adel in der alten Bedeutung mehr erscheint, werden in Bayern fünf adelige Geschlechter genannt, wohl ein Beweis, daß das Volk aus mehreren Stämmen sich bildete, die unter ihren Fürsten nach der Völkerwanderung hier seßhaft wurden und den Vorrang oder das Königthum der Agilolfinger anerkannten, aus welchen immer der König sein mußte. Er hielt seinen Hof in Regensburg und behauptete die Selbstständigkeit seines Reiches, bis auch er in Abhängigkeit von den mächtigen Franken gerieth, wie Alemannien und Thüringen und Friesland und selbst ein Theil der Sachsen. Wahrscheinlich geschah dies allmälig, weil sich nirgends eine bestimmte Angabe findet, wann und wie dieselbe herbeigeführt worden. Aber schon früh wurden zwischen den Königen Frankreichs und Bayerns Bande der Verwandtschaft geknüpft. Theodebert, der Sohn des Königs Theuderich, gab seine Tochter Regindraut dem Könige Bayerns, Theodo, zur Gemahlin, der durch sie veranlaßt, sich zum Christenthume bekannte. Sein Sohn Garibald lebte eine Zeit lang am Fränkischen Hofe und vermählte sich in der Folge mit der Wittwe des Königs Theodebald, so wie hinwider seine Tochter Theudelinde mit dem Könige Childebert II. verlobt wurde. Allein bei den Wirrnissen in Frankreich und dem ausschweifenden Leben der Könige dort wurde die Vermählung nicht vollzogen.

Da erschien eine Gesandtschaft der Langobarden, der König Autharis warb unerkannt selbst um Theudelinden und sie ward seine Gemahlin und die Verbindung zwischen den beiden Völkern geschlossen. Die Franken aber ließen sich durch den oströmischen Kaiser und die herrschsüchtige Königin Brunhilde zum Zuge gegen die Langobarden gewinnen, ihre Schaaren überfielen Oberitalien, erlagen aber beinahe Alle ihrer Uneinigkeit und Unmäßigkeit, die Langobarden wurden nicht unterworfen, aber Bayern kam um jene Zeit unter fränkische Oberhoheit und es heißt: Nach Garibald wurde von dem Frankenkönige in Bayern als Herzog eingesetzt Thassilo aus dem Geschlechte der Agilolfinger.

Die Bischöfe und die Haus-Maier bei den Franken.

Auf diese Weise breitete sich die Herrschaft der Franken immer weiter über die deutschen Völker aus, während doch ihre Fortdauer in Gallien unter den Gräueln und Zwistigkeiten im könig-

lichen Hause selbst beinahe wie ein Wunder erscheint, wenn man nicht bedächte, daß ihre Lehrmeister, die Römer oder Gallier, noch schlechter waren. Die Franken bekannten sich nun zwar zur christlichen Religion, aber in ihrem Leben und Handeln war selten ein christlicher Geist sichtbar. Eidesbruch war häufig und um davon abzuschrecken, ließen die Priester deshalb den Eid häufig auf Reliquien der Heiligen schwören, da man denselben eine zauberhafte Kraft zuschrieb. Doch auch dies war vergeblich. Die Könige lebten meistens mit mehreren Frauen oder wechselten sie nach Belieben und diese verfolgten einander mit Gift und Dolch. Ueberall war ein gewaltsames Streben nach Macht, Reichthum und Sinneslust, und wie die Herren, thaten die Knechte. Die alte deutsche biedere Sitte verschwand bei den Franken jenseits des Rheines immer mehr, in je näheres Verhältniß sie zu den Romanen traten. Denn weil die Sieger die Einrichtungen der Unterworfenen beibehielten, mußten sie als die Minderzahl deren Sprache erlernen, während den Romanen mit ihrer Sprache auch die alte Sitte blieb. Nur einzelne fränkische Könige liebten und übten noch ihre Muttersprache und dichteten selbst in deutscher Weise, aber sie waren nicht im Stande, die allmälige Entartung der Franken zu hindern.

Nach dem Verschwinden des alten fränkischen Adels bildete sich ein neuer — der Dienstadel. Alte adelige römische Familien wurden an den fränkisch-romanischen Hof gezogen und ihnen die ersten und wichtigsten Bedienungen überlassen, weil sie dazu am meisten geschickt waren. Aber selbst Hörige und Leibeigene gelangten zuweilen zu solchen Diensten und wußten sich dadurch Ansehen und Reichthümer zu verschaffen. Auch bildete sich allmälig eine Art Leibwache und stehenden Heeres und dieses und die Dienstmannschaft überhaupt wurde am Hofe oder in Standorten durch Verleihung von Lehengütern oder erblichen Theilen aus dem großen Krongute unterhalten.

Wie in den ältesten Zeiten galt der König noch immer als das Oberhaupt der großen Familien, er war ihr oberster Richter und an seiner Statt der Hofrichter — Palast- oder Pfalzgraf. Die übrigen wichtigen Stellen waren die des Kämmerers, der über den königlichen Schatz, die Geld-Einnahmen und das ganze Münzwesen gesetzt war, der Marschall sorgte für die Dienstbereitschaft der Reiterei und war zugleich einer der obersten Heerführer, der Truchseß sorgte für die Verpflegung des Gefolges der unmittelbaren Hofdienerschaft, der Schenk für den Trunk desselben mit Wein, Bier und Meth und war der Oberkellermeister. Auf den Krongütern waren alle Gewerbe zum Dienste des Königs durch seine Leute vertreten und in gleicher Weise bewirthschafteten die übrigen Franken ihre erworbenen Güter.

Während dieser Zeit der Gewaltthaten und Lüste erscheint die fränkische Geistlichkeit häufig als Beschützer der Armen, Fürsprecher

und Abwehrer der Ungerechtigkeit und Gewalt, insbesondere genossen die Bischöfe eines hohen Ansehens auch in bürgerlichen Dingen. Die christliche Kirche stand während der allgemeinen Zerrüttung unerschüttert und ward Vielen zur Rettung und zum Heile. Die Bischöfe waren es, durch welche zumeist in den Städten und auf dem Lande Recht und Ordnung gehandhabt wurde, sie schlichteten mit Zustimmung beider Theile oft die bürgerlichen Rechtshändel und ihr Urtheil mußte von der weltlichen Obrigkeit vollzogen werden, sie hatten die Aufsicht über die Lebensmittel und über die öffentlichen Gefängnisse, die Mitwirkung bei Ernennung der Vormünder. Der Schutz, den die Kirche innerhalb der heiligen Orte gewährte, sollte die Verfolgten nur gegen augenblickliche Gewalt und Willkür schützen, nicht aber die Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit entziehen. Die Bischöfe waren nicht blos die Seelen-Hirten der Gemeinden, sondern vertraten auch deren leibliches Wohl, und die den Bischöfen untergebenen Geistlichen wirkten in demselben Sinne und sie bildeten trotz der Entartung Einzelner eine geraume Zeit hindurch den geistig und sittlich hervorragenden Theil der Einwohner Frankreichs, bis man bei der überhand nehmenden Entsittlichung die Pfarreien oft ganz ungebildeten Leuten, selbst Leibeigenen, überließ, nachdem sie zu Priestern geweiht worden.

Die Frömmigkeit der Gläubigen beschenkte schon früh die Geistlichen oder vielmehr die Kirche, an der sie wirkten, mit mancherlei Gütern, Land und Leuten, und die Könige, welche den großen Einfluß derselben auf das Volk erkannten, gewährten ihnen noch das eigene Gericht auf den erworbenen Gütern und entzogen sie der Gerichtsbarkeit des Grafen, dem nur der Blutbann vorbehalten blieb. Diese Kirchengüter mit den ihnen verliehenen Rechten gediehen bald zu wahren Herrschaften, welche die Bischöfe durch ihre Beamten verwalten ließen und sie traten durch diesen Besitz in die Reihe der Großen des Reiches und es bewarben sich deswegen vornehme römische und fränkische Familien, häufig für eines ihrer Mitglieder, um ein erledigtes Bisthum; ihres Wunsches gewährt, lebten aber solche Bischöfe meistens am Hofe wie Weltliche und überließen die geistlichen Angelegenheiten ihren Untergebenen. Eine der wichtigsten Dienststellen am Hofe, die des Erzkanzlers oder Erzkapellans, unter dem das ganze Urkunden-Wesen sowohl zur Ausfertigung als zur Aufbewahrung stand, hatte immer ein Geistlicher inne.

Wegen des Ansehens und der Macht der Bischöfe trachteten die Könige deren Gunst zu gewinnen oder über sie wie über Untergebene und Dienstleute zu herrschen, und je nach Zeit und Umständen zeigten sie gegen dieselben Ehrfurcht oder Willkür und Gewalt. Zuweilen kamen die Bischöfe wegen ihres Ansehens, ihrer Kenntnisse und Klugheit in den Rath der Könige und bekleideten die ersten Aemter und es geschah, daß ihnen die wichtigsten Staats-

Angelegenheiten zur Berathung und Entscheidung übergeben wurden, während ihnen auf den Kirchen-Versammlungen ohnehin die Entscheidung über Glauben und Kirchenzucht ganz allein überlassen blieb. Aber eben, weil die Könige die Bedeutung der kirchlichen Macht erkannten, wollten sie die Bischöfe von sich abhängig machen und trachteten die Ernennung derselben ganz in ihre eigene Gewalt zu bekommen, da die Ernennung eines Bischofs ursprünglich von den Bischöfen und der Geistlichkeit einer Provinz ausging, worauf dann der Gemeinde das Bestätigungs- oder Verwerfungs-Recht zustand, wenn sie nicht schon vorher laut und dringend Einen als künftigen Bischof bezeichnete. Das Streben der Könige gelang allmälig und es traten die Stimmen der Geistlichkeit und des Volkes gegen die königliche Entscheidung zurück, diese aber ernannten dann nicht immer den Würdigsten und wahrhaft geistlich Gesinnten, sondern oft einen weltlich gesinnten Günstling, der sich hinwider dem Könige gefällig zeigte und selbst kirchliche Beschlüsse von ihm bestätigen ließ. So vermischten sich Geistliches und Weltliches und die Kirche blieb zwar die allgemeine Heilsanstalt, die Geistlichkeit aber erschien zuweilen als eine Art Gefolgschaft im Dienste des Königs, wenn die Bischöfe als dessen Lehensmänner sich betrugen.

Der wachsende Reichthum der Kirchen, durch welchen die Bischöfe mächtige einflußreiche Gutsbesitzer wurden, veranlaßte ein ungestümes Drängen nach dieser hohen geistlichen Würde und schon suchten Manche dieselbe auf Schleichwegen und selbst durch Geld und Versprechen zu erlangen, so daß einst bei einem solchen Falle der König erzürnt sagte: Es ist nicht meine Gewohnheit, die bischöfliche Würde zu verkaufen und ich will nicht die Schmach der Gewinnsucht auf mich laden, ihr mögt euch dem Zauberer Simon gleichstellen.

Die Entwickelung all dieser Verhältnisse erscheint auch deshalb wichtig, weil sich dieselben in der Folge bei allen deutschen Völkern nach dem Vorbilde der Franken wiederholten.

Ueber das ganze Land war die alte Kriegsverfassung gesetzmäßig herrschend, denn weil die Eroberung der Grund des Besitzes war, so waren alle Reichsbeamten zugleich Heerführer und die Gesammtheit der Beamten am Hofe und im Reiche bildeten das eigentliche Gefolge des Königs, sie waren seine Getreuen und die sämmtlichen Einwohner Frankreichs seine wahren Unterthanen und dem Heer- und Gerichtsbanne unterworfen und ihm zu Leistungen und Abgaben verpflichtet. Der Graf eines Gaues überwachte als Stellvertreter des Königs das Gericht und sorgte für die Vollziehung des Urtheilspruches, so wie für Zucht und Ordnung des Gaues, in welchem die freien, jedoch im Vergleich zu den Hofleuten armen Franken, auf ihrem Allode oder Erbgute lebten, da ihnen selten eine Gelegenheit wurde, durch persönliche Dienste sich die Gunst des Königs und Geschenke und Lehen zu erwerben.

Diese Hof- und Dienstleute bildeten bereits eine mächtige

Innung und erhoben sich als Edle über den gemeinen freien Franken und leiteten durch Rath und That die Angelegenheiten des Reiches. Die alte regelmäßige Versammlung im März zur Berathung der allgemeinen Angelegenheiten hörte allmälig ganz auf oder war nur ohne Bedeutung, denn der König erschien auf einem mit Ochsen bespannten Wagen nur, um die übliche Huldigung und die Geschenke nach altem Herkommen zu empfangen, dann kehrte er auf seine Güter, in seinen Palast zurück und lebte nur dem Vergnügen. Damit ja kein König mehr in Kraft walte, wurde ein Jeder früh jeder Lust überlassen, auch früh vermählt und starb gewöhnlich nach wenigen Jahren, sobald er einen Sohn hatte, in dessen Namen die Hofleute nach Willkür schalteten.

An ihrer Spitze stand der Major Domus — der Maier — Verwalter und Oberaufseher des königlichen Hauses — und alles dessen, was darauf Bezug hatte, er vertrat den König bald in den wichtigsten Geschäften, brachte dann allmälig dessen gesammte Macht an sich und ließ ihm nichts übrig als den Namen. Sobald sich mehrere Hofhaltungen unter den Söhnen eines Königs im Frankenreiche bildeten, erscheint auch an jedem Hofe ein Hausmaier, bis ein Geschlecht in Austrasien so überwiegenden Einfluß erlangte, daß ein Mann das wichtige Amt zugleich bei mehreren Königen versah. Das war das Geschlecht der Pipine, nahe verwandt mit dem königlichen und dieses an Macht und Ansehen bald überragend. Als der erste ausgezeichnete Sprosse desselben erscheint Karlmann, der um 580—610 lebte. Nach ihm bekleidete sein Sohn Pipin von Landen, einem Schlosse an der Maas und dessen Sohn Grimoald die Stelle eines Hausmaiers und dieser wagte sogar schon den Versuch, das Merovei'sche Geschlecht vom Throne zu verdrängen und seinen eigenen Sohn Childebert in Austrasien auf denselben zu erheben. Aber die Leute des Königs wollten lieber unter dem alten schwachen Geschlechte, als unter dem neuen kräftigen leben und selbst nach Willkür walten, sie überfielen deshalb den Grimoald und lieferten ihn an den König von Neustrien aus, wo er im Gefängnisse starb, auch von seinem Sohne wird nichts weiter gemeldet; die reichen Güter aber blieben den Schwestern Grimoald's und die Eine — Begga — brachte den größten Theil derselben ihrem Gemahle Ansegis zu, einem Sohne Arnulfs, der von einem edlen römischen Geschlechte stammte, selbst Hausmaier, dann Bischof von Metz war und als Heiliger verehrt wurde. Ihr Sohn Pipin von Heristal erhielt wieder die Stelle eines Hausmaiers in Austrasien und wußte die gewonnene Macht mit Klugheit zu behaupten und zu erweitern. Die meisten Dienstleute und Getreuen des Königs traten nach und nach zu ihm über und wurden seine Leute, endlich riefen ihn selbst die Bischöfe und Edlen Neustriens, er zog gegen Paris, bekam den König Theodorich dort in seine Gewalt, nachdem dessen Hausmaier geschlagen und ermordet war,

und Pipin ist König des Frankenreiches, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach und heißt Fürst und Herzog.

Er setzt über Neustrien als Hausmaier seinen eigenen Sohn Grimoald, ernennt Bischöfe und Grafen, vertheilt Lehen und Würden und gewinnt dadurch immer mehr Anhänger, so wie die Priester und das Volk wegen seiner Frömmigkeit ihm anhangen. Alljährlich macht er barfuß eine Wallfahrt, erhält durch Strenge und Gerechtigkeit Ruhe und Ordnung im Lande, unterdrückt Fehden und Raubzüge, stellt das Märzfeld — die Versammlung der freien Franken — wieder her und läßt dabei berathen, was den Kirchen, Wittwen und Waisen und dem Gemeinwesen ersprießlich sein möchte. Er schlägt die Friesen zurück, welche unter ihrem Fürsten Ratbod in das Frankengebiet eingefallen waren, nimmt von ihnen Geisel zur Sicherung des Friedens, zieht dann auch gegen die Alemannen und Bayern und erneut und befestigt bei ihnen die Oberherrlichkeit der Franken. Doch konnte er dem Unglück, dem Haß und Neide nicht entgehen. Sein ältester Sohn starb vor ihm und als er selbst schwer erkrankte und sein zweiter Sohn Grimoald aus Neustrien zum Besuche herbeieilte, wurde dieser in einer Kirche zu Lüttich vor dem Altare ermordet. Zwar ernannte Pipin schnell seinen Enkel Theudebald an des Ermordeten Stelle zum Hausmaier in Neustrien, aber der war noch ein Kind, ebenso der König Dagobert III. in Neustrien; die dem Pipin mißgünstigen Großen erhoben sich und schon begann der Kampf der Parteien. Da starb Pipin im J. 714, sein Enkel in Neustrien wurde alsobald gestürzt, ein neuer Hausmaier gewählt und die Neustrier zogen gegen die Anhänger Pipin's in Austrasien heran. Diese wurden geschlagen, Theudebald starb und Entzweiung und Verwirrung ging durch das Reich.

In dieser Bedrängniß wählten die Austrasier Karl, den Sohn Pipin's, von einer Nebenfrau Alpiz, zum Hausmaier und Heerfürsten, der, obgleich noch sehr jung, große Hoffnungen erregte und bisher von der rechtmäßigen Gemahlin Pipin's, Plektrude, zurückgesetzt und sogar in Gefangenschaft gehalten war. Der schlug die Neustrier, Plektrude lieferte ihm, zumal der von ihr begünstigte Enkel Theudebald gestorben war, den Schatz seines Vaters aus und begab sich dann mit ihrer Tochter nach Bayern, Karl benutzt den erhaltenen Schatz zur Vermehrung seiner Anhänger und zur Befestigung seiner Macht, besiegte die Sachsen, die das Frankenreich beunruhigten und ward im J. 719 als Hausmaier in Austrasien und Neustrien anerkannt und war fortan der wirkliche und alleinige König.

Die christlichen Sendboten.

Daß ungeachtet aller Gräuel und Entartung die Franken in Gallien doch fortwährend ihre Herrschaft sowohl über dieses Land als ihre Oberherrlichkeit über die benachbarten deutschen Völker behaupteten und ihre Tapferkeit und Thatkraft zuweilen wieder glänzend bewährten, davon liegt die Ursache eben in dem beständigen Verkehre mit ihren deutschen Brüdern am Rhein und diesseits dieses Stromes, woher denselben stets neues Leben zuströmte, da diese Völker, je weiter von den Romanen entfernt, um so inniger und fester ihre alte Art und Sitte bewahrten. Sie empfingen dagegen manche Anregung zu geistiger Entwickelung und endlich das schönste Geschenk — das Licht der wahren Erkenntniß und des Heils durch das Christenthum, dessen göttlicher Samen unter den deutschen Völkern durch fromme Männer, die aus Gallien kamen, ausgestreut wurde.

Wohl hatte die christliche Lehre schon unter der Herrschaft der Römer Eingang gefunden in den Alpen- und Donau-Ländern, insbesondere in den Städten durch christliche Soldaten, Handelsleute und Arbeiter, selbst in den Gebirgen, und in der Verfolgung, welche mehrere Kaiser über die Christen verhängten, gingen auch hier viele eifrige Bekenner freudig in einen qualvollen Tod, bis sich im vierten und fünften Jahrhunderte die beseligende Lehre von Lorch an der Donau, einem bischöflichen Sitze, immer weiter verbreitete.[1]) Allein mit dem Sturze des Römerreiches und dem allmäligen Zurücktreten der romanischen Bevölkerung und bei der hereinbrechenden Fluth heidnischer germanischer Völker, zu welcher Zeit der heilige Severin rathend und tröstend von einer bedrohten Stadt zur anderen eilte, gab es beinahe keine Christen mehr im Lande oder sie bildeten doch nur eine hirtenlose zerstreute Gemeinde. Die Lehre Jesu mußte wieder auf's Neue gepflanzt werden. Dies geschah am Anfang des sechsten Jahrhunderts, als der König Theodo über Bayern regierte.

Seine Gemahlin Regindraut gewann ihn für das Christenthum und sie war wohl Ursache, daß der fromme Bischof Rupert von Worms um das J. 523 nach Regensburg an das Hoflager berufen wurde. Der taufte den König oder Herzog und dessen Familie und wanderte in allen Gegenden Bayerns bis an die äußersten Grenzen an der Donau hinab und verkündete die heilbringende Lehre. Der Herzog gab ihm Erlaubniß, den bischöflichen Sitz da aufzuschlagen, wo er wolle, Kirchen zu bauen und überhaupt Alles anzuordnen, was zur Verbreitung und Befestigung des

1) Fr. Wilh. Glück, die Bisthümer Norikums, 1855.

Christenthums dienen möge. Und Rupert ließ sich mit den von ihm gerufenen Gehülfen auf den Trümmern des römischen Juvavium, am Eingang in das Gebirg an der Salzach, nieder und lebte mit denselben als ihr Vorsteher in klösterlicher Vereinigung, errichtete Pfarreien, bestimmte seinen Nachfolger in der bischöflichen und abteilichen Würde und wird deshalb mit Recht als der Apostel Bayerns, Oesterreichs und Steiermarks und als Heiliger verehrt. Sein treuer Gefährte und Mitarbeiter war der heilige Vital. Auf den Trümmern der alten Stadt erhob sich eine neue, Salzburg, und das von Rupert gegründete Kloster St. Peter gilt als Mutterkirche und Gründer des christlichen Glaubens in vielen Gegenden von Süddeutschland.

Vom Rhein, woher Rupert kam, verbreitete sich das Christenthum beinahe zur selben Zeit in die Gauen der Alemannen, denn dort wirkten schon die Bisthümer Worms, Straßburg und Constanz und der heilige Fridolin soll schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts nicht blos auf dem linken Rheinufer im Westen, sondern auch im Gebirg unter den Helvetiern und in Alemannien diesseits des Rheins Kirchen und Klöster gegründet haben. Nach ihm kam Kolumban aus Irland, der vom heiligen Eifer getrieben, unbekümmert um weltliche Ehren zuerst auf einem Felsen der Hebriden eine Schule und ein Kloster anlegte und viele Picten und Schotten zum Christenthume brachte, dann mit zehn Gefährten nach Frankreich ging und sich am Abhange der Vogesen niederließ. Bald wurden die Menschen und das Land umher durch ihn milder, es verbreitete sich der Ruf von seinem heiligen Leben, daß ihn selbst der König Theuderich besuchte. Als ihn Kolumban aber vom schimpflichen Leben zurückführen wollte und ermahnte, er solle eine rechtmäßige Gemahlin nehmen, vertrieb Brunhilde den frommen Mann. Auf seiner Wanderung, um einen neuen Ruhesitz zu suchen, lehrte er mit seinem Schüler Gall das Volk am Bodensee, wurde aber auch von da vertrieben, als er einst bei einem heidnischen Opferfeste die Gefäße zerschlug und in's Wasser warf. Mit Mühe retteten sich Beide nach Arbon, wo sie einen christlichen Priester, Willmar, trafen und von dort nach dem zerstörten Römerorte Bregen gingen, wo sie auf der Mehrerau ihre Zellen anlegten. Drei Jahre lang lehrten sie die daselbst wohnenden heidnischen Deutschen, pflanzten auch fruchtbare Bäume, rodeten Wälder und trockneten Sümpfe aus und wurden des Volkes Wohlthäter, als sie jedoch den Götzen=Tempel verbrannten, wurden sie auch von hier vertrieben. Darauf ging Kolumban nach Italien zu den Langobarden, Gall aber schiffte nach Arbon hinüber und wendete sich von dort weiter aufwärts in's düstere Waldgebirg, rief Gefährten und um Kolumban's Zelle reihten sich immer Mehrere. Die Menschen kamen zu den Einsiedlern in geistigen und leiblichen Angelegenheiten und als Gall auch die Tochter des Herzogs Gunzo von schwerer

Krankheit heilte, ward er geehrt und mit vielem Lande beschenkt und gern siedelten sich Menschen aller Art wie unter dem Schutze eines Heiligen in seiner Nähe an. Die Zellen wurden in ein Kloster vereinigt und um dasselbe erblühte eine Stadt, die jetzt noch dankbar den Namen des frommen Mannes trägt.

Seine Schüler Mangold und Theodor wirkten ganz in seinem Geiste, wendeten sich vom Bodensee morgenwärts, um den Deutschen, die auf dem ehemaligen römischen Gebiete sich niedergelassen hatten, das Evangelium zu verkünden; Theodor blieb in der Nähe von Kempten, wo auch schon ein christlicher Priester Tozzo lehrte, Mangold drang an den Lech vor, wo er aus Waldschluchten in die Ebene hervorstürzt, baute da seine Zelle, aus der in der Folge das Kloster und die Stadt St. Mang hervorging und fand über dem Lech in Bayern ein gut bebautes Land und gesittete Menschen. Am westlichen Abhang des Schwarzwaldes im Breisgau lehrte Trudpert, und im Spessartwalde bei Würzburg Kilian, Koloman und Totnan. Der Erste büßte seinen frommen Eifer selbst mit dem Leben. Auch Emmeram, der in der Gegend von Regensburg das Wort des Herrn verkündete, starb gewaltsamen Todes. Und so verbreitete sich an der Donau und am Rhein bis tief in die Alpen hinein die christliche Lehre zum Heile der Völker und die Nachkommen verehrten dankbar nach dem Beispiele der Kirche jene frommen Männer als Heilige. Aber gegen die nördlichen Meere hin war lange Zeit alle Bemühung begeisterter Männer, die Saat des Christenthums gedeihen zu sehen, vergebens. Auch der Friesenfürst Ratbod hatte den Segensworten gehorcht und schien bekehrt und schon war er im Wasser, um mit der Taufe das Heil zu empfangen, als er nach dem Schicksale seiner Ahnen fragte. Auf die Antwort aber, daß dieselben als Heiden in der Hölle wären, sagte er zornig: „Nun wohl, ich will bei den Tapferen sein!“ und sprang aus dem Taufwasser.

Karl Martell und Winfrid.

Um dieselbe Zeit drohte dem Christenthum vom Aufgang und Niedergang her große Gefahr. Denn in Asien hatte Mohamed, der schwärmerische, weitgereiste Araber, eine Religion gestaltet, die ganz der sinnlich üppigen Einbildungskraft seines Volkes entsprach. Er selbst und seine wahnbegeisterten Schüler verbreiteten die neue Lehre, den Islam, mit Wort und Schwert zuerst unter den benachbarten Völkern, dann immer weiter, und landeten endlich, nachdem sie sich die nördlichen Länder Afrikas im Sturmeszuge unterworfen hatten,

in Spanien. Die Westgothen, längst der alten Tapferkeit entwöhnt, und mit der Masse des spanischen Volkes schon vermischt, erlagen im Kampfe, 707; die ganze pyrenäische Halbinsel bis auf die nördlichen Theile huldigte den furchtbaren Arabern — auch Mauren genannt. — Darauf drangen sie vom Meere her auch in Frankreich ein und alles Land im Südwesten ward ihre Beute.

Da rief der erschreckte Herzog Eudo von Aquitanien den tapfern Hausmaier Karl zu Hülfe. Der kam mit den aufgebotenen Franken und beobachtete sieben Tage die Bewegungen der Feinde bei Tours an der Loire. Endlich begann er den Angriff. Vergebens war die Begeisterung wie die Wuth der Araber, sie konnten die enggeschlossenen Reihen der Franken nicht durchbrechen. Die Nacht endete die unentschiedene Schlacht, aber am Morgen erblickten die Franken nur Leichname auf dem Wahlfelde, die Feinde waren abgezogen, 732. Karl stand als Sieger da und hatte wahrhaft das Abendland und insbesondere die Deutschen von der Herrschaft des Halbmondes gerettet.

Mit seinem bereicherten und ihm ergebenen Heere zog er im folgenden Jahre nach Burgund, um die Streifzüge der Araber abzuwehren und zugleich die fränkische Oberhoheit wieder zu befestigen; dann wendete er sich gegen die Friesen, welche im beständigen Kampfe gegen die Franken lagen, er schlug sie, ihre heidnischen Heiligthümer wurden zerstört, ihr Herzog getödtet und die Abhängigkeit wenigstens für eine Zeit lang erzwungen, auch Aquitanien erkannte die Oberherrlichkeit der Franken, welche Karl auch in Schwaben und Bayern wieder herstellte. So befestigte sich das Reich der Franken von Neuem und nur der Sachsen größter Theil lebte noch unabhängig von Jenen in alter heidnischer Weise fort, obgleich es dem mächtigen Karl bereits gelungen war, die an der Weser und bis zur Elbe wohnenden Sachsen von ihren häufigen Einfällen in Frankreich abzuhalten und einige Stämme selbst zu bezwingen. Um auch sie in das große Frankenreich einzureihen und die tapferen aber rohen Gemüther zu sitten, däuchte ihm die christliche Religion das schönste Mittel und er unterstützte deshalb mit Rath und That den frommen Bekehrungseifer Winfrid's, der später Bonifacius genannt wurde.

Er stammte aus einem edlen angelsächsischen Geschlechte, war um 680 geboren, widmete sich dem Priesterstande und machte sich alsobald auf, um die christliche Lehre den Heiden zu verkünden. Zuerst aber ging er nach Rom, um aus der Quelle zu schöpfen, von welcher England war bekehrt worden. Der Papst Gregor II. nahm den Begeisterten freundlich auf, gab ihm die nöthigen Vorschriften und dann ging er lehrend durch Bayern und Thüringen nach Friesland, wo er seinen Landsmann Willibrord fand, der seit vielen Jahren schon unter den Heiden dort das Christenthum zu verbreiten bemüht war. Winfrid wählte keine bleibende Städte, sondern blieb ein wandernder Lehrer gleich den Jüngern des Herrn und gewann

Viele und gab erfreut dem Papste Nachricht von seinem segensreichen Wirken. Da rief ihn dieser wieder nach Rom, weihte ihn zum Bischofe, daß er Gewalt hätte, das Christenthum überall zu verbreiten und die Irrenden zurechtzuweisen, Alles nach der Lehre und Weise der römisch-katholischen Kirche. Zugleich empfahl ihn der Papst dem mächtigen Hausmaier Karl und den Fürsten von Thüringen und Sachsen und allen Deutschen und mahnte sie, demselben als seinem Abgesandten in Allem zu gehorchen. Mit diesen Briefen kam Winfrid zu Karl, der ihn freundlich aufnahm und ihn mit seinem sicheren Geleite sandte, wohin er wollte. Und so geschützt und empfohlen durch den gewaltigen Sieger über die Araber, setzte Winfrid seine Wanderung zur Bekehrung der heidnischen Deutschen fort und kam auch nach Geismar im Lande der Hessen, wo eine Eiche als hochverehrtes Heiligthum war. An diese legte er die Axt und staunend stand das Volk und harrte, ob nicht die erzürnten Götter den Frevler strafen würden. Als aber der Baum sank und Winfrid unbeschädigt blieb, wurden Viele gläubig, und er erbaute aus dem Holze ein Bethaus und wendete sich dann nach anderen Gegenden. Da fand er zwar schon überall Spuren des Christenthums, aber von verschiedenen Lehrern verschieden gelehrt.

Um so eifriger strebte Winfrid, daß fortan Einheit der Lehre und des äußeren Gottesdienstes sei, er berief Gehülfen aus England, ordnete die Kirchensprengel Salzburg, Freising, Eichstädt, Regensburg, Passau und Würzburg, hielt regelmäßig Kirchenversammlungen und leitete dabei als vorsitzender erster Bischof — Erzbischof — den Gang der Berathung und berichtete endlich dem Papste: Wir haben beschlossen, bis an unser Ende am katholischen Glauben, an der Einheit und dem Gehorsam gegen die römische Kirche festzuhalten, dem heiligen Petrus und dessen Nachfolger unterthan zu sein und in allen Stücken den Vorschriften desselben zu gehorchen, sowie das Pallium vom Stuhle des heiligen Petrus zu suchen. Und auf diese Weise wurde Winfrid wahrhaft der Gründer der päpstlichen Herrschaft in Deutschland.

Im Jahre 745 erhielt er Mainz als erzbischöflichen Sitz und es wurden ihm nicht nur die neugegründeten Bisthümer, sondern auch Worms, Speier und Utrecht und die in Alemannien zugewiesen, so daß sich sein Kirchensprengel und die Wirksamkeit desselben über den größten Theil der eigentlich deutschen Länder erstreckte.

Seine thätigen Schüler wirkten ganz in seinem Sinne. In Fritzlar hatte er ein Bethaus -- Domus Domini — dem heiligen Peter zu Ehren erbaut und daneben ein Kloster und eine Schule, welche Wigbert einrichtete. Von hier aus kam Sturm, aus einem edlen bayrischen Geschlechte, auf seiner Wanderung mit zwei Gefährten nach Hersfeld in der Buchenwüste, wo er sich niederlassen wollte. Weil aber Winfrid die Gegend wegen der häufigen Einfälle der Sachsen für unsicher hielt, durchzog er mit seinen Gefährten die Waldwüste,

umzäunte sich des Nachts der reißenden Thiere wegen, traf nur auf wenig zerstreute Ortschaften, bis er ein schönes Thal erreichte, wo er sich ansiedelte und Fulda mit einer Schule gründete, die in der Folge durch Rabanus Maurus, den gelehrten Abt, großen Ruhm erlangte. Winfrid hatte diese Stätte so lieb gewonnen, daß er hier einst nach seinem mühevollen Leben auszuruhen beschloß, hier, wo vier deutsche Völker an einander grenzten, welchen er das Wort Christi verkündete.

Die Klöster.

Zur Befestigung und Verbreitung des Christenthums wirkten insbesondere die Klöster, welche eben deshalb von Bonifacius und seinen Schülern in den verschiedensten Gegenden Deutschlands gepflanzt und gepflegt wurden. Das gemeinsame Zusammenleben Mehrerer unter gewissen Vorschriften und nach einer bestimmten Ordnung — daher die Anstalt selbst Orden hieß — stammt aus dem Morgenlande, fand mit der Verbreitung des Christenthums Eingang im Abendlande, und der vom heil. Benedikt von Nursia eingeführte Orden war der erste und lange Zeit der einzige in Europa. Auf einer Synode im Jahre 742 befahl Bonifacius, alle Einsiedler oder Klausner sollten sich in diesem Orden vereinigen, was auch geschah.

In diesen Klöstern nahmen die Fremdlinge, welche aus Gallien oder Britannien kamen, um das göttliche Wort zu verkünden, ihren festen Sitz, oder fanden vorübergehend Schutz und Pflege, die Bischöfe waren noch Jahrhunderte lang Mönche und zugleich die Aebte und Vorsteher eines Klosters. Die Herzoge und Edlen des Landes aber begünstigten, sobald sie zur christlichen Lehre sich bekannten, diese Anstalten, als nützlich und heilsam für das Volk und Land, und bald entstand eine Menge Klöster, die sich zuerst über Süddeutschland, und dann weiter nach Norden verbreiteten, und sie bezeichneten genau den Weg, den die christliche Bildung nahm. Insbesondere wurden diese Anstalten gepflegt und vermehrt durch edle Frauen, welche mit liebevollem demüthigen Sinne am meisten die herrlichen Früchte des Christenthums erkannten, und auch andere derselben theilhaftig machen wollten. Die ersten Zellen, aus welchen später die Klöster entstanden, findet man in unzugänglichem Waldgebirge an Abhängen, in Schluchten, in der Nähe von Strömen und Seen; da vereinigten sich Mehrere, um das ihnen geschenkte Gebiet urbar zu machen, die wilden Thiere zu verscheuchen, die Menschen zu belehren, da erhob sich eine Kapelle, ein Kirchlein, da ertönten zu gewissen Tageszeiten, und selbst um Mitternacht die frommen Gesänge. Dem Gebete und der Betrachtung und nützlichen Arbeiten obzuliegen, war der

Zweck des Vereines. Jedes Kloster bildete mit seinen Gütern eine geschlossene Gemeinde, einen kleinen Staat, der von einem Oberen, und die Frauen-Klöster von einer Oberin nach der beschworenen Regel regiert wurden, und Alle im Verein wetteiferten, diesen Staat so geistig fruchtbringend als möglich für sich und Andere zu machen. Da pflegten die Einen der Kunst und des Gewerbes im Bau und Ausschmücken der Kloster-Gebäude und Kirchen, diese studirten die Werke der Alten, Jene schrieben deren Werke ab, oder bereiteten das Pergament und den Einband, Andere beschäftigten sich mit dem Anbaue des Landes und legten Blumengärten an, oder pflanzten Obstbäume und Reben. Die Klöster wurden den Umwohnern Rathgeber und Muster für die meisten Zweige der Landwirthschaft, besonders durch ihre Schwaigen oder Maiereien, in der Viehzucht und in der Pflege der Bienen und Fische, welche wegen der vielen von der Kirche vorgeschriebenen Fasttage und wegen des Wachses und Honigs eifrig betrieben wurde. Und in der That wurde manches Stück Landes durch die Ueberweisung an ein Kloster aus einer Wildniß in ein blühendes Gefilde umgeschaffen.

Seit der Einführung des Christenthums wurde die Mark-Genossenschaft zugleich eine religiöse Gemeinde und jede Mark baute ihre eigene Kirche und unterhielt sie und es entstanden die Kirchdörfer, deren Genossen oft weit auseinander lagen. Die Klöster aber blieben lange Zeit der Mittelpunkt der Seelsorge für eine ganze Gegend, eigene Pfarreien wurden erst später angeordnet. Vom Kloster wurden einzelne Priester auf dem Lande umher in Dörfern angesiedelt, um denjenigen, die vom Kloster entfernt auf den zerstreuten Höfen wohnten, den Gottesdienst zu halten, der Seelsorge zu pflegen und das Volk zu unterrichten; dies geschah während des feierlichen Hochamtes oder der Messe durch das Erklären des Evangeliums, oder durch förmliche Predigten. Vor dem nachmittägigen Gottesdienste — der Vesper — wurde gewöhnlich Kinderlehre gehalten, nämlich die Jugend in der christlichen Religion unterrichtet. Dies geschah in deutscher Sprache, und sie war beschränkt auf Predigt und Beichte, der Gottesdienst wurde nur in lateinischer Sprache gefeiert und diese gewann dadurch gleichsam als die heilige Sprache der Priester ungemeines Ansehen.

Die Gesetze der Deutschen.

Zwar auf den Einzelnen wirkte der göttliche Geist der christlichen Lehre, aber die Verhältnisse des ganzen Volkes blieben nach wie vor in heidnischer alter Weise fest bestimmt, wie sich dies in den Gesetzen zeigt — gleichsam dem Spiegel der allgemeinen Sitte.

Diese Gewohnheitsrechte hatten sich von den frühesten Zeiten her ungeschrieben von Enkel zu Enkel fortgeerbt, bis sie auf Befehl der Könige aufgezeichnet wurden, und zwar von den Frankenkönigen für die ihnen untergebenen deutschen Völker. Sie sind in lateinischer Sprache geschrieben, weil diese in den romanischen, von Deutschen eingenommenen Ländern, die allgemeine Volks- und Schriftsprache war, und auch die Deutschen sie allmälig angenommen hatten, oder doch kannten. Diese Gesetze wurden mit wenigen Veränderungen und deutschen Wörtern bei den übrigen deutschen Völkern eingeführt, wie denn das bayerische Gesetz zumeist mit dem der Westgothen und Alemannen übereinstimmt.*) Auch mögen wohl die von den Frankenkönigen aufgestellten Richter Romanen gewesen sein.

Mit der Einwanderung der Deutschen aus Asien war das Kastenwesen mit eingewandert und deswegen wies die Geburt jedem Deutschen seinen Stand an, und jedes Volk bestand aus Edlen, Freien, Hörigen und Leibeigenen. Nur den Edlen und Vollfreien gehörte das Land, sie waren die Herren, die Anderen ihre Diener und Knechte, die Freigelassenen und Hörigen nur frei dem Leibe nach, sonst abhängig von den Herren, denen sie zu Zins und anderem Dienst verpflichtet waren. Die Leibeigenen galten als bloße Sache und wahres Eigenthum des Herrn und konnten von ihm verschenkt oder verkauft, mißhandelt und erschlagen werden, wenn ihn nicht der milde Geist des Christenthums oder die Berechnung des Vortheils abhielten. Sie waren an die Scholle gefesselt und gingen mit Grund und Boden in andere Hände und Gewalt über, sie und ihre Kinder. Die Angelegenheiten des Volkes beriethen und entschieden nur die Edlen und Freien.

Dieses Verhältniß der Geburt wurde festgehalten durch das Wehrgeld, oder die Summe, um welche das Leben und jedes Glied des Menschen geschätzt und gewerthet, oder gegen Schaden verbürgt wurde. Im Allgemeinen war das Wehrgeld des Freien um ein Dritttheil geringer, als das des Edlen, das des Hörigen um ein Dritttheil oder um die Hälfte geringer, als das des Gemeinfreien. In demselben Verhältnisse wurde gebüßt der Schaden an einzelnen Gliedern. Der Knecht wurde seinem Herrn vergütet wie ein Hausthier, und der Herr zahlte für den Schaden, den sein Knecht oder sein Hausthier an Anderen anrichtete. Gegen den angeklagten Knecht konnte wie bei den Römern die Folter angewendet werden.

Der Freie lebte nur den Waffen, dem Spiel, dem Trunk, der Jagd und dem Müßiggang. Die Arbeit war Sache der Knechte und Hörigen. Von der Jagdlust zeugen viele Gesetzstellen mit den verschiedensten Bezeichnungen der Jagdhunde auf Bären und Wölfe, große und kleine Thiere, der Habichte und Sperber, die zur Jagd auf Vögel aller Art abgerichtet waren.

---

*) Nach Roth: Lex Bajuvar

An die Stelle des alten Adels trat allmälig der Dienstadel. Wer im Dienste oder Gefolge des Königs war, ob Deutscher oder Romane, der hatte ein höheres Wehrgeld, als der Gemeinfreie, und dieses Verhältniß verbreitete sich bald über alle deutsche Völker unter fränkischer Oberhoheit. So wurde denn Jeder geschätzt nach seiner Geburt, seinem Besitze und seinem Dienste. Für seine Dienste erhielt der Mann vom Gute des Königs ein Lehen, welches wie der Dienst von beiden Theilen aufkündbar war. Und weil das Land mit den Waffen errungen war, erbte es auch nur im Mannsstamme fort, die Töchter konnten nur Leibeigene und fahrendes oder bewegliches Gut erben.

Jeder Deutsche vermählte sich nur mit einer Jungfrau seines Standes, damit er in diesem blieb, denn welcher Freie eine Leibeigene oder Hörige zur Gattin nahm, dessen Kinder traten in den Stand der Frau herab, und welche Freie sich mit einem Knecht verheirathete, die wurde mit ihren Kindern leibeigen. Nach alemannischem Gesetze jedoch behielt eine Freie ihren Stand, wenn sie einen Knecht der Kirche heirathete.

Diese Ebenbürtigkeit bei Heirathen wurde unter allen deutschen Völkern, insbesondere bei den Fürsten-Geschlechtern, bis auf unsere Zeit meistens festgehalten und nur im Merovei'schen Königsgeschlechte nach der herrschend gewordenen römischen Sitte mißachtet. Der Fürst vermählte sich nur mit einer ihm ebenbürtigen Fürstentochter, wenn er Kinder, berechtigt zur Nachfolge in fürstlicher Würde, haben wollte. Auf diese Weise sollte wohl die Abstammung von den Göttern — Asen — im fürstlichen Hause rein erhalten und geehrt werden.

Der Brautschatz war die Summe, um welche die Braut von den Eltern oder ihrem Vormund gleichsam erkauft wurde. Ihr selbst wurde am Morgen nach der Brautnacht ein Geschenk — die Morgengabe — vom Manne gegeben, und Aussteuer, Brautschatz und Morgengabe blieben nach des Mannes Tode ihr Eigenthum und es galt als allgemeiner Grundsatz: Niemand heirathe, als wer seine Frau und Kinder zu ernähren im Stande ist. Die Wittwe blieb mit den Kindern im vollem Besitz und Genusse der Güter. Jeder Edle insbesondere bestimmte vor der Heirath schon gewisse Einkünfte für den standesgemäßen Unterhalt seiner Gattin, im Fall sie Wittwe würde. Eine den Deutschen eigenthümliche Achtung für die Frauen zeigte sich auch darin, daß jede ihnen zugefügte körperliche Beschädigung zweifach gebüßt wurde und nur bei den Franken einfach. Jeder Angriff auf die weibliche Ehre wurde streng bestraft. Man kann zwar nicht sagen, daß die christliche Lehre den deutschen Völkern damals mit Gewalt aufgezwungen wurde, aber die christlichen Sendboten konnten nur unter bewaffnetem Geleite sich unter die Heiden wagen und Winfrid selbst schreibt an den Papst: Ohne den Schutz des Fürsten der Franken kann ich das Volk nicht leiten und Priester,

Mönche und Nonnen nicht schützen, ohne seinen Auftrag und ohne die Furcht vor ihm, heidnische Gebräuche und Götzendienst nicht hindern. In den Gesetzen mußte das Leben der Geistlichen und der Diener der Kirche durch ein sehr hohes Wehrgeld und harte Strafen gesichert werden. Wer einen Knecht der Kirche umbrachte, sollte nach bayerischem Gesetze dafür zwei gleiche geben. Wenn ein Verbrecher sich in eine Kirche flüchtete, sollte er vom Geistlichen nicht dürfen ausgeliefert werden. Wer so gewaltsam und hartherzig sich zeigte, daß er mit Hintansetzung der Furcht Gottes und der Ehrerbietung gegen die heilige Kirche einen Flüchtigen aus der Kirche riß, der mußte den Frevel büßen, der Kirche und dem Richter. Die Entheiligung des Sonntags durch knechtliche Arbeit ward an Freien und Knechten streng gestraft. „Dem freien Manne, der am Sonntag die Ochsen einspannt und mit dem Wagen zur Arbeit fährt, soll zur Strafe der rechtsgehende Ochs genommen werden, arbeitet er sonst, so soll es ihm zweimal untersagt, und wenn er sich nicht bessert, soll er mit fünfzig Streichen auf dem Rücken gezüchtigt werden; wenn er es dann nicht läßt, soll er den dritten Theil seiner Güter und endlich die Freiheit verlieren."

Wie jenseits des Rheines die Kirchen mit reichen Gütern begabt wurden, deren Erträgnisse den Geistlichen zukamen, so geschah dies auch alsobald diesseits im eigentlichen Deutschland, es wurde nicht nur jeder Angriff auf die Kirchengüter hart gebüßt, sondern auch geboten: „Niemand soll einem freien Mann wehren, sein Hab und Gut zum Heil seiner Seele der Kirche zu geben, von dem Theile nämlich — so wurde wahrscheinlich erst später bestimmt — der ihm bleibt, wenn er mit seinen Söhnen getheilt hat. Die Schenkung soll schriftlich abgefaßt und durch Zeugen bestätigt werden, dann soll der Geber dieselbe als Opfer auf den Altar legen und fortan hat weder er noch sonst Jemand Anspruch darauf, außer wenn ihm der Kirchenvogt das geschenkte Gut ganz oder zum Theil als Lehen (gegen alljährliche bestimmte Leistungen) überlassen will." Nach Alemannischem Gesetze mußte das der Kirche entwendete Gut siebenundzwanzigfach erstattet werden. Jeder andere Diebstahl wurde neunfach gebüßt, als die That eines Feigen, neunmal so viel mußte zurückerstattet werden, als gestohlen war. Dem Diebstahl in der Kirche wurde nach bayerischem Rechte gleich geachtet und dreimal neunfach gebüßt: der Diebstahl im Hofe des Herzogs, in einer Mühle oder Schmiede, weil diese Gebäude allgemeine und zu jeder Zeit offen seien. Das Gericht, welches über Verbrechen und Strafen bestimmte, versammelte sich öffentlich und regelmäßig. Der Graf hatte den Vorsitz als Stellvertreter des Königs, die Entscheidung jedoch lag in dem Urtheile aller Umstehenden oder einiger Auserwählten oder Beisitzer (Schöffen), die das Recht fanden, wiesen und urtheilten, der Graf vollzog den Spruch. Vom Gaugerichte konnte man sich an das Hofgericht und den Pfalzgrafen

oder an den König selbst wenden. Mit dem Tode wurde nur bestraft der Landesverrath, die Empörung bei dem Heere, welche Tödtungen zur Folge hatte, und der Mord eines Herzogs und Bischofs; aber selbst diese Verbrechen konnten, wie die übrigen, mit Geld oder Geldeswerth gesühnt werden. So hieß es im bayerischen Gesetze: „Wer einen Bischof ums Leben bringt, der soll nach der Größe desselben einen Rock von Blei machen und was er wiegt, so viel soll der Thäter an Gold erlegen oder geben was er hat, bis die ganze Schuld bezahlt ist, und hat er nicht so viel, so soll er sich und sein Weib und seine Kinder derselben Kirche in Knechtschaft hingeben und das Geld soll auf ewig zum Nutzen derselben Kirche liegen bleiben."

Das Urtheil des Gerichtes lautete entweder auf Verurtheilung oder Freisprechung und nur, wenn der Beweis durch Zeugen oder Urkunden oder Eid, entweder von der einen oder anderen Partei, nicht vollständig geführt war, auf die Festsetzung eines Ordale oder Gottesurtheiles. Als solche galten Anfangs nur der Kesselfang — das Herausnehmen eines Gegenstandes aus siedendem Wasser — und der Zweikampf. So hieß es: Wenn Streit entsteht zwischen Grenznachbarn, da nämlich keine deutlichen Zeichen an den Bäumen, Bergen oder Flüssen sichtbar sind und der Eine sagt: „Bis hieher haben es meine Vorfahren als Eigenthum besessen", der Andere aber diesen Platz für sich anspricht und kein anderer Beweis aufzufinden und kein friedlicher Vergleich möglich ist: so sollen sie sich einander Gottes Urtheil geloben, jedoch ohne ihre Kämpfer durch das Loos zu wählen, sondern wem Gott als dem Stärkeren aus ihnen den Sieg verleihen wird, dem soll auch der Antheil gehören, den er anspricht.

Wer einen Diebstahl läugnete, konnte sich, wenn die Sache gering war, mit seinem Schwur und dem von Eideshelfern lösen, wenn sie seine Unschuld bezeugten, oder er konnte den gerichtlichen Zweikampf wählen; Kläger und Beklagter durften je einen Kämpfer für sich erkiesen und durch diese erproben, wem Gott wolle den Sieg geben. Der Glaube an die Untrüglichkeit der Gottesurtheile war so tief im deutschen Volke gewurzelt, daß weder das Christenthum noch die Gesetzgebung ihn erschüttern konnten und diese ihn durch kirchliche Gebräuche gleichsam heiligen mußte. Zur Probe des Kesselfangs und der Schwertprobe kamen allmälig, wie die noch vorhandenen Formeln bezeugen, die Proben des kalten Wassers, des glühenden Eisens, insbesondere der Pflugschaaren und des geweihten Bissens. Erst im Laufe der Jahrhunderte verloren sie sich.

Damit der Eid nicht leichtsinnig gefordert und geleistet würde, soll der Richter die Sache vorher gründlich untersuchen und nur, wenn er die Wahrheit nicht finden konnte, den Eid fordern. Der Meineid wurde bei einigen Völkern sogar mit dem vollen Wehrgelde gebüßt, als habe der Meineidige sein Leben verwirkt.

Wer hartnäckig das Gericht als Angeklagter mied oder verurtheilt die Buße nicht bezahlte, wurde nach vierzig Tagen vor den König geladen, erschien er auch da nicht, so ward er friedlos und rechtlos, ein Geächteter.

Neben dem gebotenen Rechtsverfahren dauerte aber in einzelnen, durch uralte Sitte gleichsam geheiligten Fällen die Selbsthilfe — die Blutrache, — fort durch viele Geschlechter und gar häufig suchten Einzelne ihren Streit ohne Gericht durch den Zweikampf auszutragen.

Drittes Buch.

Die Karlinger.

Pipin der Kleine.

Während Karl Martell die Oberherrlichkeit über die meisten deutschen Völker festhielt oder auf's Neue gründete, hatten sich die Langobarden immer weiter gegen Mittel- und Unteritalien hin ausgebreitet und bedrohten endlich auch Rom. Diese Stadt war wieder ein Freistaat geworden, in welchem der Papst nicht allein des höchsten geistlichen, sondern auch weltlichen Ansehens genoß, da die Kaiser von Konstantinopel zwar Italien und Rom als ihr Eigenthum betrachteten, aber aus so weiter Ferne nicht behaupten konnten. Dem Könige Luitprand war es gelungen, die beinahe ganz unabhängig waltenden langobardischen Herzoge unter seiner Oberhoheit zu vereinigen und das Reich der Langobarden umfaßte um die Mitte des achten Jahrhunderts vom Fuße der Alpen an ganz Italien mit Sicilien und Sardinien und nur Rom gehörte nicht dazu. Des Königs Ansehen und Macht war so fest begründet, daß der mächtige Hausmaier Karl mit ihm in Frieden und Freundschaft lebte und ihm seinen Sohn Pipin sendete, damit er ihm zum ersten Mal das Haupthaar beschneide und so dessen zweiter Vater würde.

Diese Freundschaft suchte jetzt der Papst im Gedränge vor den Langobarden zu lösen und Roms Selbstständigkeit zu retten und weil er des Hausmaiers Macht und Willfährigkeit bereits in der Beschützung seines Abgesandten Winfrid erprobt hatte, schickte er Boten an denselben, ließ ihm die Schlüssel zum Grabe und die

Bande des heiligen Petrus mit anderen Geschenken überreichen und empfahl Rom dem Schutze der Franken gegen die Bedrückung von den Langobarden; versprach auch, er wolle dem Kaiser von Konstantinopel ganz entsagen und den Karl als Konsul und Schirmherrn Roms anerkennen.

Wohl freute sich Karl dieser neuen Huldigung, doch zögerte er, das freundschaftliche Verhältniß mit den Langobarden zu lösen und dadurch sein Ansehen in Frankreich vielleicht selbst zu gefährden, denn er hatte viele Gegner und insbesondere die Priester sich zu Feinden gemacht, weil er gar häufig seine Getreuen mit Kirchengütern belohnt und manche derselben selbst als Bischöfe oder vielmehr als Verwalter und Nutznießer eingesetzt hatte. Die gemeinen Freien wurden immer mehr zurückgedrängt und verarmten, und auf den März-Versammlungen leiteten und entschieden Alles die Getreuen und das Gefolge Karls. Kaum wurde der Name des Königs mehr gehört, viel weniger geachtet. Er starb im Jahre 741 und ward von späteren Geschichtsschreibern mit den Zunamen Martell — der Hammer — wegen seiner Tapferkeit gefeiert. Vor seinem Tode übergab er das Frankenreich zur Verwaltung seinen beiden Söhnen Karlmann und Pipin; dem jüngeren Sohne Grifo von der bayerischen Fürstentochter Sonichilde bestimmte er nur einen geringen Antheil. Aber auch diesen gönnten ihm die Brüder nicht, hielten ihn gefangen und verbannten seine Mutter in ein Kloster, seine Schwester Chiltrude, gleiches Loos fürchtend oder vielleicht von Sonichilde schon verlobt, entfloh nach Bayern und vermählte sich mit dem Herzog Odilo.

Der verbündete sich mit dem Alemannen-Herzoge Theutbald, die Großen in Frankreich sind zum Aufstande bereit, die beiden Brüder zu verdrängen: da gelingt es diesen, die Priester zu gewinnen, indem sie festsetzen, daß von den eingezogenen Kirchengütern denselben alljährlich bestimmte Abgaben geleistet und die neuen Besitzer auf solche Weise gleichsam die Leute der Kirche würden, dann wenden sie sich nach Alemannien und Bayern und zwingen die Herzoge zur Huldigung. Auch die an Frankreich grenzenden und es häufig mit Verwüstungen heimsuchenden Sachsen werden besiegt, geloben Frieden und sich taufen zu lassen.

Allein bald droht neuer Abfall hier und in Alemannien. Da bricht Karlmann gegen dieses Land auf, beruft dort die Edlen zur Versammlung, umringt die Arglosen mit den Seinen und läßt sie als des Treubruches schuldig ermorden. Bald darauf aber übergibt er, vielleicht aus Reue über diese That, den Antheil seiner Herrschaft seinem Bruder und geht nach Italien, um Mönch zu werden. Jetzt ließ Pipin seinen Bruder Grifo frei und gab ihm einige Krongüter, allein er wollte Antheil an der Regierung, gewann die Sachsen zu seinem Beistande und als sie von Pipin schnell zurückgedrängt wurden, ging er nach Bayern, wo Odilo bei seinem Tode ein Söhnlein Thassilo II. zurückgelassen hatte.

Hier wollte Grifo als Herzog walten im Bunde mit dem Alemannen-Herzoge Lantfried und dem im Nordgau reich begüterten Grafen Suitger. Doch Pipin war ihm gefolgt, schlug die Unvorbereiteten, übergab das Herzogthum Bayern dem Thassilo und führte den Grifo und Lantfried gefangen mit sich nach Frankreich. Dann sucht er sich den Bruder zu versöhnen und setzt ihn als Herzog über einen Theil von Neustrien, aber unzufrieden darüber floh Grifo mit seinen Anhängern zu den Langobarden, wurde jedoch auf dem Wege erschlagen, 750. Lantfried starb in Frankreich; Alemannien blieb ohne Herzog und wurde durch Grafen verwaltet, deren Benehmen Pipin beobachten und von Zeit zu Zeit durch Kammerboten untersuchen ließ. Nachdem auch die benachbarten Sachsen so entscheidend geschlagen waren, daß sie alljährlich 300 Pferde zu geben gelobten, schien jeder Feind besiegt und Pipin galt als Alleinherrscher im Frankenreiche, welches ganz Gallien und diesseits zwischen den Alpen und der Nordsee alle deutschen Stämme bis auf die Sachsen umfaßte. In seinem Namen geschah Alles, Priester und Edle waren ihm ergeben.

Da sandte er Boten an den Papst, dessen Ansehen insbesondere durch Winfrid geheiligt war und ließ fragen: ob dem nicht der Name König gebühre, der Königsmacht besitze? Der Papst Zacharias antwortete, wie es in der Natur der Sache lag: Ja. Darauf berief Pipin 752 eine Reichs-Versammlung nach Soissons, ließ die Antwort des Papstes verlesen und ward dann nach alter Sitte auf dem Schilde erhoben und als König ausgerufen, von Winfrid aber nach des alten Bundes Gebräuchen gesalbt. Childerich III., der Letzte des Merovei'schen Geschlechtes, ward in ein Kloster verwiesen und von da an auch kein Hausmaier mehr gesetzt.

Als Winfrid seinen Beschützer zum König erhoben, sein eigenes Werk gedeihen und des Papstes Ansehen und die Einheit in allen kirchlichen Angelegenheiten gesichert sah, erwählte er sich seinen Schüler Lullus zum Nachfolger in Mainz, setzte Sturm als Abt in Fulda, den Wigbert zum Vorsteher in Hersfeld, übergab dem Burchhard die Kirche Würzburg und bestieg dann mit einem großen Gefolge ein Schiff und segelte nach dem Lande seines ersten Bekehrungseifers, nach Friesland, wanderte umher, erbaute bei den für heilig gehaltenen Plätzen der Heiden christliche Kirchen, lebte mit seinen Gefährten in Zelten wie in einem Lager, immer zur Reise und zum geistlichen Kampfe bereit, lehrte durch Wort und Beispiel und Tausende wurden gewonnen und wollten sich taufen lassen. Der Tag war bestimmt, da erscheinen statt ihrer kriegerische Haufen und dringen gegen die Zelte heran, die Schüler suchen ihnen zu wehren, Winfrid Beide zu besänftigen; indessen fallen Andere mord- und beutegierig über die Wehrlosen her und als sich Winfrid selbst hinter dem Schrein mit den Heiligthümern zu schützen sucht, reizt dieser Anblick die Wilden noch mehr, sie glaubten darin Geld und

Silber verborgen und Winfrid und mit ihm beinahe alle die Seinen fallen unter den Mordstreichen, 784. Zu spät kommen die Täuflinge. Von ihnen wird der Leichnam im feierlichen Zuge nach Fulda gebracht, welches als die Ruhestätte des Heiligen, Ruhm, Glanz und Reichthümer erhielt, da die dankbaren Schüler desselben und Edle und Fürsten dahin ihre Opfergaben brachten.

Pipin hatte bald Gelegenheit, sich dem päpstlichen Stuhle dankbar und gefällig zu zeigen. Denn als der Langobarden-König Aistulf alles Gebiet um Rom und die Stadt als seiner Herrschaft unterworfen betrachtete und von jedem Einwohner jährlich ein Goldstück als Abgabe forderte, bat der Papst Stephan III. vergebens um Milderung, wendete sich dann selbst an das vergessene Konstantinopel um Hülfe, und als von daher keine kam und alle Bitten und Gebete den harten Sinn des Langobarden nicht bewegten, erinnerte sich der Papst des freundlichen Verhältnisses des Frankenkönigs mit seinen Vorgängern und schickte Boten an Pipin und ging, um die Hilfe zu beschleunigen, selbst nach Frankreich. Pipin nahm ihn freundlich auf und ließ sich mit seinen Söhnen mit großer Feierlichkeit von ihm auf's Neue zum Könige der Franken salben, unter Verwünschungen gegen Alle, die je einen anderen König aus einem anderen Geschlechte über die Franken erwählen würden. Das Merovei'sche Geschlecht hatte der im Volke wurzelnde Glaube von seiner Abstammung von den Göttern mit heiliger Scheue umgeben; Pipin und sein Geschlecht erschien jetzt den abendländischen Christen, als von Gott selbst berufen und vom Papst zur höchsten Würde geweiht. Zum Dank dafür machte Pipin dem Papste die bekannte Schenkung von Kiersy, wodurch er die schon vorhandene und selbst von den Langobarden anerkannte weltliche Herrschaft des Papstes im Herzogthum Rom bestätigte und erweiterte, indem er auch dessen Ansprüche auf andere, früher kaiserliche Gebiete zu befriedigen versprach.

Alsobald verlangte Pipin von Aistulf, daß er Frieden mit Rom halte und zurückgebe, was er der Stadt entrissen. Auf die Weigerung desselben beschließt er sogleich Krieg, umgeht oder nimmt die von den Langobarden wohl besetzten Pässe, zwingt den Aistulf zum Frieden und zur Anerkennung der Oberherrlichkeit der Franken und giebt dem Papste einen großen Landstrich, den er und seine Nachfolger fortan unter dem Schutze des heiligen Petrus und des Frankenkönigs besitzen sollen, 756. So entstand der neue römische oder Kirchenstaat. Vergebens wollte jetzt der Kaiser von Konstantinopel seine alten Ansprüche geltend machen, Niemand erkannte sie mehr an. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Aistulf wählten die Langobarden mit Pipin's Zustimmung den Desiderius zum Könige. Um dieselbe Zeit mußte Thassilo, der Herzog Bayerns, seit mehreren Jahren bereits am Hofe seines Oheims Pipin erzogen und schon früh für volljährig erklärt, diesem Treue schwören

und mit seinen Bayern in des Königs Kriegen kämpfen. Diese erneueten sich immer, die Sachsen, oft besiegt, wurden nie ganz unterworfen und wiederholten ihre Einfälle in das Frankengebiet. Waifar, der Herzog von Aquitanien, wollte sich der Oberherrlichkeit Pipin's entziehen und während des Zuges gegen denselben verließ Thassilo das Heer seines Oheims und eilte nach Bayern zurück, um hier als selbstständiger Herzog zu walten. Und Pipin, damals im Kriege mit mehreren Feinden, ließ denselben für jetzt ungekränkt. Waifar aber wurde aus seinem Lande vertrieben und erschlagen.

Vor seinem Tode berief Pipin Herzoge, Grafen, Bischöfe und Edle und theilte mit ihrer Zustimmung das Reich unter seine zwei Söhne Karl und Karlmann, 768. Darauf gehen diese nach den ihnen bestimmten Ländern, lassen sich von den Bischöfen salben und krönen und werden als Könige anerkannt.

König Karl der Große im Krieg.

Fort und fort wuchs und befestigte sich das Reich der Franken und erlangte endlich unter Karl, dem Sohne Pipin's, solche Macht und solchen Ruhm, daß er mit Recht der Große heißt wegen seiner Thaten im Krieg und im Frieden.

Sein erster Zug galt Aquitanien, denn der alte Herzog Hunold hatte auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes Waifar das Kloster verlassen und den Kampf gegen die Franken von Neuem begonnen. Karl brach sogleich gegen ihn auf und rief seinen Bruder zu Hülfe und als dieser zauderte, zog er allein mit wenigen Schaaren gegen den Empörer, schlug ihn und verlangte den Flüchtling vom Herzoge der Basken zurück, der, erschreckt, ihn zum Tode auslieferte und dem gewaltigen Sieger selbst huldigte, 769. Von da an ist das brüderliche Verhältniß gestört und nur mit Mühe verhinderte ihre Mutter Bertha den Ausbruch des Kampfes, sie sucht selbst den Langobarden den Frieden zu erhalten und bestimmte Karl, daß er seine erste Gemahlin verstieß und mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius sich vermählte. Der Papst war darüber unzufrieden und tadelte Karl, daß er eine Verbindung mit dem treulosen Volke geschlossen habe.

Aber bald änderten sich die Verhältnisse. Karlmann starb, seine Gemahlin floh mit ihren Söhnen und Getreuen eilig und allzubesorgt nach Italien und flehte um den Schutz des Desiderius, der sie freundlich aufnahm und den Papst anging, die Neffen Karl's als Könige der Franken zu salben, was derselbe jedoch standhaft verweigerte. Indessen ward Karl auf einem Reichstage 771 als König

des ganzen Frankenreichs anerkannt, schickte seine Gemahlin dem Desiderius zurück und schon drohte offener Kampf, als Karl zuerst der nächsten Gefahr begegnen mußte. Denn die Sachsen erneueten ihre Anfälle beständig und waren zugleich die heftigsten Gegner der christlichen Lehre. Jetzt drang Karl mit einem großen Heere und von Priestern begleitet durch Hessen vor, nahm und befestigte die Eresburg an der Diemel, zerstörte im Vorrücken den heiligen Hain mit der Irmensäule — dem Nationalheiligthum der Sachsen — und kommt im schnellen Zuge bis an die Weser. Da gewährt er den Bittenden Frieden, nimmt Geisel, sichert die Grenzen durch Festen und kehrt zurück, um dem Rufe des Papstes Hadrian gegen die Langobarden zu folgen, welche jetzt härter denn als je zuvor Rom bedrohten.

Karl gebot dem Könige Desiderius, die römischen Besitzungen zu verlassen und brach auf dessen Weigerung selbst zum Schutze derselben mit einem großen Heere auf und erschien unvermuthet im Rücken der Langobarden, die seine Ankunft auf den gewöhnlichen Alpenübergängen erwarteten. Erschreckt flohen sie, Desiderius schloß sich in das feste Pavia ein und gab alles offene Land preis, Karl ließ die Stadt von seinen Schaaren belagern, er selbst ging in großer Begleitung nach Rom, wo er mit ungemeinen Ehren empfangen wurde, bestätigte dem Papste die ihm von Pipin zugesprochenen Ländereien und kehrte nach Oberitalien zurück. Da fällt zuerst Verona, in das sich seine Schwägerin mit ihren Söhnen geflüchtet hatte, dann ergab sich auch Pavia, Jene und Desiderius mit seiner ganzen Familie werden als Gefangene nach Frankreich abgeführt und in Klöstern eingesperrt. Nur ein Sohn des Desiderius war nach Konstantinopel entkommen und suchte in der Folge, jedoch vergeblich, das väterliche Reich wieder zu erringen. Karl war nun auch König der Langobarden, ließ ihnen zwar die alten Gesetze, gab aber auch neue. Bei den Reichsversammlungen erschienen von nun an mit überwiegendem Einflusse die Bischöfe und Aebte, es wird der Zehent an die Kirchen entrichtet, es werden Geschenke an dieselben zum Heil der Seele erlaubt, der Heerbann mit Strenge eingeführt, der Königsfriede befohlen, das Tragen der Waffen im Frieden verboten und die Heerislitz mit dem Tode bestraft. Fränkische Beamte und Besatzungen, dazu die Eifersucht Roms, erhielten die Langobarden in Unterwürfigkeit unter Karl. Indessen hatten die Sachsen die Eresburg überfallen und zerstört, Fritzlar verbrannt und Hessen verwüstet. Auf diese Nachricht eilte Karl nach Deutschland zurück, sandte einige Heerhaufen gegen die Sachsen und brach im folgenden Jahre selbst mit der ganzen Macht seines Reiches gegen sie auf, um mit einem Male, in überlegener Zahl andringend, Alles zu überwältigen und den ganzen Krieg zu enden. Im ersten Anfalle nahm er von Köln her Siegburg weg, baute die Eresburg wieder auf und drang bis an die Weser vor, wo ihm die Sachsen, jedoch vergebens, den

Uebergang zu wehren suchten. Er selbst und seine Schaaren scheinen sich zu vervielfältigen, bald schlägt er die Gegner hier, bald dort und so erzwingt er endlich überall Gehorsam und Unterwerfung, die durch Geisel gesichert schienen, 775. Dann eilt er wieder nach Italien, wo der von ihm eingesetzte Herzog von Friaul mit seinem Anhange eigenmächtig schaltete; der Empörer fällt in der Schlacht, Karl bleibt den Winter über in Italien und sichert seine Herrschaft durch neue Einrichtungen und kehrt im Frühjahre seine Waffen auf's Neue gegen die Sachsen.

Denn diese hatten den alten Kampf erneuet, ihre Macht war nicht gebrochen und Stamm um Stamm erhob sich, zum Glück für Karl, nie im gemeinsamen Bunde miteinander, wenn auch Tausende sich unterwarfen und selbst einzelne Stämme Frieden und Gehorsam gelobten und sich taufen ließen: Widukind, ihr Oberanführer, regte die Stämme stets von Neuem auf, flüchtete dann vor dem übermächtigen Andrange der Franken zu den Dänen und erscheint immer wieder, wenn die Gelegenheit ihm winkt. Auch jetzt entwich er; Karl bleibt nun, im Jahre 777, länger in Sachsen, errichtet Kirchen und Burgen und ist des festen Willens, mit dem Heidenthum jeden Widerstand zu brechen, weswegen er dann viele Priester ruft, um die christliche Lehre unter seinem Schutze zu verbreiten und die Gemüther zu mildern. Aber gerade darin fand er den heftigsten Widerstand, weil die christlichen Priester und der Gottesdienst durch den Zehenten sollten erhalten und versorgt werden, was die Sachsen als eine schmachvolle Abgabe betrachteten und deshalb bei jeder Gelegenheit das doppelte Joch abzuwerfen strebten. Schon Winfrid hatte dem Papste geklagt, daß die Forderung des Zehnten der Verbreitung des Christenthums hinderlich sei, doch das Gebot der Kirche mußte als ein allgemeines auch in Sachsen durchgeführt werden und Karl war dazu entschlossen, und da er für jetzt nirgends mehr Widerstand erfuhr, folgte er einem Rufe nach Spanien, auch dort seine Herrschaft und das Christenthum einzuführen.

Die Araber auf der pyrenäischen Halbinsel hatten bisher noch immer die Oberhoheit des Chalifen in Asien anerkannt, als aber das fürstliche Geschlecht der Omajaden von den Abbasiden grausam hingeschlachtet wurde, flüchtete ein Sprößling derselben, Abdorahman, nach Spanien, schlug seinen Sitz zu Korduba auf und ward von den meisten Statthaltern als Chalif anerkannt, nur der in Saragossa, Ibina Carob, wollte unabhängig walten und lieber die Oberhoheit des mächtigen Karl, als die des flüchtigen Omajaden anerkennen. Und er kam nach Paderborn, wo Karl eben einen Reichstag hielt, flehte um Hülfe und huldigte ihm als seinem Oberherrn. Karl sammelte alsobald ein Heer und zog nach Spanien 778, Pamplona und Saragossa öffnen ihm die Thore, er glaubt das Wichtigste gethan, übergiebt das Land als Lehen dem arabischen Emir, läßt

einen Theil des Heeres zu dessen Schutze in dem eroberten Lande — der spanischen Mark — zurück und zieht über das Gebirge nach Frankreich. Er selbst entgeht glücklich den Nachstellungen, aber seine Nachhut wird von den Wasken überfallen und erschlagen. Unter den Gefallenen war auch Roland, der in der Folge durch Lieder verherrlicht wurde.

Mit der Nachricht von diesem Unglücke kam eine andere: die Sachsen haben sich vom Neuen erhoben, die Priester ermordet, die Kirchen zerstört, selbst einen Einfall über den Rhein gethan und überall grauenvolle Verwüstung verbreitet. Noch aus der Ferne bot Karl den Heerbann gegen die Mörderhaufen auf, aber nur Wenige von ihnen ereilte die Rache, die Anderen hatten sich bereits zerstreut und als Karl selbst ankam, fand er alles ruhig. Jetzt blieb er in der Nähe zwei Jahre lang, nahm Geisel und sendete die Priester umher und als er die Ordnung und den Frieden hier und in seinem ganzen Reiche festgegründet glaubte, zog er im Jahre 780 wieder nach Italien. Das Osterfest 781 feierte er in Rom, da taufte ihm der Papst Hadrian den jüngsten Sohn Pipin und salbte diesen und den älteren Sohn Ludwig als künftige Könige.

Und mit Vergnügen weilte Karl einige Zeit in der großen Stadt, sah die Bildung des Volkes, lernte jetzt Kunst und Wissenschaften lieben, da bisher sein ganzes Leben dem Kriegsdienste gewidmet war und voll Eifers, diese Bildung nach seinen, zumal den deutschen Landen, zu verpflanzen, suchte er überall die weisesten und erfahrensten Männer zu gewinnen und brachte Kirchensänger, Schreib- und Rechenkünstler mit sich nach Frankreich.

Während seines Aufenthaltes zu Rom nahte auch Bayerns Schicksal der Entscheidung. Hier hatte Thassilo bisher noch selbstständig gewaltet, zwar zum Aufgebote nach Spanien noch seine Schaaren gesandt, sonst aber in allen inneren Angelegenheiten unabhängig vom Frankenkönige sich betragen und sogar nach dem Untergange des langobardischen Königshauses sein Gebiet über die Alpen hinüber zu vergrößern gestrebt, wodurch er nothwendig mit den fränkischen Beamten in Streit gerieth. Da erschienen ihm unerwartet Gesandte des Papstes und Karl's, die ihn an seinen früher geleisteten Eid der Treue erinnerten. Unvermögend zu widerstehen, huldigte er nach Karl's Rückkehr aus Italien in Worms von Neuem und gab zur Befestigung seines Schwures selbst Geisel.

Aber in Sachsen dauerte der Kampf fort. Widukind, der unermüdliche, unerreichbare Kriegsfürst hatte auf's Neue Alles aufgeregt und das Heer der Franken mit vier Grafen an ihrer Spitze erschlagen. Erzürnt eilte Karl über die Weser, findet aber nirgends mehr Feinde, vielmehr Alles ruhig und Widukind bereits wieder entflohen. Den Zorn des Mächtigen zu sühnen, übergaben ihm die Gau-Vorsteher über Viertausend als der Empörung schuldig und Karl ließ sie alle bei Verden umringen und ermorden. Doch

diese Grausamkeit regte ganz Sachsen gegen ihn auf und von Gau zu Gau sammeln sich die Schaaren und der allgemeine Ruf fleht: „Heiliger großer Wodan! hilf uns und unserem Führer Widukind, auch den Hauptleuten gegen den häßlichen Karl, den Schlächter. Ich gelobe dir einen Auerochsen und zwei Schafe und die Beute, ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge.“ Mit seines Reiches gesammter Macht zieht Karl gegen sie, schlägt sie in zwei entscheidenden Schlachten, durchstreift von der Eresburg aus, seinem großen Sammel- und Waffenplatze, das Land nach verschiedenen Richtungen, selbst zur Winterszeit, und demüthigt alle Feinde. Dauernder Friede war jedoch unmöglich, so lange Widukind und Alboin mit den anderen Sachsen-Häuptlingen nicht gewonnen waren. Deshalb sandte er Boten mit freundlichem Auerbieten an sie, lud sie zu sich und gab selbst Geisel zu ihrer Sicherheit, und sie kamen und da, erzählt die Sage, habe Widukind für seine Götter im Zweikampfe gekämpft, und, nach langem Widerstande besiegt, sich taufen lassen mit seinen Waffengenossen, 785. Karl entließ sie reichlich beschenkt, ihr Name wird fortan nicht mehr genannt, der große Kampf schien beendet und freudig berichtete es Karl dem Papste, der deswegen drei Dank-Bettage anordnete.

Im Spätjahre 786 unternahm er wieder eine Fahrt nach Italien, zwang den Herzog Aragis von Benevent zur Huldigung und feierte das Osterfest 787 zu Rom. Da erschienen Gesandte des Thassilo und baten den Papst, ihren Herrn mit Karl auszusöhnen, denn es hatte sich neuer Zwist entsponnen, und jetzt drohten die Beiden mit Bann und Acht, wenn Thassilo seinem Eide untreu würde. Der Herzog wird darauf nach Worms entboten und als er nicht erscheint, überzieht der König mit drei Heeren Bayern, und erschreckt und zum Kampfe nicht hinlänglich gerüstet, kommt Thassilo ins Lager, schwört von Neuem und übergibt mit Anderen auch einen seiner Söhne, den er schon zur herzoglichen Würde neben sich erhoben hatte, als Geisel und sein Herzogthum, sinnbildlich durch einen Stab, auf welchem ein Menschenbild geschnitzt war, und bekennt sich als Vasallen des mächtigen Frankenkönigs, von dem er darauf als Dienstmann große Geschenke erhält. Aber mißvergnügt und zürnend kehrt er aus dem Lager zurück, seine Gemahlin, eine Tochter des Desiderius, drängt ihn, die eigene und ihres Vaters Schmach zu rächen, und Thassilo wirbt heimlich die Alemannen und Sachsen zum Kampfe gegen Karl, ruft selbst die Avaren zum Beistande und glaubt ihn zu überraschen; da wird er nach Ingelheim auf den Reichstag gerufen und als er kommt, weil er sein Werben noch unentdeckt glaubt, wird er des wiederholten Treubruches angeklagt und verurtheilt. Karl ließ ihm das lange Haupthaar scheeren und ihn und seine Familie in Klöster verbannen, 788. Bayern mit seinen von Thassilo erworbenen Nebenländern ward fortan dem Frankenreiche beigezählt und durch Grafen verwaltet, die Karl setzte.

Der König ging darauf selbst nach Bayern und richtete hier alles nach seinem Willen ein, und bereitete für die folgende Zeit eine größere Unternehmung gegen die an der Donau abwärts wohnenden Avaren. Dieses wilde und von allen Nomaden-Völkern das Treuloseste, hatte sich nach dem Untergange des Hunnen-Reiches im östlichen Norikum und Pannonien ausgebreitet und, von den Bulgaren verstärkt, bisher das Frankenreich feindlich überzogen. Seine deutschen Länder vor ihren Anfällen zu sichern und das rohe Volk ganz zurückzudrängen oder zu unterwerfen, brach Karl im Frühjahr 791 von Regensburg auf: an dem linken Donauufer die Ostfranken, Friesen, Thüringer und Sachsen, am rechten Franken, Alemannen und Bayern; an der Enns bereitete sich das ganze Heer durch Gebet und Fasten zum großen Kampfe vor, dann ging es abwärts im Sturmeszuge und erschreckt flohen die Avaren zurück, und alles Land bis an den Raabfluß fiel in Karl's Gewalt. Darauf entließ er den größten Theil des Heeres; die Sachsen und Thüringer kehrten auf dem nächsten Wege nach ihrer Heimath zurück, die überraschten Böhmen duldeten den Zug derselben durch ihr Land; den Krieg gegen die Avaren setzte Karl's Sohn, Pipin, fort und unterwarf das Land dauernd, und es entstand die Ostmark Bayerns, von einem eigenen Grafen beschützt und verwaltet. Und wieder weilte Karl längere Zeit in Regensburg, baute eine Schiffbrücke über den Fluß und wollte schon mit weitumschauendem Geiste mittelst Kanäle den Rhein mit der Donau verbinden, aber die schlechte Wahl des Platzes, Regengüsse und die Nachricht von einem neuen Aufstande der Sachsen, hemmten die Fortsetzung der Arbeiten.

Die aus dem Avarenlande zurückkehrenden Friesen waren von den Sachsen überfallen und beinahe ganz vernichtet, darauf auch wieder die christliche Kirche zerstört, die Priester ermordet oder vertrieben worden; zu gleicher Zeit kam die Nachricht aus Spanien, die Araber hätten das fränkische Gebiet jenseits der Pyrenäen überzogen und verwüstet. Da ging Karl aus Bayern weg an den Rhein, den neuen Gefahren zu begegnen, schickte einige Grafen mit einem Heere nach Spanien, welche alsobald die alten Verhältnisse wieder herstellten, er selbst rüstete zum letzten entscheidenden Kampfe gegen Sachsen. Bevor er sich aber gegen sie wendete, berief er im Jahre 794 eine allgemeine Versammlung der Bischöfe und Aebte seines Reiches nach Frankfurt, um über eine Lehrmeinung des spanischen Bischofes Felix und dessen Anhänger über das Wesen Jesu Christi, als des wahren Gottes Sohnes, entscheiden zu lassen, da dieselbe mit der Lehre der römisch-katholischen Kirche nicht übereinstimmte. Sie wurde einstimmig verworfen, der Beschluß durch Karl allgemein bekannt gemacht, dabei mahnte er aber, man möge überhaupt über die göttlichen Geheimnisse nicht allzusehr grübeln, sondern billig glauben.

Vor derselben Versammlung erschien Thassilo, aus dem Kloster

gerufen, und übergab, wie freiwillig, das Herzogthum Bayern und alle seine Ansprüche darauf an Karl, der ihm dagegen, wie es heißt, Gnade angedeihen ließ und ihm und dessen Söhnen einige Lehen in Bayern anwies. Dann drang er mit einem starken Heere in Sachsen ein und erzwang überall Gehorsam, nahm neue Geisel als Bürgen der Unterwerfung, setzte wieder christliche Priester ein, baute ein neues, festes Heristall an der Weser, wendete sich auch nach den nördlichsten Gegenden, von woher der meiste Widerstand zu befürchten war, erschreckt und bezwingt auch diese und bleibt nun einige Jahre in der Nähe des Rheins, um jede Empörung sogleich im Entstehen zu unterdrücken. Endlich versuchte er nach dem Beispiele der Gewaltherrscher Asiens das Aeußerste und versetzte, weil er all seine Anordnungen durch stets neue Kämpfe gefährdet sah, eine Menge Sächsischer Familien ins Innere von Frankreich, Franken aber nach Sachsen. Dadurch unterbrach er den Zusammenhang der Widerstrebenden und lähmte ihre Kraft, erst dadurch sicherte er sich den Frieden und die ungehinderte Verbreitung des Christenthums. Die Sachsen behielten ihre alten Gesetze und Freiheiten und zahlten keine Abgaben, als den Zehnten an die Geistlichen, sie beschwuren die christliche Lehre, versprachen Gehorsam den geistlichen Vorstehern und den Großen und wurden mit den Franken für ein Volk geachtet. Das Christenthum zu verbreiten und zu erhalten, wurden von Karl die Bisthümer Paderborn, Münster, Bremen und Verden, Halberstadt und Andere gegründet und Osnabrück lange Zeit als das Erste geachtet. Diese Anstalten und die Priester zu sichern, wurden neue, strenge Gesetze gegeben: den christlichen Kirchen gebührt dieselbe Ehre, wie einst den heiligen Hainen; den Tod erleidet, wer sie schändet, beraubt oder verbrennt, wer ohne wichtige Ursache die vierzigtägige Fasten bricht, wer einen Geistlichen tödtet oder wer gleich den Heiden glaubt, es sei ein Mann oder ein Weib ein Zauberer oder eine Hexe, wer Menschen verzehrt, was wahrscheinlich früher bei Menschenopfern geschah, oder wer einen Leichnam verbrennt, wer ein Heide bleiben will und nach alter Weise anbetet und opfert, wer sich gegen den König oder die Christen verschwört oder seines Herrn Tochter raubt. Auch verbot ihnen Karl die Volksversammlungen, die Quelle ihres Gemeingeistes und Widerstandes.

Nach der Unterwerfung der Sachsen konnten sich auch ihre Nachbarn, die Friesen, nicht länger der Herrschaft der Franken entziehen, auch sie huldigten und nahmen das Christenthum an. Und nun, nach so lang dauernden Kriegen, zog Karl nicht mehr selbst zum Kampfe, sondern ließ durch seine Söhne die Grenzen des großen Reiches sichern und erweitern. Pipin setzte den Kampf gegen die Avaren fort, Tudun, einer ihrer ersten Häuptlinge, kam selbst mit seinem Gefolge zu Karl, ließ sich taufen und huldigte; die anderen, unter sich uneinigen Stämme wurden aus ihren ringförmigen Verschanzungen vertrieben, endlich der Mittelpunkt mit den daselbst aufgehäuften

Schätzen erobert, welche Karl an Kirchen und seine Getreuen vertheilte. Alle Avaren mußten das Christenthum annehmen und da die vielen Kämpfe das Land abwärts an der Donau großentheils verödet hatten, ward es durch Ansiedler aus Bayern wieder bevölkert und bebauet und als zu Bayern gehörig betrachtet. Ludwig, der andere Sohn Karl's, hatte mit gleichem Glücke die Herrschaft der Franken jenseits der Pyrenäen gegen die Araber wieder hergestellt und selbst erweitert, der dritte Sohn Karl aber wendete sich gegen die Sorben, ein Slavisches Volk zwischen der Elbe und Saale, unterwarf es und nahm Geisel und legte zwei Festen an, Halle und Magdeburg, und setzte über die Sorbische und Wendische Mark eigene Grafen; auch gegen die Slavische Hauptmacht, die Böhmen, ward der Kampf schon begonnen, um sie allmälig dem Christenthume und dem fränkischen Reiche zu unterwerfen.

Kaiser Karl der Große im Frieden.

Jetzt erst, bei herannahendem Alter, konnte Karl der Muße pflegen und die Künste und Wissenschaften, so viel es damals möglich war, fördern und jene Friedens-Einrichtungen treffen, die er für sein großes Reich nöthig erachtete. Nachdem er viele Jahre beinahe beständig im Lager verlebt hatte, weilte er jetzt im Frieden am liebsten in Ingelheim und Aachen. Hier war nun sein Sitz, hier hatte er sich durch Baumeister aus Italien einen Palast und einen Dom errichten lassen, zu dem die Säulen als ein Geschenk des Papstes kamen. Er schmückte die Stadt, welche er gern Neu-Rom nennen hörte, mit schönen Gebäuden und benutzte häufig die warmen Quellen zu Bädern; hier vernahm er 795 den Tod des ihm innig befreundeten Papstes Hadrian, dessen Andenken er selbst Thränen weihte, und von hier aus schrieb er dem neuen Papste Leo III. und mahnte ihn, wie er zum Besten der Kirche regieren solle.

Aber der neue Papst ward von seinen Feinden während eines feierlichen Umzuges schmählich mißhandelt und sogar in's Gefängniß geworfen. Als er wieder frei war, eilte er nach Paderborn zu Karl, dessen Schutz anzuflehen und der König ließ ihn alsobald mit einem großen Gefolge nach Rom geleiten und die Lage der Dinge dort untersuchen, 799. Im folgenden Jahre ging er selbst mit einem Heere dahin, wurde vom Papste mit Huldigung empfangen, der sich mit einem Eide von den ihm angeschuldigten Verbrechen reinigte und, weil die Ruhe und Ordnung bereits wieder hergestellt war, strafte Karl auf Leo's Fürbitte dessen Feinde nur mit Verbannung.

Der Frankenkönig war im Besitze Roms und des größten Theils von Italien und der meisten Länder, die ehemals unter den römischen Kaisern standen. Der Kaiser von Konstantinopel war dem Abendlande fern und entfremdet, die christliche Welt aber schien ohne einen Kaiser — den natürlichen Schirmvogt der Kirche — verwaist, Karl hatte die Macht und durfte diese Würde wohl ansprechen. Dies bedachte der Papst, oder erfuhr es auch durch Karl's Umgebung und wollte nun bei Dem, was er nicht mehr hindern konnte, als Mithelfer und Theilnehmer wirken. Und als Karl mit Tausenden das Weihnachtsfest 800 in der Peterskirche feierte, setzte ihm der Papst eine Krone auf das Haupt und alles Volk rief: Heil und Ruhm dem Karl Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedliebenden Kaiser der Römer.

Karl war über den Vorgang ungehalten und äußerte: Hätte er die Absicht des Papstes gewußt, so würde er die Kirche, ungeachtet des hohen Festes, nicht betreten haben. Es war, als sehe er im Geiste voraus, wie die späteren Päpste diese Krönung deuten würden. Schon hatte der Papst Hadrian immerdar auf die Vollziehung der nicht genau bestimmten Schenkung Pipin's von Kiersy gedrungen und er bezeichnete seine Forderung wiederholt als die Rechte der römischen Kirche und sprach selbst so, als wäre die römische Kirche gleichbedeutend mit dem römischen Reich. Seitdem Leo, der Isaurier, in Konstantinopel die Verfügung wegen des Bilderstreites erlassen hatte, übte der Papst die weltliche Herrschaft im römischen Gebiet, hielt dabei den Begriff des römischen Reiches fest und trat als Vertreter des Kaisers und Reiches im Abendlande auf und forderte in dieser Eigenschaft von den Langobarden ganze Provinzen zurück, ungeachtet die Kirche nur auf einzelne Güter in denselben Ansprüche hatte. Aber Karl wies das Begehren zurück und machte als Patricius von Rom hier die kaiserlichen und als König der Langobarden die königlichen Rechte geltend und vergebens strebte der Papst eine unabhängige, weltliche Macht zu gründen. Karl übte im römischen Gebiete die Oberhoheit und in den Besitzungen der Kirche hielt nur er und nicht der Papst die Ordnung aufrecht. Umsoweniger wich Karl nach dem Tode des ihm innig befreundeten Papstes Hadrian unter dem neuen Papste von seinem Recht.

So war denn das römische Kaiserthum, früher von den Deutschen vernichtet, nun an sie selber übergegangen. Zwar that der Kaiser in Konstantinopel dagegen Einsprache, aber Karl achtete nicht darauf, ließ durch seinen Sohn Pipin den Herzog von Benevent zur Unterwerfung zwingen und zeigte deutlich, daß er ganz Italien unter seinem Scepter vereinigen wolle. In Oberitalien traf er den Umständen gemäß neue Verfügungen, verbot auf's Strengste Menschenraub und -Verkauf und vertrieb die ihm widerstrebenden Kaufleute Venedigs aus seinen und des Papstes Ländern.

In Deutschland begann er nach seiner Rückkehr gleichsam in

höherer Würde und Macht zu walten. Das Kaiserthum sollte ihm dienen als Mittel zur Vereinigung aller unter ihm stehenden Völker, und er übertrug dasselbe auf die Gesammtheit aller Germanischen und Romanischen Lande. Zugleich sollte es für die ganze abendländische Römisch-Katholische Christenheit eine weltliche Hoheit sein, wie das Papstthum in kirchlicher Beziehung, und in jener Hinsicht stand selbst der Papst mit seinen Besitzungen unter dem Schutze des Kaisers. Der Papst salbte wohl den Kaiser, hatte aber keineswegs über die kaiserliche Würde selbst zu verfügen und wie der König, so war auch der Kaiser einzig nur von Gottes Gnaden.

In Folge der neuen Würde ließ sich Karl von Jedem in seinem Reiche, der über zwölf Jahre alt war, den Eid der Treue schwören und er sandte eigens zu diesem Zwecke überall hin Bevollmächtigte und befahl ihnen, das neue Verhältniß Allen und Jeden deutlich zu erklären. Fortan sollten Alle ohne Ausnahme ihn als ihren Oberherrn anerkennen und seinen Willen vollziehen, die bisherige Stamm-Verfassung ward nun eine Staatsverfassung, wenn auch einzelne eigenthümliche Gesetze den einzelnen Völkern blieben. Alle Völker vom Ebro bis zur Theiß und von der Eider bis tief nach Unter-Italien hinab sollten von nun an ein Ganzes bilden.

Dies zu erreichen, hielt er die Verbreitung und Sicherung der katholischen Religion für das beste und einzige Mittel, deshalb sein beständiges Gebot, die Kirche und ihre Priester zu ehren, ohne welche nach seiner Ansicht kein Heil und kein Gedeihen sein könne. Deshalb erließ er aber auch häufig Mahnungen an die Priester selbst, daß sie als wahre Streiter der Kirche in ihrem Innern rein und heilig und in ihrem Aeußeren ehrbar und gelehrt und treu in That und Lehre sein sollen, damit sich Jeder an ihnen erbauen möge; sie sollen sich unterscheiden vor dem Volke, kein Blut vergießen im Kriege, nicht jagen mit Hunden, Sperbern und Falken, einfach und liebevoll in ihrem Wesen, nicht herrschsüchtig, sondern einig unter sich und friedsam mit Anderen sein, sie sollen lernen, um lehren zu können und auch deswegen, um die Fülle der Bilder in den heiligen Schriften recht zu verstehen und zu erklären.

Um das Volk zu bilden, legte er bei den Domen Schulen an und gebot, daß die Priester als die dazu verordneten Lehrer nicht blos die Kinder vornehmer, sondern auch geringer Eltern liebevoll aufnehmen und sie den (Kirchen-) Gesang nach römischer Weise, Schreiben, Rechnen und die Grammatik lehren sollen, Alles ohne Lohn, außer was die Eltern freiwillig geben wollen. Dringend mahnte er die Erzbischöfe, an der Bildung ihrer Geistlichen zu arbeiten, er selbst ließ die Bücher des alten und neuen Bundes, bisher oft verunstaltet durch die Bosheit oder Unwissenheit der Abschreiber, rein herstellen, er forschte nach dem Lebenswandel der Bischöfe und Priester, ließ berathen und vorschreiben, was sie lehren sollten und befahl nachdrücklich, in lebender Sprache allgemein verständlich zu predigen.

Er selbst suchte sich fortwährend zu bilden und rief deshalb die vorzüglichsten Männer an seinen Hof. Vor Allen liebte und ehrte er den einfachen edlen Alkuin, einen Schüler Beda's des Ehrwürdigen aus England, welchen er auf einer Reise nach Italien kennen lernte; der ward sein Lehrer in Beredsamkeit, Zahlenlehre und Himmelskunde, sein liebster Freund und Rathgeber, und blieb, unbekümmert um Ehrenstellen, immer bei ihm und erst spät erhielt er die Abtei von Tours; mit ihm wirkten und lehrten Peter von Pisa, Leidrad aus Bayern, Paul der Diakon und der Bauverständige Einhard, welcher später Karl's Leben aufzeichnete. Sie waren die Ersten in dem Vereine, den er Akademie hieß, dessen Mitgliedern er selbst bezeichnende Namen beilegte und sich unter der Benennung David gefiel, mit welchem Könige er in der That Vieles gemein hatte. Noch in seinem hohen Alter versuchte er schreiben zu lernen, was der schwertgewohnten Hand jedoch nicht gelingen wollte, er kannte die Sprache der Römer und Griechen und redete jene so geläufig wie seine Muttersprache, welche er selbst aus ihrer Barbarei zur Schriftsprache zu machen suchte. Er war stolz auf seine deutsche Abstammung, ließ die Lieder, in welchen die alten deutschen Helden verherrlicht wurden, sammeln, und trachtete die deutsche Sprache rein zu erhalten und damit auch die Sitten des Volkes, deshalb gab er selbst den Monaten und Winden eigene deutsche Namen, befahl den Geistlichen in Deutschland, deutsch zu predigen und an allen Sonn- und Festtagen das Evangelium dem Volke zu verkünden. Er ward so der eigentliche Hort deutschen Wesens.

Wenn er konnte, weilte er gern daheim im häuslichen Kreise. Er hatte nacheinander fünf Gemahlinnen und noch Nebenfrauen, liebte seine vielen Kinder zärtlich, besonders seine Töchter, die wegen ihrer Schönheit, aber auch wegen ihrer Leichtfertigkeit berühmt waren. Nur eine einzige war an seinen Geheimschreiber Angelbert vermählt, die übrigen behielt er stets in seiner Nähe, als könne er ohne sie nicht sein, wahrscheinlich aber, weil er die Ansprüche mächtiger Schwiegersöhne scheute, und deshalb war er auch gegen die freie Lebensweise seiner Töchter allzu nachsichtig. Sie und die Söhne ließ er in den freien Künsten unterrichten, die er selbst liebte, dann lernten die Söhne, nach Frankenart, alle kriegerischen Uebungen, Reiten, Jagen und Schwimmen, und kräftigten so Leib und Seele gleich ihrem Vater, die Töchter wurden an Spindel und Rocken gewöhnt. Karl zeigte sich stets einfach und mäßig, stand oft in der Nacht auf und schaute nach den Sternen, dagegen pflegte er täglich nach dem Mittagsessen einige Stunden zu schlafen, er war von Herzen fromm und ein eifriger Theilnehmer am öffentlichen Gottesdienste und so freigebig gegen die Armen, daß sie oft seinem Hofe, ja sogar dem Reiche lästig wurden. Er sandte große Geschenke nach Syrien und Aegypten, insbesondere nach Jerusalem, damit dort die armen und kranken Pilger unterstützt würden.

An Werktagen kleidete er sich wie der gemeine Franke und trug Wamms und Hose von Leinwand, die ihm seine Hausfrau gewebt hatte, dazu einen Rock mit seidenen Streifen, farbige Binden waren kreuzweise über Strümpfe und Hose gebunden, darüber schlug er zuweilen einen weißen oder grünen Mantel von Tuch, im Winter deckte ein Wamms von Otterfell Brust und Schulter, immer war er mit dem Schwert umgürtet. Deutsch in seinem ganzen Wesen, verachtete er die damals bei den Edlen schon gebräuchliche Nachahmung fremder und meist kostspieliger Moden. Nur an Festtagen zeigte er sich in kaiserlicher Pracht, durch welche seine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt noch mehr gehoben wurde, da trug er nach der Sitte der morgenländischen Kaiser das golddurchwirkte lange Untergewand, Schuhe mit Edelsteinen, am Mantel goldene Haften, die goldene Krone und das Schwert mit Edelsteinen besetzt.

Die Hofhaltung war noch ganz deutsch, wie die eines jeden Gutsbesitzers, nur in großem Maßstabe, und Karl bestritt dieselbe vom Ertrage der ausgebreiteten Krongüter, deren Mittelpunkt der Königshof oder Palast war. Dieselben wurden durch das Gesinde bebaut und es gehörten dazu nicht blos die gemeinen Arbeiter und verschiedenen Handwerker und Frauen in den Arbeitshäusern, sondern auch Förster, Fohlenhüter, Kellner und andere Unterbeamte. Sie bildeten zusammen die Hofhaltung und wohnten innerhalb der Umzäunung des Königshofes in herrschaftlichen Gebäuden. An ihrer Spitze stand ein vom Könige ernannter Herrschaftsrichter, dem die oberste Leitung sämmtlicher Hofangelegenheiten, namentlich die Rechtspflege übertragen war.

Da die Krongüter sich durch die Besiegung slavischer und wendischer so wie avarischer Völker sehr vermehrten, denn in jedem neuerworbenem Lande wurde aller wüstliegende oder herrenlose Boden unmittelbares Eigenthum des Königs, der einen Theil an Kolonisten vergab: so wuchsen auch die Einkünfte Karl's von den neu angelegten Königshöfen oder Villen, deren jede ihren eigenen Vorsteher — Maier — hatte. Sein Beispiel fand Nachahmung bei anderen der größeren Gutsbesitzer, und es entstanden auch aus solchen Höfen, die entfernt vom Haupthofe lagen, allmälig Dörfer und später sogar Märkte und Städte; die ersten und gewissermaßen nothwendigen Ansiedler einer solcher Anlage, waren ein Müller und Schmied, zu welchen in der Folge kamen ein Bäcker, ein Wirth und ein Bader: Das waren die echten Ehehaften — die Grundleger der Gemeinde, alle miteinander dem zinspflichtig, auf dessen Grund und Boden sie saßen, sie mochten aus Freien oder Leibeigenen bestehen. —

Karl ließ seine Güter trefflich bewirthschaften, sie waren anderen gegenüber wirklich Musterwirthschaften, und er hielt strenge Aufsicht und Rechnung über Einnahmen und Ausgaben, sorgte aber in väterlicher Weise für sein Gesinde und strafte dessen Nachlässig-

keit nicht grausam mit Schlägen, sondern durch Entziehung von Fleischspeisen und geistigen Getränken. Außerdem gingen in seine Kammer die Abgaben von den an der Ostgrenze wohnenden Völkern, dazu kamen die noch fortwährend üblichen Geschenke der geistlichen und weltlichen Großen. Eine Art Zölle bestand nur an den Grenzen, als Abgabe von gewissen Ausfuhr-Gegenständen, namentlich von Waffen. Kein Freier zahlte sonst irgend eine Steuer oder Abgabe, er diente nur mit seinem Leibe im Kriege. Aber dieser Dienst — der Heerbann — war unter Karl eine drückende Last und hatte die traurigsten Folgen, wie er selbst zu spät einsah. Wegen seiner beständigen Kriege wurde das Aufgebot der Freien beinahe alljährlich erlassen, und was von diesen dabei gefordert wurde, erhellt aus einem Schreiben Karl's vom Jahre 802 an den Abt des Klosters Nieder-Altrich, in welchem es heißt: „Wir gebieten dir, dich am 17. Juni in Staßfurt an der Bode als dem festgesetzten Sammelorte pünktlich einzufinden. Du sollst aber mit deinen Leuten so vorbereitet dahin kommen, daß du von da, wohin immer der Befehl ergeht, schlagfertig ziehen kannst, nämlich mit Waffen und Geräth und anderen Kriegserfordernissen an Lebensmitteln und Kleidern, daß jeder Reiter Schild und Lanze, ein zweihändiges und ein kurzes Schwert, Bogen und Köcher mit Pfeilen habe, dann daß ihr habet auf eueren Wagen: Hacken, Beile, Bohrer, Aexte, Grabscheite, eiserne Schaufeln und was sonst im Kriege nöthig ist. Die Wagenvorräthe müssen vom Sammelplatze an auf drei Monate reichen, Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr. Insbesondere aber gebieten wir euch, wohl darauf zu achten, daß ihr in guter Ordnung zu dem angegebenen Orte ziehet, durch welchen Theil Unseres Reiches euch der nächste Weg führt, nämlich daß ihr euch nicht unterstehet, irgend Etwas zu nehmen, außer Futter für das Vieh und Holz und Wasser. Die Leute eines Jeden von euch sollen bis zur Ankunft am Sammelplatze immer neben den Wagen und Reitern gehen, damit die Abwesenheit des Herrn nicht Gelegenheit zu Uebertretungen gebe. Was du sonst an Unseren Hof zu liefern hast, das sende Uns in Mitte Mai dahin, wo Wir Uns aufhalten, wenn etwa dein Zug gerade dahin trifft, daß du Uns dasselbe persönlich übergeben kannst. Dies wünschen Wir sehr. Laß dir keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, so lieb dir Unsere Gnade ist."

Man darf annehmen, daß jeder Feldzug dem Ausziehenden einhundert Thaler kostete, da der König oder der Staat Nichts lieferte. Niemand durfte das Aufgebot verachten und die Grafen es um Geschenke oder Verwandtschaft Keinem erlassen. Die Lehensmänner des Königs zogen insgesammt aus, Jeder, der auf freiem Erbe saß und fünf oder selbst nur drei Morgen Landes besaß, rüstete sich zum Feldzug, hatte er deren zwölf, so mußte er im Harnisch erscheinen. Von Zweien mußte der Eine gehen, wenn

Jeder nur zwei oder wenn Beide in verschiedenen Verhältnissen nur vier Morgen besaßen. Hatte Jemand kein liegendes Gut, so zahlte er nach seinem Vermögen. In je entferntere Gegenden der Zug ging, um so Weniger wurden aufgeboten, und es stellten deshalb die Sachsen gegen Spanien nur den sechsten, gegen Böhmen den dritten Mann, gegen die benachbarten Sorben mußten sie insgesammt ziehen. Wer dem Aufrufe des Königs nicht Folge leistete, sollte es so hoch büßen, als ob er mit einer Bande Raub und Gewalt geübt oder Feuer angelegt hätte, wer aber vor der Zeit das Heer verließ, war des Todes schuldig, ungenügende Bewaffnung und Ausstattung wurde streng bestraft.

Die Last des persönlichen Kriegsdienstes, der Lieferungen von Gespann und Lebensmitteln drückte schwer auf den Gemeinfreien und wurde von den Grafen und Mächtigen auf die Niederen gewälzt und die Folge davon war Verarmung des Volkes und Verminderung der Freien. Bald zogen es die ärmeren freien Besitzer vor, sich unter gewissen Bedingungen ihres freien Besitzes gänzlich zu entäußern, gaben es der Kirche, dem Könige oder Grafen oder einem Mächtigen und erhielten es als Zinsgut oder Lehen wieder zurück oder sie bebauten es sogar als Leibeigene, um nur dem beständigen Kriegsdienste zu entgehen. Der Arme ward häufig, öfter als billig, aufgeboten, bedrängt und bedrückt, so daß er im Aufgeben des freien Eigenthumes ein weniger unglückliches Loos zu erhalten glaubte. Aber die Masse des freien Volkes schwand auf diese Weise dahin, das Grundeigenthum ging allmälig an Wenige über, die dann von ihren Gütern wieder an Andere vergaben und als Herren dem unfrei gewordenen Volke gegenüber erschienen.

Als im Verlaufe der Zeit immer weniger Freie bei dem Heerbanne zur Berathung der Gesetze erschienen, forschte Karl nach der Ursache und fand sie zu seinem Schmerze in diesen Vergabungen an Geistliche und Weltliche. Jetzt suchte er zu helfen und zu wehren, so gut es noch geschehen konnte, er tadelte heftig dieses Treiben nach Güter- und Menschenerwerb, namentlich bei den Bischöfen und fragte: „ob das die Welt verlassen heiße, wenn sie blos keine Waffen tragen und sich nicht vermählen, jedoch immer trachten, ihr Vermögen zu vergrößern und alle Mittel anwenden, besonders die Kranken zu gewinnen und das Gut den rechtmäßigen Erben zu entziehen?" So wenig erkannten Manche ihren wahren Beruf und die gute Absicht Karls bei seinen Verordnungen, daß er ausdrücklich erklären mußte, er habe ihnen die Waffen nicht genommen, um ihr Ansehen zu mindern, sondern um sie zu erinnern, daß sie Lehrer des Volkes und Streiter mit geistlichen Waffen sein sollen. Jetzt gebot er, daß Freie fortan sich nur mit seiner Erlaubniß an Kirchen verschenken dürften, weil sie meistens nur dem Kriegsdienste entfliehen wollten.

Gleiche Mahnungen ergingen an die Grafen und er wollte,

daß die Bischöfe zu den Grafen und diese zu jenen so stehen sollten, daß Beide ihr Amt vollkommen erfüllen könnten. Die Grafen sollten die königlichen Lehensgüter sich nicht als Eigengut anmaßen, die Güter des Königs nicht selbst mit Dienstleistungen für sich beschweren oder die Freien sich leibeigen und zinsbar machen, sie sollten gewissenhaft Recht sprechen und nicht in Eigenmacht walten. Aber das scharfe Auge und der Arm Karl's vermochten nicht in seinem großen Reiche dem Unwesen zu steuern. Da ernannte er Sendboten — geistliche und weltliche Vertrauensmänner, die er nach verschiedenen Gegenden ausschickte, um den Zustand des Reiches und das Walten der Grafen zu untersuchen, das Nothwendigste sogleich selbst zu bessern, Anderes ihm zur Entscheidung und Besserung zu berichten, und manches Gute wurde dadurch erzielt, manches Uebel verhütet oder gut gemacht. Um die allgemein üblichen Fehden und die Selbstrache wenigstens zu beschränken, gebot Karl, daß Niemand in Friedenszeiten Waffen tragen oder mit solchen zum Landgerichte kommen sollte. Alle Monate sollte der Graf das Gaugericht hegen, sich der Sache der Armen, Wittwen und Waisen annehmen, die Richter mußten nüchtern erscheinen, auch durfte Niemand anders als nüchtern zum Zeugniß oder Eide gelassen werden. Durch jene Sendboten ließ Karl insbesondere auf die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften und auf die Erhaltung der reinen Lehre, sowie auf Entfernung heidnischen Glaubens und heidnischer Gebräuche dringen. Um das Ansehen der Sendboten zu erhöhen, wurde ihr Leben mit dreifachem Wehrgeld gesichert.

Während Karl so im Innern für die Erhaltung und Aufnahme des Reiches sorgte, waren seine Söhne nach außen hin thätig: die Böhmen wurden wiederholt bekriegt und zum Theil schon unterworfen, gegen die Slavischen Völker die Festen und Bisthümer Magdeburg und Halle gegründet, selbst Korsika mit einer Flotte errungen und gegen die Anfälle der Araber mit Schutzwehren versehen. Gegen die wiederholten Streifzüge der Dänen ließ Karl einige Festen an der Eider anlegen und eine Flotte ausrüsten. Weithin erscholl der Ruhm des großen Kaisers und von Fern und Nahe ward ihm Huldigung. Zweimal kamen Gesandte des mächtigen Chalifen Harun al Raschid aus Asien mit kostbaren Geschenken von Gewürzen und Salben, einem großen Zelte und einer im Abendlande noch nie gesehenen Uhr aus Metall und mit den Schlüsseln des heiligen Grabes in Jerusalem; der aus Northumberland vertriebene König Cordulf ward von Karl freundlich aufgenommen und endlich erkannte ihn auch der Kaiser Nicephorus von Konstantinopel als seines Gleichen an und nannte ihn Kaiser und Bruder.

Durch Karl erlangte das Reich der Franken eine hohe Bedeutung, selbst noch für die späteste Zeit, und im Morgenlande ward mit dem Namen Franke jeder Abendländer, insbesondere der Deutsche, bezeichnet und Karl war der Gründer dieses Reiches und

Ruhmes; er war der wahre Selbstherrscher des großen Reiches, denn auf den Reichstagen, auf welchen bald nur mehr die großen Gutsbesitzer und Bischöfe und die höheren Beamten erschienen, galt sein Wort vornehmlich und alle Aenderungen in den Gesetzen gingen zumeist von ihm aus, erklärten ja sogar die Bischöfe einst auf einer solchen Versammlung zu Mainz, daß sie seiner Hilfe und seiner Lehre bedürften. Er handhabte durch seine Beamte Ruhe und Frieden im Innern, er allein schlug Münzen, sorgte für gute und gesicherte Wege, schützte die Kaufleute vor ungerechten Zöllen, die sie nur da entrichteten, wo ihnen Brücken, Fahrzeuge und Markt zu Gebote standen. Die wichtigsten Handelsplätze waren Bardewig, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Bremberg und Regensburg, es blühten im alten Gallien und am Rhein und an der Donau die alten Römerstädte fort und in denselben hatten sich seit langer Zeit die Juden angesiedelt und dem allgemein gegen sie gerichteten Hasse zum Trotz sich mit wundersamer Geschmeidigkeit als Geldmäkler zu erhalten und zu bereichern gewußt und trieben ungeachtet aller Verbote heimlich Handel mit Menschen, insbesondere schönen Mädchen, welche sie an die Araber in Spanien verkauften; alle Versuche, sie zu vertreiben oder zur Annahme des Christenthums oder deutscher Sitte zu vermögen, scheiterten an ihrem zähen Widerstande. Man duldete sie endlich und benutzte sie nach Gelegenheit und forderte ein hohes Schutzgeld von ihnen für den König, schloß sie aber aus von allen Aemtern und Würden, wie sie sich selbst von der Weise der Abendländer starr ausschlossen.

Bis in sein hohes Alter war Karl in allen seinen Unternehmungen glücklich und entging den Gefahren des Krieges und den heimlichen Nachstellungen und Verschwörungen und hoffte sein großes Reich glanzvoll und ungeschmälert seinen Söhnen zu hinterlassen. Im Jahre 806 bestimmte er einem Jeden den künftigen Antheil auf einer Versammlung der fränkischen Großen und ließ diese Theilung von der Reichsversammlung und auch vom Papste bestätigen, damit sie um so gewissenhafter gehalten würde. Aber nach wenigen Jahren starb sein zweiter Sohn Pipin und darauf auch der älteste Sohn Karl und nur der dritte und schwächste — Ludwig — blieb ihm noch und Bernhard, der Sohn Pipins. Tief gebeugt durch diese Verluste machte Karl seine letzten Verfügungen über sein Vermögen, bestimmte zwei Drittheile seines großen Schatzes den einundzwanzig Erzbisthümern seines Reiches, vom letzten Drittel zwei Viertel seinen Kindern und Enkeln, ein Viertel den Armen und das letzte Viertel wieder den Erzbisthümern. Dann rief er seinen Sohn Ludwig aus Aquitanien nach Aachen, erklärte ihn hier auf einer feierlichen Versammlung im Jahre 813 mit Beistimmung der Großen zu seinem Gehilfen in der Regierung und zu seinem Nachfolger, empfahl ihm Priester und Kirche zu schützen, erinnerte ihn aber auch, daß er das Haupt der Kirche seines Reiches

sei und hieß ihn darauf, während des feierlichen Gottesdienstes, sich die Krone selbst auf's Haupt zu setzen. Darauf ward Ludwig gesalbt und gleich seinem Vater als Herr und Kaiser begrüßt. Italien sollte dem Bernhard bleiben, jedoch nur unter der Oberhoheit Ludwig's; dieser kehrte darauf wieder nach Aquitanien zurück.

Bald darauf wurde Karl von einer heftigen Krankheit befallen, die er vergebens durch Fasten zu bewältigen suchte und sah nun standhaft seinem baldigen Tode entgegen, den, nach der Meinung des Volkes, bereits viele außerordentliche Naturerscheinungen anzudeuten schienen. Am 28. Januar 814 starb er. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, in eine eigens errichtete Gruft vor dem Hochaltare im Münster zu Aachen auf einen goldenen Thron gesetzt, mit dem Kaisermantel umgeben, auf die Knie ihm das goldene Evangelienbuch gelegt und dazu das Stachelband, welches er heimlich auf seinem Leibe zu tragen und die Pilgertasche, die er auf jeder Romreise zu führen pflegte, daneben hängte man das goldene Scepter und den Schild, dann wurde das Grab verschlossen und versiegelt. Die Mitwelt schon nannte ihn den Großen und die Nachwelt hat ihm diesen Namen bewahrt, die Kirche feiert dankbar sein Andenken als eines Heiligen und Sage und Lied haben seinen Namen verherrlicht und über seine Geburt und Jugend, so wie über des Mannes Thaten zauberhaften Glanz verbreitet.

Ludwig der Fromme.

Dreißig Tage nach seines Vaters Tode kam Ludwig nach Aachen, wurde von den Edlen mit großer Huldigung empfangen und begann seine Regierung mit Kraft und Würde. Er war seit seiner frühesten Jugend, fern vom sittenlosen Hofe, in Aquitanien als König dieses Landes von Geistlichen in Wissenschaften und Frömmigkeit erzogen worden und zeigte jetzt, welche Gesinnungen ihn beseelten. Treu dem letzten Willen seines Vaters, gab er den Kirchen und Armen, was ihnen bestimmt war, theilte das Uebrige mit seinen Schwestern, entfernte sie aber vom Hof und gab sie zum frommen Leben in Klöster, verjagte aus seinem Palaste die Menge der da sich aufhaltenden Dirnen und deren Liebhaber, nahm seine kleinen Halbbrüder an seinen Tisch, empfing seinen Neffen Bernhard freundlich, bestätigte ihm Italien und entließ ihn mit Geschenken und berief dann eine Reichsversammlung, um über die allgemeinen Angelegenheiten zu berathen.

Als er die häufigen Klagen des unterdrückten Volkes von Nah und Ferne vernahm, sandte er treue redliche Männer aus in alle Theile des Reiches, damit sie Gerechtigkeit handhaben und

ohne Ansehen der Person das Unrecht bessern sollten, ungerührt von den Drohungen oder Schmeicheleien der Mächtigen, und da die Ausgesandten eine Menge fanden, welche ihres Vermögens oder ihrer Freiheit beraubt waren durch die untreuen Grafen und Andere, so ließ er denselben Güter und Freiheit wieder zurückgeben und stellte sie unter seinen Schutz. Friesen und Sachsen gewährte er das alte Erbrecht, das sie unter seinem Vater verloren hatten und gewann dadurch die Zuneigung jener Völker, dann schickte er selbst seine Söhne nach den verschiedenen Theilen seines Reiches, damit unter ihrer Aufsicht seine Befehle um so schneller und gewissenhafter vollzogen würden. Die Grenzen wurden gesichert zu Land und Meer, das entfernte Benevent mußte den ihm auferlegten Huldigungszoll fort und fort bezahlen und die Sorben und andere slavische Völker, welche Deutschland beunruhigten, wurden geschlagen und zum Frieden gezwungen.

Wegen dieser Thaten wurde Ludwig allgemein geehrt und insbesondere waren ihm die Priester zugethan, da er die Kirchen mit Wohlthaten überhäufte. Als Leo III. gestorben und Stephan III. zum Papst erwählt war, sendete dieser sogleich Boten an den Kaiser und bat ihn um seine Bestätigung, ließ auch das römische Volk demselben als dem weltlichen Oberherrn schwören, dann aber machte er sich selbst auf, durch eine persönliche Zusammenkunft das freundliche Verhältniß zwischen Papstthum und Kaiserthum zu befestigen. Und Ludwig empfing den Ankommenden in Rheims mit der größten Ehrfurcht und Demuth und ließ sich mit seiner Gemahlin von ihm krönen. Vergnügt über den Erfolg seiner Reise kehrte der Papst nach Rom zurück.

Seitdem lag der Kaiser noch mehr den Andachtsübungen ob und ließ in seinem frommen Eifer selbst die von seinem Vater gesammelten deutschen Heldenlieder vernichten, als würde dadurch nur das Heidenthum fort und fort genährt, und es ist deshalb von den ältesten Gesängen Nichts auf die Nachwelt gekommen. Die Sorge für das Reich überließ er seiner Umgebung und spendete an seine Diener und Kirchen unermeßliche Gaben. Da geschah es, daß am grünen Donnerstage 817, als er aus der Kirche durch den bedeckten Gang in den Papst zurückkehrte, derselbe über ihn und sein Gefolge einstürzte, ohne sie viel zu beschädigen. Ergriffen von der ihm so wunderbar gewordenen Rettung widmete er sich nun ganz der frommen Betrachtung, berief dann eine große Versammlung der Edelsten des Reiches nach Aachen, Willens, seinen Söhnen die Regierung zu übergeben, ordnete wegen dieser wichtigen Angelegenheit ein dreitägiges Fasten mit Gebet an und ernannte darauf, obgleich er erst neununddreißig Jahre alt war, seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitregenten und Kaiser, seinen zweiten Sohn Pipin zum Könige von Aquitanien und den Ludwig zum Könige in Bayern, jedoch so, daß die jüngeren unter dem älteren

Bruder stehen und das ganze Reich Eines und ungetheilt bleiben sollte.

Von diesem Augenblicke an ist aller Friede des Reiches und des Vaters dahin. Der Antheil Lothar's an der Regierung war nicht genau bestimmt, es bildeten sich sogleich Parteien, die jüngeren Söhne waren mit ihrem Loose unzufrieden und schon überreden die Edlen Italiens des Kaisers Neffen Bernhard, sich für unabhängig zu erklären und Italien zu behaupten. Als jedoch der Oheim schnell mit einem Heere gegen ihn aufbricht, bereut er sein Beginnen und ergibt sich ohne Kampf der Gnade des Kaisers, wird aber mit seinen vornehmsten Anhängern nach Frankreich abgeführt. Hier wurden sie alle von einer Reichsversammlung zum Tode verurtheilt. Der fromme Ludwig ließ das Urtheil nicht vollziehen, gab aber, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Gemahlin Irmengarde, zu, daß Bernhard mit seinen Freunden des Augenlichtes beraubt und Andere verbannt wurden, auch verwies damals Ludwig seine Halbbrüder vom Hofe und wollte so den Frieden in seinem Hause herstellen. Irmengarde glaubte auf diese Weise ihre Söhne im reichen Erbe gesichert. Als aber Bernhard drei Tage nach seiner Blendung starb, ward Ludwig's Gemüth heftig erschüttert, er bekannte laut seine Schwäche, daß er den falschen Rathgebern gefolgt habe, that Buße und gab Vieles an die Armen, 818.

Bald darauf starb Irmengarde und mehr als je dachte der Kaiser der Regierung zu entsagen; aber auf das Zureden seiner Umgebung, die ihn zu ihrem Zwecke zu benutzen wußte, wählte er eine neue Gemahlin, die schöne Judith, die Tochter des in Bayern und Schwaben reich begüterten Welf, 819. Dies brachte jedoch neuen größeren Zwist in das königliche Haus, dazu kamen große Gefahren von außen: die Britonen, im äußersten Nordwesten, ohnehin nie ruhig, empörten sich in Masse; Liudewit, der zinsbare Herzog in Pannonien, fiel ab, die Araber in Spanien erneuerten ihre Einfälle in das fränkische Gebiet, fränkische Schiffe, von Sardinien zurückkehrend, wurden von Seeräubern genommen und schon beginnen die Normannen alle Küsten zu beunruhigen. In den letzten Jahren ward jede Kriegsrüstung und Bereitschaft vom Kaiser vernachlässigt und es verschlimmerte sich auch der Zustand im Innern des Reiches. Die Sendboten reiseten nur selten mehr umher und zuweilen übertrug der fromme Ludwig dies wichtige Amt den Grafen und Geistlichen jener Provinz, deren Zustand er doch wollte untersuchen lassen. Bald achteten die Großen in der Ferne des Kaisers Befehle und Mahnungen nicht mehr, fingen an selbstherrisch zu walten, sogar Münzen zu schlagen, rissen Land und Leute an sich, erhoben widerrechtlich Steuern und Abgaben, vertrieben Viele sogar ganz aus ihren Gütern und das Land füllte sich mit Räubern und Bettlern, und zu all dem kamen Krankheiten und Mißwachs.

Mit Schmerz sieht der Kaiser all das Unheil und hofft den

erzürnten Himmel durch Buße und Spenden zu versöhnen, er verzeiht den Theilnehmern an Bernhard's Aufstande und gibt ihnen ihre eingezogenen Güter zurück; er versöhnt sich mit seinen verstoßenen Stiefbrüdern; er beruft dann eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches und bittet um Verzeihung für all das Unrecht, das durch ihn oder seinen Vater geschehen. Und eine Zeit lang trat Ruhe ein im Inneren, aber die Regierung überläßt der Fromme Anderen, während seine Söhne an den Gränzen glücklich kämpfen; bald jedoch vermögen sie bei des Vaters Schwäche und den immer zahlreicher andrängenden Feinden wenig Entscheidendes mehr zu thun. Aizo, der über die spanische Mark gesetzt war, suchte mit Hülfe der Araber unabhängige Herrschaft; der gegen ihn ausziehende Pipin kann ihn nicht demüthigen, da die Vornehmsten seines Heeres ihm den Gehorsam verweigern. Zugleich beginnt im Hause des Kaisers selbst der größte Zwist.

Ludwig's Zwist mit seinen Söhnen.

Aus der neuen Ehe ward ihm ein vierter Sohn, Karl, und dessen Mutter Judith trachtete, so wie er heranwuchs, auf alle Weise auch ihm ein Reich zu verschaffen. Sie gewinnt zuerst und leicht den Vater, dann auch den Lothar, daß dieser verspricht, er welle Vormund und Schützer seines jüngsten Bruders sein; darüber zürnen die beiden anderen Brüder, werben Anhänger und der Kaiser ruft, um sich Ansehen und Krone zu erhalten, den mächtigen Grafen Bernhard von Barcelona an seinen Hof. Allein der stolze, herrschsüchtige Mann verdrängt die anderen bisher einflußreichen Weltlichen und Geistlichen; diese schließen sich alsobald an die mißvergnügten Söhne und als der Kaiser im Jahre 830 gegen die Britonen zieht, verläßt ihn das Heer und liefert ihn an die beiden Söhne aus; der Graf Bernhard entfloh. Als darauf Lothar aus Italien erscheint, billigte er das Geschehene, erhält den Vater ausgeliefert und behandelt ihn als Gefangenen. Allein bald ändern sich die Verhältnisse, denn die Brüder entzweien sich und der Kaiser bemächtigt sich mit Hilfe der Deutschen der Herrschaft wieder, beruft eine Reichsversammlung nach Aachen; da werden die zu Verräthern an ihm gewordenen zum Tode verurtheilt, aber der fromme Kaiser verbannt in seiner Milde die Geistlichen nur in Klöster und die Weltlichen zwingt er zum Eintritt in den geistlichen Stand, seine Söhne gehen in die ihnen zugewiesenen Länder. Doch alsobald ruft Ludwig den Grafen Bernhard zurück und dieser waltet wie früher. Pipin in Aquitanien zerfällt mit dem Vater und dieser

entsetzt ihn darauf im vollen Vertrauen auf den Beistand des ihm bisher noch stets willfährigen Sohnes Ludwig seines Königreiches und gibt Aquitanien an Karl.

Auf dieses aber verbinden sich die Söhne erster Ehe gegen ihren Vater und ihren Halbbruder, rüsten Heere aus und ziehen nach ihrer Vereinigung im Jahre 833 gegen den Kaiser und bei ihnen war der Papst Gregor IV. Dieser ging zwischen den feindlichen Heeren, die bei Kolmar im Elsaß einander gegenüber standen, vermittelnd hin und her; da verließ den Kaiser eine Schaar um die andere und wehmüthig sagte er zu den ihm noch treu Gebliebenen: Geht auch ihr zu meinen Söhnen, ich will nicht, daß meinetwegen Jemand Schaden leide. Sie gingen und der Kaiser überließ sich seinen Söhnen, welche sogleich seine Gemahlin und seinen Sohn Karl von ihm trennten; er selbst blieb in der Gewalt Lothar's, der jetzt schnell den Vater für immer von der Regierung zu verdrängen strebte, wozu insbesondere der Erzbischof Ebbo von Rheims die Hand bot. Und von diesem überredet und in seinem Gewissen geängstet, that der Kaiser im Bußgewande vor allem Volke das Bekenntniß: er habe Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert und Reich und Volk verderbt; er sei Ursache am Tode seines Neffen Bernhard; er habe den Frieden gebrochen, Meineide geschworen und Krieg gegen seine eigenen Söhne geführt. Darauf legte er den Kriegsschmuck vor den Altar nieder und bekannte sich so gleichsam der Regierung ferner für unwürdig. Aber allem Drängen zu Trotz ließ er sich das Haupthaar nicht scheeren und trat nicht in den Mönchstand.

Der Ruf dieses frevelhaften, von Lothar veranlaßten Verfahrens gegen den Kaiser, verbreitete sich schnell durch das ganze Frankenreich und empörte zumeist die Deutschen, und der König Ludwig, immerdar dem Vater ergebener als die anderen Brüder, erhob sich zur Rache, verständigte sich dazu auch mit Pipin und beide drangen darauf gegen Aachen vor, wo Lothar mit dem gefangenen Vater weilte. Erschreckt vernahm derselbe den Anzug der Brüder, flüchtete nach Paris und auch hier von allen Seiten gedrängt, floh er noch weiter und ließ den Vater zurück. Und der Kaiser erlangte die Freiheit und die Krone wieder, Lothar unterwarf sich und erhielt Verzeihung, nur der Erzbischof Ebbo mußte seine That in einem Gefängnisse büßen.

Schnell sammelten sich um den frommen, schwachen Ludwig die Höflinge wieder, die ihn früher schmählich verrathen und verlassen hatten, und es ist traurig zu erzählen, wie sie walten durften, und Macht und Glanz des Reiches sank, während er einzig Bußübungen, Psalmensingen und der Jagd oblag. Die Normannen beunruhigten ungestraft die nördlichen Küsten und wagten ihre Streifzüge selbst tief in's innere Land. Die Araber drangen immer weiter vor, die Großen des Reiches schalteten in frevler Willkür

und die Sendboten, ausgesandt zu prüfen und zu bessern, betrogen den Kaiser selbst, die Zucht in den Klöstern verfiel ungeachtet wiederholter scharfer Vorschriften, vorzüglich jenseits des Rheines im alten Gallien, und Söhne und Brüder drängten sich zum geistlichen Stande der Ehre und Einkünfte wegen. Und doch wurde der Kaiser nicht müde, die Kirchen zu bereichern; er befreite die Güter vieler Klöster von allen Abgaben und erließ ihnen selbst die Stellung ihrer Leute zum Heerbann, weswegen sich immer Mehrere unter den Krummstab flüchteten; schon verlieh er Manchen sogar eigene Gerichtsbarkeit und gab dadurch Veranlassung, daß sie einen Staat im Staate bilden konnten und die Einheit des großen Reiches immer mehr zerrissen wurde.

Als im Jahre 837 Pipin unvermuthet in Aquitanien starb, benutzte Judith den Augenblick, ihren Gemahl zu überreden, um für den jüngsten Sohn Karl zu sorgen, und damit diesem der bestimmte Ländertheil um so sicherer bliebe, wußte sie auch den Lothar zu gewinnen und es wurde wirklich der Plan verabredet, das ganze Frankenreich unter Karl und Lothar zu theilen; Ludwig sollte nur Bayern erhalten, die beiden Söhne Pipin's ganz ausgeschlossen werden. Die Aquitanier aber erhoben sich für diese und der Kaiser mußte gegen sie ausziehen; während dessen ergriff der undankbar behandelte Ludwig in Bayern die Waffen und war Willens, über den Rhein zu gehen; auf diese Nachricht eilte der Vater zurück nach Aachen, der Sohn vermied den offenen Kampf und zog sich zurück: da erkrankte der Kaiser und ließ sich Ingelheim gegenüber auf eine Insel bringen; hier lag er mehrere Wochen, getröstet von seinem Halbbruder, dem Bischofe Drogo. Dieser vermochte ihn auch, daß er seinem Sohne Ludwig verzieh, aber zugleich bot er noch Alles auf, den Lothar zu bewegen, daß er seinen Bruder Karl das ihm bestimmte Land verschaffen helfe. Am 20. Juni 840 starb er.

Auflösung des Frankenreichs.

Als Lothar in Italien den Tod seines Vaters vernahm, sammelte er schnell ein Heer und zog über die Alpen nach Gallien, indem er zugleich überall hin Boten aussandte und befahl, man solle ihm als Kaiser huldigen, denn insgeheim trachtete er sich der Alleinherrschaft über das ganze Frankenreich zu bemächtigen und seine Brüder zu verdrängen. Sein Plan aber war, die beiden anderen Brüder zu entzweien und zuerst mit der Hülfe des Einen den Andern und dann auch diesen zu stürzen. Wirklich gelang es ihm, seinen Bruder Karl durch Versprechungen hinzuhalten und

viele der Großen zu gewinnen: sie waren ja in der letzten Zeit während der beständigen inneren Kriege gewohnt, ihre Dienste je nach dem winkenden Vortheile gegen immer neue Zugeständnisse zu verkaufen, den Eid der Treue zu brechen und zu erneuen. Als Lothar sich von dieser Seite sicher sah, wendete er sich gegen Ludwig, der zwar auch ein Heer gesammelt hatte, aber doch seine Sache nicht dem Ausgange einer Schlacht anvertrauen wollte und sich deshalb zur Unterhandlung geneigt zeigte.

Indessen durchschaute Karl die Absicht seines Bruders, warb Anhänger in Aquitanien, besetzte Paris und rüstete sich zum Widerstand und offenen Kampfe gegen Lothar, der gegen ihn aufbrach. Aber ihm nach zog Ludwig und bot seinem Halbbruder Karl ein Bündniß an, welches dieser sogleich annahm, worauf sie ihre Heere vereinigten. Lothar hatte jedoch den gleichnamigen Sohn seines verstorbenen Bruders Pipin zu seinem Beistande gewonnen, rückte seinen Brüdern entgegen und am 25. Juni 841 wurde bei Fontenai die Schlacht geschlagen. Das deutsche Heer unter Ludwig errang den Sieg über die vereinigten Schaaren Lothar's und Pipin's, und hätten die siegenden Brüder die Flüchtlinge verfolgt, so wäre damals schon die volle Entscheidung gekommen, statt dessen ordneten sie ein dreitägiges Fasten und Beten auf den Rath der Geistlichen an, um eine Offenbarung vom Himmel zu erflehen, was nun ferner geschehen solle. Lothar entkam über den Rhein, wendete sich nach Sachsen und versprach hier dem gemeinen Volke die Herstellung der alten Stammverfassung und damit auch des Heidenthums, wenn es ihm beistehen wolle! Und da zeigte sich sogleich, wie wenig fest das Christenthum noch in den Gemüthern wurzelte, denn alsobald bildete sich ein Bund — die Stellinger — für seine und ihre Sache und es wurden nicht blos Priester, sondern auch Edle vertrieben und der Aufstand schien sich über ganz Sachsen zu verbreiten. Im Vertrauen auf diese Hülfe beschloß Lothar, seinen Bruder Ludwig anzugreifen, während die Normannen, von ihm eigens aufgeregt, gegen seinen Bruder Karl ziehen sollten.

Allein die beiden anderen Brüder verständigten sich schnell und vergebens trachtete Lothar, sie einzeln zu überfallen, ihre Heere vereinigten sich wieder, Ludwig und Karl gelobten sich von Neuem einander Beistand und ließen dasselbe auch ihre Heere beschwören. Ludwig that es in deutscher und Karl in romanischer Sprache. Dann brachen sie gegen Lothar auf, der sie jedoch nicht erwartete, sondern wieder entfloh. Um die Sache zu enden, beriefen sie die Bischöfe nach Aachen, damit durch sie die Entscheidung zwischen Lothar und ihnen erfolge. Und die Gerufenen erkannten als Schiedsrichter zu Recht: Lothar habe sich vergangen wider Kirche und Staat, und sei unfähig, das Reich zu regieren. Darauf hin zeigte er sich zur Ausgleichung und Theilung mit seinen Brüdern bereit und nachdem er wiederholt vergebens ihren Bund zu trennen versucht

hatte, erfolgte im Juli 843 zu Verdun die Theilung des großen Frankenreiches in drei Theile. Ludwig erhielt mit Ausnahme von Friesland alle deutschen Länder diesseits des Rheines, dazu Speier, Worms und Mainz jenseits dieses Stromes mit ihren Gauen — des Weines wegen, sagen die alten Geschichtschreiber; Lothar blieb im Besitz der Kaiserwürde und Italiens und aller Länder zwischen dem Rhein und der Schelde bis an die Nordsee und vom Ursprung der Maas bis zum Einfluß der Saone in die Rhone, dann längs dieser bis an das Mittelländische Meer, welches Gebiet mit einander nach ihm Lothringen genannt wurde; Karl erhielt alle übrigen westwärts gelegenen bisher zum Frankenreich gehörigen Länder, die von nun an das eigentliche Frankreich bildeten.

Kirchliches.

Aus dieser Zeit der allgemeinen Wirren strahlt das Bild Ansgars glänzend auf die Nachwelt herüber. Er war Mönch des Klosters Korvei in der Pikardie, dann 823 in das neue Kloster gleichen Namens an der Weser versetzt, welches von Ludwig dem Frommen gestiftet war und er unternahm es von hier aus, das Christenthum an die nördlichen Meere zu verbreiten. In Süd-Jütland errichtete er eine Schule von zwölf größtentheils erkauften Knaben, welche er zu Lehrern ihres Volkes heranbildete und übte mit ihnen die schönen und schweren Pflichten christlicher Priester in Lehre und Pflege der Kranken und Armen. Dabei trotzte er allen Hindernissen und Schwierigkeiten, und obgleich einige Mal unter Todesgefahren aus dem Lande vertrieben, kehrte er immer wieder dahin zurück. Im Jahre 829 wagte er sich sogar nach Schweden hinüber und streute dort die Saat des Christenthums. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Ludwig der Fromme zum Erzbischofe in dem eigens zur Bekehrung der nördlichen Völker errichteten Bisthum Hamburg. Mit ihm wirkte, von gleichem Eifer beseelt, sein Schüler Autbert, und allmälig wurde die Heiligung des Sonntags, das Verbot der Vielweiberei und des Aussetzens der Kinder, ein wichtiger Anfang zur Sittung des wilden Volkes, eingeführt und beobachtet, als im Jahr 845 eine neue Verfolgung gegen die christlichen Lehrer ausbrach, von denen einige sogar erschlagen und Hamburg zerstört wurde. Aber Ansgar ließ sich auch dadurch nicht abschrecken und begann bald von Neuem zu lehren; die Bisthümer Hamburg und Bremen wurden vereinigt, unter dem Könige Erich gewann das Christenthum immer größere Fortschritte, in Schleswig wurde die erste christliche Kirche gebaut und selbst aus Schweden kam erfreuliche Nachricht, wie das Wort des Herrn gedeihe und in Birka eine christliche Kirche entstanden sei.

Da ging Ansgar wieder hinüber, predigte und taufte und hieß seine Schüler nach seinem Beispiele thun: keinen Lohn verlangen, nicht einmal Geschenke annehmen, sondern sich mit Speise und

Kleidung begnügen und sich nöthigenfalls durch Handarbeit den Lebensunterhalt erwerben. Und bald konnte er voll Freude melden: „Bei Dänen und Normannen ist das Christenthum fest gegründet und die Priester verwalten ihr Amt ohne Hinderniß." Aber er täuschte sich. Während er in Schweden weilte, wurde Erich mit beinahe seinem ganzen Geschlechte ermordet, sein Sohn Erich II. von Gorm dem Reichen, dem Unterkönige Jütlands, verdrängt, das Christenthum beinahe ausgetilgt, und zu dem Haß gegen die christliche Religion kam der Haß gegen die Franken. Und doch verzweifelte Ansgar auch jetzt noch nicht, er setzte sein Werk fort, der Sturm der Verfolgung ging vorüber, 857 erhob sich in Ribbe eine christliche Kirche und Ansgar sandte dahin seinen geliebten Schüler Rimbert. Bald gedieh das Heilswerk weiter und schon entstanden Klöster, aus welchen fortwährend das christliche Wort strömte. Im Jahre 865 starb Ansgar, von der Kirche unter die Heiligen eingereiht und als Apostel des Nordens und Schutzheiliger verehrt.

Andere Bischöfe strebten jedoch zu jener Zeit schon mehr nach äußerer Auszeichnung und Macht und bedienten sich dazu der Briefe der Päpste und Concilien-Beschlüsse, welche der Bischof Isidor von Sevilla gesammelt, ein anderer, Unbekannter, aber in Rheims oder Mainz verfälscht hatte, indem er den ächten Briefen viele erdichtete beifügte. Diese falsche Sammlung wurde unter Ludwig dem Frommen oder doch bald nach seinem Tode allgemein verbreitet und war berechnet, die Macht und das Ansehen des Papstes und der Geistlichkeit, insbesondere der Erzbischöfe, zu erheben und zu befestigen und das Kirchengut vor ungerechten Händen zu sichern. Der Papst wurde dargestellt als das allgemeine Oberhaupt der Kirche, als der Richter über alle Bischöfe, dem allein die Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten der Kirche gebühre; die Verletzung der Kirche und ihrer Diener sei eine schwere Sünde; als Primas könne nur derjenige Erzbischof gelten, welcher der Kirche eines ganzen Volkes vorstehe und er solle dann auch der Richter und Vorsteher aller erst später in seinem Sprengel errichteten Bisthümer sein. Mittels der Durchführung solcher Grundsätze sollte die Einheit und Unverletzbarkeit der Kirche und ihrer Güter während des beständigen Wechsels der weltlichen Herrschaft geschützt werden. Schon der Papst Nikolaus I. (858) sprach und handelte im Sinne jener verfälschten Sammlung als höchster Richter auf Erden gegen den sittenlosen Kaiser Lothar II.

Ludwig der Deutsche und seine Nachkommen bis zum Untergang der Karlinger in Deutschland.

Durch den Vertrag zu Verdun löste sich zwar das große Frankenreich, aber nicht nach den verschiedenen Nationen, sondern nach der Zahl der Söhne Ludwig's des Frommen. Weil jedoch dessen gleichnamiger Sohn die meisten deutschen Völkerschaften, insbesondere beinahe alle diesseits des Rheines unter sich vereinigte, hieß er in der Folge der Deutsche. Er selbst nannte sich König Ostfrankens, auch König der Bayern, weil dieses Volk als das Erste in seinem Reiche galt, und er hielt sich meistens in Regensburg auf. Sein Leben verfloß auch nach der Theilung in beständigem Kampfe, zuerst zog er gegen die Stellinge in Sachsen, unterwarf die hartnäckig Widerstrebenden und nahm schwere Rache, darauf wendete er sich gegen die slavischen Grenzvölker, die zwar oft besiegt, aber nie ganz unterworfen waren, und während der Brüderzwiste im Karlingi'schen Geschlechte sich nicht blos der Oberherrschaft Ludwig's entzogen, sondern selbst Einfälle in die deutschen Länder machten. Ludwig richtete nun alle seine Kraft gegen sie, schlug sie und gründete, um ihre Unterwerfung zu sichern, gegen die Sorben eine eigene Markgrafschaft in Thüringen, und die deutsche Oberhoheit erstreckte sich bis an die Saale und Elbe und über Böhmen und Mähren. In Pannonien erhob Ludwig den Häuptling Priwina zum Herzog, weil er sich ihm und der Kirche ergeben zeigte; auch der König der Bulgaren trat zu Ludwig, wenn auch nicht in ein ganz abhängiges, doch in ein freundschaftliches Verhältniß, ließ sich taufen und verlangte von ihm und dem Papste Priester, damit auch unter seinem Volke das Christenthum verbreitet würde. Und so ward denn von Deutschland aus die Saat der christlichen Lehre unter slavischen und bulgarischen Völkern mit großem Erfolge ausgestreut und mit Recht gelten die Bischöfe von Salzburg und Passau als die geistlichen Väter jener Völker.

Zu diesen beständigen und im Ganzen für Ludwig glücklichen Kriegen nach außen hin kamen die Zwistigkeiten mit seinen drei Söhnen Karlmann, Ludwig und Karl wegen der künftigen Erbfolge und endlich der Kampf mit seinem Bruder Karl dem Kahlen von Frankreich, der sich nur mit Mühe gegen den wachsenden Trotz der Großen und seiner eigenen leichtfertigen Söhne sowie gegen die beständigen Einfälle der Normannen behaupten konnte. Da hoffte Ludwig, eingeladen von einigen Großen Frankreichs selbst, dies ganze Land oder doch einen Theil unter seine Herrschaft zu bringen; aber bald verließ ihn das Kriegsglück und er mußte ohne Gewinn nach Deutschland zurückkehren. Dieses wurde wenige Jahre darauf (869) von einem Heere vereinigter Böhmen, Mähren und Sorben überfallen.

Die Seele der Empörung war Suatopluk, der Herzog Mährens, der die deutschen Geistlichen aus seinem Lande vertrieb und sich der deutschen Oberherrlichkeit zu entziehen strebte. Aber Ludwig schlug die Eindringlinge und stellte die alte Abhängigkeit wieder her.

Während dessen war auch unter den Söhnen des frühverstorbenen Kaisers Lothar heftiger Zwist wegen der Ländertheilung entstanden und als die beiden jüngeren starben, eilte Karl der Kahle, Lothringen mit seinem Frankreich zu vereinigen und wurde zu Metz von den Bischöfen wirklich als ihr König anerkannt und gesalbt. Vergebens that der ältere Bruder der Verstorbenen und der Papst Einsprache gegen Karl's Verfahren, dieser glaubte seine Erwerbung schon gesichert, als Ludwig der Deutsche, eben von einer schweren Krankheit genesen, gegen ihn aufbrach. Es kam jedoch bald zu einer Verständigung und Lothringen wurde im Vertrage zu Mersen 870 getheilt, an Ludwig den Deutschen fiel der dem Rhein näher gelegene Theil, nämlich das Land zwischen diesem Strome und den Vogesen von Basel abwärts mit den Städten Aachen, Metz und Utrecht und das deutsche Reich wurde mit einem großen Theile deutscher Bevölkerung vergrößert.

Im Jahre 875 entstand ein neuer Streit zwischen den Brüdern, denn mit dem Kaiser Ludwig II. starb das Geschlecht Lothar's in Italien aus, der Kaiserthron war erledigt und wieder eilte Karl, sich auch dieser Krone zu bemächtigen; er gewann den Papst Johann VIII., dieser krönte ihn und erkannte ihn mit den Großen Italiens als Kaiser. Und als schon im nächsten Jahre Ludwig der Deutsche starb, wollte Karl Lothringen und das ganze linke Rheinufer mit Frankreich vereinigen und seinen Neffen auch jene drei Städte nehmen, welche ihrem Vater im Verduner Vertrag waren zugesprochen worden. Allein die drei Söhne Ludwig's blieben einig, Karl mußte seine Ansprüche aufgeben und starb 879.

Die Söhne Ludwig's des Deutschen aber theilten das väterliche Erbe und der Aelteste, Karlmann, war nahe daran, auch Italien zu gewinnen, als er 880 starb, zwei Jahre später auch sein Bruder Ludwig und es fiel nun das ganze Erbe an den Jüngsten — Karl den Dicken. Ihn erkannte und krönte der Papst als römischen Kaiser und als Karl aus Italien zurückkehrte, bot er den Heerbann aller Stämme Deutschlands gegen die Normannen auf, welche seit Jahren auch die Küste der Nordsee feindlich heimgesucht, das aufblühende Hamburg zerstört und allgemeine Verwüstung weit über das Land hingetragen hatten. Die Feinde wurden glücklich überfallen, in Moräste getrieben und schienen verloren, da kam Zwiespalt in das deutsche Heer. Einige der Anführer ließen sich bestechen und riethen zum Frieden und der Kaiser ward überredet und gewährte dem hart bedrängten Normannen-Fürsten Godfrid, der sich taufen ließ, nicht blos große Geschenke, sondern auch einen Theil von Friesland als Lehen. Darauf ging Karl wieder nach Italien, wo sich die Edlen

befehdeten und suchte Ruhe und Ordnung herzustellen; als er aber den Ungehorsamen ihre Lehen nehmen wollte, erhob sich ein allgemeiner Aufstand gegen ihn: denn während der beständigen Zwiste im Karlingi'schen Hause, da Jeder den Beistand der Edlen ansprach und diese ihre Hülfe je dem Meistbietenden gewährten, war des Königs Macht gesunken und die Vasallen wollten die Lehen bereits als Eigengüter behaupten. Karl vermochte Nichts gegen die Ungehorsamen und kehrte ruhmlos nach Deutschland zurück, wo sich die Großen ebenfalls einander bekämpften und Geistliche und Weltliche nur nach Macht und Reichthümern trachteten, indessen Suatopluk von Mähren und die Normannen ihre Einfälle erneueten.

In dieser Zeit sandten die Franzosen an Karl und baten ihn, er möge kommen und König über sie sein, statt ihres fünfjährigen Königs Karl, nachmals genannt der Einfältige, und den inneren Zwist der Großen unterdrücken und die Normannen vertreiben. Und Karl der Kaiser folgte dem Rufe und vereinigte beinahe das ganze Erbe seines großen Urahnherrn. Aber dessen Geist hatte er nicht geerbt und als er den Franzosen gegen die Normannen zu Hülfe zog, kämpfte er Anfangs glücklich gegen diese gefürchteten Feinde, ließ sich aber bald wieder durch Versprechen täuschen, erkaufte mit einer großen Summe ihren Abzug, auf dem sie neue Gräuelthaten verübten, er selbst kehrte über den Rhein zurück. Macht und Ansehen war von ihm gewichen; da verließen ihn die Großen Deutschlands ganz und erwählten Anfangs Dezember 887 den Sohn seines Bruders Karlmann, den Herzog Arnulf von Kärnthen, zum deutschen Könige. Karl starb schon im folgenden Jahre.

Arnulf hatte bisher kräftig und klug gewaltet, die Angriffe der auswärtigen Feinde tapfer und meistens glücklich zurückgewiesen und selbst den mächtigen Suatopluk endlich zum Frieden bewogen, dessen Schaaren oft die deutsche Ostmark nach Wolfes Art verheerten. Deßhalb wählten ihn die deutschen Großen zum Könige und er war zuerst darauf bedacht, sein Ansehen im Innern zu stärken, um dann mit desto größerer Macht nach außen hin zu wirken. Und es gelang ihm wider Erwarten. Suatopluk wagte keinen Einfall mehr in Deutschland und Arnulf richtete nun sein Auge nach Frankreich, wo der Graf Odo von Paris zum Könige erwählt war. Den berief er nach Worms und ließ ihn den Vasalleneid schwören, dann wendete er sich nach Italien und zwang den mächtigen Herzog Guido von Spoleto zur Huldigung; auch die Herzoge von Burgund, welche sich unabhängig von Frankreich gemacht und den Königsnamen angenommen hatten, mußten die Oberherrlichkeit Arnulfs anerkennen und so ward aufs Neue, jedoch nur auf kurze Zeit, das alte große Frankenreich hergestellt, Deutschland war der Mittelpunkt und die anderen Reiche von ihm ahängig.

Dann brach Arnulf gegen die Normannen auf, welche im Jahre 891 in größeren Schaaren als je früher an den Küsten der

Nordsee erschienen und verheerend vordrangen. Die erste Heeresabtheilung, welche Arnulf gegen dieselben sandte, wurde beinahe ganz vernichtet, als er aber selbst kam, zogen sich die Feinde hinter Verschanzungen und Moräste an der Dyle bei Löwen zurück. Arnulf war einen Augenblick in Verlegenheit, denn die Hauptmacht seines Heeres bestand aus Reiterei, dann aber sprang er vom Rosse, ergriff eine Fahne und hieß die Seinen, zu Fuß zu kämpfen. Sie folgten und er griff mit ihnen im Sturme das feste Lager der Feinde an, nahm es und die Normannen kamen beinahe alle durch das Schwert der Deutschen oder auf der Flucht im Flusse um, auch ihre beiden Anführer fielen, und Arnulf sandte sechszehn Siegesfahnen nach Regensburg, 26. Juni. Zwar drangen in der Folge noch einige Normannenschaaren wie zur Rache am Rhein herauf, wichen aber bald wieder zurück, die von ihnen für Deutschland drohende Gefahr war vorüber.

Arnulf suchte nun auch eine andere Gefahr von seinem Reiche abzuwenden und nahm den Kampf gegen Suatopluk wieder auf, um Mähren unter Deutschland zu bringen, 892. Um die Entscheidung desto schneller herbeizuführen, brach er selbst gegen den mächtigen Herzog auf und rief in dessen Rücken die Ungarn zu seiner Hülfe herbei, ein Volk, das aus dem fernen Morgenlande gekommen und dessen Name vor etwa dreißig Jahren zum ersten Male im Frankenreiche gehört war. Doch der Herzog widerstand seinen Gegnern und erst sein Tod 894 befreite Deutschland von diesem gefürchteten Feinde, sein großes Reich zerfiel, Arnulf schloß Frieden mit den Söhnen des Gestorbenen und war dann bedacht, die inneren Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen und sich mit seiner Familie im Besitze der königlichen Macht zu befestigen. Wirklich konnte er den Einen seiner unehelichen Söhne, Zwentibold, zum Könige über Lothringen setzen, aber Burgund wollte die deutsche Oberherrlichkeit nicht länger anerkennen und in Italien wurde Guido zum Kaiser gekrönt. Arnulf konnte weder das Eine noch das Andere hindern. Nach dem Tode Guido's ging er jedoch schnell über die Alpen und auf Rom los, erstürmte die Stadt und wurde darauf vom Papste als Kaiser gekrönt, 896. Nach seinem Abzuge erhoben sich jedoch die alten Parteien, Guido's Sohn, Lambert, wurde vom neuen Papste Stephan VI. als Kaiser anerkannt und Italien ein halbes Jahrhundert hindurch von Bürgerkriegen zerfleischt. Die Einwohner, sagt ein alter Geschichtschreiber, mußten oder wollten stets zwei Herren haben, um Einen durch den Anderen zu schrecken und Keinem zu gehorchen. Arnulf konnte sein Ansehen dort um so weniger geltend machen, als er in Deutschland selbst den Widerstand der Großen bei dem Streben nach Erweiterung seiner Macht fürchten und bei dem Zwiste der Nachbarvölker — der Mähren unter sich und gegen die Böhmen — sowie bei dem Vordringen der Ungarn immer streitgerüstet nach der einen oder anderen Seite sein mußte.

Es war eine Zeit allgemeiner Auflösung. In der Mitte dieser Gährung starb Arnulf, 8. Dezember 899, und die deutschen Bischöfe und Großen erkannten seinen sechsjährigen ehelichen Sohn Ludwig, genannt das Kind, als König, Hatto, welchen Arnulf vom Abte zu Reichenau zum Erzbischofe von Mainz erhoben hatte und der in seiner Habsucht doch jene Pfründe beibehielt, übernahm die Leitung des jungen Königs und sicherte sich zugleich den entschiedensten Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches, ihm entgegen aber strebten Andere, selbstständig auf ihren Erb- und Lehengütern zu walten. Das kaum entstandene und in seinen Theilen noch nicht innig verbundene deutsche Reich drohte nicht blos nach Völkerschaften, sondern nach Herrschaften — den Gebieten der mächtigen Großen zu zerfallen, welche um Macht und Land mit einander kämpften und Deutschland beunruhigten. Diese Zeit bezeichnet der Bischof Salamo III. von Konstanz kurz und klar mit den Worten der heiligen Schrift: Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist!

In Franken erhob sich das von Arnulf begünstigte und dem Könige verwandte Geschlecht der Konradiner zu einer überwiegenden Macht mit seinen reichen Gütern in Ostfranken, Hessen und am Mittelrhein, da die vier Brüder meistens verbündet handelten. Ihnen entgegen standen die Babenberger drei Brüder, welche sich edler Abstammung, einer zahlreichen Verwandtschaft und großer Güter rühmten. Bei einem Anfalle auf die Konradiner erlag der Eine der Babenberger, Heinrich, der andere Bruder Adelhart wurde gefangen und enthauptet; aber der Dritte, Adalbert, setzte den Kampf fort und der Aelteste des ihm feindlichen Geschlechtes fiel, jedoch in demselben Jahre noch erlag auch Adalbert den Ränken seiner Gegner in des Königs Umgebung. Denn er wurde zur Verantwortung vor eine Reichs-Versammlung nach Tribur geladen und als er nicht erschien, in seiner Burg Theres bei Schweinfurt belagert. Darauf unterwarf er sich, wurde aber enthauptet und seine Güter vom Könige eingezogen, der Vieles davon an seine Günstlinge, insbesondere an die Konradiner vertheilte, 906.

Verderblicher als diese inneren Fehden waren für Deutschland die Einfälle der Ungarn, wie sie von den Slaven genannt wurden, sie selbst hießen sich Magyaren. Dieses wilde Volk, ohne Ackerbau, blos von Jagd und Fischfang lebend, rohes Fleisch und Blut mit Wollust verschlingend, bedrohte alle benachbarten Völker mit gänzlichem Verderben. In ungeheuren Schwärmen drangen sie auf beiden Seiten der Donau in die deutschen Länder, überall mit Mord und Brand wüthend, und Bayern zunächst war ihrer Verheerung preisgegeben, sie übersetzten die Alpen, einzelne Schaaren drangen bis an den Rhein, an die Weser und Elbe und mit reicher Beute beladen, Menschen und Vieh mit sich fortschleppend, kehrten sie zu ihren Wohnsitzen zurück und wiederholten in den nächsten Jahren ihre Einfälle. Immerdar auf den kleinen aber schnellen

Pferden, stürzten sie, mit den ferntreffenden Pfeilen, beinahe niemals mit dem Schwerte kämpfend, den Feinden entgegen, zerstreuten sie meist im ersten wüthenden Anfall, stäubten bei festem Widerstande auseinander und sammelten sich schnell wieder zum neuen Anfalle, jagten Burgen und Städten vorüber, brachten Untergang den offenen Dörfern und Weilern und insbesondere den Klöstern, in deren Heiligthum das Volk vergeblich Schutz suchte. Das Mährische Reich, erschöpft durch heimische Zwiste und die langen Kriege mit den Deutschen, erlag den Ungarn in den Jahren 905 und 906 und nur der westliche Theil des ehemals großen Reiches behielt den Namen Mähren. Das deutsche Reich war in sich verfallen und dem wilden Feinde blos gestellt, der junge König konnte nicht helfen, die Großen waren uneins, Jeder sorgte für sich, der Heerbann war außer Uebung gekommen, nirgends zeigte sich gemeinsames Handeln. Mit der Auflösung des Reiches, drohte aber auch dem Christenthum und der aufkeimenden Gesittung der Untergang. Trauernd meldeten die deutschen Bischöfe dem Papst: „In Pannonien stehe kaum noch eine Kirche!“ Mitten unter diesen Schrecknissen starb Ludwig, der letzte Sprosse der Karlinger in Deutschland, 911, 24. Sept.

Viertes Buch.

Die Liudolfinger.

Konrad der Erste und Heinrich der Erste.

Mit dem Tode Ludwig's des Kindes zerfiel das Ostfränkische oder deutsche Reich wieder und es stellten sich die vier alten Völkerstämme Sachsen, Bayern, Sueven=Alemannen, in der Folge insgemein Schwaben geheißen, und Franken unabhängig neben einander ohne gemeinsames Oberhaupt, jedes Volk unter einem eingebornen Fürsten, die jetzt als Herzoge wie in den ältesten Zeiten walteten. Denn zur Abwendung der Gefahr von außen her übertrugen die Könige den Markgrafen mehr als einen Gau, vermehrten dadurch deren Macht und Ansehen und besonders in den letzten Zeiten erhoben sich dieselben dann, ohne königliche Einsetzung und Anerkennung, als Herzoge und Oberanführer des ganzen Stammes und fanden um so lieber allgemeine Zustimmung, als sie durch Ursprung und großen Güterbesitz als die Ersten im Volke galten.

Dies war der Fall bei den Sachsen, wo das Haus der Liudolfinger sich als eines der ersten dem Kaiser Karl angeschlossen, seine Besitzungen weithin verbreitet und den thätigsten Antheil an der Einführung und Befestigung des Christenthums in Sachsen, namentlich durch die Stiftung der Klöster Korvei und Gandersheim genommen und sich im Kampfe gegen Slaven und Dänen ausgezeichnet hatte. Als der Erste dieses Geschlechtes erscheint Ekbert, der Karl dem Großen huldigte; sein Sohn war Liudolf, tapfer und fromm, der mit seiner Gemahlin Oda selbst nach Rom pilgerte und dessen

Tochter Hathumod erste Vorsteherin des Klosters Gandersheim wurde. Sein Sohn Brun soll Braunschweig gegründet haben, er fiel im Kampfe gegen die Normannen und alle Güter und Macht seines Hauses gingen dann auf seinen Bruder Otto über, der ohne Widerspruch als Herzog der Sachsen galt.

Dasselbe Verhältniß gestaltete sich in Bayern unter dem Geschlechte der Schyren, von welchem zuerst Ernst als Markgraf im Nordgau erscheint und wahrscheinlich ein Nachkomme der Agilolfinger, gewiß aber mit dem Karlingi'schen Geschlechte verwandt war. Sein Sohn Luitpold, Markgraf der Ostmark, war damals der einzige deutsche Fürst, dem es gelang, die Ungarn zu schlagen, gegen deren Einfälle er auch die Ennsburg erbaute; doch im Jahre 907 blieb er mit vielen Edlen und drei Bischöfen bei einem nächtlichen Ueberfalle von den wilden Feinden. Sein Sohn Arnulf nannte sich und war in der That Herzog der Bayern und der angrenzenden Länder und selbstständiger Landesfürst.

Bei den Franken galt als Stammführer der jüngere Konrad, der Sohn des im Kampfe gegen die Babenberger gefallenen Konrad mit seinem Bruder Eberhard. Nur in Schwaben konnte noch Keiner der Großen sich die alte herzogliche Würde aneignen. Der Graf Burkhard, der zuerst den Versuch machte, wurde unter einem wilden Volksgetümmel erschlagen, seine Güter eingezogen, seine Söhne verbannt. Darauf strebten die beiden Brüder und Kammerboten Erchanger und Berchthold nach demselben Ziele, konnten es aber bei dem Widerstande des Bischofs von Konstanz, der auch das Streben Burkhard's vereitelt hatte, nicht erreichen.

Ueberhaupt zeigte sich bei der höhern Geistlichkeit die Absicht, die Einheit des Reiches aufrecht zu erhalten und damit zugleich ihren eigenen Vortheil durch die innige Verbindung unter sich und ihren Einfluß zu wahren. Und dadurch geschah es, daß der jüngere Konrad, vorzüglich durch die Bemühungen Hatto's von Mainz, als König anerkannt wurde, nicht nur von seinen Franken, sondern auch von den Sachsen, 912. Die beiden Völker, sagt der Geschichtschreiber, standen zusammen wie Ein Volk und dieses hat der große Karl durch den Glauben bewirkt, doch behauptete Otto in Sachsen ungeschmälert die herzoglichen Rechte.*) Aber schon im nächsten Jahre löste sich mit seinem Tode das freundschaftliche Verhältniß, denn sein Sohn Heinrich, nachmals genannt der Finkler, trat offen gegen die Ansprüche des Königs Konrad auf, vertrieb dessen Anhänger aus Thüringen, bemächtigte sich dieses Landes, vertheilte große Güter als Lehen an seine Getreuen und von dieser Zeit wuchs Thüringen mit Sachsen immer fester zusammen. Konrad konnte es nicht hindern.

In Bayern waltete Herzog Arnulf in königlicher Macht, gestützt auf seine ihm treu ergebenen Anhänger, die er mit Kirchen-

*) Das ist wohl der wahre Sinn der Stelle bei Widukind: Penes Ottonem tamen summum semper et ubique vigebat imperium. Pertz. 3, 425.

gütern belehnt hatte, weshalb ihm die Geistlichen zürnten und das Streben Konrad's förderten, der sich Bayern unterwerfen wollte. Allein vergebens waren alle Bemühungen, den mächtigen Herzog aus dem Lande oder aus seiner unabhängigen Stellung zu verdrängen, der sich um Bayern dadurch verdient machte, daß er die Einfälle der Ungarn allein und in Verbindung mit den Schwaben tapfer zurück geschlagen hatte. Ebensowenig glücklich war Konrad gegen Lothringen, dessen Herzog Rainer sich an Karl den Einfältigen von Frankreich angeschlossen hatte, wohl zumeist deshalb, weil er unter dem schwachen Könige seine Selbstständigkeit am sichersten zu wahren hoffte. Ein Versuch Konrad's, den Herzog zur Unterwerfung zu zwingen, mißlang gänzlich. Um jedoch sein Ansehen in Deutschland zu befestigen, vermählte er sich mit Kunigunde, der Mutter des Herzogs Arnulf und Schwester Erchanger's und Berchthold's und ließ diese im Besitz ihrer Güter. Allein bald entstand Zwist. Salamo, der Bischof von Konstanz, ließ sich vom Könige mehrere Ländereien schenken, die Kammerboten verweigerten deren Herausgabe, der König unterstützte den Bischof und es kam zum offenen Krieg. Auf der Seite der beiden Brüder stritt auch Burkhard, der aus der Verbannung zurückgekehrte Sohn des älteren Burkhard, und die Sache Konrad's wurde selbst dadurch wenig gefördert, daß die meisten deutschen Bischöfe sich zu Altheim versammelten und alle Gegner des Königs mit dem Bann bedrohten. Zwar unterwarfen sich die Kammerboten und versöhnten sich mit ihrem Schwager, doch bald kam neuer Zwist, endlich unterlagen die Brüder und wurden hingerichtet, 917. Burkhard aber setzte den Krieg fort und Konrad mußte ihn als Herzog anerkennen. Vergebens war das Streben des Königs, das Ostfränkische oder Deutsche Reich wieder herzustellen, er starb schon im Jahre 918, 23. Dez.

Ungehindert regierte darauf Arnulf in Bayern wieder wie ehemals. In gleicher Weise geschah dies von den anderen Herzogen und die einmal gelöste Verbindung der deutschen Völker schien fortzudauern, zu ihrem Verderben, da die Einfälle der Normannen und Ungarn immer häufiger und die Gefahr von den Slavischen Völkern immer größer wurde. Dies erkannte noch klar der Blick des sterbenden Königs und er mahnte deshalb seinen Bruder Eberhard, dem Unheil vorzubeugen, und dieser ging zu Heinrich, übergab ihm den königlichen Schmuck und huldigte ihm, darauf versammelte er zu Fritzlar die vornehmsten Franken, gewann sie durch seine Rede und auch sie erkannten Jenen als König an, 919, April. Zum ersten Male hier erscheint Sachsen, seit seiner Unterwerfung durch Karl den Großen, als völlig unabhängig von den Franken und es ging damals die Oberherrlichkeit von diesen auf Sachsen über. Aber Heinrich ließ sich nicht krönen und salben, als wolle er geflissentlich vermeiden, daß man ihn für einen fränkischen König nach Frankenrechte halte, doch trachtete er alsobald das Ostfränkische Reich wieder aufzu-

richten und die Herzoge der übrigen deutschen Stämme sich zu unterwerfen. Burkhard in Schwaben übergab sich ihm mit seinem Lande, blieb aber und nannte sich fortwährend Herzog der Alemannen von Gottes Gnaden.

Dann wendete sich Heinrich gegen Arnulf in Bayern. Dieser aber verweigerte seine Anerkennung und widerstand im festen Regensburg dem Ansinnen und den Stürmen des Königs und folgte dem Abziehenden, sogar zur Schlacht bereit. Da bewirkte jedoch freundliche Unterredung, daß Arnulf den Heinrich als deutschen König anerkannte, in seinem Bayern aber volle Hoheit und Rechte eines Königs behauptete und in eigener Macht Bisthümer und Abteien besetzte, 921. In den folgenden Jahren gelang es dem Könige, auch Lothringen wieder mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Lange kämpfte Heinrich gegen Gieselbert, den Herzog jenes Landes vergeblich, bis ihm derselbe durch einen Verräther überliefert wurde, aber Heinrich, damit unzufrieden, gewann den Gefangenen vielmehr durch Milde und Edelmuth, gab ihm seine Tochter Gerberga, gewährte ihm die volle herzogliche Gewalt und machte ihn dadurch zu seinem und des Reiches Freunde.

Auf diese Weise bildete sich das deutsche Reich von Neuem, es war damals ein Bund der fünf deutschen Völker, deren jedes mit seinem Herzoge seine inneren Angelegenheiten unabhängig von anderen besorgte, alle miteinander aber erkannten den Herzog von Sachsen als ihren gemeinsamen König an. Dieses Verhältniß schien dem Wesen der einzelnen Völker und der Erfahrung zu Folge, das naturgemäße und ersprießlichste und blieb im Bewußtsein des Volkes lebendig. Deswegen heißt es noch in späteren Zeiten im Landrecht: Jene Länder sind Königreiche, selbstständige Reiche gewesen.

Jetzt nach der Beendigung der inneren Zwiste konnte Heinrich seine Kraft gegen die äußeren Feinde wenden, seinem Lande und dem Reiche Frieden vor ihren Einfällen und Ruhm und Vergrößerung verschaffen. Bei einem Raubzuge der Ungarn durch Sachsen wurde einer ihrer vornehmsten Anführer gefangen und Heinrich gewährte ihm die Freiheit nur gegen das Versprechen, daß die Ungarn neun Jahre lang Sachsen verschonen, dagegen er ihnen alljährlich eine gewisse Geldsumme zahlen wolle. Das wurde gelobt und gehalten und Heinrich benützte die Waffenruhe von dieser Seite, um Sachsen und Thüringen in Zukunft sicher zu stellen. Deshalb ließ er die offenen Orte befestigen, Burgen erbauen, Vorrathshäuser darin errichten und er verschmähte es nicht, selbst eine Kriegerschaar aus Räubern zu werben, die er in der Vorstadt Merseburg ansiedelte. Volksversammlungen, Gerichtstage und Festgelage wurden jetzt vom Lande in die Städte verlegt, was im südlichen Deutschland wahrscheinlich schon früher geschehen war; Heinrich befahl, daß je der neunte Lehensmann in die Stadt ziehe und hier für sich und acht Andere Wohnung und Unterhalt bereite für die Zeit der Noth. Dann suchte er tüchtige Reiterschaaren zu bilden, um den berittenen

Ungarn mit Glück und Kraft zu begegnen und fortan wurde der Reiterdienst der geehrtere und der vorzüglichere vor dem Dienste zu Fuß.

Veranlassung, die neuen Schaaren ernstlich zu üben und zu kräftigen, gaben die Wenden, die beute- und kriegslustigen Nachbarn Sachsens. Der erste Zug Heinrich's bezwang die Umwohner der Havel, das feste Brandenburg wurde von ihm genommen, dann die entfernter Wohnenden heimgesucht und bezwungen, zur Sicherung der Eroberung die Burg Meißen erbaut und die Länder unterworfen, welche nachmals Mecklenburg, Brandenburg und Lausitz hießen. Dabei verfuhren die Sachsen aber meistens mit großer Härte und das Loos der besiegten Slaven war so traurig, daß das Wort Sklave fortan den Zustand tiefster Knechtschaft bezeichnete.

Dann richtete Heinrich seine Waffen gegen die Böhmen, deren Fürsten schon öfter Unterwerfung unter das deutsche Reich gelobt, aber immer wieder gebrochen und die deutschen Nachbarländer oft feindlich heimgesucht hatten. Doch gewann das Christenthum bei denselben immer mehr Anhänger und endlich bekannte sich Wenzel, der vornehmste Fürst des Landes, zur christlichen Lehre, sorgte für deren Verbreitung und Böhmen gehörte unter den Kirchensprengel des Bischofs von Regensburg. Gegen diesen Fürsten zog nun Heinrich, während der Herzog Arnulf von Bayern aus in Böhmen einzog, 929. Da widerstand Wenzel nicht länger, begab sich zu dem deutschen Könige und gelobte ihm Lehensmann zu sein und alljährlich Abgaben zu entrichten und er leistete diese, so lange er lebte. Im Jahre 935 wurde er von seinem Bruder Boleslar und dessen Mitverschworenen ermordet.

Nach diesem unternahm Heinrich noch einige Heerfahrten gegen die Wenden im Norden und brachte sie für immer unter das deutsche Reich und bewirkte, daß zwischen Elbe und Oder christliche Lehre, deutsche Sitte und Sprache allmälig herrschend wurden. Indessen war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn vorüber und alsobald brachen sie wieder in ungeheuren Schwärmen in Sachsen ein, in der Hoffnung, eine reiche Ernte zu halten. Aber Heinrich empfing sie wohlgerüstet und schlug sie so entscheidend, daß sie keinen Einfall in Sachsen mehr wagten, so lange sie ihn am Leben wußten. Darauf suchte er Deutschland auch gegen die Raubzüge der Dänen, dieses ursprünglich deutschen, aber dem deutschen Reiche feindlich gesinnten Volkes zu schützen, welches während der Zwiste der Karlinger die ihm von Karl dem Großen vorgezeichneten Gränzen längst überschritten und vieles Land an sich gerissen hatte. Jetzt gelang es Heinrich, die Markgrafschaft Schleswig wieder unter die deutsche Oberhoheit zu stellen. Dadurch gewann auch das Christenthum endlich eine bleibende Stätte in Dänemark, wozu insbesondere der Erzbischof Uni von Bremen wirkte, der sogar nach Schweden hinüber ging und auch dort die beinahe ganz untergegangene Saat der christlichen Lehre erneuete. Heinrich starb 936, 2. Juli.

Otto der Erste.

Im Frühjahre vor seinem Tode hatte Heinrich auf einer Versammlung zu Erfurt den Fürsten seinen Sohn Otto zum Nachfolger empfohlen und sie hatten ihre Zustimmung gegeben, und alsogleich nach des Vaters Tode erkannten ihn die Großen von Franken und Sachsen als ihren König, obgleich dessen Mutter Mathilde lieber ihren zweiten Sohn und Liebling Heinrich zu dieser Würde erhoben sah, weil er dem Vater geboren war, da dieser schon König war. Otto trachtete schnell die Anerkennung auch der übrigen Fürsten zu erlangen und berief sie nach Aachen und zeigte damit schon ganz andere Absichten, als sein Vater: er wollte sich krönen lassen und ein König nach fränkischem Rechte wie die Karolinger sein.

In der Kirche dort ward er vom Erzbischofe von Mainz, der dieses Vorrecht vor den Erzbischöfen von Köln und Trier ansprach, der versammelten Menge als König gezeigt, dann mit dem Schwerte umgürtet zum Kampf gegen die Feinde des Herrn und des Reiches, mit Mantel und Spangen angethan und mit dem Herrscherstab und der Krone geschmückt und mit dem heiligen Oele gesalbt. Bei dem darauf folgenden öffentlichen Gastmahle erschienen die Herzoge der deutschen Stämme als die ersten Diener des Königs: Giselbert von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchseß, Hermann von Schwaben als Mundschenk und Arnulf von Bayern als Marschall. Schon im nächsten Jahre begannen die Zwistigkeiten, welche den neuen König von Kampf in Kampf stürzten und nie endeten, so lange er lebte. Der Frankenherzog mochte es bereuen, wieder einen Sachsen erhöht zu haben, die Großen um den König erzeigten sich stolz, zwischen den Lehensleuten Eberhard's und Otto's entstanden die ersten Feindseligkeiten, der Frankenherzog fuhr rasch zu, nahm sich der Seinen an und verfuhr grausam mit den Besiegten, Otto kam den Seinen zu Hülfe und verurtheilte den Herzog zu einer Geldstrafe und dessen Theilnehmer zur schmäligen Strafe des Hundetragens. So wollte er den Stolz der Franken demüthigen und reizte sie nur noch mehr.

Als darauf im Jahre 937 der mächtige selbständige Herzog Arnulf von Bayern starb und dessen ältester Sohn Eberhard sogleich das Herzogthum übernahm, entbot ihn Otto zu sich, daß derselbe die Würde von ihm als Amt empfange. Auf dessen Weigerung zog Otto gegen ihn, konnte ihn jedoch erst im zweiten Kriegszuge verdrängen und setzte dann dessen Oheim Berthold als Herzog über Bayern, schmälerte aber die herzoglichen Rechte, indem er das Recht, Bischöfe zu setzen, als ein Königliches an sich zog und dem neuen Herzoge, den Arnulf, den jüngeren Bruder des vertriebenen Eberhard, als Pfalzgraf an die Seite setzte, daß dieser als Ober-Hofrichter

auch die Aufsicht über die königlichen Güter, Lehen und Einkünfte in Bayern besorge. Das Stammesherzogthum ward damit vernichtet, der Herzog galt von nun an nur als Beamter des Königs. Judith, die Schwester des Herzogs Berthold, wurde mit Otto's Bruder, Heinrich, vermählt.

Indessen hatte sich der Frankenherzog auf's Neue erhoben und sich mit Thankmar verbündet, der ein älterer Bruder des Königs war, aber aus einer Ehe Heinrich's, die von der Kirche nicht anerkannt und deshalb aufgelöst wurde. Thankmar trug mit Unwillen die Schmach seiner Geburt und die Zurücksetzung durch seinen Bruder, der ihm nicht einmal die Markgrafschaft gegen die Wenden übertrug, sondern dem Grafen Gero; deshalb suchte er Rache im Sturze des Königs, ward aber von dessen Getreuen besiegt und auf seiner Flucht in der Kirche am Altare ermordet. Eberhard erhielt Verzeihung und nur kurze, milde Haft. Kaum war er aber wieder frei, rüstete er gegen den König und verband sich mit Giselher, dem Herzoge von Lothringen, und Otto's jüngerem Bruder, Heinrich, der, ein schöner und ehrgeiziger Mann, nach der Krone trachtete. Zu gleicher Zeit machten Dänen und Wenden Einfälle in Sachsen, gegen sie wendete sich der König zuerst, schlug sie zurück und überließ die Fortsetzung des Kampfes dem tapferen Gero, dann zog er gegen die Verbündeten. Aber ehe er selbst mit ihnen zusammentraf, war der Streit schon durch seine Getreuen geendet, Eberhard ward im Kampfe erschlagen, Giselher ertrank auf der Flucht im Rhein, Heinrich entfloh nach Frankreich, wurde später auf Bitten mehrerer Bischöfe von seinem Bruder begnadet und erhielt von diesem sogar Lothringen. Damit jedoch nicht zufrieden, verschwor er sich, den König, seinen Bruder, zu ermorden. Der Plan ward verrathen und wieder verzieh ihm Otto, als derselbe reuevoll ihm zu Füßen sank und nicht blos bei dieser Gelegenheit, sondern überhaupt, und insbesondere gegen seine Mutter, zeigte der tapfere König ein weiches, mildes Gemüth.

Den Franken setzte er keinen Herzog, sondern behielt das Land unter seiner eigenen Verwaltung, schlug von den Familiengütern Eberhard's einen Theil zum Reich, Anderes gab er Verwandten desselben und es begann damit die allmälige Auflösung des Herzogthums.

Gegen das Ende des Jahres 945 starb Berthold in Bayern und Otto verlieh dies Herzogthum, ohne des Wahlrechtes der Edlen dort zu achten, an seinen eigenen Bruder Heinrich, der ihm von nun an treu ergeben blieb. Seitdem zeigt sich das Streben des sächsischen Könighauses, die erledigten Herzogthümer nur an seine eigenen Mitglieder zu verleihen und so in einer großen Familienverbindung über das Reich zu walten, welches jetzt in Urkunden zum ersten Mal das Deutsche genannt wird. Das Herzogthum Schwaben gab Otto seinem Sohne Liudolf und Lothringen seinem Schwiegersohne Konrad dem Rothen.

Als er seine königliche Macht in Deutschland auf diese Weise befestigt sah, kam ihm der Ruf nach Italien ganz erwünscht. Dieses Land war fortwährend von Parteien zerrissen und in Rom übten sogar schöne vornehme Weiber eine Zeit lang die höchste Gewalt und erhoben ihre Söhne, Verwandte oder Günstlinge auf den päpstlichen Stuhl. Um diese Zeit stritt der Markgraf Berengar von Ivrea mit Lothar von der Provence um die Oberherrschaft, und als dieser im Jahre 950, wahrscheinlich an Gift, starb, wurde Berengar als Kaiser und König anerkannt, der alsobald seinen Sohn Adalbert zum Mitregenten annahm und ihn mit Lothar's Wittwe, Adelheide, vermählen wollte. Auf ihre Weigerung wurde sie schmälig als Gefangene behandelt, sie entkam jedoch aus dem Schlosse am Garda-See nach Canossa, rief den deutschen König zu Hülfe und bot ihm, dem Wittwer, Hand und Krone.

Im Jahre 951 brach Otto in Begleitung vieler deutschen Großen nach Italien auf, nahm Pavia und Mailand ohne vielen Widerstand und vermählte sich in dieser Stadt mit Adelheide. Berengar war dem Kampfe ausgewichen und hatte sich in die Alpen zurückgezogen und Otto nannte sich, obgleich noch nicht gekrönt, König der Langobarden, zuweilen auch König der Italiener. Nachdem er die Verwaltung seines neuen Reiches seinem Schwiegersohne Konrad übertragen, kehrte er nach Deutschland zurück, wohin bald darauf auch Berengar ging, dazu vom Herzoge Konrad überredet, um dem Könige zu huldigen und aus dessen Hand Italien als Lehen zurückzuerhalten. Der Stolz Adelheiden's aber kränkte ihn tief und Otto machte ihn sich dadurch zum Feinde, daß er ihn zwar mit Italien belehnte, aber die Marken Verona und Aquileja davon abriß und sie unter den Herzog Heinrich von Bayern stellte. Rache sinnend, kehrte Berengar nach Italien zurück und waltete ganz in Eigenmacht, während Otto in harte Kämpfe in Deutschland verwickelt war.

Sein Sohn Liudolf fürchtete, der Vater möchte ihm seinen jüngeren Bruder von Adelheiden vorziehen, die Herzoge von Schwaben und Lothringen glaubten sich zurückgesetzt oder begehrten größere Macht, ihnen schloß sich der Erzbischof Friedrich von Mainz an und so begann der offene Kampf gegen Otto am Rhein. Der eilte mit seinem Bruder Heinrich gegen die Verbündeten und es gelang ihm, die alten Geschlechter in Lothringen zu gewinnen, die sich nun gegen ihren Herzog erhoben; aber in Bayern suchte der Pfalzgraf Arnulf mit seinen Brüdern jetzt die den Schyren mit Unrecht entzogene herzogliche Würde wieder zu erringen, schon huldigte ihm Regensburg und überall im Lande regten sich die Anhänger des eingebornen fürstlichen Geschlechtes, ein großer Theil des bayerischen Heeres, das mit Heinrich ausgezogen war, verließ ihn am Rhein und kehrte nach Bayern zurück, die Bischöfe des Landes aber thaten nichts für ihn, der Erzbischof von Salzburg und der Patriarch von Aquileja

waren sogar seine offenen Feinde. Liudolf entkam aus Mainz, das sein Vater vergeblich belagerte, nach Regensburg und hier schien das Hauptbollwerk gegen den König sich zu bilden. Da brachen auch noch die Ungarn herein, die inneren Wirren Deutschlands zu neuem Raube benutzend, vielleicht von den verbündeten Fürsten selbst gerufen. Gewiß ist, daß sich diese mit den allgemein gefürchteten und gehaßten Feinden friedlich vertrugen und deren Angriffe gegen den Rhein hinlenkten. Die wilden Schaaren ergossen sich darauf über Frankreich und kehrten mit Beute beladen über Italien heim.

Aber Otto siegte am Rhein, der Herzog von Lothringen unterwarf sich, dann zog der König mit seinem Bruder nach Bayern, Regensburg wurde hart bedrängt, Arnulf sank tapfer kämpfend, da er einen Ausfall wagte, die Stadt mußte sich nach heftiger Gegenwehr ergeben, Liudolf entkam zwar und irrte eine Zeit lang flüchtig umher, warf sich aber dann dem Vater zu Füßen und erhielt Verzeihung. Heinrich nahm schwere Rache an seinen Gegnern in Bayern, ließ den Erzbischof von Salzburg blenden, vertheilte viele Güter dieser Kirche an seine Getreuen (955 im Mai) eroberte dann Aquileja und ließ den Patriarchen Engilfrid grausam verstümmeln.

Um seine Macht zu verstärken, übergab der König das Herzogthum Lothringen seinem jüngsten Bruder Brun, dem Erzbischofe von Köln, und setzte an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs von Mainz seinen unehelichen Sohn. Auch die höchsten geistlichen Würden mit den dazu gehörigen Ländern sollten an Mitglieder des königlichen Geschlechtes kommen.

Erst nach dem vollständigen Siege Otto's über seine Gegner um die Mitte des Sommers 955 ergossen sich die Ungarn in unzähliger Menge an der Donau herauf über Bayern bis an den Lech. Da bestürmten sie Augsburg. Der Herzog Heinrich lag krank in Regensburg und sandte an seinen Bruder, den König, um Hülfe. Otto berief aus dem Reiche die Heerschaaren, auch die Böhmen erschienen, und Alles zog den Ungarn entgegen. Vergebens hatten diese gegen Augsburg Sturm auf Sturm gewagt, die Bürger, ermuthigt von dem Bischofe Ulrich, der im geistlichen Gewande mitten unter dem Hagel der Pfeile umherritt, widerstanden tapfer und die Feinde ließen endlich von der Bestürmung ab, als sie die Annäherung Otto's erfuhren. Jetzt endlich galt es den Entscheidungskampf, 10. August 955. Der König begeisterte sein Heer durch religiöse Feier, ordnete einen Fast- und Bußtag an, empfing öffentlich das heilige Abendmahl aus der Hand Ulrich's, der die Messe mitten im Heere hielt, gelobte nach dem Siege dem heiligen Laurentius zu Ehren ein Bisthum in Merseburg zu gründen und zog den Feinden entgegen, während sein Heer den Schlachtgesang anstimmte: „Herr erbarme dich unser!“ Mit wildem Geschrei stürzten die Ungarn von allen Seiten heran und wälzten ihre Kraft gegen das Hintertreffen, wo die Böhmen standen. Diese erschreckt,

suchten sich in eiliger Flucht zu retten, aber die Deutschen hielten Stand und durchbrachen fest aneinander geschlossen die feindlichen Schaaren und drängten sie zurück an den Lech. Da ertranken Tausende und Tausende erlagen dem Schwert, die auf der Flucht Zerstreuten erschlug das erbitterte Landvolk, mehrere der gefangenen Edlen wurden zu Regensburg gehängt, andere lebendig begraben, um von jedem neuen Einfalle abzuschrecken. Vom Heere des Königs sank mit vielen Edlen der Herzog Konrad, der durch tapferen Kampf die Gunst desselben wieder erlangen wollte, die Bischöfe von Regensburg und Eichstädt waren schwer verwundet. Dem hart angeklagten Sohne des Pfalzgrafen Arnulf verzieh Otto nicht nur auf die Bitte des Bischofs Ulrich, sondern er fand es sogar für gut, demselben auch die pfalzgräfliche Würde des Vaters zu lassen.

Durch diesen Sieg rächte Otto die lange Schmach Deutschlands, verherrlichte seinen Namen und gründete auf's Neue die Ostmark gegen die Ungarn. Allmälig gewöhnten sich diese an den Ackerbau und ihre feindlichen Einfälle hörten auf. Otto aber kehrte alsbald nach Sachsen zurück, wo unzufriedene Große sich seiner Herrschaft zu entziehen trachteten und sich deshalb selbst mit den slavischen Wenden verbündet hatten. Aber er schlug die Empörer in einer großen Schlacht an der Rekenitz und vergebens wagten die Wenden in der Folge noch einige Versuche, sich der Oberherrschaft der Deutschen zu entziehen.

In Italien waltete indessen Berengar als Herr und König über Geistliche und Weltliche, machte sich aber durch sein stolzes, herrschsüchtiges Wesen bald Viele zu Feinden, auch den Papst Johann XII., der aus einem der edelsten Geschlechter und früher schon römischer Senator, jetzt zu seiner höchsten geistlichen, auch die weltliche Gewalt ansprach und die Uebermacht Berengar's brechen wollte. Deswegen wendeten sich er und alle, die mit Berengar Unzufriedenen, an Otto um Hülfe. Dieser ermahnte darauf den Berengar zur Milde und schickte, als dieses vergebens war, seinen Sohn Liudolf ab, um ihn zu bekämpfen. Als Berengar alsobald durch Verrath in Liudolf's Gewalt kam, ließ ihn dieser wieder frei, begegnete ihm dann im offenen Kampfe und besiegte ihn, starb aber plötzlich 957. Berengar schaltete wieder wie zuvor. Erst auf wiederholte Aufforderungen von Italien her entschloß sich Otto zum neuen Zuge dahin, ordnete die deutschen Angelegenheiten, sicherte seinem gleichnamigen Sohn auf einem Reichstage zu Worms im Jahre 961 im Mai die Nachfolge auf den Thron und ließ ihn krönen, übertrug dem Hermann Billung, dem tapferen Streiter und Schirmer gegen die Wenden, das Herzogthum Sachsen und ging dann über die Alpen. Ober-Italien fiel ihm sogleich zu, Berengar entfloh wieder und Otto wendete sich dann nach Rom, um die Kaiserkrone zu erlangen. Nachdem er dem Papste die hergebrachten Rechte bestätigt hatte, wurde er gekrönt, 962, 2. Febr., kehrte jedoch bald wieder nach Oberitalien zurück zum neuen Kampfe gegen Berengar.

Während er gegen diesen zu Felde lag, kamen Abgeordnete von Rom und klagten über den Papst, daß er sich nicht nur mit Berengar's Sohne verbunden habe, um die Herrschaft der Deutschen in Italien zu stürzen, sondern, daß er ein ganz unchristliches, wahrhaft heidnisches Leben führe. Auf dieses zog Otto wieder gegen Rom, berief eine Kirchenversammlung und auf dieser wurden furchtbare Klagen über den jungen Papst vorgebracht. Zur Verantwortung vorgeladen, antwortete Johann XII. trotzig stolz, wurde darauf abgesetzt und Leo VIII. gewählt und die Römer gelobten damals, ohne des Kaisers nnd seines Sohnes Einwilligung, keinen als Papst anzuerkennen. Aber kaum hatte Otto die Stadt verlassen, kehrte Johann zurück, nahm schwere Rache an seinen Gegnern und waltete wie ein Tyrann, bis ihn am 14. Mai 963 der Tod während eines Ehebruches überraschte. Und die Römer, uneingedenk ihres Versprechens, wählten schnell einen neuen Papst, Benedikt V. Auf diese Nachricht verließ Otto Ober-Italien, zwang die Römer sich zu ergeben, setzte Leo VIII. wieder ein, verbannte den Benedikt nach Hamburg und nahm auf dem Rückwege auch den Berengar sammt dessen Gemahlin und Tochter mit nach Deutschland; der starb 966 zu Bamberg, seine Gemahlin ging in's Kloster. Von dieser Zeit an werden die deutschen Könige für lange in alle Streitigkeiten Italiens verwickelt, in welchen ihre und Deutschlands Kraft sich aufzehrte.

Schon nach wenigen Jahren mußte Otto von Neuem gegen Rom ziehen, 966, beschloß aber fortan, ganz als Oberherr zu walten und den alten Kaiserthron wieder aufzurichten, dem sich Alles beugen sollte. Die Macht der römischen Großen zu brechen und den Parteiungen zu begegnen ließ er mehrere derselben hinrichten, andere verbannte er. Die Fürsten von Benevent, Kapua und Salerno unterwarfen sich, aber er wollte den Besitz von ganz Unter-Italien, das zum Theil noch unter der Herrschaft des griechischen Kaisers stand. Um diese Länder jedoch auf friedliche Weise unter sich zu bringen, wollte er seinen Sohn mit der griechischen Prinzessin Theophano vermählen und schickte deshalb eine Gesandtschaft an deren Stiefvater, den Kaiser Nicephorus. Aber dieser, schon aufgebracht über Otto, weil er die Fürsten in Unter-Italien sich unterworfen, behandelte die Gesandten mit Schmach und wollte außer sich keinen anderen Kaiser erkennen. Darauf beschloß Otto jene Länder mit Gewalt sich anzueignen.

Während dieses Krieges wurde Nicephorus in seinem Palaste von Johann Zcymisces ermordet und dieser sogleich als Kaiser ausgerufen. Der sandte die Theophano an Otto nach Rom, wo sie mit dem jungen Kaiser vermählt wurde, 972 im April, aber wegen Unter-Italiens ward Nichts entschieden. Erst im August jenes Jahres kehrte Otto wieder nach Deutschland zurück und starb am 7. Mai des folgenden Jahres zu Memleben.

Noch in den letzten Jahren hatte er nach dem Tode Gero's, welcher in beständigem Kampfe das Gebiet des deutschen Reiches erweiterte, diese große Markgrafschaft zertrümmert und die Länder unter sechs Markgrafen getheilt und es entstanden daraus die Nord- oder Altmark, die sächsischen und die thüringischen Markgrafschaften.

Otto der Zweite und der Dritte.

Otto II. folgte zwar dem Vater ungehindert in der Regierung, aber alsobald erhoben sich gegen den achtzehnjährigen und vergnügungssüchtigen Jüngling gefährliche Gegner. Der Herzog Heinrich II. von Bayern strebte gleich seinem Vater nach der deutschen Krone und in Verbindung mit den Herzogen von Böhmen und Polen und dem Bischofe Abraham von Freising, suchte er den König zu stürzen; der Plan wurde jedoch entdeckt und Heinrich gefangen gesetzt. Dann zog Otto gegen die Dänen, welche den Zwist der Deutschen zu Einfällen benützt hatten und drang bis Jütland vor. Nicht so glücklich war er anfangs gegen den Herzog von Böhmen, mit dem sich der aus seiner Haft entkommene Herzog Heinrich wieder verbunden hatte. Otto mußte aus Böhmen zurückweichen, um den Heinrich, welchen der Bischof von Freising schon zum Könige gekrönt hatte, aus Bayern zu vertreiben und dieses Land wurde damals durch den Bürgerkrieg furchtbar verwüstet, da einige Bischöfe und Edle zu Otto, andere zu Heinrich standen. Endlich wurde dieser besiegt und sammt zwanzig Anhängern mit dem Banne belegt, seines Herzogthumes entsetzt und dieses selbst getheilt: Kärnthen mit den italienischen Marken erhielt Heinrich der Jüngere, der Sohn des Bayernherzogs Berchtold, auf dem Nordgau wurde eine neue Mark gegen Böhmen gebildet und dem Berchtold, einem Nachkommen Adalbert's von Babenberg, die Ostmark aber mit dem Traungau seinem Bruder Luitbold, beinahe schon ganz unabhängig von dem Herzoge Bayerns, gegeben, Bayern selbst wurde an den Neffen des Kaisers, an Otto, verliehen, der bereits das Herzogthum Schwaben besaß.

Aber der König verkleinerte nicht blos die Herzogthümer, sondern er beschränkte auch die Macht der Herzoge, indem er diesen gegenüber neue Gewalten schuf. In jener Zeit gelang es bereits mehreren Bischöfen, mit Otto's Bewilligung ihre Leute dem Gerichtsbanne der Grafen zu entziehen und eigene Richter aufzustellen und Zoll- und Münzstätten in ihrem Gebiete anzulegen, ja sie verschmähten es nicht, falsche Urkunden zu verfertigen, um sich Burgen und Abteien, Güter und Rechte, als seien ihnen diese

schon von den früheren Kaisern gewährt, bestätigen zu lassen. Der Bischof Piligrim von Passau († 991) wollte durch erdichtete Briefe der Päpste seinen Kirchensprengel über alle südöstlich wohnenden deutschen Stämme ausbreiten und den Vorrang des Passauer Bischofs über den Erzbischof von Salzburg erringen, was ihm jedoch nicht gelang.

Auch in Lothringen war großer Zwist ausgebrochen um den Besitz des Herzogthums und Otto wußte denselben nicht anders zu schlichten, als daß er auch dieses Herzogthum theilte in Ober- und Niederlothringen und das eine an Karl, den Bruder des Königs Lothar von Frankreich, das andere an einen Lothringischen Grafen Friedrich verlieh, so daß Brun, der Erzbischof, gewissermaßen über Beide der Oberherzog war. Darauf zog Otto gegen das widerspänstige Böhmen und zwang es, in der alten Abhängigkeit zu verharren.

Als er so den Frieden rings im deutschen Reiche hergestellt hatte und das Johannisfest 978 fröhlich in Aachen feierte, dachte ihn der König von Frankreich treulos zu überfallen und vom Gefangenen die Abtretung von Lothringen als Lösegeld zu erpressen. Aber Otto entkam glücklich, Lothar ließ den Adler auf der Kaiserpfalz, der nach Deutschland hereinschaute, gegen Frankreich hin drehen und zog dann nach vielfach verübten Gewaltthaten wieder ab. Ihn erreichte noch auf dem Wege ein Herold Otto's, der ihm den Rachezug des deutschen Reiches ankündete, und wirklich hatte der feige Ueberfall der Franzosen alle Gemüther in Deutschland empört; auf dem Fürstentage zu Dortmund versammelte sich um den König ein zahlreicher Kreis von Edlen und alsobald drang das deutsche Heer in Frankreich ein und bis Paris vor. Schon fiel ein Theil dieser Stadt selbst in seine Gewalt und nur Mangel an Lebensmitteln zwang es, die Belagerung aufzuheben. Noch im Zurückgehen bot Otto den Franzosen mehrere Mal die Schlacht an, aber sie wagten den offenen Kampf nicht und Lothar gab endlich bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Otto alle Ansprüche auf Lothringen auf, 980.

Darauf wollte Otto seinen längst gehegten Wunsch ausführen, Italien besuchen, die Kaiserkrone empfangen, seine Herrschaft dort sichern und hinab bis an's Meer erweitern, da er jene Länder als Brautschatz für seine Gemahlin ansprach. Damit stürzte er sich aber in unendliches Wirrsal und fiel der Tücke der Italiener anheim. In Rom hatte sich Crescentius, ein Sohn der Theodora und des nachmaligen Papstes Johann X., zum Gewaltherrscher aufgeworfen, den von Otto I. eingesetzten Papst Benedikt VI. gefangen und erdrosseln und dann einen anderen — Bonifaz VII. — erwählen lassen. Dieser aber, von seinen Gegnern gedrängt, entfloh mit einem großen Theil des Schatzes nach Konstantinopel und die Gegenpartei des Crescentius setzte mit Beistimmung Otto's II. den

Bischof von Sutri als Benedikt VII. auf den päpstlichen Stuhl, 974, der sich mehrere Jahre behauptete, endlich aber auch entweichen mußte und zu dem heranziehenden Könige nach Ravenna eilte, wo dieser sich aufhielt, nachdem er im November 980 mit einem großen und glänzenden Gefolge die Alpen überstiegen hatte.

Im Frühjahre 981 zog er gegen Rom, das ihn huldigend empfing, der Papst krönte ihn, Crescentius ging in ein Kloster, im Herbste drang der Kaiser dann gegen Unter-Italien vor, wo die seinem Vater und der deutschen Sache Ergebenen nicht blos von den Griechen, sondern auch von den Arabern hart befehdet wurden, welche Sicilien und von dieser Insel aus beinahe ganz Calabrien erobert hatten. Otto rückte langsam vor, Neapel unterwarf sich, jedoch um einen raschen und vollständigen Sieg zu erringen, berief er ein neues Heer aus Deutschland und führte es gegen die verbündeten Griechen und Sarazenen. Die Schlacht ward geliefert am 13. Juli 982, an der Küste von Calabrien. Schon waren die Griechen geschlagen und die Deutschen überließen sich der Freude des Sieges, als neue Haufen Sarazenen auf die Sorglosen eindrangen und es erfolgte nun eine furchtbare Niederlage. Der Kaiser stürzt sich, um der Gefangenschaft zu entgehen, ins Meer und schwimmt auf ein Schiff zu, das ihn glücklich aufnimmt. Aber es war von Griechen besetzt, nur ein Slave — Zolunta — unter ihnen erkannte ihn und überredete die Griechen, den Geretteten als einen vornehmen Mann aus des Kaisers Gefolge zur Auslösung nach Rossano zu bringen. So entkam Otto, aber die Blüthe des deutschen und italienischen Adels war gefallen, als Flüchtling kehrte er selbst nach Rom zurück, indeß seine Eroberungen in Unter-Italien wieder verloren gingen. Und auf die Nachricht von dieser Niederlage erhoben sich sogleich die feindlichen Nachbarn des deutschen Reiches im Norden und machten neue Einfälle. Otto dachte zunächst nur seine Schmach zu rächen, berief eine Fürsten-Versammlung nach Verona, bewog dieselben, sein dreijähriges Söhnlein als seinen Nachfolger anzuerkennen, übergab ihn dem Erzbischofe von Köln, das Herzogthum Bayern an Heinrich den Jüngeren, machte noch einige andere Verfügungen und rüstete mit aller Macht zur Fortsetzung des Krieges. Da überraschte ihn zu Rom am 7. Dez. 983 der Tod.

Alsobald wußte der ehemalige Herzog Heinrich von Bayern vom Bischofe von Utrecht seine Freiheit zu erlangen und sprach die Vormundschaft über den jungen König, ja die Krone selbst an, und ganz Deutschland ward wieder von Parteien durchwühlt. Der Erzbischof Willigis von Mainz und der Herzog Konrad von Schwaben suchten die Rechte des jungen Königs zu wahren und Otto III. wurde in Aachen gekrönt. Aber der Erzbischof von Köln lieferte den königlichen Knaben an dessen Gegner Heinrich aus, schon wurde dieser von vielen Großen als König begrüßt: da gingen Boten an die Mutter und Großmutter Otto's nach Italien und riefen dieselben

zurück. Ihrer Vermittelung gelang es, das Kind zurückzuerhalten. Dem älteren Heinrich wurde dagegen das Herzogthum Bayern wieder gegeben, der, früher als Zänker bekannt und genannt, von nun an dem Könige treu blieb, der jüngere Heinrich mußte sich mit Kärnthen und der Veroner Mark begnügen. Otto wurde allmälig allgemein als König anerkannt und wuchs unter der mütterlichen und großmütterlichen Leitung heran, indessen die Bischöfe und Edlen die Ehre des Reiches gegen die Einfälle der Slavischen Völker wahrten, welche kaum wie Menschen geachtet, in harter Knechtschaft schmachteten und eben deswegen oft, jedoch immer vergebens, das drückende Joch abzuwerfen suchten, bis sie allmälig mit dem Christenthume deutsche Sitte erhielten und milder behandelt wurden.

Unter den vielen Bischöfen jener Zeit zeichnete sich Wolfgang, der Sohn freier Eltern aus Schwaben, aus: gebildet in der Schule des Klosters Reichenau, dann in der Domschule zu Würzburg und darauf Lehrer in Trier, wohin er auf die Einladung des Erzbischofs Heinrich aus dem babenbergischen Geschlecht, seines Mitschülers und Freundes gegangen war. Nach dessen Tode begab er sich in das Kloster Einsiedeln 968, und wanderte dann als apostolischer Lehrer durch Schwaben und Bayern bis tief nach Ungarn hinab. Als ihn der Bischof Piligrim von Passau dem Kaiser Otto II. empfahl und dieser ihn im Jahre 972 zum Bischof von Regensburg ernannte, hoffte er vergebens diese Würde durch die Aeußerung abzulehnen, er sei nicht von Adel. Denn so weit war es damals schon gekommen, daß beinahe nur Adelige die bischöflichen Stühle inne hatten. Und er waltete als Bischof wie früher als Lehrer des Volkes, als Vorbild seiner Geistlichen und Förderer der Kirchenzucht, unbekümmert um irdische Hoheit. Er gab dem Kloster St. Emmeram die von den Bischöfen entrissenen Güter zurück, setzte demselben einen eigenen Abt, da bisher die Bischöfe zugleich Aebte gewesen, stellte die alte vernachlässigte Ordensregel wieder her, vermehrte das bischöfliche Gut durch Erwerbungen an Bayern's Grenzen gegen Ungarn hin, wo er öde Landstriche durch Kolonisten aus Bayern bebauen ließ, zog auch in Böhmen als Landbischof lehrend umher und sträubte sich nicht gegen die Errichtung des Bisthums Prag, das von seinem Sprengel getrennt wurde, er freute sich vielmehr, daß nun die christliche Lehre dort um so tiefer wurzeln werde. Nachdem er zweiundzwanzig Jahre lang seine Gemeinde unter vielen Sorgen mit geistlichem Troste geweidet hatte, starb er 994 und wurde in der Mitte des folgenden Jahrhunderts in die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Die Fürsten Deutschlands aber walteten während der Minderjährigkeit des Königs nach Eigenwillen in ihren Würden, Aemtern und Gebieten, Eigengütern oder Lehen. Ohne Widerspruch folgte in Bayern auf jenen älteren Heinrich sein gleichnamiger Sohn und

in der Ostmark auf Liutbold sein Sohn Heinrich. Der junge König billigte es, konnte bisher überhaupt nicht selbst regieren, ward mehr in fremden als heimischen Dingen unterrichtet, ja sein Geist wurde durch seine Mutter allmälig immer mehr der deutschen Sitte entfremdet, er gewöhnte sich an prachtvolle Kleidung und an Hofgepränge nach morgenländischer Art, bald verachtete er die Deutschen als rohe Menschen und seine Sehnsucht wurde nach Italien und Rom gelenkt und eine ungeheuere Vorstellung vom Glanze des Kaiserthums in seiner Seele erzeugt. Als er daher im Jahre 996 wehrhaft gemacht war, rüstete er sogleich zum Zuge über die Alpen, des Willens und der Meinung, er könnte das alte Römerreich wieder aufrichten, Rom zur Hauptstadt seines Reiches machen und von dort aus über Deutschland herrschen.

Dort in Rom war nach Benedikt's Tode Johann XIV. zum Papste gewählt, allein es kam auch Bonifazius aus Konstantinopel zurück, fand wieder Freunde, warf Jenen ins Gefängniß und ließ ihn verschmachten und waltete bis zu seinem plötzlichen Tode als Tyrann. Auf ihn folgte Johann XV. Aber Crescentius hatte während dieser Parteiungen das Kloster verlassen und strebte als Alleinherr, die alte Hoheit Roms wieder herzustellen. Johann XV. starb und auf den Rath des nahenden deutschen Königs wählten die Römer, die deshalb an ihn geschickt hatten, Otto's Vetter, Brun, einen Sohn des Herzogs von Kärnthen, als Gregor V. Von diesem ward Otto zum Kaiser gekrönt, und in seiner Milde ernannte er den Crescentius zum Statthalter in Rom, ließ sich von ihm den Eid der Treue schwören und kehrte, als ihm die römischen Verhältnisse friedlich und fest geordnet schienen, nach Deutschland zurück, um den Slaven zu begegnen.

Sogleich dachte Crescentius seinen Plan durchzuführen, Rom von der Herrschaft der Deutschen frei zu machen und sich selbst die höchste Macht zu erringen. Es gelang ihm: die Deutschen in Rom wurden ermordet oder vertrieben, die kaiserlichen Verordnungen umgestürzt, der Papst Gregor verjagt und ein Anderer eingesetzt. Auf diese Nachricht endete Otto den Kampf mit den Slaven und eilte zornmüthig mit einem großen Heere über die Alpen. Am 22. Febr. 998 zog er mit Gregor in das erschreckte Rom ein. Der Gegenpapst wurde auf seiner Flucht eingeholt und mit Billigung, wenn auch vielleicht nicht auf das Geheiß Gregor's, grausam verstümmelt, Crescentius, in der Engelsburg auf das Hartnäckigste belagert, mußte sich ergeben und wurde auf dem Dache der Burg enthauptet, auch viele andere Gefangene erlitten den Tod. Alles beugte sich vor Otto's Macht, der mit dem Papste Recht und Gerechtigkeit streng handhabte. Nach Gregor's Tode ließ er den Erzbischof Gerbert von Rheims zum Papste als Sylvester II. erwählen, welchen er auf seinem ersten Römerzuge kennen lernte, und mit diesem hochgebildeten Manne, dem Vertrauten seiner Pläne, hoffte er das Römerreich

auf's Neue zu gründen. Dahin zielten viele von ihm getroffenen Einrichtungen, die zum Theil für Rom sehr nützlich waren, zugleich gab er den Römern und Italienern das Beispiel der griechischen Kaiser, wallfahrtete häufig, zog sich zuweilen ganz von den Geschäften zurück, lebte wie ein Mönch, that Buße für seine grausamen Thaten und nannte sich in Urkunden Kaiser und Knecht Jesu Christi, dachte aber dabei sein irdisches Reich immer weiter auszudehnen, richtete seinen Hof nach griechischer Sitte üppig und prachtvoll ein, umgab sich mit einer Leibwache und ließ sich Kaiser aller Kaiser nennen.

Nach mehr als zweijähriger Abwesenheit besuchte er, umgeben von einem glänzenden Gefolge römischer Edler und Kardinäle, Deutschland wieder im Jahre 1000, wie auf einer Wallfahrt begriffen. Denn es war allgemein der Glaube verbreitet, das in der heiligen Schrift bezeichnete, tausendjährige Reich nahe seinem Ende, und Alles suchte deshalb mit Bußübungen und Gebet den Untergang abzuwenden, oder den Himmel zu erwerben. Otto durchzog langsam Deutschland und wanderte nach Gnesen in Polen zum Grabe des heiligen Adalbert.

Dieser, aus einem vornehmen böhmischen Geschlecht und Woytech genannt, wurde als Knabe von einer schweren Krankheit befallen und von den besorgten Eltern dem Dienste des Herrn und der Kirche geweiht, wenn er genäse. Nachdem er in Magdeburg mit deutschem Ernste erzogen und unterrichtet war, kehrte er, ein lebenslustiger Jüngling, nach Böhmen zurück, wurde aber bei dem Anblicke des reuig sterbenden Prager Bischofs Thietmar heftig ergriffen und entsagte von Stund an dem weltlichen Leben, ward dann zum Bischof von Prag gewählt und zeigte sich in seinem Amte ebenso streng gegen sich, als gegen Andere, und da er verzweifelte, die heidnischen Mißbräuche unter den Böhmen auszuroden und ein wahrhaft christliches Leben einzuführen, verließ er sein Bisthum und ging nach Italien und mit Billigung des Papstes in ein Kloster. Allein nach wenigen Jahren wurde er von dem Böhmenherzoge auf das Dringendste zurückgerufen und die Befolgung seiner Anordnungen gelobt. Er kam, fand sich aber in seiner Erwartung getäuscht und als er vergebens eine im Ehebruch ergriffene Böhmin von der Todesstrafe zu retten suchte, verließ er voll Unwillens Böhmen wieder und kehrte nach Italien zurück. Auf den Befehl des Papstes Gregor V. ging er von Neuem nach Deutschland und zwar im Gefolge des jungen Kaisers Otto III., der den frommen Mann so lieb gewann, daß er sein Schlafgemach mit ihm theilte. Da die Böhmen ihm die Aufnahme versagten, wendete er sich mit einigen Begleitern nach Polen, um von da aus das Christenthum unter die noch heidnischen Preußen an der Meeresküste zu verbreiten, wie er dasselbe früher schon in Ungarn versucht hatte, und er ließ sich von seinem Vorhaben durch die Träume nicht abhalten, die ihm seinen baldigen Tod anzeigten. Den erlitt er auch wirklich von der Rachsucht der Götzen-

priester am 23. April 997. Sein Leichnam wurde nach Gnesen gebracht, sein Name bald durch das Gerücht vieler Wunder verherrlicht, die er an den seiner Fürbitte Vertrauenden gezeigt haben soll. Dorthin trachtete jetzt der Kaiser und als er die Stadt erblickte, stieg er vom Pferde, wanderte barfuß zur Ruhestätte seines verehrten Freundes und flehte mit Thränen um die Fürbitte des Märtyrers, dann erhob er dessen Bruder Gaudentius zum ersten Erzbischofe des polnischen Reiches in Gnesen, dem Erzherzoge von Polen aber, welcher bisher in dem deutschen Reiche zinspflichtiger Mann war, gewährte er solche Rechte, daß er beinahe schon selbstständig wurde.

Darauf wendete sich Otto nach Aachen, das er als den Lieblingssitz Karl des Großen zur zweiten Stadt seines Reiches machen und dem Münster dort gleiche Pracht und Rechte mit Kardinälen verleihen wollte, wie die St. Peterskirche in Rom besaß. In jugendlicher Neugierde ließ er die Gruft öffnen, worin Karl beigesetzt war, stieg hinab, fand den Leichnam noch angethan mit dem kaiserlichen Gewand auf einem Throne sitzen und verließ tiefbewegt die Stätte wieder. In der folgenden Nacht soll ihm der große Kaiser zürnend erschienen sein und ihm sein nahes Ende und den Untergang seines Geschlechtes verkündet haben.

Auf das Drängen des Papstes kehrte Otto schon mit wankender Gesundheit über die Alpen zurück und näherte sich langsam der Stadt Rom. Da vernahm er, ganz Unter-Italien sei im Aufstand und die Herrschaft der Deutschen beinahe vernichtet, in der kleinen Stadt Tivoli war sein Statthalter erschlagen. Erschreckt kamen ihm bei seiner Ankunft deren Einwohner entgegen und flehten um Verzeihung und erhielten sie. Darüber zürnten die Römer, welche die Nachbarstadt gerne zerstört gesehen hätten und empörten sich und Otto wurde drei Tage lang in seinem Palaste belagert, bis es ihm gelang, sich mit dem Beistande heranrückender neuer Schaaren aus Deutschland durchzuschlagen. Jetzt gelobten sie von Neuem Treue und Otto, tiefbewegt über die Ereignisse, sprach zu ihnen: „Um eurer willen, ihr Römer, habe ich mein Vaterland und Geschlecht verlassen, euch zu Liebe meine Sachsen und die Deutschen alle, mein Blut hintangesetzt und um eurerwillen, weil ihr die Ersten in meiner Gunst waret, den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und zum Danke dafür wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen! Ihr habt meine theuersten Freunde erschlagen und wehret mir den Zugang zu euch.“ Dies und Aehnliches sprach er und die Römer wurden augenblicklich gerührt, mißhandelten nun selbst die Anstifter der Empörung und erhielten wieder Verzeihung, um alsobald dasselbe treulose Spiel wieder zu beginnen.

Trotz all dieser traurigen Erfahrungen blieb Otto in Italien, bald in den Po-Ländern weilend, bald wieder gegen Rom sich wendend, dessen Umgegend er seinen deutschen Schaaren preisgab. Die deutschen Fürsten und Edlen hatte er sich längst entfremdet, nur die

deutschen Bischöfe hielten noch treu zu ihm wegen seiner Freigebigkeit und Frömmigkeit, da er oft ganze Wochen lang bis auf den Donnerstag fastete und des Nachts im Gebete wachte. Diese geistige und körperliche Anstrengung, dazu die beständigen Empörungen und die allen Deutschen verderbliche Luft Italiens beschleunigten seinen Tod.

Selbst in seinen letzten Tagen war er zu Paterno in der Nähe Roms noch rings vom Aufruhr umwogt und hatte kaum Lebensmittel genug, noch sah und begrüßte er die neuen Hülfsschaaren aus Deutschland, kurz darauf starb er am 23. Jan. 1002 unvermählt. Seinem Wunsche gemäß brachen die Deutschen alsobald mit seiner Leiche auf und brachten sie unter beständigen Kämpfen gegen die nachdrängenden Römer und Italiener glücklich über die Alpen.

Heinrich der Zweite und die wachsende Macht der Bischöfe.

Bei dem Kloster Polling empfing der Herzog Heinrich von Bayern die Leiche seines Kaisers und Verwandten und geleitete sie nach Aachen zur Ruhe. Indessen beriethen die Großen in den verschiedenen Ländern Deutschland wegen der Wahl eines neuen Königs und es erklärten sich die Einen für den Herzog von Bayern als einen Abkömmling vom König Heinrich I., ihnen widerstrebte am meisten der Herzog Hermann II. von Schwaben. Allein da Heinrich II. von der Mehrzahl der Fürsten anerkannt und zu Aachen auf Karl des Großen Stuhl gesetzt war, huldigte auch Hermann. Alsobald bewarben sich mehrere um die erledigten Herzogthümer Bayern und Franken, dieses behielt jedoch der König selbst, jenes wurde durch der Bayern Wahl und noch mehr durch des Königs Empfehlung, seinem Schwager Heinrich von Lützelburg zu Theil. Darüber zürnte des Königs eigener junger Bruder Brun und der Markgraf Heinrich von Schweinfurt und sie verbanden sich mit dem Fürsten Boleslav von Polen, der den ihm gleichnamigen Böhmenherzog geblendet und dann Böhmen mit seinem Polen vereinigt und sich der deutschen Oberherrlichkeit ganz entziehen wollte. Aber der König schlug und zerstreute seine Feinde, sein Bruder Brun mußte Priester werden und erhielt das Bisthum Augsburg und Heinrich konnte im Jahre 1004 nach Ober-Italien gehen, wo der Fürst Harduin von Ivrea als König anerkannt war. Dieser entwich vor dem Heranziehenden, die Langobarden huldigten, allein schon während des Krönungsfestes zu Pavia entstand ein harter Kampf zwischen Deutschen und Italienern und Heinrich selbst schwebte in großer Gefahr, bis er von seinem vor der Stadt lagernden Heere Hülfe erhielt. Sein Ansehen galt nur, so lange er es mit Waffen-

gewalt behauptete, mit seinem Abzuge ging die Herrschaft wieder an Harduin über.

Als Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt war, drang er in Böhmen ein, nahm das Land dem Polenherzoge Boleslav und gab es an Jaromir, den Bruder des geblendeten Herzogs, im folgenden Jahre 1006 suchte er den Polenherzog selbst heim und zwang ihn zur Unterwerfung. Aber Friede und Treue wurden noch öfter gebrochen.

Auch im Innern des deutschen Reiches erhoben sich stets neue Zwiste, insbesondere von den Brüdern der Gemahlin des Königs. Schon hatte der Eine Bayern und der Andere das Bisthum Metz; als nun auch der Dritte zum Erzbischof von Trier durch den Einfluß der Königin Kunigunde gewählt wurde, bestätigte ihn Heinrich nicht, sondern ernannte den Mainzer Propst Megingaud und nach dessen frühem Tode einen Anderen zum Erzbischof. Da erhoben sich die Schwäger feindlich gegen den König, der sie jedoch bezwang, dem Heinrich das Herzogthum Bayern nahm, es ihm aber auf Bitten seiner Gemahlin in der Folge wieder gab.

Zweimal noch ging der König über die Alpen, zuerst im Jahre 1013 vom Papste Benedikt VIII. gerufen, der von einem Gegenpapst vertrieben war. Heinrich geleitete denselben siegreich nach Rom und empfing mit seiner Gemahlin von dem Dankbaren die Kaiserkrone und versprach damals mit frommem, einfältigen Sinne, die römische Kirche zu schirmen und dem Papste und dessen Nachfolgern in Allem treu zu sein. Auch das zweite Mal kam Heinrich auf den Ruf des Papstes und um die Vasallen des Reiches in Unteritalien gegen die Griechen und Sarazenen zu schützen. Damals nahm er die in Unter-Italien gelandeten Normannen zu Vasallen des Reiches auf, die sich bald in ihren Eroberungen immer weiter ausbreiteten und ein mächtiges Reich diesseits und jenseits der Meerenge bildeten.

Gleich seinen Vorgängern gelang es Heinrich II., die Grenzen des Reiches nicht blos zu behaupten, sondern auch zu erweitern, da sein Oheim, der kinderlose König Rudolf III. von Burgund ihm die Nachfolge zusicherte und ihm sogar schon bei seinen Lebzeiten im Jahre 1018 zu Mainz die Reichskleinode übergab. Aber dieser äußere Glanz deckte nicht die inneren Gebrechen und mit der allmäligen Auflösung der alten Nationalherzogthümer veränderte sich die bisher bestehende Verfassung des deutschen Reiches und diese Veränderung ging recht eigentlich von dem Sächsischen Königsgeschlechte aus. Nicht blos, daß die Könige die Herzogthümer ihren nächsten Verwandten oder Freunden gaben oder sie selbst verwalteten, die Macht der Herzoge beschränkten und deren Gebiet verkleinerten, sie gewährten auch den Bischöfen immer mehrere und größere Rechte.

Die einzelnen Grafschaften kamen während dieses Zeitraumes beinahe ganz in den erblichen Besitz einer Familie, das weltliche Gebiet der Bischöfe ward immer mehr dem Gerichte und der Gewalt

der Herzoge entzogen und unmittelbar unter des Königs Aufsicht gestellt, der Kaiser Otto III. ertheilte der Passauer Kirche für immer volle Freiheit von allem unfreiwilligen Dienst gegen die Herzoge oder andere mächtige Personen und sie sollte nur allein der kaiserlichen oder königlichen Hoheit untergeben bleiben. Andere Bischöfe strebten ähnliche Gunst zu erlangen, schon erhielten einige derselben, dann immer mehrere das Recht, in ihren Residenzen Münzen zu schlagen und Märkte zu halten. Die Güter der Kirche mehrten sich von Jahr zu Jahr und das Streben mancher Bischöfe war nur darauf gerichtet, mit weltlichem Glanze sich zu umgeben und in Macht und Pracht zu leben. Denn zu dem Amte und der Würde eines Bischofs gelangten selten mehr fromme und eifrige Priester, sondern durch die Könige zunächst nur ihre Verwandten oder die ihnen durch manche Dienstleistung treu erprobten Freunde. Heinrich II. verlieh viele Bisthümer an seine Hofkapläne oder Kanzler, um sich ihrer Macht gegen die Herzoge zu bedienen. Die Bischöfe aber, nun selbst aus edlen Geschlechtern, umgaben sich auch wieder mit Söhnen von Edlen und zum Genuß der alten Stiftungen, die zum Unterhalt für Lehrer und Seelsorger dienen sollten, kamen meistens nur Edle, die sich aber der damit verbundenen Pflichten entschlugen und den größten Theil des Pfründeeinkommens im Nichtsthun verzehrten und den kleineren Theil an ihre Stellvertreter bei allen beschwerlichen Pflichten hingaben. Bischöfe und Domherren hörten auf, Mönche zu sein und in Gemeinschaft zu leben und statt des einfachen Mönchsgewandes kleideten sie sich in Seide und Spitzen.

Um so glänzender leuchten aus jener Zeit zwei Bischöfe Bernward und Godehard. Bernward stammte aus einem edlen sächsischen Geschlechte, geboren um die Mitte des 10. Jahrhunderts, gebildet in der Domschule zu Hildesheim und im persönlichen Umgang mit dem Priester und Lehrer Tangmar, vertraut mit allen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten. Nach seinem Austritte aus dem Kloster blieb er eine Zeit lang bei seinem mütterlichen Großvater als dessen Pfleger und Stütze, begab sich darauf an den Hof und wurde der Erzieher, Freund und Rathgeber des jungen Kaisers Otto III. Während diesen die Schmeichler auf jede Weise zu gewinnen und zu verderben trachteten und die Kaiserin Wittwe allzu nachsichtig ihrem Sohne Alles nachsah, blieb ihm Bernward als ein treuer, ernster und doch geliebter Mahner zur Seite. Er unterhandelte für ihn und folgte ihm selbst in die Schlacht. Als er dann das Bisthum erhielt, leitete er mit frommem Eifer das kirchliche Leben, gründete Kirchen und Klöster, aber auch feste Burgen zum Schutz gegen feindliche Einfälle und umgab seine bischöfliche Stadt mit festen Mauern. Als Slaven und Normannen verheerend in Sachsen einfielen, zog er ihnen selbst mit seiner Kriegsmannschaft entgegen und fügte ihnen schwere Verluste zu oder er schloß sich anderen Fürsten zur Bekämpfung derselben an. Er

unterstützte und speiste die Armen, ihrer tagtäglich mehrere Hundert, spendete geistlichen Trost den Kranken, besuchte die Werkstätten der Handwerker und Künstler und pflegte, da er selbst Gelehrter und Künstler, insbesondere der erste Erzgießer seiner Zeit war, Kunst und Wissenschaft. Und so waltete er als Bischof, Richter und Herr mit musterhafter Sorgfalt und obgleich demüthig vom Herzen, wahrte er doch die Rechte seiner Kirche gegen die ungerechten Anmaßungen des Erzbischofs Willegis von Mainz mit standhaftem Muthe. Dieser wollte das berühmte Kloster Gandersheim zu seinem Sprengel ziehen, wozu ihn die Schwester Otto's III. veranlaßte, welche sich in dem Kloster aufhielt und nur unter einem Erzbischofe stehen, nur von ihm den Schleier empfangen wollte. Erst als sie in Demuth nach Jahren ihr Unrecht erkannte, blieb das Kloster dem Hildesheimer Sprengel gesichert. Bernward starb im Jahre 1022.

Godehard, der Sohn eines Dienstmannes und als Knabe schon in das nahe Kloster Altaich in Bayern gebracht, verließ dieses voll heiligen Eifers, um, ganz von der Welt abgeschieden, im entlegensten Walde als Einsiedler mit einigen Gleichgesinnten zu leben. Mit Mühe bewog man ihn zur Rückkehr und in der Folge zur Annahme der Abtswürde. Da lebte er ganz seinem Berufe, hielt sich fern von Staatsangelegenheiten und vom Hofe und wenn er je dort erscheinen mußte, zeigte er sich als strenger Sittenrichter, sonst war er im Umgange heiter und lebhaft. Sein Kloster wieder in Aufnahme zu bringen durch die Erneuerung der Ordensvorschriften, fromme und gelehrte Brüder heranzuziehen, Sparsamkeit und Ordnung in der Haushaltung einzuführen, das war sein Bestreben. Er legte beim Ausroden der Wälder, Pflanzung von Weinbergen, Obstbäumen und Gärten selbst Hand an und bald war sein Name durch ganz Deutschland bekannt. Und weil er mit den Seinigen damals beinahe der Einzige war, der den Ordensregeln folgte, wurde er durch die Vermittelung des Kaisers Heinrich II. auch zum Abte des früher blühenden, nun ausgearteten Klosters Hersfeld gewählt. Er kam dahin, sah das Unheil und ließ den Mönchen die Wahl, nach der Vorschrift des heiligen Benedikt fortan zu leben oder zu gehen. Und sogleich verließen ihrer fünfzig das Kloster und zerstreuten sich in alle Welt, nur drei blieben. Um diese sammelten sich jedoch bald neue Brüder, ja nach Verlauf von sieben Jahren kehrten beinahe alle entwichenen zurück und die ursprüngliche Ordnung wurde wieder eingeführt. Bald darauf wurde Godehard auch zum Abte des Klosters Tegernsee berufen, das eines ächt christlichen Hirten bedurfte, auch dieses erhob er wieder zum alten Glanze. Da er aber auf diese Weise mit weltlichen Sorgen überlastet war und nur wenige Zeit dem Gebete und der Betrachtung widmen konnte, bat er den Kaiser, ihm diese Last abzunehmen, er wolle fortan nur für sein Kloster Altaich sorgen. Es ward ihm gewährt, nachdem er in Hersfeld den Arnolf, für Tegernsee den Burchard,

Beide seine Schüler, als Aebte eingeführt hatte. Als er aber darauf den Kaiser nach Sachsen begleitete, ward er auf dessen Rath von den Geistlichen und dem Volk zum Nachfolger Bernward's im Bisthume Hildesheim erwählt, welche Würde er nur mit Widerstreben annahm. Und jetzt sorgte er wieder eben so eifrig für die geistlichen, wie für die weltlichen Angelegenheiten seines Stiftes, legte Schulen an, suchte den Aberglauben des Volkes zu verbannen, baute deshalb in einer öden Gegend, welche das Volk als den Aufenthalt böser Geister fürchtete, ein Bethaus für sich, vertrieb das Ungeziefer und machte den Ort bewohnbar, daß sich bald auch Andere da ansiedelten; er eiferte gegen die herumziehenden müßigen Geistlichen, welche den Aberglauben nährten, sowie gegen jene Betrüger, welche sich stumm oder taub stellten, sich öffentlich geiselten, zu den Gräbern der Heiligen liefen und wie durch ein Wunder geheilt aufschrieen und durch ihre Erzählung vom Volke Gaben erbettelten. Dagegen erschien er den reumüthigen Verirrten und Büßenden als Tröster und liebender Freund, den Armen und Kranken als Vater und Arzt und beinahe als Wunderthäter. Während er sich zu einer Reise nach Bayern bereitete, das er noch einmal zu sehen sich sehnte, starb er, allgemein betrauert, 1038.

Viel edle Priester verdanken diesen beiden Bischöfen ihre Ausbildung, auch Tangmar, der das Leben Bernward's, und Wolfher, der das Leben Godehard's beschrieb, Beide aus Sachsen, Wolfher aber in Altaich gebildet, dem eigentlichen Mittelpunkte der früheren Wirksamkeit Godehard's, der als Bischof Knaben aus Bayern nach Hersfeld rief, daß sie da ihre Ausbildung erlangten. Und jene enge religiöse und wissenschaftliche Verbindung zwischen den Klöstern in Bayern und Sachsen war von großer Bedeutung für die nationale Einigung Deutschlands. Die verschiedenen Stämme lernten einander mit ihren edelsten Männern kennen und ehren. Die Kirche aber war das wichtigste Bindungsmittel der einzelnen Stämme und daß die slavischen Völker sich immer mehr mit den Deutschen verbanden, dazu trug vorzüglich bei, daß die Bisthümer derselben unter der Oberaufsicht der deutschen Erzbisthümer standen.

Waren die Bischöfe von den Ottonen schon ungemein begünstigt worden, so geschah dies noch mehr von Heinrich II., der in kinderloser Ehe lebte und seine Erbgüter zur Gründung eines Bisthums in Bamberg verwenden wollte. Der Papst gewährte ihm die Erlaubniß, aber die Bischöfe von Eichstädt und Würzburg widersprachen, weil dadurch ihre Kirchensprengel und Einkünfte vermindert würden. Der Kaiser fuhr jedoch fort, zu drängen und soll endlich die im Jahre 1007 in Frankfurt versammelten Bischöfe fußfällig gebeten haben, ihm zu willfahren. Da weigerten sich Jene nicht länger und es entstand das reich ausgestattete Bisthum Bamberg, das Heinrich seinem Kanzler Eberhard verlieh, den Bischof von Würzburg entschädigte er durch Güter und andere Geschenke und gewährte ihm

eine vom Herzogthume beinahe ganz unabhängige Stellung, dessen Umfang dadurch sehr verkleinert wurde.

Die Frömmigkeit und Milde Heinrich's mißbrauchten Viele, insbesondere aber der Bischof Meinwerk von Paderborn, sein Verwandter. Der benutzte jede Veranlassung, um mit Bitten und Drängen, List und Scherz neue Gaben zu erflehen, daß der Kaiser einst unwillig und laut vor allem Volke in der Kirche zu ihm sagte: Gott und die Heiligen mögen Dich strafen, wenn Du nicht aufhörst, Reichsgüter von mir zu erpressen. Aber Meinwerk entgegnete: Glückselig bist Du, Heinrich! Für Deine Geschenke wird Dir der Himmel eröffnet. Schauet Alle und bedenket es wohl: Durch solche Geschenke erlangt man Vergebung der Sünden und ein solches Opfer ist Gott angenehm, der ewige Güter für die zeitlichen gewährt.

Bei den Ansichten des sächsischen Königshauses über die Nothwendigkeit des Beistandes der Bischöfe zur Schwächung der herzoglichen Macht und bei der Frömmigkeit der beiden letzten Kaiser erlangten die Bischöfe wahrhaft Fürstenmacht und -Ansehen und sie betrugen sich dann fortan in der Mehrzahl auch mehr als Fürsten, denn als Geistliche. Heinrich fühlte sich am glücklichsten in Bußübungen und Schenkungen an die Kirchen. Er starb am 13. Juli 1024 und wurde nachmals mit seiner Gemahlin Kunigunde unter die Heiligen eingereiht.

Fünftes Buch.

Die Salier.

Konrad der Zweite.

Zur Erhaltung des inneren Friedens und der Einheit des Reiches drangen die geistlichen Fürsten auf die Beschleunigung der Wahl eines neuen Königs. Und es sammelten sich alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Großen zwischen Mainz und Oppenheim, wo der Königsstuhl stand, an den beiden Ufern des Rheins auf fränkischer Erde zur Berathung und bald vereinigten sich die Vornehmsten, keinen Sachsen zu erkiesen, sondern einen Franken. Es schwankte aber die Wahl zwischen zwei Fürsten, Beide Vettern und Beide Konrad genannt. Als jedoch der Jüngere selbst dem Aelteren seine Stimme gab und auch der Erzbischof von Mainz als der Angesehenste ihn erwählte, folgten die anderen Fürsten und so wurde Konrad II. aus dem Sali'schen Geschlechte zum deutschen Könige erkoren und nach üblicher Weise gesalbt und gekrönt.

Nach der Trennung der großen Versammlung bereuten Einige ihre Wahl: der jüngere Konrad, die sächsischen Fürsten, die Lothringer. Der König Rudolf von Burgund wollte sein Königreich nach seinem Tode nicht an Deutschland kommen lassen; der Herzog Boleslav von Polen, stolz auf seine Eroberungen in Pommern, nahm den Königstitel an und entzog sich seiner Abhängigkeit vom deutschen Reiche, der König Robert von Frankreich aber trachtete Lothringen an sich zu reißen.

Indessen suchte Konrad sich zuerst in Deutschland durch kräftiges, gerechtes und auch mildes Walten zu befestigen, reiste durch die verschiedenen deutschen Länder von Pfalz zu Pfalz, empfing die Huldigung, ließ die Lehen der Väter den Söhnen und machte sich dadurch diese geneigt, schreckte die Widerstrebenden und als er in Basel weilte, die burgundische Grenze bedrohend, erneuerte Rudolf den mit Heinrich II. geschlossenen Vertrag über den Anfall Burgunds an Deutschland. Auch die Herzoge von Lothringen unterwarfen sich wieder, die Lombarden huldigten durch Gesandte.

Darauf ließ er seinem jungen Sohne Heinrich die Nachfolge im Reich durch die deutschen Fürsten versichern, vertraute ihn und das Reich der Obhut des Bischofs Bruno von Augsburg und zog nach Italien und ward in Mailand mit der lombardischen, in Rom mit der kaiserlichen Krone gekrönt. Die eben anwesenden Könige Rudolf von Burgund und Kanut, der mächtige König von Dänemark und England, verherrlichten die Krönungsfeier. Mit diesem schloß Konrad Freundschaft und Kanut versprach seine Tochter dem Sohne des Kaisers zur Gemahlin. Einen Aufstand der Römer unterdrückten die deutschen Schwerter, dann ging Konrad nach Unter-Italien, setzte sich in den Besitz der lombardischen Herzogthümer Capua, Benevent und Palermo, bestätigte den Normannen ihre eingenommenen Ländereien unter der Bedingung, daß sie jenen Fürsten gegen die Ansprüche der Griechen beiständen und kehrte darauf nach Deutschland zur Bekämpfung seiner Feinde zurück.

Sein Stiefsohn Ernst war ihm vorausgeeilt und wollte dem schwachen Rudolf Burgund abdrängen; der reichbegüterte und waffengewaltige Graf Welf hatte die Bischöfe von Augsburg und Freising feindlich überzogen, Konrad der Jüngere hatte sich den Feinden des Kaisers angeschlossen. Als aber dieser jetzt erschien, wichen Alle aus dem offenen Felde, Ernst mußte sich dem Stiefvater ergeben, sein Freund Werner aus dem Reiche entfliehen, auch Konrad huldigte wieder und bald war die Ruhe überall wieder hergestellt.

Um die Macht seines Hauses zu stärken, ließ der Kaiser seinen Sohn nach dem Tode Heinrich's von Lützelburg zum Herzoge in Bayern wählen, Schwaben verwaltete er selbst, wollte es aber seinem Stiefsohne wieder geben, wenn er verspreche, seinen Freund Werner auszuliefern. Dies verweigerte Ernst und wollte lieber des Herzogthums ledig gehen. Darüber erzürnt, ließ der Kaiser Acht und Bann über ihn verhängen, Ernst flüchtete mit seinen Getreuen in die Schluchten des Schwarzwaldes, befehdete von dort aus die Gegenden umher, bis er endlich mit Werner und beinahe all den Seinigen im offenen Kampfe erschlagen fiel.

Nach dem Tode des Königs von Burgund machte der Kaiser sogleich die Ansprüche des deutschen Reiches geltend, vertrieb den Grafen Odo von Champagne, den Schwestersohn des Verstorbenen,

der es als sein Erbe ansprach und wurde darauf von den Großen Burgunds als König anerkannt, und so ward dieses damals noch größtentheils deutsche Land mit dem deutschen Reiche vereinigt, blieb jedoch als eigenes, gewöhnlich arelatisches Reich genannt, im Besitze seiner eigenen Verfassung; die Stände desselben besuchten die deutschen Reichstage.

Dem Kaiser gelang es auch, Polen und Böhmen wieder zu unterwerfen. Als er seinen Sohn mit Kunehilde, Kanut's Tochter, vermählte, schloß er mit diesem einen Vertrag, verzichtete auf die Lehensherrlichkeit über Dänemark und trat ihm sogar auch die Mark Schleswig ab und sicherte dadurch den südlich der Eider gelegenen, zu Deutschland gehörigen Ländern den Frieden.

Darauf zog er wieder nach Italien, wo ein heftiger Kampf wüthete. Dort hatte Harduin einst den Bischöfen wahrhaft fürstliche Macht gewährt, um sich ihres Beistandes zu versichern und der Kaiser Heinrich II. hatte ihnen dieselbe aus gleichem Grunde bestätigt. Sie aber, insbesondere der Erzbischof Heribert von Mailand, mißbrauchten dieselbe zur Unterdrückung der Freien, die sich dann insgesammt zur Wahrung ihrer Rechte erhoben. Der von ihnen besiegte Erzbischof rief den Kaiser, auf diesen hofften auch die Freien und die vielfach gekränkten Vasallen der größeren Herren. Konrad prüfte und erkannte, es müsse die Macht der Bischöfe beschränkt werden, wenn nicht ganz Ober-Italien unter geistliche Herrschaft kommen und unabhängig vom Reich werden sollte und er ließ deßhalb auf geschehene Anklage wegen Gewaltthätigkeiten den Erzbischof mit mehreren Bischöfen gefangen nehmen. Als aber Heribert entfloh und seine Getreuen zum Beistande um sich sammelte, verhängte der Kaiser über ihn und das denselben vertheidigende Mailand die Reichsacht und verlieh, um der geistlichen Macht ein Gegengewicht zu schaffen, den Dienstmannen des Reiches und der Kirchen ihre Lehen erblich und sicherte den Freien ihre Freiheit.

Während Konrad gegen Mailand kämpfte, kam der neue Papst Benedikt IX. zu ihm, der schon mit zwölf Jahren durch Bestechung zu dieser Würde erhoben, aber bald von der Gegenpartei vertrieben war, 1037, und bat ihn um Wiedereinsetzung. Konrad willfahrte und zum Danke dafür sprach der Papst über Heribert den Bann aus; der Kaiser ging darauf nach Unter-Italien, um sein Ansehen dort zu befestigen, verließ jedoch, weil in seinem Heere eine verderbliche Seuche ausbrach, das Land bald wieder, und zu schwach, den Heribert und Mailand mit Erfolg zu bekämpfen, kehrte er nach Deutschland zurück.

Hier übertrug er seinem Sohne Heinrich zu dem Herzogthume Bayern auch Schwaben, Franken behielt er selbst und es hatte nun von allen Ländern in Süddeutschland nur Kärnthen einen eigenen Herzog, und noch mehr als unter den Ottonen schien sich die königliche Macht durch die Vereinigung der Herzogthümer zu

befestigen, zugleich mußte die Stammesverschiedenheit auf diese Weise immer mehr verschwinden und ein Deutschland sich gestalten. Nur Sachsen und Lothringen hatten noch eigene Herzoge aus den eingeborenen Familien; auch Böhmen und Polen, deren Macht und Ansehen eben deswegen auch dem Könige gegenüber sehr groß blieb.

Konrad starb am 4. Juni 1039.

Heinrich der Dritte.

Ihm folgte sein zweiundzwanzigjähriger Sohn, der ganz in demselben Geiste, nur noch thätiger und umsichtiger, die Regierung des Reiches führte; deshalb behielt er auch als König noch die Herzogthümer Bayern, Franken und Schwaben, und nach dem Tode des Konrad von Kärnthen auch dieses Herzogthum, so daß sich wieder ein deutsches Gesammtreich, wie unter Karl dem Großen, zu gestalten schien, mit welchem der neue König äußerlich und innerlich viele Aehnlichkeit hatte. Jedoch statt gegen Abend erweiterte es sich mehr gegen Morgen zu. Der Böhmen-Herzog Bretislaus, welcher nach dem Tode des Miecislav Polen verwüstet, den herzoglichen Schatz aus Krakau fortgeschleppt und dem neuen Könige die Huldigung nicht geleistet hatte, wurde bezwungen, kam persönlich zur Huldigung nach Regensburg und übergab hier seinen Sohn dem Könige als Pfand seiner Treue; der junge Herzog Kasimir von Polen weilte eine Zeit lang am königlichen Hofe und zeigte sich dem Heinrich dankbar ergeben; auch der Erzbischof Heribert kam, bat um Gnade und erhielt sie. Das Ansehen Heinrichs wuchs mit jedem Tage und ward Ursache, daß ihn der König von Ungarn zu Hilfe rief.

Die Ungarn hatten nach der furchtbaren Niederlage auf dem Lechfelde ihre Raubzüge allmälig aufgegeben, sich an feste Wohnsitze und an Ackerbau gewöhnt, und Geisa war der erste ungarische Fürst, der zum deutschen Reiche in freundliche Verhältnisse trat, sich taufen ließ und seinen Sohn Waic — nach der Taufe Stephan genannt — mit Gisela, der Schwester des Kaisers Heinrich II., vermählte. Diese wurde darauf die vorzüglichste Beförderin des Christenthums in Ungarn, um dessen Verbreitung sich auch der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg und Piligrim, Bischof von Passau, verdient machten und Ursache wurden, daß in jenem Lande die römisch-katholische Kirche und nicht die morgenländische die herrschende ward. Eine Menge deutscher Einwanderer brachten überdies nach Ungarn bessere Kunde des Ackerbaues und der Handwerke. Der Papst Sylvester II. sendete dem Großherrn Stephan seinen Segen und eine Königskrone, und billigte die gemachten kirchlichen Einrichtungen.

und der neue König schützte dann um so eifriger das Christenthum und handhabte strenge die Gerechtigkeit. Ungarn ward ein Staat nach deutschem Vorbilde und der natürliche Verbündete des deutschen Reiches gegen die Slaven.

Der kinderlose Stephan, nachmals als Heiliger verehrt, bestimmte bei seinem Tode, 1038, seinen Neffen Peter, den Sohn eines Venetianers, zu seinem Nachfolger. Als aber dieser die Ausländer allzusehr begünstigte, ward er vertrieben und Samuel, der Schwager des verstorbenen Königs, gewählt. Peter flüchtete zu Heinrich, der wohl einen Kriegszug zur Wiedereinsetzung desselben unternahm, doch bald die Unmöglichkeit, jenen zu schützen, erkannte und dann mit Samuel einen günstigen Vergleich schloß. Allein darüber wurde dieser von den Ungarn vertrieben und auf der Flucht ermordet und Peter gelangte mit Heinrich's Hülfe wieder auf den Thron und übergab darauf zum Danke und vielleicht auch zu seiner eigenen Sicherheit und Befestigung sein Königreich dem deutschen Könige und empfing es als Lehen des deutschen Reiches zurück.

Als Heinrich ruhmreich nach Deutschland zurückgekehrt war, wohnte er den Verhandlungen der Bischöfe zu Constanz bei, bestieg am Vorabende des grünen Donnerstags zugleich mit dem Bischofe die Rednerbühne, ermahnte alles Volk zum Frieden, verkündete Verzeihung allen seinen Beleidigern und gebot allen Anwesenden seinem Beispiele zu folgen. Und dies, sein königliches Gebot und sein Ansehen, bewirkte einen Frieden in Deutschland, wie er seit Jahrhunderten unerhört war. Dann erst, nachdem er sein Ansehen und den inneren Frieden in Deutschland fest gegründet sah, ging er nach Italien, um in diesem Lande der beständigen Wirren und insbesondere in Rom die Ordnung herzustellen.

Der von Konrad wieder eingesetzte junge Papst Benedikt IX. hatte sich allen Schandthaten überlassen, galt als Ehebrecher und Meuchelmörder und wurde deswegen vertrieben und Sylvester III. eingesetzt. Allein auch dieser mußte entweichen, Benedikt kehrte zurück, verkaufte aber, weil er verzweifelte, sich behaupten zu können, das Papstthum an Johannes Gratianus, einen frommen Priester, der sich Gregor VI. nannte, behielt jedoch den päpstlichen Titel und einen Theil der päpstlichen Einkünfte bei, und es waren auf diese Weise drei Päpste zu gleicher Zeit und immer wilder wogte das Parteigewühl in Rom durcheinander.

Da wendeten sich die redlich Gesinnten an Heinrich, daß er entscheide. Und er berief auf dem Wege nach Rom eine Kirchenversammlung nach Sutri, Gregor erschien vor derselben, dankte ab und ward nach Deutschland verbannt, wohin ihm sein Freund und Gehülfe Hildebrand folgte; die zwei anderen Päpste wurden abgesetzt und als Heinrich 1046 nach Rom kam, ließ er den Bischof Suidger von Bamberg zum Papste wählen, damit dieser, außerhalb der römischen Parteien stehend, das Beste der Kirche berathen könnte.

Er nannte sich Clemens III., setzte dem Heinrich die kaiserliche Krone auf und Beide waren nun bemüht, die Umtriebe bei den künftigen Papstwahlen zu verhindern. Heinrich nahm die Würde eines römischen Patricius an und sprach sich das Bestätigungsrecht eines Papstes zu: ohne seine Zustimmung sollte keiner mehr als Papst gelten, die Kirche fortan unter kaiserlichem Schutze stehen und frei werden von den römischen Parteien.

Mit Ernst und Würde waltete der Kaiser und ganz Ober- und Mittel-Italien gehorchte seinem Worte; er hielt die verschiedenen Mächte gegen einander im Gleichgewichte und nur der Markgraf Bonifaz von Tuscien schien der königlichen Macht gefährlich, und es gelang dem Heinrich nicht, diesen in seine Gewalt zu bringen und er mußte den lauernden Feind zurücklassen. Der Papst Clemens wollte ihn nach Deutschland begleiten, starb aber noch unterwegs, wahrscheinlich an Gift. Sogleich bewirkte der abgesetzte Benedikt durch Bestechung, daß er wieder anerkannt wurde, indeß die deutsch gesinnte Partei vom Kaiser einen neuen Papst sich erbat. Und Heinrich bestimmte den Bischof Poppo von Brixen als Papst und befahl dem Markgrafen Bonifaz, ihn nach Rom zu führen und den Benedikt zu vertreiben. Der neue Papst Damasus II. zog in Rom ein, aber ehe ein Monat verging, starb er. Und wieder erschienen Boten bei dem Kaiser und verlangten einen Papst; da wollte lange Zeit keiner die gefährliche Würde annehmen; endlich ließ sich der Bischof Bruno von Toul, ein Sohn des Grafen Eberhard von Erisheim, bewegen, dem Rufe zu folgen.

Auf dem Wege nach Rom traf er mit dem langjährigen Freund des Papstes Gregor VI., mit Hildebrand, zusammen, dem Sohne eines Handwerkers aus Sovana, der in Rom und vielleicht auch in Frankreich für den geistlichen Stand erzogen war und sowohl dort, als auch später am deutschen Hofe die Mißbräuche kennen lernte, welche bei der Verleihung kirchlicher Würden allgemein stattfanden: wie nämlich die verschiedenen Parteien meistens blos der Einkünfte und Ehre wegen einen der Ihrigen zur päpstlichen, bischöflichen oder Abtswürde zu erheben trachteten und zu diesem Zwecke selbst das niedere Mittel der Bestechung nicht verschmähten. Unter den also gesetzten Hirten litt nothwendig die geistige Entwickelung der Gemeinden, da dieselbe mehr auf ihren eigenen weltlichen Nutzen, als auf die Sorge für ihr eigenes und der Gemeinde Seelenheil bedacht waren. Unvermögend, das Uebel zu bessern, hatte sich Hildebrand nach dem Tode seines Gönners Gregor VI. in das Kloster Clugny zurückgezogen. Hier traf ihn der vom Kaiser ernannte Papst und erbat sich ihn zur Begleitung nach Rom; ungern folgte Hildebrand und wußte auf dem Wege den Papst so von der Nothwendigkeit einer freien, von kaiserlicher und weltlicher Macht unabhängigen Wahl des Kirchen-Oberhauptes zu überzeugen, daß Bruno seine Reise nur als Pilger fortsetzte und erst, nachdem

er in Rom auf's Neue gewählt worden, sich als Papst betrachtete und Leo IX. nannte. Darauf begann er mit frommem deutschen Sinn und Ernst die Verbesserung der in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche nach dem Plane Hildebrand's.

Er lebte und wirkte in apostolischer Armuth und Thätigkeit, reisete in Italien, Frankreich und Deutschland umher und eiferte gegen Simonie — die Erwerbung der geistlichen Aemter und Würden um Geld. Die freie Wahl der Bischöfe und Priester durch die Geistlichen und Gemeinden war seit Jahrhunderten in Deutschland abgekommen, die Bischöfe wurden von den Königen ernannt, die Pfarrer von den Stiftern einer Pfarrei oder deren Erben. Die Könige stellten natürlich nur ihnen treu ergebene Bischöfe auf und sahen bei deren Ernennung weniger auf die geistliche Würde und Befähigung, als auf die Eigenschaft eines tapferen Vasallen. Wegen der großen Kirchengüter und Lehen bewarben sich aber Viele um ein erledigtes Bisthum und wie in Italien, so geschah es auch in Deutschland, daß mancher um Geld in sein geistliches Amt kam.

Schon unter Otto III. erkauften Manche die bischöflichen Weihen von den Erzbischöfen und gaben die Weihen dann wieder um Geld an die ihnen untergebenen Geistlichen, und Konrad II. selbst verlieh Bisthümer um Geld. Die Uebergabe der mit einem Bisthum verbundenen Lehensgüter geschah mittelst eines Ringes und Stabes. Gegen diesen Kauf und Verkauf, der die Kirchenzucht zerstörte und dem Geiste des Christenthums ganz zuwider war, eiferte der Papst Leo IX., zugleich auch gegen die Priesterehen, als komme auch davon großes Unheil. Seit Jahrhunderten zwar hatten einzelne Päpste diese Ehen verboten, jedoch immer vergebens; jetzt aber wurde das Verbot strenger erneuet und es scheint dazu die Furcht vor der Zersplitterung des Kirchenvermögens viel beigetragen zu haben. Auch Clemens II. hatte gegen die Simonie geeifert und jeden Verkauf einer kirchlichen Würde oder Weihe mit dem Fluche der Kirche belegt, der Kaiser unterstützte denselben darin mit redlichem Eifer und sobald er von Italien zurückgekehrt war, befahl er in einer feierlichen Versammlung der Bischöfe, daß alle Simonisten ihre Kirchenämter aufgeben sollten. Darüber erschraken sie und baten um Gnade. Heinrich erkannte mit Schmerz und Unwillen, wie weit verbreitet das Uebel war und tadelte sie heftig, daß sie, den Aposteln ganz unähnlich, die göttlichen Gnaden verkaufen, dann mahnte er sie, wenigstens gut anzuwenden, was sie mit Unrecht erworben, fortan aber solle Jeder sein Amt verlieren, der sich der Simonie schuldig mache. Er selber gelobte, nur immer den Würdigsten einzusetzen.

So that Heinrich in dieser Sache, das Verbot jedoch wegen der Priesterehe dünkte ihm unnatürlich, das unterstützte er nicht. Zunächst war seine Thätigkeit auf Lothringen gerichtet, wo sich Gottfried der Bärtige von Oberlothringen im Bunde mit einigen

niederlothringischen Fürsten gegen ihn erhoben hatte. Als aber der Papst, vom Kaiser veranlaßt, den Bann über die Ungehorsamen verhängte, unterwarfen sie sich. Niemand konnte dem Kaiser mit Glück widerstehen, er bezwang seine und des Reiches Feinde und die der Kirche und ließ Mehrere aufhängen, die der Irrlehre der Manichäer anhingen, welche von der Kirche verdammt war. Sein Wille galt überall und gleichsam, als wolle er zeigen, daß er die Macht der Herzoge nicht fürchte, verlieh er auch die Herzogthümer, die bisher noch unter seiner unmittelbaren Leitung standen, an ihm ergebene Männer: Bayern an den Grafen Heinrich von Lützelburg, den Neffen des verstorbenen Herzogs und darauf an Konrad von Zütphen, Schwaben dem Pfalzgrafen Otto am Rhein, Kärnthen dem reichbegüterten Grafen Welf in Schwaben. Franken behielt er noch selbst, es galt bereits als ein Erbland des königlichen Geschlechtes, das allein noch bestehende Nationalherzogthum Sachsen aber suchte er durch die Aufstellung eines Kirchenfürsten in dessen Gebiete zu schwächen, indem er Adalbert, aus der pfalzgräflichen Familie in Sachsen, zum Erzbischof in Bremen erhob.

Dieser Mann, ehrgeizig, voll kühner Entwürfe, dazu freigebig und einschmeichelnd und ganz dem Kaiser ergeben, um mit dessen Hülfe seine Absichten zu erreichen, während ihn Heinrich nur als sein Werkzeug benützen wollte, strebte das ganze nördliche Deutschland mit Dänemark und den skandinavischen Ländern unter seine geistliche Oberherrlichkeit als Patriarch zu stellen. Deshalb bemühte er sich eifrig für die Ausbreitung der christlichen Religion und um die Feststellung der kirchlichen Ordnung in jenen Ländern. Der Kaiser hinderte ihn dabei nicht, erweiterte sogar des Erzbischofs weltliche Macht und weckte dadurch wohl geflissentlich den Zwist zwischen Adalbert und dem Sachsenherzog Bernhard II. Dieser hatte schon bei der Einsetzung Albert's 1045 die Absicht des Kaisers durchschaut und geäußert: Adalbert sei als Kundschafter in diese Gegenden gesetzt worden, um die Blöße des Landes an Auswärtige und an den Kaiser zu verrathen, aber so lange er selbst oder Einer seiner Söhne lebe, solle der Bischof keinen ruhigen Tag in seinem Bisthum haben.

Veranlassung zum Zwiste kam bald. Adalbert nahm sich der Slaven an, welchen bisher das Christenthum meist nur mit Waffengewalt aufgedrungen ward und der König von Dänemark sagte offen, es sei den sächsischen Herzogen und Markgrafen dabei nur um die drückenden Abgaben und Leistungen der Armen zu thun. Dies wollte Adalbert ändern, er zerfiel darüber mit dem Herzoge, ward jedoch vom Kaiser unterstützt, der sich häufig auf den Krongütern in Sachsen aufhielt, um die Macht des Herzogs zu beschränken und dessen Ansehen zu verdunkeln. Dieser dagegen sann auf Rache und als 1048 der Kaiser den Erzbischof in Bremen besuchte, faßte der Graf Thietmar, der Bruder des Herzogs, den Vorsatz, ihn zu überfallen und zu ermorden. Aber das Gefolge des Erzbischofs schützte den Kaiser,

Thietmar selbst erlag bei dem nächtlichen Ueberfall und wurde als Anstifter der That verrathen und angeklagt. Im Vertrauen auf seine Stärke verlangte er das Gottesurtheil mittelst des Zweikampfes mit seinem Ankläger, einem Dienstmanne des Kaisers, ward besiegt und getödtet. Darauf ließ Thietmar's Sohn den Sieger fangen und zwischen zwei Hunden an den Füßen aufhängen, der Kaiser aber den jungen Grafen mit ewiger Verbannung strafen, und der Herzog mit seinen Freunden mußte seinen Groll verbergen. Aber still bereitete sich in Sachsen eine mächtige Bewegung gegen das fränkische königliche Geschlecht, welche für jetzt nur durch die Nähe und Wachsamkeit Heinrich's zurückgedrängt wurde.

Die kaiserliche Gewalt sollte durch ihn die erste und einzige in Deutschland über alle weltlichen Angelegenheiten werden, und damit der Papst durch sein Ansehen keinen unmittelbaren und hemmenden Einfluß üben könnte, mußte er auf das Bisthum Toul und das damit verbundene sichere Einkommen, sowie auf einige andere Güter und Einkünfte verzichten, welche die römische Kirche in Deutschland besaß, dafür trat der Kaiser ihr seine Ansprüche auf Benevent ab, die er ohnehin nur mit Mühe behaupten konnte und welche Leo IX. damals erst eigentlich von den Normannen zurückerobern sollte. Deshalb bat er denn wiederholt den Kaiser um Beistand in dieser Sache und vermittelte auch den Frieden zwischen ihm und dem neuen Könige Andreas von Ungarn, welcher in der Folge durch die Verlobung einer Tochter Heinrich's mit Salomo, dem Sohne desselben, befestigt wurde, ohne daß jedoch der Abhängigkeit Ungarns vom deutschen Reiche weiter gedacht ward.

Endlich konnte Leo, freilich nur mit wenigen deutschen Schaaren und Italienern, zum Kampfe gegen die Normannen ziehen, ward aber von ihnen besiegt und gefangen und mußte ihnen alle ihre schon gemachten und künftigen Eroberungen in Italien bestätigen. Dann erhielt er seine Freiheit wieder und starb bald darauf, 19. April 1054. Jetzt kam Hildebrand selbst zum Kaiser, daß er einen neuen Papst ernenne, und Heinrich bestimmte dazu seinen Verwandten und getreuen Rath, den Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich Viktor II. nannte und dem er bald selbst über die Alpen nachfolgte, um der ihm drohenden Gefahr in Ober-Italien zu begegnen. Denn Godfrid der Bärtige war dorthin gegangen und hatte sich mit Beatrix, der verwittweten Markgräfin von Tuscien, vermählt und seinen ihm gleichnamigen Sohn mit deren achtjährigen Tochter Mathilde verlobt. Deswegen wollte der Kaiser schnell die nöthigen Maßregeln ergreifen, ehe sich derselbe seiner neuen Macht recht bedienen konnte.

Als Heinrich in Ober-Italien erschien, ließ ihn Godfrid durch Gesandte seiner Treue versichern, Beatrix kam selbst mit ihrer Tochter, um ihm zu huldigen, aber Heinrich behielt Beide als Bürgen der Treue Godfrid's an seinem Hofe und als der einzige Sohn der Beatrix aus erster Ehe starb, zog er sogleich die Reichslehen ein,

welche dessen Vater besessen hatte. Dann lud er den Papst nach Deutschland ein, wohin er selbst eilig zurückkehrte, da ihm hier die größte Gefahr drohte, nicht allein von dem bärtigen Godfrid, der nach Flandern entflohen war, sondern auch von Anderen. Denn die harte Herrschaft des Kaisers in den letzten Jahren hatte ihm die Großen entfremdet: nahm er doch dem Herzog Konrad von Bayern, um eines geringen Zwistes willen, in dem dieser mit dem Bischof Gebhard von Regensburg gerathen war, das Herzogthum und gab es seinem eigenen Söhnlein Heinrich. Alle aber fürchteten die Uebermacht des Kaisers und es bildete sich insgeheim ein Bündniß zu seinem Sturze.

Der Bischof Gebhard, des Kaisers Oheim, und der Herzog Welf verließen ihn in Ober-Italien und kehrten über die Alpen zurück, unter dem Vorwand, einen Aufstand an den Grenzen ihres Gebietes gegen Ungarn hin niederzudrücken, in der That aber, um Mittel zu suchen, ihn auf dem Rückwege zu ermorden und den abgesetzten Herzog Konrad zum Könige auszurufen. Aber dieser starb unvermuthet, Welf erkrankte und entdeckte sterbend den Plan. Der Kaiser ließ darauf seinen Oheim gefangen setzen, behielt Kärnthen, wendete sich dann gegen die Slaven, welche Sachsens Grenzen beunruhigten, und brach im Sommer 1056 gegen den bärtigen Godfrid auf, der gegen Niederlothringen gezogen war und bei seinem Unternehmen auf den Beistand des Königs Heinrich von Frankreich rechnete. Aber dieser trachtete vielmehr selbst nach dem Besitze Lothringens. Um den Streit wegen dieses Landes schnell und für immer zu entscheiden, lud der Kaiser den König zu einer Unterredung nach Ipsch (Ivoi) und erbot sich hier bei der Zusammenkunft, die Rechtmäßigkeit seines Besitzes von Lothringen durch einen Zweikampf zu erproben. Da entwich der König in der Nacht, der bärtige Godfrid unterwarf sich und wurde vom Kaiser in Gnaden aufgenommen, der gab ihm Gemahlin und Stieftochter zurück und ließ sie nach Italien ziehen, auch Gebhard wurde frei und Heinrich suchte die Großen durch Milde sich und seinem Sohne geneigt zu machen. Diesen hatte er schon im Jahre 1053 auf einer Reichsversammlung zu Tribur zu seinem Nachfolger erwählen und im folgenden Jahre krönen lassen und ihn mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, verlobt.

Auf diese Weise glaubte er für die Zukunft gesorgt zu haben, denn er fühlte seine Kraft schwinden. Noch einmal wollte er auf einer großen Versammlung zu Goslar, wohin auch der Papst kam, seines Hauses Macht und Glanz zur Schau legen und sein Ansehen befestigen zum Frommen seines Sohnes. Da erkrankte er schwer, empfahl seinen Sohn noch den Fürsten und dem Papste und starb am 5. Oktober 1056.

Heinrich der Vierte im Kampf mit den Sachsen.

Der Tod des mächtigen Kaisers befreite die Großen von dem lästigen Zwange, den sie bisher mit Widerwillen getragen und Jeder suchte sich so unabhängig als möglich zu stellen und zu bereichern. Die Kaiserin-Wittwe Agnes, eine Tochter des Grafen Wilhelm des Großen von Guienne und Poitou, stand ohne Macht in Mitten der Parteien und die erste Frevelthat gegen sie wagte der Graf Rudolph von Rheinfelden. Der entführte ihre elfjährige Tochter Mathilde aus der Obhut des Bischofs von Konstanz und die Kaiserin bewilligte sie ihm nothgedrungen zur Gemahlin und verlieh ihm dazu das Herzogthum Schwaben, 1057, ungeachtet es der Kaiser dem Grafen Bertold von Zäringen versprochen hatte. Darüber zürnte denn dieser und ward nachmals durch die Verleihung des Herzogthums Kärnthen nicht zufrieden gestellt.

Um Einen der mächtigsten sächsischen Großen zu gewinnen, gab sie Bayern, welches sie bisher selbst verwaltete, aber gegen die Ungarn nicht stark genug vertheidigen konnte, dem Grafen Otto von Nordheim und übertrug die Erziehung ihres Sohnes dem Bischof Heinrich von Augsburg, der auch sonst ihr vornehmster Rathgeber war. Allein dieser übernahm sich wegen der ihm gewordenen Auszeichnung, bald zerrte die Verleumdung an seinem und der Kaiserin Rufe, der Erzbischof Anno von Köln, ein wahrhaft frommer und gebildeter und einst im Rathe des Kaisers angesehener Mann, dazu der Erzbischof Siegfrid von Mainz, und des jungen Königs Geschwisterkind, Graf Ekbert von Braunschweig, fühlten sich zurückgesetzt und verschworen sich, die Regierung zu ändern.

Als Agnes mit ihrem Sohne im Frühling 1062 zu Kaiserswerth weilte, lud Anno nach Tisch den König zum Besuche eines schön gezimmerten Schiffes ein, und sobald Heinrich eingestiegen, stürzten der Verabredung gemäß die Schiffer auf die Ruder und trieben es den Rhein abwärts. Der erschrockene elfjährige König sprang in den Strom und wäre ertrunken, hätte sich ihm nicht der Graf Ekbert nachgestürzt und ihn glücklich gerettet. Dann wurde er nach Köln gebracht und unter des Erzbischofs strenger Aufsicht gehalten.

Um nicht schnell den Haß und Neid der übrigen Großen gegen sich zu wecken, erklärte Anno, der König solle abwechselnd bald auf dieser, bald auf jener Pfalz leben und dann immer der Erzbischof für ihn und das Reich sorgen, in dessen Sprengel der König eben wäre. Jedoch schon im folgenden Jahre kam Heinrich beinahe ganz in die Obhut des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der alsobald durch eine grenzenlose Willfährigkeit gegen die Wünsche und Gelüste dessen ganze Zuneigung gewann und ihn mit Glanz und Vergnügen umgab. Er selbst lebte wie ein mächtiger weltlicher Fürst in Stolz und

Ueppigkeit und gab jetzt gewissermaßen als Reichsverweser die früher genährten Plane zur Ausbreitung des Christenthums ganz auf. Nur wenigen Günstlingen gestattete er Theilnahme an der Regierung.

Zumeist bedachten sie sich und ihre Freunde und ließen sich vom unerfahrenen Könige Reichsgüter und Gerechtsame und Kirchengüter ertheilen, Adalbert selbst riß zwei Abteien an sich, gab dem Erzbischofe Anno zwei andere, dem Herzoge von Bayern das Kloster Altaich, dem Herzoge von Schwaben die reiche Abtei Kempten, Anderen anderes. Die Großen schalteten nach Willkür, Niemand achtete des Königs und alle Gräuel des Faustrechtes, der Selbsthülfe und Rache gingen durch Deutschland. Als Heinrich das Weihnachtsfest zu Goslar feierte, entstand heftiger Streit zwischen dem Bischofe von Hildesheim und dem Abte von Fulda wegen des Vorsitzes, der Streit erneuerte sich am folgenden Pfingstfeste, die Parteien begegneten sich in der Kirche mit den Schwertern, das Heiligthum wurde entweiht, selbst auf dem Altare floß Blut, mit Mühe entkam der König dem Getümmel und erst die Nacht endete den Kampf.

Unter solchen Wirren wuchs Heinrich zum Jünglinge heran, zügellos in seinen Begierden, voll Hasses gegen das herzoglich sächsische Geschlecht und gegen die Großen überhaupt, von dem auch sein Lehrer Adalbert erfüllt war, dabei hegte er die Meinung, seinem Willen könne und dürfe sich Niemand widersetzen. Kaum war er fünfzehn Jahre alt, ließ ihn der Erzbischof feierlich mit dem Schwerte umgürten und für mündig erklären, als könne und werde der König nun allein regieren, während doch nur er fort und fort Alles leitete, seinen Günstlingen Güter und Ehren zuwarf, und als endlich zur Sättigung seines Hochmuthes und der Verschwendung des Königs die Einkünfte nicht mehr hinreichten, verkaufte er Bisthümer und Abteien an die Meistbietenden.

Dadurch mehrte aber Adalbert die Zahl seiner Gegner und es verbanden sich Anno und Otto von Bayern und der Erzbischof von Mainz, den Verhaßten zu stürzen, und als der König in Tribur weilte, bedrängten ihn die Fürsten so heftig, daß er ganz erschreckt den Erzbischof entlassen mußte, 1066. Alsobald stürzten die Billunger auf die Güter des Gefallenen ein, plünderten und brachen seine Burgen, und Adalbert konnte sich im Besitze seines Erzbisthums nur dadurch behaupten, daß er den größten Theil seiner Güter als Lehen hingab. Anno leitete wieder die Reichsangelegenheiten. Der König aber lebte in seiner Weise, umgeben von einem Schwarm leichtfertiger Genossen und übte ohne Scheu vor Göttlichem und Menschlichem Gewalt an Frauen und Jungfrauen, baute Burgen in Sachsen wie zum Schutz gegen die slavischen Völker, in Wahrheit jedoch zur Unterdrückung der Sachsen. Auf das Zureden Anno's vermählte er sich, noch nicht ganz sechszehn Jahre alt, mit der ihm schon früh verlobten Braut, wendete sich aber sogleich wieder von ihr, und weil ihr sittliches Leben keinen Vorwand zur Scheidung gewährte, suchte

er diese durch den habsüchtigen Erzbischof Siegfrid von Mainz zu erlangen. Und dieser versprach dazu seinen Beistand, wenn der König dagegen der Mainzer Kirche den allgemeinen Zehnten von Thüringen verschaffe, wie ihn die sächsischen Bischöfe von allen Gütern in Sachsen erhielten, denn bis dahin waren in Thüringen nur die unmittelbaren Güter der Mainzer Kirche dienstbar. Heinrich war sogleich dazu bereit und gebot den thüringischen Gutsbesitzern den Zehnten zu entrichten. Zwar widersprachen und widersetzten sie sich, wurden aber vom Könige bezwungen.

Darauf sollte auf einem Reichstage zu Frankfurt die Ehe Heinrich's vor den versammelten Fürsten getrennt werden, da erschien unerwartet als päpstlicher Gesandter der strengsittliche Peter Damiani, gebot dem Könige und dem Erzbischofe von Mainz, von ihrem Vorhaben abzustehen und drohte mit den kirchlichen Strafen, wenn sie darin weiter verführen. Im Unwillen schied Heinrich von der Versammlung, ging nach Sachsen, versöhnte sich dann mit seiner Gemahlin und lebte als Gatte mit ihr.

Damals erschien auch der Erzbischof Adalbert wieder am königlichen Hofe und errang schnell den alten Einfluß. Und er sann mit Heinrich auf Rache an ihren Gegnern, zumal den sächsischen Großen, neue Burgen wurden gebaut, den Söldnern darin jeder Muthwille gestattet, der König jagte nur nach immer neuen Vergnügen. Vergebens waren alle Mahnungen und selbst Drohungen, er hoffte seine Feinde leicht zu zermalmen, die Mächtigsten zuerst. Plötzlich wurde Otto von Bayern, der auch in Sachsen reich begütert war, von einem gewissen Egino als Urheber einer Verschwörung zum Morde des Königs angeklagt. Der Beschuldigte sollte seine Unschuld durch das Gottesurtheil des Zweikampfes erproben, als er aber auf eine insgeheim erhaltene Warnung nicht erschien, ward er für schuldig erkannt und sogleich fielen seine Gegner über seine Güter in Sachsen her und verwüsteten sie, schrecklich vergalt es der darüber erbitterte Herzog an den königlichen Gütern und Mord und Brand gingen durch das Land.

Da gab Heinrich, um einen mächtigen Freund zu gewinnen, das Herzogthum Bayern an Otto's Schwiegersohn, Welf, den Schwestersohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Herzogs Welf von Kärnthen, und derselbe zerriß schnell die Bande der Verwandtschaft und sandte seine Gemahlin ihrem Vater Otto zurück. Dieser wollte nun mit seinen Freunden dem Könige in offener Schlacht begegnen, ward aber überredet, dessen Gnade zu suchen. Und er und Magnus, der Sohn des erst vor Kurzem verstorbenen Sachsenherzogs Ordulf, kamen und unterwarfen sich, 1071. Der König jedoch, jetzt auf seine Macht und sein Glück vertrauend, behielt und behandelte sie als Gefangene, nahm dem Magnus, wahrscheinlich auf den Rath des Adalbert, das Herzogthum, um das Billung'sche Geschlecht und die Großen Sachsens zu demüthigen und schloß dazu auch mit dem

Könige von Dänemark ein Bündniß. Adalbert nahm schnell die ihm von Ordulf abgepreßten Lehen zurück, starb aber bald darauf, 1072 im März.

Der König fuhr fort in seiner Willkürherrschaft, der Erzbischof Anno kam zwar auf den Ruf desselben an den Hof und suchte manches zu bessern, zeigte sich jedoch fortwährend habsüchtig und wollte die Abtei Malmedy, welche er zu vielen anderen Gütern an sich gerissen, trotz der Mahnungen des Königs und der Bitten des Abtes nicht herausgeben. Da brachten Mönche die Reliquien ihres Schutzheiligen und riefen laut klagend vor allem Volke um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, und erschreckt gab nun Anno die Abtei zurück. Auf das Leben und Walten Heinrich's konnte er wenig einwirken, der bald auch die Herzoge Rudolf von Schwaben und Bertold von Kärnthen zu stürzen suchte, da sie, mit seinem Treiben unzufrieden, sich vom Hofe fern hielten. Jener rief die Kaiserin-Wittwe, die sich in ein Kloster nach Italien zurückgezogen hatte, daß sie ihn mit dem Könige versöhne und auf ihre Bitten verfuhr Heinrich nicht weiter gegen ihn, das Herzogthum Kärnthen sprach er jedoch dem Zäringer Bertold ab und gab es einem Verwandten des Erzbischofs Siegfrid von Mainz. Ebenso willkürlich verlieh er Bisthümer und Abteien, ließ den Otto von Nordheim frei, behielt aber den Magnus gefangen und wollte, derselbe solle auf das Herzogthum Sachsen verzichten. Als der es standhaft verweigerte und Otto von Nordheim sich als Geisel für dessen Treue anbot, soll Heinrich geäußert haben: Otto sei ihm mit Leib und Gut verfallen und noch nicht hinreichend gerechtfertigt, — dann bei anderen Gelegenheiten: die Sachsen seien alle leibeigen und müßten ihm als solche dienen.

Dieses wirklich zu erzwingen, vermehrte er die Burgen in ihrem Lande, umgab sich mit Franken und Schwaben und erweckte und nährte geflissentlich die alte Eifersucht zwischen Sachsen und Franken und forderte den Erzbischof von Mainz auf, seine Ansprüche auf den Thüringer Zehnten geltend zu machen. Heinrich wollte den Krieg, der sollte die Sachsen ganz in seine Gewalt bringen. Schon bot er die Reichsmacht auf, scheinbar um die Polen aus Böhmen zu vertreiben, dazu erwartete er das Hülfsheer der Dänen, als die Edlen Sachsens ihr Gefolge gegen sechszigtausend Mann sammelten, ihn zu Goslar überfielen und aufforderten, seine Burgen zu brechen, den Fürsten ihre entrissenen Güter zurückzugeben und Sachsen zu verlassen, wo er seit seiner Kindheit sein Leben in Müßiggang hingebracht habe, er solle die Schmeichler und feilen Dirnen von seinem Hofe entfernen und die Reichsverwaltung den Fürsten übertragen.

Ueberrascht und erzürnt suchte Heinrich die Sachsen durch Versprechen hinzuhalten und entkam mit den Reichs-Insignien nach der festen Harzburg; als sie ihm auch hieher folgten, entfloh er nach

Hersfeld, wo er den Magnus gegen Bürgschaft frei ließ. Und weil eben damals das aufgebotene Reichsheer sich dort versammelte, bat er fußfällig die Fürsten, sie möchten die beleidigte Majestät rächen. Darauf wurde der Zug gegen die Sachsen beschlossen und Heinrich reizte selbst die Liutizen zum Kampfe gegen die Sachsen auf; aber diese spendeten noch größere Summen und gewannen Jene zu Freunden und ebenso die Dänen, und sie waren schon Willens, den Herzog Rudolf zum Könige zu erwählen, wenn er nicht selbst dagegen gewesen wäre.

Bald darauf aber klagte Reginar, ein in Ungnaden entlassener Günstling Heinrich's, in offener Fürstenversammlung: er sei mit Anderen vom Könige zum Morde der Herzoge Rudolf und Bertold gedungen worden. Vergebens betheuerte Heinrich seine Unschuld, vergebens erbot sich Ulrich von Kosheim, für ihn die Schwertprobe zu bestehen. Verlassen von den Fürsten und Bischöfen begab sich der König nach Worms und fand hier eine sichere Stätte und an den Einwohnern treue Freunde und Beschützer. Bald erklärten sich auch andere Städte für ihn, weil sie von ihm Förderung ihres Gemeinwesens gegen die auf ihre Macht eifersüchtigen großen und kleinen Herren ringsumher hofften. Als nun auch Reginar kurz vor dem Zweikampfe im Wahnsinn starb, deutete das Volk dessen Tod als das offenbarste Gottesurtheil und Heinrich gewann immer mehr Anhänger. Nur die Sachsen blieben ihm feindlich gesinnt und wiederholten ihre alten Forderungen, daß er endlich, auf's Aeußerste gedrängt, ihnen dieselben zu Gerstungen bewilligte. Da er aber mit der Zerstörung seiner Burgen wieder zögerte und insbesondere seine geliebte Harzburg retten wollte, deren Kirche er reichlich ausgestattet und geschmückt hatte, darin auch die Leichname seines Bruders und Sohnes ruhten: da fielen sie im Zorn auf dieselbe und zerstörten sie gänzlich.

Darüber fühlte sich Heinrich auf's tiefste gekränkt und er klagte den Fürsten und dem Volke die Barbarei der Sachsen. Die Fürsten waren unwillig über den Vertrag zu Gerstungen, der von den Sachsen ohne sie geschlossen war und ließen sich vom Könige gewinnen und alsobald wurde durch das ganze Reich geworben und zum Zuge gegen die Sachsen gerüstet. Diese versuchten anfangs die Gefahr durch Bitten abzuwenden und versprachen, dem Könige alles Geraubte und Zerstörte zu ersetzen, dann rüsteten auch sie sich unter Fasten und Gebet zur Abwehr und zogen dem Könige entgegen.

Auf dessen Ruf waren alle Herzoge und Bischöfe, auch der Herzog Wratislav von Böhmen, dem Heinrich die Markgrafschaft Meißen versprochen hatte, mit ihren Mannen erschienen, selbst der alte Abt Widerad von Fulda, kam, gestützt auf einen Stab und auf seine Diener, bis ihm die Beschwerde des Zuges bald den Tod brachte. Die Sachsen selbst waren uneinig, mehrere ihrer Bischöfe und Großen sonderten sich ab. Es war zur Sommerzeit 1075.

Heinrich eilte so sehr, daß er seinen Feinden bei Hohenburg an der Unstrut gegenüber stand, ehe sie es vermutheten. Doch sammelten sie sich schnell und begannen die Schlacht am 13. Juni. Nach der heftigsten Gegenwehr lösten sich ihre Glieder und bald war die Flucht allgemein. Gegen achttausend Sachsen und Thüringer lagen auf dem Wahlplatze, aber auch vom Heere des Königs waren gegen fünftausend gefallen. Die sächsischen Großen flüchteten auf ihre Burgen, Heinrich eilte ihnen nach und verwüstete das offene Land, entließ endlich sein Heer aus Mangel an Lebensmitteln reich beschenkt und entbot es für den Herbst zum neuen Zuge.

Vergebens sandten die Sachsen Boten, ihn abzumahnen, er wollte seinen Sieg vollenden, was um so leichter schien, da Otto von Nordheim die Uneinigen nicht mehr vereinigen und ermuthigen konnte. Als Heinrich denselben auf's Neue gegenüber stand, ließ er sich durch ihre Bitten zur Unterhandlung bewegen. Die von ihm ernannten Schiedsrichter erkannten zu Recht: die Sachsen sollen sich ihm unbedingt unterwerfen, jedoch so, daß ihnen Ehre, Leib und Gut gesichert bleibe.

Nach langer Berathung, und erst, nachdem die Vermittler sich eidlich in die Seele des Königs, nach dessen gegebenem Versprechen, für das Leben und die bald zu gewährende Freiheit und Einsetzung in ihre Güter verbürgt hatten, ergaben sich die sächsischen und thüringischen Fürsten und Edlen. Heinrich gab sie einzeln den ihm getreuen Fürsten in Gewahrsam, ließ dieselben jedoch bald darauf in die verschiedensten Gegenden des Reichs zu strenger Haft vertheilen, er selbst befestigte sich mehr und mehr in Sachsen, ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und waltete als wahrer Herrscher. Das letzte deutsche Nationalherzogthum war gedemüthigt und ganz in seiner Gewalt, Alles schien seinem Willen unterthan, als ihm aus der Ferne her ein neuer Feind erstand.

Heinrich der Vierte im Streit mit Gregor den Siebenten.

Während der Minderjährigkeit des Königs und der darauf folgenden Zwiste mit den Fürsten blieben Italien und Rom sich selbst überlassen und Gegenpäpste stritten eine Zeitlang um die Oberherrlichkeit mit einander und das alte Parteien-Unwesen mit allen seinen Folgen tauchte wieder auf, die Kirchensatzungen waren vergessen oder wurden verhöhnt. Da unternahm es Hildebrand, Zucht und Ordnung und damit den Glanz und das heilsame Ansehen der Kirche zum Besten der ganzen Christenheit wieder herzu-

stellen und es bereiteten sich im Stillen Ereignisse vor, durch welche die ganze, damals bestehende christlich-bürgerliche Verfassung einer neuen Gestaltung entgegen ging.

In seinem Eifer, der Kirche würdige Priester zu geben, suchte Hildebrand das Mönchthum auf alle Weise zu fördern, die Priesterehen und den Verkauf der geistlichen Würden und Aemter zu verbannen. Die Päpste waren hierin seine willfährigen Werkzeuge. Dann wollte er die Wahl der Päpste vor den Umtrieben des Adels und Volkes sichern und so das Oberhaupt der allgemeinen christlichen Kirche dem weltlichen Parteiwesen entziehen. Und unter Nikolaus II. wurde im Jahre 1059 auf einer Synode in Rom beschlossen, daß fortan der Papst nur von den Kardinälen der römischen Kirchen gewählt werde, jedoch mit Vorbehalt der schuldigen Achtung und Ehrerbietung gegen den König Heinrich IV. als künftigen Kaiser, dem dieses Recht (der Anerkennung) schon zugesagt worden und gegen seine Nachfolger, welche dasselbe von dem apostolischen Stuhle persönlich erlangen würden.

Um sich zugleich in der Nähe mächtige Freunde zu erwerben, ertheilte Nikolaus den Normannen in Unter-Italien die Lehen der Kirche, dazu aber auch einige kaiserliche. Als nach dem Tode dieses Papstes die Kardinäle den Bischof von Lucca als Alexander II. erwählten, die Gegner aber den Bischof Kadolaus von Parma als Honorius II., wußte sich Jener durch die kräftige Unterstützung des Herzogs Godfrid zu behaupten, und darauf wurden die schon früher gegebenen kirchlichen Verordnungen erneuert und mit größerem Ernste gehandhabt und es erfolgte ein heftiger Kampf des Mönchthums gegen die Weltgeistlichen, welche sich von ihren Gattinnen trennen und wie Mönche leben oder dem kirchlichen Dienste entsagen sollten. Zugleich erscheint das Streben, Rom mehr als es bisher geschehen, zum Mittelpunkte aller Kirchen und kirchlichen Anordnungen zu machen: denn sie sei die Mutter aller anderen und die Kardinäle gleich Sternen mit der Würde der Engel bekleidet.

Die Kirche in Mailand, berühmt durch den heiligen Ambrosius und die lombardischen Geistlichen, widerstrebten zuerst hartnäckig der völligen Unterordnung unter Rom und den strengen Gesetzen, als aber selbst angesehene Laien für die Durchführung der neuen Vorschriften eiferten, kam es zu Bürgerkriege. Während dieser Wirren starb Alexander II. am 22. April 1073 und noch an demselben Tage wurde Hildebrand von den Kardinälen gewählt. Seine Gegner aber sandten an den König Heinrich, daß er die Wahl nicht bestätige, und dieser schickte den Grafen Eberhard nach Rom, die Sache zu untersuchen.

Hildebrand nahm den Abgesandten freundlich auf, betheuerte, er habe die päpstliche Würde nicht aus Ehrgeiz gesucht, sondern sei gezwungen worden, deswegen habe er auch bisher nur die Geschäfte geführt und wolle sich nicht eher weihen lassen, als bis er des

Königs Beistimmung erlangt habe. Auf dieses billigte der König die Wahl und Hildebrand nannte sich Gregor VII.

Was er früher durch Andere anstrebte, das suchte er nun selbst zu erreichen: die römische Kirche über alle anderen christlichen Kirchen, und den Papst zum Oberhaupt aller christlichen Gemeinden mit geistlicher und weltlicher Herrlichkeit zu erheben, die ganze Christenheit in einen großen Lehensstaat umzubilden, dessen Oberhaupt der Papst und dessen Vasallen Kaiser und Könige sein sollten. Er wollte die große morgenländische Kirche, welche sich von der römischen getrennt hatte, wieder mit dieser vereinigen, was damals noch sehr leicht schien. Ja, er dachte selbst daran, einen Kriegszug gegen die Mohamedaner in Asien zu unternehmen, ihnen die heiligen Orte zu entreißen und die christliche Religion dort wieder siegreich zu machen und das alte morgenländische christliche Reich aufzurichten, und sie und die armenische Kirche mit der römischen zu verbinden. Er wollte die einst berühmte, damals schon ganz verödete und verwaisete afrikanische Kirche mit der römischen verschmelzen und überall die Wahl der Bischöfe den Fürsten entziehen.

Zur Ausführung seiner Entwürfe warb er eifrig neue Freunde, bestärkte die alten und gewann an den Markgräfinnen Beatrix und ihrer Tochter Mathilde und an ihrem Beichtvater, dem Bischofe Anselm von Lucca, den thätigsten Beistand. Mathilde hatte sich mit Godfrid dem Buckligen, dem Sohne Godfrid's des Bärtigen, vermählt, aber bald wieder von ihm getrennt und die beiden Frauen trachteten nur, den Plänen Gregor's den Sieg zu verschaffen. Schon wirkten in Deutschland einige Bischöfe, namentlich Altmann in Passau, für dieselben Zwecke und es galt nun, auch den jungen König dafür zu gewinnen oder zu zwingen.

Heinrich hatte indessen sein ganzes Augenmerk nur auf die sächsischen Angelegenheiten gerichtet und nicht erkannt, welche größere Gefahr ihm von Italien her drohe, wo durch die Freunde Gregor's und gewiß mit dessen Bewilligung und in seinem Geiste Grundsätze verbreitet wurden, von denen man bis dahin nie gehört hatte, als: die königliche Gewalt muß den Päpsten unterworfen sein, alle bischöflichen Angelegenheiten können und sollen vor den römischen Stuhl zur Entscheidung kommen, die römische Kirche hat das Recht, über Alle zu richten, über sie aber Niemand. Die römische Kirche ist unmittelbar von Gott gegründet und sie allein ist der Hafen des Heils und der Rettung, der apostolische Stuhl hat das Recht, Kirchenversammlungen zu berufen, Bischöfe abzusetzen, einzusetzen und zu bestätigen. Deswegen sollen alle Bischöfe überall her nach Rom kommen, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gegen den Papst und von diesem die Norm ihres Wirkens erhalten und befolgen.

Zum vollständigen Siege seiner Grundsätze, zuerst in Ober-Italien, bedurfte Gregor der thätigen Hülfe des Königs, und als

dieser sich hierin lau zeigte, erließ er ernstliche Mahnungen, er solle für das Heil der Kirche sorgen. Bald aber meldete der Papst hocherfreut seinen Freunden, Heinrich habe ihm ganz demüthig geschrieben, wie früher niemals ein deutscher König einem Papste, und derselbe werde in der mailändischen Angelegenheit willfahren. Und es wußte und äußerte Gregor bereits, wie viel er dem Könige nützen und schaden könne. Zugleich wollte er sich die Normannenhäuptlinge in Unter-Italien ganz verbinden, und hatte er sich früher über ihre Uneinigkeit gefreut, weil dadurch um so weniger Gefahr für den päpstlichen Stuhl war, so trachtete er jetzt um so eifriger, sie miteinander zu Vasallen der römischen Kirche zu machen, um sie in der Zeit der Noth zum Beistande aufbieten zu können.

Gregor's Befehle, daß jeder Geistliche ehelos und enthaltsam leben solle, gingen bald nicht mehr an diese allein, sondern auch an das Volk, daß es dem Gottesdienste ungehorsamer Priester nicht mehr beiwohne. Darüber entstand in Deutschland anfangs eine ungeheure Bewegung und es kam in mehreren Kirchen bei der Verkündigung des strengen Gebotes zu heftigen Auftritten. Aber der Papst nahm dasselbe nicht zurück; auch in Deutschland unterstützten einige Große und deren Frauen seine Pläne, die verheiratheten Priester mußten allmälig weichen, da man ihrer wegen der Menge der indessen entstandenen Klöster und der mit priesterlicher Würde ausgezeichneten Mönche nicht mehr bedurfte. Von jener Zeit an ward die Ehelosigkeit der Priester allgemeines Gesetz in der römisch-katholischen Kirche.

Zugleich sollte die Simonie für immer aufhören und Gregor entsetzte und bannte einige Bischöfe in Deutschland, welche ihre Würden um Geld erhalten hatten und mahnte den König, daß er sich dieses Vergehens nicht ferner schuldig mache. Als aber Heinrich weder darauf achtete, noch sich dem Umgange mit den Gebannten entzog, schickte Gregor Gesandte in Begleitung der Kaiserin-Wittwe nach Deutschland, um zu untersuchen und zu richten. Sie weigerten sich, persönlich mit dem Könige zusammen zu treffen, bis er Buße gethan wegen der Vergehen, deren man ihn am römischen Hofe angeklagt habe. Nur durch die Vermittelung seiner Mutter erlangte Heinrich damals die Aussöhnung mit dem Papste; die Gesandten aber wollten nun weiter verfahren und eine Synode in Deutschland halten, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Diesem Begehren widersetzten sich die Bischöfe auf das Eifrigste, als einer ihre Rechte kränkenden Neuerung. Und der Papst begnügte sich indessen mit dem Versprechen des Königs, der Simonie selbst zu entsagen und die Ehelosigkeit der Geistlichen nach Kräften zu fördern und dies hielt Heinrich. Gregor aber lud darauf mehrere Bischöfe zur Verantwortung nach Rom und vermochte den König, dieselben nicht weiter zu unterstützen. Nicht blos die Angeschuldigten, sondern alle Bischöfe sollten in Rom bei den Synoden erscheinen, um ihre Ehr-

furcht und ihren Gehorsam der Mutterkirche zu bezeigen, das war die immer wiederkehrende Mahnung und der Weigerung folgte die Absetzung. Nur diejenigen Bischöfe hießen getreue Söhne, welche persönlich vor dem Papste erschienen und Gehorsam der römischen Kirche gelobten.

Bald kamen Uneinigkeiten unter die deutschen Bischöfe, die Einen willfahrten freiwillig den Befehlen des Papstes, die Anderen nur, um ihre Würden und Einkünfte sich zu bewahren; gegen die Ersten, die sich ihm unterwarfen, war Gregor milde, aber streng gegen die später Erscheinenden und mancher verlor sein Bisthum. Daß er bei seinem Unternehmen von der Absicht geleitet ward, die Welt zu bessern und aus den Gräueln der Rohheit und Versunkenheit Geistliche nnd Weltliche zu erheben und daß er dieses als sein Amt ansah, weil er die Leitung der allgemeinen Kirche und die Pflicht, das Evangelium zu verkünden, übernommen habe, dies erhellt aus manchen seiner Briefe. So klagt er: die morgenländische Kirche fällt auf Antrieb des Teufels vom katholischen Glauben ab, anderwärts sehe ich Bischöfe ungesetzmäßig in ihrer Würde und in ihrem Leben, da sie doch das Volk in der Liebe Christi und nicht mit weltlichem Ehrgeize regieren sollten, und unter den weltlichen Fürsten finde ich keinen, der die Ehre Gottes der seinigen und die Gerechtigkeit dem Nutzen vorziehe. Die aber, unter welchen ich wohne, Römer, Langobarden und Normannen, sind, was ich ihnen oft sage, ärger als Juden und Heiden.

Von der Uebereinstimmung aller christlichen Kirchen mit der römischen, nicht nur in der Lehre und in der Feier des Gottesdienstes, sondern auch in unwesentlichen Dingen und von der Leitung aller Kirchen durch den Papst erwartete er alles Heil der Welt. Dem Papste aber seien die Bischöfe und um so viel mehr die Könige und Fürsten unterworfen, denn er leite das Geistliche, um wie viel mehr also das Leibliche und Weltliche, er, der Statthalter Christi!

Während Gregor diese Sätze als Glaubenswahrheiten durch seine Freunde lehren und anwenden ließ, erlitt seine Partei im Mailändischen eine schwere Niederlage, und Volk und Geistlichkeit sangen Loblieder wegen des Sieges, welchen sie über den Papst zur Behauptung ihrer kirchlichen Selbstständigkeit errungen hatten.

Gregor war darüber so erbittert, daß er sich in seinen Reden und Briefen kaum mäßigen konnte und sein ganzer Zorn richtete sich gegen den deutschen König, als habe dieser durch seine Saumseligkeit das Unheil herbeigeführt und dem Papste diese Schmach bereitet, statt dessen Sache zur siegenden zu machen. Deswegen sollte er nun die Herrschaft Christi und seines Statthalters fühlen; er sollte Buße thun und der Kirche Gehorsam leisten, wenn nicht der offene Kampf zwischen ihnen ausbrechen sollte.

Gregor's des Siebenten Streben nach der Weltherrschaft.

Von nun an erscheint Gregor in seinen Reden und Thaten meistens als ein heftiger, erbitterter Mann, der seine Gegner mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu vernichten sucht. Und er sandte Boten und Briefe an Heinrich und drang mit Mahnen und Drohen in ihn, daß er sich demüthige vor Gott und dem heiligen Petrus, denen er den Sieg über seine Feinde, die Sachsen, verdanke. Durch den Sieg über den deutschen König wollte Gregor die Niederlage in Ober-Italien vergessen machen und in der Unterwerfung desselben aller Welt seine Macht und Herrlichkeit zeigen. Er hütete sich aber wohl, jenen Hauptgrund offen hinzustellen, vielmehr bot ihm der Umgang Heinrich's mit gebannten Bischöfen und daß er Bisthümer an Männer verlieh, die dem Papste unbekannt waren, so wie das Privatleben des Königs selbst willkommenen Vorwand zum Tadel und zur ernstlichen Mahnung, Buße zu thun. Auch sollte Heinrich die gefangenen sächsischen Bischöfe freigeben und wieder einsetzen, daß sie dann von einer Synode entweder gestraft oder in ihren Würden belassen würden. Schon drohte ihm Gregor, er möge denken an Saul, der sich seines Sieges rühmte und die Mahnungen der Propheten verachtete und von Gott verworfen wurde; er möge bedenken, welche Gnade David durch seine Demüthigung erlangte.

Heinrich feierte das Weihnachtsfest 1075 zu Goslar, wohin er auch die Fürsten des Reiches beschieden hatte, um nach ihrem Rathe über das Schicksal der Sachsen und Thüringer zu entscheiden. Da nur wenige derselben erschienen, blieb die Sache schweben, doch gab er den Otto von Nordheim frei, nachdem dieser ihm seine zwei Söhne als Geisel gegeben und erhielt von den Versammelten die Zusage der Thronfolge für sein Söhnlein Konrad und er glaubte sich jetzt nach der Demüthigung der Sachsen in seiner Macht ganz gesichert. Wenige Wochen zuvor war der Erzbischof Anno gestorben; schon hatte Heinrich begonnen, die zerstörten Burgen wieder aufzubauen und als die Abgesandten von Köln erschienen und um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles baten, wollte er ihnen einen Kanonikus, Hidolf von Goslar, aufdrängen, worüber sie erzürnt von ihm schieden.

Da erschienen die Boten des Papstes, übergaben dessen Schreiben und als sich der König ihren Forderungen nicht willfährig zeigte, luden sie ihn vor eine Kirchenversammlung nach Rom zur Verantwortung.

Erstaunt, erzürnt, vernahm Heinrich ihre Worte. Jetzt nach dem Siege über die Sachsen sich vor dem Papste beugen, und fremde Geistliche als Richter über sich anerkennen, das däuchte ihm feig und unköniglich. Er entließ die Gesandten mit heftigem Groll

und berief alsobald die Bischöfe und Aebte von ganz Deutschland nach Worms, um Mittel und Wege mit ihnen zu finden, den stolzen Papst zu stürzen. Indessen kam aus Italien der Kardinal Blancus, ein glühender Gegner Gregor's, und schilderte dessen Walten, so daß die Absetzung als eine Wohlthat für die Menschheit erscheinen mußte. Und darauf faßten die am 24. Januar 1076 versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten den Beschluß: Gregor sei nicht mehr als Papst anzuerkennen. Nur die Bischöfe Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz widersprachen, unterschrieben aber, als man in ihrer Weigerung ihre Treue gegen den König verdächtigen wollte.

Auf diese Nachricht verbanden sich alsobald viele Bischöfe Ober-Italiens mit einem Schwure, den Gregor nicht mehr für einen Papst zu achten.

Als die Boten Heinrich's ihren Auftrag in voller Versammlung der Kardinäle zu Rom vorbrachten, waren sie ihres Lebens kaum sicher und die Versammlung trennte sich in stürmischer Bewegung, auf das Zureden Gregor's, ohne Entscheidung. Am folgenden Tage aber kamen Abgesandte von mehreren Bischöfen aus Deutschland, die den Papst um Verzeihung baten, daß sie sein Absetzungsurtheil mit unterschrieben und die ihm jetzt volle Unterwerfung gelobten. Diese Uneinigkeit entschied. Gregor sprach in einer neuen Versammlung den Bann über den Erzbischof Siegfried von Mainz, weil er es versuchte, die Bischöfe des deutschen Reiches von der katholischen Kirche loszureißen, und über alle jene Bischöfe, die freiwillig den Wormser Beschluß unterzeichneten, den Anderen setzte er eine Frist zur Buße und Genugthuung; er sprach den Bann über die lombardischen Bischöfe, weil sie sich gegen den heiligen Apostel-Fürsten Petrus verschworen, und untersagte endlich dem Könige Heinrich die Regierung des deutschen Reichs und Italiens, und entband alle Christen vom Eid der Treue, den sie ihm geschworen, und verbot, daß demselben noch Jemand wie einem Könige diene.

Als Gregor dieses that, war er über den Erfolg kaum zweifelhaft, er kannte die Schwäche des Königs, den Haß der Sachsen gegen ihn und die Uneinigkeit der deutschen Fürsten. Da er aber hörte, sein Bann wirke nicht so schnell als er hoffte, so suchte er durch neue Briefe und Boten die Fürsten und das Volk gegen ihn aufzuregen und sein Verfahren zu rechtfertigen. Und was seine Freunde schon früher lehrten, das wiederholte er nun selbst in seinen Briefen, so daß kein Zweifel obwaltet über seinen Plan, ein Weltreich zu gründen, an dessen Spitze der Papst stehen müsse, und in dessen Provinzen nicht die Fürsten, sondern die Bischöfe regieren. Denn er sagte: Christus, der Herr, hat die Gewalt, zu binden und zu lösen, im Himmel und auf Erden, dem Petrus, dem Ersten und Fürsten der Apostel, dem Lehrer der allgemeinen Kirche, über-

geben; ihn hat der Herr gesetzt über alle Reiche der Welt und nur ihm sind sie unterthan. Der römische Papst aber ist der Nachfolger des heiligen Petrus und dessen Stellvertreter, er hat deswegen die Leitung aller Kirchen. Der Stuhl des heiligen Petrus löst und entscheidet das Himmlische und Geistige, um wie viel mehr das Irdische und Weltliche. Der Papst und die römische Kirche beschließen durch den heiligen Geist, sie ist unfehlbar. Sie hat zur Belehrung und Leitung der Völker Erzbisthümer und Bisthümer — kurz — jene priesterliche Rangordnung, nach dem Beispiele der Unterordnung der Engel, durch die verschiedenen Reiche eingeführt, ihr muß man gehorchen, sie kann nach Gutbefinden neue Gesetze geben und Niemand darf sie verachten. Man glaubt vielleicht, die königliche Würde sei höher als die bischöfliche? Aber jene erfand der menschliche Stolz, diese ward von der göttlichen Barmherzigkeit eingesetzt. Man lerne, was der heilige Ambrosius sagt: Vergleicht man die bischöfliche Würde mit dem Glanze der Könige und dem Diadem, so ist dieses weit geringer, es ist, als wenn man Blei mit Gold vergleicht.

Diese Sätze sollten durch Gregor zur vollen Geltung kommen durch die Demüthigung des deutschen Königs. Als er aber hörte, daß in Deutschland große Unruhe herrsche und daß Heinrich unbekümmert um den Bann fortwalte, selbst einen neuen Erzbischof in Köln eingesetzt habe und unter den Bischöfen noch viele Anhänger zähle, und daß man den Papst offen als Urheber der Zwiste und Uebel in Deutschland beschuldige, da war er zur Versöhnung mit dem Könige geneigt, wenn er Buße thue. Buße thun müsse jedoch derselbe und Niemand könne und dürfe ihn vom Banne lossprechen, als nur er, der Papst.

Zugleich suchte Gregor die Normannen sich noch inniger zu verbinden und den Herzog Rudolf von Schwaben als mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen. Und Rudolf, bestürmt von Briefen und Boten des Papstes, und geblendet vom Glanz der ihm verheißenen Krone, warb Freunde zum Sturze seines Schwagers, des Königs, verbündete sich mit den Herzogen Welf von Bayern und Bertold von Kärnthen, und bald sah sich Heinrich verlassen und verrathen. Die gefangenen sächsischen und thüringischen Großen wurden von den Fürsten und Edlen, deren Obhut sie anvertraut waren, freigelassen, und vergebens berief der König einen Reichstag, um diese und andere Angelegenheiten zu berathen. Gerade die vornehmsten erschienen nicht. Dagegen versammelten sich um die Mitte Oktober 1076 die Fürsten und Edlen zu Tribur und beschlossen, den Papst zu einer allgemeinen Reichsversammlung am Lichtmeßfeste des nächsten Jahres nach Augsburg einzuladen und ihm die Entscheidung über den König zu übergeben. Werde dieser binnen Jahr und Tag nicht frei vom Banne, dann habe er das Reich für immer verloren.

Heinrich wollte die Ankunft des Papstes und das öffentliche

Gericht nicht abwarten, sondern beschloß selbst nach Italien zu gehen und sich mit Gregor auszusöhnen, und mitten im Winter 1077, unter den größten Gefahren, gelangte er mit seiner Gemahlin und weniger Begleitung über die Alpen. Mit Jubel vernahmen die Gegner Gregor's in der Lombardei die Ankunft des Königs, sie erwarteten unter seinem Beistande einen vollständigen Sieg über den Papst. Der war indessen von Rom aufgebrochen und da er hörte, Heinrich sei in der Lombardei und er dessen Absicht nicht kannte, flüchtete er schnell nach Canossa, einem Schlosse der Markgräfin Mathilde und erwartete hier denselben. Dahin kamen aus Deutschland Bischöfe und Laien, thaten Buße vor Gregor und erhielten Lossprechung vom Banne. Dahin kam auch Heinrich, den die Großen der Lombardei vergebens davon abgemahnt hatten, um Buße zu thun, und Gregor meldete den Fürsten Deutschlands den Vorgang mit diesen Worten:

„Da stand er drei Tage lang, ohne irgend eine königliche Auszeichnung, vor dem Thore, barfuß und im wollenen (Buß-) Gewande und ließ nicht eher ab mit Weinen, die Hülfe und den Trost des apostolischen Erbarmens anzuflehen, bis er Alle, die zugegen waren und zu denen das Gerücht gekommen war, zum Mitleid bewegte, daß sie sich mit Bitten und Thränen für ihn verwendeten und Alle sich über Unseren ungewöhnlich harten Sinn verwunderten, Einige sogar ausriefen, das sei nicht mehr der Ernst apostolischer Strenge, sondern die Grausamkeit tyrannischer Rohheit. Endlich ließen wir Uns durch seine Zerknirschung und durch das Flehen der Anwesenden erweichen, befreiten ihn vom Banne und nahmen ihn wieder in den Schooß der Kirche auf."

Aber vor der Buße hatte Heinrich der königlichen Würde entsagen und dann schriftlich mit einem Eide versprechen müssen, er werde sich der Entscheidung des Papstes wegen der Anklage der deutschen Fürsten unterwerfen. So erschien und blieb Gregor der Oberherr und Richter des Königs und Heinrich konnte nur durch den Ausspruch desselben die Krone wieder erlangen.

Nach diesem Siege konnte Gregor weiter schreiten, und hatte er früher nur den Verkauf der geistlichen Würden verboten, so verbot er nun im Mai 1077 überhaupt die Ernennung der Bischöfe — oder wie er es ausdrückte, die Belehnung der mit einem Bisthum verbundenen Güter an die Bischöfe durch die Ueberreichung von Ring und Stab, wie es bisher üblich gewesen war. Zugleich mit diesem neuen Gesetze sollte allmälig die Bestätigung der gewählten Bischöfe von den Gesandten des Papstes in dessen Namen eingeführt werden. Auf diese Weise sollten alle den Kirchen je von den Königen oder Fürsten und Edlen verliehenen und bisher nur als Lehen betrachtete Güter, die ihre Herren wechselten, zur Verfügung des Papstes stehen und von ihm die Ernennung und Einsetzung der Bischöfe als seiner Beamten ausgehen. „Es sei billig", sagt

Gregor in einem Briefe, „daß die Bischöfe, welche ihr Hirtenamt nächst Gott nur mit Billigung und auf Befehl der heiligen römischen Kirche erhalten haben, durch die Gunst des apostolischen Stuhles auch den Unterhalt und Glanz der zeitlichen Güter haben.“

Damals mußte der Patriarch von Aquileja schwören, er wolle treu ergeben sein dem heiligen Petrus und dem Papste Gregor und dessen Nachfolgern, ihnen gehorchen und mithelfen zur Behauptung des römischen Papstthums und der königlichen Vorrechte des heiligen Petrus und auf geschehene Einladung die römische Kirche auch mit weltlicher Macht unterstützen. Denselben Eid mußte fortan jeder Bischof schwören und die Oberherrschaft Roms in allen christlichen Ländern in geistlicher und weltlicher Beziehung schien fest gegründet. Und schon wollte Gregor durch seine Gesandten in Frankreich bewirken, daß ein jedes Haus alljährlich wenigstens einen Denar dem heiligen Petrus zahle, wenn sie diesen nach alter Sitte als ihren Vater und Hirten anerkennen, wie denn auch Karl der Große alljährlich eintausendzweihundert Pfund als Dienstleistung für den apostolischen Stuhl sammelte, ja der große Kaiser habe ganz Sachsen als Opfer dem heiligen Petrus dargebracht!

Aber die Könige konnten und wollten diese Forderungen nicht zugestehen, wenn sie nicht Ansehen und Macht für immer aufgeben wollten, und es beginnt dann mit ihrem Widerstand der heftige Kampf des Königthums gegen das Papstthum, und nicht, wie Einige sagen, der Kampf der weltlichen Macht gegen die Kirche, denn das Papstthum ist nicht die Kirche.

Heinrich, der gedemüthigte König, fand in Ober-Italien theilnehmende Freunde, ward als König geehrt und waltete in Königsmacht. Von allen Seiten erhoben sich die Gegner Gregors, vergebens suchte er nach Deutschland zu kommen, denn alle Wege dahin waren ihm verlegt und er glaubte sich nur in Canossa sicher. Die Fürsten in Deutschland versammelten sich indessen zu Forchheim und wählten den Herzog Rudolf zum Könige. Dieser gelobte, die Bischofswahlen frei zu lassen, Deutschland wurde nach dem Beispiele Roms als Wahlreich erklärt und damit das Parteiengewühl recht eigentlich geweckt und genährt.

Von nun an ging der traurigste Zwist durch ganz Deutschland, indem die Einen — Bischöfe, Fürsten und Edle, Städte und Bürger für den neuen König, — Andere für Heinrich sich zum Kampfe erhoben und dabei zugleich ihre Privatsachen verfochten. Zumeist aber waren die Städte, besonders in Franken und Bayern, für Heinrich, so daß er Italien verließ, um seinen Gegner aufzusuchen, der seine vorzüglichste Stütze an den Sachsen fand. Die beiden Könige sandten Boten an Gregor, der wieder nach Rom zurückgekehrt war und verlangten seinen Beistand, er jedoch erklärte sich weder für den Einen, noch den Andern und behielt sich immer die Entscheidung bevor: Er wolle Gesandte nach Deutschland schicken und den als König anerkennen, der die gerechtesten Ansprüche habe.

So dauerte denn der innere Krieg mit furchtbarer Verwüstung fort und die Sachsen klagten heftig in ihren Briefen an Gregor, daß er jetzt durch kleinmüthiges Zögern die Uebel in Deutschland nähre und vermehre. Aber es geschah nichts, als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Parteien gingen, jetzt Diesem, dann dem Anderen Gunst und Beistand versprachen und zugleich von Beiden so viel Geld erpreßten, als sie nach römischer Weise nur immer konnten. Die Zögerung Gregor's war wohl berechnet, um Deutschland zu schwächen und sich die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit des einen oder des andern Königs und dann dessen Unterwerfung zu sichern.

Mit maßloser Wuth kämpften die Parteien in Deutschland und Ober-Italien gegen einander, Verwüstung lagerte auf allen Gauen. Als der Herzog Bertold von der Liutburg das Elend umher betrachtete, fiel er in Wahnsinn und starb nach wenigen Tagen. Heinrich gewann an Friedrich von Hohenstaufen einen ritterlichen, treuen Anhänger und gab ihm deswegen das Herzogthum Schwaben und seine Tochter zur Gemahlin und bald mehrten sich seine Freunde wieder mit seinem Glück. Gregor aber fuhr fort in seiner Weise und verhängte den Bann über alle Geistliche, die fortan irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien annahmen, und über Kaiser, Könige und Fürsten, die irgend ein kirchliches Amt verliehen. Dann sprach er von Neuem den Bann über Heinrich, bestätigte den Rudolf als gewählten König, sandte ihm gleichsam im Auftrage des heiligen Petrus eine Krone und äußerte weissagend: In diesem Jahre 1080 wird der Tod den unrechtmäßigen König wegraffen.

So geschah es wirklich, aber nicht nach Gregor's Wunsche. Um die Mitte Oktobers trafen die Heere der beiden Könige in der Gegend von Merseburg aufeinander, Otto von Nordheim und Rudolf siegten, aber dieser war tödtlich in den Unterleib verwundet und ihm auch die rechte Hand, wahrscheinlich von dem Herzoge Gottfried von Bouillon, abgehauen. Als man ihm dieselbe brachte, soll er ausgerufen haben: Seht, das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Treue geschworen, aber der Befehl des Papstes und die Bitten der Fürsten vermochten mich, meineidig zu werden. Am folgenden Tage starb er.

Während Heinrich's Ansehen und Macht durch den Tod seines Gegners wuchs, gewann Gregor den Normannen-Häuptling Robert Guiskard zu seinem getreuen Vasallen, und gestützt auf dessen Beistand, fuhr er fort, seine Pläne zu verfolgen, Heinrich aber übergab seine Angelegenheit in Deutschland dem Hohenstaufer und suchte mit einem Heere den Papst in Italien auf. Da trachtete dieser dem Könige neue Feinde zu erregen, insbesondere den mächtigen Welf zu gewinnen und einen neuen König aufzustellen, der vor seiner Anerkennung sich durch einen Eidschwur zum Lehensmann des heiligen Petrus verpflichten sollte. Und jetzt behauptete Gregor in seinen

Briefen sogar: **Jeder** Kleriker habe höheres Ansehen und höhere Macht als ein König, denn welcher Kaiser oder König hat Gewalt zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden?

Heinrich aber berief in Ober-Italien die Erzbischöfe und Bischöfe, diese erklärten den Gregor für abgesetzt und erwählten den Erzbischof Wigbert von Ravenna zum Papste und die beiden Gegner sprachen den Bannfluch gegen einander, während sich Heinrich gegen Rom wendete. Da er die Stadt nicht sogleich nehmen konnte, ließ er sie belagern und führte Krieg gegen die Schlösser und Anhänger der Markgräfin Mathilde, erschien mehrere Mal vor Rom, wollte sich selbst mit Gregor versöhnen und da dieses ohne neue Demüthigung nicht möglich war, ließ er sich durch den Gegenpapst Clemens III. krönen, 31. März 1084.

Als Gregor in der festen Engelsburg sich nicht länger halten konnte, rief er die Normannen zu Hülfe, und Robert Guiskard, der mit dem Siege Heinrich's seine eigene Sache gefährdet glaubte, kam und befreite den Gregor, ließ aber die Stadt drei Tage lang plündern und zuletzt anzünden und verkaufte mehrere Tausend gefangene Römer als Sklaven. Gregor ging zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno, wo er am 25. Mai 1085 starb.

In Deutschland war indessen der Graf Hermann von Luxemburg zum Könige gewählt worden, konnte sich aber nur mit Mühe gegen Friedrich den Staufer und gegen den aus Italien zurückkehrenden Kaiser behaupten. Der innere Krieg dauerte fort, alle Bande waren gelöst und die Freunde und Feinde Heinrich's schalteten gleich übel. Zwei stritten um ein Herzogthum, ein Bisthum, eine Grafschaft, der Eine von Gregor und dessen Nachfolger und Hermann, der Andere von Clemens und Heinrich begünstigt, und wie Diese mit dem Schwerte, stritten Andere mit Wort und Schrift für oder gegen Gregor's Pläne. Beide Parteien sehnten sich nach dem Ende der Gräuel und selbst die Sachsen waren nach dem Tode Otto's von Nordheim und Gregor's zum Frieden geneigt, zumal Heinrich den Gegenkönig vertrieb und ihn zur Unterwerfung zwang. Auch der tapfere Markgraf Ekbert von Meißen huldigte.

Doch schnell erhoben sich neue Gegner, die Nachfolger Gregor's, Viktor II. und Urban II., verweigerten dem Heinrich den Frieden, vertrieben den Clemens aus Rom und fesselten den Herzog Welf inniger an ihre Sache. Sein achtzehnjähriger gleichnamiger Sohn vermählte sich mit der dreiundvierzigjährigen Markgräfin Mathilde, Heinrich's eigener Sohn, Konrad, den er in Italien als Statthalter ließ, schloß sich jener feindlichen Partei an und ward zu Monza gekrönt und dann mit einer Tochter des Normannen-Grafen Roger von Sicilien vermählt, auch Heinrich's zweite Gemahlin entfloh zu seinen Feinden.

Dies Alles wirkte betäubend auf den ohnehin gebeugten Kaiser und er ließ eine Zeit lang ohne Theilnahme Alles geschehen. Erst

da erwachte er aus seiner Erstarrung, als der junge Welf sich von Mathilden trennte, denn er hatte erfahren, sie habe ihre Herrschaften, denen zu lieb er sich mit ihr vermählte, dem römischen Stuhle vermacht, und Vater und Sohn verbanden sich wieder mit Heinrich. Deutschland erhielt eine Zeit lang Frieden, alle Fürsten erkannten den Kaiser, sein Sohn Konrad starb unbeachtet in Italien, schon vorher war Heinrich's Sohn — auch Heinrich genannt — zum Könige gewählt worden, hatte aber dem Vater geschworen, sich niemals bei dessen Lebzeiten die Regierung anzumaßen. Und wieder zeigte sich der Kaiser geneigt, sich mit dem neuen Papste Paschal zu versöhnen und hatte nach dem Tode des Clemens keinen Gegenpapst mehr anerkannt, ja er versprach sogar, gegen die Lösung vom Banne einen Zug in's heilige Land zu unternehmen und seinem Sohne die Regierung abzutreten.

Allein alle Anerbietungen waren vergeblich, vielmehr suchte der Papst die alte Feindschaft der Sachsen gegen den Kaiser zu erwecken und endlich auch den zweiten Sohn gegen ihn aufzuregen. Und es gelang. Der Sohn verließ den Vater, weil er glaubte oder weil ihm gedroht war, er könne wegen des Umganges mit einem Gebannten selbst dem Banne verfallen und nicht zur Regierung gelangen; schnell sammelte sich eine Partei um ihn, der Papst billigte das unkindliche und unnatürliche Benehmen, die Sachsen fielen ihm zu und der Kaiser wurde durch dies Alles so erschüttert, daß er eine Zusammenkunft mit dem Sohne begehrte, ihm zu Füßen fiel und ihn beschwor: „Wenn ich denn von Gott für meine Sünden muß gestraft werden, so schände doch du deinen Namen und deine Würde nicht, denn kein göttliches Gesetz gebietet dem Sohne, die Schuld seines Vaters zu rächen."

Da wurde der junge König scheinbar bewegt und vertrauensvoll begab sich der Kaiser nach dem Rathe desselben in die Burg Böckelheim bei Kreuznach, wurde aber hier alsogleich von seinem Gefolge getrennt, schmählich behandelt und endlich selbst mit dem Tode bedroht, wenn er nicht der Regierung entsage. Und der gebeugte Vater willigte ein, die Zeichen seiner Würde auszuliefern und wurde zu diesem Zwecke nach Ingelheim in die Versammlung der Fürsten gebracht, die der Sohn zusammengerufen hatte. Da ward er von Neuem bedroht, wenn er nicht sogleich auf das Reich verzichte. Als er aber, eingeschüchtert, fragte, ob er dann vom Banne frei würde, antwortete der auch anwesende päpstliche Gesandte, das könne nur in Rom selbst geschehen. Vergebens bat der unglückliche, hart bedrängte Kaiser, sich verantworten zu dürfen und da er nirgends Rettung sah, brach er in solche Klagen aus, daß alle Anwesenden davon gerührt wurden, nur der Sohn nicht. Und der Vater gab ihm all seine Schlösser, sein Erbe und das Reich, erklärte sich der Regierung für unwürdig und wurde dann als Gefangener in Ingelheim gehalten.

Die Kunde des Geschehenen erregte großen Unwillen bei Vielen

im Reich und bald darauf wurde der Kaiser von einigen seiner Getreuen nach Köln entführt, von da ging er nach Lüttich, wo die Geistlichen mit den Einwohnern ihm huldigend entgegenzogen. Der König, sein Sohn, aber sammelte schnell ein Heer und eilte ihm nach, schon standen sich Beide schlachtfertig gegenüber, da starb Heinrich IV. jählings am 7. Aug. 1106. Der Bischof von Lüttich ließ den Leichnam feierlich in einer Kirche bestatten, doch die dem Papste und dem Könige ergebenen Bischöfe befahlen, ihn wieder aus der geweihten Erde zu nehmen, und er ward zuerst auf eine Insel in der Maas, dann nach Speier gebracht und in einer noch ungeweihten Kapelle des Domes beigesetzt, welcher von seinen Ahnen gegründet war.

Heinrich der Fünfte.

Dem neuen Könige huldigten alsobald auch die Anhänger seines Vaters und so ward Friede in Deutschland und Heinrich trachtete nun, die alte Macht und den Glanz des deutschen Reiches wieder herzustellen, die während des inneren Krieges gesunken waren. Polen und Ungarn hatten sich von Deutschland losgesagt und der König konnte sie nicht wieder zur Abhängigkeit zurückführen, doch Böhmen blieb fortwährend ein Theil des Reiches. Glücklicher war Heinrich bei der Zurückforderung der Reichsgüter und er waltete kräftig und klug und suchte den langen Streit wegen der Belehnung der Fürstbischöfe mit dem Papste Paschal friedlich zu schlichten, versprach, ihn wie seinen Vater und die Kirche wie seine Mutter zu ehren. Der Papst, ganz von Gregor's Grundsätzen beseelt, hatte indessen einen wichtigen Sieg errungen, indem er den Widerstand der Geistlichen in Ober-Italien dadurch für immer brach, daß er das Erzbisthum Ravenna in sechs Kirchensprengel zersplitterte und andere Maßregeln zur Befestigung des Ansehens der römischen Kirche durchführte. Schon war er geneigt, der Einladung Heinrichs nach Deutschland zu folgen, aber dann schien ihm dies gefährlich, weil der König die Bischöfe noch immer mit Ring und Stab belehnte. Statt nach Deutschland ging er nach Frankreich und setzte von hier aus die Unterhandlungen mit Heinrich fort.

Dieser sendete eine stattliche Gesandtschaft, an deren Spitze den Herzog Welf und den Erzbischof Bruno von Köln, an ihn ab und sie verlangten: der Papst möge gestatten, daß der durch die Geistlichen mit der Zustimmung des Königs frei und ohne Bestechung Gewählte dürfe nach alter Sitte mit Ring und Stab die Investitur-Einsetzung in die weltlichen Güter durch den König empfangen.

Darauf erklärte aber der Papst, die Investitur sei und bleibe verboten. Und nun entschloß sich Heinrich, selbst nach Italien zu gehen und persönlich diese Angelegenheit mit dem Papste zu verhandeln.

Mit einem glänzend gerüsteten Heere und umgeben von Fürstbischöfen und Rechtsgelehrten, kam er im Herbste 1110 nach Ober-Italien, hielt auf den Roncalischen Gefilden bei Piacenza den Reichstag, empfing hier die Huldigung der Städte und Edlen und selbst Mathilde erkannte ihn als ihren Lehensherrn, nur mit dem Papste kam noch keine Verständigung, da dieser bei dem Verbote der Investitur beharrte. Als ihm aber Heinrich vorstellte, er könne unmöglich auf das Recht der Belehnung mit den Reichsgütern verzichten, welche von seinem Vorfahren eben nur als Lehen den Kirchen waren übergeben worden, da antwortete der Papst, wie aus göttlicher Eingebung: „Nun wohl, so gebe die Kirche das weltliche Gut zurück und die Geistlichen begnügen sich mit den Opfern und Zehnten.“ Erfreut vernahm der König diese Worte und schloß darauf mit dem Papste eine Uebereinkunft (4. Febr. 1111); „die Bischöfe geben alles Reichsgut, welches seit Karl dem Großen dem Reiche gehörte, zurück und begehren fortan nichts mehr der Art, mit dem übrigen Gut sollen die Geistlichen vollkommen frei sein.“ Die Belehnung hörte dann von selbst auf.

Nun rückte der König gegen Rom vor, wechselte mit dem Papste die Bürgen der Sicherheit, wurde dann feierlich in die Stadt eingeführt, stieg, als er des Papstes ansichtig wurde, vom Rosse, grüßte ihn mit gebogenen Knieen, küßte ihm Augen, Mund und Stirne, hielt ihm, da er zu Pferd stieg, den Steigbügel, wie sein Bruder Konrad gethan, und unter dem Jubel des Volkes bewegte sich der Zug darauf zur Peterskirche. Hier leistete Heinrich den üblichen Eid, er wolle als Kaiser ein Beschützer der römischen Kirche sein, und wurde vom Papste als Kaiser bezeichnet. Jetzt traten sie in die Kirche und die feierliche Krönung sollte geschehen, als sich unerwartet heftiger Streit erhob. Die anwesenden deutschen Bischöfe erfuhren den Vertrag und weigerten sich, auf die Reichsgüter zu verzichten, durch deren Besitz sie Fürsten waren; deshalb konnte der Kaiser auch nicht die Belehnung aufgeben und da nun der Papst ihm die Krönung versagte, nahm er ihn sammt den Kardinälen gefangen.

Darüber griffen die Römer zu den Waffen und drei Tage lang wurde in der Stadt mit großer Erbitterung gekämpft, dann zog Heinrich mit den Gefangenen ab. Vergebens wurden von den Römern die Normannen zur Befreiung des Papstes aufgeboten, statt zu helfen, schickten sie Friedensboten an Heinrich, der die Umgegend von Rom zwei Monate lang verwüsten ließ und den Papst mit den Kardinälen sogar zu ermorden drohte, wenn er sich nicht seinem Willen füge. Das Elend Roms vermochte denselben endlich, einen neuen Vergleich einzugehen: dem Könige wurde die Investitur

der frei gewählten Bischöfe und Aebte zugestanden, Heinrich versprach dem Papste und den Kardinälen Freiheit und Frieden den Römern, der Papst aber mit den Kardinälen gelobte, daß er ihn nicht mit dem Banne belegen, sondern vielmehr krönen und ihm als Kaiser und König und Patricius in Allem Beistand leisten wolle. Dann erfolgte die Krönung, (13. April 1111), Papst und Kardinäle wurden frei und der Kaiser kehrte nach Deutschland zurück.

Jetzt ließ er die Leiche seines Vaters mit kaiserlichen Ehren zu Speier in die geweihte Erde versenken und befreite damals die Bürger der Stadt wegen ihrer Treue von der Abgabe des Besthauptes, dem Zeichen der Hörigkeit, unter der Bedingung, daß am Todestage seines Vaters jedes Haus den Armen ein Brot gebe. Als Ulrich, der letzte Sprößling der orlamundischen Grafen von Weimar, ohne Kinder starb, zog Heinrich die reichen Erbgüter als dem Reiche verfallen ein. Darüber erhoben sich die jenem Hause verwandten sächsischen Fürsten, bald schlossen sich Andere an sie, und Adalbert, der Erzbischof von Mainz und des Kaisers vertrautester Rath und Freund und von ihm aus der Niedrigkeit emporgehoben, suchte sogar den Herzog Friedrich von Schwaben dem Kaiser zu entfremden. Da brach dieser auf und nahm den treulosen Erzbischof gefangen und hielt ihn in schwerer Haft, zog rächend gegen seine Feinde, schreckte sie durch Waffengewalt und erzwang den inneren Frieden. Dann vermählte er sich mit Mathilde, der Tochter des Königs Heinrich I. von England und waltete mächtig mit Glück und Umsicht.

Aber von Rom drohte ein neuer Kampf. Denn die Kardinäle, welche jenen Vertrag mit ihm nicht unterzeichnet hatten, bestürmten den Papst mit Vorwürfen, bis er denselben als erzwungen für ungültig erklärte. Darauf wurde auf einer Kirchenversammlung zu Vienne in Gegenwart der päpstlichen Gesandten der Bann über Heinrich verhängt und der Papst bestätigte die Beschlüsse jener Versammlung. Der Kaiser achtete des Bannes nicht, belehnte die Bischöfe wie früher und hielt sie durch die Kirchenvögte unter strenger Aufsicht. Doch bald mehrten sich seine Feinde, er kämpfte unglücklich gegen die Sachsen, ein päpstlicher Gesandter verkündete in Köln und Goslar den Bann gegen ihn, die Bürger von Mainz überfielen ihn in seinem Palaste und zwangen ihn, den Erzbischof frei zu lassen, der dann ganz Deutschland gegen ihn aufregte. Alles trennte sich wieder im traurigen Zwiste. Zwar die Herzoge im südlichen Deutschland und der Pfalzgraf am Rhein blieben dem Kaiser treu, doch vergebens schrieb er mehrere Reichstage aus, um den Frieden zu berathen, nur wenige Fürsten und Edle erschienen und vergebens klagte er, daß sie die Hoheit und den Ruhm des deutschen Reiches, des ersten in Europa, durch ihre Eifersucht und Anmaßung schwächen und erniedrigen, vergebens trachtete er die Ruhe in Deutschland herzustellen und dann nach Italien zu gehen,

mit dem Papste sich zu vergleichen und die Güter der indessen verstorbenen Markgräfin Mathilde einzuziehen.

Gerade von den Bischöfen, welche von den Kaisern des sächsischen Stammes zur Sicherung der königlichen Macht gegen die weltlichen Fürsten so reich mit Herrschaften begabt waren, erfuhren die Könige bisher den meisten Widerstand, und Heinrich wollte deshalb die Macht derselben wieder schwächen. Er begann mit dem Bischofe von Würzburg, der sich zu seinen Feinden gesellte, nahm ihm große Ländereien und stellte das alte Herzogthum Franken wieder her, welches er seinem Neffen Konrad von Hohenstaufen verlieh. Auf ihn und dessen Bruder, den Herzog Friedrich II. von Schwaben, durfte er vertrauen.

Im Jahre 1116 unternahm er die neue Fahrt nach Italien, setzte sich ohne Widerstand in den Besitz der Mathilde'schen Güter und suchte dann, gegen Rom vorrückend, sich den Papst zu versöhnen. Dieser jedoch wollte ihm weder die Investitur gestatten, noch den Bann aufheben und flüchtete nach Unter-Italien. Heinrich zog ohne Widerstand in Rom ein, weilte dann während der heißen Zeit in Ober-Italien, kehrte aber schnell an die Tiber zurück, als er den Tod des Paschal vernahm, um die neue Papstwahl zu seinen Gunsten zu lenken. Er kam zu spät, die ihm feindlich gesinnten Kardinäle hatten bereits Gelasius II. gewählt und vergebens suchte Heinrich von ihm die Erlaubniß zur Belehnung der Bischöfe zu erhalten. Im Zorne darüber ließ er einen Gegenpapst, Gregor VIII., wählen und mit dieser Kirchenspaltung dauerte auch der Kampf in Deutschland fort, genährt von dem Erzbischofe Adalbert und den Sachsen. Jener trachtete sich der Reichsgüter am Rhein zu bemächtigen und ein weltliches Reich zu gründen und dem Kaiser die deutsche Krone zu entreißen. Da kehrte Heinrich nach dreijähriger Abwesenheit zurück, und als er die Einigkeit der Bischöfe gegen sich und die Macht seiner Feinde übersah, versuchte er es, mit dem neuen Papste Calixt III. zu unterhandeln. Französische Geistliche übernahmen die Vermittelung, er sollte nur die Form der Investitur ändern und die Oberhoheit über die den Geistlichen verliehenen Reichsgüter behalten.

Nach langem Verhandeln wurde der Streit endlich zu Worms (1122) so entschieden: „Der Kaiser entsagt der Investitur mit Ring und Stab, stellt alle seit seinem Vater dem heiligen Petrus oder der römischen Kirche entzogenen geistlichen und weltlichen Güter zurück, versichert dem Papste und dessen Anhängern Frieden und Beistand der römischen Kirche. Die Wahlen der Bischöfe und Aebte sollen fortan in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten ohne Gewalt und Bestechung geschehen, dann darf der Kaiser dem Gewählten die Belehnung mit dem Reichsgute mittelst des Scepters ertheilen.“ Wegen solcher Dinge wurde mit der höchsten Erbitterung beinahe ein halbes Jahrhundert lang gekämpft!

Wenige Jahre darauf (1125, 23. Mai) starb Heinrich kinderlos und es erlosch mit ihm das fränkische Königshaus, nachdem es einhundertundein Jahr über Deutschland gewaltet hatte.

Zur Sittengeschichte.

Kaum ein anderes Jahrhundert brachte so wichtige Umwälzungen in der Menschengeschichte als dieses: Das deutsche Reich war als beständiges Wahlreich erklärt, die Bisthümer wurden durch die freie Wahl der Geistlichen besetzt und die Bischöfe waren durch die kirchlichen Reichsgüter zu Fürsten geworden, beinahe unabhängig vom Könige, die Geistlichen mußten seit jener Zeit ehelos bleiben und bildeten unwidersprochen den ersten Stand in der Gliederung der damals bestehenden christlichen Staaten; ihre Person galt als heilig und unverletzlich. Die römische Kirche war als die allgemeine Mutterkirche im ganzen Abendlande anerkannt und von ihr wurde nicht blos die Glaubenslehre, sondern auch die äußere Form des Gottesdienstes unabänderlich bestimmt. Diese Einheit konnte den Völkern zum Heil oder zum drückenden Joche werden, je nachdem die Mutter fortan ihre Kinder behandelte.

Im Kampfe um die Durchführung dieser Grundsätze geschahen jedoch Gräuel, die eines Menschen und noch vielmehr eines Christen ganz unwürdig waren; denn als der dem Könige gelobte Eid nicht mehr galt, nahmen dies Viele zur Entschuldigung ihrer Untreue überhaupt und Jeder der Großen strebte nur, seine Macht zu vergrößern, unbekümmert um die Mittel dazu. Die Parteien zogen verwüstend durch das Land und was die Großen im Großen, das übten die minder Mächtigen im Kleinen. Empörung der Städtebewohner, Bischöfe gegen Bischöfe, Geistliche gegen Geistliche, alte Burgen zerstört und neue erbaut, auf dem flachen Lande Plünderung und Brand, Gefechte, Niederlagen, barbarische Behandlung der Gefangenen, Achtung weder vor der Sitte noch dem Gesetz. Krieg und Waffen, gehandhabt von Hohen und Niederen, Geistlichen und Weltlichen. Zwei stritten um das Herzogthum, eine Grafschaft, ein Bisthum; diese mit dem Schwert, Andere auch mit der geistigen Waffe, dem Wort. Ganze Gegenden wurden zu Einöden, Klöster verfielen und an vielen Orten hörte der Gottesdienst ganz auf. Die Rohheit der Menschen achtete weder göttlicher noch menschlicher Gesetze und der von den Königen gebotene Reichsfriede wurde schmählich verachtet.

Da suchten denn ehrwürdige Geistliche durch die Macht der Religion auf die Gemüther zu wirken und weil sie verzweifelten, das christliche Friedensgebot allgemein zur Geltung zu bringen, wollten sie dasselbe nur allmälig einführen. Unter Heinrich IV. im Jahr 1081 vereinigten sich im Bisthum Lüttich Geistliche und Weltliche zu dem Beschlusse: es solle Friede sein innerhalb des Bisthums vom ersten Tage der Adventszeit bis nach Weihnachten und vom

Beginn der Fasten bis acht Tage nach Pfingsten, so daß Niemand bei strenger Strafe Waffen trage und Mordbrennerei, Raub und andere Gewalt verübe.

Später bewirkte der Erzbischof Sigiwin von Köln, daß der Gottesfriede drei Tage in der Woche, vom Freitag bis Montag, auch an allen Fest- und Heiligentagen und während der Advent- und Fastenzeit bis acht Tage nach Pfingsten herrschen solle und jeder Uebertreter mit dem kirchlichen Banne und Verlust seiner Eigen und Lehen und mit Verbannung aus seiner Heimath gestraft werde. Auch wurde der uralte Hausfriede auf's Neue eingeschärft.

Auf diese Weise suchten edle Bischöfe die wilden Gemüther allmälig zu sitten und zu zähmen, weil die Kaiser nicht mächtig genug waren, den allgemeinen Reichsfrieden zu handhaben. Und wohl deshalb wurde bei dem Volke auch der Glaube genährt, solche Friedensbrecher könnten nicht eingehen zur ewigen Ruhe. Die Sage erzählte durch ganz Deutschland, es hätten sich bei Worms mehrere Tage nach einander unbekannte Reiter gezeigt, die immer in einem Berge verschwanden. Als ein Priester sie endlich anzureden wagte, ward ihm die Antwort: Wir brachten während unseres Lebens Verderben über das Land und büßen jetzt dafür, denn Roß und Waffen sind Feuer. — So sollte der Glaube an die strafende Gerechtigkeit nach dem Tode, sinnlich roh ausgedrückt, die Lebenden schützen. Aber die Edlen und Freien zu vermögen, die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem Gerichte zu überlassen, das gelang weder der geistlichen noch der königlichen Macht. Jeden Streit zwischen denselben mußten die Waffen entscheiden, das forderte die Sitte der Zeit, das galt als Ehre und Pflicht des waffenfähigen Mannes.

Aber mitten aus diesen Gewaltthaten leuchtet um so heller der Geist des Christenthums bei Einzelnen und ganzen Geschlechtern, die den inneren Frieden inmitten der Stürme sich selbst bewahrten und in Anderen erweckten und zwei Männer insbesondere suchten in unermüdeter Thätigkeit zum Heile der Menschheit zu wirken.

Otto, nachmals von der Kirche als Heiliger verehrt, stammte aus einem edlen schwäbischen Geschlechte, kam früh nach Polen, errichtete dort eine Schule, die bald großen Ruhm erlangte, fand darauf am Hofe des Herzogs Boleslaus Ansehen und Einfluß, weilte abwechselnd auch in Deutschland und gewann endlich das Vertrauen Heinrichs IV., der ihn zu seinem Kanzler ernannte und ihm auch die Vollendung des von seinen Vorgängern begonnenen Domes in Speier übertrug, und Otto vollführte Alles zur Zufriedenheit des Kaisers. Oft schon wollte ihm dieser ein Bisthum verleihen, aber Otto widerstrebte immer, weil er in dieser Beziehung der Ansicht Gregor's VII. huldigte. Endlich ernannte ihn Heinrich doch im Jahr 1102 zum Bischof von Bamberg, gegen den Wunsch der Domherren, die mißbilligend äußerten: Wir wissen nicht, wer und woher der Mann ist, der uns zum Oberhirten bestimmt ist. Darauf

entgegnete der Kaiser: Bamberg ist seine Mutter und ich sein Vater, wer ihn kränkt, tastet meinen Augapfel an, denn fürwahr, ich kenne keinen Mann, der ihm an Frömmigkeit und Weisheit gleich ist. Otto widerstrebte nicht länger, hielt am Feste Mariä Lichtmeß 1103 seinen Einzug in Bamberg, stieg vor der Stadt vom Pferde und ging barfuß über den hohen Schnee durch die Stadt in den Dom, wovon er in der Folge andauernd an der Gicht litt. Aber er wollte nur als Verweser des Kirchensprengels gelten, wanderte nach Italien, legte Ring und Stab zu den Füßen Paschal's II. nieder und war entschlossen, sein Leben in der Einsamkeit hinzubringen. Erst auf des Papstes Geheiß übernahm er das Bisthum wieder, strebte Papst und Kaiser zu versöhnen, gründete mehrere Klöster, stellte in anderen die verfallene Zucht wieder her, stiftete Häuser zur Aufnahme der Pilger und wußte sich während des fortdauernden Zwistes zwischen den Päpsten und Kaisern in der Achtung der Geistlichen und Weltlichen zu behaupten.

Im Jahre 1124 begab er sich wieder nach Polen zu dem Herzoge Wratislaw, der während seines Aufenthaltes in Deutschland als Kriegsgefangener Christ geworden war und nun auch sein Volk im christlichen Glauben unterrichtet wünschte. Otto, längst mit den Verhältnissen und Sitten der Polen vertraut, kam und predigte mehrere Monate lang in verschiedenen Gegenden, zumal an der Nordküste und die Kraft seiner Rede und seine ehrwürdige Gestalt und der äußere Glanz seiner bischöflichen Würde bewirkten, daß sich Viele taufen ließen. Und als auch in Stettin die heidnischen Heiligthümer ohne Widerstand der falschen Götter zum Erstaunen des Volkes fielen, da wurzelte die Saat des Christenthums bald fest und weit umher, obgleich sich das Volk nicht alsobald der Vielweiberei und der Tödtung neugeborner Mädchen entwöhnte. Nach vier Jahren besuchte Otto Pommern zum zweiten Male, predigte in Havelberg, Usedon, Kolberg und deren Umgebung, die heidnischen Priester verloren ihr Ansehen, überall erhoben sich christliche Kirchen und Otto wird deshalb mit Recht der Apostel Pommerns genannt. Er starb 1139.

Zu derselben Zeit wirkte der heilige Norbert, von edler Geburt, Geistlicher am Stifte Xanten, ein junger Mann, schön und genußsüchtig, bis er vom Blitzstrahl betäubt, ein wahrhaft geistiges Leben begann, eifrig dem Studium der heiligen Schrift oblag und dann als strenger Sittenprediger selbst gegen die ausgeartete Geistlichkeit auftrat und trotz Hohn und Verfolgung in seinem Eifer fortfuhr, besonders seitdem er vom Papst Gelasius Vollmacht erhalten hatte, überall zu predigen. Und Viele wurden von seinem mächtigen Worte ergriffen und besserten ihr Leben. Durch den Bischof Bartholomäus von Laon gründete er 1120 ein Kloster in einer Einöde (Prämontre) und richtete dasselbe ganz nach seinem Sinne ein und die strenge Regel der Prämonstratenser wurde bald berühmt und nachgeahmt.

Nach diesem Muster errichtete sein Schüler und Freund Wicelin, von niederer Herkunft, in Paderborn gebildet und Kanonikus in Bremen, dann Pfarrer einer deutschen Gemeinde in Holstein, ein ähnliches Kloster, von dem die christlichen Sendboten in das Land der Wenden und Obotriten ausgingen. Bald darauf kam Norbert selbst nach Deutschland, predigte auch in Magdeburg und fand solchen Beifall, daß ihn die Stiftsherren zum Bischof erwählten, 1126. Und nun wollte er in seinem Sprengel die alte Kirchenzucht herstellen und in den Klöstern die Prämonstratenser-Regel einführen. Da dieselben sich jedoch weniger als die Benediktiner des Volkes annahmen und mehr dem beschaulichen als dem thätigen Leben sich widmeten, erlosch die Theilnahme für die neue Regel immer mehr, und als Norbert endlich sogar sein ganzes Bisthum ihr unterwerfen wollte, da erhob sich ein förmlicher Aufstand dagegen und er mußte flüchten. Darüber entbrannte sein Zorn und im blinden Eifer sprach er den Bann über Magdeburg und Halle, sie mußten sich unterwerfen und darauf wollte er alle polnischen Bischöfe sammt dem Erzbisthume Gnesen seinem Sprengel Magdeburg unterordnen, wobei ihn der Papst selbst unterstützte; ehe er aber noch die ihm gewährte Vollmacht geltend machen konnte, starb er, 1134.

Inmitten dieser Zeit voll Untreue und roher Gewalt entstanden noch andere Klöster, oder es wurden die alten mit neuen Gütern ausgestattet. Jede fürstliche Familie, jeder reich begüterte Adelige wollte durch eine solche Stiftung als durch ein Gott wohlgefälliges und den Menschen nützliches Werk zugleich für seine eigene Seligkeit sorgen und ein dauerndes Andenken seines religiösen Sinnes Anderen zur Nachahmung hinterlassen. In dieser Stiftung erwählten sie ihr Begräbniß und erhielten sich und ihrer Familie durch ewige Messen und feierliche Jahrtage ein dauerndes Gedächtniß bei dem Volke, und an den Aebten und manchen Mönchen fand die Familie des Stifters oft gute Rathgeber und allzeit bereite Schreiber und die Jahrbücher des Stiftes waren zugleich die der Familie des Stifters. Kein Wunder, daß jede Familie das von ihren Ahnen gegründete Stift wie ihren Augapfel pflegte, während sie gar oft als der bitterste Feind anderer Stifter erschien. Gar Mancher suchte durch eine solche fromme oder wohlthätige Stiftung seine früher begangenen Gewaltthaten zu sühnen, wie Godfrid, ein reicher Graf in Westfalen, that, der sich und sein ganzes Vermögen dem neuen Orden Norbert's übergab und auch seinen Bruder und dessen Gemahlin bewog, der Welt zu entsagen, und es wurden von ihnen drei Burgen in Klöster umgewandelt. Aehnliches geschah anderwärts in Deutschland und zwar meistens wahrhaft zum Besten des Volkes, da gar viele Burgen durch die Rohheit ihrer Besitzer der Fluch der ganzen Umgegend waren. In manchen noch vorhandenen Urkunden ist klar ausgedrückt: der Stifter wolle sich durch seine Gabe als durch ein frommes Werk Stufen in den Himmel bauen; oder: je mehr Macht, Reichthümer

und Güter ihnen vor den übrigen Menschen von Gott gegeben worden, um so mehr müßten sie davon zum Wohle der Armen und zu Gottes Ehre und Preis anwenden; oder: daß zu bestimmten Zeiten Gott gedient und dessen Gnade und Barmherzigkeit für den Stifter und dessen Familie und Nachkommen angerufen und als Spenden von Brot, Kleidern oder Geld an die Armen vertheilt würden. Es wurden Vermächtnisse gemacht zum Besten der Armen und Kranken oder zur Aussteuer armer Jungfrauen, es entstanden Spitäler für Gebrechliche, Badestuben für die Armen, und Siechen- oder Leprosenhäuser außerhalb der Städte und Märkte, um Solche aufzunehmen, die mit dem Aussatze oder ähnlichen Krankheiten behaftet waren.

Zu solchen edlen Zwecken bildeten sich schon im zehnten Jahrhundert fromme Vereine von Männern und Frauen, die unter dem Namen Brüderschaften sich immer weiter verbreiteten. Sie waren Verbindungen unter der Obhut eines Heiligen und ihm zu Ehren gegründet, auf daß die Mitglieder unter sich und gegen Andere die Werke der leiblichen Barmherzigkeit üben sollten, sie unterstützten die Armen und Kranken, sorgten für ein anständiges Begräbniß der Dürftigen und brachten für sie Meßopfer und Gebete dar. Die Frauenvereine hießen gewöhnlich Vereine der Seelschwestern, welche in einer klosterähnlichen Gemeinschaft mit einander lebten, ohne an beständige Gelübde gebunden zu sein und sie besorgten häufig den Krankendienst mit hingebender Aufopferung.

Die Fürsorge für die Armen war zu jener Zeit leicht und wohlfeil, da sie diesen religiösen Gesellschaften übergeben und meist mit religiöser Gewissenhaftigkeit gepflegt wurde, und weil alle Spenden nur in Brot, Holz oder Kleidung nach dem Gottesdienste geschahen, war wenig Gefahr, das Almosen zu vergeuden, und diese Oeffentlichkeit war zugleich eine beständige Aufsicht und eine Aufmunterung für Reiche zu ähnlichen Stiftungen.

Die Stiftung eines Klosters aber war in jener Zeit wahrhaft ein frommes und wohlthätiges Werk für die Menschheit. Denn die Klöster waren damals noch die einzigen Bildungsanstalten, beinahe in jedem Kloster zwei Schulen, eine innere für die Heranbildung der künftigen Mönche und Geistlichen und eine äußere für die freilich nur wenigen sie besuchenden Laien. In denselben war der Kastengeist durch das Christenthum schon einigermaßen gebrochen. Denn gar häufig wurden auch die Knaben der Hörigen und Leibeigenen des Klosters oder Gutsherrn als Zöglinge aufgenommen und unentgeltlich gehalten, konnten ihre Fähigkeit entwickeln und sich in der Welt eine Stellung erringen, von welcher sie sonst ihrer Geburt wegen für immer ausgeschlossen waren. Zumeist dienten sie als Sänger bei dem feierlichen Gottesdienste und St. Gallen galt in dieser Hinsicht Jahrhunderte lang den anderen, selbst größeren Kirchen, in und über Deutschland hinaus als eine Musterschule des einfachen,

herzerhebenden Gesanges und Viele seiner Mönche waren als Tonkünstler weithin und Jahrhunderte lang berühmt.

Vor Allen zeichneten sich darin aus Ratpert, drei Notker, drei Ekkehart, Tutilo und Hermann, die Söhne adeliger Eltern. Ihre Schöpfungen ertönten, so weit die christliche Kirche reichte und wie sie das Lob Gottes und die Verherrlichung seiner Heiligen in Worten auf der Kanzel verkündeten, so besangen sie dieselben auch in Tönen und ihre Gesänge widerhallten in tausend Kirchen und Millionen Herzen. Besonders an hohen Festtagen ertönte der Gesang in der feierlichsten Weise, da vernahm das Volk die um Erbarmung rufenden Töne des Kyrie, erfreute sich an den wie von Engeln angestimmten hochjubelnden Chören, stimmte im Geiste mit ein beim Sanktus in das Lob des dreimal Heiligen und flehte um Erbarmung an das göttliche Lamm, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Viele dieser in lateinischer Sprache und in Tönen gedichteten Lieder sind in der ursprünglichen Weise oder selbst in deutschen Uebersetzungen[1]) auf uns gekommen und stimmen das Gemüth jetzt noch zur Andacht und erheben es über die Welt mit ihren Freuden und Leiden, wie denn das Herz jener Tondichter von einem himmlischen Frieden mitten in den größten Schmerzen beseligt singen konnte. Es war, als hätten sie ihre Lieder und Weisen durch höhere Einwirkung erfunden. Der erste Notker, genannt der Stammler, und Hermann, der Lahme, widmeten die tiefempfundensten, zartesten Lieder der Mutter unseres Herrn, welche sie sich zur Beschützerin erkoren hatten, die geistlichen Lieder Notker's wurden vom Papste in der ganzen Kirche eingeführt, sein Lied: „In Mitten unseres Lebens sind wir vom Tod umfangen“ ward vom Volke in den mannigfachsten Todesgefahren auf dem Meere und in der Schlacht angestimmt und ihm sogar abergläubische Wirkung beigelegt und nach Jahrhunderten noch in die Gesangbücher selbst in England aufgenommen.

Die Klöster, welche vor den übrigen sich durch gute Schulen, Thätigkeit und Frömmigkeit ihrer Mönche auszeichneten, waren lange Zeit hindurch Fulda, das unter kaiserlichen und päpstlichen Schutz gestellt, durch den Leib des hochverehrten Apostels der Deutschen gleichsam geheiligt, rasch an Glanz und Reichthum zunahm und eine Pflanzstätte gelehrter Bildung für ganz Deutschland wurde, besonders unter dem Abte Hraban, dann St. Gallen, Reichenau, Tegernsee, Oberaltaich, St. Peter und St. Blasien, Corvei, Hirschau, St. Emmeram, Weißenburg, Prüm u. A. Aus Freude zu lernen und zu lehren, schlug Mancher die ihm gebotenen Ehren und Würden aus und als Ludwig der Fromme dem Ruthardt in Hirschau das erledigte Bisthum Halberstadt übertrug, sprach dieser: Gib das Bisthum einem anderen tüchtigen Manne, ich ziehe die Ruhe des Klosterlebens und das Forschen in der heiligen Schrift allen Reichthümern und Würden der Welt bei Weitem vor.

1) Mehrere von Dr. Martin Luther.

In ähnlicher Weise wirkten die Domschulen für die Heranbildung adeliger Jünglinge zu den höheren geistlichen Aemtern und Würden unter der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs oder eines eigenen von den Domherren aufgestellten Aufsehers — Scholasters — und je nachdem dieser oder sein Bischof oder der Abt des Klosters thätig die Wissenschaft förderte, blühten die Schulen oder verkümmerten sie. In denselben wurden gelehrt die sieben freien Künste: Sprachlehre, Denklehre, Redekunst, Meßkunde, Rechenkunst, Sternkunde und Tonkunst. Vorzüglichen Ruhm genossen die Schulen in Mainz und Trier, Paderborn, Utrecht und Hildesheim, die in Bremen, Magdeburg, Hamburg und Würzburg. Gar selten aber blühten mehrere Schulen zu gleicher Zeit, sowie auch nicht alle zugleich sanken. Doch zuerst verkamen die Domschulen, als das gemeinsame Zusammenleben der Stiftsherren um die Mitte des eilften Jahrhunderts sich auflöste und Jeder für sich von seiner Pfründe lebte und als die Pfründner sich in adelige und nicht adelige schieden und der Adel die Stifter nur mehr als Versorgungsanstalten für seine jüngeren Söhne betrachtete und benützte: da kam es denn so weit, daß Conciliensbeschlüsse es dem Bischof und Kapitel zur Pflicht machen mußten, einen Lehrer an den Stifts- oder Domschulen anzustellen und ihm eine angemessene Pfründe auszumitteln, weil sonst zu besorgen sei, es möchte an Männern zur Besetzung der geistlichen Aemter fehlen. Wie weit aber der weltliche Adel in höherer Bildung zurück war, das erhellt aus einem Briefe Wippo's, der das Leben des Kaisers Konrad II. beschrieb, an dessen Sohn Heinrich III., in welchem er ihm vorstellt, wie nachtheilig es sei, daß in ganz Deutschland Niemand Etwas lerne, der nicht zum Geistlichen bestimmt sei, ja daß man das Lernen sogar für schimpflich halte. Und er räth deswegen, der Kaiser möge durch ein Gesetz bestimmen, daß auch in Deutschland jeder vornehme Mann seine Söhne zur Schule schicke, wie dies in Italien geschehe.

Alle diese Schulen aber waren nur lateinische Schulen und nur die lateinische Sprache wurde gepflegt, die deutsche hieß und war die bäuerische, die gemeine des Volkes. Im Latein-Sprechen und -Schreiben bestand der wesentlichste Theil des Unterrichtes und mancher Abt erwarb sich ein großes Verdienst, daß er die Werke lateinischer und griechischer Schriftsteller und Kirchenväter sammeln und abschreiben ließ, aber die Kenntniß der heidnischen Schriften sollte nur dazu dienen, das Heidenthum zu bekämpfen, denn christliche Bildung war der Zweck alles Studirens. Latein war die gewöhnliche Sprache aller geschäftlichen Verhandlungen, war die Sprache der Wissenschaft und Kunst und des höheren geselligen Verkehrs. Deswegen wurden auch alle Schriften dieses und der folgenden Jahrhunderte nur in lateinischer Sprache geschrieben und sie können als Zeugnisse gelten, daß man die Alten wirklich gelesen und verstanden habe. Edle Frauen, insbesondere die aus dem königlichen sächsischen

Hause, lasen die Schriften des Horaz und Virgil, auch den Nonnen waren die lateinische Sprache und mancherlei andere Kenntnisse zum Verständniß der heiligen Schrift und des Gottesdienstes unentbehrlich. Hroswitha, aus vornehmem sächsischen Geschlechte, Nonne in Gandersheim, die ohngefähr um das Jahr 1002 starb, verfaßte mehrere Schriften, Legenden und Spiele und ein Gedicht zur Verherrlichung Otto's I., die aber alle trotz des lateinischen Ausdruckes ihren deutschen Ursprung, wie sie im Munde des Volkes lebten und die deutsche Auffassungsweise nicht verleugnen. Sie hatte dabei den edlen Zweck, statt der Laster in den Schauspielen des lüsternen Terenz, der auch in Nonnenklöstern gelesen wurde, die christlichen Tugenden und Ansichten in lebendiger Handlung darzustellen und die jungfräuliche Tugend im Gegensatz zur heidnischen Sinnlichkeit zu verherrlichen.

Um dieselbe Zeit ließ sich Hedwig, die Wittwe des Herzogs Burchard, auf dem Schloß Hohentwiel bei offenen Thüren und im Beisein einer Dienerin von dem St. Galler Mönche Ekkehard den Ovid und Virgil erklären und sie lasen mit einander andere alte Schriftsteller.

Viele Mönche besaßen eine außerordentliche Fertigkeit, sich in lateinischen Versen auszudrücken, darin wurden sie früh und lang geübt und die Zuchtruthe weder hiebei noch sonst gespart.

In lateinischer Sprache wurden denn auch die wichtigen Zeitereignisse aufgezeichnet, anfangs nur in wortkargen Berichten über das, was ein Mönch erlebte oder was er von Anderen gehört hatte und was er davon der Aufzeichnung für würdig hielt, insbesondere die Erwerbung der Reliquie eines Heiligen, worin die Klöster mit einander wetteiferten, weil damit ihr Ansehen und Reichthum durch die Opfer der Gläubigen wuchs, und es scheuten sich deshalb selbst fromme Männer zuweilen nicht, solche kostbare Schätze auf irgend eine Weise zu erhalten. Meistens kamen dieselben aus Italien und zwar nicht immer echt. Außer den Ereignissen in der Menschenwelt wurde damals jede ungewöhnliche Naturerscheinung aufgezeichnet, weil sie nach dem Glauben des Volkes wichtige Folgen für die Menschen andeutete und deswegen auch oft herbeiführte.

Beinahe jedes Kloster und jeder Bischof führte seine Jahrbücher, deren Inhalt und Darstellung mit dem Schreiber wechselt. Die wichtigsten und berühmtesten sind die Jahrbücher von Hildesheim, von St. Gallen durch Hermann den Lahmen, die Widukind's, eines Mönches von Corvei, der in der Geschichte seines Volkes der Sachsen mit sichtbarer Freude die Thaten seiner heidnischen Vorfahren erzählt, dann die nothwendige Einführung des Christenthums, aber auch den Druck durch die Franken schildert, bis mit dem Leichnam des heiligen Veit das Glück und die Oberherrlichkeit der Sachsen über die Franken kommt. Adam von Bremen erzählt das Wirken und die wechselnden Schicksale des Erzbischofs Adalbert, aber der kräftige Kaiser Heinrich III. fand keinen Geschichtschreiber, während uns das

Leben mancher Bischöfe und Mönche überliefert ist; Lambert von Hersfeld erscheint als trefflicher Geschichtschreiber, der, obgleich ein Gegner des Kaisers Heinrich IV., doch unparteiisch in lebendiger Darstellung die Ursachen und Folgen der Ereignisse jener traurigen Zeit berichtet, während die Zeitbücher Bernold's und Berthold's und Brun in seiner Erzählung der Sachsenkriege als maßlose Eiferer für Gregor VII. erscheinen.

Die Klöster waren von den frühesten Zeiten bis in das neunzehnte Jahrhundert die offenen Herbergen und gleichsam die Gasthäuser für die Fürsten und Edlen mit deren Gefolge, wie für die armen Pilger, und Alle fanden unentgeltliche Aufnahme, und es bestimmten deshalb manche Wohlthäter ihre großen Gaben an die Klöster eigens dazu, daß das Gastrecht könne desto besser geübt werden, was freilich wieder von Hohen und Niederen mißbraucht wurde, so daß manche Klöster dadurch verarmten. Auch bestanden in denselben zuweilen eigene Anstalten zur Aufnahme der Kranken, und sonderbar genug waren in jener Zeit Mönche und Juden beinahe die einzigen Aerzte. Und so erscheinen denn die Klöster damals wirklich als Wohlthäter des Volkes und zwar in religiöser Beziehung, indem sie das Christenthum verbreiteten und durch Lehre und Beispiel stets lebendig erhielten, die Gemeinde in der Mutterkirche zur Andacht und zum Gebete versammelten, und durch den reichen prachtvollen äußeren Gottesdienst das Gemüth erhoben und reinigten, in sittlicher Beziehung durch die Beicht- und Besserungsanstalten und die Armenpflege, in Hinsicht auf Kunst durch den Bau und die Ausschmückung der Kirchen und Kapellen. Gar häufig waren sie die Zuflucht der unschuldig Verfolgten, des nach Einsamkeit sich sehnenden Forschers und des Alters, der Kranken und Armen, und in denselben ward den Bedürftigen jede geistliche und leibliche Hülfe so lange gewährt, als sie selbst geben konnten und so lang der Geist des Christenthums bei ihnen lebendig blieb. Nicht blos königliche und fürstliche Wittwen zogen sich in die Klöster zurück, sondern auch Fürsten und Edle und streitberühmte Männer. Und deswegen stifteten dann die Ahnen der jetzt in Hoheit regierenden Geschlechter zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden solche Anstalten.

Sechstes Buch.

Die Hohenstaufer und Welfen.

Lothar von Sachsen.

Der Erzbischof Adalbert von Mainz lud in Umlaufschreiben zur Wahl eines neuen Königs auf fränkischer Erde am Rhein und mahnte zugleich, die Fürsten möchten dafür sorgen, daß Kirche und Reich von dem bisher ihnen auferlegten Joche frei werden und die Edlen mit dem ihnen unterworfenen Volke des Friedens genießen könnten. Damit war hinlänglich angedeutet, keinen der Anhänger und Verwandten des Salischen Geschlechtes zu wählen.

Als sich an dem bestimmten Tage die geistlichen und weltlichen Fürsten und Großen des Reichs mit ihrem Gefolge an sechzigtausend Menschen bei Mainz auf dem rechten und linken Rheinufer versammelten, dabei waren auch zwei päpstliche Gesandte, that Adalbert den Vorschlag, man möge aus jeder der vier deutschen Nationen — den Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben, — je zehn Fürsten als Wähler — Kur- oder Wahlfürsten — ernennen und diesen die Wahl des Königs übergeben, wohl nach dem Beispiele der Papstwahl. Den Zehn schienen die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen und der Markgraf Leopold von Oesterreich der deutschen Krone am Würdigsten, und da die beiden Letzten freiwillig auf die hohe Würde verzichteten, glaubte der Staufer, Friedrich, der Neffe des verstorbenen Kaisers, der Krone gewiß zu sein.

Allein Adalbert brachte es durch List und Ueberraschung dahin, daß Lothar, trotz seines Widerstrebens und des Widerspruches der bayerischen Bischöfe und der Abwesenheit des Herzogs von Bayern, zum Könige ausgerufen wurde. Derselbe gelobte alsobald die Befolgung der Wormser Uebereinkunft und wurde dann gesalbt und gekrönt. Darauf schickte er Gesandte nach Rom, seine Wahl dem Papste anzuzeigen und dessen Genehmigung einzuholen, die ihm sogleich wurde.

Der Staufer Friedrich huldigte dem neuen Könige erst auf das Zureden der übrigen Fürsten; sein Bruder Konrad war aber damals auf einem Kreuzzuge im Morgenlande und Lothar forderte alsobald von ihnen die Reichsgüter zurück, welche von den salischen Kaisern den ihnen feindlich gesinnten Großen waren entzogen und den Staufern verliehen worden. Diese weigerten sich jedoch herauszugeben, was sie zum Dank für treue Dienste erhalten hatten; auch war Reichs- und Privatgut der Könige schwer zu unterscheiden. Die Fürsten billigten Lothar's Forderung, um die Macht der Staufer zu schwächen und sich selbst zu bereichern. Doch ehe deshalb der offene Kampf begann, wollte Lothar die böhmischen Angelegenheiten ordnen und es gelang ihm, daß nach dem Tode des Wladislaus dessen Bruder Sobieslav ihn als Oberherrn anerkannte.

Dann trachtete er die Staufer zu demüthigen, gewann zum Beistande den Zäringer Konrad, vermählte im Jahre 1127 seine einzige Tochter Gertrud mit dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Bayern und übergab diesem auch das Herzogthum Sachsen, wodurch die Macht der Welfen so wuchs, daß sich Heinrich rühmen konnte: seine Besitzungen aus Reichs- und Kirchenlehen und Erbeigen liegen von der Nordsee bis zum Mittelmeer über ganz Deutschland ausgebreitet, ja beinahe in ununterbrochenem Zusammenhange. Auch sein Bruder Welf besaß vieles Gut. Um so leichter schien mit ihrer Macht dem Könige der Sieg über die Staufer zu werden.

Aber Friedrich widerstand tapfer und durch das ganze südliche Deutschland ging mit der Parteiung die Verwüstung und es begann damals der lange Kampf zwischen den beiden mächtigen Geschlechtern, der erst mit dem Untergange des Einen endete. Beide ursprünglich in Süddeutschland, ihrer Heimath, reich begütert, lebten als Nachbarn häufig in Fehden mit einander.

Das ältere Geschlecht ist das der Welfen. Eines Welf Tochter Judith war die zweite Gemahlin Ludwig's des Frommen; Luidgard, die Tochter eines anderen Welfen — Ethiko — war dem Kaiser Karlmann vermählt und sie oder jene soll ihren Bruder Heinrich verleitet haben, daß er vieles Land als Lehen nahm und so dessen Dienstmann wurde. Darüber grämte sich sein alter Vater so sehr, daß er den Sohn, welcher seine Freiheit und Selbstherrlichkeit dahin gab, nicht mehr sehen wollte und sich mit zwölf treuen Dienstleuten in die Waldeinsamkeit der Scharnitz zurückzog, Mönche um sich sammelte

und dort mit ihnen bis zu seinem Tode lebte. Vom Kaiser Heinrich III. erhielt Welf III. das Herzogthum Kärnthen, starb aber kinderlos und seine Erbgüter kamen an den Sohn seiner Schwester Kunigunde (mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt), welcher mit den Gütern auch den Namen seines Oheims annahm und dessen Nachkommen den Ruhm des alten Geschlechts erneuerten. Von ihrem Stammsitze hießen die Welfen gewöhnlich von „Ravensburg“ oder „Altorf“.

Die Staufer, auch Waiblinger, von ihren Schlössern genannt, erheben sich aus der Dunkelheit erst später unter dem Kaiser Heinrich IV., wußten sich aber schnell Macht und Ansehen zu gewinnen und suchten diese mit Klugheit und Muth zu behaupten. Als jetzt Konrad aus Asien zurückkehrte, ließ er sich in Ober-Italien als König ausrufen, ward in Mailand feierlich empfangen und gekrönt, 1128, 29. Juni. Aber die vornehmsten deutschen Bischöfe und der Papst belegten ihn mit dem Bann; bald sah er sich von allen Städten Ober-Italiens bis auf Mailand verlassen und flüchtete deshalb nach Deutschland. Hier wollte indessen der Herzog Heinrich den Streit mit Einem Schlage enden und lud seinen Gegner, den Herzog Friedrich, zu einer Unterredung nach dem Kloster Zwiefalten, als wolle er ihn mit Lothar aussöhnen. Der Vertrauende erschien, wurde sogleich von Heinrich's Gefolge treulos überfallen, entkam jedoch glücklich und heftiger als vorher wüthete der Kampf fort.

Auch in Italien herrschte große Entzweiung, weil nach dem Tode des Papstes Honorius II. ein Theil der Kardinäle Anaklet II., der andere Theil aber Innocenz II. gewählt hatten. Jener suchte sich mit Hülfe der Normannen, dieser mit der des deutschen Königs zu behaupten und begab sich deshalb selbst nach Deutschland, wo er von Lothar feierlich eingeholt wurde. Der versprach ihn nach Rom zu führen, um dort die Kaiserkrone von ihm zu empfangen. Und im Herbste 1132 überschritt er, nur von 1500 Rittern begleitet, die Alpen, weswegen er in Italien wenig Achtung genoß und kam mit Innocenz am 30. März 1133 nach Rom, dessen größten Theil Anaklet mit seinen Anhängern behauptete und Lothar empfing deshalb die Krönung in der Kirche St. Johann des Lateran.

Damals wurde der Streit wegen der Mathilde'schen Güter so entschieden, daß Lothar sie vom Papste als Lehen nahm gegen eine jährliche Abgabe von hundert Mark und mit der Bedingung, daß sie nach seinem Tode an seinen Schwiegersohn und nach ihrer Beiden Tode an die römische Kirche zurückfallen sollten. Die Römer stellten diese Uebergabe in einem Gemälde dar, mit der Schrift: Wie der Kaiser des Papstes (Lehens) Mann wird.

Als Lothar nach Deutschland zurückkehrte, gewährte er den Staufern, welche den Kampf mit mehr Tapferkeit als Glück fortgesetzt hatten, auf ihre Bitte Frieden und Verzeihung. Konrad entsagte dem Königstitel und schwur mit seinem Bruder Treue dem

Kaiser, darauf wurden sie in ihren Herzogthümern bestätigt, erhielten das salische Erbe als Lehen, 1135, 30 Sept., und lebten hochgeehrt unter den Fürsten. Jetzt erfreute sich Deutschland endlich eines dauerhaften Friedens, während dessen der Kaiser für seine Freunde und Verwandte sorgte. Den Grafen Konrad von Wettin erhob er zum Markgrafen der Lausitz mit Meißen, seinen Schwager Ludwig zum Landgrafen von Thüringen und Hessen, die Nordmark erhielt Albrecht, genannt der Bär, Graf von Ballenstädt, der sein Gebiet bald über mehrere wendische Stämme jenseits der Elbe ausbreitete.

Und als die Nachbarn umher den friedlichen Zustand des deutschen Reiches sahen, huldigten sie wieder oder hielten Freundschaft: der Herzog von Polen sandte den rückständigen Zins und erkannte den Kaiser als seinen Oberherrn, Gesandte aus Ungarn und Konstantinopel überbrachten ihm Geschenke und erkannten seine hohe Würde an. So gelangte Deutschland blos dadurch, daß es Frieden im Innern hielt, auch unter einem sonst wenig gefürchteten Kaiser zu dem Ansehen, dessen dasselbe unter Karl dem Großen und Heinrich III. genoß.

Noch einmal rüstete sich Lothar zum Zuge nach Italien, um den Papst Anaklet zu verdrängen und dem Innocenz allgemeine Anerkennung zu verschaffen, auch den Fürsten von Capua wieder einzusetzen, der von dem Normannen-Könige Roger vertrieben war. Im August 1136 kam er mit einem glänzenden Heere nach Ober-Italien, beinahe alle Städte und Edlen begrüßten ihn huldigend oder mußten sich unterwerfen, doch ward er nicht mit der eisernen Krone gekrönt. Dann zog er Rom vorbei nach Unter-Italien, vertrieb den König Roger nach Sicilien, während der Herzog Heinrich, sein Schwiegersohn, sich im Besitze der Mathilde'schen Güter befestigte und den Gegenpapst bedrängte. Jetzt in seinem Glücke wollte Lothar auch die kaiserlichen Rechte wieder geltend machen, zerfiel aber dadurch beinahe mit Innocenz, welcher Unter-Italien als Eigenthum des päpstlichen Stuhles ansprach, endlich verglichen sie sich und belehnten den Fürsten Rainulf als Herzog Apuliens gemeinschaftlich.

Noch war Rom nicht ganz bezwungen, Anaklet nicht ganz gedemüthigt, als die Deutschen heftig die Rückkehr in ihre Heimath verlangten. Lothar wich dem dringenden Begehren, da er sich selbst krank fühlte an Leib und Seele, und trat den Rückzug an. Kaum hatte er die Alpen überstiegen, starb er zu Breitenwang in Bayern am Anfang Decembers 1137. Sein Leichnam wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter zur Ruhe gebracht.

Konrad der Dritte.

Der Welfe Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen empfing aus den Händen des sterbenden Kaisers die Reichs-Kleinodien und hoffte, als der erste und mächtigste Fürst die deutsche Krone zu erlangen, da ihm wohl Keiner mit Glück widerstreben durfte. Seiner Macht glich seine Tapferkeit, aber auch sein Stolz. Dadurch entfremdete er sich die Fürsten, sie fürchteten seine Gewalt und seinen Ehrgeiz, dies fürchtete auch der Papst, dem Heinrich's Streben schon in Italien als der Kirche gefährlich erschien und alsobald reifte ein Plan gegen ihn. Der Wahltag war auf Pfingsten 1138 nach Mainz ausgeschrieben, Innocenz aber vereinigte sich mit dem Staufer Konrad, ernannte einen diesem Geschlechte ganz ergebenen Kardinal, Dietwin, zu seinem Gesandten mit der Vollmacht, für denselben bei der Wahl zu wirken; der Franzose Erzbischof Albero von Trier that das Gleiche, der Kölner Erzbischof Arnold wurde auch gewonnen, der erzbischöfliche Stuhl von Mainz war damals erledigt, und so wählten denn schon Anfangs März diese Wenigen mit dem Herzoge Friedrich dessen Bruder Konrad zum deutschen Könige. Der päpstliche Gesandte krönte ihn.

Die anderen Fürsten Deutschlands staunten über diese Kunde und widersprachen der Wahl, am meisten der Herzog Heinrich, und nannten dieselbe eine gesetzwidrige, anmaßende und ungerechte. Die Freunde der Staufer aber beriefen sich auf die Wahl Lothar's, die päpstlichen Gesandten warben eifrig für Konrad, in das Erzbisthum Mainz wurde ein Verwandter der Staufer gesetzt und als der neue König zu Bamberg an eben dem Tage feierlich Hof hielt, an welchem die Wahl hätte sein sollen, huldigten ihm schon die meisten Fürsten: der Herzog von Kärnthen, der Markgraf von Oesterreich, die Zäringer, Konrad, der Markgraf von Meißen, und Albrecht der Bär, Sobieslaw von Böhmen ließ seinen Sohn Wladislaus von dem Könige belehnen. Endlich widerstrebte auch der Erzbischof Konrad von Salzburg nicht länger und Heinrich, beinahe von allen Fürsten verlassen, ließ sich durch Versprechen gewinnen und lieferte auf einem Fürstentage zu Regensburg, wo er sich in Verbindung mit den Bürgern durch den Bau einer steinernen Brücke ein schönes Denkmal gründete, die Reichs-Kleinodien an Konrad aus und erwartete die Bestätigung seiner Lehen. Als er aber dazu, vom Könige nach Augsburg gerufen, mit einem großen Gefolge erschien, entwich Konrad heimlich nach Würzburg und sprach hier eigenmächtig, ohne Rath und Zustimmung der Fürsten, die Acht über Heinrich. Das Herzogthum Sachsen verlieh er sogleich an Albrecht, der in kurzer Zeit die wichtigsten Orte eroberte, die überraschten Freunde des Welfen vertrieb und das Land in Besitz nahm, daß ihn Konrad am Weihnachtsfeste 1138 zu Goslar persönlich belehnen konnte.

Da überließ Heinrich den Kampf gegen den König in Bayern seinem Bruder Welf, eilte nach Sachsen, sammelte hier die ihm noch Getreuen und zwang den Konrad zur Flucht. Erzürnt darüber sprach dieser darauf in Würzburg dem Heinrich auch das Herzogthum Bayern ab und gab es seinem Halbbruder, dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich. So ging denn Kampf und Verwüstung wieder durch Deutschland, die vom Könige Begünstigten suchten sich in den ihnen zugesprochenen Ländern festzusetzen, die Welfen dagegen bemühten sich, die Eindringlinge zu vertreiben, der König selbst brach gegen Sachsen auf und lud, da er dem Kriegsglück nicht ganz vertraute, den Herzog Heinrich zur Unterredung und friedlichem Vergleiche nach Quedlinburg. Der kam und starb hier plötzlich, 20. Okt. 1139, wie man glaubte an Gift, erst siebenunddreißig Jahre alt und hinterließ seinem zehnjährigen Sohne Heinrich, nachmals genannt der Löwe, seine Ansprüche. Das Geschlecht der Welfen schien nach dem Tode des mächtigen Herzogs dem Könige nicht mehr gefährlich.

Aber die Freunde des Verstorbenen setzten den Kampf für dessen Sohn in Sachsen und Bayern fort, Albrecht der Bär wurde geschlagen, seine Stammburg Anhalt niedergebrannt; Welf in Bayern suchte sich sogar mit Roger von Sicilien und dem Könige von Ungarn zu verbinden, die Macht der Staufer war auch in Süddeutschland gefährdet, bis der König selbst herbeieilte. Da trafen die Heere des Welf und Konrad bei Weinsberg 21. Dez. 1140 aufeinander und während des heftigen Kampfes erscholl zum ersten Mal der Ruf, der dann Jahrhunderte lang als Partei-Losung durch Deutschland und Italien wiederhallte: Hie Welf! hie Waiblinger! Welf unterlag damals und mußte fliehen, das ihm treu ergebene Weinsberg konnte nicht länger widerstehen, unterhandelte mit dem Könige wegen der Uebergabe und dieser gewährte endlich den Weibern, mit so viel Gütern abzuziehen, als sie zu tragen vermöchten. Alsobald öffneten sich die Thore und Frauen und Mädchen erschienen, jede mit einem Mann auf dem Rücken. Friedrich, der Bruder des Königs, zürnte, aber dieser gewährte den treuen Frauen auch noch ihre Kostbarkeiten und Kleider und die Weibertreue von Weinsberg ward in Sage und Lied verherrlicht.

Im folgenden Jahre starb Liutpold, der Herzog von Bayern, und der König trachtete nun den Streit mit den Welfen zu enden, er vermochte Gertrud, die Wittwe Heinrichs des Stolzen, sich mit Heinrich Jasomir Gott, dem Bruder Liutpolds, zu vermählen, und den Albrecht, auf Sachsen zu verzichten, dann verlieh er dies Herzogthum an den jungen Heinrich den Löwen, der dagegen Bayern aufgab. Albrecht der Bär wurde zufriedengestellt, indem er Brandenburg als vergrößerte und vom Herzoge Sachsens unabhängige Markgrafschaft erhielt. Aber Welf in Bayern erklärte den Vertrag für erschlichen und ungerecht und setzte den Kampf fort, um seines Neffen und seine Rechte auf Bayern zu wahren, und während dieses inneren

Krieges sank Deutschlands Ansehen nach außen. Nur deswegen konnten sich die wendischen und slavischen Fürsten der deutschen Oberherrlichkeit nicht entziehen, weil sie damals in Erbstreitigkeiten verwickelt waren und bald Dieser, bald Jener den Beistand des deutschen Königs anrief.

Italien aber blieb sich selbst überlassen und nicht blos Rom, sondern auch beinahe alle Städte der Lombardei, strebten sich der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Bischöfe zu entziehen und sich nach dem Beispiele der Republiken des Alterthums selbst zu regieren. In Rom war diese Bewegung von Arnold von Brescia ausgegangen, der jedoch vom Papste Innocenz II. mit dem Banne belegt und vom Adel verfolgt, nach Frankreich und von da nach der Schweiz entfloh. Desto glücklicher war Roger in seiner Unternehmung, er drang alsobald nach Lothar's Entfernung wieder in Apulien vor, nahm den ihm mit Heeresmacht entgegenziehenden Papst sammt den Kardinälen gefangen und gewährte ihnen die Freiheit nur gegen die Bestätigung des Besitzes von Kalabrien, Apulien und dem Fürstenthume Capua als päpstliches Lehen, 1139. Innocenz hatte früher den König Konrad vergebens zum Römerzuge gemahnt, vergebens klagte aber jetzt auch dieser, daß die Belehnung Roger's ohne seine Theilnahme geschehen sei. So sank hier des deutschen Reiches Macht und nur an den Küsten der Nordsee befestigte sich deutsches Wesen immer mehr.

Adolf von Holstein und Wagrien behauptete das den Wenden abgenommene Land, rief Ansiedler aus den Niederlanden und mit ihnen wanderten deutsche Sprache und Sitte ein und die christliche Religion fand einen sicheren Halt an ihnen, bald erhoben sich Dörfer und Städte, das Verhältniß der neuen Unterthanen zu ihren Herren wurde milde gestaltet, Adolf gründete ein neues Lübeck statt des alten, von den Wenden zerstörten und wie hier wurde das Christenthum und deutsches Wesen allmälig auch in Brandenburg bei den Liuticiern überwiegend. Dänemark aber entzog sich dem deutschen Lehens-Verbande.

Unter solchen Kämpfen und Bestrebungen erscholl die Trauerkunde von dem Unglück der abendländischen Christen im Morgenlande und der Ruf ihnen zu helfen. Insbesondere bewegte der Abt Bernhard von Clairvaux, durch die Kraft seiner Rede, Viele in Frankreich und selbst den König Ludwig VII., daß sie eine Kriegsfahrt über das Meer zur Bekämpfung der Türken gelobten. Allein zum gewissen Siege schien es nothwendig, daß auch der deutsche König mit der Kraft seines Volkes gegen die Ungläubigen ziehe. Zwar das gemeine Volk in Deutschland strömte, in der Hoffnung, seine Lage wie immer zu verbessern, im Haufen zu den Predigern und ließ sich mit dem Kreuze zu Streitern Christi bezeichnen und verübte dabei gegen die Juden am Rhein, Main und an der Donau unglaubliche Frevel; Konrad aber zeigte sich zur Theilnahme an einem

Kreuzzuge gar nicht geneigt, da der Kampf mit den Welfen bald offen, bald heimlich fortdauerte und er eben deshalb auch dem neuen Papste Eugen III. nicht beistehen konnte, der, von seinen Gegnern aus Rom vertrieben, Hülfe suchend nach Frankreich und dann nach Deutschland gekommen war. Als jedoch der Abt Bernhard während eines Reichstages zu Weihnachten in Speier vor Konrad und den Fürsten zum heiligen Kampfe aufrief, wurde auch er bewegt, gelobte auszuziehen und ließ sich mit dem Kreuze bezeichnen, mit ihm die Herzoge von Bayern, Böhmen und Lothringen und viele Bischöfe und Edle, auch sein Neffe, der Staufer Friedrich III., über dessen Entschluß sich sein Vater, der Herzog Friedrich II., so grämte, daß er kurz darauf starb. Welf in Bayern mußte sich dem Zuge anschließen, und damit das Reich nicht verwaiset bliebe, ließ Konrad seinen älteren Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger erwählen und übertrug ihm die Regierung. Dann ging die Kriegsfahrt durch Ungarn nach dem Morgenlande, wo jedoch die Kreuzfahrer durch ihre Uneinigkeit und Unmäßigkeit und durch Verrath und des Landes Beschaffenheit trotz ihrer und insbesondere des Königs Tapferkeit zum größten Theile erlagen.

Während die Kreuzfahrer so unglücklich im Morgenlande kämpften, unternahmen die geistlichen und weltlichen Fürsten in Norddeutschland einen ähnlichen, gleichsam heiligen Zug gegen ihre heidnischen Nachbarn, zerstörten deren Götzenbilder und Heiligthümer, Albrecht der Bär wußte dabei seine Herrschaft im Lande der Wenden auszubreiten und die Herzoge von Polen und Pommern für das Christenthum zu gewinnen.

Ein dritter Zug wurde nach einer anderen Gegend hin unternommen. Die vom Niederrhein und aus Friesland zum Kreuzzuge nach dem Morgenlande sich zusammen schaarten, wollten zur See dahin ziehen und schlossen sich anderen Pilgern aus Britannien an. Als sie aber bei Lissabon ankamen, welche Stadt der König Alfons von Castilien belagerte, um sie den Arabern zu entreißen, däuchte es ihnen gut, hier schon das Gelübde zum Kampf gegen die Ungläubigen zu lösen. Sie halfen dem Könige die Stadt erobern und befestigten so die Herrschaft der Christen in Portugal. Die meisten kehrten dann wieder in ihre Heimath zurück, ein Theil der Friesen aber blieb in jenem sonnigen Lande.

Auch Heinrich der Löwe war glücklich in dem Kampfe gegen die Dithmarsen, die er zwang, christliche Priester aufzunehmen. Er war zum kräftigen Jüngling herangewachsen, vermählte sich mit der Tochter des Zäringers Konrad und forderte von seinem Stiefvater Heinrich Jasomir Gott und von dem aus Asien zurückgekehrten Könige das Herzogthum Bayern als das ihm gebührende Erbe zurück, für dessen Wiedererwerbung sein Oheim Welf den Kampf fortsetzte, nachdem er glücklich aus Asien in Bayern angelangt war. Ungebeugten Muthes standen sich die Welfen und Staufer gegenüber, als

der König erkrankte. Sein älterer Sohn, der erwählte König Heinrich, war gestorben, der jüngere fast noch ein Kind, deshalb empfahl er sterbend, des Reiches Wohl bedenkend, seinen Neffen Friedrich, der sich im Morgenlande durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet hatte, zu seinem Nachfolger. Konrad starb am 15. Febr. 1152 zu Bamberg, wo sein Leichnam im Dome beigesetzt wurde.

Friedrich der Erste, genannt der Rothbart.

Schon am siebenzehnten Tage nach Konrad's Tode versammelten sich die Fürsten zu Frankfurt und erwählten einstimmig den Herzog Friedrich von Schwaben zum Könige, und der Erzbischof Arnold von Köln krönte ihn am 9. März zu Aachen. Und damals zeigte Friedrich, wie er Gerechtigkeit handhaben wolle. Denn als während der Festlichkeiten ein von ihm verstoßener Diener fußfällig des Königs Gnade anflehte und zuversichtlich Wiederaufnahme hoffte, sagte Friedrich: Ich habe dich mit Recht und nicht aus Haß verstoßen und widerrufe desweges meinen Spruch nicht.

Er zeigte seine Wahl dem Papste an und bedachte zunächst, gleich seinen Vorgängern, seine Verwandten: dem Sohne des verstorbenen Königs gab er das Herzogthum Schwaben, sein Schwager Matthias war Herzog von Ober-Lothringen, seinem Oheim Welf gab er die Reichslehen in Italien, dann wollte er den langen, für ganz Deutschland verderblichen Zwist mit Heinrich dem Löwen enden und sprach ihm auf dem Reichstage zu Goslar, zu Ostern 1154, das Herzogthum Bayern zu. Friedrich's Mutter war aus dem Welfen-Geschlechte, eine Schwester Heinrich's des Stolzen und des Welf. Doch wollte er gegen Heinrich Jasomir Gott nicht mit Gewalt verfahren und die Sache blieb vorerst blos bei der Entscheidung, dagegen verlieh er Heinrich dem Löwen beinahe königliche Gewalt über die eroberten wendischen Länder. Derselbe betrachtete sie ohnehin als seinem Herzogthum Sachsen gehörig und bekam jetzt die Erlaubniß, in den Ländern jenseits der Elbe Kirchen und Bisthümer zu errichten und mit Reichsgütern auszustatten, auch die Bischöfe zu belehnen. Berthold von Zäringen erhielt die Anwartschaft auf Burgund. So wurden die Großen gewonnen und des Königs Ansehen über Geistliche und Weltliche stand fest und er handhabte den inneren Frieden mit Ernst und Kraft und rüstete dann zum Zuge nach Italien, wohin er vom Papste und von Boten aus Apulien gegen den König Roger, sowie von Gesandten mehrerer Städte der Lombardei gegen das übermüthige Mailand eingeladen wurde.

Im Herbste 1154 zog Friedrich über die Alpen, willens, die von seinen Vorfahren geübten, aber in der letzten Zeit vernachlässigten, königlichen Rechte wieder herzustellen, nicht bedenkend, daß sich indessen die Städte durch Kunstfleiß und Handel erhoben, daß die Bürger die Macht der geistlichen und weltlichen Großen gebrochen und sich beinahe ganz selbstständig regiert hatten. Dasselbe Verhältniß hatte sich nach der Rückkehr Arnold's von Brescia in Rom gebildet, und Hadrian IV., seit Dez. 1154 Papst, sollte der weltlichen Macht ganz entsagen. Aber er hielt fest an den Rechten seiner Vorgänger, sprach den Bann über Arnold, der, alsobald von dem wankelmüthigen Volke verlassen, nach Ober-Italien entfloh, wo er zwar in die Gewalt eines Kardinals fiel, jedoch von seinen Anhängern wieder befreit wurde.

Indessen hatte Friedrich in der Lombardei die Huldigung des Adels und der kleineren Städte empfangen und das Anerbieten Mailands zurückgewiesen, welches ihm 4000 Mark für die Bestätigung der angemaßten Herrschaft über Lodi und Crema versprach. Dann nahm er mehrere, den Mailändern gehörige oder ihnen verbündete Schlösser und Städte, die er größtentheils zerstörte und zog dann an Mailand vorbei, weil er dessen Stolz jetzt nicht zu brechen vertraute, gegen Rom los. Als erstes Freundschaftszeichen verlangte der Papst von ihm, daß er die Auslieferung des Arnold von Brescia bewirke. Dies geschah, Arnold wurde von einem Grafen an Friedrich und von diesem an Hadrian übergeben, der denselben während der Nacht vor der Stadt verbrennen und die Asche in die Tiber streuen ließ.

Darauf aber entspannen sich lange, unerquickliche Verhandlungen zwischen dem Papste und Friedrich über die Art des Begrüßens bei ihrer Zusammenkunft, bis der König endlich versprach, den rechten Steigbügel dem Papste zu halten. Als dieser aber weiter verlangte, Friedrich solle für ihn Apulien erobern, erklärten sich die deutschen Fürsten heftig dagegen. Darauf kamen noch Gesandte der Römer, welche die Bestätigung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten und außerdem 500 Pfund Silber für die Kaiserkrönung verlangten. Mit Unmuth wies Friedrich diese Forderung zurück, ließ nach dem Rathe des Papstes während der Nacht einen Theil der Stadt mit seinen Truppen besetzen und wurde dann am 11. Juni 1155 mit der kaiserlichen Krone gekrönt.

Darüber erbittert, stürzten die Römer auf die sorglosen Deutschen ein und die Kardinäle mit dem Papste selbst geriethen beinahe in Gefangenschaft, als der Kaiser erschien und die römischen Schaaren ansprengte. Bald war um ihn der heißeste Kampf, er sank vom Pferde, da deckte ihn Heinrich der Löwe mit seinem Schilde, die Römer wurden zurückgeschlagen, ihrer viele ermordet oder gefangen. Friedrich und der Papst schieden von einander, dieser ging nach Benevent, wo er vom Könige Roger belagert und zu einem Frieden gezwungen wurde, in welchem er ihm Sicilien und ganz

Unter-Italien als päpstliches Lehen gegen eine gewisse Abgabe — gewissermaßen nur als Zeichen der Abhängigkeit — überließ. Die Beistimmung des Kaisers war weder verlangt, noch ertheilt worden.

Friedrich aber erfuhr auf dem Rückwege, wie wenig er auf die Treue und Unterwerfung der Lombarden bauen dürfe. Mehrere Städte verweigerten den herkömmlichen Zins, Spoleto wagte es sogar, ihn zu verhöhnen, weswegen er die Stadt erstürmen und verheeren ließ. In Ankona begrüßten ihn griechische Gesandte und suchten ihn zum Zuge nach Apulien zu bewegen; er war dazu geneigt, aber die Deutschen weigerten sich, ihm zu folgen, denn ihre Dienstzeit war zu Ende und schon kehrten mehrere Fürsten mit ihrem Gefolge nach Deutschland zurück. Auch war das Heer durch Krankheiten geschwächt und dem Kaiser drohte, je näher er den Alpen kam, um so größere Gefahr, besonders durch die Nachstellungen der Veroneser. Mit Mühe entging er ihnen in der Ebene, als er aber den Engpässen nahte, fand er sie von einem Häuptling, Alberich aus Verona, besetzt, der von jedem Reiter Harnisch und Pferd, vom Kaiser selbst eine große Summe für den freien Abzug verlangte. Da erstieg der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit zwei Hundert leicht Bewaffneten die Felsen, schlug oder nahm jene Trotzigen gefangen, die dann als Friedensbrecher und Empörer hingerichtet wurden und Friedrich erreichte glücklich Deutschland wieder, das seiner Gegenwart sehr bedurfte.

Der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck hatten sich befehdet und einander ihre und der Nachbarn Güter verwüstet. Friedrich verurtheilte sie als Friedensstörer zur altüblichen Strafe des Hundetragens, mit welcher nur der alte Erzbischof verschont wurde, der Pfalzgraf aber fühlte sich durch die Strafe so gekränkt, daß er in das Kloster Ebrach ging und bald darauf starb. Mit gleicher Strenge verfuhr Friedrich gegen andere Raub- und Fehdesüchtige, zog den Rhein hinab, brach die Raubschlösser, verbot die unrechtmäßigen Zölle und verbreitete weithin Schrecken und Sicherheit.

Dann wollte er endlich den Zwist wegen Bayerns entscheiden; nach vielem Unterhandeln überreichte Heinrich Jasomir Gott auf einem Reichstage zu Regensburg auf der Ebene vor der Stadt dem Kaiser feierlich die sieben Fähnlein, darstellend die sieben Grafschaften Bayerns — daher Fahnlehen genannt —, Friedrich gab fünf derselben in die Hände Heinrich's des Löwen, zwei aber stellte er dem Heinrich zurück, andeutend die Markgrafschaft Oesterreich mit dem Gebiete ober und unter der Enns und erhob dieselbe zu einem selbst in weiblicher Linie erblichen Herzogthum mit beinahe königlichen Rechten, daß es kaum noch im deutschen Reichsverbande blieb, 1156.

So ward Heinrich Jasomir Gott für seinen Verlust entschädigt und er und seine Nachfolger wählten die Stadt Wien zu ihrem Sitze, die sich blühend erhob, Oesterreich stellte sich neben

Bayern, sein Mutterland, und trachtete es zu verdunkeln. Auf diese Weise ward aber das alte Stammherzogthum verkleinert und Heinrich der Löwe nicht befriedigt. Doch schwieg er und benutzte fortan still und klug jede Gelegenheit, in Norddeutschland Macht und Gebiet zu vergrößern, die ihm in Bayern geschmälert waren. Er weilte eine Zeit lang in diesem Lande, befestigte den Landfrieden und wahrte sein Recht gegen Geistliche und Weltliche. Als der Bischof Otto von Freising bei der Brücke zu Föhring ungebührlichen Zoll fordern ließ und gütlicher Mahnung nicht achtete, verbrannte der Herzog während einer Nacht die Brücke und verlegte diese mit Marktzoll und Münzstätte nach seinem unweit davon gelegenen München. Bei dieser Veranlassung wird der Ort mit diesem Namen zum ersten Mal in den noch vorhandenen Urkunden genannt, doch ist München gewiß viel älteren und wahrscheinlich römischen Ursprungs. Der Kaiser entschied auf die Klage des Bischofs, seines Verwandten, für München, nur sollte der Herzog dem Bischofe einen Theil des eingehenden Zolles geben, 1158, und bald erhielt der Ort größere Bedeutung.

Auch Friedrich vermehrte Macht und Güter seines Hauses, wie er nur konnte, vermählte sich nach der Trennung von seiner ersten Gemahlin mit Beatrix, der Erbtochter Reinolds von Burgund (im Mai 1156), Bertold den Zäringer, welchem er früher Burgund versprochen hatte, stellte er zufrieden durch die Uebertragung der Statthalterschaft diesseits des Jura und in Arelat und der Schutzvogteien über die Hochstifter Lausanne, Genf und Sitten. Seinem eigenen Bruder Konrad übertrug er die Pfalzgrafschaft am Rhein. Ein Zwist unter den fürstlichen Brüdern Boleslav und Wladislav in Polen gab ihm Gelegenheit, dort einzuschreiten, da der vertriebene Wladislav Hülfe bei ihm suchte. Boleslav ward besiegt, unterwarf sich, erkannte die Abhängigkeit Polens vom deutschen Reich und versprach die Lehensgelder und Kriegskosten an Friedrich und die deutschen Fürsten zu bezahlen, 1157, dem Herzoge Ladislav von Böhmen aber verlieh Friedrich die Königskrone und als er in demselben Jahre im Oktober in Burgund erschien, empfing er zu Besançon auf einem feierlichen Reichstage die Huldigung der Geistlichen und Weltlichen. Da stellte er die beinahe erloschenen Rechte des deutschen Reiches wieder her, übertrug dem Erzbischofe von Lyon die weltliche Gerichtsbarkeit über diese Stadt und ernannte ihn zum Exarchen, den Erzbischof von Vienne aber zum Erzkanzler des burgundischen Reichs. Im folgenden Jahre suchte der König Waldemar von Dänemark bei dem Kaiser seine Bestätigung nach, der König Geisa von Ungarn erwählte ihn zum Schiedsrichter und die Könige von Frankreich und England und der griechische Kaiser ehrten in Friedrich den Kaiser des Abendlandes, und Deutschland ragte damals an Herrlichkeit über alle anderen Reiche.

Friedrich's Kampf mit Mailand und dem Papste.

In Italien allein war des Kaisers Macht noch zweifelhaft und eifersüchtig suchten Mailand und der Papst ihre errungenen Vortheile zu wahren und Friedrich gerieth mit Hadrian IV. schon in manchen Zwist. Es war offenbar, daß es zwischen dem Kaiser und Papst einmal zum offenen Bruch und Kampf um die höchste weltliche Macht kommen müsse. Friedrich belehnte die frei gewählten Bischöfe, ehe sie vom Papste bestätigt waren, was dieser schon rügte und er wollte gerade auf jenem glänzenden Reichstage zu Besançon seine Herrlichkeit durch seine Gesandte und ein Schreiben zeigen, in welchem er sagte, er habe dem Friedrich die Kaiserkrone verliehen und hätte ihm wohl, wenn es möglich gewesen, noch größere Benefizien verliehen.

Als dies vor den versammelten Fürsten verlesen ward und man unter Benefizien damals allgemein Lehen verstand, erhob sich lauter Unwillen, worauf jedoch der Kardinal Roland fragte: Von wem Anderen hat denn der König das Kaiserthum, als vom Papst? Darüber entrüstet, drang Otto von Wittelsbach auf den Kardinal ein und hätte ihn ermordet, wenn ihm Friedrich nicht wehrte. Die Gesandten mußten abreisen, Friedrich aber meldete die Sache allen deutschen Fürsten und fügte klagend hinzu: So zeigt sich denn in der That, daß der Papst das Reich als sein Lehen erklärt, da er auch ungeachtet seines Versprechens jenes Bild nicht vernichtete, auf welchem Lothar als Vasall des Papstes dargestellt ist. Hadrian dagegen klagte den deutschen Bischöfen die seinen Gesandten widerfahrene Behandlung und forderte sie auf, den Kaiser zur Genugthuung zu bewegen. Allein die Bischöfe antworteten: Der Kaiser hat gehandelt, wie es einem katholischen Fürsten ziemt, die freie Krone des Reiches danken wir blos der göttlichen Wohlthat, die Fürsten — der Erzbischof von Mainz voran — erwählen den König, die Krönung gebührt dem Erzbischof von Köln und die mit der Kaiserkrone dem Papst. Was darüber, das ist überflüssig und vom Bösen.

Als der Papst solche Einmüthigkeit der deutschen Fürsten sah, gab er jenen Ausdrücken eine mildere Deutung, erklärte Benefizium als etwas Gutes überhaupt bezeichnend und die Verleihung der Krone als bloße Krönung. So wurde damals diese Sache ausgeglichen. Friedrich aber ging im Sommer 1158 mit einem großen Heere nach Italien, sprach über das widerspänstige Mailand die Acht aus und zwang es zur Uebergabe. Sie gelobten, Como und Lodi frei zu geben, eine große Straffumme zu zahlen, Geisel zu stellen und ihm den Eid der Treue zu leisten, ihre frei gewählten Vorsteher von ihm bestätigen zu lassen und ihm alle Hoheitrechte

zurückzugeben. Dann hielt er einen großen Reichstag auf den Roncalischen Gefilden und ließ durch Rechtsgelehrte die ihm als König und Kaiser gebührenden Rechte festsetzen. Und die Gelehrten beachteten nicht die im Laufe so langer Zeiten veränderten Verhältnisse, nicht die von den Städten allmälig durch Gewohnheit errungenen Vortheile, sondern sprachen ihm beinahe ganz die Rechte der alten römischen Kaiser zu, und Friedrich wollte sich dieselben nun sogleich aneignen und ergriff die dazu nothwendigen Maßregeln.

Er stellte Beamte auf, welche seine Hoheitsrechte wahren sollten und ließ ein anderes Recht nur gelten, wenn es durch Urkunden konnte bewiesen werden. Und nun gehorchte Alles aus Furcht vor seiner Nähe und Macht, nur Genua erkaufte die Selbständigkeit um 1200 Mark Silbers. Darauf wollte er seine weltliche Oberherrlichkeit auch im Kirchenstaate herstellen, wie es ihm in Tuscien gelungen war, da er die Mathilde'schen Güter als Oberherr an Welf verlieh.

All dieses erregte den Argwohn und Unwillen des Papstes, der mit der steigenden Macht des Kaisers die seinige sinken sah, und als Friedrich den ihm getreuen, aber heftigen Kanzler Rainald zum Erzbischofe von Köln ernannte, verweigerte Hadrian die Bestätigung und rügte in Briefen, in welchen er seinen Namen vor den des Kaisers setzte und ihn gegen den Gebrauch mit Du anredete, daß der Kaiser die Geistlichen besteuere und von ihnen die Huldigung fordere. Friedrich vertheidigte sein Verfahren und äußerte: „Welche Hoheitsrechte hatte denn die Kirche zur Zeit Constantins? Haben nicht die Päpste Alles, was sie besitzen, als ein Geschenk der Fürsten? Und sollen die Bischöfe keinen Lehenseid und keine Lehenspflichten leisten, wenn sie Königsgüter annehmen? Mögen sich doch der Papst und die Geistlichen erinnern, daß Jesus selbst für sich und Petrus den Zins entrichtete und diese nachahmen. Wollen die Kardinäle und Prälaten irdische Güter besitzen, so müssen sie auch davon steuern."

Briefe und Gegenbriefe reizten nur mehr, statt zu versöhnen. Bald schwand die Hoffnung auf friedliche Ausgleichung, zumal Hadrian die Lombarden insgeheim und offen gegen Friedrich ermuthigte, mit dem Könige Wilhelm von Sicilien ein Schutz- und Trutzbündniß schloß und die deutschen Bischöfe dem Kaiser abzuwenden suchte. Er nannte ihn ihren Hammer und einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zerstöre und als ein Betrüger und wahrer Heide den Bann verdiene, der sich nicht erinnere, daß die deutschen Könige, ehe der Papst Zacharias Karl den Großen salbte, auf Ochsenwagen einherfuhren und daß das Kaiserthum nur vom Papst komme, der es wieder nehmen könne.

Die Gemüther erbitterten sich immer mehr, die Mailänder erkannten allmälig den weiten Umfang der kaiserlichen Forderungen und empörten sich offen dagegen. Vergebens suchte Friedrich sie

zum Gehorsam zurückzuführen und verhängte dann die Acht über sie. Der Krieg begann. Crema, Brescia und Piacenza schlossen sich den Mailändern an und Friedrich wendete sich zuerst gegen Crema, nahm es nach hartnäckigem Widerstande und zerstörte es. Dann folgten kleinere Kämpfe, denn vom Hauptheere der Deutschen waren nur wenige Schaaren bei dem Kaiser zurückgeblieben.

Indessen war Hadrian IV. (Sept. 1159) gestorben und der größere Theil der Kardinäle wählte den Kardinal Roland — Alexander III.—, die Anderen aber den Kardinal Oktavian — Viktor IV. Da berief Friedrich eine Kirchenversammlung nach Pavia, und die hier versammelten Bischöfe erkannten mit ihm den Viktor als rechtmäßigen Papst, die Könige von England und Frankreich aber den Alexander. Für diesen erklärte sich auch Mailand. So ward der Zwist gesteigert und Friedrich rief zum Kampfe gegen die widerspänstige Stadt ein neues Heer aus Deutschland, schloß sie ein und zwang sie im März 1162 zur unbedingten Unterwerfung. Sie alle erschienen wie dem Tode verfallen mit Stricken um den Hals vor dem Sieger, flehten seine Gnade an und harrten seines Ausspruches. Dieser lautete: Das Leben schenke er ihnen, um jedoch künftigem Aufstande vorzubeugen, sollten sie alle die Stadt verlassen und sich in vier Flecken je zwei Meilen von einander ansiedeln.

Nichts konnte den Kaiser zur Milderung des Spruches bewegen. Sie zogen aus, Friedrich ließ einen Theil der Stadtmauern niederreißen und ritt im Triumphe ein, dann wurden die vorzüglichsten Gebäude gebrochen, die kleineren Häuser verbrannt und nur die Kirchen verschont. Erschreckt unterwarfen sich darauf die anderen Städte und Friedrich waltete als Kaiser und Herr in Ober-Italien. Nachdem er alles ohne Widerspruch nach seinem Sinne geordnet, kehrte er nach Deutschland zurück.

Hier hatten sich indessen mehrere Fehden erhoben, die Bürger von Mainz sich gegen die Forderungen des Erzbischofs Arnold aufgelehnt, dann, vom Kaiser zur Buße verurtheilt, im Zorn den erzbischöflichen Palast gestürmt und den Erzbischof und dessen Bruder erschlagen. Darauf erfolgte eine zweispaltige Wahl, Friedrich bestätigte Keinen der Gewählten, sondern er ernannte im Einverständnisse mit dem Papste Viktor den Bruder des Otto von Wittelsbach, Konrad, zum Erzbischofe, ächtete die Mörder Arnold's, entzog der Stadt ihre Rechte und machte sie zum offenen Flecken. Aber vergebens war seine Bemühung, den König von Frankreich zur Anerkennung Viktor's zu bewegen und schon im Spätjahre 1163 ging er wieder nach Ober-Italien, um durch seine Gegenwart den unklugen Eifer und Stolz seiner Beamten zu mäßigen, die Gemüther zu beruhigen, den Frieden und die eingeführte Ordnung zu erhalten. Doch blieb das Mißtrauen, weil er fest auf seinen kaiserlichen Rechten beharrte.

Da kam durch die Gunst der Vorsehung selbst Veranlassung

zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit. Viktor IV. starb unvermuthet zu Lukka, 20. April 1164, und Friedrich war geneigt, den Papst Alexander anzuerkennen und sandte in dieser Absicht Boten an den Erzbischof Rainald von Köln. Der war jedoch auf jene Nachricht nach Lukka geeilt und hatte hier sogleich einen neuen Papst wählen lassen — Paschal III. Friedrich billigte die That seines Günstlings, erkannte den neuen Papst und weckte und nährte dadurch den furchtbarsten Kampf, der in Italien und Deutschland mit Schwert und Wort geführt wurde. Offene Empörung drohte, und Friedrich, unvermögend, dieselbe ohne ein Heer niederzuhalten, ging nach Deutschland, hier die Zwistigkeiten zu schlichten und zum Zuge nach Italien aufzubieten. Seine Ankunft stellte schnell überall den Frieden her, dann warb er eifrig für seinen Papst bei dem Könige Heinrich II. von England und zugleich um dessen Tochter für Heinrich dem Löwen. Auf dem glänzenden Reichstage zu Würzburg, zu Pfingsten 1165, kam das Bündniß zu Stande und damals suchte der Kaiser, veranlaßt durch den Erzbischof Rainald, der noch nicht einmal Priester war, sich und den künftigen deutschen Königen die Oberherrlichkeit über den Papst in weltlicher und geistlicher Beziehung anzueignen. Er wollte, es sollten alle Fürsten, geistliche und weltliche, sammt ihren Unterthanen, schwören, niemals den Alexander oder einen von dessen Partei Gewählten als Papst anzuerkennen und jedem Widerstrebenden Güter, Lehen und Würden nehmen. Rainald und Friedrich schwuren, dann die Fürsten und Prälaten, aber die beiden Konrade, Erzbischöfe von Mainz und Salzburg — Jener ein Wittelsbacher, Dieser ein Stiefoheim des Kaisers, verweigerten den Eid. Beide wurden von Friedrich geächtet, aber der Erzbischof von Salzburg behauptete sich, dem Kaiser zum Trotze, in seiner Würde, der Erzbischof von Mainz ging nach Italien zum Papste Alexander, der in Frankreich und einem großen Theile Italiens anerkannt und endlich auch in Rom bei seinem Einzuge feierlich als der wahre Papst war begrüßt worden.

Als Friedrich im Spätherbste 1166 mit einem Heere in der Lombardei ankam, fand er überall Unzufriedenheit. Seine Beamten klagten über die Städte, diese über seine Beamten wegen mancher Bedrückung und kaum glaubte er die Einen versöhnt und gewonnen, erhoben Andere sich klagend. Er aber trachtete zunächst nach Rom, da er den Alexander mit Recht als die Seele der italienischen Bewegungen gegen die Oberhoheit des Kaisers betrachtete. Doch während er dahin vorrückte, schlossen die Städte der Lombardei einen Bund zur Behauptung ihrer Rechte, die Einwohner Mailands kehrten zurück, bauten die zerstörte Stadt wieder auf und die Gefahr wurde im Rücken des Kaisers immer drohender. Auf seinem Zuge nach Rom belagerte er das widerspänstige Ankona und schickte nur den Erzbischof Christian von Mainz mit einer Heeres-Abtheilung gegen die Römer voraus. Als dieser jedoch vor den Thoren ihrer

Stadt geschlagen und zurückgedrängt wurde, verglich sich Friedrich mit Ankona und eilte den Seinen zu Hülfe. Er schloß Rom ein, schlug die Flotte und der Mannschaft des Königs Wilhelm, welche zur Befreiung des Papstes herbeieilten, und dieser wurde auf das Aeußerste gebracht. Schon war sein Fall nahe, als es ihm gelang, während der Unterhandlungen aus Rom nach Benevent zu entkommen.

Jetzt zog Friedrich mit seinem Papste Paschal in die Stadt ein und ließ sich sammt seiner Gemahlin krönen und von den Römern huldigen, August 1167. Aber mit einem Male änderte sich Alles. Denn nach ungeheuerer Hitze folgten Regengüsse, dann wieder glühende Hitze, darauf eine pestartige Seuche, die das ganze Heer des Kaisers ergriff und zu Hunderten dahinstreckte. Ganz Gesunde stürzten plötzlich todt zu Boden, Begrabende sanken auf die Todten, Hohe und Niedere erlagen ohne Unterschied. Es starben der Erzbischof Rainald von Köln, des Kaisers Statthalter, die Bischöfe von Prag, Regensburg, Augsburg, Speier, Verdun und Lüttich mit vielen Edlen. Auch der jüngere Welf, Friedrich, erlag noch auf dem Heimwege und alle die Güter des greisen Welf sollten nun an einen Anderen kommen.

Mehr als dies Unglück schadete dem Kaiser der allgemein verbreitete Glaube, die Seuche sei eine Strafe des Himmels wegen der Verfolgung des rechtmäßigen Papstes. Friedrich ließ den Paschal mit weniger Besatzung in Rom zurück und eilte mit den Trümmern seines Heeres nach Ober-Italien. Hier sprach er die Acht aus über die lombardischen Städte mit Ausnahme von Pavia, Crema und Lodi, befestigte aber dadurch nur den Bund derselben. Bald zogen ihre Heerschaaren von allen Seiten gegen ihn heran, mit Mühe entging er auf seiner Flucht den rastlos Nachsetzenden, die nur zuweilen aus Furcht und Schmerz innehielten, weil er mehrere ihrer Geisel auf dem Wege aufknüpfen ließ und allen übrigen dasselbe Schicksal drohte. Selbst in Susa entging er schon, überfallen, dem Tode nur durch die treue Aufopferung Hermann's von Siebeneichen. Niedergeschmettert von der Höhe seiner Macht, krank an Leib und Seele, kam er im März 1168 nach Deutschland. Paschal behauptete sich in Rom bis zu seinem Tode am 20. September desselben Jahres.

Heinrich der Löwe hatte indessen seine Macht in Norddeutschland im beständigen Kampfe vergrößert, aber auch durch Stolz und Habsucht die geistlichen und weltlichen Fürsten umher beleidigt, dem Grafen Adolf von Holstein die Stadt Lübeck abgedrängt, die er dann selbst mit vielen Vorrechten ausstattete und wie ein Kleinod hielt. Unter dem Vorgeben, das Christenthum in den slavischen Ländern zu verbreiten, drang er immer weiter vor, ließ die christliche Lehre mit dem Schwerte verkünden und es traf ihn nicht mit Unrecht der Vorwurf, es liege ihm weniger am Christenthum, als an den Abgaben der Slaven, die so drückend waren, daß die Einwohner des Landes den Kampf auf Leben und Tod fortkämpften. Die Sage

erzählt, Heinrich habe Tausende zur Taufe in den Schweriner See getrieben und von ihnen genommen, was sie nur leisten konnten. Und ein alter Wenden-Häuptling antwortete ihm auf die Aufforderung, sich zum Christenthume zu bekehren: „Bete du nur deinen Christus an, und wenn du uns dann milde behandelst, wollen wir dich anbeten." Doch mit den Bisthümern, welche Heinrich gründete und dann mit Gütern reichlich ausstattete und damit die Bischöfe belehnte, kam allmälig ein milder christlicher Geist in jene Gegenden, und die Bischöfe und die sich mehrenden Ansiedelungen der Deutschen verdrängten das heidnische Slaventhum immer mehr. Das geschah in Mecklenburg und Pommern, überall erhoben sich Kirchen und Klöster, und im Geleit der Kirche kam deutsche Sitte und Sprache und bald bestand die Mehrzahl der Einwohner aus Deutschen oder aus Deutschgewordenen.

Aber die Härte, mit welcher der Herzog Heinrich gegen geistliche und weltliche Fürsten, sowohl gegen Deutsche als Wendische verfuhr, erregte ihm einen schweren Kampf, den erst des Kaisers Machtgebot endete, als er aus Italien zurückkehrte. Doch begünstigte er bei dieser Untersuchung und Ausgleichung offenbar noch seinen Vetter, den Herzog Heinrich den Löwen, obgleich er den wendischen Herren einen Gnadenbrief verlieh, demgemäß sie zwar Vasallen des Herzogs sein, jedoch ihre Herrschaften nach deutschem Rechte behalten und nur bestimmte Leistungen tragen sollten.

Friedrich's ältester Sohn, Heinrich, obgleich erst fünf Jahre alt, wurde von den Fürsten 1169 zum römischen König und Nachfolger im Reiche gewählt, dem jüngeren Friedrich gab der Vater das erledigte Herzogthum Schwaben, dem dritten Sohne Konrad einen großen Theil des eigentlich schon aufgelösten Herzogthums Franken, er selbst erhielt bald darauf das reiche Erbe des alten Welf. Der lebte seit dem Tode seines einzigen Sohnes fern von seiner Gemahlin blos dem Vergnügen, spendete mit vollen Händen für lustige Gelage, Jagden und an schöne Mädchen, daß ihm bald das nöthige Geld fehlte, weshalb er seines Bruders Sohn, Heinrich den Löwen, um Vorschuß anging, ihm sein Erbe versprechend. Dieser aber zeigte sich unwillfährig, glaubend, das Erbe könne ihn ohnehin nicht entgehen: da übergab Welf seine Güter seinem Schwestersohne, dem Kaiser und dieser bestritt dagegen den Aufwand desselben. Auf diese Weise gewann das Geschlecht der Staufer einen großen Güterzuwachs in Süddeutschland und Italien. Heinrich der Löwe achtete diesen Verlust damals nur wenig, denn er hatte von seiner Gemahlin Mathilde, der Tochter des Königs von England, noch keinen Erben, unternahm 1172 mit zwölfhundert Geharnischten eine Fahrt nach Jerusalem und kehrte, überall ehrenvoll ausgezeichnet, nach Jahresfrist ins Vaterland zurück. Im folgenden Jahre erhielt er aber einen Sohn und da erst fühlte er tief den Verlust der Güter seines Oheims. Friedrich's Macht schien gesichert, er hielt den Frieden in

Deutschland aufrecht und zog dann im Jahre 1174 wieder über die Alpen, des Willens, mit seinem Heere den Trotz der Lombarden für immer zu brechen, den neuen Gegenpapst Calixt III. einzusetzen und als wahrer Kaiser im römisch-deutschen Reiche zu walten.

Aber der Bund der Städte hatte sich indessen verstärkt und gerüstet und sogar eine neue Festung erbaut, die dem Kaiser zum Hohn nach dem Namen des Papstes Alessandria genannt wurde. Hierher richtete Friedrich seinen Zug, nachdem er Asti genommen und Susa verbrannt hatte; doch hier scheiterte die Tapferkeit der Deutschen an den festen Mauern, dem sumpfigen Boden umher und dem Widerstande der Besatzung. Vergebens belagerte er sie während des ganzen Winters und wagte ebenso vergeblich, selbst am grünen Donnerstag 1175 einen allgemeinen Sturm, und als darauf die Lombarden zum Entsatze heranrückten, verbrannte er sein Lager und zog ihnen entgegen. Der Ausgang der Schlacht war ungewiß, der Untergang für den Besiegten kaum abzuwehren, deshalb wagte keine Partei den Angriff. Es wurde vielmehr ein Waffenstillstand geschlossen, neue Verhandlungen begannen und wurden fortgezogen, da weder der Kaiser noch die Städte von ihren Forderungen wichen. Friedrich selbst zögerte geflissentlich, denn er erwartete neuen Zuzug aus Deutschland. Da ward ihm Kunde, gerade der mächtigste Fürst, Heinrich der Löwe, wolle nicht kommen. Deshalb ging der Kaiser mit Frühlings Anfang 1176 selbst nach Deutschland und suchte denselben in persönlicher Unterredung zur Hülfeleistung zu vermögen, und als der Löwe hartnäckig widerstrebte, soll ihn Friedrich im Gefühle seiner höchsten Noth fußfällig gebeten haben, ihn nur in diesem Kampfe nicht zu verlassen. Auch dies war vergebens. Friedrich kehrte nach Italien, Heinrich der Löwe in sein Herzogthum Sachsen zurück.

Am 29. Mai darauf ward die Schlacht bei Legnano geschlagen. Der erste Stoß der Deutschen war unwiderstehlich, wo Friedrich anstürmte, wich Alles in wilder Flucht und schon glaubte er den Sieg errungen, als neue Mailändische Schaaren anrückten, die Fliehenden zurückführten und eine neue Schlacht begannen. Jetzt wurden die Deutschen geschlagen und zerstreut, Viele gefangen, das Lager genommen und Friedrich rettete sich nur in eiliger Flucht nach Pavia. Seine Kraft und sein Stolz war gebrochen, er wollte Frieden schließen mit dem Papste Alexander und den Lombarden und schickte deshalb Gesandte an sie. Nach langem Prüfen billigte er die ihm mitgetheilten Bedingungen: Anerkennung des Alexander als wahren Papstes, Waffenstillstand für das sicilische Reich auf fünfzehn und für die Lombarden auf sechs Jahre, innerhalb welcher ihre Rechte sollten festgestellt werden. Dann wurde Friedrich mit seinen Freunden vom Banne losgesprochen und nach Venedig zum Papste eingeladen. Er ging dahin, wurde feierlich mit allen Zeichen der Ehrfurcht empfangen, neigte sich vor dem Papste und erwies ihm alle her-

kömmliche Ehre und dankte Gott, daß der lange Zwist nun geendet war. Der Papst gab ihm den Friedenskuß und ertheilte ihm die Nutznießung der Mathilde'schen Güter auf fünfzehn Jahre. Beide gelobten einander allgemeine Vergessenheit und Verzeihung auch für ihre Anhänger, die vom Kaiser vertriebenen Erzbischöfe von Mainz und Salzburg wurden wieder eingesetzt und der Papst bestätigte alle anderen Prälaten, die nicht durch Gewalt ihre Stellen erlangt hatten.

So war der große Kampf geendet und schnell gingen Boten mit dieser Freudennachricht in die Welt. Friedrich ging nach Burgund und ließ sich in Arles mit seiner Gemahlin krönen (Ende Juli 1178), ordnete auf einem Reichstage zu Besançon die Angelegenheiten jenes Landes und kehrte dann im Herbste nach Deutschland zurück.

Friedrich gegen Heinrich den Löwen.

Heinrich der Löwe hatte während der Abwesenheit des Kaisers seine Macht durch Unterdrückung der Einen und Verbindung mit Anderen zu vermehren gewußt, jedoch dabei auch die Zahl seiner Gegner durch seine Herrschsucht vermehrt. Der Kampf begann, als der von ihm vertriebene und dem Papste Alexander treue Bischof Ulrich von Halberstadt wieder in den Besitz seines Bisthums zu gelangen trachtete. Bald regten sich ringsum die Feinde gegen den Herzog und sie rechneten dabei auf die Billigung oder Nachsicht des Kaisers, dessen Groll gegen den Löwen nicht verborgen blieb. Heinrich, der einen schweren Kampf voraussah, ging dem Friedrich huldigend entgegen und flehte ihn um Schutz und Beistand an, und dieser beschied ihn auf einen Reichstag nach Worms, wo die Sache sollte im Januar 1179 untersucht werden. Als Heinrich aber nicht erschien, wurden seine Gegner kühner, zumal er auch einer neuen Vorladung nicht nachkam. Er hoffte bei einer persönlichen Zusammenkunft sich den Kaiser zu versöhnen. Da dieser jedoch fünftausend Mark als Buße verlangte für die verweigerte Reichshülfe und für die Vermittelung zwischen Heinrich und den von ihm beleidigten Fürsten, schied der Löwe im Zorn und entschlossen, jedem Feinde mit dem Schwerte zu begegnen.

Darauf lud ihn der Kaiser zum dritten und vierten Male zur Verantwortung auf einen Reichstag und verhängte dann 1180 nach dem Urtheile der Fürsten die Acht über ihn als einen Verächter kaiserlicher Majestät und der Satzungen des Reiches, und erklärte ihn der Herzogthümer Sachsen und Bayern und aller Reichs- und Kirchenlehen für verlustig. Das Herzogthum Sachsen wurde so-

gleich zerstückt, die herzoglichen Rechte in Westphalen und Engern, so weit sie nicht schon im Besitze anderer Fürsten waren, ertheilte Friedrich dem Erzbischof von Köln, die in Ostphalen an die Bischöfe von Verden, Hildesheim und Halberstadt. Was sonst vom Herzogthum übrig blieb, wurde dem Grafen Bernhard von Anhalt übergeben, Holstein aber vom Herzogthum frei und unmittelbar unter den Kaiser gestellt. Das Herzogthum Bayern erhielt Otto von Wittelsbach für seine dem Kaiser treu geleisteten Dienste, aber auch dieses Herzogthum, von welchem Friedrich schon früher Oesterreich abgerissen hatte, wurde noch weiter geschmälert. Denn die Grafen von Steier und Tirol entzogen sich dem alten Verbande des Herzogthums und in Bayern selbst suchten sich die Grafen von Andechs als Herzoge von Meran selbstständig blos unter des Kaisers Hoheit zu stellen, dasselbe thaten die Bischöfe.

Auf diese Weise gelangte das Herzogthum Bayern wieder an die Schyren, nachdem sie mehr als zweihundert Jahre davon ausgeschlossen waren.

Der Pfalzgraf Arnulf hatte sich nach seiner Verdrängung durch den Kaiser Otto I. eine feste Burg gleich einem königlichen Sitz erbaut und sie zur Erinnerung an seine Abstammung von einem der tapfersten urdeutschen Volksstämme Schyren — Scheyren — genannt. Seine Nachkommen lebten als Gaugrafen zurückgezogen auf ihren Gütern und Schlössern als Schirmvögte des Bisthums Freising und mancher Klöster, geliebt und geehrt und verzweigt in mehrere Geschlechter — Valay, Dachau, Abensberg. Der Hauptzweig nannte sich, nachdem sie Alle ihr Stammschloß Scheyern Benediktinermönchen übergeben hatten, 1121, vom Schlosse Wittelsbach. Otto der Pfalzgraf erhielt nun vom Kaiser zwar die herzogliche Würde, aber weder die alten Rechte, noch das Land in seiner alten Ausdehnung, deshalb strebte sein Geschlecht durch Sparsamkeit, Mäßigung und Klugheit, durch Verträge und Heirathen die Besitzungen und Rechte zu vermehren und sich ein neues Herzogthum zu gründen, welches von dem Kern und den Ueberresten des alten den Namen Bayern forterbte. Otto starb schon im Jahre 1183 und ungehindert folgte ihm sein Sohn Ludwig.

So waren denn die alten deutschen Nationalherzogthümer zertrümmert, daß kein Herzog je wieder mächtig genug wäre, dem Könige zu widersagen, und Deutschland zerfiel von dieser Zeit an allmälig in eine Menge kleiner und großer Fürstenthümer und Herrschaften, sowohl weltlicher als geistlicher; das Geschlecht der Staufer aber überragte weit alle anderen an Macht und Ansehen und so lag denn auch dem Kaiser der Plan nahe, ein römisch-deutsches Erb-Reich aufzurichten. Der Plan schien damals unschwer durchzuführen.

Heinrich der Löwe wurde nach der Achterklärung von allen Seiten angegriffen, jeder seiner Gegner suchte den Theil der ihm zugesprochenen Beute so schnell als möglich zu gewinnen, aber sie

fanden ihn wohl gerüstet und er widerstand ihnen allen tapfer und glücklich. Als jedoch der Kaiser selbst im Sommer 1181 mit einem Heere gegen ihn aufbrach, eine Stadt nach der anderen nahm und dann auch Lüneburg heftig bedrohte, wo sich die Gemahlin des Löwen mit ihren Söhnen bisher muthig behauptete: da suchte Heinrich Versöhnung und warf sich auf dem Reichstage zu Erfurt im November dem Kaiser zu Füßen und bat um Aufhebung der Acht. Friedrich, tief bewegt über den Wechsel des Glückes, hob ihn auf, umarmte ihn unter Thränen und den Worten: Und doch bist Du selbst Ursache Deines Unglücks! Die Acht ward aufgehoben, aber dem Löwen blieb nichts als seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg; überdies sollte er sieben Jahre lang Deutschland meiden, wenn ihn der Kaiser nicht etwa früher zurückriefe.

Gebeugt, doch ungebrochen zog Heinrich, mit seiner Familie auswandernd, durch sein Land, und als ihm Bardewik, vor Kurzem noch seine Stadt, die Thore verschloß, da er Nachtherberge dort suchte, und seiner sogar höhnte, schwur er dies zu rächen, daß fortan jede Stadt sich scheuen müsse, einen Fürsten in seinem Unglücke zu beleidigen. Er segelte nach der Normandie, wallfahrte von da nach Compostella in Spanien und begab sich darauf nach England, wo ihm sein jüngster Sohn geboren wurde, dessen Nachkommen durch wunderbare Fügung auf dieser Insel bis heute regieren. Nach seiner Entfernung befestigten sich die Fürsten in den ihnen zugetheilten Ländern und da nun überall Frieden in Deutschland herrschte, richtete der Kaiser seine Thätigkeit wieder auf Italien.

Alexander III. war am 30. August 1181 gestorben, an dessen Stelle Lucius III. erwählt, gegen welchen die Römer sich empörten und ihn aus der Stadt vertrieben. Im Jahre 1183 ging der Waffenstillstand mit den Lombarden zu Ende und Friedrich schloß am 25. Juni auf dem Reichstage zu Constanz Frieden mit ihnen: Alles Vergangene sei vergessen und vergeben. Den Städten bleiben ihre Rechte und Einnahmen, die sie von Alters her besitzen; bei den italienischen Feldzügen des Kaisers stellen sie Wege und Brücken her und liefern hinreichend Lebensmittel für Menschen und Vieh, doch wird sich der Kaiser nie übermäßig lange in einer Stadt aufhalten. Den Städten bleibt das Recht der Befestigung und Bündnisse; doch versprechen sie auch die Rechte des Kaisers und der Bischöfe zu wahren. Alle Lehensleute und Stadtobrigkeiten schwören dem Kaiser den Lehenseid, alle Bürger von 17—70 Jahren den Bürgereid. Alle entstehenden Zwiste sollen friedlich verglichen werden. Kurz: die Städte Ober-Italiens durften sich selbst regieren und erkannten nur die Oberhoheit des Reiches an.

Ueber diesen Ausgang des langen Kampfes herrschte überall Freude, ein nie gesehener Frieden lagerte auf den Gefilden, auch die letzten kirchlichen Fehden endeten. Am folgenden Jahre berief Friedrich eine große Reichsversammlung auf Pfingsten nach Mainz

und es strömten an vierzigtausend Ritter und unzähliges Volk herbei. Mit dem Kaiser erschienen seine Gemahlin und Söhne, der König Heinrich, Friedrich, der Herzog von Schwaben, Konrad, ausgestattet mit fränkischen Herrschaften, Otto, welchem Burgund versprochen war und Philipp, dem geistlichen Stande und hohen Würden bestimmt. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, Pracht der Kleidung, Mannigfaltigkeit der Gesänge und Ritterspiele, an welchen Friedrich selbst Theil nahm, fesselten und ergötzten Jeden und noch lange erzählte und sang man von diesem herrlichen Tage. Nur einen Augenblick wurde das schöne Fest gestört, als während des Gottesdienstes der Abt von Fulda den Sitz zur Linken des Kaisers als Vorrecht gegen den Erzbischof von Köln ansprach und nur die Bitten Friedrich's und seines Sohnes, des Königs Heinrich, verhinderten den Kampf zwischen dem Gefolge der beiden Geistlichen und bewogen den Abt, von seiner Forderung abzustehen.

Doch bald kamen wieder andere größere Verwickelungen. Als in Trier in zweispaltiger Wahl Rudolf und Volmar gewählt waren, ordnete der Kaiser eine neue Wahl an und bestätigte dann den wieder gewählten Rudolf und ließ dessen Gegner, der sich um seine Bestätigung an den Papst wendete, durch seinen Sohn, den König, verdrängen und durch diesen auch gegen den Erzbischof Philipp von Köln verfahren, welcher sich Gewaltthätigkeiten gegen Augsburgische Kaufleute erlaubt hatte. Der Papst nahm sich Volmar's und Philipp's an; aber selbst der Hülfe gegen die neuerungssüchtigen Römer bedürftig, lud er den Kaiser zu einer Unterredung nach Verona. Statt friedlicher Ausgleichung erhob sich hier ein weit aussehender Zwist, denn der Papst tadelte nicht blos das Verfahren Friedrich's in der Trier'schen Angelegenheit, sondern verlangte von ihm jetzt schon, vor dem Ablauf der bestimmten Zeit, die Mathilde'schen Güter zurück und verweigerte den König Heinrich zu krönen, wenn nicht vorher Friedrich die Krone niederlege. Beide schieden im Groll von einander und eine neuer großer Kampf war nahe. Um in diesem desto gewisser zu siegen, suchte Friedrich die Lombarden und insbesondere Mailand durch freundliches Entgegenkommen zu gewinnen; zugleich betrieb er eifrig die Verbindung seines Sohnes Heinrich mit Constanze, der Tochter des Königs Roger von Sicilien und Neapel und einzigen Erbin dieser Königreiche, obgleich sie zehn Jahre älter war als Heinrich. Durch diese Vermählung hoffte Friedrich seines Hauses Macht und Glanz für immer zu sichern.

Aber gerade diese Verbindung erschien dem römischen Stuhl für seine weltliche Herrschaft höchst gefährlich und deshalb trachteten die Päpste Lucius und sein Nachfolger Urban III. sie zu vereiteln. Als jedoch die Vermählung trotz aller Hindernisse in Gegenwart des Kaisers und einer Menge Fürsten und Edlen aus Deutschland und Italien mit ungemeiner Pracht in Mailand gefeiert wurde, den 27. Jan. 1186,

zürnte darüber der in Verona weilende Urban, wo sein Vorgänger gestorben und er gewählt war, so sehr, daß er die Bischöfe, welche bei der Vermählung zugegen waren, ihrer Stellen entsetzte und in offenen Briefen über die Vorenthaltung der Mathilde'schen Güter und über die Besteuerung der Geistlichen und Anderes klagte. Der Kaiser entschuldigte sich, hielt aber den Papst, weil er die Krönung Heinrich's standhaft verweigerte, in Verona eingeschlossen, während Heinrich sich mit den edelsten Römern verbündete, die dem Papste geneigten Städte demüthigte und den größern Theil des Kirchenstaates besetzte.

Indessen entkam der Papst aus Verona glücklich nach Ferrara und weil er zu schwach war, mit seiner weltlichen Macht gegen die kaiserliche mit Erfolg anzukämpfen, wollte er sich schon der geistlichen Waffen bedienen und den Bann über Friedrich verhängen und diesem alte und neue Feinde in Deutschland erwecken, als er am 20. Oktober 1187 starb. Schon am folgenden Tage wurde ein neuer Papst, Gregor VIII., gewählt, der in der Weise seines Vorgängers fortzufahren beschloß, als die Nachricht kam, Jerusalem sei den Christen wieder entrissen und in die Gewalt des Sultans Saladin gefallen.

Diese Kunde erzeugte in ganz Europa eine ungeheure Bewegung. Der Kaiser wurde davon tief ergriffen und als er hörte, die Könige von England und Frankreich haben sich zu einem Kreuzzuge verbündet, um Jerusalem wieder zu erobern, da gelobte auch er auszuziehen und die letzte Kraft seines Lebens Gott im heiligen Waffendienste zu weihen. Am 27. März 1188 empfing er in Mainz aus der Hand des Bischofs Godfrid von Würzburg das Kreuz, mit ihm sein Sohn Friedrich, der Herzog von Schwaben und viele geistliche und weltliche Große. Bevor er jedoch den Zug unternahm, ordnete er die Angelegenheiten des Reichs, zerstörte noch mehrere Raubschlösser und verkündete noch einen allgemeinen Landfrieden. Dann berief er Heinrich den Löwen nach Goslar, dessen Verbannung er auf Bitten des Papstes auf drei Jahre ermäßigt hatte, und gab ihm freie Wahl, entweder auf kaiserliche Kosten mit nach dem Morgenlande zu ziehen oder eidlich zu geloben, mit seinen Söhnen das Reich auf drei Jahre zu meiden. Heinrich, der wohl mit großer Hoffnung gekommen war, die schnell zerrann, wählte von Neuem die Verbannung und ging wieder nach England um die Osterzeit 1188. Friedrich aber unternahm darauf an der Spitze eines trefflich gerüsteten Heeres den Zug nach dem Morgenlande; seinen Sohn, den König Heinrich, hatte er als Reichsverweser aufgestellt.

Siebentes Buch.

Die Kreuzzüge, Ritterorden und der Heldengesang.

Pilgerfahrten.

Spiel, Trinkgelage und Waffenübung waren und blieben des edlen und vollfreien Deutschen liebste Beschäftigung, Krieg gegen die noch häufig vorkommenden wilden Thiere und Krieg gegen die Menschen, bald in Fehden gegen die Nachbarn, bald in fernen Ländern, besonders auf den Römerzügen. Diese Liebe und Waffenehre ward zur Begeisterung gesteigert durch kriegerische Wallfahrten nach Asien — die Kreuzzüge.

Seit den frühesten Zeiten des Christenthums pilgerten Einzelne und Schaaren zur Bußübung oder aus Demuth nach den heiligen Orten in Italien und Spanien oder in Deutschland, die Vorbereitung dazu wirkte reinigend auf das Gemüth des Pilgers und der Gemeinde, wenn er aus des Priesters Hand das Pilgerkleid mit Schärpe, Tasche und Stab empfing und im feierlichen Zuge bis zur nächsten Gemeinde begleitet wurde. Nach glücklicher Heimkehr brachte er in der Kirche ein Dankopfer. Als besonders heilig aber, weil beschwerlich, galt eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande, wo der Heiland mit seinen Jüngern gelebt hatte und das nun den Mohamedanern unterworfen war.

Der Pilger war bei allen germanischen Völkern eine geheiligte Person, alles Nöthige ihm gewähren war ihnen angenehme Pflicht, sie zu beherbergen, waren von manchen Gutsbesitzern auf steilen Bergen oder an Flüssen Pilgerhäuser gestiftet. Besonders übten die Klöster

dies fromme Werk, die Fürsten begünstigten es und endlich ließen die Päpste ein prächtiges Hospital für Pilger in Jerusalem erbauen, nachdem schon Karl der Große dahin reiche Gaben gespendet, als ihm der mächtige Chalife Harun al Raschid die Schlüssel zum heiligen Grabe übersendet hatte.

Als das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung zu Ende ging, wuchs der Eifer, nach dem heiligen Lande zu wallfahrten, weil man den Untergang der Welt nahe glaubte; diese Furcht bemächtigte sich dann gegen das Jahr 1065 von Neuem der Gemüther und es vereinigten sich gegen siebentausend fromme Pilger aus Bayern und Franken zur Fahrt nach Jerusalem. Die Vornehmsten des Zuges waren Günther, Bischof von Bamberg, als der eigentliche Veranlasser und Führer, der Erzbischof Sigfrid von Mainz, die Bischöfe Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, Altmann von Passau und viele Grafen und Herren, selbst Frauen und eine Aebtissin schlossen sich trotz aller Abmahnungen dem Zuge an.

Sie traten die Reise im Herbst 1064 an, um an dem Sterbetage der Welt zugleich ihr Leben an heiliger Stätte zu enden. An der Donau durch Ungarn hinab ziehend, erregten sie überall großes Aufsehen wegen ihrer zur Schau gelegten Pracht und weither strömte das Volk den Zug anzuschauen, aus welchem der Bischof von Bamberg als der schönste Mann hervorragte. Als sie Asien betraten, sahen sie sich bald überall von raubgierigen Horden angegriffen und der Zug der Pilger glich einer fortdauernden Schlacht. Da zeichnete sich vor allen Uebrigen aus der Graf Eccard der Schyre, der statt eines Feldzeichens seine zwei Bundschuhe mit den rothen Riemen erhob, um die sich seine Gefährten sammelten, mit welchen er muthig unter die Feinde drang und sie zerstreute, die letzten Schaaren der Pilger wurden jedoch gefangen und zumal die Frauen und jene Aebtissin erlagen den Mißhandlungen.

Die größte Gefahr drohte am Charfreitage 1065 in der Gegend von Ramla, als die Pilger von Schwärmen Araber überfallen wurden. Da sie in ihrem frommen Glauben am heiligen Tage das Schwert nicht ziehen wollten, wurden ihrer Viele verwundet und ausgeraubt und mit Mühe erreichten sie endlich, sich nur mit Steinwürfen vertheidigend, ein verfallenes Karavanserei, wo sie muthig widerstanden, endlich erschöpft wegen der Uebergabe unterhandelten. Alsobald sprengte der Anführer der Horde mit siebenzehn der Vornehmsten heran und stieg auf einer Leiter zu den Bischöfen empor. Als ihn nun Günther fragte, ob man sie gegen Auslieferung aller ihrer Habe frei abziehen lasse, rief der Barbar, aufgebracht über den großen Verlust der Seinen und wie des Sieges schon gewiß, indem er ein Tuch als Schlinge um den Hals des Bischofs warf, dessen Schönheit und Größe er mit Bewunderung betrachtete: „Du mit all deinen Schätzen bist mein Eigenthum, dein schönes Blut will ich trinken und dich dann wie einen Hund vor das Thor hängen.“

Darüber empört, schlug ihn Günther mit einem Schlage zu Boden, er wurde mit seinen Gefährten gebunden und als die übrigen Araber herandrangen, stellten die Christen ihnen die Gebundenen entgegen und drohten sie zu ermorden, wenn Jene nicht vom Kampfe abließen. Darauf entstand eine kurze Waffenruhe, indessen kam der Befehlshaber von Ramla, wohin sich einige Pilger geflüchtet hatten, den Christen zu Hülfe, nahm die gefangenen Häuptlinge als gute Beute, zerstreute die Horde und öffnete den befreiten Pilgern den Weg nach Jerusalem. Sie besuchten die heiligen Orte und kehrten unter sicherem Geleite nach Europa zurück, Günther starb in Ungarn, und von den siebentausend, die ausgezogen waren, sahen nur zweitausend ihre Heimath wieder.

Der erste Kreuzzug.

Das war gleichsam das Vorspiel zu dem großen, Jahrhunderte lang dauernden Kampfe, der sich nach wenigen Jahrzehnten erhob. Die Pilgerfahrten wurden trotz der Gefahren fortgesetzt, bis die Selbschucken ganz Kleinasien eroberten und die griechischen Kaiser in Konstantinopel, von ihnen bedroht, den Papst und die abendländischen Christen um Hülfe anriefen. Gregor VII. ergriff freudig diese Gelegenheit, das päpstliche Ansehen über die abgefallene griechische Kirche wieder herzustellen und forderte die Gläubigen in mehreren Schreiben auf, den bedrückten Brüdern in Asien beizustehen, ja er schien Willens, selbst zum Kampfe auszuziehen; doch der Zwist mit Heinrich IV. vereitelte sein Vorhaben. Sein Nachfolger Viktor III. nahm denselben Plan wieder auf und veranlaßte einen Zug gegen die Mohamedaner in Afrika, der jedoch keine dauernden Folgen hatte. Urban II. aber rief alle Bewohner des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes auf und erregte eine ungeheuere Bewegung unter den romanisch-germanischen Völkern, die ohnehin schon durch mystische Vorstellungen überreizt waren und in Kasteiungen und Pilgerfahrten den gerechtesten Anspruch zur Aufnahme in den Himmel zu haben glaubten.

Nachdem Urban zu Piacenza 1095 den Hülferuf der griechischen Gesandten vernommen und darauf zum Zuge nach Asiens heiligen Städten aufgefordert hatte, begab er sich nach Clermont, beschied dahin die geistlichen und weltlichen Fürsten und es erschienen vierzehn Erzbischöfe, gegen zweihundertfünfzig Bischöfe, vierhundert Aebte und eine unzählbare Menge Volkes, und er schilderte den Versammelten die Leiden der Christen im Morgenlande durch die Grausamkeit der Türken, erinnerte an die Heiligen, die dort gelebt,

gelehrt und ihr Leben freudig hingegeben, mahnte an die Helden der Vorzeit, an Karl den Hammer und Karl den Großen und an die Schrecken der Sarazenen, und die Gewalt seiner Rede wirkte so, daß die Menge wie mit einer Stimme rief: „Gott will es! Gott will es! Wir wollen dahin ziehen!“ Und Tausende warfen sich vor dem Papste nieder, flehten um seinen Segen zum heiligen Kampfe und hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter zum Zeichen der gelobten Kriegsfahrt nach dem heiligen Lande und Alle begehrten, er selbst, der Papst, solle als Vater der Christenheit an ihrer Spitze ausziehen. Er aber ernannte den Bischof von Puy, Ademar von Monteil, zu seinem Stellvertreter, mit voller Gewalt der Kirche über die Kreuzfahrer und ward so der Mittelpunkt der großen Bewegung der Streiter Christi. Gegen das Ende des Jahres zeigte er dem Kaiser Alexius in Konstantinopel den bevorstehenden Aufbruch des großen Heeres an und bat ihn, dasselbe zum gemeinsamen Zwecke zu unterstützen.

Von der Begeisterung für diesen Zweck wurden beinahe alle romanischen Völker, besonders in Frankreich, ergriffen, die Zahl der Kreuzfahrer mehrte sich mit jedem Tage, Tausende drängten sich an Tausende, die meisten der mit ihrem gegenwärtigen Loose Unzufriedenen, selbst Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen, die Bauern ihre Herren, und Weiber und Kinder schlossen sich in wilder Lust dem Zuge an, unbekümmert um Weg, Gefahren und Lebensmittel, im festen Glauben, Gott werde sie leiten und für sie sorgen. Und während die Fürsten noch waffneten, die Vasallen ihnen zuzogen und jene Lehensleute, deren Herren daheim blieben, sich der Schaar eines Mächtigen aus der Nachbarschaft anreihten, sammelte sich zuchtloses Gesindel um Peter den Einsiedler von Amiens, der zum Kreuzzuge aufrief, Andere um die Priester Gottschalk und Volkmar oder um Walther von Habenichts und zogen ohne Sinn und Ueberlegung den Rhein herauf, angestaunt und verabscheut von der deutschen Bevölkerung, 1096.

Denn die wilden Schaaren begannen ihren Kriegszug mit unmenschlicher Verfolgung der in den Rheinstädten seit den Römerzeiten angesiedelten Juden, von deren Reichthümern die Menge geblendet ward. Die Juden waren nämlich die Geldmäkler der geistlichen und weltlichen Fürsten, sie allein, nicht aber die Christen, durften auf Zinsen leihen, was sie oft zum Verderben der Christen benutzten. Jetzt wurden sie von den Kreuzfahrern überfallen, gepeinigt, gemordet, ihre Schätze geplündert, als geschähe dies zur Ehre Gottes und Christi, der einst von den Juden gekreuzigt ward. In Trier ermordeten sich ihrer Viele selbst, um nur das Leben weniger qualvoll zu enden und kaum gelang es einigen Bischöfen, die Wuth der Menge zu mäßigen.

Dann wälzten sich die Schwärme durch Deutschland nach Ungarn und Bulgarien, wo sie wie Räuber schalteten, aber auch die

meisten erschlagen oder in Gefangenschaft geschleppt wurden. Nur ein schwacher, muthloser Rest erreichte Konstantinopel, wo der Kaiser sie vergeblich zurückzuhalten suchte, bis das Heer der Fürsten und Edlen nachkäme. Er mußte ihrem Drängen willfahren und schiffte sie nach Asien über, wo sie schon nach wenigen Tagen den Türken und Seuchen erlagen und Peter der Einsiedler kehrte nur mit sehr wenigen nach Konstantinopel zurück und harrte der Ankunft des eigentlichen Kreuzheeres.

Dies erschien endlich unter verschiedenen Anführern, aus denen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, die Grafen Robert von Flandern, Raimund von Toulouse und Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich hervorragten. Aus Unter-Italien kamen unter Boemund's und Tankred's Anführung Normannen. Wohl die wenigsten beseelte wahrhaft religiöser Eifer, den meisten war ihr Wollen unklar oder nur auf Erwerbung irdischer Güter gerichtet. Nachdem sie gelobt, den Kaiser von Konstantinopel als Oberherrn aller Länder anzuerkennen, die je von ihnen erobert würden, schifften sie über, gewannen nach den furchtbarsten Mühseligkeiten und Kämpfen mit den Ungläubigen und unter Zwist und Verrath untereinander selbst Edessa und Antiochien, und die durch das Schwert der Feinde und Krankheiten gelichteten Schaaren trafen erst gegen Ende des Mai 1099 vor Jerusalem ein, das sie am 15. Juli endlich eroberten. Wie blind in ihrer Siegeswuth ermordeten sie anfangs Mohamedaner, Juden und Christen, forschten in Raubgier selbst in den Leichen nach verschluckten Kostbarkeiten, dann, wie aus einem Rausche erwacht, wallfahrten sie voll Reue barfuß nach der Kirche der Auferstehung, beichteten und gelobten Buße, vergaßen jedoch des Gelübdes schnell und nur das Ansehen Gottfried's verhinderte den Kampf der Fürsten um die erbeuteten Schätze. Er wurde darauf zum Könige von Jerusalem erwählt, nannte sich in seiner Demuth jedoch nur Beschützer des heiligen Grabes. In dem neuen Königreiche wurden Gesetze, Gerichte und das Lehenswesen des Abendlandes eingeführt.

Die Meisten der überlebenden Kreuzfahrer kehrten nach Europa zurück, die Uebrigen blieben in Asien und suchten die neuen Reiche durch neue Eroberungen oder tapfere Vertheidigung zu schützen. Doch ohne Zusammenhang und weit aus einander gelegen, waren sie von allen Seiten den Angriffen der Eingeborenen preisgegeben und geriethen bald in große Gefahr, um so mehr, da die Fürsten und ihre Leute in Weichlichkeit versanken und sich ein furchtbarer Bund der Ungläubigen zum Verderben der eingewanderten Christen bildete. Das war die Sekte der Ismaeliten, deren Mitglieder willenlos dem Befehle ihres Oberhauptes — des Alten vom Berge — gehorchten und auf sein Geheiß jeden Mord vollzogen.

Die Ritterorden.

Um dieser Gefahr zu begegnen, vereinigten sich auch die christlichen Pilger zu einem Bunde, der die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erhielt. Schon in frühen Zeiten hatten fromme Christen, meist reiche Kaufleute aus dem Abendlande, in Jerusalem Häuser zur Aufnahme der Pilger und zur Verpflegung der Kranken gegründet und die Brüderschaften vom heiligen Johannes, ihrem Schutzpatrone, und vom Tempel Salomo's hatten still und gewissenhaft ihre Gelübde erfüllt. Sie lebten nach der Regel des heiligen Benedikt, hielten den Gottesdienst nach lateinischer Weise, sorgten für die ankommenden Pilger und der Ruf ihres frommen Wirkens verbreitete sich über das ganze Abendland, und manche Pilger, welche, durch die Pflege derselben genesen, glücklich in die Heimath zurückkehrten, widmeten jenen Anstalten liegende Güter, deren Ertrag sie wieder zu frommen Zwecken verwendeten. Einzelne Kreuzfahrer traten selbst in jenen Orden, der sich durch die Begünstigung des Papstes Paschal II. zu einer selbstständigen, vom Patriarchen von Jerusalem unabhängigen Gesellschaft erhob, sich seine Vorsteher wählte, an der Stelle des bisher armseligen Hauses einen Palast baute und sich endlich in mehreren Zweigvereinen über Europa verbreitete und fortwährend an Reichthum und Ansehen wuchs.

Als die Gefahr von den Ungläubigen immer größer ward, erwachte in den ehemaligen Streitern die alte Kampfeslust und sie fügten zu den Mönchesgelübden der freiwilligen Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte, die Vertheidigung des heiligen Grabes. So entstanden die kriegerischen Mönche des Tempels, die Brüder des Hospitals zum heiligen Johannes ahmten sie nach und es bildete sich durch diese Vereine in Verbindung mit geworbenen Söldnern ein furchtbares stehendes Heer gegen die Ungläubigen. Die Mitglieder der beiden Orden schieden sich dann in kämpfende Ritter, in Geistliche, die des Gottesdienstes warteten, und in dienende Brüder. Bald ging der Ruhm ihrer Heldenthaten durch Asien und Europa, und von hier aus wetteiferte man, sie mit Gütern zu beschenken und zwang sie gleichsam, reich und dann üppig zu werden.

Zwar Jerusalem ward durch diese Ritterorden geschirmt, aber das entlegene Edessa blieb ohne Vertheidigung und wurde von den Türken im Jahre 1146 überfallen, die Einwohnerschaft ermordet oder in's Innere Asien's fortgeschleppt, die Stadt selbst zerstört. Dieses Unglück brachte für den Augenblick Einigkeit unter die entzweiten Franken im Morgenlande, da sie aber ihren Untergang vorhersahen, wenn nicht bald Hülfe von Europa erschiene, wendeten sie sich flehend an den Papst und auf dessen Geheiß erregte Bernhard von

Clairvaux das ganze westliche Europa zu einem neuen Kreuzzuge, dessen Führung der Kaiser Konrad III. und der König von Frankreich unternahmen, 1147. Aber sie kehrten ruhmlos zurück, Deutschland hatte Tausende seiner Söhne vergebens geopfert. Und bald erwuchs den immer mehr ausartenden Franken im Morgenlande der furchtbarste Gegner in Saladin, der zuerst Aegypten sich unterwarf, dann Damaskus eroberte und darauf, als mächtiger Sultan über einen großen Theil Asiens gebietend, die Franken in Jerusalem bezwingen wollte. Zwar errang der König Balduin IV., da er, obgleich todtkrank, in Begeisterung mit seinen Schaaren gegen ihn aufbrach, noch einen Sieg, fristete aber dadurch nur noch auf ein Jahrzehnt das Bestehen des fränkischen Königreiches. Wohl kamen noch einzelne Pilgrime an, doch der Eifer der ersten Kreuzfahrer glühte nicht mehr in ihnen und ungehindert konnte Saladin seine Macht immer weiter ausbreiten und rückte Jerusalem immer näher. Zu dieser Gefahr von außen kam die Uneinigkeit der Christen in der Stadt, es folgte Schlacht auf Schlacht, die Türken siegten, rings um Jerusalem fielen alle Orte in ihre Hand. Da flammte noch einmal die alte Begeisterung auf und die Einwohner wollten lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als in Knechtschaft fallen. Aber der Patriarch lähmte ihren Muth und unterhandelte mit Saladin wegen der Uebergabe. Am 27. Oktober 1187 wurde ihm die Stadt übergeben und das Kreuz sank von den Thürmen.

Friedrich's des Ersten Kreuzzug.

Die Nachricht vom Falle Jerusalems schreckte die Christen des Abendlandes empor und der Ruf zum neuen Kreuzzuge, zur Wiedereroberung des heiligen Landes, erscholl von Land zu Land. Der Papst gab Ablaß Allen, die das Kreuz nahmen, während des Zuges ward ihnen Befreiung von allen Abgaben und der Schutz ihrer Güter zugesagt, alle Rechtshändel bei Strafe des Bannes auf sieben Jahre vertagt, und kaum bedurfte es noch der begeisternden Predigten der Bischöfe und der Mahnbriefe des Papstes: überall rüstete man sich zum Kampfe gegen die Türken, beinahe Aller Blicke aber richteten sich auf den greisen Kaiser Friedrich. Nachdem er Macht und Glanz festgegründet sah, winkte ihm jetzt der höchste Ruhm in der Eroberung der Krone Jerusalems. Doch er überlegte noch still, berief auf den 27. März 1188 die Fürsten des Reiches nach Mainz, wo auch unzähliges Volk zusammenströmte, und als er sich hier das Kreuz an die Schulter heften ließ, ergriff alle Anwesenden

eine unaussprechliche Freude. Das Gerücht flog durch alle Länder, und mit verdoppeltem Eifer rüsteten Hohe und Niedere, des Sieges unter einem solchen Führer gewiß. Die Heerfahrt sollte zu Ostern des folgenden Jahres von Regensburg aus beginnen, alles Gesindel zurückbleiben, und überhaupt Keiner mitziehen, der nicht hinlänglich mit Waffen und Geld versehen wäre. Indessen gingen die Boten Friedrich's zu Saladin, daß er das heilige Kreuz und Palästina zurückgebe oder sich zum ritterlichen Kampfe rüste; andere Boten wurden an den König von Ungarn und an den Kaiser Isaak von Konstantinopel wegen des Durchzuges abgeschickt und durch das ganze deutsche Reich Friede geboten.

Um die Mitte Aprils 1189 brach Friedrich mit dem Heere von Regensburg auf, handhabte strenge Zucht, wies viele als unwürdige Theilnehmer am heiligen Werke schon in Ungarn zurück, und als er an der Save das Heer musterte, waren es einhundertfünfzig Tausend wohlgerüstete Krieger, darunter der dritte Theil beritten. Aber kaum hatten sie den griechischen Boden betreten, geriethen sie durch die Treulosigkeit des Kaisers Isaak in große Noth und Gefahr, jedoch Friedrich besiegte jedes Hinderniß und stand unvermuthet vor Konstantinopel, verzieh, auf sein hohes Ziel und nicht auf Rache oder Eroberung hier bedacht, dem Treulosen, und am 23. März 1190 setzten die Kreuzfahrer unter der Leitung seines Sohnes Friedrich, des Herzogs von Schwaben, nach Asien über. Der greise Kaiser selbst blieb zurück, bis der letzte Knecht eingeschifft war, und als er drüben sein ganzes Heer ohne Unfall angekommen sah, rief er freudig: „Seid getrost, meine Brüder! Gott ist mit uns!"

Dies Vertrauen verließ ihn nicht, als ihn bald der Verrath von allen Seiten umgab, und treulose Führer das Heer in wasserlose Wüsten oder in Hinterhalte führten und der Tod in tausend Gestalten auf dasselbe einstürmte. Er drang muthig durch alle Gefahren und Nachstellungen vorwärts, wußte bei Iconium sein halbverhungertes und beinahe schon verzweifelndes Heer noch zum Kampfe zu begeistern und warf sich mit dem Rufe: „Christus siegt! Auf! die Märtyrerkrone winkt uns!" mitten unter die zahllosen Feinde und errang einen vollständigen Sieg, und jene Stadt mit unendlicher Beute fiel in seine Gewalt. Darauf beugten sich die türkischen Häuptlinge erschreckt, gaben ihm Bürgen ihrer Freundschaft, und ungehindert von ihnen zog das Kreuzheer fürder, doch nicht ohne Gefahr an den schroffen Felsenwänden und schauerlichen Abgründen hin, durch welche der Saleph einherbraust.

Am 10. Juni war endlich die Gefahr überstanden und unter feierlichen Lobgesängen schlugen die Schaaren in der fruchtbaren Ebene von Seleucia die Gezelte auf und Alles überließ sich der Freude. Friedrich insbesondere dankte Gott für seine und des Heeres Rettung, und ließ noch des Nachmittags die Furt des auch in der Ebene noch wildfluthenden Stromes untersuchen, ritt dann

selbst hinaus, und ermüdet von dem Nachtwachen und der Hitze des Tages wollte er sich durch ein Bad stärken. Er legte seine Rüstung ab, warf sich in den Strom und achtete als ein geübter Schwimmer der wirbelnden Wogen nicht, als er plötzlich sank. Er arbeitete sich wieder empor, schon ergriff ihn ein Reiter, der ihm nachgeschwommen war, als Beide ein Wirbel faßte und trennte. Ein Zweiter stürzte mit seinem Pferde dem Kaiser nach und brachte ihn ans Land, aber ohne Leben. Erstarrt sah alles Volk auf die Leiche des geliebten, wie ein höheres Wesen verehrten Führers, dann überließen sie sich den Ausbrüchen ihres Schmerzes, und auf den Jubel des Tages folgte eine Nacht der Thränen und des Verzagens. Unter Wehklagen zogen sie fort, der Sohn des Verblichenen führte sie, und bestatteten die theuere Leiche am 19. Juni zu Antiochia.

Gleich bei ihrer Ankunft brach eine verheerende Seuche aus, die üppige Stadt mit der ganzen Umgegend ward ein weites Todtengefilde, und als Friedrich der Herzog endlich aufbrechen konnte, waren kaum noch tausend Reiter und siebentausend Mann Fußvolkes vom ganzen Heere übrig. Mit ihnen zog er nach Tyrus und wollte sich den Belageren von Akkon anschließen, unter welchen alle Zucht und Ordnung gelöst war. Mit Ungeduld harrten deshalb die Edlen der Ankunft des Kaisers, da kam die Nachricht von seinem Tode und verbreitete Entsetzen unter ihnen und Jubel unter den Türken.

Der Deutschherren-Orden.

Als Friedrich vor Akkon erschien, stellten sich alle Deutschen unter seinen Oberbefehl, die alte Zucht kehrte zurück, sein Ansehen und seine Klugheit erhielt die Einigkeit unter den Fürsten, und fortan wurden die Unternehmungen Saladin's gehemmt. Hier vor Akkon gründete der Herzog einen Orden für Deutsche — deshalb der deutsche oder Deutschherren-Orden genannt — zur Pflege der armen und verwundeten Kreuzfahrer und zum beständigen Kampfe gegen die Ungläubigen, denn er sah, daß seine Landsleute trotz ihrer Frömmigkeit und Tapferkeit selten in die Reihen der Templer und Johanniter aufgenommen wurden. Es hatten aber die Deutschen schon während der Herrschaft der Kreuzfahrer über Jerusalem ein eigenes Hospital und daneben eine Kirche zu Ehren der heil. Maria erbaut. Den neuen Orden stellte Friedrich unter ihren Schutz, denn sie wurde bei allen Deutschen vor dem ganzen himmlischen Heere der Heiligen verehrt. Allmälig wuchs die Zahl und Bedeutung der Mitglieder des neuen Ordens, und die Belagerung

von Akkon wurde eifriger, jedoch ohne Erfolg, fortgesetzt. Als herbstliche Stürme die Zufuhr von Lebensmitteln hinderten, entstand eine schreckliche Noth, Tausende starben dahin und die schlecht begrabenen Leichen verpesteten die Luft. Da starb auch der Herzog Friedrich, erst fünfundzwanzig Jahre alt, und die wenigen Ueberlebenden hofften nur noch Rettung und Sieg von den Königen von Frankreich und England.

Aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. Zuerst hinderte Eifersucht jede gemeinschaftliche Unternehmung beider Könige, und nach der Rückkehr des Königs Philipp von Frankreich zeigte sich England's König, Richard, zwar als einen tapferen, löwenbeherzten Streiter, aber auch als einen ganz untüchtigen Feldherrn, unter dessen Anführung dem Heere, außer daß Akkon endlich genommen wurde, keine wichtige Unternehmung glückte. In seinem Stolze beleidigte er den Herzog Leopold von Oesterreich, indem er dessen Leute aus einem von ihnen besetzten Hause vertrieb und die Fahne in eine Lache werfen ließ. Vergebens beschwerte sich der deutsche Fürst, er mußte sich unter dem Hohngelächter der Umgebung Richard's entfernen, schwur aber, sich zu rächen und fand dazu bald Gelegenheit. Denn Richard wurde des Kampfes bald müde, trieb sich nur auf Abenteuern umher und schloß endlich mit Saladin den lang unterhandelten Frieden. Die Christen erhielten einige der heiligen Orte und durften als Pilger ohne Abgabe, aber auch ohne alle Waffen Jerusalem besuchen. Dann kehrten die Kreuzfahrer nach Europa zurück, die Christen in Asien blieben ihrem Schicksale überlassen und nach diesem unglücklichen Zuge erlosch unter den Abendländern die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes und die Ausbreitung des Christenthums im Morgenlande allmälig ganz.

Deutsche Dichtung.

Während dieser beinahe ununterbrochenen bald großartigen, bald kleinlichen Kämpfe und Bestrebungen der Großen um geistige und irdische Güter, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte unbemerkt die deutsche — die Volkssprache — entfaltet und tritt um diese Zeit als treue Dolmetscherin des geistigen Lebens und all der Anschauungen und Gefühle auf, von welchen die deutsche Nation durchdrungen war.

Wie bei jedem Volke ist auch bei dem deutschen die Poesie die älteste und eigenthümlichste Sprache und alle deutschen Völker sind als Gesangliebende bekannt und jedes dichtete und sang von Wild und Wald, von Liebe und Wein, von Freud und Leid und Allem, was des Menschen Herz bewegt, und jede verherrlicht seine

Helden in Lied und Sage. Aber diese Gesänge tönten nur von Mund zu Munde, Niemand hat sie aufgezeichnet und selbst, was Karl der Große einst sammeln ließ, ist nicht auf uns gekommen.

Von den ältesten schriftlichen Denkmälern ist uns nur Weniges in Prosa erhalten, die Uebersetzung der Evangelien und Paulinischen Briefe, von dem Gothenbischofe Ulfilas aus dem vierten Jahrhunderte; aus späteren Zeiten stammen Abschwörungsformeln, das deutsche Vater Unser, das apostolische Glaubensbekenntniß und einzelne Gebete, berühmt vor Allen das im Kloster Wessobrunn in Bayern aufgefundene, welches der Form nach wie ein heidnischer Zauberspruch erscheint, von denen einige auf uns kamen und die durch dasselbe sollten verdrängt werden.

Von den alten Heldengesängen sind nur wenige Bruchstücke übrig, wie von Hildebrand's Lied, welches die Rückkehr dieses Helden nach langer Abwesenheit schildert, wie an der Gränze seines Landes ihm sein Sohn Hadubrand, der den Vater längst todt glaubt, den Eingang wehrt und wie im darüber entstandenen Zweikampf, da Hildebrand vergebens alle Erkennungszeichen genannt und die reichsten Gaben geboten hatte, der Vater von Sohnes Hand fällt.

Höchst merkwürdig ist das Gedicht Heliand — Heiland, — welches das Leben Jesu nach den vier Evangelien erzählt und einer Sage zufolge auf Veranlassung Ludwig's des Frommen von einem sächsischen Priester verfaßt ist, um die Sachsen im Christenthume zu befestigen. Der Heiland erscheint darin als ein gewaltiger Völkerfürst, der, umgeben von seinen Getreuen, im Glanze irdischer Herrlichkeit kommt, um den Teufel zu besiegen und das Gottesreich zu gründen. Alles ist der Anschauungsweise der Deutschen jener Zeit angepaßt und übt durch seine einfache poetische Kraft eine gewaltige Wirkung. Jesus durchzieht das Land gleich einem deutschen Könige, räth und richtet, weiset und lehrt, hilft und heilt, wird von den Juden, die sich gegen ihn empören, verfolgt, kämpft nnd stirbt für die Seinen.

Das Gedicht Muspilli — Weltuntergang durch Brand und das letzte Gericht — ist voll von Zügen des alten heidnischen Glaubens und einer die Seele tief ergreifenden Wahrheit. Ludwig der Fromme schrieb es mit eigener Hand in das Gebetbuch seiner Gemahlin.

Der älteste deutsche Vers ward gebildet durch die gleichen Anklänge der bedeutsamsten Worte — den sogenannten Stabreim oder Liedstab. — Diese Versform, welche Zusammengehöriges durch gleiche Anfangsbuchstaben verbindet, lebt jetzt noch in zahlreichen Sprüchwörtern, wie: Haus und Hof, Land und Leut, Schutz und Schirm, Stock und Stein, Wohl und Weh u. s. w. Diese Form verlor sich jedoch früh und es kam dafür der Reim oder Gleichklang der letzten Silben zweier oder mehrerer Verse. Schon im neunten Jahrhundert erscheint er im Lied auf den Sieg des Königs Ludwig III. von Westfranken über die Normannen um das Jahr 882, und im

Gedichte Krist von Otfrid, einem Mönch im elsässischen Weißenburg, um das Jahr 868. Auch dieser schildert das Leben Jesu und wählte den Reim, um das Gedicht den weltlichen, an das Heidenthum erinnernden Gesängen des Volkes entgegen zu stellen und flocht in seine Schilderungen mancherlei Betrachtungen ein. Der Reim war also damals schon allgemein herrschend in den Volksliedern, die immer neu die alten Stoffe aus der Zeit der Völkerwanderung und der Kämpfe um feste Ansiedelung in den verschiedenen Ländern besangen oder jene ewigen in der menschlichen Brust ruhenden Gefühle.

Geistliche zeichneten die Sagenstoffe aus der urgermanischen und romanischen Zeit auf, meist nur in kurzen lateinischen Erzählungen; das Volk bildete sie weiter aus, bis endlich ein wahrer Dichter sie in deutscher Sprache in Kunstform brachte. Solche Gedichte hatte wohl jeder deutsche Volksstamm, aber in Schwaben und Bayern hat sich die ganze Natur und Gewalt der hochdeutschen Sprache und Poesie kundgegeben, sagt Jak. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache.

Obgleich alle die ältesten deutschen Heldengedichte verloren sind, so gibt doch das Nibelungenlied allein schon das glänzendste Zeugniß von der hohen poetischen Auffassungs- und Schöpfungskraft des Dichters und von der Liebe des Volkes zu diesen und ähnlichen Dichtungen, weil es überall hin bekannt, oft geschrieben und so der Nachwelt erhalten ward. Kein anderes Volk, die Griechen ausgenommen, kann sich einer so großartigen Dichtung rühmen.

Der Bischof Piligrin von Passau ließ den wesentlichen Inhalt des Nibelungenliedes in lateinischer Sprache aufzeichnen, während im Volke der Stoff fortwährend lebendig blieb. Ungefähr um das Ende des zwölften Jahrhunderts mag das Gedicht die Form erhalten haben, in der wir es besitzen von einem an der mittleren Donau lebenden Dichter; die neuesten Forschungen deuten auf den Dichter Kürnberger. Und weil aus demselben mehr als aus langen Erklärungen deutsche Sitte jener Zeit deutlich wird, folge hier der Inhalt.

Das Nibelungenlied.

Im Lande der Burgunden zu Worms lebten drei Könige, Brüder Gunther, Giselher und Gerenot, deren Schwester Chrimhilde weithin durch ihre Schönheit berühmt war. Einst träumte ihr, zwei Aare zerfleischen ihren Lieblingsfalken, und ihre Mutter Uta sprach: Möge Gott einst Deinen Mann erhalten! Sigfrid, der junge König von Niederland, hörte von ihrer Schönheit und wollte trotz der

Abmahnungen seiner Eltern um sie freien, kam nach Worms, ward vom Marschall Hagen erkannt und dieser meldete seinen Herren von Sigfrid's Thaten, wie er, von den Nibelungen-Königen gereizt, sie erschlagen und ihren ungeheuren Schatz — Hort — erhalten, einen Lindwurm getödtet und in dessen Blute sich gebadet habe, wodurch er unverwundbar geworden. Die Könige empfingen darauf den Helden mit großen Ehren und er blieb am Hofe und zeigte sich ritterlich in allen Dingen, kämpfte für Burgund gegen die Könige von Sachsen und Dänemark, nahm diese gefangen und sah endlich bei dem Siegesfeste zum ersten Male Chrimhilde, wie sie gleich dem hellen Monde aus Wolken tretend im Kreise der Edlen erschien. Von nun an dachte er nur, wie er sie als seine Gemahlin heimführen möge, wagte es aber nicht, um sie zu werben. Da kam Kunde von einer schönen zauberstarken Königin Brunhilde, die über dem Meere herrsche, und um diese zu erringen, wollte Gunther trotz der Warnungen der Seinigen ausziehen, bat den Sigfrid um Beistand und dieser versprach ihn, wenn ihm dann Chrimhilde angetraut würde. Gunther willigte ein, darauf schifften beide mit Hagen nach dem fernen Insellande. Sigfrid erschien der Verabredung gemäß nur als Gunther's Knappe, obgleich er von dem Hoffräulein erkannt und Brunhilde im Wahne war, er komme ihrer wegen. In die unsichtbar machende Tarnkappe gehüllt, bestand er neben und für Gunther den harten Kampf mit der erzürnten Brunhilde, besiegte sie im Speer- und Steinwurf und im Sprunge, fuhr dann, weil sie noch zögerte, dem Gunther zu folgen, unsichtbar nach dem Nibelungenlande und brachte tausend Tapfere mit, worüber Brunhilde erschreckt, nicht länger widerstrebte und als Braut dem Könige folgte. In Worms wurde die Hochzeit feierlich begangen; da mahnte Sigfrid den Gunther an das gegebene Versprechen und still freudig willigte Chrimhilde ein und ward dem Helden angetraut. Darüber erschrak und zürnte Brunhilde, ihr ahnete, sie sei betrogen, sie weinte und antwortete ihrem deshalb besorgten Gemahle, es schmerze sie, daß Chrimhilde einem Knechte vermählt werde. Gunther durfte die Wahrheit nicht gestehen und sagte nur, auch Sigfrid sei ein mächtiger Herr, mit dem es seiner Schwester wohlergehen werde. Chrimhilde aber grollte ihrem Gemahl, bezwang ihn im Schlafgemache mit Hülfe ihres Zaubergürtels und Ringes, band und hängte ihn an einen Nagel, wo er bis zum Morgen bleiben mußte. Als Gunther die erlittene Schmach dem Sigfrid klagte, ging dieser am Abende unter der Tarnkappe zugleich mit dem Könige und der Königin in's Gemach, rang mit ihr und zerriß ihr Ring und Gürtel und damit auch die Stärke und Gewalt über Gunther. Die Siegeszeichen brachte er seiner Gemahlin Chrimhilde und vertraute ihr auch das Geheimniß, wie er dieselben errungen; bald darauf kehrte er nach den Niederlanden zurück, freudig bewillkommt und beide blieben durch Boten und Briefe in freundlicher Verbindung mit Burgund.

Brunhilde aber sann, wie sie die Wahrheit wegen Sigfrid's erfahren möchte und wunderte sich, warum er als Gunther's Vasall nicht am Hofe erscheine, und bat endlich ihren Gemahl schmeichelnd, er möge die liebe Schwester mit Sigfrid zum Besuche einladen. Dies geschah und es kamen alsobald Chrimhilde mit ihrem Gemahle und ihrem Schwiegervater Sigmund in staatlicher Begleitung nach Worms und die beiden Königinnen begrüßten einander freudig und zeigten sich einander hold gesinnt, bis sie eines Tages, während ihre Männer turnierten, über deren Vorzüge in Streit geriethen und Brunhilde den Sigfrid ihren Vasallen nannte, Chrimhilde ihn aber über Gunther stellte an Macht und Tapferkeit. Im Zorn schieden sie. Am nächsten Morgen harrte Brunhilde vor der Kirche ihrer Schwägerin, die mit einem großen schöngeschmückten Gefolge nahte, und befahl ihr, stille zu stehen, denn dem Eigenweibe gebühre der Vortritt nicht. Chrimhilde darüber erzürnt, schmähte sie ein Kebsweib und schritt ihr stolz voran. Noch vor der Beendigung des Gottesdienstes stürzte Brunhilde aus der Kirche und verlangte von der nachfolgenden Chrimhilde den Beweis, daß sie von Sigfrid besiegt worden. Diese zeigte ihr Gürtel und Ring, Brunhilde sank in Ohnmacht, klagte dann ihrem Gemahle die Unbill und forderte Rache. Hagen versprach mit Gunther's Beistimmung sie zu übernehmen. Vergebens war Sigfrid's Entschuldigung, vergebens erinnerten die jüngeren Brüder den Gunther und Hagen, wie treu und liebevoll Sigfrid gegen sie gewesen. Um das Geheimniß zu erfahren, wo der Held verwundbar sei, ließ Hagen falsche Boten kommen, die dem Gunther Krieg ankündeten, und der arglose Sigfrid versprach dem scheinbar Bestürzten sogleich seinen Beistand. Da ging Hagen Abschied zu nehmen zu Chrimhilden, entlockte ihr, unter der Betheuerung, ihren Gemahl schützen zu wollen, das Geheimniß und sie versprach sogar, auf das Gewand ihres Gemahls an der verhängnißvollen Stelle ein Kreuzlein zu nähen. Als des anderen Tages das Heer aufbrach und Hagen das Zeichen an Sigfrid erblickte, ließ er alsobald durch andere Boten den Frieden verkünden und lud ihn mit Gunther zur Jagd ein. Unwillig kehrte Sigfrid zurück, kleidete sich in Jagdgewand und nahm Abschied von Chrimhilden. Da wollte sie ihn durch Thränen und Bitten und durch die Erzählung ihrer bösen Träume von der Jagd zurückhalten, wagte ihm aber nicht zu bekennen, was sie unklug dem Hagen vertraut hatte. Er ging und bewährte sich auch als den trefflichsten Jäger, der selbst einen Bären lebendig fing und band; er besiegte, da sie ohne Wein durstig nach dem Mahle zu einem Brunnen liefen, den Hagen auch im Wettlauf, wartete aber, bis Gunther zuerst getrunken hatte. Während er sich dann bückte und trank, schoß ihm Hagen den Speer durch den Rücken. Sigfrid sprang empor und schlug todtwund noch auf den Verräther ein und schalt den treulosen König. Als er verblichen war, ließ ihn Hagen in der Nacht vor Chrimhilde's

Gemach legen. Da fand sie ihn, als sie vor Tagesanbruch mit ihrem Gesinde zur Kirche gehen wollte; sie erkannte sogleich, Hagen habe den Mord vollbracht und Brunhilde ihn geheißen, und ein unnennbarer Jammer erscholl durch die Burg und die Stadt. Der alte Vater Sigfrid's fuhr mit seinen Mannen entsetzt aus dem Schlummer empor und kam und sah das Gräßliche. Der Leichnam wurde in den Dom gebracht, dahin kamen auch Gunther und Hagen, wie um zu trauern und sagten, er sei von Schächern erschlagen worden. Da hieß Chrimhilde den Hagen zum Leichnam treten, und als er nahte, bluteten sogleich die Wunden wieder, woraus Alle erkannten, er sei der Mörder; schon wollten Sigfrid's Mannen auf ihn einstürmen, als sie die treue Warnung ihrer Königin vom Kampfe in dem fremden Lande abhielt. Unter Wehklagen ward der Leichnam in die Erde versenkt, nach wenigen Tagen kehrte Sigmund nach den Niederlanden zurück, Chrimhilde blieb auf das Zureden ihrer Mutter und Giselher's in Worms. Vier Jahre lang mied sie den Anblick ihres Bruders Gunther, der endlich auf Hagen's Zureden die Versöhnung mit ihr suchte und erhielt. Er strebte nach dem Nibelungenhort, der jetzt seiner Schwester gehörte und den sie nun nach Worms bringen ließ und der sich nicht verminderte, ob sie auch mit vollen Händen spendete, denn das Wunschrüthlein lag darunter. Arme und Reiche genossen ihrer Güte und wurden ihre Freunde, daß Hagen, darüber besorgt, ihr die Schlüssel zum Schatze nahm. Wohl versprachen ihr die Brüder Hülfe, aber indessen sie fern waren, versenkte Hagen den Hort in den Rhein, vermied eine Zeit lang den Zorn der Könige und Niemand erfuhr, wohin er denselben verborgen.

Dreizehn Jahre nach dem Tode Sigfrid's sandte der Hunnen-König Etzel den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn nach Worms, daß er für ihn werbe um die schöne Chrimhilde. Der kam und meldete den Königen seine Botschaft und sie willigten ein, nur Hagen warnte. Chrimhilde selbst wollte anfangs die Boten nicht einmal sehen, vielweniger einen Heiden zum Gemahl nehmen, als ihr aber Rüdiger die künftige Macht zeigte und wie sie sich einst noch an ihren Feinden rächen könnte, da zog sie mit ihm nach Ungarn, weilte unterwegs bei ihrem Oheim, dem Bischofe Piligrim zu Passau, und in Bechlarn, wurde dann Etzel's Weib, erfreute ihn nach Jahren mit einem Söhnlein und lebte geehrt und geliebt von ihrem Gemahl und Volk. Aber sie sehnte sich zurück nach Burgund und trachtete sich zu rächen und bat den König, daß er ihre Brüder einlade. Den Boten trug sie auf, ja auch den Hagen zur Fahrt zu vermögen. Und als sie in Worms ihre Einladung anbrachten, riethen die Königin-Mutter und der Bischof von Speier, am meisten aber Hagen von der Reise ab. Vergebens. Die Könige traten mit tausend Recken und zehntausend Knechten, mit Hagen und dessen Bruder Dankwart und dem ritterlichen Spielmann Volker die Fahrt an.

An der ausgetretenen Donau weissagten Wasserfrauen dem Hagen, daß er und alle Burgunden in Ungarn würden umkommen und nur der Kaplan des Königs würde gerettet. Der Trotzige glaubte nicht, erschlug den die Ueberfahrt verweigernden Schiffer, setzte dann die Burgunden über und stürzte zuletzt den Kaplan in die Fluth. Dem half aber Gott zurück an's Land, Hagen erkannte die Wahrheit der Weissagung, zerschlug im Zorne das Schiff und verkündete den darüber Erstaunten das kommende Unheil. Aber sie zogen vorwärts, bestanden einen harten Kampf in Bayern wegen der Ermordung des Schiffers und ruhten eine Weile in Passau und Bechlarn. Hier verlobte sich Giselher mit Rüdiger's Tochter und es schieden alle reichlich beschenkt. Auf dem Wege zu Etzel wurden sie auf's Neue gewarnt, selbst noch vor der Hofburg durch Dietrich von Bern, nur Etzel wußte Nichts von dem Racheplane seiner Gemahlin, welche ihren Brüdern freundlich entgegenkam, aber den Hagen mit zornigen Blicken und Worten empfing. Während die Könige bei dem hocherfreuten Etzel waren, harrten Hagen und Volker unter den Fenstern auf einer Bank ihrer Herren, Chrimhilde sah sie, rief ihre Mannen, erzählte ihnen Hagen's That und forderte sie auf zur Rache am Mörder Sigfrid's, und Hunderte rüsteten sich und die Königin selbst stellte sich an ihre Spitze und trat gegen Hagen und Volker, die ruhig auf der Bank blieben, daß die Hunnen vor den Beiden erschraken und davon schlichen. Chrimhilde sann nun auf andere Pläne. Als die Könige von Etzel schieden, ward ihnen und den Edlen eine besondere Herberge, getrennt von ihrem Gesinde, angewiesen. Für die Sicherheit ihrer Herren wachten Hagen und Volker, der sie durch sein Spiel in süße Träume wiegte. Die von Chrimhilden zum nächtlichen Ueberfall Ausgesandten kehrten bei dem Anblicke der Beiden mit Hohn und Schande zurück. Am Morgen gingen die Könige auf Hagen's Rath bewaffnet zur Kirche und verhehlten den darüber erstaunten Etzel die Wahrheit. Beinahe kam es schon vor der Mittagsmahlzeit während des Turnierens zum offenen Kampfe, da Volker einen eitlen Hunnen niederstieß; Etzel, der darin nur einen Zufall sah, beschützte noch seine Gäste. Aber nun gewann Chrimhilde ihren Schwager Blödel, dem sie die Schönste ihrer Frauen zur Gemahlin versprach, der überfiel mit den Seinen die Knechte der Burgunden in ihrer Herberge, ward zwar von Dankwart erschlagen, aber alle Knechte fielen und nur Dankwart rettete sich und verkündete seinen Herren, die mit Etzel und Chrimhilden beim Mahle saßen, die Unthat. Da schlug Hagen dem Söhnlein Etzel's das Haupt ab, daß es in den Schooß der Mutter fiel und ein furchtbares Morden begann. Dietrich und Rüdiger, die auch bei dem Mahle waren, erhielten mit den Ihrigen freien Abzug und durch sie ward auch Etzel mit seiner Gemahlin aus dem Saale gebracht, die nun Alles aufboten, die Burgunden zu verderben und Schaaren um Schaaren zum Kampfe antrieben. Vergebens war

Gunther's Bitte um Frieden, selbst der Streit im Freien ward ihnen verwehrt, sie mußten im Saale bleiben und diesen ließ Chrimhilde anzünden, daß die Edlen von Feuer und Durst gequält wurden, und sie tranken zur Labung das Blut ihrer erschlagenen Freunde und setzten den Kampf fort. Das Ansinnen Chrimhilden's, die Brüder sollten ihr Hagen ausliefern, dann wollte sie ihrer schonen, wiesen sie einmüthig zurück. Endlich mußte auf das Flehen Etzel's und seiner Gemahlin selbst Rüdiger als ihr treuer Vasall zum Kampfe gegen die Burgunden, seine Freunde und seinen Schwiegersohn ausziehen. Die zum Tode Müden sahen ihn mit Freuden kommen, sie erwarteten Hülfe von ihm! Vor des Kampfes Beginn bat ihn Hagen um einen neuen Schild, und Rüdiger reichte ihm seinen eigenen dar, worüber alle Burgunden in Weinen ausbrachen. Der Streit aber begann jetzt heftiger als zuvor, Gerenot und Rüdiger mit all den Seinen erlagen. Der Schmerz Etzel's und Chrimhilden's über diesen Verlust war ungeheuer. Einer der Gefährten Dietrich's von Bern vernahm das Wehklagen und meldete es seinem Herrn, denn er glaubte, Etzel oder die Königin selbst wäre todt. Und Dietrich sandte Einen ab, die Wahrheit zu erforschen und der Zurückkehrende brachte die Nachricht von Rüdiger's Tode, worüber der Berner laut klagte und seinem alten Waffenträger Hildebrand befahl, hinzugehen nnd die Auslieferung des Leichnams zu begehren. Den Alten aber begleiteten wider seinen Willen sein heftiger Neffe und das ganze Heer, und bald erhob sich zwischen ihm und Hagen und Volker beißender Wortwechsel, dann Streit, in welchem alle Mannen Dietrich's fielen, nur mit Mühe entrann der verwundete Hildebrand dem Verderben, von den Burgunden lebten nur noch Gunther und Hagen.

Als Dietrich die Wahrheit vom Tode seines Freundes Rüdiger erfuhr, befahl er, Hildebrand solle seine Mannen rufen, und vernahm mit Schrecken ihren Tod. Da ging er zu den Beiden und verlangte, sie sollen sich ihm als Geisel der Sühne übergeben, dann wolle er sie sicher an den Rhein bringen. Auf ihre Weigerung bekämpfte und bezwang er zuerst Hagen, dann auch Gunther, brachte sie der hocherfreuten Königin und empfahl dieselben ihrer Milde. Sie aber ließ Beide abgesondert in's Gefängniß werfen, forderte von Hagen, er solle ihr den Ort des versenkten Schatzes nennen, und auf seine Antwort, er dürfe dieses seinem Gelübde zufolge nicht sagen, so lang Einer seiner Herren lebe, ließ sie ihren Bruder tödten und brachte dessen Haupt zu Hagen. Da rief dieser: „So ist's recht ergangen, nun weiß den Schatz nur Gott und ich und er soll ewig verborgen bleiben.“ Im grimmen Zorne darüber schlug sie ihm das Haupt ab, fiel aber sogleich unter den Streichen des alten Hildebrand.

Gudrun.

Wie das Nibelungen-Lied am Rhein und an der Donau am meisten Theilnahme und Verbreitung fand, so das Gedicht Gudrun an der Nordsee und es schildert, jenes gleichsam ergänzend, deutsche Sitte und Treue.

Im Lande der Hegelingen lebte König Hetel mit Hilda seiner Gemahlin und seinen Kindern Ortwin und Gudrun, diese hieß nur die Schöne von Hegelingen und bald warben reiche und tapfere Fürsten um sie. Mancher gefiel zwar der Jungfrau im Stillen, aber Keiner dem Vater, und mit Schmerz und Groll schied mit Anderen auch Siegfrid von Moreland. Darauf sandte Hartmut von der Normandie, ungeachtet der Warnungen seiner Eltern, reich geschmückte Boten, daß sie um die schöne Gudrun für ihn warben, aber sie wurden mit Schmach heimgeschickt, da Hartmut's Vater seiner Pflicht als Vasall Hetel's sich entzogen. Nach diesen kam Herwig, der Fürst von Seeland und suchte durch ritterliche Tugenden den Vater und die Tochter zu gewinnen. Während er noch warb, kam Hartmut selbst unerkannt mit einem glänzenden Gefolge und entdeckte sich der Jungfrau, die ihm rieth, er möge, so lieb ihm seine Ehre, sogleich zurückkehren. Er schied, aber daheim quälten ihn Haß und Liebe und seine Mutter Gerlinde trieb ihn zur Rache.

Der abgewiesene Herwig kam indessen mit Heeresmacht, bestürmte das Königsschloß, trat dem Hetel im Zweikampfe gegenüber und seine ritterliche Tapferkeit bezwang des Königs Herz, und Gudrun wurde ihm verlobt. Als dies Siegfrid von Moreland hört, verwüstet er Herwig's Land mit Feuer und Schwert, besiegt den von Hegelingen zurückkehrenden Bräutigam, der in ein festes Schloß flüchtet und dem Hetel heimlich Botschaft sendet. Sogleich bricht dieser auf, um den Eidam zu befreien und nun muß der überwundene Siegfrid in ein vom Wasser umgebenes Felsennest flüchten. Während er hier belagert wird, kommt Hartmut, von seinem Vater Ludwig selbst begleitet, mit Heeresmacht zur See heran, wirbt noch einmal durch Boten um Gudrun, zieht dann gegen das Schloß Hegelingen, erstürmt und verbrennt es, verwüstet das Land und führt dann die Schätze und Gudrun mit ihren Jungfrauen mit sich fort. Zu spät erfährt Hetel was geschehen, schließt schnell mit Siegfrid einen Vertrag und eilt mit ihm und Herwig den Räubern nach, Pilgrime, die eben auf einer Wallfahrt begriffen waren, mußten ihnen ihre Schiffe überlassen.

Die Normannen waren indessen acht Tage und Nächte fortgesegelt, vergebens flehte Hartmut zu seinem Vater, er möge der Jungfrau eine kurze Erholung gönnen, erst als er für seine Rosse zu fürchten begann, landete er auf Wulpensand. Hier treffen die

Hegelingen auf sie, ein furchtbarer Kampf erhebt sich, Hetel selbst fällt, in der Nacht entfliehen die Normannen und als die Hegelingen am Morgen dieses erkennen, ist keine Hoffnung mehr, sie einzuholen und den Kampf fortzusetzen. Sie errichten noch ein Grabmal und kehren trauernd heim und können die unglückliche Königin nur durch das Versprechen trösten, einst, wenn die Jugend herangewachsen, ihr die Tochter wieder zu erringen.

Als die Normannen schon ihr Land erblickten, suchten Hartmut und sein Vater die trauernde Königstochter durch die Aussicht ihrer künftigen Herrlichkeit zu versöhnen, werden aber von ihr als Verräther gescholten. Da ergreift sie der König bei den Haaren und schleudert sie ins Meer, Hartmut rettet sie, Sohn und Vater sind entzweit. Gerlinde bot indessen Alles auf, die Braut ihres Sohnes festlich zu empfangen, aber Gudrun achtet der Feste nicht und nur der Anblick und der Umgang Ortrun's, der Schwester Hartmut's, kann ihren Schmerz mildern, obgleich diese nicht versteht, warum die so sehnlich Erwartete trauere. Lange hofft Hartmut, die Zeit werde ihren Schmerz mildern und sie ihm dann geneigt werden. Er hofft vergebens und überläßt sie im Zorne seiner Mutter, daß diese den Starrsinn der Widerstrebenden breche, und Gerlinde scheidet die Königstochter von ihren Jungfrauen, zwingt diese zu den niedrigsten Magddiensten und ersinnt gegen Gudrun selbst immer neue und unnennbare Leiden. Aber die fromme Dulderin erträgt sie, je härter die Qual, um so stärker ihr Muth, doch welkt sie in Gram und Sehnsucht nach der Heimath dahin. Als Hartmut nach drei Jahren zurückkehrt, erkennt er sie kaum mehr. Er schilt seine Mutter und verspricht der Gudrun alles Leid zu vergüten, wenn sie wolle seine Gemahlin werden. Doch sie widersteht allen Lockungen und Drohungen, und Haß und Liebe, Hoffnung und Verzweiflung bestürmen das Herz Hartmut's. Endlich bittet er seine aufblühende Schwester, sie möge die Arme trösten und ihm geneigt machen. Die Schwester versuchte es, erfährt aber jetzt aus Gudrun's Munde, welch ein grausames Geschick ihr ward und sie trauert mit ihr, während Gerlinde Vater und Sohn mit höhnenden Worten reizt, und Hartmut ruft endlich, nachdem er alle Bitten vergebens erschöpft hatte: „So sei denn Magd, weil du nicht mein Weib und Königin sein willst." Darauf übergab er sie von Neuem seiner Mutter.

Indessen mahnten die Königswittwe Hilda und Fürst Herwig wiederholt ihre Getreuen zum Rachezug, endlich ist die Jugend herangewachsen und die Flotte segelt nach der Normandie. Zwar erregen die Geister des Meeres alle Schrecken, um die Hegelingen zu verderben; aber die Männer besänftigen den Sturm durch das Zeichen des Kreuzes und durch das Gelöbniß, ein Kloster auf Wulpensand zu bauen, und ungehindert steuert die Flotte fürder nach dem Lande, wo Gudrun von der Königin Gerlinde mit teuflischer Lust gepeinigt wird und Hartmut bald schmeichelt, bald tobt. Auch Eine der Jung=

frauen Gudrun's verbindet sich, sie zu kränken, mit Gerlinden, das ganze Schloß ist wie von bösen Geistern durchschwärmt, desto herrlicher strahlt Gudrun's Treue und Demuth, endlich hofft sie Erlösung ihrer Leiden nur vom Tode. Da wird sie eines Tages zu neuer Hoffnung ermuntert durch die Stimme eines Vogels und still trägt sie alle Qualen, welche ihr Gerlinde ersinnt. Schon vor Tagesanbruch im Winterfrost, barfuß, schwer mit schmutziger Wäsche beladen und gehüllt in ein Lumpengewand, muß sie mit der Treuesten ihrer Dienerinnen zum Strom wandern. Da nahen zwei Männer in einem Schifflein und forschen bei ihr nach Gudrun. Die sich einander für todt hielten, erkennen sich; es ist Herwig und ihr Bruder Ortwin! Und der Bräutigam will seine treue Braut sogleich auf die Flotte bringen, aber Ortwin widerstrebt und will, daß sie mit dem Schwerte errungen und die Frevler gezüchtigt werden. Dann schiffen sie zur Flotte zurück.

Jetzt jauchzt Gudrun empor, schleudert die Wäsche in den Strom und kehrt an der Seite ihrer Jungfrauen freudigen Schrittes zum Schlosse zurück. Hier wird sie von Gerlinden mit Schmähungen empfangen. Die untreue Dienerin hatte die Männer bei Gudrun gesehen und es der Königin verrathen, und als diese nun auch den Verlust der Wäsche erfährt, befiehlt sie, daß die Königstochter mit Ruthen gepeitscht werde. Dieser Schmach zu entgehen, verspricht sie, schnell besonnen, sie wolle Hartmut's Gattin werden. Kaum traut Gerlinde diesen Worten, sie meldet es dem Könige, aber sein Antlitz bleibt finster und nur mit Zweifeln naht der Sohn. Und Gudrun beschwört ihn, er möge ablassen von der Qual und der Zukunft vertrauen. Doch er verlangt schnelle Entscheidung. Und sie verspricht, seine Gemahlin zu werden, zuerst aber solle er sie mit königlichem Geschmeide schmücken, ihre Frauen, wie sich gezieme, um sie vereinen, und die Vermählung dann morgen feiern. Er gewährt ihr die beiden ersten Bitten, läßt ihr aber nur die Wahl: sogleich die Vermählung oder morgen den Tod. Und sie wählt den Tod.

Der königlich Geschmückten nahen ihre Frauen freudig, denn sie glauben zur Hochzeit, und hören mit Entsetzen, ihre Gebieterin sei zum Tode geschmückt, sie sollen mit ihr das Trauermahl genießen. Doch Gudrun tröstet sie, entläßt mit Hoffnungsworten unter Küssen die schluchzende Ortrun, darauf setzt sie sich zum Mahle, und würzt es mit Scherzen, entfernt die Pagen, verriegelt die Thür und verkündet ihren Dienerinnen die nahe Rettung, und sie brechen in lauten Jubel aus. Gerlinde hört, kommt, lauscht, eilt zum Könige und zieht ihn herbei; aber schon ist Alles still und Gudrun mit den Jungfrauen entschlummert.

Während der Nacht kommt die Flotte der Hegelingen zum Schloß heran, und mit der Morgenröthe rollt sich das Heer wie eine Schlange rings um dasselbe, die Jungfrauen, geweckt von Gudrun, erblicken das heimische Banner zuerst, dann scheucht des

Wächters Horn die Königin empor, der König mit Hartmut eilen auf die Zinnen, ein grauenvolles Geschrei, ein wüthender Kampf erhebt sich, der König fällt von Herwig's Schwert, Hartmut ist rings von Feinden umdrängt. Als Gerlinde ihren Sohn in Gefahr erblickt, befiehlt sie, Gudrun mit ihren Frauen zu ermorden, und schon bringt ein Knecht, den Befehl zu vollziehen, in das Gemach. Aber Ortrun stürzt ihm nach, umklammert und drängt den Feigen halb über die Brüstung des Fensters hinaus. Auf Hartmut's Drohwort weicht er zurück und Ortrun fleht zu Gudrun, daß sie ihr den Bruder vor dem Zorn des wüthenden Helden Wate beschütze, und auf den Zuruf der Edlen läßt dieser vom Kampfe ab, Hartmut wird als Gefangener fortgeführt, die Burg erobert und die Sieger wüthen darin ohne Erbarmen. Da flüchtet Gerlinde mitten unter die Frauen Gudrun's, Wate sucht sie hier, wird aber von Gudrun entfernt, kehrt zurück, erkennt und reißt die Königin zur Thüre hinaus und schlägt ihr das Haupt ab. Die Normandie muß den Hegelingen gehorchen, die Sieger kehren mit Hartmut und dessen Schwester heim, Gudrun wird Herwig's Gemahlin, Ortrun später mit Ortwin vermählt, Hartmut wird frei und empfängt die Normandie als Lehen zurück.

Das ist der Inhalt der beiden Gedichte, die für alle Zeiten und bei allen gebildeten Völkern gelten werden als ein Denkmal tiefinniger Anschauung und vollendeter Kunst der deutschen Dichter und ihrer Bescheidenheit, freilich auch der Sorglosigkeit der Zeitgenossen, da der Name derselben nicht auf die Nachwelt kam. Die Gedichte bestehen aus einzelnen Gesängen, die offenbar erst später zu einem Ganzen verbunden, und das Nibelungenlied selbst durch neue Gesänge — die Klage über den Tod der Helden in Bechlarn und in Worms — vermehrt, und gewiß oft von den wandernden ritterlichen Sängern vor Fürsten und Edlen vorgetragen wurden.

Geistliche Dichtung.

Das Volk aber liebte kleine Lieder, die von ihm bei verschiedenen Anlässen gedichtet und gesungen wurden. Am Innigsten sprach sich das religiöse Gefühl in den Liedern aus, die es bei Kirchweihfesten und Bittgängen, an den Jahresfesten der Heiligen, auf der Wallfahrt nach dem gelobten Lande oder einem der vielbesuchten Gnadenorte in Europa sang. Deswegen mußten denn die Geistlichen dem Gefühle den rechten Ausdruck zu geben suchen und selbst wider Willen sich der deutschen Sprache bedienen, um veredelnd auf das Volk zu wirken, was meistens in wenigen, leicht zu fassenden Liederabsätzen geschah, wobei das griechische Kyrie eleison —

„Herr, erbarme dich unser!“ — stets als Chorgesang wiederkehrend als allgemein bekannt, oft eine staunenswerthe Wirkung hervorbrachte, als Bittgesang und selbst als christliches Feldgeschrei vor der Schlacht. Absichtlich wendeten die Geistlichen bei den geistlichen Gesängen häufig die Weisen weltlicher Lieder an, um jene zu verdrängen.

Ja ein unbekannter Geistlicher dichtete sogar im Gegensatz zu dem weltlichen Heldengesang das Loblied auf Anno, den Erzbischof von Köln, vielleicht veranlaßt durch dessen Heiligsprechung. Seine Absicht spricht der Dichter im Eingange, der ganz an das Nibelungenlied erinnert, offen aus: „Wir hörten je dicke singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten — aber nun ist Zeit, daß wir denken, wie wir selber sollen enden.“ Und er beginnt mit der Schöpfung der Welt, und wie alle Werke Gottes fortbestehen, wie er sie geschaffen hat: „Der Mond und die Sonne, die geben ihr Licht mit Wonne, das Feuer hat aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden Wasser ihren Fluß und jeglich Ding hat noch die Eh' (das Gesetz), die Gott ihm gab. Nur die zwei Geschöpfe, die Gott schuf, die Besten, die verkehrten sich in Tollheit, davon hub sich das Leid. Der böse Feind hat sie verleitet und führte die fünf Welten zur Hölle. Aber Gottes Sohn brach die Macht des Todes und der Hölle, hob seine Kreuzesfahne empor und sandte seine zwölf Boten in alle Lande, doch auch andere Märtyrer erfüllen seinen Willen. In Köln rasten eine Menge aus St. Mauritius Heer und die eilf Tausend Jungfrauen, da waltete und wirkt auch St. Anno.“

Und nun geht der Dichter über auf die Gründung Köln's durch die Römer, schildert den Kampf Cäsar's mit den Deutschen, und rühmt die Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen, mit ihrer Hülfe wird Cäsar nach seinem Siege über Pompejus Alleinherrscher in Rom. Die Schilderung der Schlacht zwischen Beiden gleicht einem herrlichen Bruchstück aus einem der schönsten Heldengesänge: „Ha, wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammensprangen, Heerhörner ertoseten, Ströme Blutes flossen. Die Erde drunten dröhnte, der Glanz glühte ihnen entgegen, da die Ersten der Welt sich suchten mit dem Schwert.“ Meisterhaft versteht der Dichter die Kunst, von der scheinbaren Abirrung zu seinem Helden zurückzukehren und dessen Leben und Thaten im Glück und Unglück zu schildern, „denn daß die große Ehre nicht verwirre seine Seele, so that ihm Gott, wie der Goldschmied thut, so er wirken will, eine Spange gut: das Gold schmelzt er im Feuer, wohl schleift er die Edelsteine. Also schliff Gott den heiligen Anno mit mancher Mühseligkeit.“ — Vor seinem Tode sieht er sich im Traume in den Himmel versetzt, der mit irdischer Herrlichkeit ausgeschmückt ist. Das Gedicht schließt mit der Selbsterkenntniß und Demüthigung Anno's, seiner Aufnahme in den Himmel und seiner fortdauernden Wunderthätigkeit.

Achtes Buch.

Untergang der Staufer.

Heinrich der Sechste.

Schon im Herbste 1189 kehrte Heinrich der Löwe, trotz seines dem Kaiser Friedrich gegebenen Versprechens, von England nach Deutschland zurück, als er vernahm, seine Güter seien beraubt und seine Feinde haben also zuerst ihren Eid gebrochen. Schnell sammelte er seine Getreuen, eroberte und verheerte die Stadt Bardewick, zwang Lübeck zur Huldigung, entriß Lauenburg dem neuen Herzoge Bernhard von Sachsen und hoffte auch das Gebiet des Grafen Adolf von Holstein zu erwerben, der mit dem Kaiser nach dem Morgenlande gezogen war. Da bot der König Heinrich die Hülfe des Reiches gegen den Löwen auf und legte sich vor Braunschweig, das der Sohn des Löwen muthig vertheidigte. Der Winter endete den Kampf. Im Frühlinge 1190 war der Löwe zuerst im Felde und unentschieden wogte der Streit da und dort, als der König beinahe zu gleicher Zeit den Tod seines Vaters in Asien und den des Königs von Sicilien vernahm. Da eilte er, mit dem Löwen sich zu versöhnen, um nach Italien zu ziehen, die Kaiserkrone zu nehmen und das schöne Erbe seiner Gemahlin anzutreten. Der Vergleich wurde geschlossen, der Löwe versprach Frieden und gab als Bürgen seinen jüngeren Sohn, der ältere sollte den König mit fünfzig Rittern nach Italien begleiten. Dahin trachtete dieser um so mehr, als er hörte, die Großen Siciliens hätten den Grafen Tankred als König anerkannt. Heinrich hatte sich als Statthalter in Italien durch Grausamkeit und Herrschsucht die Gemüther entfremdet.

Mit einem zahlreichen Heere langte er im Frühjahre 1191 vor Rom an, wo wenige Tage zuvor Clemens III. gestorben war. Dieser hatte die Entfernung des Kaisers Friedrich zu einem Vergleich mit den Römern benutzt, demgemäß die Würde eines Patricius aufhören und die höchsten Beamten der Stadt fortan vom Papste die Belehnung erhalten sollten. Zum Danke dafür versprach er den Römern, die ihnen stets feindlich, den Kaisern dagegen treugesinnte Stadt Tusculum preis zu geben, that es aber nicht. Nach seinem Tode wurde Cölestin III. gewählt. Da er zögerte, dem Könige die Kaiserkrone zu gewähren, unterhandelte Heinrich mit den Römern, überließ ihnen Tusculum und sie zwangen den Papst, ihn zu krönen. Dann eilte der neue Kaiser nach Neapel. Aber die Stadt widerstand allen Stürmen, bald erzeugte der heiße Sommer Krankheiten im Heere der Deutschen, Viele erlagen, Andere kehrten zurück, unter ihnen Heinrich von Braunschweig, der Sohn des Löwen, der Kaiser selbst erkrankte schwer, seine Gemahlin wurde nach Salerno gelockt und als Gefangene dort gehalten. Da hob er die Belagerung auf und eilte, auf dem Wege Alles verwüstend und Geisel erpressend, über Genua nach Deutschland, wo seine Ankunft die Pläne seiner Gegner vereitelte.

Damals gelangte er durch den Tod des alten Welf in den Besitz von dessen reichen Gütern und stärkte dadurch die Macht seines Hauses, offenbarte dabei auch immer mehr seine habgierige und rachsüchtige Gesinnung. Er verkaufte den erledigten Bischofsitz in Lüttich um 3000 Mark Silbers, setzte den Käufer mit Waffengewalt ein, schützte ihn gegen den Erzbischof von Köln und den Papst und ließ sogar, wie man allgemein glaubte, den rechtmäßig gewählten Bischof ermorden. Erst als darüber allgemeiner Unwille im Reich entstand, gab er seinen Schützling auf. Mancherlei Fehden in Schwaben und Bayern hielten ihn hier zurück, wie heftig er auch Heinrich dem Löwen zürnte und ihn ganz zu demüthigen strebte. Doch ermuthigte er dessen Feinde zur Fortsetzung des Kampfes und bald war der Löwe von allen Seiten angegriffen, und zumal seit der Rückkehr des Grafen Adolf von Holstein, aus den eroberten Ländern wieder verdrängt. Vergebens hoffte er auf Hülfe von England, sein Schwager, der König Richard Löwenherz, wurde auf der Heimfahrt an die adriatische Küste verschlagen, und vom Herzoge Leopold von Oesterreich, da er durch dessen Land unerkannt zu entkommen suchte, entdeckt und von ihm als Gefangener behandelt. So rächte der Herzog die ihm vom Könige in Asien widerfahrene Schmach. Sobald aber der Kaiser es erfuhr, erzwang er die Auslieferung des Gefangenen, weil dieser bei seinem Zuge nach Asien die Partei des Tankred in Sicilien unterstützt hatte. Und trotz aller Mahnungen des Papstes und der Fürsten und der überzeugendsten Vertheidigung Richard's gab der Kaiser ihn nicht eher frei, als bis er ein ungeheures Lösegeld von ihm erpreßt hatte.

Endlich suchte auch Heinrich der Löwe sich mit ihm zu versöhnen und sandte ihm deswegen seinen ältesten, gleichnamigen Sohn, die beiden jüngeren hatte er ihm als Bürgschaft für Richard's Lösegeld schon übergeben; als aber der Kaiser ihn mit leeren Versprechungen hinhielt, entfernte er sich unwillig. Auf dem Wege traf ihn eine freudige Botschaft. Der Rheinpfalzgraf Konrad, Vaters Bruder des Kaisers, hatte eine einzige Tochter, Agnes, und sie dem jungen Welf bestimmt, der Kaiser Heinrich aber wollte sie mit dem Herzoge Ludwig von Bayern vermählen; als sich jedoch auch der König Philipp von Frankreich um sie bewarb, nachdem er seine Gemahlin Ingeborg von Dänemark verstoßen hatte, sagten sie ihm die beiden Staufer zu. Da vertraute Agnes ihre Liebe zu Heinrich dem Welfen ihrer Mutter, diese beschied den vom Hofe des Kaisers zurückkehrenden Jüngling nach der Burg Stahleck und vermählte ihm ihre Tochter, während der Vater noch bei dem Kaiser war. Wohl zürnten diese Beiden, wagten es aber nicht, die Ehe zu lösen. Die Pfalzgrafschaft wurde dem Welfen zugesichert, der Kaiser versöhnte sich mit Heinrich dem Löwen, dessen Kraft durch Kämpfe und Alter gebrochen war, dann eilte er mit einem neuen Heere und voll Zuversicht nach Italien.

Sein Gegner Tankred und dessen älterer Sohn Roger war gestorben und hatte nur einen minderjährigen Sohn, Wilhelm, hinterlassen. Der Kaiser gewann die Genueser und Pisaner durch große Versprechen zu seinem Beistande und wurde in kurzer Zeit Herr von Unter-Italien und Sicilien. Sybilla, Tankred's Wittwe, unterwarf sich mit ihrem Sohne, und Heinrich wurde als König von Neapel und Sicilien zu Palermo gekrönt im November 1194. Jetzt im vollen Besitze seiner Macht zeigte er eine Grausamkeit, wie sie nie von Deutschen geübt wurde. Er hielt Gericht über Alle, die ihm früher widerstrebten, ließ die Gräber Tankred's und Roger's öffnen und den Leichnamen die Kronen abreißen, verurtheilte Sybilla mit ihrer ganzen Familie zu ewiger Gefangenschaft, uneingedenk, daß ihm Tankred die gefangene Gemahlin ohne Lösegeld frei gegeben hatte, ließ die Vornehmsten des sicilischen Reiches verhaften, die einen hängen, Andere spießen oder lebendig in die Erde vergraben oder verbrennen, Andere auf andere Weise zu Tode martern.

An demselben Tage, da Heinrich das furchtbare Gericht versammelte, ward ihm ein Sohn geboren, 24. Dezember 1194, der später als Kaiser Friedrich II. erscheint. Im Februar des nächsten Jahres brach Heinrich mit unermeßlichen Schätzen und vielen Geiseln nach Deutschland auf, seine Regierung in Sicilien glaubte er durch den Schrecken seines Namens und die Anwesenheit seiner Gemahlin hinlänglich gesichert. Auf dem Wege ließ er den unglücklichen Prinzen Wilhelm blenden und in Hohenems gefangen halten, die Königin Sybilla mit ihren Töchtern im Kloster Hohenburg.

Nur Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus, die verwittwete Braut Roger's — die Rose ohne Dornen und die Taube sonder Galle, von den Dichtern gepriesen — schien für ein besseres Geschick bestimmt, denn Philipp, des Kaisers Bruder, begehrte sie zur Gemahlin und wurde mit ihr verlobt. Grausam hatte sich Heinrich gegen die Normannen, treulos gegen die Genueser und Pisaner bewiesen, welchen er sein gegebenes Versprechen nicht hielt, er handelte nicht fürstlich, nicht christlich, nicht menschlich, und als deswegen der Papst Cölestin den Bannfluch über ihn aussprach, verkündete er gleichsam nur das Urtheil der ganzen Christenheit.

Aber Heinrich achtete auch des Bannes nicht, trachtete vielmehr den Papst zu demüthigen und dessen weltliche Macht auf Rom zu beschränken, auch die Lombarden sich zu unterwerfen. Da sie dies merkten, erneuerten mehrere Städte sogleich ihren Bund zum bewaffneten Widerstand. Indessen wollte der Kaiser die errungene Macht in seinem Geschlechte erblich machen und es war sein Plan, Deutschland als Erbreich seinen Nachkommen zu hinterlassen. Der alte Welf, Heinrich der Löwe, sein beharrlichster Gegner, war gestorben, 6. August 1195, dessen Länder unter seine drei Söhne Heinrich, Otto und Wilhelm getheilt, daraus die Fürstenthümer Braunschweig, Lüneburg mit Lauenburg und Haldensleben entstanden, die Kraft der Welfen schien gebrochen für immer. Und jetzt ließen sich viele geistliche und weltliche Fürsten und Grafen durch Geschenke, Lehen und Versprechen für den Plan des Kaisers gewinnen. Er that, als wolle er durch die Erblichkeit der Krone blos den Zwistigkeiten bei den Königswahlen vorbeugen und mit der Macht des Königs auch die Deutschland's mehren und kräftigen, zudem werde sein Sohn Friedrich sein Erbreich Sicilien für immer mit dem römischen Reiche vereinigen. Auch wollte er den Fürsten zum Dank für ihre Beistimmung die größeren Reichslehen selbst in der weiblichen Nachkommenschaft erblich überlassen, wie dies schon bei Oesterreich geschehen. Schon glaubte er auch dieses Ziel erreicht zu haben, doch als er den Widerstand Konrad des Wittelsbachers, Erzbischofs von Mainz und des von Köln und der sächsischen Fürsten erfuhr, betrieb er nur die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger und dies erlangte er.

Darauf wollte er einen Kreuzzug unternehmen. Denn der ritterliche mohamedanische Held des Morgenlandes, Sultan Saladin, war gestorben, seine Söhne uneins, und daher Hoffnung, ihnen Jerusalem zu entreißen. Und es sammelten sich von Neuem große Schaaren, Hohe und Niedere, und es zogen die Einen den bisher üblichen Weg über Konstantinopel, die Anderen trachteten von Italien aus über's Meer nach dem heiligen Lande. Diesen wollte sich der Kaiser anschließen, auf dem Wege aber die Ansprüche der Normannen auf das griechische Reich geltend machen und die beiden Kaiserkronen auf seinem Haupte vereinigen. Die günstigste Gelegen-

heit ward ihm unvermuthet selbst geboten, als ihn der schwache griechische Kaiser Isaak Angelus zum Beistande gegen seinen Bruder Alexius rief und dann von diesem gefangen durch geheime Boten an Heinrich versprach, er wolle für seine Befreiung das Reich seiner Tochter Irene und ihrem Gemahl Philipp übergeben. Und Heinrich hoffte nun durch geworbene Schaaren in Verbindung mit dem Kreuzheere Konstantinopel mit dem griechischen Reiche dem Staufergeschlechte zu erringen.

Schon nahm der Anführer seiner Flotte die Insel Cypern weg und sein Kanzler krönte den König dieser Insel im Namen Heinrich's des abendländischen Kaisers, dasselbe that der Erzbischof von Mainz dem Könige von Armenien. Um so mehr Heinrich strebte, sobald als möglich in den vollen Besitz des morgenländischen Kaiserthums zu kommen, um so heftiger zürnte er, weil ihn die wirrvollen Angelegenheiten Unter-Italiens und Siciliens hier zurückhielten.

Seine Gemahlin hatte während seiner Abwesenheit tröstend und versöhnend gewaltet, mit ihm aber kam neue Verfolgung und neuer Jammer. Die alte Grausamkeit erwachte in ihm, ja er wüthete wie im Wahnsinn und das Mißtrauen gegen alle edle Normannen, selbst gegen seine Gemahlin, zehrte an seiner Seele. Da erkrankte er schnell und gefährlich an Gift oder einem kalten Trunk und starb im zweiunddreißigsten Lebensjahre 1197, 28. September zu Messina.

Drei Monate nachher starb der Papst Cölestin III., und die beiden höchsten Throne der Christenheit waren erledigt und Italien und Deutschland sahen mit Hoffnung und Bangen den neuen Wahlen entgegen.

Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig.

Auf seinem letzten Zuge nach Italien wurde Heinrich von seinem Bruder Philipp begleitet, als er aber vernahm, sein älterer Bruder Konrad sei während einer Fehde gegen den Herzog Bertold den Zäringer und eines Angriffes auf die Ehre einer Jungfrau ermordet worden: übertrug er dem Philipp das Herzogthum Schwaben und dieser kehrte nach Deutschland zurück und feierte zu Gunzenlech bei Augsburg seine Hochzeit mit Irene und waltete dann als Reichsverweser. Auf den Ruf des Kaisers aber zog er mit dreihundert Geharnischten über die Alpen ihm zu Hülfe und um den jungen Friedrich zur Krönung nach Deutschland zu führen.

Da erhielt er auf dem Wege die Kunde vom Tode seines Bruders, des Kaisers, und vom Aufstande gegen dessen Statthalter, er selbst gerieth in große Gefahr, überließ deshalb seinen Neffen seinem Schicksal und kehrte nach Deutschland zurück. Er hoffte, die Fürsten durch große Spenden zu vermögen, ihm die Vormundschaft über Friedrich und die Reichsverweserschaft zu überlassen. Einige zwar gewann er, Andere widersprachen, Vielen waren die Staufer verhaßt und man wollte den Friedrich jetzt um so weniger als König anzuerkennen, als er bei der Wahl nocht nicht einmal getauft war. Unter diesen Verhältnissen ließ sich Philipp überreden, selbst nach der Krone zu trachten; alle sächsischen Fürsten, welche durch den Sturz Heinrich's des Löwen gewonnen hatten, stimmten für ihn und huldigten zu Mühlhausen, 5. März 1198. Der Anerkennung von beinahe allen oberdeutschen Fürsten war er ohnehin gewiß.

Allein die Freunde des welfischen Geschlechtes warben mit englischem Gelde für Otto von Braunschweig und wählten ihn zum Könige, nachdem die Herzoge Bernhard von Sachsen und Bertold der Zäringer die Annahme der Krone verweigert hatten. Darauf schloß Philipp zur Verstärkung seiner Macht ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich, gewann auch den Herzog von Böhmen, indem er ihm die Königswürde verlieh und hoffte seinen Gegner bald zu besiegen.

Indessen war in Italien Innocenz III. als Papst gewählt worden, ein Mann im kräftigsten Mannesalter und von großer Sittenreinheit, der sogleich den Plan faßte, die Deutschen aus Italien zu vertreiben, wozu ihm der allgemeine Haß gegen die Hohenstaufer wegen der Grausamkeit des verstorbenen Kaisers willkommene Veranlassung gab. Er machte Ansprüche auf Alles, was seine Vorgänger je als Erbgut des heiligen Petrus betrachteten, selbst auf die Oberherrschaft über das ganze sicilische Reich. Da eilte Constantia, die ihren Sohn bereits hatte krönen lassen, den Papst zu gewinnen, entließ alle Deutschen und bat durch Abgesandte, daß Friedrich Apulien und das Fürstenthum Capua als Lehen erhalte. Ehe die Sache entschieden war, erkrankte sie zum Tode, ernannte mehrere Edle zu Rathgebern ihres Sohnes, bestimmte den Papst als Oberlehensherrn zum Vormund und starb, 27. Nov. 1198.

Innocenz war nun in der That Oberherr in Italien und wurde nothwendig auch Schiedsrichter zwischen den beiden Königen in Deutschland. Zuerst forderte er die Auslieferung der vom Kaiser Heinrich nach Deutschland geschleppten Italiener und Philipp willfahrte und gewann die Gesandten des Papstes, daß er durch den Bischof von Sutri Lossprechung vom Banne erhielt, der noch auf ihm lastete, weil er das Gebiet der römischen Kirche verwüstet hatte. Ueber die drei zu deutschen Königen Gewählten, gab der Papst noch keine Entscheidung, mahnte nur zur Eintracht und gab dem Erzbischofe Konrad von Mainz aus dem Geschlechte der Wittelsbacher,

als dieser vom Kreuzzuge zurückkehrte, den Auftrag, die Einigkeit in Deutschland herzustellen. An die Anerkennung des in Italien weilenden Kindes Friedrich dachte ohnehin Niemand mehr.

Allein schon hatten die Gegenkönige das Glück der Waffen versucht und beide Parteien übten große Frevelthaten. Da erklärte sich Innocenz endlich offen für Otto und mahnte die Edlen, diesem zu huldigen, dem er selbst seine Zustimmung gebe, da wohl Niemand zweifeln werde, dem Papste stehe es zu, für das Reich zu sorgen. Philipp hatte sich ihm nicht willfährig genug gezeigt, deswegen bestätigte er nicht einmal dessen Befreiung vom Banne. Aber die Anhänger des Staufer's suchten dessen Recht zu beweisen und zu behaupten und so dauerte der innere Krieg fort und Jeder der Könige suchte seine Partei zu stärken. Gar häufig wechselte die Zuneigung: der König von Böhmen war eine Zeit lang auf der Seite Otto's, während dessen eigener Bruder, der Pfalzgraf, den Philipp als den rechtmäßigen König erkannte. Niemand achtete aber die Mahnungen des Papstes und sein Ansehen sank in Deutschland immer mehr. Um es wieder herzustellen, mußten die Erzbischöfe bei dem Empfange des Palliums geloben, dem Papste in Allem, auch in den Reichsangelegenheiten, gehorsam zu sein; wer sich dessen weigere, solle sein Erzbisthum verlieren. Doch die siegreichen Fortschritte Philipp's überwogen, der Erzbischof Adolf von Köln huldigte ihm und der Staufer fühlte sich bereits so sicher im Besitze des Reiches, daß er auf einer Versammlung zu Aachen die Krone niederlegte und sie der Sitte gemäß aus der Hand des Erzbischofs von Köln wieder empfing.

Darüber zürnte der Papst und ernannte den Grafen Bruno von Sayn zum Erzbischofe von Köln, aber Philipp vertrieb ihn und siegte auch über Otto von Braunschweig, der dann nach England eilte, um von dort Hülfe zu holen. Philipp's Sieg war entschieden und jetzt zeigte sich ihm auch der Papst geneigter und als seine Gesandte nach Deutschland kamen und die Dinge recht erkannten, lösten sie den Bann und es war nahe daran, daß Philipp allgemein als König anerkannt wurde, als er auf der Altenburg bei Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach den Tod fand, 21. Juni 1208. Er hatte diesem, seinem getreuen Anhänger, früher eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, sie ihm aber dann als König verweigert und ihn außerdem treulos behandelt. So fiel der Mildeste der Staufer als Opfer einer Privatrache, seine Gemahlin wurde auf das Stammschloß Staufen gebracht und starb nach wenigen Wochen mit ihrem neugeborenen Kinde. Der einzige männliche Sprosse des berühmten Geschlechtes war nun Friedrich, der König von Sicilien.

Mild und weise suchte der Papst die jetzt hereinbrechende Verwirrung dadurch fern zu halten, daß er sich gegen eine neue Wahl in Deutschland erklärte und den Otto anzuerkennen gebot. Dieser benahm sich klug, warb freundlich um die Zustimmung der

Anhänger des Staufers und wurde dann auf einem Reichstage zu Frankfurt allgemein zum Könige erkoren und damit die Einheit im Reiche hergestellt. Otto von Wittelsbach ward geächtet, seine Stammburg selbst mit Hülfe seines Vetters, des Herzogs Ludwig von Bayern, gebrochen und diesem seine Güter zugetheilt. Um diesen, den Mächtigsten der Herzoge, ganz zu gewinnen, verzichtete Otto auf alle Ansprüche des welfischen Geschlechtes an Bayern und überließ ihm das Herzogthum erblich, anderen Großen gewährte er Anderes. Dann verlobte er sich auf den Rath einiger Fürsten und mit Beistimmung des Papstes mit Beatrix, der minderjährigen Tochter Philipps, und alle Macht der Staufer schien jetzt an die Welfen überzugehen. Schon nahm Otto Besitz vom Herzogthum Schwaben und von den Erbgütern derselben, und von Neuem erlangte das Haus der Welfen in Oberdeutschland Macht und Ansehen. Dies wuchs um so mehr, als die Abgeordneten der italienischen Städte zu Augsburg huldigten und der Papst ihn zur Krönung nach Rom einlud. Denn Otto hatte schon gleich nach seiner ersten Erwählung feierlich geschworen, seinem Herrn, dem Papste Innocenz und dessen Nachfolgern alle Besitzungen und Rechte der römischen Kirche zu erhalten, ihm zur Behauptung des sicilischen Reiches beizustehen und dem römischen Stuhle allen Gehorsam und alle Ehre zu bezeigen, wie es sich für einen frommen, rechtgläubigen Kaiser zieme. Jetzt erneuerte Otto den Schwur, gelobte dem Papste auch Beistand gegen die Ketzer und die freie Wahl der Bischöfe und die Berufung nach Rom zu gestatten. Dann trat er den Zug nach Italien an, Mitte August 1209.

Mit großer Mäßigung benahm er sich in der Lombardei als Schiedsrichter und Versöhner der Parteien, Mailand empfing ihn mit großen Ehren und erhielt die Bestätigung aller ihrer Freiheiten und ohne Kampf, ja mit wachsendem Ansehen gelangte er nach Viterbo, wo der Papst seiner harrte, dem er die früher gemachten Zusagen erneuerte, dann wurde er in Rom gekrönt.

Von diesem Augenblicke an änderten sich die Verhältnisse, da Otto als Kaiser auch kaiserliches Recht ansprach, wodurch er nothwendig mit dem Papste in Zwist gerieth. Er wollte, wie er offen ankündete, die Würde des Reiches wieder herstellen und gestützt auf sein deutsches Heer unternahm er es, alle zerstreuten oder verlorenen kaiserlichen Rechte zu erwerben, nahm die Mathilde'schen Güter und trat als Oberlehensherr auch da auf, wo der Papst schon belehnt hatte und mißbilligte laut die weltliche Herrschaft des Papstes. Innocenz mahnte und drohte: Vergiß des Dankes und der Treue gegen die Kirche nicht, die Dich erhob! Aber der Kaiser entgegnete: In weltlichen Dingen habe ich volle Macht und es gebührt Euch nicht, darüber zu urtheilen; das Geistliche, das Euch zusteht, habe ich nie angetastet, will es vielmehr durch mein Ansehen festigen. Und nachdem er seine Macht in Ober- und Mittel-Italien gesichert glaubte,

wollte er sich auch Unter-Italien und Sicilien als Lehen des Reiches unterwerfen, schon öffnete ihm Neapel seine Thore. Jetzt trat Innocenz offen gegen ihn auf und sprach den Bann über ihn, sendete mit dieser Nachricht Boten nach Deutschland und entband die Fürsten ihres Eides gegen den treulosen Kaiser.

Otto achtete anfangs dessen nicht und war nach der Eroberung Apuliens Willens, nach Sicilien überzugehen, als ihn die Verhältnisse in Deutschland bestimmten, dahin zurückzukehren. Denn die Fürsten, voran die Geistlichen, die ihm schon früher zürnten, weil er durch seine Willfährigkeit gegen den Papst die Würde des Reiches schmälerte und ihr Ansehen erniedrigte, ließen den Bann überall verkünden. Bald erklärten ihn die Meisten der Krone verlustig und erkannten von Neuem die Wahl Friedrich's II. als gültig an. Damit begann denn wieder der innere Zwist und die Verwüstung Deutschlands. Die Rückkehr Otto's ermuthigte seine alten Anhänger, neue sammelten sich um ihn und er schmähte laut die Anmaßung des Papstes, der nach Willkür die Kaiser setze, und mahnte, man solle des Reiches Freiheit gegen denselben schützen. Um sich noch mehr zu stärken und die Partei der Staufer mit sich zu versöhnen, vermählte er sich mit Beatrix. Als aber diese schon wenige Tage nach der Hochzeit starb und zwar nach dem Glauben des Volkes an Gift von den Buhldirnen, welche Otto aus Italien mitbrachte, da wendeten sich seine Anhänger bestürzt von ihm und sehnsuchtsvoll harrte man der Ankunft des jungen Staufers. Schon hatten die Fürsten Boten an ihn gesandt mit der Nachricht seiner Anerkennung und der Mahnung, er, der Jüngling an Jahren und Greis an Einsicht, möge kommen und die Krone gegen den Feind seines Geschlechtes behaupten.

Friedrich der Zweite, König in Deutschland.

Der früh verwaiste Sohn Heinrichs VI. wuchs zwischen den Parteien, die sich einander auf das Heftigste verfolgten und unter den mißlichsten Verhältnissen heran; eine Zeit lang war sein Reich auf den Besitz der einzigen Stadt Palermo auf Sicilien beschränkt, deren Bürger ihn mit dem Nothwendigsten versahen, und vergebens waren die Mahnungen und Drohungen des Papstes zum Besten seines Mündels. Indessen gedieh Friedrich zum kräftigsten Jünglinge, dessen blondes Haar seine deutsche Abstammung beurkundete, dessen Anmuth und milde Beredsamkeit, verbunden mit dem Zauber der Dichtkunst ihm die Zuneigung Aller gewannen, die ihm nahten. Schon mit sechszehn Jahren vermählte ihn der Papst mit der jungen Wittwe des Königs Emmerich von Ungarn — Constantia von Ara-

gonien — und er war eben eifrig daran, sich in seinem Erbreiche zu befestigen, als die Botschaft aus Deutschland kam. Die deutschen Fürsten hatten ihre Wahl auch dem Papste mitgetheilt und nach langem Berathen und Bedenken dessen, was die römische Kirche bisher von den Staufern gelitten, billigte er endlich die Wahl und forderte den Friedrich selbst auf, nach Deutschland zu gehen.

Zwar Gemahlin und die Edlen Siciliens warnten vor der Annahme der deutschen Krone, die seinem Hause so viel Unglück gebracht, aber er folgte dem Rufe 1212, übergab seiner Gemahlin die Vormundschaft über sein einjähriges Söhnlein und die Verwaltung des Reiches, ging nach Rom und gewann die Gunst des Papstes, den er schon früher als Oberlehensherrn über das apulische und sicilische Reich anerkannt hatte, vorzüglich durch das Versprechen, er wolle seinem Sohne Sicilien übergeben. Genuesische Schiffe brachten ihn nach Oberitalien, wo er jedoch keine freundliche Aufnahme fand, dann eilte er unter mancherlei Gefahren über die Alpen und erreichte Konstanz glücklich, ehe sein Gegner Otto erschien, der nun vergebens die Reichshülfe gegen ihn aufbot. Friedrich war auf dem Gebiete seiner Väter, bald umschaarten ihn die Freunde der Staufer, seine Macht wuchs mit jedem Tage und Otto, überall im Gedränge, ward erst wieder froh, als er in seinem Erblande war. Alle seine Versuche, sich als König gegen den von ihm geschmähten „Apulischen Jungen“ zu behaupten, scheiterten.

Friedrich wurde namentlich im Süden und Westen Deutschlands allgemein anerkannt und in Aachen vom Erzbischofe von Mainz in Gegenwart der meisten geistlichen und weltlichen Fürsten gekrönt. Kaum achtete er noch seines Gegners, der unbelästigt von ihm noch manche Fehde mit Dänemark und seinen Nachbarfürsten kämpfte, ohne daß er bis zu seinem Tode, 1218, irgend etwas Erwähnenswerthes that. Friedrich aber suchte das Ansehen seines Geschlechtes vorzüglich durch inniges Anschließen an die Wittelsbacher, zumal an den Herzog Ludwig von Bayern, zu befestigen, weshalb er ihm auch die Rheinpfalz verlieh, die er dem Welfen Heinrich absprach. Darüber entstand ein neuer Kampf, der jedoch mit einer Hochzeit endete, indem Ludwig's Sohn, Otto, genannt der Erlauchte, sich mit der einzigen Tochter Heinrich's vermählte und die Rheinpfalz kam dadurch an das Wittelsbach'sche Haus. Als der mächtige Herzog Bertold der Zäringer starb, zog Friedrich vieles Gut an sich, Anderes gab er dem Reich und gewann durch die Verleihung mancher Lehen neue Freunde, auch erneuerte er das Herzogthum Schwaben, vereinigte damit Burgund und bestimmte es seinem Sohne Heinrich, in dessen Namen er es verwaltete.

Der Papst zeigte sich ihm noch fortwährend geneigt, Friedrich hatte ihm versprochen, er werde nach dem Empfang der Kaiserkrone Sicilien seinem Sohne abtreten und selbst den Titel davon nicht mehr führen, und bis zur Volljährigkeit desselben einen Statthalter

aufstellen, der dem Papste als Oberlehensherrn verantwortlich wäre. Ueberdies erklärte Friedrich in einer goldenen Bulle, er wolle wegen erhaltenen Schutzes und treuer Fürsorge und Vormundschaft dem Papste und der römischen Kirche stets Gehorsam und Ehrerbietung erweisen. Er gewährte freie Wahl der Bischöfe und Berufung nach Rom und versprach auch seinen Beistand zur Ausrottung der ketzerischen Ruchlosigkeit.

Dominikaner und Franziskaner.

Denn eben damals bildete sich in Frankreich der Bund der Waldenser, dessen Mitglieder sich verpflichteten, durch freiwillige Armuth nach evangelischer Vollkommenheit zu streben. Sie eiferten gegen die weltliche Macht des Papstes und dessen irdische Herrlichkeit, so wie gegen die Reichthümer der Geistlichen und wagten es, ohne die Erlaubniß der Kirche zu predigen. Die Zahl ihrer Mitglieder wuchs und sie fanden auch in Deutschland Eingang und Beifall. Als alle Mahnungen des Papstes an sie vergebens waren, bot er, um die Einheit und das Ansehen der Kirche zu retten, die Hülfe der Fürsten zur Unterdrückung der Ketzer auf, und alsobald erhob sich eine Verfolgung gegen dieselben, welche in Frankreich mit grenzenloser Wuth, mäßiger dagegen in Deutschland geführt wurde. Die römische Kirche ging siegreich aus diesem Kampfe hervor.

Um jedoch die Wurzel der Ketzerei zu vertilgen, berief Innocenz im Jahre 1215 eine Kirchenversammlung nach Rom, traf hier mehrere gute Anordnungen für die Sittenverbesserung der Geistlichen und legte den Bann auf Jeden, der ohne des Papstes oder eines rechtgläubigen Bischofs Erlaubniß predige. Damals bestätigte er auch die beiden Orden, welche von Dominikus Guzman aus Spanien und von Franz von Assisi gestiftet waren und die fortan eine mächtige Stütze der römischen Kirche und deren Einrichtungen sein konnten, zumal dieselben ihre Mitglieder ganz nach dem Beispiele der Waldenser anleiteten, in freiwilliger Armuth fort und fort nur von den milden Gaben der Gläubigen zu leben, ja sie sollten sogar unfähig sein, liegende Güter und Reichthümer zu erwerben, in deren Genuß die bisher bestehenden Orden meistens ausgeartet waren. So entstanden die Dominikaner oder der Predigerorden und der Orden der Franziskaner oder minderen Brüder, die in Deutschland eine freundliche Aufnahme fanden. Franz von Assisi war selbst die Alpen herüber gekommen und wußte Viele für seine Lehre und sein Beispiel zu begeistern, wie er darüber freudig nach Italien schrieb: „Mein Bruder! es gibt eine Gegend — Deutschland genannt,

worin viele Christen leben und zwar recht fromme, welche, wie ihr wißt, oft in unser Land pilgern mit langen Stäben und großen Stiefeln, bei der größten Sonnenhitze in Schweiß gebadet die Schwellen der Heiligen besuchen und Gott und seinen Heiligen Loblieder singen.“ Die neuen Orden siedelten sich in sehr bescheidenen Klöstern in den Städten an, wo sie im täglichen Verkehr mit dem Volk dessen Glauben leiteten.

Neue Kreuzzüge.

Auf diese Weise sorgte der Papst für die Reinhaltung der Glaubenslehre der römischen Kirche und für die Fortdauer ihrer Macht, indem er die weltliche Macht zur Vollzieherin der kirchlichen Aussprüche machte. Aber noch eine andere Angelegenheit lag ihm am Herzen, die Ausführung eines neuen Kreuzzuges. Schon am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatte er seine Boten durch das ganze westliche Europa ausgesandt, um Fürsten und Völker zu einer heiligen Heerfahrt zu begeistern, und es war ihm gelungen. Die kriegerischen Pilgerschaaren sammelten sich in Venedig zur Ueberfahrt nach dem gelobten Lande, ließen sich aber bewegen, zuerst die Seestadt Zara für die Venetianer, dann Konstantinopel für den vertriebenen Kaiser Isaak zu erobern. Einmal von ihrem Ziele abgekommen, vergaßen sie dessen bald ganz. Die vorzüglichsten Anführer behielten Konstantinopel und das griechische Reich und theilten sich mit den Venetianern in dasselbe, 1204.

Dem Papste war diese Wendung nicht unangenehm, weil er mit der Erhebung eines der römischen Kirche ergebenen (oder lateinischen) Kaisers in jenem Reiche es selbst zur Anerkennung der römischen Kirche zurückzuführen und dann auch das heilige Land um so leichter den Türken zu entreißen hoffte. Und er ließ deshalb nicht ab, zu einem neuen Kreuzzuge zu drängen. Allein die Begeisterung erlosch allmälig, besonders seitdem die Kraft der letzten Unternehmung auf so abenteuerliche Weise zersplittert war. Wohl zogen noch einzelne Schaaren nach dem Morgenlande, sie mußten aber zufrieden sein, als waffenlose Pilger die geheiligten Stätten besuchen zu dürfen, für deren Eroberung und Behauptung bisher Hunderttausende vergebens ihr Leben geopfert hatten. Da wurde die Welt mit einem Male durch eine sonderbare Erscheinung bewegt: Kinder schaarten sich zur Unternehmung eines Kreuzzuges zusammen.

Ein Knabe aus Frankreich erzählte, der Heiland habe ihn durch ein eigenes Schreiben zum Prediger des Kreuzes ausersehen. Und wie er dieses verkündend und singend durch die Städte und

Dörfer zog, wurden Knaben und Mädchen von Begeisterung ergriffen und schlossen sich an ihn. Da erhob sich auch in Deutschland ein kaum zehnjähriger Knabe, Nikolas, mit derselben Begeisterung, bald sammelten sich um ihn gegen zwanzigtausende, die bezeichneten sich mit einem Kreuze und zogen wie Pilger mit Stab und Tasche über die Alpen. Und wunderbare Gerüchte gingen vor ihnen her, als würden sie trockenen Fußes durch das Meer gehen, Jerusalem erobern, die Ungläubigen taufen und einen ewigen Frieden begründen. Anfangs wurden die jungen Pilger überall liebevoll aufgenommen und mit Allem unterstützt, aber schon auf dem Wege nach Genua erlagen ihrer Viele den Beschwerden, leichtfertiges Gesindel hatte sich zu ihnen gesellt, um die Früchte der Begeisterung zu ernten, Räuber überfielen und plünderten sie, man befahl ihnen aus dem Gebiete von Genua zu weichen und je weiter hinab nach Italien der Zug ging, um so mehrere verkamen. In Brindisi aber durchschaute der Bischof den heillosen Plan: der Vater des Nikolas wollte die Kinder an die Türken verkaufen, welches Loos die meisten von dem zahlreichen Heere der kleinen Pilger aus Frankreich schon getroffen hatte. Traurig und schweigend kehrten die deutschen Kinder nach ihrer Heimath zurück, einige verdingten sich in Italien, die meisten erlagen auf dem Wege, Niemand wollte sie mehr unterstützen. Von Nikolas hörte man nichts mehr, sein Vater wurde in Köln hingerichtet. Und wer zurückgekehrt war, fühlte später Gewissensangst, das gethane Gelübde forderte Erfüllung oder Lösung durch den Papst, dieser ließ jedoch nur die ganz Minderjährigen freisprechen, die Uebrigen sollten ihr Gelübde in der Folge erfüllen.

Noch gab er seinen Plan nicht auf und ließ durch seine Gesandte fortwährend zu einem neuen Kreuzzuge mahnen. Und mit großer Freude vernahm er, sein Schützling Friedrich habe mit vielen Edlen Deutschlands sich mit dem Kreuze bezeichnen lassen und sei Willens, so bald als möglich zum heiligen Kampfe auszuziehen. Aber Innocenz erlebte die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches nicht mehr, er starb 16. Juli 1216.

Mit dem Tode dieses Papstes trat eine Wendung im Leben Friedrichs ein und jetzt, gleichsam ganz der Vormundschaft ledig, begann er mit einer Selbständigkeit zu walten und seine Pläne durch Thaten zu enthüllen, wie man dies nicht vorhergesehen hatte. Das Kaiserreich im vollsten Glanze und höchster Macht wieder herzustellen, das sicilische und deutsche Reich für immer in seinem Geschlechte zu vereinigen und ganz Mittel- und Ober-Italien unter das Kaiserthum zu beugen, das war sein tief durchdachter Plan, wie er allmälig zu Tage trat. Deswegen war er anfangs mild und freigiebig gegen die geistlichen und weltlichen Großen, um sie zu täuschen, die ihn, den Jüngling, ohnehin nur gewählt hatten, um frei in eigener Herrschaft zu schalten. Später durfte er hoffen, ihre Macht zu vermindern und zu brechen.

Er hatte Gemahlin und Söhnlein aus Sicilien zu sich nach Deutschland beschieden und während er, der gebildetste Fürst seiner Zeit, nur sein Geschlecht zu erhöhen und zu befestigen trachtete, widmete er sich in den Stunden der Muße den Wissenschaften, huldigte der Dichtkunst und pflegte des Gesanges, in welcher Kunst seine Gemahlin Meisterin war; doch liebte er mehr in italischer als deutscher Sprache zu dichten, da jene seine eigentliche Muttersprache war. Am meisten liebte er die Naturgeschichte und schrieb in der Folge selbst ein Buch über die Natur der Vögel, insbesondere der Falken, da diese vorzüglich von edlen Männern und Frauen zur Jagd auf andere Vögel mit vieler Mühe abgerichtet und gebraucht wurden. Er trieb Sternkunde, pflegte dabei aber auch der Sterndeuterei und unternahm selten etwas Wichtiges, ohne vorher aus der Stellung der Gestirne den glücklichen oder unglücklichen Ausgang erforschen zu wollen. In den Gesetzen war er wohlerfahren und so gelehrt, daß er soll sechs Sprachen gesprochen haben. Zugleich war er von einnehmender Milde und Würde und es gelang ihm leicht, die Zuneigung der Fürsten und des neuen Papstes Honorius III. zu gewinnen, der ihn zwar wiederholt zur Unternehmung des Kreuzzuges aufforderte, sich aber immer wieder durch die vorgebrachten Gründe wegen der Verzögerung beschwichtigen ließ.

Friedrich der Zweite im Zwist mit dem Papste.

Endlich im Jahre 1220 setzte Friedrich den Erzbischof von Köln, Engilbert, zum Reichsverweser über Deutschland, bestellte den Heinrich von Neuffen zum Erzieher seines Sohnes und brach nach Italien auf. Ohne lang in der Lombardei zu verweilen, wo Mailand seiner Ankunft mit Argwohn entgegen sah und nur die kleineren Städte sich ihre Freiheiten von ihm bestätigen ließen, aber vergebens auf Hülfe von ihm gegen die Unterdrückung von den größeren hofften, zog er in großer Pracht, 22. November, in Rom ein und ward mit seiner Gemahlin vom Papste gekrönt. Er versprach, im nächsten Frühling ein Heer zur Eroberung Jerusalems abzusenden und dann selbst zu folgen. Damals wurde auch der mit dem Papste geschlossene Vertrag bekannt. Friedrich entband demselben gemäß die Besitzer der Mathilde'schen Güter von dem ihm geleisteten Eide, bestätigte das von der römischen Kirche angesprochene Gebiet, gab wichtige Gesetze über die Freiheiten der Geistlichen und Kirchengüter, hob das barbarische Strandrecht auf, mahnte zur milden Behandlung der Pilger und Kaufleute und gebot, es solle jede obrigkeitliche Person vor dem Antritte ihres Amtes schwören, die

Reinheit der Glaubenslehre zu halten und die Ketzer zu vertilgen. Wer immer diese beschütze, der sei ehrlos und rechtlos.

Darauf eilte er nach seinem Erbreiche, um die dort gelöste Ordnung und das verkümmerte königliche Ansehen wieder herzustellen. Wegen dieser dringenden Angelegenheit mußte er den versprochenen Kreuzzug aufschieben, unterstützte jedoch die Kreuzfahrer und schickte vierzig Schiffe gegen Aegypten, um dies Land zu nehmen und von hier aus desto sicherer Jerusalem zu erobern. Aber das Unternehmen scheiterte aus Mangel eines tüchtigen Führers, nur Wenige kehrten zurück und Friedrich wurde allgemein als die Ursache der Niederlage beschuldigt. Nur dem Großmeister des deutschen Ordens Hermann von Salza und dem Könige Johann von Jerusalem, mit dessen Tochter sich der Kaiser, Wittwer, vermählte, gelang es diesmal, den zürnenden Papst zu versöhnen. Im Jahre 1225 wollte Friedrich ganz gewiß den Kreuzzug selbst unternehmen, zu dessen Ausführung der König Johann eifrig warb und sich deshalb selbst an mehrere Höfe begab. Als er aber nirgends Theilnahme dafür fand, wurde der Zug auf das Jahr 1227 verschoben. Bis dahin sollten die Predigermönche überall wirken und zum heiligen Kampfe auffordern. Friedrich ordnete indessen sein Reich, sammelte Staatsmänner und Gelehrte um sich, die Gesetze zu verbessern und die Wissenschaft zu fördern, gründete in Neapel eine Universität, erhob Kunst, Handel und Ackerbau und gewann die auf den Gebirgen Siciliens sich aufhaltenden Sarazenen, welche einen beständigen Krieg mit den Christen führten, zur friedlichen Ansiedelung in Unter-Italien.

Deutschland war indessen sich selbst oder vielmehr dem ehrgeizigen Streben der Großen überlassen und von Parteien zerrissen. Als der Erzbischof Engilbert, genannt der Vater der Landschaft Köln und die Zierde Deutschlands, von einem seiner Verwandten ermordet worden, stellte der Kaiser den Bayern-Herzog Ludwig als Reichsverweser auf, dann berief er seinen Sohn mit den deutschen Fürsten nach Ober-Italien, wohin er selbst ging, um die Krönung mit der eisernen Krone zu empfangen und die Angelegenheiten zu ordnen. Auf diese Nachricht gerieth beinahe die ganze Lombardei in Unruhe, die Städte erneueten ihren Bund, die Mailänder widerstrebten hartnäckig jedem Vergleiche, verweigerten dem Kaiser den Eintritt in ihr Gebiet und hielten die Alpenpässe besetzt, so daß die Deutschen nicht zu ihm kommen konnten. Erzürnt sprach Friedrich die Reichsacht über die Widerspenstigen und ließ durch den päpstlichen Gesandten auch den Bann über sie verhängen, weil sie der ihnen von Gott geordneten Obrigkeit sich widersetzten, darauf nahm er den Papst zum Schiedsrichter in dieser Sache.

Dieser suchte nur zu vermitteln, und ohnehin eifersüchtig auf die wachsende Macht des Kaisers und dessen Uebergriffe entschied er, Friedrich solle den Lombarden verzeihen, sie dagegen vierhundert

Reiter bei dem bevorstehenden Kreuzzuge zwei Jahre lang unterhalten. Die kaiserlichen Rechte wurden mit Stillschweigen übergangen. Bald darauf starb Honorius und es folgte ihm Gregor IX., ein achtzigjähriger Greis, fromm und gebildet, streng und ernst, mit eiserner Willenskraft und entschlossen, das Ansehen der Kirche zu schützen. Dem Kaiser war er abhold, weil derselbe mehreren Verwandten Gregor's jene Güter wieder abgenommen hatte, welche sie während seiner Minderjährigkeit ohne Recht an sich gebracht hatten.

Der neue Papst erinnerte den Kaiser ernstlich zur Ausführung des Kreuzzuges, tadelte zugleich die Lombarden, die mit ihrer Ausrüstung zauderten. Im Sommer 1227 sammelten sich endlich von allen Gegenden her die Kreuzfahrer in Unter-Italien in so großer Zahl, daß weder Schiffe zur Ueberfahrt, noch Lebensmittel genug für die Zurückbleibenden vorhanden waren. Bald entstanden Krankheiten und viele Edle aus Deutschland starben.

Endlich schiffte sich auch Friedrich ein, erkrankte aber auf der Fahrt und kehrte nach drei Tagen zurück. Die zurückgebliebenen Pilger zerstreuten sich, die vorangegangenen vermochten ohne Anführer nichts auszurichten, der ganze Kreuzzug war vereitelt. Da sprach der Papst den Bann über den Kaiser aus, als habe dieser mit vorsätzlicher Bosheit das Unternehmen zu nichte gemacht und dabei die Kirche, seine Wohlthäterin, verhöhnt, und in heftigen Briefen verkündete er seinen Spruch allen Christen. In eben so heftigen offenen Schreiben entgegnete Friedrich und rügte die Härte und List der Kirche, die sich rühme, eine Mutter zu sein, aber nur nach Macht und Reichthum strebe und alle Königreiche der Welt zu ihren Füßen zu sehen trachte.

Der Zwiespalt wurde mit jedem Tage größer, doch glaubte das Volk mehr dem Papste, als dem Kaiser. Jetzt rüstete dieser mit aller Macht zum Kreuzzuge, trat mit dem Sultan von Aegypten in Unterhandlung, ordnete alle Angelegenheiten seines Reiches, selbst für den Fall seines Todes, ließ sich selbst durch das Hinscheiden seiner Gemahlin, die ihm eben einen Sohn, Konrad, geboren hatte, nicht länger abhalten, schiffte sich ein und landete glücklich an Asiens Küste bei Akkon. Alle Christen im Morgenlande freuten sich über die Ankunft des Kaisers; als aber Briefe und Boten des Papstes auch ihnen den über Friedrich verhängten Bann verkündeten, entstand sogleich Parteiung. Die Ritterorden und Geistlichen erklärten sich für den Papst und nur die Deutschen, die Genueser und Pisaner blieben dem Kaiser treu. Und auf sie gestützt und im Gefühle seiner inneren Kraft setzte er die Unterhandlungen fort und erhielt vom Sultan die heiligen Orte mit einem ganzen Landstrich vom Umfange des Königreiches Jerusalem. Am 17. März 1229 hielt er seinen Einzug in die heilige Stadt und nahm, weil der Patriarch die Krönung verweigerte, selbst die Krone vom Altar und ließ seine Vertheidigung gegen den Papst in mehreren Sprachen

verlesen und verbreiten. Als er aber die Herrschaft der ihm feindlich gesinnten Templer zu beschränken unternahm, wollten ihn die erzürnten christlichen Ritter an den Sultan verrathen. Der Mohamedaner beschämte sie und sandte ihren Brief an Friedrich, der von nun an streng gegen die Schuldigen und Widerstrebenden verfuhr und wollte, daß kein Orden künftig ein vom Könige unabhängiges Heer bilde und halte. Außerdem ordnete er noch manches, um die neue Erwerbung zu sichern und kehrte von diesem Kampfe zu einem anderen nach Italien zurück.

Denn der Papst hatte indessen weltliche und geistliche Gewalt aufgeboten, ihn zu verderben. Er hatte die aus Deutschland angekommenen Kreuzfahrer verhindert, dem Kaiser zu folgen, den König Johann zum Kampfe gegen den Schwiegersohn ausgerüstet und seine eigenen mit Schlüsseln bezeichneten Soldaten, an welche sich beutegieriges Gesindel anschloß, zur Eroberung von Unter-Italien ausgesandt, während sogleich die Mönche der neuen Orden mit der Verkündigung des Bannes gegen Friedrich wirkten. Allein die Miethlinge zerstoben bei dessen Ankunft und da sich nun der Papst bald selbst überall im Gedränge sah und doch der Kaiser ihn um die Lösung des Bannes bat, zeigte er sich willfährig. Sie kamen persönlich zusammen und schieden versöhnt, 28. August 1230.

Darauf widmete sich Friedrich wieder ganz seinem italienischen Volke, förderte Kunst und Wissenschaft und suchte einen heiteren Lebensgenuß bei seiner Macht und Pracht, die er auch in großen Unternehmungen, nicht blos im Glanze seines Hofes zeigte. Daß er dabei dem Neide und der Verläumdung nicht entging, ist natürlich, zumal er auch mit den Mohamedanern in Freundschaft lebte und die Gebote der Kirche nicht immer treu befolgte.

Der Friede mit dem Papste war nur von kurzer Dauer, von beiden Seiten kamen Klagen und Beschuldigungen, indem Friedrich sein kaiserliches Recht überall geltend machen, der Papst die Städte in ihrer freien Entwickelung schützen und sie dadurch ganz für sich gewinnen wollte. Seine Vermittelung in der Streitsache des Kaisers mit den Lombarden konnte diesem nicht genügen und das Mißtrauen beider wuchs mit jedem Tage.

Die Stedinger.

In Deutschland walteten unterdessen die Fürsten und Großen wie ganz selbständige Herren in ihrem Gebiete, häufig mit den Nachbarn um geringer Dinge willen in Fehden, da Jeder nur nach Vergrößerung seiner Macht und seines Besitzes trachtete und

die Zahl der Freien verminderte sich immer mehr. Die Stedinger hatten sich bisher gegen die benachbarten herrischen Grafen als freie Gemeinde behauptet, die weder Zehenten noch Zins entrichtete. Dies verdroß den Grafen von Oldenburg, er wollte sie unterwerfen und legte deshalb zwei Burgen in ihrem Gebiete an und ließ sie durch deren Besatzungen quälen. Allein die Stedinger zerstörten die Schlösser und befestigten ihr Ländlein so, daß es beinahe unzugänglich ward. Aber was der weltlichen Macht nicht gelang, das bewirkte bald nachher die geistliche. Ein Priester hatte von einer Frau nur einen Groschen als Beichtsold erhalten und gab ihr denselben beim heiligen Abendmahle statt der Hostie in den Mund. Sie brachte, in der Meinung, daß sie die Hostie ihrer Sünden wegen nicht verschlucken könne, denselben nach Hause, ihr Mann erkannte sogleich die wahre Ursache und meldete es den geistlichen Oberen, von welchen er jedoch nur Vorwürfe erhielt. Dies reizte ihn und Andere, sie klagten laut über die Unsittlichkeit der Geistlichen, verlangten Abhülfe und endlich erhob sich ein allgemeiner Aufstand. Jener geldsüchtige Priester wurde erschlagen, die kirchlichen Abgaben verweigert und die auferlegten Bußen verachtet. Jetzt wurde Alles aufgeboten, sie der Kirche zu unterwerfen, zwar lange vergebens, da sich die Landleute heldenmüthig gegen die schwer Bewaffneten wehrten und sie manchen Sieg errangen. Darauf wurde das Kreuz gegen sie wie gegen ruchlose Ketzer gepredigt, die das Christenthum verspotten; bald sahen sie sich von allen Freunden verlassen, während gegen vierzigtausend Bewaffnete, die von den benachbarten Bischöfen aufgeboten waren, in ihr Ländlein strömten: da wurde ihre Kraft gebrochen, ihrer Tausende bedeckten das Schlachtfeld; die Einen entwichen zu den Friesen, die Anderen unterwarfen sich, leisteten der Kirche Buße und wurden aus Freien Lehensleute.

Die heilige Elisabeth.

Auf eine noch ungerechtere Weise war einige Jahre früher Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen, sammt ihren Kindern vertrieben worden. Sie war die Tochter des Ungarnkönigs Andreas II. und kam als Verlobte des Landgrafen Ludwig VI., dem sie schon mit vierzehn Jahren vermählt wurde, früh an den thüringischen Hof. Sie liebte ihren Gatten mit schwärmerischer Hingebung und als sie hörte, er habe das Kreuz genommen, sank sie ohnmächtig dahin, denn ihr ahnete, sie werde ihn nicht wieder sehen. Er zog aus, starb aber schon in Unter-Italien und alsogleich vertrieb sein Bruder Heinrich Raspe, von schlechten Rathgebern und Habsucht verleitet,

die Wittwe mit ihren Kindern, behielt das Erbe für sich und verbot sogar, der Verstoßenen in seinem Gebiete Obdach zu geben. So irrte sie denn hülflos umher und wurde eines Tages von einer Bettlerin, der sie früher oft mit eigener Hand Almosen gereicht hatte, in eine Rinne gestoßen und die Fürstin mußte ihre Kleider selbst waschen. Da wagte es ein Priester, sich der Verlassenen anzunehmen und sie erhielt dann von ihrem Oheim, dem Bischof von Bamberg, mit ihren Kindern anständige Verpflegung. Ihre hohe Demuth und Würde erwarben ihr allgemeine Theilnahme und Bewunderung. Endlich rügte der Schenke Rudolf von Vorgula das ungerechte Verfahren des Landgrafen und beschwor ihn bei Gott, dem Beschützer der Wittwen und Waisen, er möge mild und fürstlich handeln. Dadurch wurde das Herz desselben gerührt, er rief die Vertriebenen zurück, empfing sie herzlich und ward ein redlicher Vormund seines Neffen. Elisabeth lehnte alle Anträge zur Rückkehr nach Ungarn oder Wiedervermählung standhaft ab und lebte auf der Wartburg und dann in Marburg blos frommen Uebungen, wie sie denn vorher schon während ihrer Ehe so andächtig war, daß ihre Kammerfrau sie oft an der Seite des Gemahls in der Nacht schon zum Gebete weckte. In Marburg erbaute sie ein Krankenhaus, leistete den Hülfsbedürftigen die niedrigsten Dienste, unterwarf sich demüthig der Buße und Geißelung, wie ihr Beichtvater Konrad von Marburg ihr vorschrieb. Dort lebte sie in einer eigens für sie errichteten Hütte ohne Dienerin und Begleiterin und ohne die geringste Erinnerung früheren Glanzes und fand ihre größte Seligkeit im Gebete und Bedienen Anderer. Den beständigen geistigen und körperlichen Anstrengungen erlag ihr zarter Körper und sie starb schon im vierundzwanzigsten Jahre (1231), von allen Frommen und Armen als eine Mutter betrauert, selbst als Wunderthäterin gepriesen und von der Kirche schon nach wenigen Jahren heilig gesprochen.

Deutschland gegen das Ketzergericht.

Auf eine weit andere Weise, durch bittere Strenge und einen gewaltsamen Tod, wurde ihr Beichtvater Konrad berühmt. Denn als auf Befehl des Papstes auch in Deutschland die Ketzer aufgesucht und verfolgt wurden und der Erzbischof Dietrich von Trier schon den Scheiterhaufen als wirksamstes Mittel gegen dieselben empfahl, da zeichnete sich vorzüglich Konrad durch seinen Eifer für die Erhaltung der Reinheit der Kirchenlehre aus. Er ward Prediger und mit besonderer Vollmacht zur Untersuchung der Klöster und zur Ausrodung der Ketzerei in Deutschland ausgerüstet und übte sein Amt

mit beispielloser Strenge. Seinem Scharfsinne entgingen Wenige, die in etwas von der kirchlichen Lehre abwichen, ob nun aus Unverstand oder aus Ueberlegung; sein Feuereifer wüthete vorzüglich am Rhein und in Hessen, anfangs gegen Land- und Stadtleute und gegen die Freien oder den niederen Adel, bald auch gegen reiche Ritter und es wurden ihrer Viele verbrannt und ihre Güter zum Besten der Kirche eingezogen. Es traf ihn sogar der Vorwurf, daß er sich nicht selten der Feuerprobe zum Beweise bedient habe, was doch nach den Vorschriften der Kirche schon verboten war; auch das Zeugniß der Ankläger über Abwesende galt ihm als vollgültig. Wer angeklagt war und sich durch den Eid für gereinigt hielt, konnte erst durch ein Gottesurtheil gerettet werden, sonst erlitt er den Feuertod. Wer sich schuldig bekannte und zum Zeichen der Reue und Aussöhnung mit der Kirche sich scheeren ließ, rettete sein Leben, aber selten sein Gewissen, denn er wurde auf alle Weise gezwungen, Mitschuldige zu nennen und so klagte denn oft das Weib den Mann, der Bruder die Schwester, der Knecht den Herrn an.

Darüber entstand allgemeine Angst und Furcht, zugleich aber auch ein allgemeiner Haß gegen Konrad und seine Helfer — einen gewissen Konrad aus Tours und Hans, der nur ein Auge und einen Arm hatte. Aber die Furcht überwog bei Geistlichen und Weltlichen, die Verfolgung dauerte fort und in Goslar ließ der Bischof von Hildesheim sogar seinen Propst verbrennen. Zuletzt wagte sich Konrad mit seinen Anklagen selbst gegen Grafen und Fürsten. Fast zu gleicher Zeit wurden ein Graf Heinrich von Sayn, ein Graf von Solms, ein Graf von Henneberg und eine Gräfin von Loos der Ketzerei beschuldigt. Der Graf von Solms bekannte sich schuldig, um nur sein Leben zu retten; für den Grafen von Sayn konnte sein ganzes Leben und seine Rückkehr von einer erst unternommenen Kreuzfahrt zeugen, doch mußte auch er sich scheeren lassen. Als aber der junge König Heinrich auf dem Reichstage zu Mainz an Jakobi 1233 mit den geistlichen und weltlichen Fürsten erschien, trat der Graf öffentlich als Vertheidiger seiner Sache auf und that seine Unschuld so überzeugend dar, daß die Ankläger und deren Zeugen zurücktraten. Doch Konrad kannte keine Mäßigung und achtete selbst auf die Warnungen der geistlichen Fürsten nicht. Die Entscheidungen über die Angelegenheit des Grafen wurde aufgeschoben, einstweilen ging er gereinigt von dannen und Konrad soll damals, unwillig über diesen Ausgang oder gewarnt, den Entschluß gefaßt haben, sein Leben fortan still in einem Kloster hinzubringen. Als er aber von Mainz nach Marburg zurückkehrte, begleitet von Gerhard, einem Franziskaner, überfielen ihn die Ritter von Dornbach, wahrscheinlich Vasallen des Grafen von Sayn, mit sechs der Ketzerei Angeklagten, welche sich nachmals selbst anklagten, und ermordeten ihn sammt seinem Begleiter (30. Juli 1233).

Die Sache des Grafen wurde sogar bis nach Rom gezogen

und dort vertheidigt. Laut und stark mißbilligte man in Deutschland, daß das Leben eines Menschen von der Aussage eines Ketzers abhänge, manche Einrede gegen die Glaubensuntersuchung wurde erhoben, daß der Papst und die Kardinäle selbst die allzu große Strenge ihres Bevollmächtigten in Hessen zu mildern beschlossen. Als aber dessen Tod gemeldet wurde, wollte der Papst von keiner Milderung wissen; doch als neue Briefe ihm die allgemeine Gährung in Deutschland schilderten, da wich er von seinem Vorhaben, empfahl zwar eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die Ketzer zu richten, dabei aber Gerechtigkeit und Billigkeit walten zu lassen. Im gleichen Sinne lautete der Beschluß des Königs und der Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt in Sachen des Glaubens (Febr. 1234). Der König klagte insbesondere gegen den Bischof von Hildesheim, der gegen die Mörder Konrad's das Kreuz gepredigt hatte. Die Freude über den Tod des Ketzerrichters äußerte sich laut und ein Prälat rieth sogar, man solle den Leichnam desselben ausgraben und selbst als den eines Ketzers verbrennen. Als darauf fünfzig Männer erschienen, welche Konrad im vergangenen Jahre hatte scheeren lassen, unter ihnen auch seine Mörder, die sich nun allen kirchlichen und weltlichen Strafen unterwarfen und unter Thränen und Wehklagen ihre Glaubensreinheit betheuerten, und als darauf auch der Graf von Sayn erschien, um sich ganz zu reinigen: da wurden alle Fürsten gerührt, der Graf wurde wieder in alle Ehren und Würden eingesetzt und verzieh seinen Feinden. Dieser Tag war Ursache, daß das Glaubensgericht, welches in anderen Ländern, namentlich den romanischen Ländern, so furchtbar wüthete, in Deutschland gemäßigt wurde und weniger Unheil brachte.

Friedrich gegen seinen Sohn Heinrich und gegen Mailand.

Bei solchen Wirren vermißte man die Anwesenheit des kräftig waltenden Kaisers um so mehr, als sein Sohn, der König Heinrich, weder Klugheit noch Ansehen genug besaß, um auf die Angelegenheiten mit Erfolg einzuwirken. Er strebte weder nach der Liebe der Fürsten noch des Vaters, erhielt von diesem häufig Vorwürfe und Mahnungen, was er jedoch übel aufnahm und endlich sogar sich offen gegen ihn erklärte und als König zu herrschen verlangte, weil er der Zustimmung des Papstes gewiß zu sein glaubte. Allein die Fürsten blieben dem Kaiser treu, worüber Heinrich heftig zürnte und es ist wahrscheinlich, daß auf seine Veranlassung der Herzog

Ludwig von Bayern auf der Brücke bei Kelheim 1231 von einem Meuchler ermordet wurde, der sogleich nach der That vom Volke zerrissen ward. Dadurch hoffte Heinrich die übrigen Fürsten zu schrecken und auf seine Seite zu bringen. Otto der Erlauchte, des Ermordeten Sohn, mußte ihm sein Söhnlein als Geisel übergeben. Bald suchte der König die Städte durch Ertheilung mancher Rechte und Freiheiten, bald wieder die Fürsten durch Kränkung der Städte zu gewinnen und indem er Alles verwirrte, machte er sich Alle abgeneigt. Da die Deutschen nicht nach seinem Willen thaten, schloß er einen verrätherischen Bund mit den Lombarden gegen seinen eigenen Vater, was diesen um so mehr kränkte, als er eben damals die stolzen Städte zu demüthigen hoffte.

Anfangs glaubte der Kaiser, es habe der Papst den Sohn gegen ihn aufgereizt, als aber Gregor sich selbst offen gegen das widernatürliche Verfahren Heinrich's aussprach und die deutschen Fürsten zur Treue gegen Friedrich ermahnte, brach dieser gegen den Ungehorsamen auf und stand, allen Nachstellungen entgangen, unerwartet auf Deutschlands Boden. Auf einer Versammlung zu Regensburg ward Heinrich der königlichen Würde entsetzt und mußte sich dem Vater auf Gnade oder Ungnade unterwerfen, erhielt jedoch dessen Verzeihung auf billige Bedingungen. Als er aber mit deren Erfüllung zauderte und in seinem Trotze verharrte, ließ ihn der Kaiser auf ein festes Schloß in Italien bringen, worin er bis zu seinem Tode blieb.

Für Friedrich kamen darauf Tage der Freude. Er vermählte sich (20. Juli 1235) zu Worms mit Isabella, der schönen und geistreichen Tochter des Königs von England, mit einer bis dahin nie gesehenen Pracht, ordnete manche wichtige Angelegenheit Deutschlands, gab neue Gesetze zum Gedeihen der Städte und zur Behauptung des Landfriedens, ächtete den ihm widerstrebenden und herrisch waltenden Herzog Friedrich den Streitbaren von Oesterreich und sandte gegen denselben den König von Böhmen und den Herzog von Bayern mit den Bischöfen von Bamberg und Passau. Er selbst richtete sein ganzes Augenmerk auf die Lombardei, wo sich die Städte schon einander bekriegten und hie und da sich Kriegshäuptlinge der Städte bemächtigten und wie Fürsten schalteten. Um so zuversichtlicher erwartete der Kaiser, sie würden sich, durch seine Mäßigung bewogen, wieder unter seine Oberherrlichkeit stellen. Aber die Mailänder widerstanden jedem Versuche der Annäherung und erneueten vielmehr ihren Bund. Vergebens war selbst die Bemühung des Papstes, sie mit dem Kaiser zu versöhnen, vergebens aber auch sein Plan, ihn zu einem neuen Kreuzzuge zu bewegen, wodurch er ihn zu entfernen, in Gefahren zu verwickeln und minder furchtbar zu machen hoffte. Friedrich war entschlossen, das kaiserliche Ansehen in Ober-Italien wieder herzustellen und beide Parteien rüsteten zum entscheidenden Kampfe.

Ehe der Kaiser über die Alpen ging, wählten die deutschen Fürsten seinen Sohn Konrad zum Könige, dann verließ er Deutschland mit einem mächtigen Heere und begann den Krieg gegen die Lombarden mit Glück, sein Sohn führte ihm neue Schaaren nach und es gelang ihm, die Mailänder, welche über einige errungene Vortheile schon siegesstolz der Vorsicht vergaßen, so unvermuthet zu überfallen und zu schlagen, daß sich ihm die meisten Städte unterwarfen. Erschreckt unterhandelte Mailand und bot ihm alles vorhandene Silber und Gold, gelobte ihn als Herrn anzuerkennen, alle Fahnen zu seinen Füßen niederzulegen und zehntausend Mann zum Kreuzzuge zu stellen, wenn er die Stadt schonen wolle. Aber Friedrich verlangte unbedingte Unterwerfung. Auf dieses schwuren die Mailänder, lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als diese schmähliche Bedingung einzugehen.

Jetzt kam Ungewißheit in die Unternehmungen des Kaisers. Sollte er Mailand sogleich angreifen oder Brescia? Er begann die Belagerung dieser Stadt, opferte aber hier vergebens Kraft und Zeit. Seine Unterhandlung mit Genua mißlang, es ergab sich ihm nicht und als er seinen schönen Sohn Enzius mit Adelasia, der Erbin von Sardinien, vermählte und sich König dieser Insel nannte, drohte der Papst gegen diese Anmaßung, weil Sardinien und Korsika der römischen Kirche gehören. Friedrich widersprach und feierte den Palmsonntag (20. März 1239) in Padua unter großen Festen und in der Zuversicht des nahen Sieges. An diesem Tage sprach aber Gregor den Bann über ihn, entband alle Unterthanen von ihrem dem Kaiser geleisteten Eide und verbot den öffentlichen Gottesdienst an allen Orten, wo immer der Kaiser weilen möchte.

Friedrich entgegnete dem Spruche mit heftigen Vorwürfen und mit noch heftigeren antwortete der Papst. In Deutschland wußte der junge König sich und seinem Vater Achtung, Ehre und Thron trotz der Bannbriefe des Papstes zu erhalten und vergebens erging von Rom aus die Mahnung an die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl, vergebens wendete sich der Papst dann auch nach Frankreich: Kein Mächtiger zeigte sich geneigt, mit dem Kaiser um den Thron zu streiten. Friedrich dagegen warb überall Anhänger für sich gegen den Papst, selbst viele Römer, versöhnte sich mit Friedrich dem Streitbaren und ernannte seinen Sohn Enzius zum Statthalter von ganz Italien, damit er selbst ungehindert nach anderen Seiten hin wirken könnte, und so sehr war aller Erwartung auf den Ausgang dieses Streites gerichtet, daß man einer anderen Gefahr nicht achtete, die ganz Europa mit Verderben bedrohte.

Einbruch der Mongolen.

Aus Mittel-Asien war eine ungeheure Völkerfluth — die Mongolen — aufgebrochen und hatte unter der Anführung des Dschingis-Chan die kleinen Völkerschaften mit sich fortgerissen, dann auch die Russen besiegt, das feste Moskau erobert und sich in den Steppen Polens gelagert. Bald aber drangen sie in Schlesien ein, verbrannten Breslau und verbreiteten Schrecken und Verwüstung weit umher. In Deutschland fehlte zum kräftigen allgemeinen Widerstande die Einheit, der Kaiser war in Italien, der junge König ohnmächtig: da schaarten sich Freiwillige aus verschiedenen Gauen zusammen und zogen dem Herzoge Heinrich von Nieder-Schlesien zu Hülfe, dessen Gebiet zunächst bedroht war. Mit ihm vereinigten sich die Ritter des deutschen Ordens und andere Edle mit ihren Leuten. Bei Liegnitz kam es zur Schlacht gegen die wilden Horden, 1241, der Herzog fiel und Tausende von Deutschen mit ihm, Sachsen erschrak und bot, wie in alten Zeiten Alles zum Heerbanne, so jetzt zum heiligen Kampfe gegen die Barbaren auf. Diese aber wagten es nicht, weiter in Deutschland vorzudringen, sondern wendeten sich nach Ungarn, wo sie furchtbar hauseten. Doch ungehört verschollen die Klagen des Königs Bela und sein Hülferuf, Papst und Kaiser beschuldigten einander als Ursache des Unglücks der christlichen Völker und setzten ihren eigenen Streit fort.

Endlich entschloß sich der Papst, den Kaiser mit dessen eigenen Waffen anzugreifen und zu schlagen und er berief jetzt eine Kirchenversammlung, auf deren Ausspruch Friedrich schon mehrmals sich berufen hatte. Allein nun eiferte dieser dagegen, weil er wohl erkannte, der Papst würde auf derselben Alles durchsetzen und suchte deshalb durch Mahn- und Drohbriefe die Geistlichen vom Besuche derselben abzuhalten, denn nimmermehr könne er zugeben, daß der Papst mit den Bischöfen über die Angelegenheiten der Könige entscheide, welche keinem irdischen Gerichte unterworfen seien. Als dessen ungeachtet viele Prälaten aus England, Frankreich und Italien sich in Genua unter starker Bedeckung einschifften, überfiel die Flotte des Kaisers die genuesischen Schiffe, versenkte und nahm deren mehrere und viele Prälaten wurden gefangen. Das Glück Friedrich's stieg, der greise Papst starb wenige Monate darauf, 1241, 21. August.

Friedrich's des Zweiten letzte Kämpfe.

Nach langem Zwiste wählten die Kardinäle zum Papst Cölestin IV. und nach dessen schnell erfolgtem Tode am 24. Juni 1243 Innocenz IV., der bisher als Kardinal allgemein als Freund des Kaisers bekannt war. Aber Friedrich äußerte: „Ich fürchte einen Freund unter den Kardinälen verloren zu haben und ihn als einen mir feindlichen Papst wieder zu finden.“ Er begann alsogleich die Unterhandlungen wegen seiner Aussöhnung mit der Kirche und der Papst schien dazu geneigt, bei einer persönlichen Zusammenkunft wollten sie sich über die einzelnen noch streitigen Punkte vereinigen. In vollem Vertrauen darauf ließ Friedrich Rom weniger streng einschließen, dies benutzte der Papst und entfloh nach Genua, von da nach Lyon und rief dahin alle Könige, Fürsten und Prälaten zur Berathung über die Lage des heiligen Landes, die Mongolen, den Kaiser und die Kirche. Indessen schaltete er nach Willkür, vergab die Kirchenpfründen an seine Italiener, erpreßte Geld auf alle Weise und richtete einen Hofstaat ein gleich einem morgenländischen Herrscher, wodurch seine Bedürfnisse und Forderungen sich natürlich steigerten und er gezwungen war, alle christlichen Völker zu besteuern. Als die Könige von England und Frankreich sich weigerten, zur ausgeschriebenen Versammlung zu kommen, sprach der der Papst erzürnt: Nun wohl, wir müssen uns mit dem Kaiser, dem Drachen, vergleichen oder ihn zertreten, dann werden wir diese kleinen Schlangen, diese widerspenstigen Königlein leicht bändigen.

Die Versammlung ward eröffnet und an der Spitze der kaiserlichen Gesandten vertheidigte Thaddäus von Suessa seinen Herrn in feuriger Rede mit überzeugenden Gründen und zeigte dessen aufrichtigen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen. Da der Papst in diesem Anerbieten nur List sah und den Kaiser des Meineides, des Friedensbruches, der Ketzerei und des Kirchenraubes beschuldigte, erbat sich derselbe eine Frist, damit der Kaiser selbst komme und sich vertheidigte. Auf dies rief der Papst erschrocken aus: „Nein, nimmermehr! ich fürchte seine Schlingen, denen ich mit Mühe entgangen bin. Wenn er kommt, gehe ich.“ Auf das Drängen der Gesandten der Könige von England und Frankreich, daß man den Gegner doch hören müsse, willfahrte Innocenz scheinbar, gewährte aber nur zwölf Tage Frist, innerhalb welcher in jener Zeit Friedrich kaum die Nachricht erhalten, vielweniger selbst erscheinen konnte. Und nach Verlauf jener Frist sprach der Papst den Bann über Friedrich, entsetzte ihn aller Ehren und Würden, und gebot den deutschen Fürsten, ihn zu verwerfen und sogleich einen anderen König zu wählen; wegen des sicilischen Reiches werde er selbst nach dem Rathe der Kardinäle das Nöthige verfügen.

Laut klagte der Kaiser allen Fürsten und Völkern über dies ungerechte Verfahren, wie der Papst zugleich Ankläger und Zeuge und Richter gewesen, und flehte ihre Hülfe an, denn das herrliche und gewaltige Kaiserthum sei erniedrigt und zum Spott eines übermüthigen Priesters geworden. Innocenz aber entgegnete im Gefühle seiner Weltherrschaft, wie er Macht habe die Könige zu richten, denn Jesus habe nicht blos eine priesterliche, sondern eine königliche Macht gegründet und dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern die Zügel des himmlischen und irdischen Reiches gegeben. Damit war endlich das Streben der Päpste nach einem Chalifate offen ausgesprochen.

Von jetzt an war keine Ausgleichung mehr möglich. Jeder bot Alles auf, seinen Gegner zu verderben und der Kampf wurde von ihren Anhängern mit Schwert und Wort, vorzüglich in Deutschland gekämpft. In der allgemeinen Verwirrung verloren Viele die Zuversicht zu sich selbst, denn die Treue galt für Verrath, das Recht als Unrecht, Eigennutz und persönlicher Haß wurden durch des Papstes Mahnungen gesteigert, italienische Edle verschworen sich, den Kaiser zu ermorden, wurden entdeckt und grausam bestraft, dann beschuldigte auch der Papst den Kaiser des Mordversuches, vergebens legte Friedrich einigen frommen Bischöfen sein Glaubensbekenntniß ab, um sich vom Verdachte der Ketzerei zu reinigen, der Papst schalt es Lügenwerk und tadelte jene Bischöfe, daß sie mit Friedrich verkehrt hätten. Alle Vermittelungsversuche der Könige von England und Frankreich scheiterten an seinem Starrsinn.

In Deutschland blieben die Mahnungen des Papstes an die Fürsten lange Zeit ohne Erfolg, endlich zeigten sich ihm zuerst die geistlichen willfährig und wollten, daß sich der Herzog Otto von Bayern mit ihnen verbinde, der aber blieb dem Kaiser treu. Darauf wendeten sie sich an den Landgrafen Heinrich Raspe, der durch sein hartes Verfahren gegen die heilige Elisabeth übelbekannt und überdies im Verdachte war, er habe seinen Neffen Hermann vergiftet, um dessen Land zu bekommen. Und der Landgraf, obgleich schon alt und kinderlos, ließ sich von den geistlichen Fürsten zum Könige wählen, die Weltlichen aber verachteten ihn und nannten ihn nur den Pfaffenkönig. Der Papst freute sich über die Wahl, sandte ihm Geld und ließ selbst einen Kreuzzug gegen den Kaiser predigen.

Noch suchte der König Konrad seines Vaters und Hauses Rechte zu wahren und begegnete dem Feinde in offener Schlacht, schon siegte er: da verlassen ihn mitten im Kampfe treulos zwei schwäbische Grafen, welchen der Papst als Preis ihres Verrathes das Herzogthum Schwaben versprochen hatte, und er ward geschlagen. Darauf huldigten dem Gegenkönige mehrere Edle, dann selbst Fürsten, weil in der allgemeinen Verwirrung Jeder vom Reichsgute zu gewinnen hoffte, das Heinrich ungescheut und ungemessen verschleuderte. Das Ansehen und die Macht Konrad's stützte

sich nur auf Süddeutschland, und insbesondere auf die Treue des Bayern-Herzogs, der ihm selbst seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin gab. Auch die meisten Reichsstädte blieben dem Staufer treu ergeben, zumal sie fürchten mußten, bei dem Falle des Kaiserthums in die Gewalt der geistlichen oder weltlichen Fürsten und unter harten Druck zu kommen. Als Heinrich es doch wagte, gegen Süddeutschland vorzubringen, wurde er von Konrad bei Ulm überrascht, geschlagen und verwundet, und starb bald danach auf der Wartburg, 17. Februar, 1247.

Alsobald sandte der Papst einen Kardinal nach Deutschland, daß er in seinem Sinne und mit voller Macht nach seinem Gutdünken erbaue, ausrode und zerstöre — Alles zum Verderben der Staufer! Und es wurden zur Annahme der deutschen Krone Heinrich von Geldern, Richard von Kornwall, Heinrich der Herzog von Brabant, ja selbst der König Hakun von Norwegen beschickt; aber sie schlugen die einst hochherrliche Krone von Deutschland aus. Als man es darauf versuchte, den König Konrad selbst gegen seinen eigenen Vater aufzureizen, entgegnete er: „Wahrlich, um euch Verräthern zu gefallen, werde ich meinem Vater und mir selbst nicht untreu werden.“ Endlich nahm der Graf Wilhelm von Holland die vom Papst oft ausgebotene Krone an, die drei Erzbischöfe am Rhein krönten und salbten ihn, worüber sie von den weltlichen Fürsten heftige Vorwürfe erhielten, daß sie, ihrer Ehre und des Reiches vergessend, wieder einen Pfaffen-König gemacht hätten. Und der unselige Zwist dauerte fort.

Indessen erschöpfte sich allmälig die Kraft des Kaisers in Italien, und was er auf der einen Seite gewann, ging auf einer andern wieder verloren. Nach dem kinderlosen Tode Friedrich's des Streitbaren zog er Oesterreich und Steiermark für sich und das Reich ein, aber bald drang das Unglück mit Uebermacht auf ihn ein. Sein Sohn Enzius wurde von den Bolognesern gefangen, und vergebens erbot sich der gebeugte Vater, einen silbernen Ring um die Mauern von Bologna als Lösegeld für die Freilassung seines Lieblings machen zu lassen, den selbst die Feinde wegen seiner Schönheit und Tapferkeit bewunderten. Der vierundzwanzigjährige Fürst sollte für immer gefangen bleiben. Den Schmerz des Kaisers vermehrte bald darauf die Untreue seines Kanzlers, Peter de Vineis, den er aus dem niedrigsten Stande emporgehoben hatte, und der ihn an den Papst verrathen oder sogar vergiften wollte. Der Unglückliche tödtete sich im Gefängnisse.

So großen und vielen Leiden erlag der Kaiser mitten in seinen Entwürfen, unbesiegt, 13. Dezember 1250, zu Palermo, nachdem er seine Sünden gebeichtet und vom Erzbischofe das heilige Abendmahl empfangen hatte.

Konrad der Vierte und Konradin.

Als der Papst den Tod seines Gegner's vernahm, schrieb er in offenen Briefen: „Jauchzen möge die Erde und der Himmel frohlocken, daß der Herr seine Kirche gerettet hat!“ Und er sandte an die Deutschen und forderte sie unter Androhung der härtesten Kirchenstrafen zum Abfalle vom Könige Konrad auf, Mönche predigten das Kreuz gegen den Staufer und Jedem wurde sogar das heilige Abendmahl verweigert, wenn er nicht vorher demselben abschwur. Nur Wenige wagten es, ihm noch die Treue zu bewahren, der Sturz des ehemals so mächtigen Geschlechtes war den Meisten erwünscht, weil der Papst offen erklärte, er werde dem Konrad nicht blos die Krone, sondern auch alle Güter und Rechte in Schwaben nehmen. Da hoffte Jeder der Großen, einen Theil der Beute zu bekommen.

Bald sah sich Konrad überall von Feinden umgeben und sein Leben bedroht. Als er sich den Bischof Albert von Regensburg nach langem Zwiste versöhnt glaubte und in der ihm getreuen Stadt im Stifte St. Emmeram seine Wohnung nahm, ließ ihn der Bischof während der Nacht von Meuchlern überfallen. Diesen unbewußt war jedoch zu den wenigen Begleitern des Königs noch spät am Abend Friedrich von Evesheim gekommen. Der rettete den König, indem er sich in dessen Bett legte und den Tod litt, während Konrad sich versteckt hielt, bis er am Morgen die Bürger herbeirief. Der Bischof war entflohen.

Der Gegenkönig Wilhelm erklärte den Staufer des Herzogthums Schwaben und dessen Freunde ihrer Lehen für verlustig und der Papst bestätigte diesen Spruch und entsetzte den Erzbischof von Mainz, weil er sich weigerte, den Gegenkönig zu unterstützen. Doch gab diesem des Papstes Wort weder Macht noch Ansehen, die Fürsten verachteten ihn, zumal er das Reichsgut nach allen Seiten hin zersplitterte, der Erzbischof von Köln ließ in einer Nacht sogar das Haus anzünden, worin Wilhelm ruhte, und als es einst in der Hauptkirche zu Utrecht zum Kampfe kam, traf ihn ein Steinwurf. Bei der Ohnmacht der beiden Könige wuchs die Willkür der Großen.

Als nun Konrad erkannte, er vermöge in Deutschland nichts mehr, übertrug er seinem Schwiegervater, dem Herzoge Otto von Bayern, die Sorge für seine Gemahlin und Güter und ging nach Italien, wo sein Halbbruder, der liebenswürdige tapfere Manfred, das Ansehen der Staufer noch aufrecht hielt und geneigt war, dem Papste so viel nur in Ehren möglich, zu willfahren, um wenigstens das Erbreich zu behalten. Da derselbe jedoch das Unmögliche verlangte, verwarf er die ihm gestellten Bedingungen und war ent-

schlossen, mit seinem heraneilenden Bruder Konrad die Ehre ihres Hauses bis zum Tode zu vertheidigen. Erzürnt über diesen Widerstand verwarf der Papst im Namen der Kirche die Staufer für immer und betrug sich ganz als Herr des sicilischen Reiches, dessen Krone er jetzt an Fremde ausbot. Doch die beiden Brüder behaupteten das väterliche Erbe. Da starben schnell nach einander die beiden Neffen Konrad's, die Söhne seines ältesten, einst verstoßenen Bruders, dann sein jüngster Bruder, und darauf er selbst, 21. Mai 1254. Sein zweijähriges Söhnlein, nach ihm Konrad genannt, hatte er nie gesehen, es war ihm erst nach seiner Abreise aus Deutschland geboren.

Manfred setzte unter wechselndem Glücke den Kampf fort und gewann endlich ganz Sicilien und ward am 11. August 1258 in Palermo feierlich gekrönt. Aber er wurde der Krone nicht froh. Auch die Nachfolger des Papstes Innocenz IV., der am 13. Dezember 1254 gestorben war, verfolgten ihn mit demselben Hasse und das sicilische Reich ward von Neuem ausgeboten und Karl von Anjou, der Bruder des Königs von Frankreich, Ludwig's des Heiligen, nahm es als Lehen des Papstes, und drang mit französischen Söldnerschaaren nach Italien vor und erfüllte auf dem Wege Alles mit Raub und Mord, bis gegen Unter-Italien hinab. Hier stellte sich ihm Manfred entgegen. Es galt den letzten Kampf. Treulos verließen ihn die Italiener, da suchte und fand er den Tod mitten im Schlachtgewühl, 26. Februar 1266. Seine Gemahlin und Söhne wurden an Karl ausgeliefert, die Mutter starb bald, die Söhne blieben ihr Leben lang gefangen.

Der junge Konrad, gewöhnlich Konradin genannt, wuchs indessen am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern und dann, als sich seine Mutter mit dem Grafen Mainhard von Tirol verheirathete, unter der Pflege des Bischofs Eberhard von Konstanz heran, reich an Hoffnung und an Liedern, arm an Macht und ohne Aussicht, in Deutschland je zu Ansehen zu gelangen, da der Papst die Fürsten von jedem Versuche zu Gunsten des Jünglings abschreckte. Deshalb richtete er seine Augen auf das ihm gebührende Erbreich in Italien, und als von dorther die Einladung an ihn erging, er möge kommen und die Tyrannei der Franzosen brechen und sein rechtmäßiges Erbe in Besitz nehmen, achtete er der Warnungen seiner Mutter und Freunde nicht und beschloß den Zug. Er verkaufte oder verpfändete die noch übrigen Güter seines Hauses an den Herzog Ludwig, sammelte mit dem Gelde ein Heer und brach mit seinem Freunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oesterreich (der Nichte Friedrich's des Streitbaren), welcher von dem Könige Ottokar von Böhmen auch aus seinem Erbe verdrängt war, im Herbste 1267 nach Italien auf. Alles versprach anfangs einen glücklichen Erfolg, Karl von Anjou und der Papst Clemens IV.

erschraken, Rom öffnete dem Konradin die Thore und empfing ihn mit kaiserlichen Ehren, der Papst hatte sich nach Viterbo geflüchtet. Als er aber an dessen Mauern die Deutschen und an ihrer Spitze die beiden fürstlichen Jünglinge vorbeiziehen sah, sagte er weissagend, da er Land und Leute von Italien wohl kannte: „Des Knaben Größe wird vergehen wie Rauch! Er zieht nach Apulien zur Schlachtbank!"

Konradin freute sich bei dem Anblicke des herrlichen Landes, seines Erbes, und vergaß darüber manche Vorsichtsmaßregel gegen Karl von Anjou, der mit einem Heere ihm entgegen zog. Bei Skurkola und Tagliakozzo trafen sie auf einander. Vom heftigen Andrang Konradin's und seiner Deutschen erschüttert und geschlagen, wichen die Franzosen überall zurück und selbst das Lager Karl's fiel in die Gewalt der Sieger. Sorglos theilten sie schon die gewonnenen Schätze und überließen sich der Freude. Da stürzte Karl's Hinterhalt auf sie ein und unwiederbringlich ging der erkämpfte Sieg verloren. Nach langem, vergeblichem Widerstand floh Konradin mit seinem Freunde Friedrich dem Meere zu und schon waren sie zur See und hofften Sicilien zu errreichen, als Johannes Franzipani, Herr von Astura, die Flüchtlinge, welche ihm vornehme Männer schienen, einholen ließ. Bald erkannte er sie und, uneingedenk der vielen Wohlthaten, mit welchen sein Geschlecht vom Kaiser Friedrich II. war überhäuft worden, lieferte er sie für Geld und Gut ihren Verfolgern aus.

Unter Spott und Hohn wurde der Staufer in die Hauptstadt seines Erbreiches eingeführt, und als Frevler gegen die Kirche, als Empörer und Hochverräther angeklagt. Selbst die Richter, welche Karl gerufen, erschraken über solche Beschuldigung und vertheidigten den fürstlichen Jüngling, der im guten Glauben und Vertrauen auf sein Recht in das Land gekommen war und sie alle, bis auf Einen, sprachen ihn und seine Gefährten frei. Aber Karl verhängte eigenmächtig den Tod über alle Gefangene und am 29. Okt. 1268 fiel das Haupt Konradin's und das seiner Freunde durch Henkers Hand.

Als der König Enzius in seinem Gefängnisse dies traurige Schicksal vernahm, strebte er noch heftiger als je vorher nach Freiheit, und glaubte sich berufen, das gebeugte Geschlecht der Staufer zu neuem Glanze zu erheben. Da er einsah, weder Gewalt noch Versprechen könnten ihn befreien, vertraute er der List. Er gewann seinen geistreichen, liederkundigen Gesellschafter und Freund, Pietro Asinelli, und dieser einen Küfer, der den Wein in das Gefängniß lieferte und selbst das volle Faß, als ein großer starker Mann, leicht auf der Schulter trug. In das leere Faß verbarg sich der Verabredung gemäß Enzius, der Küfer schwang es wie ein leeres empor und trug es vor den Wachen vorüber und alle Thore glücklich hindurch, schon sah er die zur Flucht bereit stehenden

Pferde, da bemerkte ein vorübergehender Soldat aus dem Spundloche des Fasses eine blonde Locke heraushängen und rief voll Verwunderung: „Diese Locke kann nur dem Enzius gehören!“ Schnell eilten andere herbei, der Küfer wurde angehalten, der Verborgene war entdeckt und mußte in sein Gefängniß zurückkehren. Von nun an wurde er strenger bewacht, Gram und Schmerz über sein und seines Hauses Schicksal zehrte an seinem Leben und er starb am 14. März 1272, nachdem er beinahe dreiundzwanzig Jahre gefangen war. Mit ihm erlosch das Geschlecht der einst so mächtigen und hochberühmten Staufer.

Neuntes Buch.

Landeshoheit, Ritterthum und Minnegesang.

Das Zwischenreich.

Nach dem Tode Konrads IV. huldigten die kleineren Reichsstädte dem Grafen Wilhelm von Holland als deutschem Könige; aber die Fürsten walteten in eigener Herrlichkeit fort und so wenig geachtet war die Macht desselben, daß ein Ritter es wagte, die Gemahlin des Königs sammt ihrer Begleitung gefangen zu nehmen und zu halten, bis der Rheinpfalzgraf Ludwig, in Verbindung mit Edlen und Bürgern von Mainz, Worms und Oppenheim sie befreite. Bald darauf wurde Wilhelm von einigen Friesen erschlagen, als er zum Kampfe gegen sie auszog und im Eise einbrach, 25. Januar 1256. Und damals verlangte keiner der deutschen Fürsten nach der erledigten, einst hochherrlichen Krone, das Reich schien sich völlig aufzulösen, jeder that was er wollte und konnte, die Mächtigen suchten sich in ihrer Macht zu behaupten und zu vergrößern, die Kleineren sich durch Bündnisse zu schützen, Einzelne sich durch Raub und Mord zu bereichern, Fürsten und Herren errichteten Zölle in ihrem Gebiete und beschwerten das arme Volk auf jede Weise. Es herrschte die Gewalt und es war die Zeit des Faustrechts.

Solchem Drucke zu wehren, verbanden sich zu gegenseitigem Schutze an sechszig Städte am Rhein und der Umgegend, der Rheinpfalzgraf trat in ihren Bund, dann thaten sie die ungerechten Zölle ab, zerstörten die Raubschlösser, vertrieben die Mörder und Straßen-

räuber, sorgten für den Landfrieden, schirmten das Reichsgut und gelobten, nur Den als König anzuerkennen, der von den Wahlfürsten einmüthig erkoren wäre. Aber ein ganzes Jahr verging rathlos. Da bewarb sich der König Heinrich von England für seinen Bruder Richard von Cornwallis um die deutsche Krone, denn er hoffte dann auch den Beistand der deutschen Fürsten in seinem Kriege gegen Frankreich zu erhalten. Und sie ließen sich durch Geldspenden und Versprechen gewinnen und es erwählten die beiden Wittelsbacher Brüder Ludwig und Heinrich, Herzoge von Bayern und mit ihnen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, den Richard, der Erzbischof von Trier aber mit dem Herzoge von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg, wahrscheinlich unter Frankreichs Einflusse, den König Alfons von Castilien, 1257. Dieser nahm die Krone an, erschien jedoch niemals in Deutschland, Richard kam und ward in Aachen gekrönt, zog dann am Rhein umher und bestätigte den Städten ihre alten Freiheiten, allein seine Wirksamkeit bestand nur in Erkaufungen und Vermittelungen und ob er gleich fünfzehn Jahre lang den Namen eines deutschen Königs trug, brachte er doch kaum vier Jahre in Deutschland zu und wurde ebenso wenig wie Alfons vom päpstlichen Hofe anerkannt. Deshalb änderte auch sein Tod eigentlich nichts, 1272, und die Verhältnisse Deutschlands blieben wie zuvor. Die Fürsten hatten bereits die königlichen Rechte — die Landeshoheit — errungen.

Landeshoheit der Fürsten.

Seitdem Friedrich der Rothbart dem Herzoge von Oesterreich die volle Selbständigkeit als eines gebietenden Landesherrn gewährt hatte, strebten alle deutschen Fürsten, geistliche und weltliche, dieselben Rechte zu erlangen. Einzelnen hatten ja schon die Kaiser aus dem sächsischen Hause einzelne, sonst nur den Königen zukommende Rechte verliehen, und die Staufer billigten dann Anderen dasselbe, anfangs nur aus Gunst und als Lehen; aber die Fürsten wußten das Gewährte bald als volles Erbeigenthum zu behaupten, übten die höchste Gewalt über ihre Städte und Unterthanen und suchten dieselbe auch über alle in ihrem Bezirke gelegenen, wenn auch nicht ihnen gehörigen, Güter auszudehnen und alle Grafenrechte unter sich zu vereinigen. Die Kaiser waren in Italien in mancherlei Kämpfe verwickelt und indem sie, nach einer unmöglichen Weltherrschaft oder nach der Wiederherstellung des römischen Kaiserthums strebend, ihre und des deutschen Volkes Kraft opferten, konnten die deutschen Fürsten in ihrem Gebiete wahrhaft Königsmacht erringen, und die sich früher

nur Herzoge und Grafen in einem Bezirke nannten und waren, galten nun als wahre Herren von diesem Lande.

Vorzüglich gewannen die Geistlichen, und der Bischof von Würzburg, der viele Grafschaften des Herzogthums Franken an sich gebracht hatte, nannte sich geradezu Herzog von Franken und fügte in seinem Wappen zum Krummstab, dem Sinnbilde des geistlichen Hirtenamtes, auch das Schwert zum Zeichen der obersten Gerichtspflege, die sonst nur dem Könige zustand.

Zur Ausbildung und Befestigung der fürstlichen Landeshoheit trug Vieles bei die schöne Sitte der Deutschen, die Streitsachen durch ebenbürtige Genossen — Schiedsrichter — friedlich zu schlichten oder auszutragen. Da nun der König meist fern und seine Entscheidung dann unwirksam war, wählten die Streitenden häufig einen geistlichen oder weltlichen Fürsten zum Schiedsmann oder Vermittler. Wo wollten auch Kläger und Beklagte sonst ihr Recht suchen, wenn anders nicht immer das Schwert entscheiden sollte?

Den Schlußstein jedoch aller Erwerbungen zur Gründung der Landeshoheit setzte erst die Erblichkeit des Amtes und der Lehen und diese Erblichkeit wurde bald ausdrücklich, bald stillschweigend gewährt. Damit war der Fürst eigentlich unabhängig vom Könige geworden und durfte nur von seines Gleichen gerichtet werden, die in einem natürlichen Bund zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit vereinigt waren.

Wären diese Entäußerungen der Krone den ursprünglichen deutschen Herzogen zugefallen, so würden diese wieder die ihnen gebührenden Rechte erlangt und in Deutschland sich von Neuem die vier Stammherzogthümer gebildet haben; aber von den Staufern waren diese alten Herzogthümer in viele kleine Fürstenthümer zersplittert, deren jedes in gesonderten Rechten für sich bestand. Alle diese Fürsten und Herren, geistliche und weltliche, hielten nun gleich den Königen ihren Hofstaat mit Schenken, Kämmerern, Truchsessen und Marschällen, führten Kriege gegen einander oder gegen Auswärtige und schlossen Frieden und Verträge nach Gutdünken. Nicht mehr vom Könige, sondern vom Fürsten erwartete der Edle und Freie Schutz und Gericht, begab sich an des Fürsten Hof und ward Dienstmann, erhöhte dadurch aber seinen Glanz und vermehrte seine Einkünfte.

Am meisten Ansehen und Macht besaßen die geistlichen Fürsten, insbesondere die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, dann die von Magdeburg, Salzburg und Bremen mit den ihnen untergeordneten dreißig Bischöfen. Sie alle waren Landesherren geworden und übten bereits alle Königsrechte, nahmen von den ihnen untergebenen Kirchen Steuern, verliehen an Klöster den Zehnten und andere Rechte, rundeten ihr Gebiet durch Tausch und Ankauf naheliegender Güter allmälig ab und suchten mit geistlichen und weltlichen Strafen ihre Feinde abzuwehren. Die meisten walteten

friedlich, gründeten neue Kirchen und Klöster, stifteten Messen und drückten ihre Unterthanen nicht, weshalb das Jahrhunderte lang dauernde Sprichwort galt: „Unterm Krummstab ist gut wohnen.“

Des Deutschherren-Ordens Macht.

Alle einzelnen geistlichen Herrschaften aber übertraf bald an Ausdehnung das Gebiet des Deutschherren-Ordens an der Ostsee. Auch hierher war das Christenthum schon früh gedrungen, aber nicht geliebt, da es mit den Eroberern kam und mit dem Schwerte verkündet wurde, weswegen denn auch der Sprengel der Bischöfe von Livland ganz klein war. Die Kreuzzüge weckten den Eifer des Bischofs Albert und dieser, aus einem edlen deutschen Geschlechte, veranlaßte durch seine Begeisterung und seine großen Verbindungen in Deutschland einen Kreuzzug nach jenen Gegenden, erbaute die Stadt Riga, gab das eroberte Land als Lehen an Deutsche und legte auf diese Weise dort den Grund zu deutscher Herrschaft und Bildung. Bald strömten neue Krieger nach und der umsichtige Albert gründete dann nach dem Beispiele der Ritter-Orden den Orden der Schwert-Brüder und überließ ihnen den dritten Theil aller Eroberungen. Und es verbreiteten sich darauf deutsche Ansiedler über Pommern, Livland, Kurland, Esthland, Lithauen, Semgallen und einen Theil Rußlands, Städte, Burgen und Dörfer entstanden, das Christenthum siegte über das Heidenthum und der Kaiser verlieh dem unternehmenden Bischof Livland als freies Fürstenthum.

Nur die Preußen widersetzten sich heldenkühn den deutschen Eroberern und dem Christenthume und alle Versuche gegen sie waren vergebens. Da unternahm es der Cisterzienser-Mönch Christian aus dem Kloster Oliva unweit Danzig, diese wilden Heiden dem Christenthum und der Sitte zuzuführen, er wählte das Kulmische Gebiet unter dem Schutze des Herzogs von Masovien zum Ausgangspunkte seiner Wirksamkeit im Jahre 1209, und sein frommer Eifer war von glücklichem Erfolg. Als aber der Herzog die neubekehrten Preußen unter sein hartes Joch beugen wollte, unter dem schon die Polen seufzten, da widersetzte sich ihm Christian standhaft, brachte die Sache an den Papst Innocenz III. und dieser entschied: Preußen solle als ein neuer christlicher Staat für sich und nicht unter polnischer Herrschaft stehen, und Christian wurde von ihm als Bischof von Preußen aufgestellt. Dies veranlaßte zwei preußische Fürsten, ihm, ihrem Bischofe, aus Dankbarkeit die Herrschaft über Lansanien und Löbau abzutreten und Innocenz bestätigte die Schenkung. Mit der Ausbreitung des Christenthums wuchs die geistliche und weltliche

Macht des Bischofs und so bildete sich denn ein neues deutsches Fürstbisthum, in welchem nur der Wille des Bischofs Geltung haben und dessen Gebiet in der Folge das ganze bekehrte Preußen umfassen sollte.

Allein dieses Ziel war noch weit entfernt. Christian fuhr jedoch unermüdet fort zu lehren und da in Preußen die barbarische Sitte herrschte, die meisten Kinder weiblichen Geschlechtes nach der Geburt zu ermorden, so kaufte er ihrer viele den Eltern ab und ließ sie im Christenthum erziehen, er gründete Schulen, um darin preußische Knaben zu unterrichten und sie zu Glaubenspredigern unter ihrem Volke heranzubilden. Zum Lohn erhielt er im Jahre 1218 vom Papste Honorius III. die Vollmacht, Preußen in Kirchensprengel einzutheilen und selbst Bischöfe zu weihen und einzusetzen. Um das Werk noch mehr zu fördern, ermahnte der Papst alle Gläubigen zur Unterstützung des Bischofs Christian durch Geldbeiträge und durch Waffen, und es sammelten sich alsobald mehrere Schaaren Kreuzfahrer, die zum heiligen Kampfe gegen Preußen auszogen.

Der Herzog Konrad von Masovien aber wollte mit ihrer Hülfe das heidnische Volk unterjochen und unter seine Herrschaft bringen und verlangte vom Papste den Beistand des Deutschherren-Ordens und schenkte diesem das Kulmische Gebiet, ungeachtet er es früher schon an Christian abgetreten hatte. Als die Abgesandten des Deutschmeisters kamen, um das dem Orden zugehörige Land in Besitz zu nehmen, entdeckte ihnen Christian den Betrug, zeigte sich jedoch geneigt, ihnen dasselbe unter seiner Oberhoheit zu überlassen. Während sie zu ihrem Ordensmeister zurückkehrten, gründete Christian, weil die Gefahr vor den heidnischen Preußen immer nahe, die Hülfe vom Deutschherren-Orden aber noch ferne war, einen neuen kriegerischen Orden zu Dobrin nach dem Beispiele des Bischofes Albert von Riga, daß er zunächst zum Schutze der Getauften und weiter zur Unterwerfung der Heiden dienen und völlig von ihm, seinem Stifter und Fürstbischofe, abhängig und die Eroberung Preußens das unverrückbare Ziel sein sollte.

Indessen trachtete der Deutschmeister Hermann von Salza auf alle Weise und unter allen Bedingungen, die Christian machen möchte, in den Besitz des Kulmer Landes zu gelangen und mit der Eroberung Preußens zu beginnen. Zeit und Umstände würden das Weitere für seinen Orden thun. Aber auch Konrad von Masovien wollte diesen Orden zu seinem Bundesgenossen haben und durch ihn Preußen gewinnen. In dieser Bedrängniß schloß Christian einen Vertrag mit dem deutschen Orden, der nahm das Kulmische von ihm als Lehen und versprach dagegen, ihm Preußen zu erobern, 1230.

Allein schon im folgenden Jahre änderten sich die Verhältnisse. Die christlichen Preußen wurden von den heidnischen überfallen und Christian von ihnen gefangen fortgeführt. Der Deutschherren-Orden

that nichts für die Befreiung des Heldenbischofs, benützte vielmehr dessen Unglück und ließ sich vom Papste Gregor IX., der die früheren Verträge nicht kannte, ganz Preußen als päpstliches Lehen schenken. Dann zwang er die Bekehrten, ihm zu huldigen, bestimmte als Landesherr die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse der Hauptstadt Kulm und des ganzen Landes, der von Christian gestiftete Orden mußte sich mit ihm vereinigen und es ward auf diese Weise die Oberherrschaft des deutschen Ordens in Preußen gegründet.

Als Christian nach neun Jahren aus der Gefangenschaft zurückkehrte, wurde er wie ein Eindringling behandelt. Vergebens waren seine Klagen bei dem Papste und seine Bitte um Wiedereinsetzung in seine Rechte. Endlich erfolgte der Spruch und er erhielt ein Drittel des Landes, der Orden aber zwei, 1242. Mit Undank belohnt, selbst vom Papste verkannt, starb Christian, der Apostel Preußens. Sein Nachfolger, Albert, der Erzbischof von Preußen und Livland, versuchte es zwar, den Orden in die ihm gebührenden Schranken zurückzudrängen, es gelang ihm jedoch nicht, er mußte seinen Sitz in Riga nehmen und der Orden ruhte nicht eher, als bis er sein Ziel erreicht hatte: Bischöfe und Priester wurden von ihm gesetzt, er hatte sein eigenes Kirchenwesen, seinen Gottesdienst, er war Staat und Kirche für sich, keinem anderen Fürsten oder Bischofe verantwortlich und nur dem Papste untergeben, um von dessen gewaltigem Arme gegen jede Einmischung von außen vertheidigt zu werden. Der Papst war des Ordens Bischof und die Ritter durften von keinem Anderen vor Gericht gefordert oder gar verurtheilt werden.

Aber der Kampf mit den Preußen dauerte noch Jahrzehnte fort und die Deutschherren konnten nur Schritt für Schritt in ihren Eroberungen vorwärts rücken, dann sicherten sie das Gewonnene durch Anlegung von Burgen und Städten — Thorn und Marienwerder — und durch Ansiedelung deutscher Einwanderer. Der Orden rief immer neue Schaaren Kreuzfahrer herbei und gründete mit deren Hülfe seine Herrschaft immer fester und konnte nun jeden Versuch der Empörung der schon Unterworfenen leicht unterdrücken. Im Jahre 1249 wurde denselben ein billiger Friede gewährt, sie gelobten dem Orden Treue und bewaffnete Hülfe, Abstellung des Götzendienstes, Annahme des Christenthums, den Bau und die Ausstattung christlicher Kirchen, die Unterlassung der Aussetzung oder Tödtung ihrer Kinder, Beobachtung der kirchlichen Ehegesetze und Entrichtung des Zehenten. Dafür erhielten sie unter gewissen Beschränkungen der Erbfolge Eigenthum und freie Wahl ihrer Ehebündnisse und auf ihr Verlangen das in Polen übliche Rechtsverfahren.

Allein der Friede war nicht dauernd, die Religion der harten Herren wurzelte nicht fest in den Gemüthern der Preußen, und so lange noch einige Landstriche frei waren, versuchten die Unterdrückten

stets von Neuem ihre Dränger zu vertreiben, diese riefen dagegen zur neuen Kreuzzügen auf und im Jahre 1255 erschien der König Ottokar von Böhmen mit einem Heer von sechszig Tausenden, eroberte die Samländer, zerstörte die Götzenbilder und heidnischen Tempel und gründete in jener Gegend die Burg Königsberg, die bald zur Stadt sich gestaltete. Und nun von allen Seiten gedrängt und überwältigt huldigten die Preußen, denn ihre Kraft war gebrochen. Der Aufstand in einzelnen Gegenden war vergeblich und brachte nur ein härteres Loos. Aber erst nach fünfzigjährigem Kampfe, während dessen acht Hochmeister starben und viele Tausend Kreuzfahrer ihr Leben opferten, und nachdem der größte Theil der alten Preußen erschlagen, Viele aus der unfreien Heimath ausgewandert und die Heranwachsenden schon mehr und mehr an die Herrschaft des Ordens gewöhnt waren, erst da kam dauerhafter Friede, 1283, und Christenthum und deutsche Sitte erweckten ein neues Leben.

Noch hatte der Hochmeister seinen Sitz nicht in Preußen, dessen Stelle vertrat hier der Landmeister, der Verträge mit den benachbarten Fürsten schloß, Gesetze für die einzelnen Städte und Landschaften gab, die aber vom Hochmeister und dem Kapitel mußten bestätigt werden. Unter demselben standen die obersten Ordensbeamten, über jeden einzelnen Kreis ein Komthur und in jedem Bezirk war eine Ordensburg mit einem Convent von zwölf bis zwanzig Rittern. Die Bewohner des Landes bestanden aus Withingen — dem eingeborenen Adel mit seinem alten Grundbesitze und seinen ihm zugehörigen Bauern, aus Freilehensleuten oder Stammpreußen mit freiem Eigenthum, ohne Leistung des Zehenten und bäuerlichen Arbeiten, aus Kulmern im Besitz des kulmischen Rechts und zu Zehenten und Zinsen pflichtig, aus Bauern und Hintersassen ohne freies Eigenthum an Grund und Boden, und endlich aus deutschen Einwanderern mit verschiedenen Rechten und Pflichten.

So lange der Kampf dauerte und auch später noch, da schon Alles friedlich eingerichtet war, lebten die Rittermönche einfach und mäßig, trugen mit seltener Hingebung alles Ungemach und lagen dabei gewissenhaft häufigen Andachtsübungen ob und als höchstes Ziel erschien Allen die Ausbreitung des Christenthums und des Ordens Ruhm, bis später Reichthum und Muße die alte Zucht löseten und zuerst Einzelne und dann der ganze Orden ausartete.

Die vorzüglichsten weltlichen Fürsten.

Unter den weltlichen Fürsten des deutschen Reiches war bei Weitem der Mächtigste der König Ottokar von Böhmen, der sich

auch der Länder Oesterreich und Steiermark bemächtigt und dazu auch Kärnthen an sich gebracht und die besondere Gunst der Päpste sich erworben hatte. Zur Sicherung seiner Ansprüche auf Oesterreich vermählte er sich, noch ein Jüngling, mit der siebenundvierzigjährigen Schwester des Herzogs Friedrich des Streitbaren, verstieß sie aber bald und heirathete eine Nichte des Königs Bela von Ungarn. In Bayern und der Rheinpfalz walteten nach dem Tode ihres Vaters, Otto des Erlauchten, die beiden Wittelsbacher, Ludwig und Heinrich, in beständigem Zwiste miteinander, da der jüngere Heinrich den gleichen Antheil an Land und Leuten verlangte und er Alles, was die Ahnen durch weise Sparsamkeit, Kauf und Erbschaft, oder durch die Gunst der Könige erworben hatten und selbst das herzogliche Amt als theilbares Gut betrachtete. Und sie theilten und Ludwig nahm das Oberland Bayern und wohl die Hälfte des Nordgaues und die Rheinpfalz, sein Bruder das fruchtbare Niederbayern mit dem übrigen Theile des Nordgaues, geriethen aber häufig in Zwist miteinander und Beide nannten sich Pfalzgrafen bei Rhein und Herzoge von Bayern, 1255. Ludwig lag am Anfang des folgenden Jahres in einer Fehde vor Augsburg, da schrieb ihm seine Gemahlin Maria von Brabant, die zu Donauwörth war, er möge doch bald zurückkehren, und in einem anderen Briefe bat sie den Ritter Ottlinger, den Freund ihres Gemahls, auch er möge ihn dazu drängen, dann wolle sie ihm gewähren, um was er sie schon oft vergebens bat. Der Ritter wollte, sie solle ihn duzen, statt ihrzen. Der Bote verwechselte die Briefe, der Herzog, vom Argwohn ihrer Untreue gepeinigt, gab sogleich Befehl zur Hinrichtung seiner Gemahlin und ihr Haupt fiel. Als er aber ihre Unschuld erkannte, bereute er seine That so sehr, daß sein Haar in einer Nacht ganz weiß wurde. Der Papst befahl ihm zur Sühne ein Kloster zu bauen und so entstand Fürstenfeld; Ludwig aber heißt bei der Nachwelt der Strenge. Von ihm ward München zur Residenz erkoren, weil Regensburg sich als freie Stadt unmittelbar unter des Kaisers Oberhoheit gestellt hatte, und München wuchs an Größe und Zahl der Einwohner und ward die Hauptstadt Bayerns und überragte in der Folge an Größe, Gewerbthätigkeit und Ruhm die älteren Städte.

Im Thüringer Lande war große Verwirrung und Verwüstung. Sophie, die Tochter der heiligen Elisabeth, mußte das Recht ihres minderjährigen Sohnes Heinrich, genannt das Kind von Brabant, mit dem Schwerte gegen den Markgrafen Heinrich von Meißen vertheidigen, der das Erbe des Heinrich Raspe allein ansprach. Neun Jahre lang ward das Land mit allen Schrecken des Krieges heimgesucht, bis Sophie endlich auf das übrige Land verzichtete und sich mit Hessen begnügte, 1264. Der Markgraf Heinrich gab Thüringen seinem älteren Sohne Albrecht, welcher Schande und Schaden über sich und sein Land brachte. Als seine Gemahlin Margaretha, die Tochter des Kaisers Friedrich II., im Gram über

das Geschick ihres Geschlechtes früh alterte, wendete er seine Neigung einem Hoffräulein zu und wollte Margaretha, die Mutter seiner drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann, ermorden lassen. Der zur That durch Versprechen und Drohungen gedungene Mann aber fühlte Mitleid mit seiner Herrin und Wohlthäterin, entdeckte sich ihrem Hofmeister Albrecht von Vargel, und Beide weckten und beredeten die edle Frau zur eiligen Flucht. Schon will sie die Strickleiter besteigen, da erinnert sie sich ihrer Söhne, kehrt zurück, küßt die Schlummernden und beißt im Schmerzgefühl den Friedrich in die Wange, der nachmals davon den Beinamen trug; glücklich entkam sie nach Frankfurt und starb noch in demselben Jahre, 1270. Albrecht aber, der Ungeartete fortan geheißen, vermählte sich mit seiner Buhle, von welcher ihm bald ein Sohn ward.

Weiter gegen Nordosten ragten unter den Großen hervor die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt, besonders seitdem Waldemar und sein Vetter Heinrich der Jüngere die Kraft des durch Theilungen geschwächten Landes zu vereinigen und zu erhöhen unternahmen. Der Heldengeist Albrecht des Bären hatte sich auf seine Nachkommen vererbt und von der unbedeutenden Altmark ausgehend, erwarben sie unter beständigem Kampfe die Priegnitz, Mittelmark, Uckermark, Neumark, Lebus und anderes Gebiet und befestigten sich in ihrer Herrschaft durch deutsche Ansiedler.

Im alten Herzogthum Alemannien erhoben sich nach dem Sturze der Hohenstaufer die Nachkommen der Zähringer, von welchen Bern und Freiburg im Uechtlande und Freiburg im Breisgau, in der Nähe ihres Stammschlosses gegründet war. Es folgten fünf Fürsten dieses Geschlechtes auf einander, alle von gleicher Kraft und Klugheit und Herzog Berthold IV. verwaltete, nachdem er auf die deutsche Krone zu Gunsten Philipp's von Schwaben verzichtet hatte, noch zwanzig Jahre lang die angeerbten Herrschaften seines Hauses, reich an Gold, stark durch siegreiche Waffen, ein strenger Statthalter über die Großen und ein Vater der Städte. Mit seinem Enkel, Berthold V., dessen Hand in Helvetien vor allen Anderen mächtig war zu Schirm und Unrecht, starb das Geschlecht aus, denn er blieb kinderlos, nach dem Urtheile des Volkes deswegen, weil er Männer verstümmeln ließ. Von einer Nebenlinie aber blühten die Geschlechter der Markgrafen von Baden und Durlach.

In Schwaben walteten die Grafen von Wirtemberg, von ihrem Schlosse so benannt, als selbstständige Herren, Schirmvögte der Reichsstädte und Klöster, gefürchtet und geehrt und immerdar bedacht, ihre Rechte und Länder zu vermehren, was ihnen um so mehr gelang, da gegen dritthalbhundert Jahre kein Graf von Wirtemberg mehr als zwei Söhne hinterließ und das errungene Gut nicht durch Theilungen zersplittert wurde. Nur vierzig Jahre lang war das Land in zwei Regierungen getheilt, während andere Geschlechter in vier oder fünf und noch mehr Zweige auseinander gingen, wie dies

insbesondere in Norddeutschland geschah, woher die kleinen Fürstenthümer entstanden.

Im mittleren Deutschland waren seit dem Untergange der Staufer die Burggrafen von Nürnberg die mächtigsten Herren, sie stammen vom Geschlechte der Hohenzollern, welches Schloß ihr Ahnherr Thassilo um das Jahr 801 erbaut haben soll. Von da kamen sie als Reichsbeamte und Burggrafen nach Nürnberg, der Kaiserburg und Reichsfeste. Die gewisse Reihenfolge derselben beginnt mit Friedrich I., der um das Jahr 1200 in Kadolzburg wohnte. Durch eine treffliche Hauswirthschaft und ihr enges Anschließen an die Kaiser durch Kauf, Tausch, Erbverträge und glückliche Fehden erlangten sie allmälig ein großes Gebiet und durften sich den Fürsten gleichstellen, zumal ihr Gebiet nie von einem der benachbarten größeren Fürsten abhängig ward. Auch sie behielten den früheren Amtsnamen als Auszeichnung fort, wie denn überhaupt das frühere Amt jetzt als Würde und Bezeichnung des Vorranges vor den übrigen Edlen galt.

Außer diesen Fürstenthümern war Deutschland getheilt in eine Menge beinahe völlig unabhängiger Reichsherren, geistlichen und weltlichen Standes, vollfreier Herren, die auf ihren Gütern und Burgen saßen und über ihre Dörfer, Höfe, Maiereien und Lehen und die ihnen untergebenen Dienstleute geboten. Das Schloß war meist auf steilen Anhöhen erbaut und glich einer Festung mit seinen dicken Mauern, den eisenbeschlagenen Zugbrücken und dem einzigen Thor, der Markthurm überschaute weit umher die Gegend. Ringsum war so viel Wald ausgerodet, als man zur Ansiedelung des Gesindes bedurfte, das in einzeln zerstreuten Hütten oder in Dörfern wohnte. Sie alle waren blos Nutznießer des ihnen übertragenen Bodens und leisteten dafür dem Herrn bestimmte Dienste. Das Land war noch immer die Hauptsache, der Mensch darauf galt nur als Zugabe und es waren deshalb die Leibeigenen und Hörigen Bestandtheile der Güter und durften den Grund und Boden ihres Herrn nicht verlassen, wurden mit dem Gute verkauft oder verschenkt, durften sich nur im grundherrlichen Gebiete nach dem Willen des Herrn und gegen neue Abgaben verheirathen; erst später gestatteten geistliche und weltliche Herren die gegenseitige Verheirathung ihrer Eigenleute und verständigten sich wegen der Theilung der Kinder. Noch ward das freigeborene Mädchen durch Heirath mit einem Unfreien selbst unfrei und die Kinder folgten der ärgeren Hand. Für den Unterricht dieser Menschen sorgte nur die Kirche durch Belehrung auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Zuweilen siedelten sich auch arme Freie als Schützlinge oder Pächter gegen bestimmte Leistungen und Abgaben an mit persönlichem Dienste oder Naturerzeugnissen mannichfacher Art. Wenn Krieg oder sonst ein Unglück hereinbrach, mußte die Gutsherrschaft ihre Grundholden und Hintersassen in Bau und

Geschirr wieder aufrichten, damit dieselben wieder bauen und geben konnten. Speicher und Keller des Gutsherrn waren beinahe immer gefüllt, damit er seine häufig einkehrenden Gäste bewirthen und seine Unterthanen in Mißjahren ernähren konnte. Das Leben auch auf den Burgen war im Allgemeinen einfach, aber oft gewaltthätig und im Trunk ausschweifend.

Als die Edlen die volle Unabhängigkeit erlangten, erhoben sich mit ihnen zugleich ihre Diener, die Hofhörigen, welche von ihren Herren die Freiheit erhielten; denn wie die Erzbischöfe zu ihren Hofämtern nur freie Männer erkoren, so wollten die Bischöfe, Fürsten und Grafen nur Freie um sich haben, die sich dann bei ihnen durch Rath und That beliebt und wichtig zu machen suchten, als Kriegsleute dienten, Lehengüter errangen und sich dadurch über den freien armen Mann erhoben. Bald entsagten denn solche Freie, gelockt durch Ehre und Reichthum und das gesellige Leben an den Höfen der Mächtigen, selbst der Freiheit für immer oder nur für eine bestimmte Zeit und wurden Lehensleute und leisteten Dienste. Und da die Fürsten und Herren bei den fortwährenden Fehden die Hülfe tapferer und erfahrener Männer bedurften, steigerten diese ihre Forderungen und weil denn Viele dieser Diener ihre Besitzungen oft im Gebiete vieler Herren zerstreut liegen hatten und jeder Fürst oder Herr sie deshalb als seine Lehensmannen ansprach und zum Dienste aufrief: wendete sich der Mann in der Gefahr der Zeit dem zu, der am Meisten bot. Ihre Wichtigkeit stieg immer mehr, schon verlangten sie im Rathe der Fürsten mitzustimmen und wurden selbst zu Schiedsrichtern erkoren und hießen dann, die früher Diener und Knechte gewesen, Vornehme und Edle, gingen zwar anfangs den Vollfreien nach und unterschrieben sich als Zeugen erst nach diesen; aber bald konnte man sie von ursprünglich Freien nicht mehr unterscheiden, da es auch für diese keine Schande war, Dienstmannen einer Kirche, eines Fürsten oder Grafen zu werden, nur nicht seines Gleichen, damit der Schild oder Stand nicht erniedrigt würde. Auf diese Weise bildete sich der niedere Adel im Gegensatz zu dem hohen Adel.

Es bestand aber seit den ersten Zeiten des deutschen Reiches ein merkwürdiges Verhältniß zwischen Herren und Vasallen, hervorgegangen aus dem Lehenwesen. Der König, so wie der geistliche und weltliche Fürst, gab Güter und Aemter zu Lehen und nahm auch von Anderen Lehen und mancher König, dessen Familiengut gering war, nahm Lehen von einem Bischofe und ward dessen (Lehens-) Mann, war also zugleich Herr und Vasall. Edelleute dienten mit ihren Mannen einem Fürsten oder einer Stadt als Söldner und Niemand verlor durch einen solchen Dienst seinen Standesvorzug. Ja, die Krone und das Reich selbst galt als ein Lehen, das von der ganzen Nation durch einige Fürsten dem von diesen Gewählten übertragen ward. Eigentliche Vollfreie, die in gar

keinem Dienstverhältnisse standen und auf ihren Hofmarken ganz nach alter Weise lebten und walteten, gab es wohl nur mehr Wenige und selbst sie galten nach der frommen Ansicht als Lehenträger Gottes und ihr freies Eigenthum hieß Sonnenlehen.

Das Ritterthum.

Die geistlichen Ritterorden übten ihren Einfluß bald auf die weltlichen Herren und trugen sehr viel bei zur Veredelung des fehdelustigen Adels und es entstand neben dem geistlichen ein weltlicher Ritterstand, ein Bund zur Vertheidigung der Unschuld, zum Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und zur Bewahrung der Treue, insbesondere zum Schutz der Frauen. Um den Kreuzfahrer, der die Schrecken der See und den Kampf mit den Ungläubigen tapfer und glücklich bestanden hatte, sammelten sich daheim, wie um ihren Vater und Meister, die Söhne der Adeligen als sein Gefolge, um von ihm Tapferkeit und Sitte zu lernen, und der Name und die Würde eines Ritters galt als eine hohe persönliche Auszeichnung, um welche sich selbst Fürsten bewarben und die anfangs nur ein im heiligen Kampfe erprobter Held ertheilte. Allmälig geschah die Ertheilung dieser Würde in feierlicher Weise und es wurden bestimmte Formen eingeführt, der Edle mußte zuerst als Knappe und Edelknecht und Schildträger des Ritters dienen, bis er von diesem nach vielen Proben seines Muthes unter religiösen Weihungen durch einen Schlag mit dem flachen Schwert, als dem Zeichen der letzten Unbill, die er ungerecht ertragen sollte, zum Ritter geschlagen wurde.

Ueber Sitte und Erziehung der Edelknaben wachte die Burgfrau oder Fürstin und schon wurde nicht mehr der Körper allein im Springen, Schwimmen, durch Jagd und mancherlei Kampfübungen gestärkt, sondern die Jünglinge lernten auch bescheiden und verschwiegen sein und ihrer Herrin unbegrenzte Ergebenheit beweisen und es zeigten sich in jener rohen Zeit Andacht und Ehrgefühl, geistige und sinnliche Liebe und Ausbrüche zügelloser Gewalt wunderbarlich gemischt. Der schwärmerische ritterliche Geist und die höfische Sitte wurden am meisten genährt durch die kriegerischen Spiele, wie sie schon in Frankreich üblich waren und daher Turniere hießen. Solche Spiele wurden bald hier, bald dort in Deutschland gehalten und die Edlen weit umher dazu geladen; alle von den Großeltern her Freigebornen in den Städten und auf dem Lande durften als Turnierfähige Theil nehmen und nach und nach bildeten sich auch darüber eigene Gesetze, die sich auf Religion, Treue, Zucht

und Tapferkeit gründeten. Erst später schlichen sich aus Frankreich her die glänzenden Aeußerlichkeiten mit Herolden, Turniervögten, Kreiswärteln u. dgl. ein, damit begann aber zugleich die Ausartung. Mancher trug mit seiner Familie bei solchen festlichen Spielen in eitler Pracht seinen Reichthum zur Schau, verschleuderte sein Vermögen oder zeigte seine Tapferkeit in albernen Abenteuern, wie Waltmann von Sättelstadt, der auf die vollkommenste Ritterschaft Anspruch machte. Als im Jahr 1227 ein Turnier in Merseburg angesagt war, zog er mit dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen dahin, wählte ein schönes Fräulein zur Begleiterin, die einen Sperber und einen Hund mit sich führte und er ließ voraus verkünden, er wolle mit jedem Kampflustigen in Zwischenräumen von drei Meilen eine Lanze brechen, dem Sieger wolle er seine ganze Rüstung und Sperber und Hund geben und das Fräulein müsse sich mit einem goldenen Ringe lösen, jeder Ueberwundene ihr aber einen goldenen Ring geben. Da sich viele zum Kampfe stellten, wählte er sich die Tapfersten zu Gegnern, besiegte sie und das Fräulein kehrte mit vielen Ringen zurück*.) Berühmt war lange Zeit das Turnier, welches Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meißen im Jahr 1263 zu Nordhausen gab. Der Kampfplatz stellte einen Garten vor, aus dessen Mitte ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern emporstieg, die dann als Preise vertheilt wurden. Nicht selten wurden bei solchen Spielen Einige getödtet oder verwundet von ohngefähr, oder weil erbitterte Feinde aufeinander trafen, wobei sich schnell Parteien bildeten, die stumpfen Waffen mit scharfen vertauscht und blutige Kämpfe geliefert wurden, so daß in der Folge die Kirche ihr Ansehen gegen diese Spiele aufbot und dem Gefallenen das ehrliche Begräbniß verweigerte.

Der Minnegesang.

Die höfische Sitte wurde durch die glänzenden Zusammenkünfte bei Reichstagen und Vermählungen fürstlicher Personen und ähnlichen Veranlassungen immer mehr ausgebildet und über ganz Deutschland verbreitet, dabei aber freilich mehr die Aeußerlichkeit, als die innere Gediegenheit beachtet. Mit dieser Sitte

*) Dieses Ritterthum wird am besten angedeutet durch eine Stelle im Gedichte „Iwein von Hartman von Aue, herausgegeben von Benecke und Lachmann“, da es heißt: Ich heiß ein Ritter und mein Sinn — Ist umherzureiten — Nach Einem der zum Streiten — Auch gewaffnet sei wie ich. — Dem bringt es Ehr erschlägt er mich: — Wenn ich jedoch ihn zwingen kann — Halten sie mich für einen Mann — Und für werther als sie jetzte thun.

entstand und blühte die Art der Dichtkunst, welche vorzugsweise Minnegesang heißt.

Der alte Heldengesang verlor sich allmälig in lyrischen Ergüssen — in kleinen Liedern, als nicht mehr der Mann in Liebe und Leid der Mittelpunkt des Lebens und des Gesanges, er, der Kühne und Starke, in seinem Heldenthum der Stolz der Frau war, sondern als diese zur Herrin ward und die Thaten und alles Denken des Mannes nur ihr geweiht waren.

Den Hauptstoff für die größeren Gedichte bildete zwar noch immer die deutsche Heldensage, welche tief im Bewußtsein des Volkes wurzelte und jetzt nur mannichfaltiger, aber nicht mehr in der alten Einfachheit bearbeitet wurde. Bald zeigt sich das lyrische Element durch Schilderungen und Beschreibungen in den Gedichten überwiegend und die Handlung schreitet nicht mehr rasch vorwärts. Das Sigfridslied oder der hörnene Sigfrid, Etzel's Hofhaltung und Aehnliches erscheinen immer vom Neuen bearbeitet und bilden den Inhalt des später gesammelten und umgestalteten Heldenbuches.

Aber die zurückkehrenden Kreuzfahrer brachten eine neue Welt der Anschauungen nach Deutschland, regten durch die lebendige Erzählung ihrer Abenteuer und Kämpfe die Phantasie auf und fanden selbst für die wunderlichsten Märchen gläubige Hörer. Da überließen sich denn auch die Dichter diesen Eindrücken, wendeten sich fortan mit Vorliebe fremden Stoffen zu und schilderten nicht mehr das rein Menschliche, was überall und allezeit den Menschen anspricht, sondern erdichteten die abenteuerlichst unglaublichen Gestalten und Thaten und führten ihren Hörern und Lesern Helden und Gegenden Asiens oder Griechenlands vor. Besungen wurde der trojanische Krieg und der Argonautenzug von Konrad von Würzburg, Alexander der Große vom Pfaffen Lambrecht, so nannte er sich selbst und dieser Zuname war damals ein geehrter. In diesem Gedichte tauchen die lieblichsten Wunder des Morgenlandes empor, dabei aber erscheint die glühende Schilderung des Einzelnen, z. B. die von den Blumenkindern, welche nur einen Tag leben, als die Hauptsache des Gedichtes, nicht aber Thaten, und die Alexandersage wurde noch von Mehreren bearbeitet.

Weit verbreitet war die Sage vom Könige Artus und seiner Tafelrunde. Er war König der Briten zur Zeit der Einfälle der Angeln und Sachsen, zog sich vor diesen zurück, eroberte und hielt Wales als letzten Zufluchtsort britischer Unabhängigkeit und Nationalität und als Mittelpunkt heldenmüthigen Ritterthums. An seinen Hof kamen unzählige Ritter, aber an seiner runden Tafel saßen nur zwölf Helden, die sich in abenteuerlichen Zügen und durch glänzende Thaten in Kämpfen mit ihres Gleichen oder mit Riesen und zaubergewaltigen Zwergen und fabelhaften Ungeheuern meistens nur für kleinliche Zwecke zur Ehren der Frauen ausgezeichnet hatten.

In der Gralsage dagegen erscheint der Ritter im Dienste

eines nur ihm sichtbaren Heiligthums — des heiligen Grals —, eines köstlichen, wunderbar glänzenden und zu einem Gefäße verarbeiteten Steines, aus welchem Jesus mit seinen Jüngern bei dem Abendmahle trank und in welchem Joseph von Arimathea das Blut Jesu am Kreuze auffing. Dies heilige Gefäß wurde von Engeln in der Luft gehalten, bis Titurel nach Biscaja in Spanien geführt wurde, das heilige Ritterthum stiftete und eine Burg für das Heiligthum erbaute, zu welcher kein Mensch den Weg findet, außer er ist von Gral selbst zu dessen Pfleger bestimmt. Das Gefäß ist mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet, in seiner Nähe folgt dem Wunsche die Fülle irdischer Güter und wer es anschaut, selbst der Todtkranke, kann in derselben Woche nicht sterben. Edle Jungfrauen, von denen nur die eine Auserwählte ihn berühren darf, pflegen seiner und priesterliche Ritter, mit einem Könige an der Spitze, welcher der Treueste, Demüthigste und Reinste unter ihnen sein muß und nicht für weltlichen Ruhm oder Frauenehre kämpfen darf. Amfortas, der Nachfolger Titurel's, der dies Gebot übertrat, muß dafür durch eine schmerzhafte, lange Zeit unheilbare Wunde und mit dem Verlust des Königsthums büßen. Zu seinem Nachfolger ist Parzival bestimmt, der aber wird von seiner Mutter in tiefer Waldeinsamkeit erzogen, damit er nicht als Ritter gleich seinem Vater Gamuret einen frühen Tod im Kampfe finde. Im kindischen Spiele jedoch schnitzt er Pfeile, erlegt Feder- und anderes Wild, sieht eines Tages vorbeiziehende Ritter, fragt seine Mutter und will nun an den Hof des Königs Artus ziehen, und die Mutter kleidet ihn in die Tracht eines Thoren, damit er, von der Welt verhöhnt, alsobald zu ihr zurückkehre. Vergebens. Nach manchem Abenteuer kommt er an den Hof des Königs; eine Fürstin, die bisher nie gelacht, wird durch seinen Aufzug zum Lachen gereizt, aber Parzival wird von Kunevare, die seinen Ruhm voraussieht, erkannt und bewillkommt, verläßt jedoch den Hof, weil sie seinetwegen vom Seneschall des Königs geschlagen wird, lernt Rittersitte bei einem alten Ritter, zieht auf Abenteuer aus, befreit und nimmt die schöne Condwiramur zur Gemahlin, scheidet von ihr und kommt zur Burg des Gral. Hier wird er als Herr empfangen und staunt schweigend die Wunder an, wie von unsichtbaren Händen immer der Tisch bereitet wird, fragt nicht einmal um die Ursache der Wunde des Amfortas, von welcher Frage die Heilung abhängt und muß deshalb die Burg wieder verlassen. Dann kommt er zu seiner Base Sigune, die ihren durch ihre Schuld getödteten und balsamirten Geliebten bei sich betrauert; von ihr erfährt er seine Abstammung und Bestimmung, die er durch unzeitiges Schweigen in die Ferne gerückt hat. Er zerfällt deshalb mit sich und Gott, wird an den Hof des Artus zurückgebracht, kommt darauf zu dem Einsiedler Trevizent, dem Bruder des Amfortas, wird von ihm aufgerichtet und durch strenge Buße des Grals würdig und dessen Pfleger und König, zieht aber

mit ihm nach Indien, wo später sein Neffe Johann, der priesterliche König, Pfleger des Heiligthums wird; von demselben weiß man nur, daß er lebe, aber nicht wo.

Dieses Gedicht gilt als das Schönste von allen, welche Wolfram von Eschenbach aus Bayern, jedoch nach französischen Vorbildern, dichtete und darein viele heilige Ideen verwebte und besonders durch einzelne Stellen, in welchen das deutsche Gemüthsleben im schönsten Glanze erscheint, zu fesseln weiß, während Godfrid von Straßburg in seinem Gedichte Tristan und Isolde aus Abenteuern der Tafelrunde, in gefällig weicher Kunstform, den sinnlich üppigen Genuß des Lebens preist und Liebesabenteuer unverhüllt darstellt. In gleicher Weise verfährt Heinrich von Veldecke, indem er in seiner Eneidt die Fahrten und Thaten des geflüchteten Trojaner-Fürsten Aeneas schildert. Es zeigt sich bereits in vielen Gedichten die Nachahmung der Franzosen, die besonders an solchen Malereien sich erfreuen, wie alle romanischen Völker, deren glühende Phantasie sehr oft nur im Sinnlichen schwelgt.

Solche denselben nachgebildete Erzählungen hießen deshalb romanische, das Volk aber nannte sie romantische und Romane.

Obgleich alle die fremden Helden im deutschen Gewande einherschreiten, fanden doch die heimischen Stoffe immer noch am meisten Beifall, wurden aber nun auf's Abenteuerlichste ausgeschmückt. Vielfach verbreitet war die Sage vom Bayern-Herzog Ernst, dem Stiefsohne Otto's I.: Als derselbe von einem Neffen seines Stiefvaters verläumdet worden, ermordete er ihn vor den Augen des Kaisers und mußte deswegen mit seinem Freunde aus dem Reiche ziehen. Sie kommen auf das Meer, ein Sturm treibt ihr Schiff an ein unbekanntes, von Menschen mit Schnäbeln bewohntes Land, sie bestehen da mancherlei Kämpfe, segeln dann durch das Lebermeer, darauf wird ihr Schiff vor dem Magnetberge alles Eisens beraubt und zerfällt und alle Gefährten des Herzogs bis auf sechs kommen um. Damit sie dem Hungertode entfliehen, nähen sie sich in Thierhäute ein, worauf Greife sie in ihre Nester tragen. Da machen sie sich frei, steigen den Felsen hernieder, kommen zu einem Strom, fahren auf einem Floß durch einen hohlen, von Edelsteinen erhellten Berg, landen im Lande einäugiger Menschen, helfen diesen im Kriege gegen Riesen und plattfüßige Menschen; der Herzog Ernst nimmt einen Riesen gefangen und bedient sich dessen in einem anderen Kampfe, in dem der Riese mit seiner Eisenstange ganze Stücke aus dem enggeschlossenen Heere der Feinde weghaut; von da gelangt Ernst in ein christliches Land und endlich nach Jerusalem, wo er den Templern bei der Vertheidigung des heiligen Grabes beisteht. Sein Ruhm geht durch die ganze Welt, seine Mutter lud ihn zur Heimkehr ein und versöhnt ihn durch die Vermittelung der Fürsten mit dem Kaiser.

Diese und ähnliche Dichtungen entstanden meistens auf Ver-

anlassung einzelner Fürsten und wurden auch meistens nur an ihren Höfen vorgetragen; dagegen ergriff die Phantasie der Geistlichen mit frommem Eifer kirchliche Gegenstände und schuf in den Legenden die wunderbarsten Gebilde und umgab den Namen irgend eines Heiligen mit einem schimmernden Kranze erdichteter Erlebnisse, um die Gemüther der Gläubigen zur Andacht und Nachfolge zu stimmen.

Damals mögen sich aus kleinen Anfängen gebildet haben die Erzählungen von der Kindheit Jesu und dem Leben seiner jungfräulichen Mutter, die Legenden von der heiligen Ursula und ihren elftausend Jungfrauen, vom Rocke des Herrn, von der thebäischen Legion, von den vier Gekrönten in den Steinbrüchen, von Pilatus, der in Mainz geboren, seinen Bruder ermordet, nach Rom geht, zu Ehren emporsteigt, Statthalter in Judäa wird, Christum verurtheilt, nach Rom zurückkehrt und in Verzweiflung sich tödtet und in die Tiber geworfen wird. Darüber empört sich der Fluß, wirft ihn aus, auch die Rhone behält ihn nicht und endlich wird er in einen Berg — den Pilatusberg — versenkt. — Zumal am Grabe eines Heiligen blieb die Erinnerung an ihn durch Erzählungen aus seinem Leben und sein fortwährendes wunderbares Wirken durch die auffallendsten Heilungen immer lebendig und es gibt kaum einen Heiligen, dessen Leben nicht wenigstens einmal während des Mittelalters besungen ward, am häufigsten vielleicht die heilige Elisabeth von Thüringen, als Vorbild einer innig Gott und ihren Gatten liebenden deutschen Fürstin und Mutter der Armen, die im tiefsten Leide Gottes Wunder schaute.

In allen diesen Dichtungen spiegelt sich keine Welt der Thaten und Leidenschaften, sondern ein tiefes Gemüthsleben voll sinnlicher Liebe, Milde und Entsagung. Dieses zeigt sich insbesondere in den eigentlichen lyrischen Gedichten — jenen Liedern geistlichen und weltlichen Inhalts, in welchen der Dichter die himmlische geistige oder die sinnliche Minne in den mannigfaltigsten Weisen preist, woher ihnen der Name Minnesänger ward. Sie besingen die ewig Reine, Erhabene, die Mutter des Herrn, sie, die Königin der Engel und Zuflucht aller Bedrängten; oder sie preisen die Geliebte, deren Namen aber die Welt nie erfährt, an sie denkt der Dichter in Freude und Leid, denn von ihr zumeist kommt beides, oder er wird von den Ereignissen und Bestrebungen seiner Zeit angeregt und besingt die Ehre des deutschen Volkes, die Herrlichkeit der christlichen Kirche und des Kaisers, vertheidigt ihn gegen den Papst, indem er trauert über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge und die Uneinigkeit der Deutschen. Durch ganz Deutschland tönten diese Lieder der Kaiser, Könige und Fürsten und auf Schlössern und in Städten pflegte man dieser Dichtungen, und zumal an den Höfen fanden die Dichter Beifall und Unterstützung, deren sie bedurften. Denn die Mehrzahl derselben gehörte zum niederen Dienstadel und sie lebten von ihrer Kunst und zogen von Hof zu Hof und von

Stadt zu Stadt und sie priesen deshalb auch die ihnen günstigen Fürsten.

Im Jahre 1209 beschied der Landgraf Hermann von Thüringen die berühmtesten Dichter zu einem Wettstreit auf die Wartburg und es kamen Heinrich von Veldecke, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter; sie alle gleich vertraut mit der Harfe und dem Schwert. Zu ihnen gesellten sich Peter Olf aus Eisenach und Heinrich Ofterdingen, wahrscheinlich aus Mainz. Da sollte denn wie bei einem Turnier gesungen werden um Tod und Leben. Und sie besangen die großen Männer der Vor- und Mitwelt. Jene verherrlichten dankbar den Landgrafen Hermann, Ofterdingen aber den Herzog Leopold von Oesterreich in glänzenden Bildern, daß die Ritter, im Zorn, von einem Bürgerlichen besiegt zu sein, den Liederstreit fortsetzten und Ofterdingen wurde darauf für besiegt erklärt und sollte den Tod leiden. Da flüchtete er zur Landgräfin, suchte Schutz unter ihrem Mantel und erbot sich zum neuen Wettstreit, in welchem der Meister Klingsohr Richter sein sollte, der hochgeehrt am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte. Es ward ihm gewährt; er suchte den Meister in Ungarn auf und als schon der zum Kampfe bestimmte Tag nahte, fuhr Klingsohr mit dem schlafenden Ofterdingen während der Nacht von Ungarn nach Eisenach; in dem Räthselkampfe siegte Ofterdingen, worauf dann die Sänger sich versöhnten.

So erzählt die Sage, so das Gedicht eines Unbekannten. Die Sage ließ den Tannhäuser in den Venusberg gerathen, des Brennbergers Herz seine geliebte Herrin verzehren, den Frauenlob von Frauen zu Grabe tragen, Walthern von der Vogelweide den Vögeln ein Vermächtniß stiften und dem Wirnt von Grafenberg die Frau Welt erscheinen.

Als die Gefeiertesten unter den vielen Minnesängern, deren Lieder gesammelt vom Züricher Rathsherrn Manesse auf uns gekommen sind, gelten Walther von der Vogelweide, der bekennt, er habe singen und sagen gelernt in Oesterreich. Er ist voll Lobes der deutschen Frauen, aber die schönsten Lieder weiht er der himmlischen Jungfrau. Seine Anschauung und Darstellung ist sittlich erhaben, sein Herz begeistert für das Glück und die Ehre seines Vaterlandes und er zürnt, daß in den ritterlichen Gesang sich schon Lieder mit gemeinen Bildern und schmutzigen Schwänken eindrängen. Er ist ein treuer Anhänger des Kaisers Friedrich II., den er wahrscheinlich selbst nach dem Morgenlande begleitete und dessen mühselige Laufbahn der gleichzeitige Bruder Wernher von Tegernsee treffend schildert, indem er ihn vergleicht mit einem im düsteren Wald gehenden Mann, hinter dem ein Wolf herschleicht, begierig, auf den Strauchelnden zu stürzen. Hartmann von Owe (Au) ist wahrhaft der Sänger der Treue und schildert aus deutschem Gemüthe in der Erzählung „der arme Heinrich“ die völlig uneigennützige, ganz sich

hinopfernde Liebe eines zarten Mägdleins, das ihr Herzblut hingeben will, damit ein reicher, mit dem Aussatz behafteter Mann geheilt werde. Sie wandert mit ihm nach Italien zu einem berühmten Arzt, der verspricht, ihn mit dem Herzblute der Jungfrau von seinem Uebel zu befreien, und sie erschrickt nicht, als er ihr die Mordwerkzeuge zeigt. Aber der Reiche wird durch solche Hingebung gerührt, er verbietet den Mord und will lieber sein Leiden tragen und kehrt mit der Jungfrau, die sich jetzt nach dem Mißlingen ihrer Absicht erst recht unglücklich fühlt, nach Schwaben zurück, genest hier durch ein Wunder, weil er sich vor Gott demüthigte und nimmt dann das Mägdlein zur Gemahlin.

In demselben deutschen Sinne dichtete Rudolf von Ems: „der gute Gerhard von Köln". Der Kaiser Otto I. hatte das Bisthum Magdeburg gegründet und Vieles für die Ausbreitung des Christenthums gethan, ward darüber stolz und verlangte einst im Gebete, Gott solle ihm andeuten, welche Belohnung er im Himmel erhalten werde. Da verwies ihm eine Stimme von oben seinen Hochmuth und mahnte ihn, dem Beispiele des guten Gerhard in Köln zu folgen. Und der Kaiser machte sich auf und kam nach Köln, erkundigte sich nach dem Manne und beschied ihn vor sich und fragte ihn, woher ihm der Zuname geworden. Der Kaufmann aber entschuldigte sich mit dem Urtheile des unwissenden Volkes und erzählte endlich, vom Kaiser gedrängt: Ich strebte stets nach Reichthum und als ich einst ausfuhr, kam ich mit meinen Schiffen in ein heidnisches Land und belud sie mit köstlichen Waaren. Das erfuhr der Herr des Landes und ließ mich rufen und wollte, ich solle ihm meine Schätze überlassen, dafür wolle er mir die englischen Ritter sammt einer norwegischen Königstochter überlassen, welche dieselben ihrem Könige zuführen wollten, aber an seinem Lande gescheitert seien und der Auslösung harrten. Ich bedachte mich lange, endlich ging ich den Tausch ein und segelte mit meinen Befreiten ab, führte die Ritter nach England zurück, die Jungfrau aber blieb bei mir und erwartete ihren Bräutigam. Als dieser lange nicht erschien und im Herzen meines Sohnes eine heftige Liebe zur Jungfrau erwachte, verlobte ich Beide auf ihren Wunsch und bestimmte den Tag zur Hochzeit. Da kam der König Englands, nachdem er seine Braut überall vergebens gesucht hatte und forderte sie von mir und ich gab sie, so leid es mir auch um meinen Sohn that und führte sie auf meine Kosten nach England. Da ich zuerst an's Land stieg, erkannten mich jene Ritter und wollten mich zu ihrem Könige ernennen. Ich aber bedeutete sie, ihr rechtmäßiger König lebe und sie begrüßten ihn und seine Gemahlin mit Jubel, mich wollten sie auf's Reichlichste beschenken, ich nahm aber nichts, als eine Spange und einen Ring für mein Weib, und als ich heimkehrte und die Kölner das alles erfuhren, da priesen sie meine That und nannten mich den Guten. — So erzählte Gerhard, und der Kaiser ward tief ergriffen und

erkannte, man müsse das Gute nur um des Guten und Gottes Willen thun.

In solcher Weise zeigte sich zumeist die deutsche Dichtkunst und den genannten Sängern reihen sich an: Reinmar der Alte, Dietmar von Aist, Otto von Botenlaube, Hiltbolt von Schwangau, der Marner, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob und Andere. Bei Vielen aber herrscht eine beinahe abgöttische Verehrung des Weibes und dabei eine ganz gemeine Sinnlichkeit im Ausdrucke, wie sie freilich auch im Leben selbst sich zeigte. Das erkennt man zumeist an dem leichtsinnigen Tannhäuser, von dem die Sage erzählt, er sei im Venusberg verschwunden und an Ulrich von Lichtenstein, der reich und verschwenderisch, sich nicht scheute, in abenteuerlicher Vermummung als Königin Venus mit zwölf Knappen zu Ehren seiner Herrin oder als König Artus umherzuziehen und zum Kampfe aufzufordern. Da war das Ritterthum und die Dichtkunst schon ausgeartet und leeres, eitles Spielwerk geworden, da ist das Gedicht nicht mehr der reine unmittelbare Ausdruck innerer Anschauung, sondern das Erzeugniß einer erkünstelten-Gemüthsstimmung.

Den erzählenden Gedichten reiht sich an: die Thiersage. Sie gehört der deutschen Dichtung eigenthümlich an, zerfällt nicht in Fabeln oder lehrhafte, kleine Erzählungen, sondern gestaltet sich zu einem größeren Ganzen und es entsprang diese Thierdichtung aus der Freude, welche unsere Ahnen in früheren einfachen Zuständen als Waldbewohner, Jäger und Hirten an der Thierwelt hatten, ihnen Gedanken und Sprache liehen und die thierischen Triebe zu menschlichen Absichten erhöhten. In dieser Dichtung erscheint der Löwe als König, dessen Hof Reinhardt, der listenreiche Fuchs, und der raubbegierige Isengrin, der Wolf, sammt dem starken ungelenken Bären mit ihren Verwandten in Unruhe versetzen und es werden in diesen Thieren und ihrer Feindschaft gegen einander auf's Lebendigste die kleinlichen Kämpfe geschildert, wie sie an den Fürstenhöfen so häufig sich ereignen. Außer dem Löwen treten nur deutsche Waldthiere handelnd auf und das mag mit als Beweis gelten, daß diese Thiersage, die nachmals in einem größeren Gedichte „Reinecke“ meisterhaft ausgeprägt erscheint, ihren Ursprung in Deutschland hat. In jener Zeit hüllte sich auch die Geschichte in dichterisches Gewand und trat aus den Klosterzellen zum ersten Mal unter das Volk. Nur in dieser Gestalt war sie willkommen und es verkündet „die (Kaiser-) Chronik“ von Päpsten und Königen, guten und übelen, die waren bis auf Konrad den Hohenstaufer, Wahres und Sagenhaftes bunt durcheinander. Als wahrer Geschichtschreiber aber erscheint der durch Gelehrsamkeit und Geburt ausgezeichnete Otto, der Enkel Heinrich's IV. und Halbbruder Konrad's III. Er trat auf seiner Rückreise von der hohen Schule zu Paris mit seinem Bruder Konrad und mehreren Söhnen deutscher Fürsten und Grafen in das Kloster Morimond, wurde da zum Abt und später zum Bischof

von Freising erwählt. Er schrieb in lateinischer Sprache eine Chronik mit religiösem Sinne und fügte den sieben Büchern derselben noch eines über das Ende der Welt bei. Als Zeuge und Quelle erscheint er gegen das Ende des siebenten Buches und in den Büchern von den Thaten des Kaisers Friedrich I. Helmold schildert in lebendiger Darstellung in seiner Wenden-Chronik die allmälige Einführung des Christenthums und der deutschen Herrschaft bei jenem Volke und insbesondere die Thaten Heinrich's des Löwen.

Zehntes Buch.

Die Städte.

Städte-Entwickelung.

Mitten unter den geistlichen und weltlichen Fürstenthümern und Herrschaften war im Laufe der Zeiten unvermerkt eine neue Macht und unter den Ständen der Fürsten und Adeligen, der Freien, Hörigen und Leibeigenen oder Bauern ein neuer Stand emporgewachsen, das waren die Städte mit ihren Einwohnern, den Bürgern.

Die ältesten Städte in Deutschland liegen am Rhein und an der Donau und in denselben erscheinen die ersten Spuren bürgerlichen Bewußtseins in freier Thätigkeit. Diese wurden aber zumeist geweckt und gepflegt vom Christenthum und deren Pflegerin, der Kirche. Denn die alten Römer-Städte blieben oder wurden die Sitze von Bischöfen und wo ein solcher Sitz entstand, da bildete sich alsobald auch eine Stadt, wie dies vorzüglich in Sachsen geschah, z. B. in Osnabrück, Münster, Bremen, Halberstadt, Paderborn und Anderen, ja selbst bei Klöstern, wie St. Gallen, Fulda und anderen mehr. Nur diese hatten schon unter den Karlingen Bedeutung. Selbst die nachmals von Kaisern erhobenen und begünstigten Städte erhielten ihr eigentliches Leben erst durch ihre geistlichen Anstalten: Bamberg durch Heinrich II., nach der Gründung des Bisthums und bald auch emporblühender Klöster, Speier durch Konrad II., Goslar, das durch Heinrich III. Bedeutung gewann, verlor diese wieder, weil sie kein bischöflicher Sitz war.

Aber wie das Sprichwort sagt: „Nur die Mauer trennt den Bürger vom Bauer“, so waren die Land- und Städte-Bewohner weder in ihren Beschäftigungen noch Sitten von einander verschieden; gar viele Freie siedelten sich um die bischöflichen Sitze an und trieben fortwährend den Landbau, wie dies die Bewohner der kleineren Städte noch jetzt thun, umgaben ihre Ansiedelungen erst später mit Wall und Mauern, da in der rohen Zeit der Schirm der Kirche und des Heiligen gegen Gewalt nicht mehr allein genügte, und es schlossen sich dann die Städte unter dem sogenannten Weichbildrechte ganz von den Landgemeinden ab, als besonders gefriedet und geweiht und als die Sitze geordneter Zustände und eines rechtlichen Verfahrens. Das geschah aber überall erst allmälig unter günstigen Umständen.

Ursprünglich waren alle deutschen Städte königliche und zwar standen die einen auf des Königs Grund und Boden und die Einwohner waren seine Leute, in anderen hatte er nur gewisse Einkünfte als Schutzherr zu beziehen und die freie Gemeinde hatte den Grundbesitz. Darauf kamen manche Städte durch königliche Verleihung an Bischöfe und diesen gebührten nun die Abgaben, doch blieben die Rechte der Freien stets unangetastet, nämlich die Freizügigkeit, das Waffen- und Fehderecht, das rechte Eigenthum und Wehrgeld. Auf den Unfreien in den Städten lastete derselbe Druck wie auf dem Lande: der Ehezwang, die Abgabe des Besthauptes bei dem Tode des Leibeigenen an seinen Herrn und die Einstandsgebühr. Die Bewohner einer Stadt konnten sein Vollfreie oder Königsleute oder Hörige und Leute der Kirche. Alle Handwerker aber waren noch Hörige oder Leibeigene und standen unter dem Rechte ihrer Herren und die Freiheit war noch immer nur an den Grundbesitz geknüpft. Auch diejenigen, welche diesen verloren und sich zur Behauptung ihrer persönlichen Freiheit unter den Schutz eines Anderen begeben hatten, mußten dafür zinsen und dienen.

Zuerst und zumeist verschafften die Geistlichen den unter ihrer Obhut stehenden Einwohnern manche Vortheile, die kirchlichen und anderen Bauten und der um eine Kirche rege Verkehr förderten die Gewerbthätigkeit und den Handel, diesen pflegten vorzüglich die besitzlosen Freien mit den Erzeugnissen der emporstrebenden Hörigen und es entstand zuerst in diesen Städten eine gewisse Ordnung, hier konnte Jeder Recht finden und so erhoben sich denn zuerst und zumeist die Städte Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel und Andere. Die Hauptgewalt befand sich in den Händen der Herren der Stadt und der über die Stadt von ihnen gesetzten Beamten, die da waren der Vogt oder Burggraf oder Schulze, die Zöllner und Münzmeister.

Bei dem engen Zusammenleben der wachsenden Volksmenge bildete sich in den Städten zuerst eine öffentliche Meinung, die bald als eine geistige Macht auftrat, um deren Beistand sich die Könige

in ihren Zwisten mit den Päpsten und zwar nicht vergebens bewarben. In den Städten erhob sich die laute Stimme: „Man müsse dem Kaiser geben, was des Kaisers"; Worms erklärte sich offen für Heinrich IV., Nürnberg, Augsburg und Ulm standen beinahe immer auf der Seite der Staufer und die Könige vergalten solche Treue durch mancherlei Gunstbezeugung. Im Jahre 1156 gab Friedrich I. der Stadt Worms einen Freiheitsbrief und erkannte sie als einen eigenen, unter dem Schutze des Kaisers stehenden Freistaat an, der sich selbst regieren durfte. Andere Städte verlangten allmälig dasselbe und so wie die Geistlichen mit ihrem Gebiete sich dem Königsbanne entzogen, so strebten die Einwohner der Städte sich der bischöflichen Oberherrlichkeit zu entziehen und einen selbständigen Staat zu bilden. Gerade während des Investiturstreites erhoben sich die Städte am meisten und gründeten eigene Verfassung mit dem Stadtrathe, welcher frei von den Bürgern gewählt und nur vom Könige oder Bischofe bestätigt ward und seine bürgerlichen Verhältnisse immer selbständiger ordnete.

An der Spitze des Stadtrathes standen anfangs die Altfreien, die schon ursprünglich da wohnten oder vom Lande dahin übersiedelten und in der Folge Patrizier — Stadtadel, im Gegensatze zum Landadel, oder Geschlechter — hießen. Ihre Wohnungen waren wie auf dem Lande wahre Höfe und Burgen zu Schutz und Trutz und in und an denselben ihre Leute, die Hörigen, meist Handwerker, angesiedelt, mit deren Beistande sie ihre Freiheit behaupteten und neue Rechte erwarben. Während aber die königlichen Städte zu freien Reichsstädten wurden und der Stadtrath alle Hoheitsrechte gleich den Fürsten übte, gelang es auch manchen Städten, sich der Abhängigkeit der Bischöfe, ihrer Herren, zu entziehen und es erlangten auch deren Dienstleute und Leibeigene allmälig persönliche Freiheit und zwar umsonst, durch die Gunst ihrer Herren, oder gegen eine bestimmte Lösung und gewisse Leistungen, die von Geschlecht zu Geschlecht fortdauerten. Und so kam es denn, daß die Verfassung der deutschen Städte sehr verschieden war. Die Einen hatten ihre eigene rechtsprechende und verwaltende Behörde unter dem Vorsitze des königlichen Burggrafen oder des bischöflichen Vogts, wie denn Köln sein Schöffenthum im harten und langen Kampfe gegen Erzbischöfe und Kaiser gerettet hatte und die Freien die Stadtämter bekleideten, während in Straßburg nur die Dienstleute des Bischofs zu den Stadtämtern gelangen konnten und die Bürger von jedem Antheil am Stadtregiment ausgeschlossen waren und dem Bischofe theils Arbeitstage, Botendienste oder gewerkliche Verrichtungen leisten, sowie namentlich die Schwertfeger ihm und seinem Hausgesinde Wehr und Helme sauber halten mußten.

Als der Ehezwang aufhörte und der Nachlaß der Leibeigenen für ihre Nachkommen frei ward, da hob sich auch die Gewerbthätigkeit mit dem Bewußtsein der Freiheit und alsobald zeigte sich das

urdeutsche Streben innerhalb der Städte, indem die Genossen von einerlei oder ähnlichen Handwerken sich in Gilden oder Zünften vereinigten, die mit einem Meister an der Spitze und der eigenen Fahne innerhalb der Stadt zu Fuß dienten, wenn es galt, sich gegen ungerechte Angriffe von außen zu vertheidigen, die Altfreien aber — Glevenbürger — dienten zu Roß.

Die Nachkommen der unmittelbaren Fürstendiener — Ministerialen — zogen bald den Aufenthalt in den Städten dem einsamen Leben* auf den Stamm- und Lehen-Gütern vor; viele Adelige siedelten sich in den Städten an, thaten hier Kriegsdienste und empfingen dagegen Schutz und Beistand für sich und die ihrigen bei entstehenden Fehden und theilten sich mit den Altfreien in die bürgerlichen Aemter, so daß das Regiment der Stadt in ihrer Gewalt ruhte. Ihre Mitglieder vereinigten sich in Trinkstuben und Junkerhöfen zum Trunk und zu gesellschaftlichen Vergnügungen, oft aber wurden diese Orte der Mittelpunkt von Partheiungen aufrührerischer Reden und gefährlicher Anschläge. Manche Geschlechter, reich und anmaßend, drängten sich vor, sammelten die Aermeren durch Geschenke und Versprechungen um sich, es erhob sich oft ein blutiger Kampf zwischen den Geschlechtern und ihren Leuten, die bei solchen Gelegenheiten sich bewaffneten.

Die Orden der Dominikaner und Franziskaner waren recht eigentlich für die aufblühenden Städte berechnet und sollten zu dem steigenden Reichthum der Bürger und der Ueppigkeit einen mahnenden Gegensatz bilden durch die beständige Armuth ihrer Mitglieder, die nur von den freiwilligen Gaben der Gläubigen lebten und stets unter dem Volke wandelnd, nothwendig auf dasselbe wirkten. Ihre Klöster und Kirchen und ihre Kleidung waren schmucklos und entsprechend ihrem Gelübde und eine Mahnung an die Vergänglichkeit der irdischen Güter. Zwei Männer aus ihrer Mitte erlangten einen hohen Ruhm, David aus Augsburg und sein Schüler Berthold, in Regensburg geboren oder doch erzogen und gebildet, als Bruder des Minoritenklosters allgemein bekannt. Vom Jahre 1250 an erscheint er als wandernder Prediger zumeist in Bayern, aber auch am Rhein, in der Schweiz, in Franken, Böhmen und Ungarn und der Zudrang des Volkes zu ihm war so groß, daß er meist auf freiem Felde von einer Linde oder einem Hügel herab zu der Menge sprach und seine Rede glich einer Flamme und einem Schwerte, den Geist erhellend und das Herz durchdringend, die Ausdrucksweise aber war einfach, allem Volke verständlich, voll der lebendigsten Gleichnisse aus der Natur, wie: Alles Irdische vergeht und alle Weltherrlichkeit ist nur wie der Blick eines schnellen Reiters in einen schimmernden Kramladen. — Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott anschauten mit leiblichem Auge, so würden wir sterben vor Furcht, wenn wir den Teufel sähen, und käme er jetzt daher dort aus dem Walde und wäre die Stadt ein glühender

Ofen, Alles würde sich in diesen drängen; Gott hat uns zwei große Bücher gegeben, den Himmel und die Erde, daran sollen wir lesen und lernen, was uns noth ist an Leib und an Seele, an der Erde bei Tag und am Himmel bei Nacht. An Allem, was ihr auf Erden seht, könnt ihr Gottes Weisheit, Güte und Macht erkennen. — Wie fordert ihr noch Wunder und sichtbare Zeichen vom Herrn und er thut doch täglich große Zeichen, die ihr aber aus Gewohnheit nicht mehr achtet. Die Erde schwebt, aber kein Kaiser ist so gewaltig, daß er einen Pfennig mag in der Luft aufhängen! — In solcher Weise redete Berthold immerdar, mahnend zu einem wahren christlichen Leben in Thaten der Liebe. Er starb um das Jahr 1272, 13. Dezember, und liegt in Regensburg bei den minderen Brüdern begraben.

Albert der Große und die scholastische Philosophie.

Um dieselbe Zeit lebte ein Mann, der Einzige, der den Beinamen des Großen nicht seinen Kriegsthaten, sondern der Wissenschaft verdankt: Albert Graf von Bollstädt aus Lauingen in Schwaben, geboren um das Jahr 1193. Schwächlichen Körpers, widmete er sich den Studien, ging nach Padua, forschte mit offenem Sinne und liebevoller Neigung in der Natur und schwankte, ob er sollte Arzt oder Prediger werden. Der Stand der Aerzte aber war verachtet, jede Krankheit galt für teufelische Anfechtung und sollte dem Weihwasser und Segenssprüchen weichen, vom inneren Bau des menschlichen Körpers, von Gesundheit und Krankheit und einer vernünftigen Heilart hatte kaum Einer Kenntniß, dagegen bot das Kloster eine sichere Freistätte für die Wissenschaft, Muse und oft auch gelehrten Umgang und einige Bücher. Damals war der Prediger-Orden (Dominikaner) im kräftigen Aufblühen und in diesen trat Albert in seinem dreißigsten Jahre und wurde bald dessen höchste Zierde und Stütze. Als wandernder Lehrer weilte er bald am Rhein, bald an der Donau, studirte eifrig in den lange vergessenen, erst wieder aufgefundenen Schriften des Aristoteles und sammelte überall einen Kreis wißbegieriger Schüler um sich, von welchen ihn Thomas von Aquin an Tiefe überragte. Am liebsten lebte er in Köln, der Hauptniederlassung seines Ordens und trug hier am meisten bei zur friedlichen Ausgleichung der Zwiste des Erzbischofs mit den Bürgern, dann in Hildesheim, Freiburg, Straßburg und Regensburg.

In Köln war es, wo er den König Wilhelm mitten im Winter in einem Frühlingshaine voll Blumen und fruchtbeladener Bäume

bewirthete, weshalb er dem Volke als Zauberer galt, zumal er auch sich bewegende, ja sprechende menschliche Figuren verfertigt haben soll. In seinem einundsechszigsten Jahre wurde er Vorsteher seines Ordens in Deutschland, durchwanderte zu Fuß, ohne Geld, beinahe alle deutschen Länder, untersuchte den Zustand der Klöster, mahnte, besserte und fand noch Zeit, viele Schriften zu verfassen, in welchen er das ganze Wissen seiner Zeit niederlegte und er achtete so gar Nichts als sein Eigenthum, daß er seine Bücher immer in dem Kloster ließ, in welchem er sie geschrieben hatte. Sein Ruhm aber erweckte ihm und seinem Orden Haß und Neid, die Universität Paris eiferte gegen die armen Orden, sie waren für den glänzenden päpstlichen Hof selbst ein stummer und doch beredter Vorwurf und ihre Auflösung deshalb nahe. Da ging Albert im Jahre 1256 als Abgeordneter derselben nach Rom und wies in einer so glänzenden und überzeugenden Rede die Anschuldigungen der Pariser Universität zurück, daß die beiden Orden nur ihm ihr Fortbestehen verdankten.

Im Jahre 1259 zum Bischof in Regensburg erwählt, übernahm er diese Würde erst im folgenden Jahre und nur auf den ausdrücklichen Befehl des Papstes, lebte und wirkte fort wie früher, nicht in fürstlicher Pracht, sondern als Lehrer, Prediger und dazu als guter Verwalter, er hieß nur der Bischof Bundschuh, tilgte durch Ersparungen die Schulden seiner Vorgänger, legte aber seine Würde schon nach zwei Jahren nieder und kehrte nach Köln zurück, wo er als Lehrer der aristotelischen Philosophie mit ungemeinem Eifer und Beifall bis zu seinem Tode — 15. November 1280, — in seinem 87. Jahre, wirkte. Er hinterließ beinahe über alle Werke jenes heidnischen Meisters, derer er nur habhaft werden konnte, Erklärungen, um sie dem Verständnisse seiner Zeitgenossen anzupassen, Dunkelheiten aufzuhellen und Zweifel aufzulösen. Es bleibt ein Räthsel, wie er dies als gewissenhafter, der Kirche und seinem Stande innig ergebener Priester konnte und durfte, da die tiefe Forschung den Glauben auf bloßes Ansehen hin zu untergraben drohte, weswegen denn anfangs wirklich das Lesen der aristotelischen Schriften von den Päpsten untersagt war, bis sie später dessen Denklehre ausnahmen, sie vielmehr selbst empfahlen und endlich auch in Betreff der übrigen Schriften stillschweigend den Forderungen der Zeit wichen. Albert aber forschte, fern von jeder Nebenabsicht, nur aus Drang nach Wahrheit und entfaltete in seinen Schriften eine so umfassende Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils und Klarheit in der Darstellung mit einer so glühenden Begeisterung für die Wissenschaft, daß ihn die Zeitgenossen mit Recht anstaunten. Sein Buch über die verschiedene Natur der Gegenden, seine sieben Bücher von den Pflanzen zeigen den tiefen Beobachter zu einer Zeit, da jeder Naturforscher Gefahr lief, als Ketzer und Zauberer verbrannt zu werden. Er wagte es schon zu lehren: die Sterne sind nicht feuerig, die Sonne steht in Mitten der Sterne und die Milchstraße

besteht aus vielen kleinen Sternen. Seine Andachtsbücher und theologischen Arbeiten zeugen von seiner Frömmigkeit, wie er denn auch die Kritik mit liebenswürdiger Bescheidenheit übte.

Unter seinen vielen Schülern ragte vor Allen der tiefsinnige Thomas von Aquin hervor, welcher bewunderungswürdige Gebäude aus Schöpfungen des Verstandes in derselben Weise errichtete, wie sie der Dichter aus den Gebilden seiner Phantasie erschafft, und er gilt als Eines der Häupter der scholastischen Philosophie — jener spitzfindigen Begriffslehre, vermöge welcher die Glaubenslehren aus der Forschung über das Wesen der Vernunft sollten hergeleitet werden. Die Kirche forderte unbedingten Glauben an ihre Aussprüche und Gehorsam. Die Kirchenväter hatten sich der Vernunft als einer von Gott gegebenen Kraft zur Erforschung der göttlichen Geheimnisse bedient, später entschied man nach den Aussprüchen jener Lehrer und hielt es für frevelhaft, nach eigenen Gründen zu forschen, und der Aberglaube wuchs, weil das Licht der Vernunft ihm nicht entgegentrat. Da zeigte sich denn die Thätigkeit des Geistes, wenigstens in Schöpfungen des Verstandes, und er wollte den Glauben erobern, zum inneren Verständnisse der einzelnen Glaubensvorschriften gelangen, sie erklären und beweisen, und die scheinbaren Widersprüche lösen. Daher denn das Streben, die Begriffe festzustellen und sie von anderen ähnlichen zu unterscheiden. Man erlangte eine ungemeine Fertigkeit im Umgränzen und Feststellen der Begriffe, im Bilden und Verbinden der Urtheile und Schlüsse, oder in dem, was man Dialektik nannte. Die Schulen wurden in dieser Beziehung zu Kampfplätzen, und wie in den Turnieren und Fehden die Ritter ihre edelsten Kräfte vergeudeten, so die Gelehrten in solchen Redekämpfen, in welchem man mit Schlüssen stritt, Fragen auf Fragen häufte und um eine Antwort nie verlegen war. Es ist unglaublich, welche Fragen die scholastische Philosophie aufwarf und zu lösen suchte. Man fragte: Wann, zu welcher Tageszeit brachte der Engel Gabriel der auserwählten Jungfrau Maria die himmlische Botschaft? Wessen Geschlechtes war er? Mußte Jesus als Mensch auf die Welt kommen oder konnte er auch in anderer Gestalt erscheinen?

Die deutsche Baukunst.

Gerade damals, als die Dichtung sank, begann die Baukunst mit ihren Schwestern, der Bildnerei und Malerei, ihr tiefsinniges Leben in den schönsten und mannigfaltigsten und erhabensten Schöpfungen zu entfalten.

Es war aber der Bau einer Kirche in jener Zeit eine heilige Sache für die Gemeinde und das Land, ja für die ganze abendländische Christenheit, und um das Haus des Herrn würdig zu schmücken, einen Bau, Gott zu Ehren und sich zum Andenken, der Nachwelt zu hinterlassen, nahmen Hohe und Niedere Theil und steuerten dem Prediger, welcher zu demselben sammelte und dafür den Ablaß der zeitigen Kirchenstrafen verkündete, oder sie legten selbst Hand an. Im Jahre 1248 legte der Erzbischof Konrad von Hochstädten den Grund zum Kölner Dom, im Jahre 1251 gründete der Abt von Schulpforta sein kunstreiches Münster und im Jahre 1275 legte der Bischof Dundorfer den Grundstein zum Dom in Regensburg und suchte, um den Bau so schnell als möglich zu fördern, die Beisteuer der ganzen Christenheit und erlangte vom Papste Gregor X. eine Ablaßbulle für Alle, die das Unternehmen unterstützten, und es kamen alsobald aus allen Gegenden Deutschland's reichliche Beiträge und selbst aus Italien, Frankreich und Spanien. Und Jahr um Jahr wurden die milden Beiträge gesammelt und verwendet und beinahe jeder Bürger in Regensburg bestimmte in seinem letzten Willen noch eine Gabe zum Dombau, edle Geschlechter ließen einzelne Theile der Kirche, Seiten, Kapellen und Altäre auf eigene Kosten erbauen und stifteten sich dadurch und darin ein bleibendes Denkmal.

Die ersten Kirchen in Deutschland waren unansehnliche Gebäude von Holz, wurden später von Stein aufgeführt, mit Fenstern in halbrunden Bogen, im Innern mit dicken Säulen, auf welchem die Decke flach ruhte. Jetzt aber ward der gothische Styl, oder wie er auch genannt wird, der deutsche Styl, mit dem Spitzbogen herrschend, der emporstrebt und den Glockenthurm zum weithallenden Geläute in den schönsten, zierlichsten und kühnsten Formen gestaltet und mit sich das ganze Gebäude in die Höhe zieht, und die neue Baukunst ist eigentlich Pfeilerbau, bei dem die Mauern wenig Flächenräume darbieten und der auf sich selbst ruht. Die Säulen des Schiffes erheben sich schlank wie dünne, rohrförmige Bündel, und von den Gesimsen der Pfeiler steigen die Bogen gleich Strahlen-Büscheln auf, streben in die Höhe und senken sich an den Wänden herab. Aber Nichts erreicht die Pracht der Thürme, welche gleichsam zur Verherrlichung der Baukunst erfunden scheinen und in Pyramiden- und Obeliskenformen emporstrebend Aug' und Herz mit sich emporziehen und zum Himmel weisen. Der Spitzbogen erscheint an Thüren, Fenstern und Gewölben, und mit der Baukunst verschwisterten sich innig Bildnerei in Stein, Thon, Holz und Erz und die Malerei. Der Meißel des Steinmetzen, welcher die Kunst des Baues und der Bildnerei damals fast immer in sich vereinigte, schuf die kunstreichen Zierden in Knospen, Blättern und Thürmchen und die durchbrochenen Fensterbogen, so wie die phantastischen Thier- und Menschengestalten, einzeln oder in Gruppen

oder in halberhabener Arbeit ganze Heiligen-Geschichten. Die bildlichen Darstellungen in den Vorhallen, über den Thüren, in den Fenstern und an den Wänden, Chorstühlen, Kanzeln, Taufbecken, und besonders an und auf den Altären zeugen noch heute von bewunderungswürdiger Schönheit und es liegt in den Kirchen aus jener Zeit beinahe die ganze Bibel in Bildern, wie ein aufgeschlagenes Buch vor den Augen der Gläubigen und wirkt belehrend und erhebend.

Die Fenster der Kirchen waren anfangs nur mit Vorhängen statt der Gläser versehen, denn man verstand es noch nicht, helle Glastafeln zu bereiten, wohl aber kleine farbige Stücke, welche man würfelartig mittels Streifen von Blei zusammensetzte; mit solchen versah man die Fenster und milderte dadurch zugleich das blendend einfallende Sonnenlicht. Allmälig lernte man auch Figuren und ganze Bilder zusammensetzen, und die ersten Glasfenster dieser Art erhielt durch einen Grafen Arnold die Kirche des Klosters Tegernsee, unter dem Abte Gozbert (982—1001), dort waren auch die ersten Glashütten, von welchen andere Klöster ihren Bedarf bezogen, bis auch bei Hildesheim einige entstanden. Die mit dem deutschen Baustyle erhöhten und erweiterten Fenster wurden mit bedeutsamen Sinnbildern — Rad- oder Sonnenfenstern, auch Rosen genannt — und den glühendsten Farben geschmückt.

Da der Bau dieser Kirchen gleichsam für die Ewigkeit bestimmt, auf viele Menschenalter hinaus berechnet war, indem die Kosten Jahr für Jahr von den Gläubigen beigesteuert wurden, so entstand um die langsam sich erhebende Kirche ein Verein der dabei beschäftigten Arbeiter, unter dem Namen der Bauhütte. Meister und Gesellen gründeten, zwischen der freien Kunst und dem Handwerk sich bewegend, eine Brüderschaft nach gewissen Vorschriften und Abzeichen — dem Zirkel, Maß und Richtscheidt. Die Obliegenheit eines Jeden war genau bestimmt und ihre Menge, durch alle Grade der Geschicklichkeit den Meister unterstützend und mit ihm berathend, war täglicher Arbeit und im Alter oder in Krankheit brüderlicher Unterstützung gewiß, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt und durch Sitte gebändigt. Gegründet auf Menschenkraft und Ausdauer zur Ehre Gottes und zum Ruhme der Gemeinde unternahm, vollendete oder förderte doch nach Kräften die Gesellschaft jene ungeheuren Werke, die wir jetzt noch bewundern. Die Oberaufsicht des Kirchenbaues blieb immer der Geistlichkeit vorbehalten, ein Domherr hieß der Baumeister, über alle Arbeiter führte der Hüttenmeister die Aufsicht und jede Kunst hatte wieder ihren eigenen Vorsteher.

Langsamer entwickelte sich die Kunst der Malerei, welche ihre Gestalten anfangs im byzantinischen Style schuf und sich am Niederrhein ansiedelnd, den ernsten, trockenen Charakter auf lange Zeit heimisch machte, daß man die Mutter des Herrn sogar mit dunkelbraunem oder gar mit schwarzem Gesichte, nach ägyptischen und

äthiopischen Veranlässen darstellte. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts aber brach das Naturgefühl die engen Schranken dieser fremden Schule und bald erschienen Männer- und Frauengestalten mit kräftigen, klaren Farben und zartem Pinsel dargestellt, mit eirunden Gesichtern Knaben, und Mädchen mit apfelrunden — ein Geschlecht voll Biedersinnes und Frömmigkeit. Die vorzüglichsten Kennzeichen der Gemälde jener und noch der späteren Zeit sind der Goldgrund, eingedruckte Heiligenscheine um das Haupt, worin der Name des Heiligen zu lesen, die glänzende Metallfläche ist mit wunderlichen Bildern tapetenartig gestempelt oder durch braune Umrisse zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgemodelt. Ein Glück für die Ausbildung der Malerei war die Verehrung der Mutter des Herrn und der Heiligen, zumal daß in Köln die heiligen drei Könige verehrt wurden, deren Gebeine dort ruhen sollen. An diesen zarten Gegenständen übte sich die Kunst und stellte in mannigfacher Weise die Anbetung der Weisen, die ärmliche Hütte, die himmlische Anmuth des Kindes, die Würde seiner Mutter und die irdische Pracht der Könige und ihres Gefolges dar. Gerühmt wird vor allen anderen der Meister Wilhelm von Köln, dem in Nachbildung menschlicher Gesichter Niemand gleich kam. In den Klöstern übten manche Mönche und Nonnen die Kunst der Miniaturmalerei bei dem Bücherschreiben, und noch jetzt sind viele und schöne Beweise ihrer Kunstfertigkeit vorhanden. Herrad von Landsberg, Aebtissin in Hohenburg im Elsaß († 1195) schrieb in Mußestunden unter dem Titel Bußgarten in lateinischer Sprache alles Wissenswerthe vom klösterlichen Standpunkte ihrer Zeit zusammen und versinnlichte Manches durch beigefügte Malereien, die ein gutes Stück Weltanschauung und einen Einblick in das häusliche Leben der Deutschen gewähren.

Handel und Gewerbe.

Zu den Kirchenbauten standen gar manche Handwerker in der lebendigsten Beziehung, insbesondere die Gold- und Silberschmiede zur Verfertigung der meistens kostbaren Kirchengeräthe, Kelche, Kannen, Leuchter, und vor Allem der Reliquienbehälter. Da dünkte den Großen keine Gabe als Opfer zu groß, und nicht blos Geistliche, sondern auch Weltliche spendeten dazu oft ungeheuere Summen. Der Erzbischof Willigis († 1011) gründete in Mainz einen Domschatz von den mannigfaltigsten Geräthen für den Kirchendienst, zum Theil von kolossaler Größe, Alles aus edlen Metallen und mit edlen Steinen besetzt. Von ähnlicher Art war der Domschatz in

Hildesheim, und Heinrich der Löwe ließ in einem Kloster das Bild des Gekreuzigten aus lauterem Golde aufstellen.

Nach der Weise der Bau-Genossenschaften traten auch andere Gewerke in Vereinen — Gilden — zusammen und beriethen bei ihren Zusammenkünften — in Zünften — über Alles, was ihrem Gewerk und ihnen ersprießlich sein möchte. Es geschah dies wohl in Nachahmung der religiösen Brüderschaften und aus dem urdeutschen gleichsam angeborenen Vereinigungssinn zur Erreichung bürgerlicher Zwecke. Die gleichartigen Handwerke schlossen sich aneinander, wie die Bäcker und Müller, die Feuerarbeiter verkauften ihre Erzeugnisse an einem Platze, die sie anfangs auf Bänken und in Vorbauen oder Lauben, später in Lagern, Hallen und Kaufhäusern ausstellten. Jede Zunft wählte sich einen Heiligen als Patron, ihre Mitglieder steuerten zusammen zu frommen und wohlthätigen Zwecken unter sich, versammelten sich alljährlich zu bestimmten Zeiten zum gemeinschaftlichen Gottesdienste, zur Berathung ihrer Gilde-Angelegenheiten und zum Tanz und gesellschaftlichem Vergnügen, jede Zunft sammelte sich aber auch um ihre Fahne, wenn Gewalt der Stadt oder ihrer Verbindung drohte, und in solcher wehrhaften Stellung wußten sie sich mancher drückenden Leistung und Abgabe an ihre Herren zu entziehen, weshalb diese, sowohl geistliche als weltliche, bald gegen solche Bündnisse eiferten, sie eine Verschwörung nannten und gegen sie den Schutz des Kaisers anriefen. Bisweilen willfahrten diese den Bischöfen, wenn sie gerade deren Hülfe bedurften, dann begünstigten sie wieder die Städte, wenn sie von deren Beistande Förderung ihrer eigenen Sache hofften. Schon erkannten die weltlichen Fürsten die wachsende Bedeutung der Städte und förderten ihr Gedeihen auf alle Weise, sich sowohl zum Ruhme, als zur Erweiterung und zum Schutze ihrer Macht.

Zwischen den reichbegüterten Altbürgern, den Edlen und den Handwerkern standen die Kaufleute und die Unternehmer von größeren Kunstwerkstätten. Der Handel ging in den frühesten Zeiten vom Schwarzen Meere her, an der Donau aufwärts, weswegen die Donau-Städte sich am Meisten und Schnellsten erhoben. Indien und das ganze Morgenland waren das ganze Mittelalter hindurch die Haupt-Quelle des Handels, und von dorther kamen die Seiden- und Goldstoffe, besonders für die geistlichen Gewänder, von dorther kamen auch die Gewürze, beliebt und selbst für nothwendig erachtet zu den schweren, allgemein üblichen Mehlspeisen, griechische und italienische Weine u. dgl. Seit den Kreuzzügen nahm der Handel seinen Weg mehr über Italien und die Alpen, an den Bodensee, und von hier aus nach verschiedenen Richtungen, besonders über Konstanz oder Basel, den Rhein hinunter, oder über Lindau, Augsburg, Ulm und weiter nach Norden. In den Ländern an den nördlichen Meeren zogen in Begleitung der Prediger auch die

Kaufleute umher, und tauschten gegen südliche Erzeugnisse andere, besonders die vielgesuchten Pelzwaaren ein, die wesentlich zum Putze des Fürsten- und Herren-Standes gehörten. Von den nördlichen Meeren kamen Heringe in ungeheurer Menge.

Die Flüsse galten von jeher als die eigentlichen Welt-Handelsstraßen, die Wege zu Land waren selten in gutem Stand und unsicher; lange Zeit hindurch erscheint Regensburg als der Mittelpunkt des Handels, von wo aus die Handelswege nach allen Weltgegenden gingen, wo die verschiedenartigsten Waaren zusammenströmten.

Im Norden wetteiferten Magdeburg, Bremen, Hamburg und Lübeck im Handel mit einander und wurden reich und mächtig. In Oberdeutschland aber zeichneten sich früh zwei Städte aus durch Kunstfertigkeit und einen edlen Geschmack in ihren Arbeiten, das schöne, gediegene Augsburg und das vielseitige, erfindsame Nürnberg, beide berühmt in der Verfertigung von Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Holz-Geräthschaften durch treffliche Bildhauer, Glockengießer u. A. Wo irgend eine Hoffnung zum Absatz war, da fehlten die unverdrossenen, mit kleinem Gewinn zufriedenen Nürnberger gewiß nicht und sie erhielten durch die zierlich gearbeiteten Geräthe, welche sie den Bischöfen und Fürsten als Geschenke brachten, mehr Befreiungen von landesherrlichen Zöllen, als irgend eine andere deutsche Stadt. Im östlichen Hauptgebiete des Handels waren vorzüglich berühmt Prag und Breslau, im westlichen Straßburg, Frankfurt und Köln, welches zwischen dem Niederrhein und weiterhin bis nach England vermittelte und das Haus der Kölner Kaufleute in London war über ein Jahrhundert lang die reichste Waarenniederlage aus Deutschland und besaß ungemeine Vorrechte. Im Jahre 1268 erhielt das deutsche Lager- und Kaufhaus in Venedig seine Satzungen, und Regensburg und Augsburg waren am meisten darin vertreten. Der Stand der Kaufleute aber ward wegen seines wachsenden Reichthums immer mehr geehrt und sein Einfluß wuchs in den Städten, in der Heimath und in der Fremde.

In den frühesten Zeiten waren die Juden die Großhändler und Hausirer und sie fanden an den Höfen, besonders bei den Frauen, reichlichen Absatz, sie waren anfangs nicht blos geduldet, sondern geschützt und erst seitdem sie reich geworden, erregten sie Neid und Haß bei dem Volke und im ersten Kreuzzuge erlitten sie von den ersten wilden Horden die erste grausame Verfolgung, seitdem ergingen in größeren oder geringeren Zwischenräumen ähnliche Mißhandlungen bald da, bald dort über sie. Doch auch die christlichen Kaufleute waren großen Bedrückungen preisgegeben und gar oft wurden ihre Waarenzüge von Burgherren und deren Gesinde überfallen und geplündert, sie selbst ermordet oder fortgeschleppt und erst gegen hohes Lösegeld wieder freigelassen. Die Landedelleute beneideten den Reichthum derselben und suchten, unvermögend, sich die neuen Waaren auf rechtliche Weise zu verschaffen, dieselben mit

Gewalt zu erringen. Gegen solches Unwesen erlangten die Kaufleute von den Kaisern anfangs nur die Erlaubniß, das Schwert aufgebunden auf den Wagen mitzuführen und sich dessen bei wirklicher Gefahr zu bedienen, dann aber bewaffneten sie sich und ihre Diener und endlich schützte den Handel ein starkes Geleit von einer Stadt zur anderen. Gegen die Bedrückungen der größeren Herren aber waren sie machtlos und mußten ungeheuere Zölle zu Wasser und zu Lande zahlen, da jeder Landesherr nur gegen große Abgaben sie durch sein Gebiet ziehen ließ. Zwischen Mainz und Köln auf einer Stromlänge von zweiundvierzig Stunden waren dreizehn Zollstätten!

Obgleich die meisten Bischöfe gegen die Juden als Ungläubige eiferten, siedelten sich diese doch am liebsten in den bischöflichen und freien Reichsstädten an, wie in Regensburg, Augsburg, Basel, Straßburg, Worms, Mainz und Köln. Da wohnten sie aber nur auf einen engen Raum beschränkt in abgesonderten Straßen und durften nur mit einem auffallenden Abzeichen — einem gelben Ring auf dem Kleide oder mit einem gehörnten Hütchen — öffentlich erscheinen und waren preisgegeben dem Muthwillen des Pöbels und der Habsucht der Mächtigen. So wurden auf Befehl des Erzbischofs Rupert von Magdeburg in dieser Stadt und in Halle am Laubhüttenfeste 1261 die reichsten Juden in's Gefängniß geworfen und hunderttausend Mark von ihnen erpreßt, überdies ihre Kisten in den Häusern aufgebrochen und alles ungemünzte Gold und Silber geraubt und zur Bezahlung der Mantelgebühren nach Rom geschickt. Die Juden waren von Friedrich II. für kaiserliche Kammerknechte erklärt worden, deren Hab und Gut und Leben dem Kaiser gehöre. Dasselbe Verhältniß sprachen dann auch die anderen Fürsten an, in deren Gebiete Juden lebten und in Brandenburg mußten sie nachmals bei jedem Regentenwechsel den dritten Theil ihres Vermögens als Steuer geben. In so tiefer Verachtung lebten sie, daß bis in's fünfzehnte Jahrhundert verbrecherische Juden zwischen Hunden, und zwar mit unterwärts gekehrtem Haupte, aufgehängt wurden. Kein Fürst durfte ihnen Freiheit oder Bürgerrecht verleihen und selbst Kaiser erließen gegen bedeutende Abgaben durch plötzliche Machtbefehle den Fürsten und Städte alle Schulden an die Juden. Diese suchten sich dagegen bei Gelegenheit wieder zu entschädigen und trieben als Pächter die Steuern und Gefälle mit unbarmherziger Strenge ein, ja ihr Geldwitz und Geiz bereicherte die Fürsten mit Erfindung neuer Steuern, deren Pacht sie wieder erhielten, daß die Verzweiflung der Unterthanen oft bis zum Kaiser drang, der dann durch augenblicklich wirkende Gesetze dem Grundübel vergebens abzuhelfen suchte.

Unmäßig, prahlerisch und unbarmherzig im Glücke, immer gefaßt und standhaft im Unglücke zeigten sich die Juden — diese Fremdlinge unter den Germanen — als ein unverwüstliches Ge-

schlecht, so oft und so sehr sie auch mißhandelt, beraubt und vertrieben, gepeinigt und selbst zu Hunderten ermordet wurden. Sie waren die Blutegel des Volkes, das von ihnen auf alle Weise hintergangen wurde, sie waren aber Fürsten und Rittern, Bischöfen und Aebten und Stadtjunkern hülfreiche Freunde in Geldverlegenheiten und erholten sich nach jedem Unfalle bald wieder durch ihre Mäßigkeit, Sparsamkeit und Unverdrossenheit, zufrieden mit kleinem Gewinne, wenn eben kein größerer zu erwarten stand. Kaum hatte man sie aus einer Stadt vertrieben und ihnen all' das ihrige zurückbehalten und ihrer viele sogar ermordet; nach wenigen Jahren verlangten sie auf's Neue Aufnahme und erlangten sie, denn bald schienen auch die Bürger nicht ohne sie leben zu können. Das Leben der Bürger in den Städten war einfach derb und durchweg ein häusliches, doch bildete sich in denselben das Herbergs- und Wirthschaftswesen, sowie das gesellige Leben allmälig immer mehr aus. Der Wirthshäuser waren Anfangs nur wenige, der Besuch gering und nur bis zehn Uhr Abends erlaubt, an Werktagen fand sich selten einer der Einheimischen ein, desto zahlreicher erschienen sie an Feiertagen, besonders zur Sommerszeit im Freien. Da hielt sich Jeder zu seinen Standesgenossen, und wie die Herren und Junker ihre Trink- und Weinstuben, die Handwerker ihre Herbergen und Zunfthäuser, so hatten die Geistlichen an den Domstiftern ihre Trinkkeller oder Stuben, von welchen mehrere ihre berühmten Namen bis auf unsere Zeit erhalten haben. Da trank man das beliebte Bier, das zu brauen eine Berechtigung Aller war, oder Wein aus der Heimath, am Rhein, Main oder an der Donau, oder auch ausländischen. Die Liebe zu fröhlichen Gelagen, die Trinklust, hatte sich von den alten Germanen auf die Enkel fortgeerbt und wie man früher zu Ehren der Götter trank, so später zu Ehren der Heiligen, Freunden und Frauen zu Lieb und Ehren, bis auf die Nagelprobe oder den letzten Tropfen, die vollen Becher leer. Dabei ertönten Trinklieder, Sprüche und Witz, und jede freudige Veranlassung wurde benutzt, seine Freunde und Verwandten oder Genossen zu einem Schmaus und Trinkgelage zu laden, wobei die Mäßigkeit meistens zu Schanden ward, ja man bemaß die Stärke eines Mannes nach seinem Trinken. Schon früh sorgte die Obrigkeit in den Städten für die Unschädlichkeit der Getränke und strafte namentlich das Verfälschen des Weines strenge.

An Sonn- und Feiertagen übten sich Armbrust-, Stahl- und Hacken-Schützen, die sich nachmals in einer eigenen Brüderschaft zu Ehren des heil. Franziskus vereinigten; auch die Zünfte der Schmiede, Schlosser und Zimmerleute thaten sich zu Waffenübungen zusammen und so bildete sich in den Städten allmälig eine wehrhafte Gemeinde, die aus den verschiedenen Zünften und Ständen bestand und je unter eigenen Anführern die Vertheidigung des Gemeindewesens besorgte. Eben so einfach als man lebte, wohnte man auch, die

Häuser waren meistens aus Holz und Lehm, selten von Stein und oft thurmhoch gebaut, um viele Menschen aufzunehmen, die Gassen enge, krumm und unregelmäßig, wie Drang der Umstände oder Laune zu bauen veranlaßte. Durch die Kreuzzüge kamen, als Nachahmung südlich gelegener Städte, die Erker an die Häuser, jene thurmartigen Anbaue, welche in die Straßen hineinragten und diese überschauen ließen, aber auch verdunkelten. An eine Pflasterung und allgemeine nächtliche Beleuchtung dachte man noch nicht. Im Hause selbst waren nur wenige, einfache, meist hölzerne Geräthschaften.

In den Verhältnissen der Hörigen und Leibeigenen auf dem Lande änderte sich Nichts, bis durch den Ausspruch der Kirche Niemand gehindert werden durfte, das Kreuz zu nehmen und zur Befreiung des heiligen Landes sich einem Kreuzzuge anzuschließen. Da schienen sich mit einem Male alle Bande zwischen den Herren und ihren Leuten zu lösen. Viele von diesen entflohen ihren harten Herren, der Reiz der Neuheit, die Hoffnung im fremden Lande sich frei anzusiedeln, veranlaßten ganze Schaaren, sich den Kreuzfahrern nach dem Morgenlande oder zum Kampfe gegen die heidnischen Slaven an der Ostsee anzuschließen. Bald erzeugten diese Wanderungen und die fortdauernden Fehden in Deutschland selbst großen Mangel an Bauern und es mußten die großen Gutsbesitzer, geistliche und weltliche, großmüthig und menschlich gegen ihre Bauern verfahren, wenn sie nicht ihre Besitzungen wollten öde sehen. Deshalb übergaben Viele ihre Ländereien unter gewissen Bedingungen ihren Leibeigenen, die nun nach milderen Verhältnissen zehent- und frohnpflichtig wurden und Vieles von dem jährlichen Ertrage der von ihnen bebauten Ländereien für sich behalten durften. Die ehrwürdigsten Geistlichen und die größten Päpste hatten sich ohnehin schon immer gegen die Leibeigenschaft und den harten Druck der Bauern erklärt. Als die Kreuzzüge allmälig aufhörten, entliefen die Hartgedrückten häufig in die Städte, wo man sie aufnahm nach dem Grundsatze: „Die Luft macht frei. Stadtrecht bricht Landrecht". Je mehr die städtischen Gewerbe emporkamen und der Handel blühte, um so leichter fanden die Ankömmlinge durch mannichfache Beschäftigung ihren Lebensunterhalt; wer von ihnen in der Stadt nicht mehr Raum fand, ließ sich außerhalb der Pfähle und Bollwerke nieder, daher sie Pfahlbürger hießen und als Schutzverwandte der Stadt galten. Sie richteten dann Miethwirthschaft und Gartenbau ein und waren, so weit der Burgfrieden — das Gebiet der Stadt oder das Weichbild und der Burgbann — ging, gegen jeden Angriff geschützt, und so wie das Haus eines jeden Bürgers für den Besitzer und alle Einwohner und alle, die sich in dasselbe flüchteten, nach ursprünglich deutscher Sitte ein unverletzbarer Zufluchtsort und eine Freistätte war, so war es die Stadt im Allgemeinen und nur nach dem bestehenden Rechte durfte ein schuldiger Flüchtling ausgeliefert werden.

Den Gutsbesitzern mißfiel diese Duldung in den Städten und oft erhob sich blutiger Streit wegen verweigerter Auslieferung ihrer entlaufenen Bauern, dann wurden Verträge und Beschränkungen eingegangen, die aber wenig fruchteten, die Bauern entliefen wie zuvor, jedoch nun in entferntere Städte, damit sie nicht leicht von ihren Herren aufgefunden und zurückgefordert würden. Geschah dies nicht binnen Jahresfrist, so hatte der Herr kein Recht mehr an sie. Nur in den Städten konnte der Leibeigene sich seiner Fesseln entledigen, wohin er sich sonst wenden möchte, fiel er als Wildfang — wie ein wildes Thier — dem Herrn als Eigenthum anheim, auf dessen Grund und Boden er sich niederließ oder eingefangen wurde.

Religiöser Glaube und Aberglaube.

Dieses waren im Allgemeinen die Zustände in Deutschland, Alles getrennt in einzelne Fürstenthümer unter geistlichen oder weltlichen Herren, in Städte-Gemeinden und Ständen, von welchen die Einen in stolzer Uebermacht und Gewalt, die Anderen unter hartem Drucke, Jene mit vielen Vorrechten, Diese mit verkümmerten, dem Menschen angebornen Rechten. Der Geist des Christenthums zeigte seine himmlische Frucht nur an den Einzelnen, und die Kirche, diese Heils-Anstalt zur Beseligung Aller, duldete und heiligte sogar dieses Mißverständniß und die strenge Absonderung der Stände. Nur der äußere Gottesdienst war Allen gemeinsam, konnte wahrhaft erhebend, belehrend und beseligend auf alle Stände wirken und im Tempel fühlten sich Alle als eine einzige große Gemeinde vor Gott, dem Herrn der Welt.

Es wurde aber der Gottesdienst überall seit den ältesten Zeiten des Christenthums beinahe ganz in einer und derselben Weise gefeiert, als eine heilige Handlung, an welcher Priester und Volk — dieses durch seine Chorführer — Theil nahmen. Daher stammen die Wechselgesänge, die bei der Messe und insbesondere bei gewissen Festen deutlich hervortreten, und die heilige Handlung selbst wird zum Theil wirklich, zum Theil sinnbildlich vor den Augen des Volkes dargestellt. Bei der Osterfeier besteht der Wechselgesang aus drei Theilen, dem der Engel, der Maria und des Chores. Die Marienklagen durchdrangen die Herzen der Gläubigen erschütternd und die Chöre zur Feier der Auferstehung erfüllten sie mit unbeschreiblicher Freude. Die lateinischen Gesänge wurden, weil sie die heilige Handlung begleiteten, auch vom Volke, wenigstens ihrer Bedeutung nach verstanden, zumal dazwischen, gleichsam erklärend oder wieder-

holend, die deutschen Lieder ertönten. Die Grablegung Christi, die Auferstehung, die Sendung des heiligen Geistes und andere heilige Handlungen wurden seit den frühesten Zeiten in der Kirche dargestellt, im zwölften Jahrhundert aber beginnen die eigentlichen geistlichen Schauspiele, die wegen ihres großartigen Inhaltes und Umfangs nicht mehr für die Darstellung in den Kirchen, sondern im Freien und durchaus religiösen Inhalts zur Erbauung des Volkes bestimmt waren.

In solcher Weise wurde aufgeführt die Ankunft der heiligen drei Könige und ihr Opfer an das Jesukind, dann später in rascher, ergreifender Entwickelung das Leben Jesu, oder vielmehr seine Leidensgeschichte, die in der Kirche nur in Wechselgesängen ertönt. Sie wurde zum wirklichen Schau- oder Trauerspiel ausgebildet und mit tief ergreifender Wahrheit dargestellt, dabei aber nur das ausgewählt, was auf das öffentliche Leben Jesu Bezug hatte. Diese heilige Geschichte erschien wahrhaft als eine einzige große Handlung, deren Darstellung zuweilen mehrere Tage dauerte. Merkwürdiger Weise wurde der weltliche Theil derselben komisch aufgefaßt und der Teufel erschien als lustige Person oder als Schalk, der ausgeht, die Seelen der Menschen zu betrügen und zu fangen, aber von der Einfalt und Sittenreinheit immer überlistet und sein Stolz und Hochmuth mit Beschämung gestraft wird, so daß er stets als dummer Teufel erscheint, dessen Klugheit vor der Frömmigkeit zu Schanden wird. Dies zeigt sich besonders im Spiele Job (Hiob), den er mit Zulassung Gottes verführen und von Gott abwendig machen will; allein Job erträgt geduldig alles Leid und alle Kränkung der Welt und beschämt den Teufel, der wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, wen er verderben könne.

Diese Lust am Komischen war bei den Deutschen so tief gewurzelt, daß der Prediger auf der Kanzel ein Ostermärlein erzählen und das versammelte Volk erheitern mußte, daß es ein Ostergelächter anstimmte, und er durfte und sollte unmittelbar darauf es so zu rühren wissen, daß es weinte.

Die religiösen Schauspiele, geschichtlichen oder prophetischen Inhalts oder Parabelspiele, wie die Legende vom heiligen Georg, oder die weisen und thörichten Jungfrauen, wurden meistens von Mitgliedern der angesehensten Familien und den Meistern der Zünfte aufgeführt und zwar nur nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren, theils wegen der Weitläufigkeit und Kostspieligkeit der Vorbereitung, theils auch, um durch die häufige Wiederholung den tiefen Eindruck nicht zu schwächen.

Im häuslichen und öffentlichen Leben zeigte sich das Christenthum in wunderlicher Vermischung mit dem Glauben und den Sitten des alten germanischen Heidenthums. Das Christenthum hat zwar Wurzel geschlagen im tiefen Gemüthe der Deutschen und bildet fortan die Grundlage seiner geistigen Entwickelung, aber der alte Glaube

und seine oft sinnigen Gebräuche pflanzten sich fort bis auf unsere Zeit, ohne daß man jedoch jetzt die eigentliche Abstammung und Bedeutung immer genau anzugeben weiß. Die im Volke fortlebenden heidnischen Erinnerungen erhielten allmälig eine christliche Deutung und um das Heidenthum ganz zu verdrängen, bildete man auch seine Gebräuche christlich um und setzte statt der Namen der Götter die von Heiligen, statt der Hertha zog die heilige Gertrud segnend durch die Gefilde, und statt der alten Götter erscheinen nun Jesus und sein Apostel Petrus oder andere Heilige als Pilger auf Erden und prüfen die Gastfreundschaft der Menschen. Als heilig galten fort und fort die Orte, wo das wunderbare Element — das Wasser — aus der Erde quillt, vorzüglich die Gesundbrunnen mit ihrer heilenden und verjüngenden Kraft, deshalb wurde bei oder über ihnen gar häufig eine Kirche oder Kapelle einem Heiligen zu Ehren errichtet. Als alte Frühlings-, Sommer- und Winterfeste erscheinen das Oster- und Johannisfeuer, und namentlich dieses erinnert an das alte Sonnwendfeuer. In verschiedenen Gegenden feierte man Mai- und Pfingstspiele und stellte den Streit des Winters und Sommers in lebendiger anschaulicher Handlung dar, ja der Deutsche betrachtete das erste Gewitter als die Entscheidungsschlacht, welche der siegreiche Sommer dem Winter liefert und ihn vertreibt. Altdeutsche Kalender lassen den Winter schon mit dem St. Clemenstage — 23. Nov. —, zuweilen schon mit dem St. Martinstage — 11. November —, beginnen.

Um das deutsche Volk ganz vom Heidenthum zu wenden, wurden die ehemals hochverehrten Götter als Teufel und Unholde, als häßlich und bösartig dargestellt, um Abscheu vor ihnen zu erregen. Auch böse Menschen sollten nach ihrem Tode als solche Unholde und Gespenster fortleben, zu welchen die höllischen Reiter — das wilde Heer gehören — Wütheriche während ihres Lebens, die wünschten, ewig jagen zu dürfen, deshalb sind sie verwünscht worden, ewig jagen zu müssen. Noch jetzt glaubt das Volk an diese Erscheinung und schließt auf nahen Krieg, wenn das wilde Heer während der Nacht durch die Luft aus dem Schnellert nach dem Rodenstein zieht. Der getreue Ekkart eilt, die Menschen warnend, der wilden Jagd voraus.

Nur einige Geister, die man noch auf die Erde gebannt glaubt, erscheinen dem Menschen freundlich gesinnt und gleichsam in beständigem Verkehr mit ihm, das sind die Hausgeister, auch Elben, Wichte und Zwerge, Schrätelin und Kobold genannt, gefallene Engel, welche die Seligkeit wieder zu erlangen hoffen und sich gern zu den Guten gesellen und ihnen dienen. Allgemein bekannt ist Hulda, die milde, freundliche Göttin und Frau, die am Liebsten in Seen und Brunnen wohnt, aus welchen sie als weiße Frau emporschwebt und oft den Wohnungen der Menschen naht. Sie führt die Oberaufsicht über den Feld-, namentlich den Flachsbau, sieht auf strenge Ordnung im

Haushalt und zürnt, wenn sie Unordnung wahrnimmt. Anderwärts erscheint als ähnliches Wesen Frau Berchta, die während des Winters umherzieht, die fleißigen Spinnerinnen belohnt und die faulen bestraft. Seit dem dreizehnten Jahrhundert gilt für diese Hausgeister der Name Kobold, der seine Freude daran hat, ungesehen bei häuslicher Arbeit mitzuhelfen, aber dem nachlässigen Gesinde manches Leid zufügt.

In Flüssen und Seen, sowie in Bergen und Wäldern, wohnen nach dem Glauben des Volkes Geister, welche die edlen Metalle und Gewässer hüten, viele von ihnen haben einen unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tänzen und mischen sich bei Festlichkeiten in Menschengestalt unter die Fröhlichen. An die Götter der alten Deutschen erinnert noch jetzt die Benennung unserer Wochentage bis auf den Samstag — Sankttag — als den heiligen Tag oder Abend vor dem Sonntag. Dabei erscheint als merkwürdig, daß sich im Gedächtnisse des Volkes weit mehr Göttinnen als Götter erhielten, wahrscheinlich, weil die christlichen Priester den Glauben an dieselben für unschädlich hielten und weil sich daran viele anmuthige und bedeutungsvolle Sagen knüpfen. Von den umherziehenden und einkehrenden Göttinnen lernte das Menschengeschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts und des Ackerbaues, Säen und Ernten, Spinnen und Weben.

Noch haben sich gar viele sinnige, aus dem heidnischen Alterthum stammende Gebräuche erhalten, die bei den wichtigsten Ereignissen des menschlichen Lebens, bei Geburt, Hochzeit und Tod sich unter dem Volke zeigen. Noch besteht selbst unter vielen Gebildeten der dem Menschen gleichsam eingeborne Glaube, es deute die unsichtbare, Alles leitende Macht dem fromm Vertrauenden bei einer folgenreichen Wendung seines Schicksals die Zukunft durch sichtbare Zeichen an, und zuweilen wider Willen achtet der Mensch des Angangs — der ersten Erscheinung bei seinem Ausgange oder beim Beginne eines Werkes.

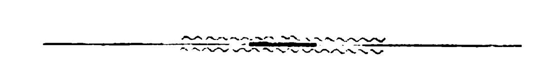
Außer diesem und ähnlichem meist unschädlichen Aberglauben wurzelte im Volke noch mancher andere, der nachmals die furchtbarsten Folgen hatte, wie der Glaube an Hexen und Zauberer, welche sich den bösen Geistern hingeben und gegen die Verschreibung ihrer Seele irdische Genüsse zu erlangen meinen und selbst als böse Geister unter den Menschen wandeln, Hagel machen und Saaten verderben und die Menschen durch ihren bloßen Anblick oder durch geheime Mittel berücken können.

Der christliche Sinn aber zeigte sich auf mancherlei Weise, vorzüglich durch fortgesetzte Stiftungen zu frommen und wohlthätigen Zwecken; zur fortdauernden Erhaltung derselben wies man die Einkünfte — Zinsen oder Gülten — von liegenden Gütern an und diese waren entweder ewig oder um eine bestimmte Summe ablösbar, und um diese mußten wieder liegende Güter erworben und so das Einkommen für die Stiftung gesichert werden. Stifteten Fürsten

und Edle Klöster mit Kirchen und feierlichem Gottesdienst, damit das Lob des Herrn Tag und Nacht gesungen würde und daß Männer und Frauen eine Zufluchtsstätte vor dem wilden Treiben der Welt fänden, wo sie dem Gebete, der Betrachtung und Forschung sich ungestört widmen könnten: so machten selbst minder Reiche ähnliche Stiftungen, um sich dadurch einen Schatz für das künftige Leben zu sammeln, für jenen Ort, wohin dem Menschen nur seine guten Werke folgen; denn der Mensch möge sich keines Gutes so sehr getrösten und erfreuen als desjenigen, welches er voraussendet in jene Welt, daß es ihm dort die himmlische Freude bereite und daß es ihm auf Erden sein möge zu einem fortdauernden Gedächtnisse und anderen Menschen eine Mahnung zu ähnlichen Werken.

Die Wohlthätigkeit erstreckte sich schon nicht mehr allein auf die Klöster, sondern es mußte bei der wachsenden Zahl der Einwohner in den Städten hier für die Armen und Kranken gesorgt werden und es entstanden Häuser zur unentgeltlichen Aufnahme und meist auch zur Verpflegung der Hülfsbedürftigen in den Städten, andere aber außerhalb zur Aufnahme der leiblichen und geistigen Verpflegung der mit unheilbaren Krankheiten — dem Aussatze — Behafteten, der armen Sondersiechen, welche, obwohl von den Gesunden geschieden und gemieden, des Trostes nicht entbehren sollten. Schon seit den frühesten Zeiten und nicht erst durch die Kreuzzüge hatte sich der Aussatz vom Morgenlande und von Italien her und zwar an manchen Orten in furchterregender Weise verbreitet. — Armen-Stiftungen wurden gemacht vom Kaiser bis herab zu dem Hörigen und gar mancher Fürst, Herr oder Bürger verfügte, daß öfter im Jahre oder an seinem Todestage alljährlich eine Spende von Brot, Wein, Fleisch oder Kleidung, seltener in Geld, nach dem Gottesdienste und Gebet für den Stifter vertheilt wurde, die Ausspendung geschah öffentlich, wurde Tage vorher von der Kanzel verkündet und es waren die Geistlichen und Armen gleichsam die Wächter solcher Stiftungen.

Ende des ersten Bandes.



Druck von C. Remkes & Co. in Elberfeld.

Das deutsche Volk und Reich.



Das deutsche Volk und Reich

in

fortschreitender Entwickelung

von den

frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

In drei Bänden

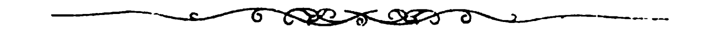
dargestellt

von

Dr. Joh. Mich. von Söltl,

o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu München, k. geh. Hofrath, k. geh. Haus- und Staats-Archivar a. D., Mitglied historischer Vereine ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.



Elberfeld.

Eduard Loll, Verlagsbuchhandlung.

1878.



Inhalt des zweiten Bandes.

Elftes Buch. Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher.

Zwölftes Buch. Die kirchlichen Wirren.

Dreizehntes Buch. Die Habsburger und die Päpste.

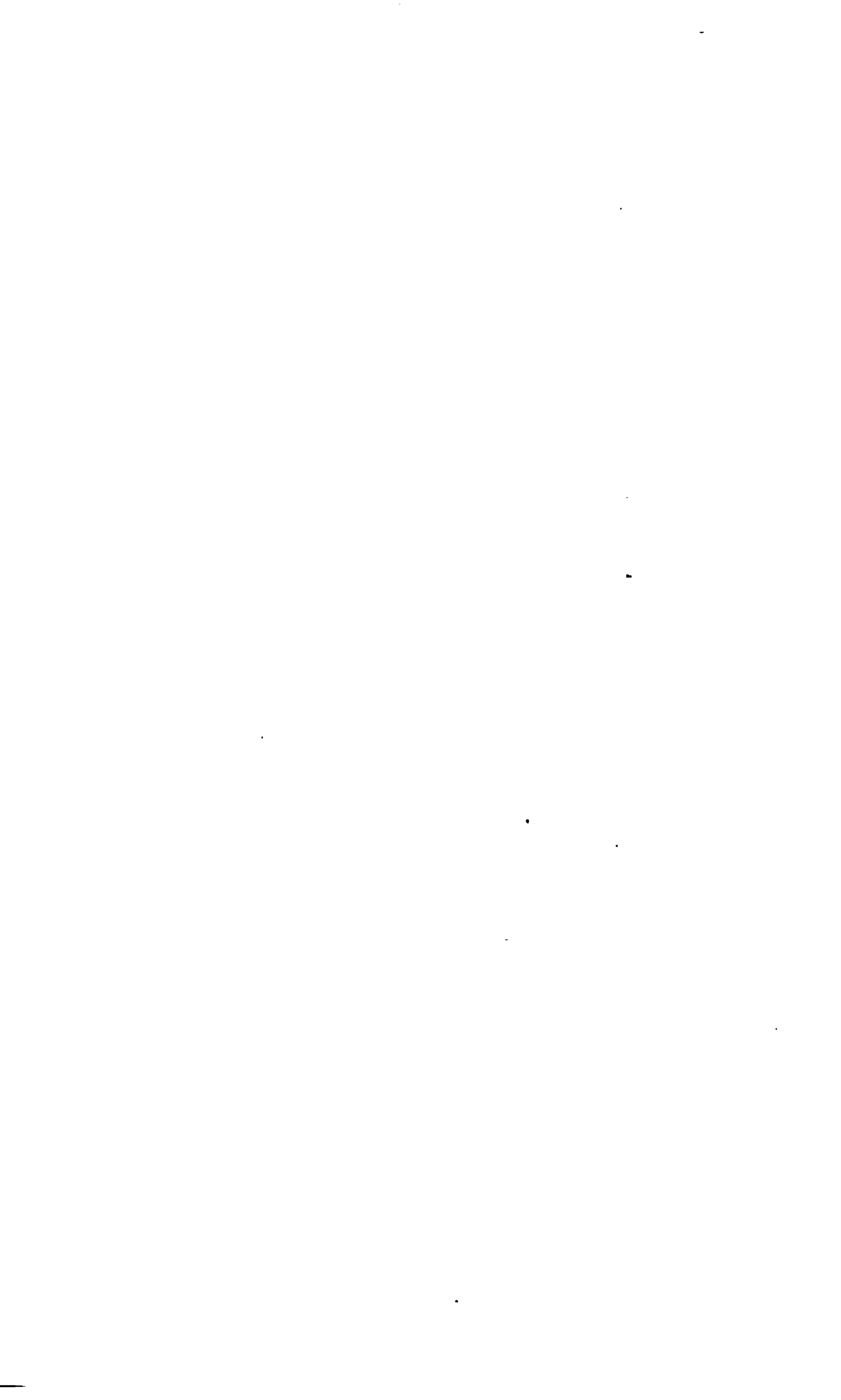
Vierzehntes Buch. Ausgang des Mittelalters.

Fünfzehntes Buch. Der Reformation Anfang.

Sechszehntes Buch. Der Kampf um die Reformation.

Siebenzehntes Buch. Anfang der Religionskriege.

Achtzehntes Buch. Der dreißigjährige Krieg.



Elftes Buch.

Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher.

Rudolf von Habsburg.

Ungeachtet jeder der deutschen Fürsten in selbstherrlicher Macht fortzuwalten trachtete, so erkannten sie doch bald die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Oberhauptes, sowohl damit dieses die Einzelnen mit seinem Ansehen und dem Beistande Anderer in ihrem Besitze schütze, weil Jeder bei dem fortdauernden Kampfe Aller gegen Alle in Gefahr schwebte, als auch zu ihrem eigenen Glanze, da der kaiserliche Thron gleichsam auf ihren Schultern ruhte. Aber auch der Papst bedurfte eines Kaisers zur Behauptung seines geistlichen und weltlichen Ansehens gegen die leichtbeweglichen Römer und die sich mehrenden Feinde der Kirche, und eben deshalb strebten bald mehrere Päpste, die von ihren Vorgängern erniedrigte kaiserliche Macht wieder herzustellen und die Krone einem Deutschen zu übertragen, und sie ermahnten die deutschen Fürsten wiederholt zu einer neuen Königswahl, da die römische Kirche nicht länger eines Schirmers entbehren könne, den sie weder an Richard noch Alfons hatte.

Der König von Böhmen, Ottokar, hatte sich die Gunst dieser beiden Gegenkönige und der Päpste durch schlaues Unterhandeln und dabei seine angemaßte Herrschaft und Selbstständigkeit so zu sichern gewußt, daß er Niemanden über sich erkennen wollte, und geblendet von dem Reichthum und der Macht desselben wollten ihn einige deutsche Fürsten erwählen, aber die Vorsehung hinderte, daß Deutschland damals von Böhmen aus regiert und abhängig wurde. Ihm

der Nächste an Macht und Ansehen war Ludwig, der Herzog von Bayern; da dieser aber wohl einsah, daß die Fürsten weder ihn noch überhaupt einen Mächtigen aus Furcht vor Unterdrückung wählen würden, so verständigte er sich mit dem Erzbischofe von Mainz und den übrigen Kurfürsten und sie erkoren 1273, 29. Sept., den am Oberrhein reichbegüterten Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige und römischen Schirmherrn.

Er trug den Namen von seinem Stammschlosse Habichtsburg in Helvetien, besaß mehrere Grafschaften und Landstriche, war Vogt vieler Klöster, Stifte und Bisthümer, in mancherlei Fehden und selbst in einem Kreuzzuge gegen die Preußen als Kriegsheld bewährt, einfach und derb in Sitte und Art, Jedem zugänglich, einst ein treuer Anhänger der Staufer und deshalb selbst eine Zeit lang im Bann, doch der Kirche und den Geistlichen hold nach seinem Grundsatze: Wer zwei Feinde hat, muß sich mit einem versöhnen. Als er die Nachricht von seiner Wahl erhielt, belagerte er eben die Stadt Basel für eine vom Bischofe und ihren Gegnern vertriebene Partei, sogleich schloß er Frieden und zog mit staatlichem Gefolge schwäbischer und rheinischer Ritterschaft zur Krönung nach Aachen und darauf nach Frankfurt. Als er hier den Fürsten die Reichslehen ertheilen wollte, fehlte das Scepter, doch schnell besonnen ergriff er ein kleines Kreuz und ertheilte mit diesem die Lehen, denn durch dieses Zeichen sei ja das Heil in die Welt gekommen. Um sich auf dem Throne zu befestigen, bestätigte er dem Rheinpfalzgrafen Ludwig die konradinische Erbschaft und vermählte ihm seine älteste Tochter Mechtilde, eine andere Tochter dem Herzoge Albrecht von Sachsen und die dritte dem Markgrafen Otto von Brandenburg und sicherte sich dadurch deren Dienste. Darauf huldigten alle Fürsten Deutschlands, nur Ottokar von Böhmen wendete sich erzürnt an den Papst Gregor X. und bat ihn, er möge doch nicht zugeben, daß die höchste Würde durch Uebertragung an einen Grafen verächtlich werde. Dasselbe that Alfons von Castilien.

Aber nun schickte auch Rudolf Gesandte an den Papst und hieß sie in seinem Namen schwören: er werde niemals die Güter der römischen Kirche oder ihrer Vasallen feindlich anfallen und ohne des Papstes Erlaubniß keine Würde in Rom oder im Kirchenstaate annehmen, den König Karl nicht beleidigen, und weder Sicilien noch desselben und der Kirche Getreue angreifen; auch wolle er Alles leisten, was seine Vorfahren geleistet und Alles thun, was der heilige Vater ohne Zergliederung des Reiches von Gott und Rechtswegen für nützlich erachten werde.

Als der Papst durch diese Nachgiebigkeit Rudolf's wirklicher Landesherr geworden, gab er ihm den Namen römischer König und forderte ihn auf, sich für die Kaiserkrönung bereit zu halten, sobald er ihn berufe. Dieses zeigte er dem Ottokar und Alfons an und rieth Jenem zugleich, er solle sich mit Rudolf aussöhnen. Dieser

begrüßt darauf den Papst in Lausanne, beschwur von Neuem, was er durch seine Gesandte gelobt hatte, erkannte ihm auch Corsika und Sardinien zu und nahm mit beinahe seinem ganzen Gefolge das Kreuz. Auf diese Weise gewann er den Papst. Weil aber Gregor bald darauf starb und eben so schnell dessen Nachfolger dahin schieden, unterblieb der Kreuzzug und Rudolf konnte um so eher und nachdrücklicher sein Recht gegen Ottokar verfolgen, den er vergeblich zur Huldigung vorgeladen hatte. Der Stolze trotzte vielmehr auf seine Macht, rüstete zum Widerstande und verband sich dazu auch mit dem Herzoge Heinrich von Bayern. Allein dieser ward von seinem Bruder Ludwig selbst überrascht und mit Rudolf ausgesöhnt und da sich nun Ottokar von allen mächtigen Freunden verlassen und sogar von den Ungarn bedrcht sah, bat er um Frieden, gab alle Länder, deren er sich gewaltsam bemächtigt hatte, an das Reich zurück und nahm Böhmen und Mähren als Lehen aus Rudolf's Hand und willigte in eine Doppelheirath zwischen seinen und Rudolf's Kindern, 1276.

Rudolf blieb in Oesterreich, um dieses Land neu einzurichten, wurde aber unvermuthet von Ottokar bedroht, der ihn zu überfallen gedachte, ehe neue Hülfsschaaren vom Rheine her kämen. Aber diese erschienen noch zeitig genug und in der Schlacht auf dem Marchfelde verlor Ottokar Sieg und Leben, seinem Sohne blieb jedoch Böhmen und Mähren. Und nun trachtete Rudolf, wie er die dem Reiche heimgefallenen Länder für immer bei seinem Geschlechte erhalten möchte, bewarb sich deshalb um die Beistimmung der Kurfürsten und stellte ihnen vor, wie er mit seinen Söhnen jene Länder nicht ohne Schweiß und Blut wieder zum Reiche gebracht und deswegen für seine Dienste gerechte Ansprüche auf dieselben habe. Die Kurfürsten willfahrten ihm und er übergab dann auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1282, 27. Dezember, seinen beiden älteren Söhnen Albrecht und Rudolf Oesterreich, Steiermark und Krain mit der windischen Mark, seinem Schwiegersohne, dem Grafen Mainhard von Tyrol, gab er Kärnthen. Im folgenden Jahre erklärte er seinen erstgeborenen Albrecht zum alleinigen Regenten aller ihm übertragenen Länder, damit nicht der schöne Besitz durch Theilungen wie bei anderen fürstlichen Geschlechtern zersplittert würde, nur wenn der jüngere Bruder Rudolf binnen vier Jahren nicht mit einem eigenen Fürstenthume versorgt würde, sollte er von Albrecht oder dessen Nachkommen alljährlich eine bestimmte Summe erhalten. Und so erhob sich denn das Haus Habsburg schnell unter den großen Geschlechtern Deutschlands zu einer beneideten Größe. Für seinen zweiten geliebtesten Sohn Hartmann hatte der König die Herstellung des alten burgundischen Reiches beschlossen und ihn schon mit einer Tochter des Königs Eduard I. von England verlobt und wollte ihm auch die Nachfolge im deutschen Reiche verschaffen; als aber der edle Jüngling von einem siegreichen Zuge gegen Savoyen auf das väterliche Schloß am Rheine zurückkehrte, schlug das Schiff

auf dem Flusse um und da er, schon gerettet, auch die Seinigen noch retten wollte, ertrank er mit ihnen. Die Reichslehenschaft über Arelat gab Rudolf als Brautschatz einer seiner Töchter bei ihrer Verlobung mit Karl Martell, einem Sohne des Königs von Neapel, und suchte auf diese Weise durch weitverzweigte Familienverbindungen die Macht seines Hauses zu stützen und seine Nachkommen blieben diesem Grundsatze getreu, weshalb es von ihnen hieß: Andere gewinnen mit Waffen, durch Heirath du, glückliches Oesterreich!

Darauf trachtete er die Rechte des Reiches wieder herzustellen und entwickelte in diesem Kampfe gegen den König von Frankreich, die Großen von Burgund und den Grafen von Savoyen eine jugendliche Kraft und Thätigkeit. Beinahe sechsundsechszig Jahre alt, vermählte er sich noch mit der vierzehnjährigen Isabella von Burgund und brachte dieses Land und die Städte Bern und Freiburg im Uechtlande wieder an das deutsche Reich, handhabte den allgemeinen Landfrieden mit gerechter Strenge, brach viele Burgen der Raubritter und ließ diese hinrichten, namentlich am Rhein und in Thüringen. Hier lag Albrecht der Unartige mit seinen herangewachsenen Söhnen erster Ehe in mörderischem Kampfe, während Andere Städte, Klöster und Burgen blos der Beute wegen befehdeten und unzählige Gräuel verübten. Die Ankunft des Königs steuerte den Unthaten, neunundzwanzig zu Ilmenau gefangene Raubritter wurden hingerichtet und Fürsten und Herren beschwuren auf sein Gebot den Landfrieden. Dann demüthigte er die Großen und Städte in Schwaben und Elsaß, welche während des Zwischenreiches Rechte und Güter an sich gerissen hatten und den ihnen ebenbürtigen Grafen nicht als König anerkennen wollten. Als aber der mächtigste Gegner, der Graf Eberhard von Würtemberg, von ihm bezwungen war, huldigten auch die übrigen und es stand mit Ausnahme Bayerns und der Bisthümer ganz Oberdeutschland unmittelbar oder mittelbar unter dem Königshause. Hier war das eigentliche Reich, denn Norddeutschland blieb sich beinahe ganz selbst überlassen, ebenso Italien und der Papst stellte sich als Inhaber des Kirchenstaates dem Könige und diesen den übrigen Königen gleich und redete in Briefen ihn nicht mehr an mit Ihr, sondern mit Du oder Deine Durchlaucht — Hoheit. Und weil die Gegenkönige den Papst ihren Herrn genannt und schriftlich dessen Füße geküßt hatten, so blieb dies fortan unter Rudolf und den folgenden Königen üblich. Das alte römische Kaiserthum war jetzt gewissermaßen unter dem Papst erneuert und Deutschland war wieder ein Königreich, welches Rudolf in seinem Hause wollte erblich machen. Als er aber um die Krone für seinen Sohn Albrecht warb, zögerten die Fürsten, denn sie fürchteten bereits die Macht Habsburg's und noch mehr den herrischen Sinn Albrecht's. Mißvergnügt darüber schied Rudolf vom Reichstage zu Frankfurt und ging nach dem Elsaß und da er seinen nahen Tod fühlte, trachtete er nach Speier zur Begräbnißstätte der deutschen

Könige, ruhte wenige Tage unterwegs zu Germersheim, blieb in Speier die drei letzten Wochen seines Lebens und starb am 15. Juli 1291.

Adolf von Nassau.

Mit Zuversicht, aber vergebens, erwartete Albrecht von Oesterreich, die deutschen Fürsten würden ihn zum Könige erwählen; sie waren über ihn längst einig und übertrugen ihre Stimmen dem Erzbischofe Gebhard von Mainz und dieser wählte in ihrem Namen und zu ihrem und aller Welt Erstaunen den Grafen Adolf von Nassau, seinen Verwandten, einen zwar tapferen, aber wenig begüterten Mann. Der mußte den geistlichen Kurfürsten die von ihnen bereits errungenen königlichen Rechte bestätigen und dazu neue gewähren, insbesondere dem Erzbischofe Gebhard, der die Wahl- und Krönungskosten für ihn bezahlte. Dann verlobte Adolf seine Tochter Mechtilde mit Rudolf, dem älteren Sohne Ludwig's des Strengen von Bayern, um sich die mächtigen Wittelsbacher zu gewinnen, und nun widerstrebte auch Albrecht von Oesterreich nicht länger, sondern huldigte und lieferte die Reichskleinodien aus.

Der neue König strebte mit Kraft den Landfrieden zu behaupten und es gelang ihm, seine Gegner im Elsaß und Würtemberg zu bezwingen. Aber ohne Hausmacht war sein Ansehen nur gering und er wollte deswegen die alten Reichsrechte in Italien wieder erwecken, nahm jedoch Geld von Matthäus Visconti, welcher von Mailand und anderen Städten zu ihrem Hauptmann erwählt war und übertrug ihm das Amt eines Reichsverwesers in jenen Städten; dann versprach er um Geld dem Könige Eduard von England Beistand gegen Frankreich um so bereitwilliger, als dessen König immer weiter in die Grenzländer des deutschen Reiches vorrückte. Aber auch von diesem Kriege ließ sich Adolf leicht durch den Papst Bonifacius VIII. abbringen und dachte nur, wie er mit jenem Gelde seine Güter in Deutschland vergrößern könnte.

In Thüringen war der Krieg zwischen Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen auf's Neue entbrannt und da der erzürnte Vater ihnen sein Erbland nicht entziehen konnte, wollte er es verkaufen, und Adolf, der deutsche König, kaufte das Land für zwölftausend Mark Silbers und ließ es durch seine Söldner einnehmen und unerhörte Grausamkeiten verüben. Doch weniger durch all dieses wurden die geistlichen Kurfürsten aufgebracht, als, weil er ihnen die versprochenen Zölle und Vorrechte nicht gewährte. Um so leichter verständigte sich Gebhard von Mainz mit den Fürsten und begann

in ihrem Namen die Unterhandlung mit Albrecht von Oesterreich wegen einer neuen Wahl.

Dieser schaltete indessen mit großer Macht und Willkür in seinen Landen, gestützt auf ein wohl gerüstetes Heer, das aus ungarischen leichten Reitern, schwer bewaffneten Kürassieren und auserlesenen Rittern bestand, und aus leibeigenen Buben, welche um Beute und Freilassung ihm ganz ergeben waren, dazu hatte er an hundert Wagen voll Kriegszeug, als: Widderkatzen und Pechkugeln. Damit war er mächtig gegen alle Feinde, deren er viele hatte, denn in seinem ungezügelten Streben nach Herrschaft achtete er weder die Rechte Einzelner noch ganzer Genossenschaften. Der Erzbischof von Salzburg und die Herzoge von Nieder-Bayern führten Krieg mit ihm, Böhmen und Ungarn waffneten, die Stadt Wien und der Adel Oesterreich's erhoben sich gegen ihn, aber er widerstand Allen, und demüthigte die Wiener so, daß die Rathsherren barfuß ihm die Schlüssel der Stadt auf den Kalenberg bringen mußten und hier zerriß er die ihm unbequemen Freiheitsbriefe der Stadt vor ihren Augen, dann überraschte und schlug er die übrigen saumseligen und uneinigen Feinde. Seine Macht und sein Ansehen wuchsen in dem Maße, als das des Königs Adolf sank; durch Verheirathung seiner Töchter an den Markgrafen Hermann von Brandenburg und an den König Andreas von Ungarn kräftigte er sich noch mehr und schon war er seinem Ziele nahe.

Die feierliche Krönung des Königs Wenzeslaus in Böhmen gab Gelegenheit zur Werbung und Unterredung, und Albrecht zog mit zehntausend Rossen gegen Prag, wo sich achtunddreißig Fürsten und die Abgesandten des Mainzer Erzbischofes einfanden, der ihm die deutsche Krone zusicherte. Alsogleich warb er durch Geschenke und Versprechungen bei den übrigen Fürsten, gewann sie und schickte dann auch Gesandte mit vielem Gelde an den Papst Bonifacius VIII., um dessen Zustimmung zu erhalten, zumal Adolf vom päpstlichen Stuhle noch nicht förmlich anerkannt war. Der Papst nahm das Geld und allgemein verbreitete sich das Gerücht, er habe sich günstig für Albrecht ausgesprochen, als jedoch bald darauf die Gesandten Adolf's ihm große Geschenke brachten, verhieß er Diesen zum Kaiser zu krönen, sobald er nach Rom komme. Die drei geistlichen Kurfürsten aber und der von Sachsen und Brandenburg luden am 24. Juni 1298 den König zur Verantwortung über die ihm gemachten Anschuldigungen vor und erklärten ihn dann, als er nicht erschien, wegen vieler gegen das Reich und die Würde eines Königs begangenen Verbrechen des deutschen Thrones für entsetzt und den Herzog Albrecht von Oesterreich als König rechtmäßig gewählt. Dieser war bereits im Frühlinge mit einem großen Heere nach Schwaben aufgebrochen, um den Adolf zu bekämpfen, dem nur die Wittelsbacher und die Städte am Rhein treu blieben. Dessen ohngeachtet vermochte Albrecht nichts gegen ihn, und gerieth vielmehr

mit den geistlichen, ihm verbündeten Kurfürsten selbst in die größte Gefahr. Da versuchten sie es mit List, trennten ihre Heere und wichen zurück, sogleich verfolgte sie Adolf, fand sich aber bei Gelnheim plötzlich von allen Seiten eingeschlossen und rief seinem Sohne zu: „Wir sind verrathen und verloren, wenn wir fliehen, also muthig in den Kampf! Du rette dich, indessen ich auf sie einstürze, denn mich werden sie nicht leben lassen.“ Der Sohn aber erwiderte: „Vater! mit dir will ich gehen zum Tod oder Leben.“ Im königlichen Schmucke, Allen kennbar, warf sich Adolf auf die Feinde, welche gegen die Sitte nur die Rosse niederstachen, daß die Ritter unter sie fielen, Adolf stürzte, raffte sich wieder empor, drang ohne Helm mitten in's Schlachtgewühl und ward da vor den Augen Albrecht's — Einige sagen von ihm selbst — erschlagen, sein Sohn gefangen, die Wittelsbacher verwundet. In der Schlacht sollen nur etwa hundert Mann, aber einige tausend Rosse umgekommen sein, 2. Juli 1298.

Albrecht von Oesterreich.

Der Herzog Albrecht fühlte, obgleich Sieger, doch die Nothwendigkeit einer neuen, rechtmäßigen Wahl, versöhnte sich deswegen mit dem Pfalzgrafen Rudolf, gewann die übrigen Kurfürsten durch große Versprechen und wurde darauf am 27. Juli einstimmig gewählt. Dann bewarb er sich auch um die Zustimmung des Papstes, Bonifacius VIII. Allein dieser entgegnete den Abgesandten: „Albrecht ist des Reiches unwürdig, ein Mörder seines Herrn, des Königs Adolf, er hat nur ein Auge, und seine Gattin ist aus dem Otterngezücht Friedrich II. Ich selbst bin Kaiser.“

Albrecht hatte das eine Auge so verloren: Eines Tages 1295 fühlte er sich zu Wien während des Essens plötzlich unwohl, glaubte sich vergiftet und rief nach Aerzten. Da ihre Mittel nicht halfen, hängte man ihn bei den Füßen auf, damit das Gift aus Mund, Nase, Augen und Ohren ausfließe. Schon verließ ihn die Besinnung und man hielt ihn für todt, aber er kam wieder zu sich und genas unter der Pflege seiner aus Gräz herbeigeeilten Gemahlin, doch der Stern des einen Auges war zerstört.

Als Albrecht die Worte des Papstes vernahm, sagte er: Nun also, will mich der Papst nicht anerkennen, so bin ich doch König und Kaiser durch die Wahl der Fürsten. Und von diesem Augenblicke an trachtete er nach ihrer Freundschaft und einem Bündniß mit Frankreich, bestätigte dem Erzbischofe von Mainz die alten Vorrechte: die Würde eines Erzkanzlers des heiligen Reiches durch

Deutschland, gewährte ihm dazu neue, besonders die Erhebung von Judenzinsen und Rheinzöllen, und daß Niemand aus den Städten des Erzstiftes vor das königliche Hofgericht geladen werde, so lange der Erzbischof und dessen Richter selbst Recht zu sprechen nicht verweigern, Aehnliches ertheilte er den übrigen Kurfürsten, und erkannte auf diese Weise vertragsmäßig die Landeshoheit derselben.

Auf dem ersten feierlichen Reichstage zu Nürnberg ließ er seine Gemahlin krönen; da nahte, während er bei der Tafel saß, die Wittwe Adolf's und bat knieend um die Freiheit ihres gefangenen Sohnes. Als sie der König an den Erzbischof von Mainz wies, in dessen Gewalt der Gefangene war, wendete sich die Unglückliche an die Königin: „Frau, seid gerecht und helft, daß mir der König mein Kind gebe, damit ihr nicht an ihm solch Unglück erlebt, wie ich Arme an meinem Herrn empfing.“ Damals belehnte der König seine Söhne mit Oesterreich und den dazu gehörigen Ländern, bestimmte jedoch seinen Erstgeborenen, Rudolf, zum regierenden Herrn dieser Fürstenthümer und trachtete, wie er durch Kauf und Einziehung von Lehen die Macht seines Hauses mehren und stärken möchte, schloß dann wirklich ein Bündniß mit Philipp dem Schönen von Frankreich und verlobte seinen Sohn mit dessen Tochter Blanka von Valois. Anfangs Dezember 1299 hatte Albrecht, begleitet von den drei geistlichen Kurfürsten und dem Pfalzgrafen Rudolf und einem prächtig geschmückten Gefolge eine persönliche Zusammenkunft mit Philipp. Als er aber dabei nur seine Familien-Angelegenheiten besorgte, und von den Kurfürsten die Nachfolge seines Sohnes im Reiche verlangte, während sie die Herausgabe des von Frankreich besetzten deutschen Gebiets forderten, verließen sie ihn ohne Abschied. Um so inniger verband sich Albrecht mit dem Könige Philipp, und während der Vermählungsfeierlichkeiten seines Sohnes in Paris zog er am Rhein umher, hörte bereitwillig die Klagen der Städte über die drückenden Zölle der Fürsten und befahl die Zurückgabe derselben an das Reich. Darüber zürnte am Meisten der Erzbischof von Mainz und äußerte sogar auf einer Jagd, indem er auf sein Jagdhorn deutete: „Ich will bald wieder einen anderen König herausblasen“, ja, er mahnte mit den anderen geistlichen Kurfürsten sogar den Pfalzgrafen Rudolf, er solle nach seinem alten Rechte den König vor sein Gericht laden. Ihnen schloß sich der König von Böhmen an.

Albrecht aber berief Abgeordnete aus den Rheinstädten, ließ deren Beschwerden gegen die Kurfürsten aufzeichnen und forderte diese dann zur Verantwortung vor, und als sie am bestimmten Tage nicht erschienen, erklärte er in feierlicher Versammlung, zur Freude der Städte, alle seit dem Tode des Kaisers Friedrich's II. von den Rheinfürsten errichteten Zölle und Mauthen dem Reiche verfallen und aufgehoben. Zugleich wendeten sich die Städte wegen ungerechter Bedrückung durch jene Erzbischöfe auch an den Papst, um dessen

Gunst sich jetzt Albrecht vom Neuen bewarb. Und Bonifacius suchte diesen Zwist alsobald für sich zu benutzen und schrieb an die Erzbischöfe: Albrecht habe sich vor ihm binnen sechs Monaten zu verantworten und thue er es nicht, so sei er abgesetzt und mit geistlichen und weltlichen Waffen zu bekämpfen. Auf dieses erhoben sich die Verbündeten offen gegen den König, der aber rief alle Freien im Gebiete derselben zum Dienste des Reiches unter seine Fahnen, verband sich mit den Städten, rief seinen Sohn Rudolf mit Heeresmacht aus Oesterreich an den Rhein, und überfiel hier die Feinde so rasch, daß zuerst der Erzbischof von Mainz, dann auch der von Köln und Trier und der Pfalzgraf sich unterwerfen mußten, 1302. Die ungerechten Zölle wurden abgethan, der Handel konnte gedeihen, und die königliche Macht in Deutschland schien von Neuem befestigt und durch die strenge Handhabung des Landfriedens gesichert. Da fand es auch der Papst für wohlgethan, sich mit Albrecht auszusöhnen. Einer bedurfte des Andern.

Seit der Demüthigung der deutschen Könige durch die Päpste geriethen diese selbst, da sie keinen mächtigen Schirmherrn mehr hatten, in immer größere Abhängigkeit von den Römern und ihrer eigenen Umgebung, und insbesondere von dem König von Neapel, dem mächtigen Vasallen der Kirche. Nach dem Tode des Nikolaus IV. blieb der päpstliche Stuhl wegen der Uneinigkeit der Kardinäle über zwei Jahre lang unbesetzt, endlich erwählten sie den Peter von Morrone, einen Mönch, der als Cölestin V. die Mißbräuche in der Kirche abstellen, und als ein frommer Mann fromme und demüthige, nicht prachtliebende Männer um sich haben wollte. Da die Kardinäle und Römer widerstrebten, verließ er Rom und begab sich nach Neapel, und erhob da vorzüglich Franzosen zu Kardinälen, legte aber seine Würde noch im Jahre seiner Wahl nieder und kehrte in seine Klause zurück. Nach ihm ward Bonifacius VIII. gewählt, ein kräftiger Mann, entschlossen, die von seinen Vorgängern angesprochene Weltherrschaft zu behaupten. Er schlug seinen Sitz in Rom auf, unterwarf sich die Parteien der Stadt, und wollte seine Macht, wie in Deutschland, so auch in Frankreich gegen Philipp den Schönen geltend machen. Darüber gerieth er mit dem heftigen Könige in einen langwierigen Streit, dessen Ursache die Geldforderungen waren, welche Philipp an die französische Geistlichkeit zu seinem Kriege gegen England stellte. Als er des Papstes Abmahnung dagegen nicht achtete, erließ dieser eine Bulle, in welcher er jede ohne päpstliche Einwilligung von geistlichen Gütern erhobene Steuer für Mißbrauch erklärte, und den Fordernden und den Gebenden mit der Absetzung bedrohte. Der König verbot dagegen die Ausfuhr alles gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers, aller Edelsteine, Waffen und Pferde, und entzog dadurch dem Papste das Einkommen aus Frankreich, erließ dann gegen jede neue Bulle neue, heftigere Erklärungen und Maßregeln, berief

endlich zur Entscheidung in dieser Sache die Stände Frankreich's, den hohen Adel und die Geistlichkeit und dazu auch zum erstenmal, um sich die Mehrheit der Stimmen zu sichern, Abgeordnete der Städte oder des dritten Standes, und verfuhr mit ihrer Beistimmung nun heftiger gegen den Papst, dessen Abgesandten er sogar ins Gefängniß warf.

Bei dieser Lage der Dinge horchte Bonifacius den neuen Vorstellungen Albrecht's bereitwillig und erklärte öffentlich, er nehme ihn zum Sohne und zu einem römischen Könige und künftigen Kaiser an, Albrecht aber schwur, er wolle dem Papste und dessen Nachfolgern treu und gehorsam sein, ihn und die römische Oberherrlichkeit (Primat) gegen Jedermann schützen und die Feinde der Kirche bekämpfen. Bonifacius löste dann auch alle Bündnisse, die Albrecht zuvor mit Königen und Fürsten geschlossen hatte und erwartete nun dessen offenen Beistand gegen Frankreich. Aber Albrecht zögerte und verlangte, der Papst solle ihm vorher die deutsche Krone erblich zusichern, und während darüber noch unterhandelt wurde, erlag Bonifacius den Nachstellungen Philipp's des Schönen, gegen den er den Bann und die Absetzung auszusprechen Willens war. Denn im Hohne hatte der König des Papstes Todfeind, den Kardinal Colonna, bei sich aufgenommen und ließ durch diesen die Beschlüsse der Stände Frankreich's demselben überbringen, Colonna aber sammelte auf dem Wege die alten Anhänger seines Hauses, warb Lanzknechte, und überfiel den achtzigjährigen Papst in Anagni, dessen Geburtsort, wohin er sich im Vertrauen auf die Treue der Bürger zurückgezogen hatte. Da erhob sich denn ein wilder Kampf, und zuletzt, nachdem alle seine Diener und Freunde bei der Vertheidigung des Palastes gefallen oder geflohen waren, erwartete der Papst seine Feinde im vollen Schmucke des Kirchen-Oberhauptes, auf dem Throne sitzend. Vor diesem Anblicke wichen sie scheu zurück, aber der tief Gekränkte verfiel darauf in eine schwere Krankheit und starb, 1303, 11. Oktober.

Die Schweiz und die Hansa.

Jetzt dachte Albrecht nur, wie er seine Hausmacht vergrößern möchte. Noch dauerte der Streit des ungearteten Landgrafen von Thüringen gegen seine beiden Söhne Friedrich und Diezmann um jenes Land und um Meißen, doch konnte sie der Vater nicht aus ihrem Besitze vertreiben, da wollte der König diese Lande für sich gewinnen und lud den Landgrafen und dessen Söhne nach Fulda, um den Streit zu schlichten. Aber die Brüder erschienen nicht und

als er darauf die Reichsacht über sie verhängte und ein Heer zur Eroberung des Landes gegen sie sendete, wurde es am 31. Mai 1307 bei Lücken in Sachsen von ihnen geschlagen und des Königs Plan vereitelt. Nicht glücklicher war er gegen Böhmen. Zwar hatte er es dahin gebracht, daß nach dem Tode der beiden aufeinanderfolgenden Könige Wenzeslaus sein eigener Sohn Rudolf, der sich mit der Wittwe des älteren Wenzeslaus vermählte, von einer Partei als König in Böhmen anerkannt und dessen Nachkommen oder Brüder im Erbe bestätigt wurden, damit das Königreich fortan bei Habsburgs bliebe; aber Edle und Geistliche erhoben sich gegen den neuen König und er starb schon nach wenig Jahren, 1307, 3. Juli, und sogleich wurde von den Böhmen der Herzog Heinrich von Kärnthen zum Könige ausgerufen. Erzürnt darüber, verheerte Albrecht die Länder Heinrich's und zog dann gegen Böhmen, ward jedoch zurückgeschlagen und ging darauf nach Schwaben, um Mannen zur Fortsetzung des Krieges zu werben und sich an den Waldstätten in Helvetien zu rächen.

In blinder Gier trachtete er seine Stammgüter zu vermehren, freie Städte und Gemeinden des Reiches in Habsburgs Eigenthum zu verwandeln und weil dieses schon einen großen Theil von Süddeutschland, insbesondere die schönsten Gegenden von Alemannien und Schwaben umfaßte, die er durch Kauf oder Erbschaft und Verträge an sein Haus brachte, wollte er die reichsunmittelbaren Gemeinden, Schwyz, Uri und Unterwalden unter habsburgische oder österreichische Hoheit bringen. Als sie dieses Ansinnen ablehnten, dachte er sie nicht mit offener Waffengewalt, sondern durch Druck und Plackereien mancher Art zu seinem Willen zu zwingen. Kraft der Oberhoheit des Reiches stand ihm die Strafrechtspflege oder der Blutbann in jenen Orten zu, der durch einen Vogt des Reiches ausgeübt wurde, und dieser kam und hegte gewöhnlich nur einmal des Jahres das peinliche Gericht, da es nur wenig zu richten gab. Albrecht ernannte aber ständige Reichsvögte, und die Geschichte oder die Sage erwähnt besonders zwei: Geßler von Bruneck nahm seinen Sitz zu Altorf in Uri, Beringer von Landenberg zu Sarnen in Unterwalden, ein dritter — ein Edler von Wolffenschießen — kam noch als Stellvertreter und diese drei übten nach des Königs Willen bald einen planmäßigen Druck über das freie Volk und die Edlen des Gebirges. Als Albrecht deren Klagen mit Hohn zurückwies, griffen die an ihrem Eigenthum und ihrer Ehre Verletzten zur Nothwehr, der Wolffenschießen ward von Konrad Baumgartner erschlagen, von dessen Weibe er Unziemliches begehrt hatte, und als Landenberg den Heinrich von Melchthal an der Halden wegen einer geringen Sache um ein Gespann schöner Ochsen büßte und dabei der Knecht des Vogtes höhnisch sagte: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, mögen sie selbst den Pflug ziehen“, erzürnte der Sohn Arnold, brach mit seinem Stocke dem Knecht einen Finger und ent-

floh, der Vogt aber ließ dem alten Vater die Augen ausstechen. Der Burgvogt auf der Schwanau ward von den Brüdern einer von ihm entehrten Jungfrau erschlagen.

Mit dem Widerstande der Landleute und dem Erwachen ihres Selbstgefühls steigerten sich Trotz und Gewaltthaten der Vögte, Geßler von Bruneck baute zur Unterdrückung des Volkes eine Burg, Zwing-Uri, und trieb dasselbe zu hartem Frohndienste; die Sage erzählt sogar, er habe in seinem Uebermuthe dem Wilhelm Tell aus Bürgeln befohlen, einen Apfel vom Haupte des eigenen Sohnes zu schießen. Tell schoß, der Apfel fiel und bald darauf auch Geßler von Tell's Pfeile. Tiefe Geschichtsforscher bezweifeln zwar die Wahrheit der Thaten Tell's und jener grausamen Vögte; allein diese Namen werden nicht mehr aus der Geschichte zu verbannen sein. Gewiß ist, daß sich drei Männer — Werner Stauffacher zu Schwyz, Walther Fürst von Attinghausen und Arnold Melchthal — mit ihren Freunden am 7. November 1307 im Rütli, einer Wiese am Waldstättersee, beredeten, wie sie ihre angestammte Freiheit behaupten möchten, und sie gelobten, sich einander beizustehen und die Vögte zu vertreiben, ohne Blut zu vergießen, auch das alte Herkommen und den Rechtszustand, sowie die Vereinigung mit dem deutschen Reiche aufrecht zu halten. Und in der Neujahrsnacht 1308 erstiegen die Eidgenossen die Burg Roßberg mit Hülfe einer Jungfrau drinnen und zerstörten dieselbe, Sarnen, die Burg des Landenberg, wurde genommen und gebrochen, Zwing-Uri und die Feste auf der Insel Schwanau zertrümmert, Landenberg mit den Seinen gefangen, aber frei gelassen, nachdem er geschworen, die Waldstätte für immer zu meiden. Von allen Bergen loderten die Siegeszeichen der wieder errungenen Freiheit und am ersten Sonntag nach der Neujahrsnacht (6. Januar) versammelten sich die Abgeordneten der drei Waldstätte in Brunnen und beschwuren ihren Bund zu gegenseitiger Unterstützung auf zehn Jahre und erneueten auch das Gelübde der Treue gegen das deutsche Reich.

Die Nachricht von diesen Vorgängen erregte Albrecht's ganzen Zorn und er kam im Frühlinge 1308 in den Aargau und bot alle Dienstleute von Habsburg gegen die Eidgenossen auf. Mit ihm war Johann, der einzige Sohn seines frühverstorbenen Bruders Rudolf, dem ein Theil der Habsburg'schen Güter, insbesondere die Grafschaft Kyburg, als die Morgengabe seiner Mutter bestimmt, aber vom Könige bisher unter allerlei Vorwänden vorenthalten war. Darüber aufgebracht und von einigen Freunden aufgereizt, faßte der junge Herzog einen tiefen Haß gegen seinen Oheim und als dieser den ersten Mai in Bruck festlich beging und den drängenden Neffen wieder mit freundlichen Worten zu besänftigen suchte, beschloß Johann sich zu rächen. Gelegenheit gab noch derselbe Tag. Auf die Kunde: die Königin komme, erhob sich Albrecht ihr entgegen zum Flüßchen Reuß und hier bei der Fähre drängten Johann und seine

Vertrauten die Leute des Königs zurück, stiegen mit ihm ein und als sie das Ufer erreicht hatten und wieder zu Pferde saßen, stürzten auf den Zuruf Johann's die Edlen Eschenbach, Palm und Wart auf Albrecht ein und als dieser seinen Neffen um Beistand anrief, stieß ihm dieser das Schwert in den Rücken mit den Worten: „Hier die Hülfe!“ darauf eilten die Mörder ohne Besinnung auf verschiedenen Wegen fort. Eschenbach soll fünfunddreißig Jahre unerkannt als Schäfer in Würtemberg gelebt und sterbend seinen Namen entdeckt haben, Rudolf von Wart und sein Diener wurden lebendig gerädert, Herzog Johann soll in einem Kloster in Pisa, und Palm in einem Kloster in Basel gestorben sein. Die Wittwe Agnes von Tyrol und die Tochter des Ermordeten, Agnes, dem Könige Andreas von Ungarn vermählt, ließen die Burgen der Mörder zerstören und wütheten gegen die unschuldigen Leute und Kinder, von den Gütern derselben stifteten sie das Kloster Königsfelden.

Wie einfache Landleute hier im Süden Deutschlands ihre alten Rechte behaupteten, eben so glücklich geschah dieses in Ostfriesland, wo das Volk im ewigen Kampfe mit der Natur dem Meere Land und Schätze abgetrotzt hatte. Das Land war eingetheilt in mehrere Landschaften, vormals Grafschaften, mit welchen die Kaiser ihre Günstlinge belehnten; aber vergebens strebten dort die Grafen, sich unabhängige und erbliche Herrschaft anzueignen, und weil die Kaiser, besonders aus dem Staufer-Geschlechte, im beständigen Kampfe mit Italien, dem Papste und den Fürsten, häufig die Bestellung der erledigten Grafschaft im fernen Norden versäumten oder die dort Aufgestellten nicht unterstützten, blieb das Volk sich selbst überlassen, stritt gegen Bischöfe und Grafen um seine Freiheit, sobald man die alten Sitten und Rechte angriff, behauptete Frieden und Ordnung im Inneren und duldete nicht, daß ein begüterter oder angesehener Mann sich über seine Landsleute erhob, und so kam es, daß in mancher Landschaft gar keine Edlen, sondern nur Freie waren. Ja, die Friesen waren das einzige Volk, welches von allen den damals christlichen Völkern im Abendlande frei von der Abgabe des Zehnten und der Erstlinge blieb, keine unverheiratheten Priester duldete und sie von weltlichen Angelegenheiten fern hielt. Ihre Streitigkeiten ließen sie durch selbstgewählte vereidete Richter entscheiden; von diesen kleinen öffentlichen Volksgerichten konnte man sich berufen an das größere, welches alljährlich zweimal gehalten ward. Rudolf von Habsburg belehnte zwar den Grafen Reinhold von Geldern mit ganz Friesland; aber die Friesen erkannten ihn weder, noch konnte er sich mit Gewalt festsetzen, auch dann nicht, als er vom Könige Albrecht bestätigt ward und es ging in Ostfriesland alles seinen ruhigen, herkömmlichen Gang nach altdeutscher Weise; Westfriesland aber ward nach manchem harten Kampfe von den Grafen von Holland bezwungen und ihnen unterthan. Ungefähr um dieselbe Zeit erlangte in Norddeutschland ein Städtebund großes

Ansehen, der aus wenig bekannten Anfängen herstammt und dessen Lebenselement der Handel an den Küsten der Nordsee war, so zwar, daß England schon im zehnten Jahrhundert den Leuten des deutschen Kaisers dieselben Rechte wie den einheimischen Handelsleuten bewilligte. Heinrich der Löwe war bedacht, dem deutschen Handel auch die Ostsee zu öffnen, deren Ufer noch meistens von Heiden bewohnt waren, er gab der Stadt Lübeck in bürgerlicher Freiheit das nach ihr benannte berühmte Recht, zwang den Grafen von Holstein die Trave zu öffnen und Lübeck wurde der erste deutsche Hafen an der Ostsee. Nach des Löwen Sturze — 1181 — wurde Norddeutschland durch keine weltliche Fürstenmacht mehr zusammengehalten und es gelang deshalb den Dänenkönigen, die wendischen Uferlande und das deutsche Holstein, sowie die eben aufblühenden Städte sammt Lübeck zu unterwerfen, 1200. Darauf wanderten Viele aus und ließen sich an den östlichen Ufern des Baltischen Meeres in Preußen und Lievland nieder und brachten deutsche Sitte und Sprache dorthin.

Im Stillen aber erstarkte allmälig die Kraft der Städte und ohne Hülfe des deutschen Kaisers brachen im Jahr 1227 die verbündeten Holsteiner, Lübecker und Ditmarsen in der blutigen Schlacht bei Bornhövede das dänische Joch und machten sich frei. Der Lübecker Rathsherr Alexander von Soltwedel war die Seele der Unternehmung gewesen, über welche der Kaiser Friedrich II. sehr zürnte, denn er hatte früher dem Dänenkönige Waldemar alle Eroberungen überlassen, welche er in Norddeutschland gemacht hatte. Sieben Jahre später erkämpften die Lübecker einen Sieg zur See über Dänemark und befestigten dadurch ihre Freiheit und eröffneten ihren Unternehmungen die ganze Ostsee, zumal sie von der Kirche dabei unterstützt wurden. In diese erste Zeit der Beschiffung der Ostsee durch die Hanseaten fällt schon der Verkehr mit dem russischen Nowogorod. Deutsche genossen dort großes Ansehen, gründeten Handelsniederlagen und brachten dahin die Erzeugnisse deutscher Kunstfertigkeit, wovon die berühmten, von einem deutschen Meister in Erz gegossenen Kirchenthüren zeugen. Riga, von Lübeckern gegründet, wurde der Sitz eines Erzbischofs und Geistliche waren bemüht, in Skandinavien das Strandrecht, jenes Erbtheil des rohen Heidenthums, zu verbannen, gemäß welchem ein gestrandetes Schiff die Beute der Uferanwohner wurde. Deutsche Kaufleute und christliche Sendboten gingen Hand in Hand und das Stadtsiegel von Lübeck (ein Schiff mit hohem Bord und auf dem Mast die Kreuzesfahne) bezeichnete deutlich, wie das Christenthum sich mit den Kaufleuten an den Meeresküsten ansiedelte.

Zum Schutze gegen die Seeräuber schlossen zuerst im Jahre 1255 Lübeck und Hamburg einen Bund, ähnlich den Bündnissen, welche schon früher in Süddeutschland während der kaiserlosen schrecklichen Zeit sich gebildet hatten, die aber immer wieder sich auflösten

wegen der die Städte bedrängenden inneren und äußeren Feinde. Köln, ganz in der Gewalt seiner Erzbischöfe, hätte damals die Freiheiten seines Handels in London wieder verloren, wenn nicht die norddeutschen Städte mit ihrer Macht und ihrem Ansehen eingeschritten wären. Sie bewirkten sogar, daß jene, einst der Stadt Köln gewährten Freiheiten in London auf die Gesammtheit der deutschen Kaufleute mußten übertragen werden, 1260. Denn im Drange der Zeit hatten sich mehrere Städte zur Handhabung ihrer Rechte und zum Schutz des Handels mit einander verbündet, ohne darüber bei ihren unmittelbaren oder mittelbaren Herren anzufragen, und so entstand aus kleinen Anfängen nach und nach ein großer, gewaltiger Bund.

Da die meisten dieser miteinander verbündeten Städte an den Meeresküsten oder an Strömen lagen, wurde das Wasser bald ihr vorzüglichstes Element und Seefahrt und Fischfang machte sie muthig und reich. Noch im dreizehnten Jahrhundert waren es nur etwa zwölf Städte an der Ostsee, die sich miteinander verbunden hatten; erst im vierzehnten Jahrhundert erweiterte sich der Bund unter dem Namen „gemeine deutsche Hanse" und als ausgezeichnet darin ragen hervor die Städte: Lübeck, Hamburg, Stade, Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Anklam, Demmin, Stettin, Kolberg, Kiel, Neu-Stargard, Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg, Reval, Dortmund, Münster, Osnabrück, Braunschweig, Magdeburg, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, gegen Abend an die Nordsee hin: Utrecht, Zwoll, Hasselt, Deventer, Middelburg, Dortrecht, Amsterdam und Gröningen, so daß sich der Kreis des Bundes vom rechten Ufer der Maas und dem Ausflusse der Schelde an den Küsten hin bis nach Esthland oder Reval erstreckte. Manche kleinere Städte schlossen sich dem Bunde an.

Jede Stadt ordnete ihre inneren Angelegenheiten selbst, suchte sich durch Wälle, Mauern und Thürme gegen feindliche Angriffe zu schützen; sie alle standen einander bei in Streitigkeiten mit Fürsten und Herren und hielten deshalb, um gegen Ueberfälle stets gerüstet zu sein, gut bezahlte und geübte Söldner und ließen sich von den Königen das Recht ertheilen, selbst die adeligen Räuber mit bewaffneter Hand zu verfolgen; sie zogen zur Sicherung ihrer selbst und ihrer Waaren karawanenweise, bewaffnet über Land und See. Ihre eigenen Streitsachen untereinander ließen sie durch Schiedsrichter entscheiden, ein Ausschuß bildete als Rath die oberste Behörde, und keine Stadt durfte eine andere verbündete bei irgend einem Landesherrn oder Fürsten verklagen, damit der Bund nicht getrennt oder geschwächt würde, sondern die übrigen sollten den Streit schlichten und beide Parteien den Vorfall nach Lübeck anzeigen.

Die höchste Bundesgewalt ruhte in den Händen der städtischen Abgeordneten auf den Hansetagen, welche bald da, bald dort, meistens aber in Hamburg, Lüneburg, Lübeck oder Bremen gehalten wurden.

Der Bund suchte die Behörden in den einzelnen Städten im Ansehen zu erhalten, dem Ehrgeize der Einen und dem Aufruhr der Gemeinen zu begegnen und überall den Sinn und das Bedürfniß für Ruhe und Ordnung zu wecken und zu befestigen. Zur Bestreitung der allgemeinen Bedürfnisse, vornämlich für Waffen und Mannen, erhob der Bund eine alljährliche Abgabe — das Bundgeld — und strafte die ungehorsamen Mitglieder. Als höchste Strafe galt der Bann der Hanse — das Verhänsen —, welches die Ausstoßung aus dem Bunde und den Verlust aller Bundesrechte nach sich zog und die Stadt sich selbst und ihren Feinden überließ. Dieser Bann wurde mehr gefürchtet, als der geistliche und nur nach demüthiger Unterwerfung, hinlänglicher Genugthuung und nach vielen Opfern als Zeichen der Reue wurde die ausgestoßene Stadt wieder in den Bund aufgenommen.

Die Fahrten der Hanseaten gingen vorzüglich über die Ost- und Nordsee, und weil zu jener Zeit jeder Fremde als Feind galt, suchten sie in fernen Ländern das Recht einer bleibenden Niederlassung und machten ihre Waarenhäuser zu förmlichen Burgen, deren Einwohner als Diener der Hanse nur Deutsche und immer den vaterländischen Gesetzen unterworfen waren. Klug und stets auf ihren Vortheil bedacht, nahmen die Hanseaten Partei an den beständigen Zwisten der nordischen Häuptlinge und Könige und errangen auf diese Weise wichtige Vortheile für ihren Handel in Schweden, Dänemark und Norwegen, denn Jeder, dem sie durch ihren Beistand zum Siege verhalfen, gewährte ihnen Vorrechte, welche sie dann gegen die Eingebornen selbst mit Waffengewalt zu behaupten strebten.

Heinrich der Siebente, der Luxemburger.

Nach dem Tode des Königs Albrecht warben seine Söhne eifrig, daß die deutsche Krone bei ihrem Geschlechte bleibe; aber die Fürsten fürchteten bereits die Uebermacht und Herrschsucht der Habsburger und sieben Monate lang blieb der deutsche Thron erledigt. Während dieser Zeit bot der König Philipp von Frankreich Alles auf, seinem Bruder, Karl von Valois, die Krone zu verschaffen mit Hülfe des Papstes, den er ganz in seiner Gewalt hatte. Denn nach dem Tode des standhaften Bonifacius VIII. wurde Benedikt XI. gewählt, der mit seinen Kardinälen sich ganz willfährig gegen den König zeigte, um nur die Berufung einer Kirchenversammlung zu vereiteln, auf welche Philipp immer drang. Nach dem Tode desselben wußte der König durch schlaues Unterhandeln mit den Kardinälen

und seinem heftigen Gegner — dem Erzbischofe von Bordeaux, Bertrand von Agoust — es dahin zu bringen, daß zum Erstaunen der Welt gerade dieser als Clemens V. gewählt wurde. Was er dem Könige versprochen hatte, zeigte sich bald: Er gewährte ihm den Zehenten von allen französischen Kirchengütern auf fünf Jahre, berief aus Italien die Kardinäle zu sich, hielt sich bald da, bald dort auf Kosten der Bischöfe und Aebte in Frankreich auf, wählte endlich Avignon, im Gebiete der Grafen von Provence, zum bleibenden Sitz und gestattete alsobald, daß die Tempelritter als Ketzer eingekerkert und angeklagt wurden, 1312. Unter den furchtbarsten Martern gestanden Einige, was man wollte, widerriefen zwar, aber auf jenes Geständniß hin wurden alle zum Feuertode verurtheilt. Da betheuerten sie noch mitten in den Flammen ihre Unschuld, der Großmeister Jakob von Molay rief noch den Papst und den König vor Gottes Richterstuhl. Ihre reichen Güter zog der König ein, der den Papst dann auch zu seinem Werkzeug in Deutschland zu benutzen trachtete. Doch Clemens wollte die Macht desselben nicht noch mehr vergrößen, mahnte die deutschen Fürsten zu einer klugen Wahl und darauf warb der Erzbischof von Trier für seinen Bruder Heinrich.

Sie waren Sprößlinge des alten, durch Sagen von der schönen, wunderbaren Melusine gefeierten Geschlechtes, der Grafen von Luxemburg, besaßen mehr Ruhm als Macht, Heinrich war als tapfer, gerecht und fromm bekannt, schützte Kaufleute und Reisende und verfolgte die Verbrecher und Räuber. Am 27. November 1308 ward er, obgleich der deutschen Sprache nicht mächtig und ganz Franzose in seinen Sitten, einstimmig von den Kurfürsten gewählt und als Heinrich VII. in Aachen gekrönt. Auf dem Reichstage zu Speier (Sept. 1309), wobei auch Bevollmächtigte der Reichsstädte erschienen, verhängte er die Reichsacht über die Mörder des Königs Albrecht und ließ dessen und Adolf's Leichnam im Dome beisetzen, belehnte gegen große Geldsummen und Versprechen die Söhne Albrecht's mit den Besitzungen ihres Hauses, auf die Klagen vieler schwäbischer Städte über Bedrückung durch den Grafen Eberhard von Würtemberg sprach er, als dieser darüber zur Rede gestellt, trotzig den Reichstag verließ, die Acht aus, erneuete den Landfrieden und bestätigte den größeren und kleineren Ständen und den Eidgenossen ihre Freiheiten. Dies war es einzig, was er für Deutschland that, denn jeder Fürst waltete selbstständig in seinem Gebiete. Deshalb ergriff Heinrich mit Freuden die Gelegenheit, seine Hausmacht zu vermehren, und als Abgeordnete aus Böhmen erschienen, wo die Erbfolge noch nicht gesetzlich bestimmt und Heinrich von Kärnthen unbeliebt war und seit drei Jahren die Belehnung vom deutschen Reiche nicht nachgesucht hatte: vermählte er nach dem Wunsche der Abgesandten seinen Sohn Johann mit Elisabeth, der als Erbin erklärten Tochter des Königs Wenzeslaus, und übertrug ihm Böhmen als Lehen des deutschen Reiches.

Darauf trachtete er nach Italien, und der große Dichter Dante glaubte, er werde als Erlöser der von Parteien zerrissenen Halbinsel kommen: der Papst versprach ihm die Kaiserkrone und hoffte ihn dadurch zu einem Kreuzzuge zur Bekämpfung des vordringenden Islam zu gewinnen, dazu wollte er die ganze christliche Welt vereinigen, deren Oberherrlichkeit er ansprach. Heinrich schwur vor seinem Uebergang über die Alpen durch Bevollmächtigte in Avignon und dann in Hagenau dem Papste (1309, Aug.) den bereits üblichen Eid, die Kirche in ihrem Besitzthum gegen jeden Angriff zu schützen und hoffte in Italien die Parteien zu versöhnen und das Kaiserthum wahrhaft wieder aufzurichten. In Mailand huldigten ihm beinahe sämmtliche lombardische Städte durch Abgeordnete, und er wurde mit der fast verschollenen eisernen Krone gekrönt (Januar 1310). Und weil er wie im Fluge ganz Oberitalien gewann, glaubte er unumschränkte Oberhoheit über alle Italiener als seine Unterthanen üben zu können. Dagegen erhob sich alsobald Widerstand. Die Welfen, immerdar mehr der geistlichen als weltlichen Herrschaft geneigt, umgaben ihn mit Spähern, berichteten jeden seiner Schritte dem Papste, schilderten den Druck der deutschen Barbaren, wie Heinrich nur die Gibellinen begünstigte. Mit ihnen trat der König von Frankreich in Verbindung, in Mittel-Italien bildete sich eine förmliche Liga, an deren Spitze Florenz stand, sie rief den König Robert von Italien zum Beistande herbei. Diesen hatte Heinrich zur persönlichen Huldigung aufgefordert wegen der Provence, dem damals zu Deutschland gehörigen Gebiete. Robert zögerte, gab die friedlichsten Versicherungen, schickte aber seinen Bruder Johann mit einem Heere, um den Heinrich von Rom abzuhalten, hoffend, er werde im Kampfe mit den Welfen sich schwächen und wollte ihm dann in Rom ein sicheres Grab bereiten. Johann hielt den deutschen König wirklich von St. Peter ab und nur mit Mühe bewog Heinrich einen Theil der Kardinäle, daß sie ihm die Kaiserkrone im Lateran aufsetzten, 29. Juni 1312.

Das war sein letzter Triumph. Denn als er im römischen Gebiet seine kaiserlichen Ansprüche geltend machen wollte, nahm sich der Papst seiner Unterthanen an, gebot ihm, Rom zu verlassen, den König von Neapel nicht zu bekriegen, und die Oberhoheit des Papstes wie in geistlichen so auch in weltlichen Dingen anzuerkennen, gleichsam als Vasall. Heinrich sträubte sich dagegen, suchte seine kaiserliche Würde und Macht zu behaupten, erklärte Robert als Hochverräther und war auf dem Wege nach Unter-Italien begriffen, als er, wie man glaubte, an Gift am 24. August 1313 bei Buonconvento starb. Und wieder war die deutsche Oberherrlichkeit über Italien vergebens angestrebt.

Sein Sohn Johann hatte sich indessen mit Hülfe des Erzbischofs Peter von Mainz und des Grafen Bertold von Henneberg glücklich Böhmens bemächtigt, Heinrich von Kärnthen entsagte seinen An-

sprüchen, sein Bundesgenosse Friedrich von Thüringen erhielt dieses Land und Meißen, welches ihm die beiden Könige Adolf und Albrecht hatten entreißen wollen. Das Reichsheer, welches auf Heinrich's Befehl die Acht gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg vollziehen sollte und diesen schon beinahe aus allen seinen Ländern vertrieben hatte, löste sich auf die Nachricht vom Tode des Königs auf und Eberhard eroberte sein Land wieder.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Eifriger noch als vorher warben nun die fünf Söhne des Königs Albrecht, welche in selten gesehener brüderlicher Eintracht die Regierung den beiden Aeltesten — Friedrich und Leopold — überließen, um die deutsche Krone, ihnen entgegen die Partei der Luxemburger, für den erst siebenzehnjährigen Böhmenkönig Johann. Da sie ihn nicht für stark genug hielten, wendeten sie sich an den Herzog Ludwig von Oberbayern, den Sohn Ludwig's des Strengen. Als Neffe des Königs Albrecht war Ludwig mit seiner Mutter häufig am Hofe desselben in Wien, dann volljährig, in Zwist mit seinem viel älteren Bruder Rudolf wegen der Theilung der Herrschaft und des Landes und als ritterlicher, menschenfreundlicher Fürst von seinem Vetter, dem Herzoge Otto von Niederbayern, zugleich mit den Städten Landshut und Straubing zum Vormund über Otto's minderjährigen Sohn und Brudersöhne ernannt, damit er diese gegen den land- und herrschsüchtigen Adel und gegen Oesterreich schütze. Dies that Ludwig wirklich, als sich dieselben zur Unterdrückung der jungen Herzoge verbündeten, er schlug mit Hülfe jener beiden ihm treu ergebenen Städte den niederbayerischen Adel und den Herzog Friedrich von Oesterreich bei Gamelsdorf, 1313, 9. November, entscheidend, und der Ruf seiner Tapferkeit und Gerechtigkeit ging durch ganz Deutschland.

Die Mehrheit der Kurfürsten erkor darauf, 20. Okt. 1314, ihn zu Frankfurt zum König und er wurde in Aachen gekrönt, die Minderzahl aber hatte Tags vorher den Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich erwählt und er ward in Bonn gekrönt, und alsogleich nahm ganz Deutschland Partei für den Einen oder den Anderen, Ludwig's Bruder stand zu Friedrich. Die beiden Könige meldeten ihre Wahl dem Papste und baten um seinen Segen, der aber zögerte klug mit der Entscheidung, mahnte zum Frieden, nannte Jeden seinen geliebten Sohn, sprach bis zum Ausgang des Streites für sich die

Reichsverweserschaft an und drohte, wenn sie in Italien Etwas unternehmen würden.

Lange Zeit dauerte der Kampf der Gegenkönige: auf Ludwig's Seite standen zumeist die Reichsstädte, auf Friedrich's Seite der Adel, für Jenen erklärten sich auch die Eidgenossen. Im Zorne darüber und zugleich die Rache des Vaters an ihnen zu vollziehen, brach der Herzog Leopold mit einem großen Heere habsburgischer Ritter und Dienstmannen aus seinen Erblanden gegen sie auf: Nur durch schleunige Anerkennung der österreichischen Landeshoheit konnten sie das drohende Verderben abwenden. Als sie sich dessen weigerten, rückte das Heer in drei Zügen gegen die Waldstätte an, die Hauptmacht bewegte sich unter Leopold gegen Morgarten heran und bei ihm waren racheburstig die Geßler, Landenberg, der ganze Adel von Lenzburg und Kyburg und viel andere Ritter und Herren. Die Landleute trachteten Meister des Ortes und der Entscheidung zu werden und nahmen ihrer dreihundert bei dem Berg Sattel oberhalb Morgarten eine feste Stellung, wo sich ihnen fünfzig aus Schwyz Verbannte zu ihnen gesellen wollten, was sie aber verwehrten. Darauf beschlossen diese, ihr Leben für das Vaterland zu wagen. Und am 15. November 1315, als Leopold mit seinen Geharnischten heranzog, wälzten jene Fünfzig Steine und Baumstämme den Berg herab und brachten die vorderen Reihen der Habsburgi'schen in Verwirrung. Alsobald fielen die Dreihundert den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Morgensternen und Keulen die Rüstungen und brachten mit Hellebarden Stichwunden oder Hiebe bei, und es fielen mit des Adels Blüthe zwei: Geßler und Landenberg; Leopold entkam auf schnellem Rosse und abgelegenen Pfaden nach Winterthur, die Eidgenossen nahmen die fünfzig Vertriebenen wieder auf und feierten alljährlich das Andenken an diesen Sieg, der ihre junge Freiheit rettete, schützte und kräftigte.

Indessen hatte der Kampf der beiden Gegenkönige unter großen Verheerungen fortgedauert, Ludwig vertrieb seinen ihm feindlich gesinnten Bruder aus Bayern und der Pfalz, daß er nach England flüchten mußte, wo er 1319 starb; aber er selbst konnte sein Bayern vor gräulicher Verwüstung der österreichischen Herzoge nicht schützen. Diese hofften ihn endlich im Jahre 1322 ganz zu besiegen. Friedrich der Schöne zog mit einem ritterlichen deutschen Heere und vielen Horden Ungarn und heidnischer Kumanen im Herbst über den Inn heran, sein Bruder Leopold mit einem trefflichen Heere aus Schwaben über den Lech. Jener lagerte mit seinem Bruder Heinrich zwischen Mühldorf und Ampfing und erwartete seinen Bruder. Um nicht von zwei Heeren zugleich angegriffen zu werden, wollte Ludwig schnell auf den einen Gegner losgehen, kündete nach alter Sitte dem Friedrich die Schlacht auf den 28. September an, dieser beschloß zu kämpfen, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten, wurde geschlagen und gefangen und von dem Sieger als Pfand für große Geldsummen

einem fränkischen Ritter, Weigel, übergeben, der ihn nach der abgelegenen Veste Trausnitz im Nordgau brachte. Ludwig, durch diesen Sieg wie durch ein Gottesurtheil nun wirklich König, erneuete auf einem Reichstage zu Nürnberg den allgemeinen Landfrieden, that die widerrechtlichen Zölle ab und dachte nun auch an die Vergrößerung seiner Hausmacht, übertrug nach dem Aussterben des Askanischen Stammes die Mark Brandenburg seinem ältesten Sohne Ludwig, der fortan der Brandenburger hieß, erwartete aber die Bestätigung des Papstes vergebens, gerieth vielmehr mit diesem in heftigen Zwist.

Auf den frühen Tod des Clemens V. war Johann XXII. gefolgt, der in Avignon seinen Hof in morgenländischer Pracht einrichtete und zur Bestreitung seiner Ausgaben von jedem neuen Bischof das Einkommen des ersten Jahres (Annaten) forderte und außerdem auf manche Weise Geld erpreßte; auch sprach er die Reichsverweserschaft in Italien an, so lange das Kaiserthum erledigt sei, stellte dort den König Robert von Neapel als Reichsverweser auf und befahl allen von Heinrich VII. eingesetzten Statthaltern ihre Würde niederzulegen. Dies that zwar Matthäus Visconti in Mailand, ließ sich aber von den Mailändern zum Oberherrn wählen und brachte mehrere Städte umher in seine Gewalt, verachtete des Papstes Bann und schlug dessen Soldaten, und nach ihm waltete sein Sohn Galeazzo in derselben Weise fort. Als jedoch der Papst ein zahlreiches Heer gegen ihn ausrüstete, wendete er sich an Ludwig, den deutschen König, der sandte ihm Beistand und die Schaaren des Papstes wurden geschlagen.

Darüber erzürnt, untersagte Johann dem Ludwig, den er nur den Bayer nannte, die Reichsregierung, bis seine Wahl und Person vom apostolischen Stuhl gebilligt sei, befahl ihm Alles zu widerrufen, was er als römischer König gethan, verbot demselben Gehorsam zu leisten und behauptete, ihm selbst, dem Papste, gebühre die Reichsverweserschaft auch in Deutschland. Und dieses zeigte Johann dem deutschen Könige nicht einmal durch Boten oder Briefe an, sondern ließ die Schrift blos an die Kirchenthüren in Avignon anheften. Als Ludwig dieses vernahm, legte er vor rechtskundigen Zeugen in einer Schrift die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und Regierung und die Unabhängigkeit der deutschen Krone mit kräftigen Worten und Gründen nieder und übersandte sie dem Papste, der jedoch darauf nur noch heftiger verfuhr und ihm eine Frist von drei Monaten setzte, persönlich oder durch Abgeordnete vor ihm zu erscheinen. Inzwischen trachtete er dem Könige Karl IV. von Frankreich die deutsche Krone zu verschaffen; nur Leopold von Oesterreich bot in seinem Hasse gegen Ludwig dazu seine Hülfe, lieferte dann aber die Reichskleinodien an diesen aus, in der Hoffnung, dadurch die Freiheit seines Bruders zu erlangen. Als dieses nicht geschah, ein Versuch, den Gefangenen durch List zu befreien, mißlungen und die letzte vom Papst gewährte Frist verflossen

war, sprach dieser am 1. Oktober 1324 über Ludwig den Bann und über Deutschland das Interdikt aus, demzufolge aller öffentliche Gottesdienst aufhören, die Kirchen geschlossen und selbst den Sterbenden der letzte Trost sollte versagt werden. Dadurch hoffte er, alles Volk gegen Ludwig aufzuregen und ihn zu seinem Willen zu zwingen.

Ludwig aber berief einen Reichstag nach Regensburg, trug hier den Versammelten seine Vertheidigung vor, schilderte des Papstes Ungerechtigkeit und Anmaßung und nannte ihn sogar einen Ketzer, der behaupte, Christus und die Apostel haben Güter in Gemeinschaft besessen und der eben deswegen den Orden des seraphischen Franziskus — die minderen Brüder — verfolge, weil sie ganz gegen das Beispiel des päpstlichen Hofes in Armuth leben wollen. Diese Schrift ließ Ludwig im ganzen Reiche verbreiten und alsobald zeigte sich, daß die Zeiten Heinrich's IV. vorüber waren für immer. Gerade an dem Orden der bei dem Volke beliebten Minoriten erhielt Ludwig eifrige Vertheidiger seiner Sache, besonders an dem Ordensgeneral Michael von Cäsena, an Wilhelm Occam von England, Nikolaus von Frankreich, Heinrich von Talheim und dem berühmten Dichter Dante und von seinem Kanzler Hangenohr von Augsburg, so wie von seinem Leibarzte Marsilius von Padua. Die Schriften dieser Männer gingen von Hand zu Hand, in denselben war die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des deutschen Königs mit überzeugenden Gründen dargethan.

Um so heftiger zürnte der Papst, sprach noch einmal den Bann über Ludwig als erklärten Ketzer und suchte von Neuem die deutsche Krone an Frankreich zu bringen. Auch diesmal gelang es ihm nicht und seine Bullen fanden nur Beifall in den österreichischen Ländern, anderwärts feierten die Geistlichen den öffentlichen Gottesdienst, die widerspenstigen Mönche wurden von den Bürgern zur Feier desselben gezwungen oder mußten entweichen. Leopold aber suchte Rache in der Verwüstung Bayerns und der Kampf dauerte unentschieden fort: da ritt Ludwig, wahrscheinlich nach dem Rathe des Priors Gottfried von Maurbach, nach Trausnitz und bot seinem Jugendfreunde und Vetter Friedrich die Freiheit, wenn er nur auf die Krone verzichten wolle. Und Friedrich entsagte, 13. März 1325, versprach selbst die besetzten Reichsgüter und Städte herauszugeben und Frieden und Beistand von seinen Brüdern. Könne er dieses nicht erfüllen, so wolle er sich an Sonn-Wenden wieder als Gefangener stellen. Darauf empfingen Beide das heilige Abendmahl und Friedrich kehrte zur unaussprechlichen Freude seiner Gemahlin Elisabeth, die sich über sein Unglück blind geweint hatte, nach Oesterreich zurück, meldete seinen Brüdern und dem Papste das Geschehene und forderte sie zur Anerkennung Ludwig's, des nun einzigen und rechtmäßigen Königs, auf.

Auf dieses erließ der Papst ein strenges Schreiben an Friedrich,

erklärte dessen Zusagen und Eide für ungültig und verbot ihm sogar bei Strafe des Bannes, Wort zu halten. In gleicher Weise schrieb er an Leopold und mahnte ihn zur Ausdauer in der Feindschaft gegen Ludwig. Aber Friedrich hatte sich indessen bereits am bestimmten Tage wieder bei Ludwig in München gestellt. Tief gerührt über solche Treue, umarmte ihn dieser, theilte mit ihm Tisch und Bett und setzte ihn selbst zum Schirmherrn über seine Familie und über Bayern, als er gegen die wilden Litthauer und Polen seinem Sohne nach Brandenburg zu Hülfe zog, welche, vom Papste aufgereizt, furchtbare Gräuel verübten. Dann errichtete er mit Friedrich einen neuen Vertrag, demgemäß sie beide als deutsche Könige gemeinsam regieren wollten, und als der Papst und die Kurfürsten dies mißbilligten, wollte Ludwig nur den Kaisers-, Friedrich sollte den Königstitel führen. Sie blieben Freunde, obgleich kein Denkmal von ihrem gemeinsamen Wirken zeugt, und als der kriegerische Leopold schon im nächsten Jahre starb, ward der Friede zwischen den Habsburgern und Wittelsbachern nicht weiter gestört, zumal Friedrich in seinem eigenen Hause in Zwist verwickelt ward und seinem Bruder Otto, dessen Ansprüche die Könige von Ungarn und Böhmen unterstützten, Antheil an der Regierung gewähren mußte. Seit seiner Gefangenschaft krank und trübsinnig, starb er 1330, 13. Januar, und Ludwig war nun in der That allein König.

Dem Papste zum Trotz wollte er auch die Kaiserkrone erringen und ungeachtet er von den deutschen Fürsten selbst unmittelbar keinen Beistand zu dem Römerzuge erhielt, unternahm er ihn doch im Frühjahr 1327, wiederholt eingeladen von den hartbedrängten Gibellinen. Anfangs begleitete ihn mit seinen geworbenen deutschen Schaaren das Glück und am Pfingstfeste wurde er in Mailand mit der eisernen Krone gekrönt; als er aber darauf in Königsmacht zu walten begann und Frieden den Parteien gebot und sogar Geldforderungen machte, wurde er alsobald ein fremder Tyrann gescholten und alle Parteien erhoben sich gegen ihn, daß er nur trachtete, nach Rom zu kommen, wohin der tapfere Castruccio, Herr von Lucca und Pistoja, ihn begleitete. Auf dem Wege belagerte und strafte er Pisa, das ihm die Thore verschlossen hatte, um eine große Geldsumme, ernannte den Castruccio zum Reichsfürsten und Herzoge von Lucca und zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Rom ein (1328, 7. Januar) und empfing nach wenigen Tagen die Kaiserkrone im Namen der Stadt, welche über die Gefangenschaft des Papstes, ihres Oberherrn, in Frankreich zürnte. Und darauf unternahm es Ludwig sogar, denselben zur Verantwortung vorzufordern, ließ ihn absetzen und den Minoriten, Peter von Corvara, einen gelehrten und frommen Mann, wählen, 12. Mai, der sich Nikolaus V. nannte.

Aber nun trat auch für Ludwig schnell eine Wendung ein. Schon war Castruccio nach Ober-Italien zurückgekehrt, ohne dem Kaiser noch Beistand zu leisten, dessen Hülfsquellen versiechten; seine

Schaaren blieben ohne Sold und erlaubten sich Erpressungen und als am Tage der Wahl des neuen Papstes die Absetzung des Kaisers durch Johann XXII. kund wurde, sah er sich bald rings von Feinden umgeben und mußte endlich mit dem Reste seiner Schaaren unter dem Hohne der Römer abziehen, ohne daß er sich rächen konnte. Seine Lage besserte sich nicht, als er eine Zeit lang in Pisa weilte, hier von einer Versammlung Geistlicher und Weltlicher die Sache Johann's von Neuem untersuchen und das frühere Urtheil und dessen Absetzung bestätigen ließ. Vergebens erwartete er Hülfe aus Deutschland, da sein Gegner hier Alles gegen ihn aufzuregen suchte, so daß er zurückkehren mußte.

Zu Pavia machte er den für das Wittelsbach'sche Haus wichtigen Familienvertrag und gab den Söhnen seines Bruders die Rheinpfalz mit einem Theile des bayerischen Nordgaues — fortan die Oberpfalz genannt — jedoch so, daß alles Gut unveräußerlich immer den Wittelsbachern bleiben und bei dem Aussterben des einen Zweiges nur der andere erben sollte, 1329, 8. August. Im Gebirge Bayerns gründete er Gott zum Dank für die glückliche Rückkehr nach Deutschland das Kloster Ettal für Benediktinermönche und zugleich als Versorgungsanstalt für verdiente Ritter und ihre Frauen.

Von Albrecht's I. fünf Söhnen lebten nur noch Albrecht, der von vergifteten Speisen gelähmt ward, weshalb er der Lahme, auch der Weise hieß, und Otto. Mit diesen schloß Ludwig Frieden und Freundschaft, bestätigte ihnen die Lehen ihrer Vorfahren und versprach ihnen noch dazu zwanzigtausend Mark Silbers, bis zu deren Abzahlung er ihnen die vier Reichsstädte Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und Rheinfelden verpfändete. Die beiden ersten wußten sich zu lösen und Ludwig gab dafür Breisach und Neuenburg und so kamen die vier Städte unter Oesterreichs Herrschaft. Dann trachtete der Kaiser durch besondere Bündnisse des niederen Adels und der Städte in Schwaben und Bayern den Landfrieden zu handhaben und sich auch mit dem Papste zu versöhnen, dem sich der aus Italien vertriebene Gegenpapst Nikolaus bereits unterworfen hatte und sein Leben im Kerker beschloß. Aber vergebens waren alle Anerbietungen Ludwig's, selbst seine Bereitwilligkeit zur Buße, wenn nur das Reich bei Ehren und ihm die Krone bliebe, denn der Papst forderte unbedingte Entsagung und Unterwerfung. Endlich willigte Ludwig, überredet und gedrängt von dem zweideutigen Könige Johann von Böhmen und dessen Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich von Nieder-Bayern, selbst darein, die Krone so lange niederzulegen, bis er vom Banne frei wäre und er hoffte, daß das Geheimniß der Verzichtleistung durch seinen Vetter gewahrt werde. Dieser aber glaubte nun schon König zu sein und forderte die Huldigung von den Städten am Rhein. Dem widersetzte sich Ludwig und waltete fort in kaiserlicher Macht, der Papst blieb sein Feind und bald gesellte sich zu diesem auch der König Johann, weil Ludwig nach

dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnthen dieses Land und Tyrol als eröffnete Lehen den Habsburgern gab. Der Böhmenkönig lag damals in Paris krank an seinen im Turnier erhaltenen Wunden danieder, das zur Feier seiner Vermählung mit Beatrix von Bourbon gehalten ward. Denn er pflegte wegen Luxemburgs freundliche, ja unterwürfige Nachbarschaft mit Frankreich und lebte ganz dessen Könige zu Gefallen; jetzt auf die Nachricht von Ludwig's Benehmen ganz erbittert, — denn sein Sohn Johann war mit der Tochter des verstorbenen Kärnthner Herzogs, Margaretha, vermählt und er betrachtete diese schon als Erbin, — schrieb er an die Seinen nach Böhmen: Rüstet Euch, bald eile ich Euch zu Hülfe! Ja er schwur den Kaiser todt oder lebendig dem Papste zu liefern. Und als er kam, verwüstete er mit seinen Schaaren Bayern und Oesterreich und es gelang ihm durch einen Vertrag mit den Habsburgern, Tyrol der Gemahlin seines Sohnes zu sichern, 1336.

Indessen war der heftigste Feind des Kaisers gestorben und der neue Papst, Benedikt XII. (seit 1334) zeigte sich zur Lösung des Bannes geneigt, als der König Philipp von Frankreich es hinderte, dem der fortdauernde Unfriede in Deutschland erwünscht war. Um so bereitwilliger willfahrte der Kaiser den Anträgen des Königs Eduard von England, der ihm Beistand zur Vertheidigung der Kaiserwürde und sogar eine große Geldsumme zur Ausrüstung eines Zuges nach Avignon versprach, dagegen ihm Ludwig mit zweitausend deutschen Reitern im Kriege gegen Frankreich helfen wollte, und die deutschen Fürsten billigten, mit Ausnahme des Königs Johann von Böhmen, dieses Bündniß. Endlich erkannten sowohl geistliche als weltliche, es gelte nicht blos dem Kaiser, sondern ihren eigenen Rechten und der Unabhängigkeit des Reiches, was Lupold von Bebenburg, Domherr zu Bamberg, in seiner weitverbreiteten Schrift: „Ueber die Rechte des römischen Reichs und Kaiserthums", und andere Männer in eben so klaren Schriften zeigten. Von nun an waltete Ludwig, dessen Nachgiebigkeit gegen den Papst häufig als Schwäche gescholten ward, wieder kräftiger, verlieh dem deutschen Orden aus kaiserlicher Machtvollkommenheit Litthauen, und ließ im Mittelpunkt jener neuen Eroberung die Baierburg an der Memel erbauen. Dann berief er die Fürsten und Herren, die Kapitel der Stifter und Abgeordnete der Reichsstädte zu einer großen Versammlung nach Frankfurt, klagte hier, angethan mit dem kaiserlichen Schmuck und umgeben von den Mitgliedern seines Hauses, was Alles er bisher, jedoch vergeblich, zur Versöhnung des Papstes gethan, betete, um sich vom Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen, mit lauter Stimme das Vater-Unser sammt dem englischen Gruß und dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, und stellte die Sache ihrer Entscheidung anheim.

Die Versammelten wählten einen Ausschuß und während dieser prüfte und dann entschied, es sei das Verfahren des Papstes

ungerecht und nichtig, und es solle der Kaiser im Reiche den öffentlichen Gottesdienst herstellen und die widerstrebenden Priester zur Strafe ziehen, hatte Ludwig mit den Fürsten zu Rense den berühmten ersten Kurfürsten-Verein geschlossen, 1338, 15. Juli, des Inhalts: „Die kaiserliche Würde und Gewalt kommt unmittelbar von Gott, und der von allen oder den meisten Kurfürsten Gewählte ist fortan vermöge der Wahl allein schon wahrer König und römischer Kaiser, und bedarf zur Ausübung der ihm gebührenden Rechte ferner der Einwilligung und Bestätigung des Papstes nicht. Wer dagegen handelt, ist seiner Reichslehen und aller erhaltenen Rechte und Freiheiten verlustig, und soll als Majestätsverbrecher angesehen und bestraft werden.“ Zugleich mit diesem Beschlusse ließ Ludwig durch das ganze Reich verkünden: Niemand darf ohne Erlaubniß des Diöcesan-Bischofes eine päpstliche Bulle annehmen oder befolgen, der vom Kaiser dem Papst zu leistende Eid gilt blos dem Schutz des katholischen Glaubens, die Reichsverweserschaft gebührt nicht dem Papste, sondern dem Pfalzgrafen bei Rhein.

So war denn die Würde des deutschen Reiches nach langer Erniedrigung wieder hergestellt, und alle Drohungen und Umtriebe des Papstes und Frankreichs, das alte Verhältniß wieder zu erzwingen, waren vergebens. Um so sonderbarer erscheint es, daß Ludwig bald wieder sich eifrig um die Lossprechung vom Banne bemühte, den Anträgen Frankreichs horchte, selbst das Bündniß mit England löste und trotz alledem nichts erreichte. Allmälig wuchs die Abneigung der deutschen Fürsten gegen ihn, woran wohl am meisten die Vergrößerung seiner Hausmacht Schuld war; denn nach dem Aussterben der Niederbayerischen Herzoge fiel dies Land seiner Vettern an ihn, 1341; dann trennte er eigenmächtig nach dem Wunsche der Margaretha, der Erbin Tyrols, die Ehe mit ihrem unmännlichen Gemahle Johann, dem Sohne des Böhmen-Königs, 1342, und vermählte sie mit seinem Erstgeborenen, Ludwig dem Brandenburger, und wenige Jahre darauf, 1345, starb der Graf Wilhelm von Holland, seiner Gemahlin Bruder, ohne Kinder, und Ludwig erklärte die vier Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau als dem Reiche heimgefallene Lehen und belehnte damit seine Gemahlin.

Solche Macht betrachteten die übrigen Fürsten mit Neid und Argwohn, der König von Böhmen aber, stets im geheimen Bunde mit den Feinden des Kaisers, bot jetzt, nach der offenen Kränkung seines Geschlechtes in seinem Sohne, Alles auf, denselben zu stürzen, und obgleich erblindet, dachte er nur an Streit und gewann insbesondere den neuen Papst, Clemens VI., der als Erzbischof von Rouen der Lehrer seines Sohnes Karl gewesen war. Und der Papst verlangte die Trennung der Ehe des Brandenburgers und der Margaretha und die Zurückgabe Tyrols, und verhängte dann auf's Neue den Bann unter furchtbaren Ausdrücken über den

Kaiser, forderte die Kurfürsten auf, einen Anderen zu wählen, entsetzte den Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, den treuesten Anhänger Ludwig's, und ernannte an dessen Stelle den jungen Grafen Gerlach von Nassau an. Karl, den Sohn des Königs Johann, hatte er zum deutschen Könige ausersehen, und Beide kamen zu ihm nach Avignon. Karl gelobte, sich von ihm nach der Wahl bestätigen zu lassen, alle Handlungen Ludwig's von Bayern zu vernichten, erst nach erlangter Bestätigung den Römerzug anzutreten und sogleich nach der Krönung Rom und Italien wieder zu verlassen. Auf solche Versprechen empfahl ihn der Papst den Kurfürsten, und ihrer fünf wählten 1346, 11. Juli, zu Rense ihn zum Könige, uneingedenk ihrer vor acht Jahren beschworenen Grundsätze. Aber die Städte blieben dem Kaiser treu ergeben, Frankfurt und Aachen verschlossen dem Neugewählten die Thore, der sich eilig in Bonn krönen ließ und dann nach Böhmen zurückkehrte, um sich zum Kampfe zu rüsten. Doch er und seine Anhänger werden überall von Ludwig geschlagen und siegreich behauptet sich dieser in seiner Würde. Da fühlt er eines Tages während der Mittagsmahlzeit in München plötzlich heftige Schmerzen, hält sich für vergiftet und reitet auf die Jagd, das Gift im Körper zu vertheilen, sinkt aber bei Fürstenfeld vom Rosse und stirbt, 1347, 11. Oktober. Viele Städte und insbesondere München begabte er mit frommen und wohlthätigen Stiftungen.

Kaiser Karl der Vierte.

Nach dem Tode des Kaisers Ludwig begab sich sein Gegner Karl schnell aus Böhmen an den Rhein, um die Fürsten und Städte durch Ertheilung von Freiheiten zu gewinnen, was ihm jedoch nicht gelang, und so gering war sein Ansehen, daß Räuber keck sein Gefolge angriffen und er unrühmlich nach Böhmen zurückkehren mußte. Die Wittelsbacher in Pfalz und Bayern aber mit ihren Freunden wollten dem Könige Eduard von England und darauf dem Markgrafen Friedrich von Meißen die deutsche Krone übertragen; doch Karl wußte durch schlaue Unterhandlungen, große Gaben und Versprechen diesen Plan zu vereiteln, ein Vermittelungsversuch Albrecht's von Oesterreich zwischen den Gegnern scheiterte durch Karl's Treulosigkeit, welcher dann sogar zum Schaden und Hohne Ludwig's des Brandenburgers einen Betrüger unterstützte, der sich für Waldemar, den längst gestorbenen Markgrafen von Brandenburg, ausgab und alsobald Anhang, selbst unter den benachbarten Fürsten, erhielt. Die Wittelsbacher wählten dagegen den tapferen Grafen Günther von

Schwarzburg (Januar 1349) zum deutschen König, um den sich die armen Ritter sammelten, welche gern vom Stegreif lebten. Karl zog gegen ihn, vermied aber den offenen Kampf und trachtete zunächst die Wittelsbacher zu trennen, was ihm auch gelang.

Er vermählte sich als Wittwer mit der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und erhielt gegen den Vertrag von Pavia einen Theil der Oberpfalz als Heirathsgut, gewann darauf Ludwig den Brandenburger durch Zuerkennung dieses Landes und Tyrols, und durch die Zusicherung der Aussöhnung mit dem Papste; der falsche Waldemar wurde allgemein verlassen, Günther erkrankte plötzlich schwer, der Sage nach an Gift, und starb während der Unterhandlungen mit Karl (Juni 1349). Dieser war und blieb nun ohne Widerspruch deutscher König und ließ sich in Aachen feierlich krönen.

Viel mehr als durch diese Zwiste wurde ganz Deutschland um dieselbe Zeit durch Erdbeben und eine furchtbare Pest erschüttert, welche von Kaufleuten aus dem Morgenlande her eingeschleppt war und sich immer weiter verbreitete und so arg wüthete, daß in Wien einmal an einem Tage gegen Tausend Menschen starben und in Städten und auf dem Lande viele Häuser leer standen. In der höchsten Noth suchte man den erzürnten Himmel durch allgemeine Bußtage und Bittgänge zu versöhnen. Doch artete dieses bald aus, denn es thaten sich Schaaren von Männern und Weibern zusammen, die mit vermummten Antlitz und entblößtem Oberleib Paarweise oder zu Dreien hinter einer Fahne oder einem Kreuze her von Kirche zu Kirche zogen, dreiunddreißig Tage lang, zum Andenken an die Zeit der Menschheit unseres Herrn und sich täglich zweimal unter Absingen von Liedern über das Leiden und den Tod Christi blutig geißelten. Dabei gaben sie oft großes Aergerniß, daß endlich Bischöfe und Fürsten gegen die Geißler einschreiten mußten, worauf die zügellose Schwärmerei allmälig in Verachtung und Abnahme kam.

Der deutsche König Karl aber trachtete, wie er sich Macht und Ansehen vergrößern könnte. Am Hofe zu Paris erzogen, hatte er sich französische Sitten angeeignet, sein Blick war falsch, sein Aeußeres zeigte den slavischen Ursprung von seiner Mutter, den Böhmen gefiel er durch seine Leutseligkeit und sein zur Schau getragenes frommes Wesen, wie er sich denn alljährlich strengen Andachtsübungen unterzog. In seinem Ehrgeize trachtete er sogleich nach seiner Krönung in Aachen auch nach der römischen Kaiserkrone. Aber weder der Papst Clemens VI. in Avignon, noch Johann Visconti, der Herr von Mailand, willfahrten ihm, da Jeder für seine eigene Herrschaft durch ihn fürchtete. Erst mit Bewilligung des Papstes Innocenz VI. zog er im October 1354 mit einem kleinen Gefolge nach Italien, ließ sich in Mailand krönen, empfing von mehreren Städten Geldgeschenke, und dann in Rom durch einen dazu bevollmächtigten Kardinal die Kaiserkrone am 5. April 1355, verließ aber noch an demselben Tage unter dem Vorwande einer

Jagd die ewige Stadt und eilte nach Deutschland zurück, wohin ihm die Vorwürfe des berühmten Dichters Petrarca folgten, der ihn oft zum Zuge nach Italien ermahnt hatte, im Glauben, Karl werde das römische Reich wirklich wieder herstellen. Der Kaiser aber strebte zumeist seine Erbländer zu vermehren, in Böhmen deutsche Sitten und Gewerbe einzuführen, und Prag zur Hauptstadt des böhmisch-deutschen Reiches zu machen. Hier errichtete er eine hohe Schule mit Stiftungen für arme Studenten, legte eine Büchersammlung an, erbaute eine herrliche Brücke über die Moldau und viele Klöster und prachtvolle Kirchen, die er mit vielen Reliquien beschenkte, und erhielt vom Papste sogar die Erlaubniß, daß wenigstens in einem Kloster zu Prag der Gottesdienst in böhmischer — der Landessprache — durfte gehalten werden, was sonst nirgends erlaubt war, und daß Prag zum Erzbisthum für Böhmen und Mähren erhoben wurde. Er förderte Handel und Gewerbe, das Bergwesen und den Weinbau, und die Ansiedelungen bei der neuentdeckten und nach ihm Karlsbad genannten Heilquelle, er gab ein Gesetzbuch für Böhmen und erhob dieses Land über alle weltlichen deutschen Fürstenthümer.

Die goldene Bulle.

Seit dem Aussterben der Karlinger war Deutschland zwar ein Wahlreich, worüber sowohl die deutschen Fürsten selbst als die Päpste eifersüchtig wachten, aber wer eigentlich den deutschen König zu wählen habe, dies blieb unbestimmt. Denn von den vier deutschen Hauptvölkern erschienen zur Wahl immer die Edelsten, die den Aufwand der Reise an den Rhein für sich und ihr großes Gefolge bestreiten konnten und wollten. Bald waren der Versammelten mehr, bald weniger. Nach dem Tode Heinrichs V. wurde zum ersten Male die Wahl einem Ausschusse von zehn der angesehensten Fürsten der vier deutschen Völkerschaften übertragen, später wechselte die Zahl der Wähler wieder, bis der römische Hof endlich zur Demüthigung der Staufer die Zahl der wählenden Fürsten auf sechs beschränken und die den Staufern ergebenen Herzoge von Bayern und Schwaben ausschließen, dagegen den König von Böhmen zur Wahl beiziehen wollte. Allein dieser Plan und ähnliche scheiterten, Rudolf von Habsburg wurde gewählt von den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, die von jeher dieses Recht hatten und von dem Wittelsbacher, Ludwig dem Strengen, der für sich und seinen Bruder Heinrich zwei Stimmen wegen der Pfalzgrafschaft bei Rhein und des Herzogthums Bayern übte, dann vom Herzoge von Sachsen und

dem Markgrafen von Brandenburg. Und als vom Könige Ottokar von Böhmen das Kurrecht Bayern's bestritten wurde, entschied Rudolf auf dem Reichstage zu Augsburg, am 15. Mai 1275, nach gewissenhafter Prüfung und mit Zustimmung aller anwesenden Fürsten: es gebühre Bayern das Kurrecht von Alters her. Doch in den Jahren 1289 und 1290 erklärte derselbe Rudolf, ohne Zuziehung der Reichsstände, zu Gunsten seines Schwiegersohnes, des Königs Wenzeslaus von Böhmen, daß den Königen dieses Landes das Erzmundschenkenamt und damit auch das Kurrecht zustehe, wagte es aber nicht, Bayern das Kurrecht abzusprechen, und es schwankte die Zahl der Kurfürsten fortwährend.

Als Ludwig der Bayer auch Brandenburg an sein Haus brachte, und die Wittelsbacher also drei Kurstimmen besaßen, suchte er selbst die darüber entstandene Eifersucht der Fürsten zu mäßigen dadurch, daß er nur eine Kurstimme für Bayern und Pfalz wechselnd bezeichnete. Jetzt aber wollte der Kaiser Karl die schon durch Theilungen und Bruderzwiste geschwächte Macht der Wittelsbacher noch mehr demüthigen und gab mit Beistimmung der eben auf dem Reichstage zu Nürnberg im Januar und zu Metz im Dezember 1356 anwesenden Fürsten das berühmte Gesetz über die Erwählung und Krönung des deutschen Königs, welches auf Pergament geschrieben, von dem daran hängenden Siegel in goldener Kapsel die goldene Bulle genannt wird. Als Wähler waren darin für alle Zukunft bezeichnet die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, unter den Weltlichen aber gab Karl seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den deutschen, zur Wahl eines deutschen Königs berechtigten Füstenthümern, dann sollten folgen der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, ausgeschlossen waren Bayern, Oesterreich und Sachsen-Lauenburg.

Mit kleinlicher Genauigkeit war die Form der Wahl, zu deren Gültigkeit Stimmenmehrheit genügte, der Kleidung des Königs bei der Krönung und aller dabei zu beobachtenden Dinge, sowie die Rangordnung der Kurfürsten bestimmt. Das Wahlrecht ward gebunden an den wirklichen Besitz eines Reichsamtes und des Kurlandes, das als untheilbares Reichslehen in den weltlichen Fürstenthümern nach dem Rechte der Erstgeburt forterben sollte. Die Kurfürsten hatten den Vorrang vor allen übrigen Fürsten: wer sich an ihnen vergriff, war des Majestätsverbrechens schuldig, denn sie galten als des Reiches Grundsäulen, und Karl selbst verglich sie mit den sieben Leuchtern in der Offenbarung Johannis; sie hatten das höchste Gericht über alle in ihrem Gebiete Ansässigen, Hohe und Niedere, und diese durften sich nur bei Rechtsverweigerung an den Kaiser und dessen Gerichte wenden. Die Kurfürsten übten die königlichen Rechte über Bergwerke, Münze, Zölle und Judenschutz, und sie durften vor allen anderen Fürsten Allode und Reichslehen an sich bringen. Und so ragten denn die Fürsten

dieser sieben Länder über alle übrigen, und in ihre Hand war die Leitung des deutschen Reiches gelegt, wenn sie anders sich der neuen Bestimmung zufolge einmal des Jahres vier Wochen lang um den Kaiser versammelten und mit ihm die wichtigsten Reichsangelegenheiten berathen wollten. Aber gerade dieses geschah nicht und jeder Fürst suchte nach wie vor in Eigenmacht zu walten und wie immer ein größeres Gebiet zu gewinnen.

Fürsten und Städte.

Indessen hatten die sechs Söhne Ludwig's des Bayern, uneingedenk der väterlichen Mahnung, wenigstens zwanzig Jahre lang nicht zu theilen, zuerst in zwei große Hälften, dann noch weiter getheilt, der Aelteste, Ludwig der Brandenburger, überließ seinen zwei jüngeren Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, die Markgrafschaft Brandenburg und behielt Bayern und Tyrol, starb aber schon im Jahre 1361, und wenige Jahre darauf auch sein einziger Sohn Mainhard. Da bemächtigte sich schnell sein Bruder Stephan mit der Hafte (bisher in Landshut) Oberbayerns, von dem er seine übrigen Brüder ausschloß und sie dadurch gegen sich aufbrachte, zugleich entfremdete er sich die Wittwe Ludwig's, die Erbgräfin Margaretha von Tyrol, sie zog nach Wien, vermachte Tyrol den Habsburgern. Der Kaiser bestätigte es, und der Herzog Stephan erhielt endlich als Entschädigung nur eine Geldsumme und die drei Gerichte Kitzbühel, Rattenberg und Kufstein im Unter-Innthale, dazu Schärding und die Herrschaft Weißenhorn in Schwaben. Bald darauf wußte der Kaiser Brandenburg an sich zu bringen, halb durch List, halb durch Gewalt, denn er versprach dem Markgrafen Otto dem Römer zuerst seine jüngere, dann die ältere Tochter zur Ehe, und als sich dieser endlich getäuscht sah und seinen Neffen Friedrich aus Bayern zur Uebernahme von Brandenburg herbeirief, sammelte Karl schnell ein Heer, schlug die beiden Wittelsbacher, und Otto, von seinen Brüdern verlassen, mußte dem Kaiser gegen eine geringe Geldsumme das Land abtreten, erhielt aber auch diese nicht einmal.

Das Geschlecht der Habsburger blühte während dieser Kämpfe, vom Kaiser in eigennütziger Absicht begünstigt, fort, Rudolf, der Aelteste der vier Brüder, vermählt mit einer Tochter Karl's, strebte diesem in Machterhaltung und Glanz nach, gründete in Wien eine Universität, 1365, und die herrliche Stephanskirche, und schrieb sich Erzherzog und kaiserlicher Pfalzgraf, wies jedoch eine Erbverbrüderung mit dem Hause Luxemburg zurück. Als er aber starb, vermählte

sich auch sein Bruder Albrecht mit einer Tochter Karl's, und diesem gelang es, die schon lang gewünschte Erbverbrüderung durchzusetzen, und bei der bald darauf erfolgten Theilung der Habsburg'schen Länder zwischen Albrecht und Leopold rief er freudig aus: Lange haben wir getrachtet, das Haus Oesterreich zu demüthigen und haben den Weg nicht gefunden, jetzt zeigt es diesen selbst.

Aehnliche Erbverbrüderungen schloß der Kaiser mit beinahe allen benachbarten Fürsten, vergrößerte sein Böhmen mit Schlesien, welches er vom polnischen Reiche trennte und hoffte durch die Vermählung seines älteren Sohnes Wenzeslaus mit Johanna, einer Tochter des Herzogs Albrecht von Niederbayern-Holland (des jüngsten Sohnes Ludwig's des Bayern) die Niederlande, und durch die Vermählung seines zweiten Sohnes Sigismund mit Maria, der Tochter des Königs Ludwig von Ungarn, auch dieses Land an sein Geschlecht zu bringen, und immer deutlicher zeigte sich sein Plan: aus den Trümmern des deutschen Reiches eine neue Macht zu schaffen, weshalb er mit slavisch-französischer List Fürsten, Adel und Städte in ihrer Entzweiung erhielt, daß Deutschland sich nicht erneuen und festgestalten konnte. Unter seiner Regierung war Deutschland wie mit einem Netze verschiedenartiger Bündnisse überdeckt, indem sich theils alle Stände einer Landschaft zur Erhaltung des Landfriedens vereinigten, theils die Ritter zur Behauptung ihres Fehderechtes und ihrer Standesvorzüge, theils die Städte sich für ihre Handelszwecke und Bewahrung ihrer Reichsfreiheit sich verbündeten, um nicht Unterthanen der Fürsten und Herren zu werden.

Ludwig der Bayer hatte sich vorzüglich auf die Städte gestützt, und in denselben ein Gegengewicht gegen die Fürsten geschaffen, auch Karl sicherte anfangs den schwäbischen und rheinischen Städten ihre Freiheit, ernannte aber nachher den Städte feindlichen Grafen Eberhard von Würtemberg zum Landvogt über mehrere derselben, weshalb sie sich zur Abwehr der von diesem drohenden Gefahr enger aneinanderschlossen. Gegen die Städte waren ohnehin meistens die Fürsten und Ritter verbündet, ohngeachtet die Mitglieder des niederen Adels sich doch selbst wieder gegen die wachsende Uebermacht der Fürsten unter mancher Form als: Bund des hl. Georg, des hl. Wilhelm, der Schlegler, der Martinsvögel und anderen Benennungen und Abzeichen vereinigten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Der Kaiser begünstigte je nach seinem Vortheile bald die Ritter und Städte, bald die Fürsten, und so dauerte denn besonders in Süd-West-Deutschland der Kampf der Stände beinahe ununterbrochen fort, zumal der Graf von Würtemberg jede Gelegenheit ergriff, die schwäbischen Städte zu bekriegen, wobei er sogar vom Kaiser unterstützt wurde, der von den Städten außerordentliche Kriegssteuern verlangte, und viele seiner Hoheitsrechte über sie dem Grafen verpfändete, um das nöthige Geld für die Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen Könige zu erhalten. Darauf ver-

banden sich im Jahre 1376 die Städte enger miteinander, und mit Geld und Mannschaft wohl versehen, errangen sie manche Vortheile über die Fürsten, worüber Karl selbst in Furcht gerieth und gelobte, er wolle die Städte in keiner Noth verkaufen oder verpfänden, und sei es geschehen, oder geschehe es künftig, so solle es ohne Kraft sein.

Bei solcher Wankelmüthigkeit des Kaisers sank sein Ansehen immer mehr, und vergebens strebte er, dasselbe in Norddeutschland geltend zu machen und die Hansa unter seine Oberherrschaft zu bringen, während dieselbe doch selbst eine wahre Herrschaft über die slavischen Fürsten übte, und ihnen sogar Handelsverträge abtrotzte, über deren Erneuerung nach Ablauf der festgesetzten Zeit nicht die Fürsten, sondern die Städte zu beschließen hätten. Die Hanseaten führten eine Fehde mit Norwegen so glücklich, daß ihnen der König Erich die umfassendsten Vorrechte gewähren mußte, und gerade damals, 1361, begannen sie auch den Kampf gegen den König Waldemar III. von Dänemark, mit einer früher nie in solchem Grade entwickelten Kraft und Einigkeit. Derselbe hatte die Insel Gothland, wo mehrere Städte der Hansa ihre Niederlassungen hatten, und hier das edle russische Pelzwerk, Wachs und Leder gegen Häringe, Salz, Tücher und Eisenwaaren eintauschten, erobert, geplündert, und die reiche Stadt Wisby, den wichtigsten Stapelplatz, zerstört. Alsobald verbanden sich die Hanseaten mit den Feinden desselben, den Königen Magnus und Hakon von Schweden und Norwegen, die Flotte der Hansa lagerte sich im Mai 1362 vor Kopenhagen, und rächte die Zerstörung Wisby's durch die Plünderung der Hauptstadt Dänemarks. In dieser Noth wendete sich Waldemar an den Kaiser Karl und an den Papst um Hülfe, und Jener befahl den Hanseaten, die an Waldemar verpfändeten und seit dem Ausbruch des Krieges vorenthaltenen Reichssteuern zu zahlen, der Papst ließ durch die nordischen Bischöfe den Bann über sie aussprechen und der Kaiser fügte die Achtserklärung hinzu; aber dies brach den Muth der Hanseaten nicht, sie erweiterten vielmehr und befestigten ihren Bund durch den Beitritt rheinischer Städte, und selbst die Fürsten von Holstein und Mecklenburg verbanden sich mit ihnen. Waldemar mußte, nachdem seine Hauptstadt und andere Städte von den Verbündeten erobert waren, Frieden schließen und den Hanseaten auf fünfzehn Jahre den Besitz der festen Schlösser Schoonens und Anderes überlassen, ja sogar versprechen, er wolle sein Reich ohne Beistimmung der Hanseaten keinem Anderen übergeben und ohne daß der neue König ihre Freiheiten besiegelt hätte.

Auf diese Weise kam das scandinavische Reich in Abhängigkeit von der Hansa und blieb darin bis in das sechszehnte Jahrhundert, und es galt bis dahin die Hansa als die erste Seemacht Europa's und hatte unbestritten die Herrschaft auf der Ost- und Nordsee und reiche Waaren-Niederlagen mit großen Handelsvorrechten in London, Brügge, Bergen und Nowogorod.

Der Kaiser Karl IV. aber glaubte die von den deutschen Königen seit langer Zeit mißachteten und mächtigen nördlichen Städte jetzt zu seinem und Böhmen's Vortheile wieder eng mit dem deutschen Reich verbinden zu können und gab in dieser Absicht der Stadt Lübeck, der ersten der Hansa, einen Schutzbrief gegen das Strandrecht und ernannte den Bürgermeister zum Reichsverweser und befahl den Bürgern sogar, alle Friedbrecher und Räuber zu Wasser und zu Land in aller Fürsten- und Herrenländer aufzusuchen und zu strafen, 1374. Darauf kam er selbst mit seiner Gemahlin in die Stadt, ward ehrenvoll empfangen und redete — er, der die Gesandten von Straßburg einst gar nicht anhörte, weil sie ihre Rede begannen: „Unsere Herren von Straßburg“ — jetzt Bürgermeister und Rath von Lübeck mit „Herren“ an und äußerte, als sie diesen Titel bescheiden ablehnten: Die Regimentspersonen von Lübeck sind Herren und kaiserliche Räthe. Doch schied er nach zehn Tagen und nach köstlicher Bewirthung ohne irgend einen Erfolg und die Lübecker ließen das Thor, durch welches er gegangen war, für ewige Zeiten vermauern, mit dem Vorgeben, daß kein unheiliger Fuß je wieder diese Stelle betrete.

Die Hansa blieb für sich und kümmerte sich nicht um das Walten der deutschen Könige und Fürsten, wenn sie von ihnen unbelästigt blieb. Unter den verbündeten Städten waren ursprünglich nur wenige völlig freie Reichsstädte und es wurde Hamburg von dem Grafen von Holstein, Bremen vom Erzbischofe als Landstädte, wenngleich mit vielen Vorrechten, angesehen und gehalten, aber allmälig errangen sie solche Freiheiten, daß sie als wahre Reichs- oder freie Städte galten, welche das Recht der Selbstbesteuerung, eigener Verwaltung und Regelung der inneren Angelegenheiten, so wie der Bündnisse zu Krieg und Frieden, Befreiung von auswärtigen Gerichten und Unveräußerlichkeit vom Reich besaßen, obgleich insbesondere dies letztere Recht von den Königen, namentlich bei den süddeutschen Städten, wenig geachtet ward.

Die Könige Wenzeslaus und Ruprecht.

Nachdem Karl seinem Hause glücklich viele Herrschaften erworben, es zum Ersten in Deutschland erhoben, Habsburg sich verbrüdert und die Wittelsbacher geschwächt hatte, empfahl er seinen Sohn Wenzeslaus den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger im Reiche, pries dessen Tugenden und meinte, Gott gebe den Fürstensöhnen überhaupt einen besseren und erleuchteteren Geist, als den Söhnen anderer Eltern, und die Kurfürsten erwählten, durch große Geldsummen gewonnen, den erst fünfzehnjährigen Jüngling zum römischen

König, 1376. Im folgenden Jahre reiste Karl mit ihm nach Frankreich zu seinem Neffen, dem Könige Karl V., in der Absicht, zwischen diesem und seinem Sohne eine dauernde Verbindung anzubahnen und ernannte deshalb den französischen König sogar zum Statthalter über Arelat mit erweiterten Rechten, freilich noch als unter der Oberhoheit Deutschlands; aber bei der Schwäche der folgenden deutschen Könige ging selbst dieser Schein der Oberhoheit und das Königreich Burgund an Frankreich verloren.

Nach Karl's Tode, 1378, folgte ihm sein Sohn Wenzel als König in Deutschland und in Böhmen; von seinen Brüdern hatte Sigismund Ungarn, wegen seiner Gemahlin, und Brandenburg inne, Johann aber Görlitz und die Lausitz. Die Vettern — Söhne von Karl's Bruder Johann Heinrich — Jodok und Prokop besaßen Mähren. Anfangs nahm sich Wenzel der deutschen Angelegenheiten thätig an und suchte insbesondere den Landfrieden zu handhaben; aber bald verfiel er der Herrschaft seiner Leidenschaften, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die von einem seiner Hunde Nachts erwürgt ward, überließ er sich zügellos dem Trunke und der Wollust, blieb in Böhmen und vergaß des deutschen Reiches.

Hier dauerten die Fehden der Stände unter einander fort. Die schwäbischen Städte, insbesondere Reutlingen, wurden von dem Grafen Eberhard von Würtemberg immer härter bedrängt, ihrer Leute über dreihundert in einem Ueberfalle erschlagen und gegen achthundert sammt ihrem Anführer, einem Grafen von Helfenstein, gefangen und dieser im Gefängnisse unter bringendem Verdachte der Mitschuld des Würtembergers ermordet. Und der Kaiser Karl ließ damals von den Besiegten und Erschreckten große Steuern eintreiben und begünstigte offen die Pläne des Grafen, weshalb vierzehn schwäbische Städte sich zur Wahrung ihrer Freiheiten verbündeten und nun gingen die Fehden durch ganz Süddeutschland. Die einigen Städte siegten über Adel und Fürsten, Ulrich, der Sohn des Grafen Eberhard, wurde (14. Mai, 1377) bei Reutlingen überfallen und verwundet, viele Ritter getödtet, worauf der Kaiser bange vor den Städten, ihnen durch seinen Sohn Wenzel wieder ihre alten Freiheiten bestätigen ließ.

Aber dieser hielt nun als König sein Versprechen schlecht, der Graf von Würtemberg lieferte die Pfandbriefe nicht aus und Wenzel belehnte sogar den Herzog Leopold von Oesterreich mit der Landvogtei von Schwaben und mit mehreren Städten, so daß diese in Gefahr geriethen, österreichische Landstädte zu werden. Solches zu verhindern, erneuerten, befestigten und verlängerten sie ihre Verbindung, ja, es schien, als sollte sich der Bund über alle Reichsstädte ausdehnen; nur die Hansa blieb fern in bereits errungener Selbstherrlichkeit. Da suchten jene Städte die Hülfe der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Urkantone zwar widerstrebten, aber Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Zug, zeigten sich willfährig und es vergrößerte sich

der Bund allmälig, so daß im Jahre 1385, 21. März, auf einer Versammlung zu Konstanz die Abgeordneten von fünfundfünfzig rheinischen, fränkischen und schweizerischen Städten sich auf neun Jahre gegen alle ihre Widersacher eidlich verbanden.

Diesen Bund zu trennen, bot der Herzog Leopold Alles auf und es gelang ihm endlich mit den fränkischen und schwäbischen Bundesgliedern, die von den Schweizern nicht unterstützt wurden; und nachdem sie gegen den Konstanzer Vertrag sich einseitig mit dem Herzoge verglichen hatten, wendete er seine ganze Macht gegen die Schweiz, wies die Vermittelung der schwäbischen Städte zurück und rückte, unterstützt von dem gesammten Adel Schwabens, im Sommer 1386 mit großer Heeresmacht in die Alpenthäler ein, hoffend, mit einem Schlag den Bund der Bauern und der mit ihnen verbündeten Städte zu vernichten. Am 9. Juli kam es zur Schlacht bei Sempach. Ohne sein Fußvolk zu erwarten, eilte Leopold mit den geharnischten Edlen voraus, hieß sie von den Rossen zu steigen und Mann an Mann mit vorgesenkten Speeren, gleich einer eisernen Mauer, gegen die Eidgenossen vorzurücken. Da fielen diese auf ihre Kniee, flehten zu Gott um den Sieg und stürzten der eisernen Schaar entgegen. Aber Keiner vermochte einzudringen. Da rief Arnold Struthan von Winkelried von Unterwalden: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen. Liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und Kind, gedenkt meines Geschlechts!“ und umfaßte mit beiden Armen, so viel feindliche Speere er konnte, begrub und brach sie in seinen Leib, sank und über ihn stürmten die Eidgenossen in die Lücke der Feinde und zerschmetterten mit Aexten und Morgensternen die Helme und Panzer der Edlen; Leopold stürzte sich in Wehmuth und Rachsucht in den dichtesten Haufen, sank und ward erschlagen; allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der Seinen, sie riefen nach ihren Rossen, aber die Troßbuben waren bei dem Anblicke der mörderischen Schlacht mit den Rossen entflohen und ungerügt fielen die Edlen, ermattet vom Kampf, Hitze und Durst, unter den Streichen der Eidgenossen. Nur wenige entkamen. Die Sieger blieben drei Tage auf der Wahlstatt und zogen dann mit fünfzehn eroberten Bannern heim. Unsere Zeit will erforscht haben, die That Winkelried's sei eine Erdichtung, die siegreiche Schlacht selbst aber wagt der Zweifel nicht anzutasten.

Darauf übernahm der Herzog Albrecht mit Beistimmung seiner vier Neffen Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich die Oberleitung der österreichischen Länder und schloß Frieden mit den Eidgenossen, der aber nur wenige Jahre dauerte. In der Schlacht bei Näfels, 1388, wurde Habsburgs Macht von Neuem gedemüthigt und der Bund der Eidgenossen gekräftigt, der sich immer weiter ausdehnte und Güter und Rechte des verarmenden Adels erwarb. Oesterreichs Herzoge aber suchten durch Heirathen und Bündnisse an ihres Landes östlichen und südlichen Grenzen zu erwerben, was sie an Macht und

Ansehen in den Vorlanden verloren hatten und damals ergab sich ihnen das von den Venetianern hart gedrückte Triest.

Nicht so glücklich wie die Schweizer waren die schwäbischen Städte im Kampfe gegen ihre Widersacher, namentlich gegen den Grafen von Würtemberg. Zwar hatten sie bei Döffingen am 23. August 1388 schon gesiegt und des Grafen Sohn Ulrich war mit mehreren Edlen gefallen, aber durch die Treulosigkeit des Grafen von Henneberg, des nürnbergischen Hauptmanns, der vom Grafen Eberhard bestochen war, verwandelte sich der Sieg in eine furchtbare Niederlage. Die den Städten verbündeten Edlen baten um Frieden und erkannten die Oberhoheit des Grafen von Würtemberg. Muthlosigkeit bemächtigte sich der Städte, ihr Bund lockerte sich, in dem fortdauernden kleinen Kriege erlitten sie auch von den Rheinpfalzgrafen und den bayerischen Herzogen großen Schaden und dazu gebot ihnen der König Wenzel, ihre Bündnisse abzuthun und sich dem allgemeinen Landfrieden anzuschließen, der unter der Leitung des Fürsten errichtet würde. In dem Maße, als die Macht der Fürsten durch ihre Einigkeit wuchs, in dem Maße sank die Macht der Städte durch ihre Uneinigkeit. Während dieser ganz Deutschland durchwogenden Kämpfe saß der König Wenzel, unbekümmert um diese Dinge, in Böhmen, wo er sich mit Günstlingen aus dem niedrigsten Stande umgab, Adel und Bürger sich entfremdete, einer wahren Trinkwuth verfiel und dann im Jähzorn eine thierische Wildheit äußerte und gegen Geistliche und Weltliche, Studenten und Bürger wüthete. Als besondere Grausamkeit von ihm wird erwähnt: Johann von Pomuk war Sekretär des Erzbischofs Johann von Innstein und Inhaber mehrerer sehr einträglicher Benefizien und widerstrebte mit seinem Erzbischofe dem Plane des Königs Wenzel, der aus den Einkünften der Abtei von Kladrau ein neues Bisthum gründen wollte. Der Erzbischof entging glücklich dem Zorn des Königs, aber Johann von Pomuk mit drei anderen Räthen mußten den Groll desselben fühlen; er ließ sie, gebunden an Händen und Füßen, an verschiedenen Körpertheilen brennen, wobei er selbst hülfreiche Hand leistete und befahl zuletzt alle vier zu ertränken. Aber geängstigt von den Folgen, wenn die Sache in Rom kund würde, verlangte er von den Gefolterten Stillschweigen über das Geschehene und drei gaben das Versprechen; Johann von Pomuk war jedoch so geschwächt, daß er nicht mehr konnte gerettet werden und der König ließ ihn über die Brücke in die Donau stürzen. Diese That erregte allgemeine Theilnahme und die Geistlichkeit insbesondere hielt das Andenken des grausam Behandelten hoch, so daß schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts eine Art religiöser Verehrung des Martyrers stattfand. Die spätere Zeit dichtete hinzu, er habe das Beichtgeheimniß der Gemahlin Wenzel's diesem nicht verrathen wollen; zuletzt wurde sein Name unter die Heiligen gesetzt und sein Bildniß häufig auf Brücken aufgestellt.

Die erzürnte Geistlichkeit unterhandelte darauf heimlich mit Sigismund, welcher sich mit Albrecht von Oesterreich, Jobok von Mähren und dem Markgrafen Wilhelm von Meißen zur Absetzung Wenzel's verband, und ihn durch einige Edle gefangen nehmen und verwahren ließ. Nur mit großen Opfern erlangte der König seine Freiheit wieder, war aber in Nichts gebessert. Als er dann um eine große Geldsumme den mächtigen Häuptling Johann Galeaz, der sich Mailands bemächtigt hatte, als Reichsherzog anerkannte, brach der Unwille der deutschen Fürsten offen aus, und sie ernannten den Pfalzgrafen, Kurfürst Ruprecht, zum Reichsverweser, und dann im Jahre 1400 zum deutschen König, daß er mit seiner Weisheit, Tugend und Macht dem heiligen römischen Reich getreulicher und nützlicher sei als Wenzel, und den Frieden der heiligen Kirche bestelle. Die Kurfürsten, welche ihn gewählt, forderten dann Herren und Städte auf, dem neuen Könige zu gehorchen; aber sie hemmten sein Walten durch harte Bedingungen, die zu erfüllen er geloben mußte.

Dessen ohngeachtet begann er frohen Muthes, suchte zuerst die Fürsten und Städte zu gewinnen, die dem Wenzel noch anhingen, zog gegen diesen selbst und entriß ihm die meisten Städte im bayerischen Nordgau, welche Karl IV. an sich gebracht hatte, suchte ihn aber in Böhmen nicht heim. Sein Plan war, nach Italien zu ziehen, den Galeaz zu vertreiben und mit der Kaiserkrone geschmückt zurückzukehren, um mit desto mehr Macht und Ansehen in Deutschland wirken zu können. Aber während der Zurüstungen ward er beinahe vergiftet, und als er schon ein treffliches Kriegsvolk bei Augsburg zum Zuge bereit hatte, das er im Vertrauen auf die Versprechungen der Italiener geworben, empfing er statt Geldes nur neue Versprechen, und mußte den besten Theil des Heeres entlassen. Erst in später Jahreszeit trat er den Zug an, fand aber bald überall Hindernisse und es half ihm wenig, daß er in einigen italienischen Städten glänzend eingeholt und gefeiert wurde, während sein Kriegsvolk Mangel litt und die Zwietracht der Heerführer jede größere Unternehmung hinderte. Ohne die Kaiserkrone und ärmer, als er hingezogen, kehrte er zurück. Und in Deutschland beschränkten ihn die Fürsten in allen Unternehmungen zur Kräftigung der königlichen Macht. Sie hatten nicht blos die Reichsrechte, sondern auch die Reichsgüter an sich genommen, der König konnte sich nur auf seine Hausmacht stützen, die geschmälerten Reichssteuern gingen langsam ein, und er hatte von seinem Gute bereits Vieles für das Reich aufgewendet. Als er dann die Reichsstände ohne Unterschied zur Anerkennung des öffentlichen Rechtes und seiner Verordnungen zwingen wollte, und den widerstrebenden Markgrafen Bernhard von Baden, die Straßburger und den Erzbischof von Mainz mit Krieg überzog, verbanden sich die Herren und Städte gegen ihn, um ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Verlassen von allen Freunden, auch von dem Hohen-

zollern Friedrich, der in ungarischen Sold trat, und mit den damit erworbenen Summen die Macht seines Hauses gründete, mußte er den Reichsständen gewähren: Bündnisse und Einigungen des Friedens willen unter einander zu machen. Die Städte hatten ihn anfangs gegen die Fürsten unterstützt, als er aber Steuern von ihnen forderte, verbanden sie sich mit den Fürsten gegen ihn. Er starb im Jahre 1410. Sein Andenken lebt fort durch die Stiftung der Universität Heidelberg und eines reich ausgestatteten Spitals in Neunburg vorm Wald.

Zwölftes Buch.

Die kirchlichen Wirren.

Kirchenspaltung.

Mit dem Papste Clemens V., der seinen Sitz im Jahre 1305 in Avignon aufschlug, begann eine verhängnißvolle Zeit, welche man als babylonische Gefangenschaft der Kirche bezeichnete, weil die Päpste ganz in der Gewalt der französischen Könige waren und sie mit den Kardinälen, größtentheils Franzosen, der priesterlichen Würde uneingedenk, nur in sinnlichen Genüssen schwelgten. Urban V. besuchte Rom, erschrak aber bei dem Anblicke der indessen verödeten Stadt und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte nach Avignon zurück; sein Nachfolger, Gregor XI., war fest entschlossen, seinen bleibenden Sitz in Rom zu nehmen, wollte aber, weil er hier den gehofften Gehorsam nicht fand, auch schon wieder die ewige Stadt verlassen, als ihn der Tod überraschte, und die Römer nun den gerade anwesenden Kardinälen dringend oblagen, zur Herstellung der Würde und Unabhängigkeit des Papstthums und zur Rettung ihrer verfallenen Stadt einen Römer zu wählen. Und die Kardinäle erkoren den Erzbischof Bartholomäus Prignani von Bari, der als Urban VI. sogleich mit Ernst die in der Kirche herrschenden Mißbräuche und die Sittenlosigkeit und Habsucht der Kardinäle zu bessern trachtete, wodurch er deren Haß auf sich zog, so daß sie nach drei Monaten ihre früher von ihnen selbst als frei und einstimmig bezeichnete Wahl für erzwungen und nichtig erklärten, und in heftigen Schreiben den Papst zum Niederlegen seiner Würde

zwingen wollten. Allein er widerstand, ließ mehrere ihm feindliche Kardinäle, die in seine Gewalt fielen, hinrichten, wogegen auch die anderen Kardinäle ihm anhängende Geistliche ersäufen oder verbrennen oder auf andere Weise tödten ließen. Dann entsetzten ihn elf französische Kardinäle förmlich und wählten einen anderen Papst, Clemens VII., der aber so ganz vom französischen Hofe abhängig war, daß er der Diener von Dienern französischer Großen hieß und schmähliche Beleidigungen ertragen mußte.

Die ganze Christenheit gerieth über die Nachricht von dem Bestehen zweier Päpste, die sich gegenseitig bannten und verfluchten, in Unruhe und Zweifel, der Zwiespalt ergriff Geistliche und Laien, Niemand wußte, welcher von ihnen der eigentliche Statthalter Gottes und Christi auf Erden sei, denn so nannten sich die Päpste und als solche galten sie bisher; welcher die kirchlichen Pfründen rechtmäßig vergeben, die Bischöfe bestätigen, mahnen und strafen dürfe. Vergebens hofften alle Gutgesinnten, ein so großes Uebel könne nicht lange dauern: denn die Könige Europa's nährten den traurigen Zwiespalt, da Frankreich, Schottland und Neapel dem einen, die übrigen, meist germanischen Völker mit Polen und Ungarn dem anderen Papste anhingen, und so kam es, daß nach dem Tode des einen Papstes von dessen Kardinälen alsobald ein anderer gewählt wurde und die Kirchenspaltung fortdauerte, weil kein Papst dem anderen weichen und sich unterwerfen wollte.

Dieser Zwist erweckte von Neuem die Simonie, Päpste und Kardinäle verkauften offen ohne Scheu geistliche Würden und Ablaß, um nur das nöthige Geld zur Bestreitung ihres üppigen Hofstaates zu bekommen, und die von Oben ausgehende Unsittlichkeit fand schnell Nachahmung und Entschuldigung in den unteren Kreisen, und die Achtung vor dem Papstthum sank tagtäglich mehr. Mit demselben sank auch das Ansehen der Kardinäle, die sich Königen gleich achteten, und sie zunächst suchten deshalb die Einheit der Kirche in der Oberhoheit des einen Papstes wieder herzustellen und bald verbreitete sich insbesondere durch die hohen Schulen die Meinung, dasselbe könne nur durch die Berufung einer Kirchen-Versammlung geschehen. Dem widerstrebte aber der Papst Gregor heftig, weshalb die Kardinäle beider Päpste sich verständigten und ermuthigt durch die Aufforderung des Königs von Frankreich und mehrerer hohen Schulen eine Kirchenversammlung für den Monat März 1409 nach Pisa beriefen.

Vergebens hatte der deutsche König Ruprecht davon abgemahnt, weil aus der Zweiheit gar leicht eine Dreiheit und noch größere Verwirrung entstehen könnte, und er hatte vielmehr gerathen, die Könige, Fürsten und Kardinäle sollten die Einigkeit in der Kirche durch die Anerkennung des einen Papstes herstellen; sein Rath ward nicht befolgt. Die Kirchenversammlung kam zu Stande: 22 Kardinäle, 4 Patriarchen, 26 Erzbischöfe und 182 Bischöfe

erschienen in Person oder durch Stellvertreter, dazu 289 Aebte und Vorsteher von geistlichen Verbrüderungen, dann Abgeordnete von mehr als hundert Domkapiteln und über dreihundert Doktoren der Theologie und Rechte als die Abgesandten von Königen und Fürsten. Die beiden Päpste wurden vorgeladen und da sie nicht erschienen, abgesetzt, und darauf ein siebzigjähriger Kardinal, von geringer Herkunft, aber frommen Wandels und vieler Erfahrung als Alexander V., als der wahre Papst gewählt. Eine neue, binnen drei Jahren zu berufende Kirchenversammlung sollte die für die Kirche nothwendigen Verbesserungen berathen und einführen.

Die Freude über die auf solche Weise hergestellte Einheit der Kirche war allgemein, aber nur kurz: Zwei Päpste waren abgesetzt, ihr Bann verachtet und sie beriefen sich fortwährend auf ihre Unabsetzbarkeit und behielten treue Anhänger, und die Wirren bei drei Päpsten wurden größer als sie gewesen. Kein Wunder, wenn der Glaube an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes im Tiefsten erschüttert wurde, und die weltlichen Fürsten und alle Frommen und Einsichtigen auf Mittel dachten, der Verwirrung zu steuern und den allgemeinen Klagen, namentlich über schwere Bedrückung von den Päpsten, abzuhelfen. Denn sie forderten, seitdem sie das Recht der Bestätigung übten, von allen Bischöfen und Aebten bei deren Einsetzung die Einkünfte des ersten Jahres, Annaten, sie forderten das bewegliche Vermögen verstorbener Geistlichen, übertrugen gegen Geld geistliche Stellen, entbanden gegen Geld von der bischöflichen Gewalt und manchen Kirchengesetzen, Geld brachte die von Bonifacius VIII. eingeführte hundertjährige Jubelfeier, die später alle 25 Jahre begangen wurde, zu welcher Feier Millionen gläubiger Pilger in Rom zusammenflossen und ihre Opfer darbrachten. Außerdem besteuerte der Papst auf manche andere Weise alle Länder und Städte, so daß manchmal das englische Parlament laut klagte, der Papst beziehe aus England fünfmal mehr als der König. Welch große Summen aus Deutschland an den päpstlichen Hof gingen, ward nie bekannt. Eine überaus reiche Quelle des Einkommens war die Ertheilung des päpstlichen Ablasses — des Nachlassens der Kirchenstrafen gegen Geld, was bald auf die Vergebung der Sünden selbst und auf die Nachlassung der zeitlichen und ewigen Strafen und sogar auf die Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer ausgedehnt wurde. Und das Volk zahlte und glaubte sich den Himmel zu erkaufen. Gegen solche Habsucht und die daraus entspringende Sittenlosigkeit eiferten manche redliche Männer, und einzelne Geistliche wagten es sogar, Glaubenssätze anzugreifen, und insbesondere von den hohen Schulen ging damals eine große geistige Bewegung aus.

Die Universitäten.

Die Klosterschulen bereiteten die Jünglinge nur für den kirchlichen Dienst und den geistlichen Stand vor, und es war bald das eine, bald das andere Kloster durch ausgezeichnete Lehrer berühmt, doch waren diese Vorbereitung und die Kenntnisse der Geistlichen sehr mangelhaft und die Kirche fühlte das Bedürfniß, dieselben besser zu bilden. Der Prediger- (Dominikaner) Orden insbesondere erhielt die Aufgabe: seine fähigen Mitglieder sollten aus den Quellen der heiligen Schrift die heilbringenden Wasser schöpfen und sie zum Segen der Völker wieder reichlich ausgießen. Deshalb wurde in diesen Klöstern zum Studium nur zugelassen, wer zu bestimmten Hoffnungen berechtigte, für die anderen bot ja das Klosterleben gar mannigfache Beschäftigung in der Kirche, bei Tische, mit Kranken und Fremden, in Küche und Keller, in Garten und Haus, daß wohl über vierzig Aemter in einem Kloster zu versehen waren. Dem theologischen Hauptstudium wurden meistens vier Jahre gewidmet und wiederholt auf die Wichtigkeit des Bibellesens hingewiesen.

Paris war wie für beinahe alle Orden, so insbesondere für den Prediger-Orden, die älteste Stätte theologischer Studien, bis im Jahre 1246 befohlen wurde, auch in der deutschen Provinz ein solches Generalstudium einzurichten, und Köln wurde allmälig für diesen Orden (und anderer) Deutschlands theologische Hochschule, und im Jahre 1335 erfolgte weiter der Beschluß, daß für Theologie, Philosophie und Künste wenigstens zwei Studien (Lehrer) für jeden dieser drei Gegenstände sein solle, und daß Niemand in die Hochschule eintrete, der nicht zuvor in den anderen Schulen gehörig vorgebildet und sich bereits zwei Jahre dem Studium der Theologie gewidmet hätte. Der Orden sorgte für seine an die Hochschule gesandten Mitglieder, und die Studenten wurden mit störenden Beschäftigungen verschont, mit mancher Ergötzung erfreut, und ihnen selbst die strenge Ordensregel erleichtert, um die Lust zum Studium zu erhalten und tüchtige Prediger und Priester zu bilden.

Wie hier diese sich heranbildeten, so wanderte mancher wißbegierige Jüngling nach Italien, dort die Wissenschaft zu lernen. In Salerno blühte eine Schule der Heilkunde, in Bologna die Wissenschaft des alten römischen und des geistlichen Rechts, jede Schule auf sich allein beschränkt. Bald jedoch vereinigte Paris alle einzelnen höheren Schulen, es bildete sich dort eine alle Gebiete des Wissens umfassende Hochschule, zu welcher aus dem ganzen Abendlande Jünglinge und Männer strömten, um sich der Theologie der Rechts- oder Arzneiwissenschaft oder der Philosophie mit den sogenannten freien Künsten zu widmen. Die hohe Schule war ein

Freistaat, die Genossen aus den verschiedensten Ländern in Nationen, die allgemeine Wissenschaft in besondere Zweige — Fakultäten — geschieden und doch alle unter einer höheren Einheit vereinigt. Selbst die Verschiedenheit der Nationen wurde ausgeglichen, weil die lateinische die allgemein wissenschaftliche Sprache war. Lehrer und Hörer, Meister und Jünger, vereinigt um das eine Ziel — die Wissenschaft — bildeten ein Gemeinwesen, eine Universität, die sich selbst Gesetze und Ordnung gab, welche dann von den Fürsten anerkannt und Lehrer und Studenten mit manchen Auszeichnungen begünstigt wurden.

Und es gedachte der Kaiser Karl IV., der sich lange Zeit in Paris aufgehalten hatte, in der Hauptstadt seines Böhmens eine hohe Schule ähnlich der in Paris zu errichten, und er stattete sie im Jahre 1348 mit vielen Freiheiten und Stiftungen aus, daß auch arme Studenten sich den Wissenschaften widmen könnten. Alsobald wetteiferten andere Fürsten in Deutschland in Errichtung ähnlicher Hochschulen, der Papst aber war der allgemeine Hort und Oberaufseher, von dem die Erlaubniß zur Errichtung derselben und insbesondere des theologischen Studiums abhing. Sie wurden gestiftet, wie es in offenen Briefen darüber heißt: Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren, der Christenheit zum Nutzen, damit der apostolische Glaube weiter verbreitet, das Recht mit Billigkeit gepflegt, die Vernunft gestärkt und der Geist des Menschen erleuchtet werde. Und der Wittelsbacher, Ludwig der Reiche, bekannte nachmals, 1472, bei der Stiftung der Universität in Ingolstadt: So wir betrachten, daß unter anderen Seligkeiten, welche die Menschen in diesem vergänglichen Leben aus Gnade Gottes erreichen mögen, Lehre und Kunst nicht als die mindeste, sondern als der merklichsten und vordersten Eine zu achten ist; denn dadurch wird der Weg zu heiligem guten Leben geweiset, menschliche Vernunft in rechter Erkenntniß erleuchtet, zu löblichem Wesen und guten Sitten gezogen, christlicher Glaube gemehrt, Recht und gemeiner Nutzen gepflanzt und auch die niederer Geburt und Herkommens zu hohen Würden gefördert; und so wir dann zu Herzen nehmen, daß die göttliche Barmherzigkeit unsere Vorfahren und uns vor langer Zeit in fürstliche Ehre und Würdigkeit erhöhet und uns seines Volkes und Erdreichs ein merklich Theil befohlen hat: So erkennen wir uns pflichtig, seiner Milde Dank zu sagen und stiften eine hohe Schule.

Mit solchen Gesinnungen gründeten die Fürsten solche Schulen und begabten sie mit Häusern, Gütern, Gülten, Herrlichkeit und Gerechtigkeiten, die Lehrer und Studenten wurden von allen Steuern, Umlagen, Abgaben und Zöllen befreit und wanderten unter kaiserlichem Schutz von einer Universität zur anderen. Die Genossen dieses Freistaates stiegen je nach ihren erlangten und erprobten Kenntnissen zu höheren Stufen — Ehrengraden — empor als Baccalaure, Ma(g)ister und zu dem höchsten Grade als Doktoren mit der

Befugniß, das Gelernte nun auch zu lehren. Anfangs war sie beschränkt auf den Ort, wo die Studenten einen Ehrengrad erlangt hatten, bis der römische Stuhl in Kraft des ihm über alle christlichen Reiche zustehenden Vorranges diese Beschränkung aufhob und gestattete, daß Jeder, der die Ehrengrade an einer Universität erhalten hatte, auch an einer jeden anderen lehren dürfe. Dadurch traten alle Universitäten in die engste Verbindung zu einander und den Meistern und Pflegern der Wissenschaft war damit die Freizügigkeit und allen Wissenschaften der rascheste Umsatz und weithin die freieste Bahn eröffnet. Dazu wetteiferten die Fürsten in Verleihung von Gnaden und Freiheiten und gewährten den Meistern in einer Wissenschaft Rang und Stand der adeligen Ritterschaft und der höheren Geistlichkeit, die Doktoren führten das ritterliche Wehrgehänge und das adelige Wappen, goldene Ringe und Ketten und andere dem Adel zukommende Abzeichen. Die Wissenschaft durchbrach die Kastenbeschränkung und der Sohn eines Unfreien konnte sich in den Stand der Adeligen emporschwingen.

Die Universitäten aber galten anfangs und noch lange Zeit später als geistliche Anstalten, bedurften zu ihrer Gründung der päpstlichen Genehmigung und die Lehrer lebten bis in's sechszehnte Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen ehelos und zogen ihren Unterhalt vorzüglich aus kirchlichen Pfründen. Die Studenten selbst lebten in klosterähnlichen Bursen unter strenger Aufsicht und Zucht; der Hülfsmittel zum Studiren gab es wenige, noch war nirgends eine öffentliche Bücherei zum Gebrauch für die Studenten; doch war das Lumpenpapier bereits seit dem dreizehnten Jahrhundert in Deutschland erfunden und immer mehr statt des theueren Pergamentes eingeführt. Der öffentliche Vortrag war langsam und bedächtig zum Nachschreiben eingerichtet und beständiges Wiederholen und Auswendiglernen die Hauptsache, der Kreis der Wissenschaften eng begrenzt. Damals konnte Jemand noch das ganze Wissen seiner Zeit in sich aufnehmen.

Die aus einer und derselben Provinz an einer Universität weilenden Studenten hielten schon der Sprache wegen zusammen, ihnen schlossen sich an die Neuankommenden und es bildeten sich auf diese Weise die Landsmannschaften als ein besonderer Freistaat, die ihre Mitglieder mit Rath und That unterstützten und großen Einfluß bei der Gesetzgebung, Verwaltung und Regierung der Universitäts-Angelegenheiten übten, von ihnen wurden der Rektor und die Vorstände der einzelnen Fakultäten gewählt.

Am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts lehrte an der Universität Prag Johann Huß im Geiste und nach den Schriften des von der Kirche als Ketzer bezeichneten Engländers Johann Wiclef von Oxford und rügte mit hinreißender Beredsamkeit die jetzt offen zu Tage liegenden Mißbräuche der Kirche und griff sogar manche Glaubenssätze an. Da auf Hußen's Veranlassung der König Wenzes-

laus die Freiheiten der fremden Studenten den Böhmen zu Gunsten beschränkte, wanderten viele derselben mit den Lehrern aus und begaben sich nach Leipzig 1408, wo schnell eine neue Hochschule aufblühte. Huß aber fuhr in seinem Eifer fort gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, der Kardinäle, Bischöfe und Aebte und gegen das daher stammende Verderben in der Kirche zu lehren und wurde dazu ermuthigt von seinem Freunde, dem Ritter Hieronymus. Da befahl der Papst Alexander V., der Erzbischof von Prag solle die Schriften Wiclef's verbrennen lassen. Derselbe that es, reizte aber dadurch den König, das Volk und selbst Geistliche gegen sich, und als er sich weigerte, den Werth der verbrannten Bücher zu ersetzen, sperrte der König ihm und den Domherren und Aebten die Einkünfte und ließ ihrer mehrere sogar gefangen setzen; Huß aber wurde zur Verantwortung nach Rom vorgeladen, folgte jedoch, vom Könige beschützt, dem Rufe nicht und ward darauf als Ketzer erklärt und über ihn und seine Anhänger der Bann ausgesprochen, 1411, wogegen er sich auf den Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung berief.

Die Kirchenversammlung in Konstanz.

Indessen dauerte die Kirchenspaltung in den drei Päpsten fort und dazu kamen nun sogar auch drei deutsche Könige, oder wie man sie gewöhnlich nannte, Kaiser. Denn nach dem Tode Ruprecht's von der Pfalz wählte ein Theil der deutschen Fürsten den Markgrafen Jodok (Jost) von Mähren, ein anderer Theil aber den König Sigismund von Ungarn, den Bruder des abgesetzten Wenzeslaus, der auch noch immer als Kaiser gelten wollte. Zum Glück für Deutschland starb Jodok schon im folgenden Jahre (1411), worauf Sigismund allgemein als deutscher König anerkannt wurde und alsobald mahnten ihn alle Fürsten dringend, er solle als Schirmherr der Kirche mit aller Macht für die Herstellung der Einheit derselben sorgen.

Am 17. Mai 1410 hatten nach dem Tode Alexanders V. sechszehn Kardinäle einstimmig den Kardinal Balthasar Kossa zum Papst als Johann XXIII. gewählt, obgleich er früher ein mehr als weltliches Leben geführt hatte, während zugleich Benedikt XIII. und Gregor XII. ihre Würde behaupteten. Johann war bald mit dem Könige Ladislaus von Sicilien in Zwist gerathen und suchte, von diesem aus Rom vertrieben, Hülfe bei Sigismund und zeigte sich dafür bereit, eine Kirchenversammlung zu berufen, forderte aber indessen durch eine Bulle zu einem Kreuzzuge gegen Ladislaus auf und Jeder, der zu diesem Kriege beisteuerte, sollte Sündenvergebung

erhalten. Darüber eiferten Huß und Hieronymus in Prag, verbrannten die Bulle und es kam zwischen ihren Anhängern und Gegnern zum blutigen Kampfe. Da legte der Erzbischof den Bann auf die Stadt, so lange Huß darin weile, weshalb dieser entwich, auf dem Lande aber zu predigen fortfuhr.

Gemahnt und gedrängt von Sigismund ließ sich der Papst Johann endlich bewegen, auf einer Kirchenversammlung in Konstanz selbst zu erscheinen unter der Bedingung, daß er als der einzig wahre Papst anerkannt und empfangen würde und daß er unter kaiserlichem Schutze nach Belieben kommen und gehen könne. Solchen Schutz gelobten ihm auch der Herzog Friedrich von Oesterreich und die Bürgerschaft von Konstanz und darauf hielt er am 28. Oktober 1414 seinen feierlichen Einzug.

Die Zahl der hier versammelten Geistlichen und Weltlichen war noch größer als früher auf der Kirchenversammlung in Pavia, das Gefolge eines jeden Kardinals bestand aus dreißig bis einhundert vierzig Personen, der Erzbischof von Gnesen hatte ein Gefolge von dreihundert, der von Salzburg von dreihundertsechszig, der Papst von sechshundert und der Erzbischof von Mainz von sechshundertvierzig Personen, im Gefolge des Kaisers waren gegen tausend Personen; auch hatte sich eingefunden ein ungeheurer Troß von Pfeifern, Spaßmachern und mehr als tausend öffentliche Frauen. Zur Erhaltung der Sicherheit und Ordnung der Zufuhr von Speise und Trank erließ und handhabte der Magistrat der Stadt gute Vorschriften. Darauf begannen die Verhandlungen über die Verfassung der Kirchenversammlung, die in der Folge auch für weltliche Angelegenheiten dienen konnten, wie denn alle christlichen Staaten gar Vieles den kirchlichen Einrichtungen nachbildeten.

Jetzt mußten die wichtigen Fragen zur Entscheidung kommen: Soll der Papst mit seinen Kardinälen auch fortan noch wie bisher die ganze Kirche oder Christenheit darstellen und ganz allein diese regieren? Oder soll die römische Kirche nur als ein Theil der Christenheit gelten und jeder Bischof im Namen seiner Kirchengemeinde auch Antheil an der Berathung und Entscheidung über kirchliche Angelegenheiten haben? Soll dieses auch den Kapiteln der Stifter, den Aebten und Prälaten und Vorstehern der Klöster, auch den Pfarrern zustehen, die ja über eine größere Gemeinde als Jene gesetzt sind? Sind alle Weltlichen, selbst die Könige, Fürsten und Rechtsgelehrten von der Berathung ausgeschlossen? Auf welche Weise geschieht dann die Entscheidung durch Abstimmung? Einfach nach Köpfen, daß jede Stimme der anderen gleich ist, oder nach Würden oder nach Nationen?

Für die Aufstellung und Entwickelung neuer kirchlicher Ansichten wirkte Niemand mehr als Gerson, der Kanzler der berühmten Pariser Universität und Peter Ailly, Cardinal von Cambray, welche die Kirche vom Papstthum unterschieden und den Papst nicht als erhaben

über alle bürgerliche Macht und noch weniger über das Evangelium erklärten und welche wollten, die in's Unermessene gestiegene päpstliche Macht solle ermäßigt, die Geldsachen geregelt und die Sittenreinheit unter der Geistlichkeit wieder hergestellt werden. Solche Ansichten mißfielen dem gegenwärtigen Papste und den Kardinälen; Johann XXIII. war in der festen Ueberzeugung gekommen, Niemand könne und dürfe über ihn urtheilen und ihm allein stehe die höchste endgültige Entscheidung zu. Allein auf Gerson's Betreiben wurde das Stimmrecht allen anwesenden Geistlichen zuerkannt, die Laien, hohe und niedere, blieben von jeder Einwirkung auf kirchliche Angelegenheiten ausgeschlossen. Dann wurde die Kirchenversammlung in vier Nationen — Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche — geschieden und jeder Nation eine Gesammtstimme zugesprochen, zu den Deutschen wurden ganz nach Willkür auch die Böhmen, Ungarn, Polen, Schotten, Dänen und Skandinavier gezählt. Später erhielten auch die Spanier noch eine Gesammtstimme, als sie Benedikt XIII. nicht mehr als Papst anerkannten. Und es bildeten nun die anwesenden Geistlichen eines jeden dieser fünf Völker eine eigene Versammlung, beriethen und entschieden nach Köpfen, das Ergebniß galt dann in der allgemeinen Versammlung als Eine Stimme unter fünf. Auf diese Weise ward das Uebergewicht der vielen Italiener herabgedrückt. Der Kaiser Sigismund wurde als allgemeiner Schirmherr der Kirche anerkannt, dem Papste wurde bei der allgemeinen Versammlung zwar der Vorsitz, aber nicht seine Forderung gewährt, daß er mit den Kardinälen auch eine — die sechste Gesammtstimme habe.

Der Papst verhehlte sein Mißvergnügen über diesen Gang der Berathungen und Entscheidungen nicht, weckte dadurch das Mißtrauen und bald wurden viele Stimmen laut über sein früheres Leben, dessen Bekanntwerden er mit Recht fürchtete; noch größer ward seine Furcht, als die öffentliche Meinung immer dringender forderte, alle drei Päpste müssen abdanken, eher könne die Einheit in der Kirche nicht hergestellt werden. Er zeigte sich geneigt, sich dieser Nothwendigkeit zu fügen und er gelobte zu entsagen, insofern auch die beiden anderen Päpste entsagen oder sterben. Dieses erklärte er in der öffentlichen Sitzung am 2. März 1415, worüber der erfreute Kaiser ihm den Fuß küßte und im Namen der Kirchenversammlung dankte und darauf wurde beschlossen, Sigismund solle nun die beiden anderen Päpste zur Abdankung vermögen. Weil man jedoch an der Aufrichtigkeit Johann's zweifelte, trotz seiner wiederholten Betheuerungen, so traf man insgeheim Anstalten, sein Entweichen zu verhindern; er aber verständigte sich mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich, dieser veranstaltete ein feierliches Turnier und während Alles am 21. März zu diesen Ritterspielen strömte, entfloh Johann in gemeiner Verkleidung nach der österreichischen Stadt Schaffhausen und erließ von hier aus an die Kardinäle und seine Leute den Befehl, ihm bei Strafe des Bannes zu folgen.

Auf die Nachricht von der Entweichung des Papstes entstand unter den Versammelten eine ungeheure Aufregung, die nur durch des Kaisers Umsicht und schnell ergriffene Maßregeln beschwichtigt wurde. Gerson aber behauptete jetzt offen, die Kirchenversammlung stehe über dem Papste, was schnell weiter verbreitet und gebilligt wurde; darauf erst entflohen mehrere Kardinäle zum Papste. Aber nun erfolgte der Beschluß: Niemand darf die Kirchenversammlung auflösen, verlegen, oder verlassen, ehe die Kirchenspaltung beseitigt und die Kirchenverbesserung zu Stande gebracht ist. Der Kaiser verhängte über den Herzog Friedrich, der dem Papste nachgeeilt war, die Acht, mahnte alle Stände des Reiches gegen ihn auf, entledigte die Lehenträger und Unterthanen desselben ihrer Pflichten gegen ihn und schnell griffen die Feinde des Habsburgi'schen Hauses dessen Gebiet an und Jeder nahm, was er nehmen konnte; nur die Eidgenossen zögerten, eingedenk ihres Friedensvertrages mit Oesterreich und erst nach der wiederholten Aufforderung des Kaisers, der die Waldstätte von allen Pflichten gegen Habsburg-Oesterreich entband und ihnen das zu erobernde Land schenkte: erst da griffen auch sie zu und für immer schien Habsburgs Macht in Alemannien vernichtet. Um das Uebrige zu retten, ließ sich Friedrich auf das Zureden des Herzogs Ludwig von Bayern-Ingolstadt bewegen, des Kaisers Gnade zu suchen, die ihm nach langem Unterhandeln gewährt wurde. Sigismund bewilligte ihm, die in Oberelsaß im Sundgau und Breisgau abgenommenen und verpfändeten Schlösser und Städte wieder einzulösen, ausgenommen, was die Eidgenossen inne hätten.

Die Flucht des Papstes gab der Kirchenversammlung ein entscheidendes Uebergewicht und sie erklärte: ihr müsse Jeder gehorchen, sie habe ihre Macht unmittelbar von Christus. Dann sprach sie am 29. Mai das Absetzungsurtheil über Johann XXIII., der nach langem Umherirren als Gefangener nach Konstanz zurückgebracht war und übergab ihn zur strengen Bewachung dem Pfalzgrafen Ludwig, der ihn zu Heidelberg verwahrte, bis der Gefangene nach Jahren auf Verwendung seines Nachfolgers frei und als erster Kardinal eingereiht wurde.

Als Gregor XII. die Absetzung Johann's vernahm, legte er sogleich seine Würde nieder und wurde deshalb mit Lob und reichen Einkünften unter die Kardinäle aufgenommen; um so heftiger aber widerstrebte Benedikt XIII. und vergebens unternahm der Kaiser selbst die Reise nach Spanien, ihn zur Entsagung zu bereden. Darauf erklärte ihn die Kirchenversammlung für einen Ketzer und aller Ehren und Würden verlustig. Durch diese Siege ging die unermeßliche Macht der Päpste auf die Kirchenversammlung über, und Alle, welche in der Alleinherrschaft Eines Mannes den Grund aller Uebel sahen, glaubten nun an eine nahe glückliche Wendung der Dinge, an eine gründliche Verbesserung der Kirchengebrechen. Doch schon in der Entscheidung über Huß erkannten manche nur den

Wechsel der Personen und Formen, nicht aber der Grundsätze. Die Kirchenversammlung schrieb sich nicht nur die höchste Macht, sondern auch die Unfehlbarkeit zu und verlangte, daß diese allgemein anerkannt würde und verfuhr demgemäß gegen Huß.

Er war mit einem Geleitsbriefe des Kaisers als einer Gewähr der Sicherheit für die Hinreise, den Aufenthalt und die Rückkehr nach Konstanz gekommen und ging hier frei umher. Am 28. November 1414 wurde er zum ersten Mal wegen seiner Lehre verhört. Als er dabei seine persönliche Ueberzeugung wollte geltend machen und Prüfung und Widerlegung seiner Lehre verlangte, forderte die Versammlung von ihm ganz einfach Widerruf: denn er, der Einzelne, werde und könne doch nicht der allgemeinen, vom heiligen Geiste geleiteten Kirchenversammlung widerstreben. Als er dessen ungeachtet standhaft auf seiner Meinung verharrte, wurde er, um seine Flucht zu hindern, trotz seiner Berufung auf den Geleitsbrief, eingekerkert. Der Kaiser war über den Bruch seines Geleites zwar entrüstet, that aber nichts für die Befreiung des Eingekerkerten, aus Furcht, das Concil möchte sich auflösen und tröstete sich mit der allgemein geltend gemachten Meinung, es könne ein zum Nachtheil des katholischen Glaubens gegebenes Versprechen nicht gültig sein. Dazu kam, daß selbst Gerson behauptete, Hußen's Eifer wegen der kirchlichen Mißbräuche sei übertrieben, und daß während der Verhandlungen eine neue Klage vom Erzbischofe von Prag kam: Hußen's Schüler, Jakob von Mieß, ertheile den Laien das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten. Dieses Beginnen verwarf das Concil sogleich und befahl die dawider Handelnden als Ketzer zu verfolgen. Dadurch wurde die Sache Hußen's verschlimmert; vergebens verwendeten sich viele Ritter und Herren aus Böhmen und Mähren bei dem Kaiser für ihn und da er bei den folgenden Verhören wiederholt vergeblich zum Widerruf ermahnt war, verurtheilten ihn die Versammelten zum Feuertode, den er standhaft und betend erduldete, 15. Juli 1415. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Gleichen Todes mit gleicher Freudigkeit starb sein Freund Hieronymus von Prag, 30. Mai 1416, und für so stark hielt die Kirchenversammlung ihre Macht, daß sie viele hundert Böhmen wegen ihres Glaubens zur Verantwortung vorlud.

Nachdem so die Ketzerei glücklich niedergeworfen schien, galt es, die Einheit der Kirche durch die Wahl eines Papstes und durch dauernde Verbesserungen der eingeschlichenen Mißbräuche festzustellen. Aber nun entstand eine Spaltung unter den Versammelten, denn während die Deutschen zuerst die Reinigung der Kirche von den Mißbräuchen verlangten, drangen die Romanen auf die Wahl eines Papstes und die Stimmenmehrheit entschied natürlich gegen die Deutschen und am 4. November 1417 wurde der Kardinal Otto Colonna als Papst Martin V. gewählt. Bald sahen sich Alle getäuscht, die darauf noch eine allgemeine Kirchenverbesserung erwar-

teten, welcher der Papst und die Kardinäle ihres weltlichen Vortheils wegen nicht geneigt waren, und als die Franzosen deshalb bei dem Kaiser klagten, entgegnete er: Ihr habt gegen meinen Willen die Papstwahl eilig erstrebt und durchgeführt, seht nun zu, was ihr mit ihm ausrichtet.

Martin V. bestätigte von den gefaßten Beschlüssen nur die über Glaubenssachen, wies die ihn und seinen Hof betreffenden und einschränkenden ganz zurück, gab dem wenigen Gewährten die Form und Gestalt einer von ihm abhängigen frei bewilligten Gabe oder Gnade und erklärte den Satz: „die Kirchenversammlung steht über dem Papst", für Ketzerei. Am 22. April 1418 löste er die Versammlung auf, unter dem Vorwande, es herrsche die Pest in der Stadt, ertheilte allen Mitgliedern vollkommenen Ablaß und verließ Konstanz am 16. Mai auf einem weißen Zelter, dessen Zügel der Kaiser führte. Am 21. Mai entfernte sich auch dieser mit seinem Gefolge ganz heimlich aus der Stadt, viele Schulden und uneingelöste Verpfändungen zurücklassend.

Die Einheit der Kirche war durch die Wahl und Anerkennung des einen Papstes wieder hergestellt, zugleich aber auch die päpstliche Herrschaft; vereitelt war die so sehnlich erwartete Kirchenverbesserung, die Mißbräuche blieben, weil sie nicht mit Unrecht als die vorzüglichste Quelle des Einkommens für den Papst und die Kardinäle und die höhere Geistlichkeit angesehen wurden; die niedere Geistlichkeit blieb auch fortan ohne Ansehen und Einfluß, doch selbst gegen diese galten die Weltlichen noch immer nur als ein niedriges, geringeres Geschlecht und sollten es bleiben fort und fort nach dem Glaubenssatz: durch die Weihe erhält der Geistliche einen höheren Grad der göttlichen Gnade und ist fortan über den Laien erhaben.

Neue fürstliche Geschlechter. Die Hohenzollern.

Während im Verlaufe der Zeit manche Fürstengeschlechter ausstarben, erhoben sich andere zu dieser Würde durch die Gunst der Könige, indem die Güter derselben dem Reiche als Lehen übertragen und ihnen von den Königen, als Oberlehensherren, sogleich wieder als Reichslehen zurückgegeben wurden. Der Landgraf Heinrich, Herr von Hessen, wurde vom Könige Adolf, der Graf Bertold von Hanneberg von Heinrich VII. zur fürstlichen und der Graf von Geldern von eben diesem sogar zur herzoglichen, der Markgraf von Jülich von Ludwig dem Bayern zur fürstlichen Ehre und Würde erhoben. Karl IV. schuf die fünf neuen Herzogthümer Mecklenburg, Luxemburg, Bar, Lüttich und Berg; die Grafen von Würtemberg

4*

erhielten die Freiheit, daß ihre Unterthanen nicht durften vor anderen Gerichten erscheinen; die Grafen von Baden vereinigten alle ihre Länder und Güter unter dem Namen Markgrafenschaft. Die Könige Karl IV. und Wenzeslaus ertheilten aber auch Adelsbriefe und andere Standeserhöhungen und nannten sich bisher die Edlen als Herren von ihrem Gute: so gab es jetzt Adelige ohne Güter und sie nannten sich Herren von — einem eingebildeten Besitzthum, sollten jedoch derselben Auszeichnung genießen, wie die Gutsbesitzer. — Solche Titel wurden von den Königen anfangs aus Gunst, später, besonders zur Zeit einer Reichsverweserschaft, auch um Geld verliehen.

All diese neuen fürstlichen Geschlechter überragte bald das der Hohenzollern und erhob sich schon mächtig selbst über die alten. Es erwarb die Grafschaft Abenberg, Einer des Geschlechtes, Friedrich III., wurde vom Kaiser Friedrich II. mit Hof Schauenstein, Rehau und Münchberg belehnt, brachte durch einen Vergleich mit dem Bisthum Bamberg den Bezirk von Bayreuth an sich und legte so den Grund zu diesem Fürstenthum; Neustadt an der Aisch erhielten sie vom Bischof von Regensburg zu Lehen, 1272, von Rudolf von Habsburg Burg und Berg Kulmen, auf welchem nachmals 1370 eine Stadt sich zu erheben begann. Friedrich V., genannt der Erwerber, erhielt im Jahr 1363 vom Kaiser Karl IV. ein Fürstendiplom, in welchem es heißt, daß die Burggrafen schon früher fürstenmäßig gewesen seien und es nur versäumt hätten, diesen Rang geltend zu machen. Durch die Gunst desselben Kaisers erhielt er zugleich die bisher den Königen vorbehaltenen Bergwerke in seinem Gebiete und das Recht der Vererbung seiner Länder auch auf die weiblichen Nachkommen, im Falle des Abgangs der männlichen. Friedrich VI. aber ist der eigentliche Gründer der Größe des Hohenzollern'schen Hauses. Willfährig leistete er dem stets geldbedürftigen Kaiser Sigismund Hülfe zur Bestreitung des großen Aufwandes bei dem Concil und namentlich zur Reise nach Spanien und es verpfändete ihm deshalb dieser für die geliehenen 400 000 Dukaten die Markgrafschaft Brandenburg mit der Kurwürde als Pfand auf Wiedereinlösung, 30. April 1415.

Zwar hatte der neue Kurfürst anfangs einen harten Kampf gegen die Großen Brandenburgs zu kämpfen, die ihm nicht huldigen wollten, aber seine Thätigkeit und der Beistand der benachbarten Fürsten, welche ihm die vom Kaiser über die Widerspenstigen verhängte Acht vollziehen halfen, machten ihn bald zum Herrn des Landes. Er und seine Nachfolger vergrößerten durch neue Erwerbungen ihr Besitzthum und Köln an der Spree und Berlin flossen bald in eine Stadt zusammen und Berlin blieb fortan die Haupt- und Residenzstadt der Hohenzollern in Brandenburg.

Vergebens widersprachen die Wittelsbacher jener Belehnung und suchten ihre Ansprüche auf die ihrem Hause widerrechtlich von

Karl IV. entrissene Markgrafschaft geltend zu machen. Sie waren uneinig unter sich, in die vier Linien München, Landshut, Ingolstadt und Straubing getheilt, häufig im offenen Zwist und Krieg mit einander und ermangelten mit der Einigkeit auch der Kraft. Der Einfluß des lange Zeit mächtigen Geschlechtes auf die Geschicke Deutschlands sank zusehends.

Die Hussiten-Kriege.

Als man in Böhmen das Schicksal des Johann Huß erfuhr, gerieth der König und alles Volk darüber in großen Zorn, als sei derselbe nur aus Haß der Deutschen gegen die Böhmen geopfert worden; schnell sammelten sich seine Anhänger in Schaaren, wütheten zuerst gegen die Geistlichen in Prag als seine geheimen und offenen Feinde, darauf vertheidigten sie in offenen Schriften seine Lehre und ihren Glauben als die echter Christen, und die Edlen gelobten auf ihren Gütern zu gestatten, daß das Wort Gottes frei nach der heiligen Schrift gelehrt werde, keinen Bannbrief von Auswärtigen zu dulden und sich den Unbilligen im Lande selbst zu widersetzen. Das Volk aber begann die Geistlichen und Mönche zu mißhandeln; vergebens legte jetzt der Erzbischof von Prag den Bann auf die Stadt, denn der König Wenzeslaus unterstützte ihn nicht, erlaubte vielmehr den Anhängern des Huß eigene Kirchen und Pfarrer; die Wüthendsten aber sammelten sich in Haufen auf dem Berge Hradistie, den sie Tabor (Lager) und sich Taboriter nannten, feierten hier den Gottesdienst nach ihrer Weise, und drangen von nun an auf den Gebrauch des Kelches beim heil. Abendmahle, wie sie von Jakobell von Mieß dazu angeleitet waren, wovon sie Utraquisten — Kelchner — hießen. Diesen gewährte ihnen auch der Rektor der Universität Prag im Namen der sämmtlichen Professoren, als nach der Lehre der heiligen Schrift. Vergebens mahnten Papst und Kaiser ab, die Menge achtete nicht darauf. Sie wählten den Zizka von Trocznow zum Anführer, zogen nach Prag, verlangten trotzig die Herausgabe ihrer gefangenen Anhänger und stürmten, als man vom Rathhaus mit Steinen auf sie warf, das Gebäude und stürzten dreizehn Räthe und den Stadtrichter hinab in die Spieße der Untenstehenden. Darüber gerieth der König Wenzel in solchen Zorn, daß er allen Hussiten den Untergang schwur, aber bald darauf am Nervenschlag starb, 16. Aug. 1419.

Sein Bruder Sigismund, der deutsche Kaiser, war nun Erbe von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, und er eilte sogleich von Ungarn herbei, sich in ihren Besitz zu setzen. Aber

die Hussiten, welche ihn als die Hauptursache des an Huß verübten Mordes anklagten, verweigerten ihm die Huldigung, Böhmen standen gegen Böhmen, und nur mit Mühe vermittelte die Königin-Wittwe einen Waffenstillstand auf ein Jahr zwischen Hussiten und Katholiken. Indessen zog Sigismund, begleitet von einem päpstlichen Gesandten, mit einer Kreuzbulle zum Kreuzzuge gegen die Hussiten auffordernd, über Mähren gegen Böhmen heran, des Willens, alle Ketzer zu vernichten, und welcher auf dem Wege in seine Gewalt kam, den ließ er verbrennen oder ersäufen.

Aber gerade diese Strenge versöhnte die milderen Kelchner mit den heftigen Taboritern und entflammte sie zu grausamer Verfolgung ihrer Gegner; die Einwohner von Prag setzten ihre Stadt in wehrhaften Zustand, schilderten in offenen Schreiben den König als den größten Feind ihrer Nation und der Aufstand verbreitete sich über ganz Böhmen. Vergebens hoffte Sigismund durch seine geworbenen Söldner, welche sich gegen die Ketzer alle Gräuel erlaubten, zu siegen, er mußte die Belagerung von Prag (1420) aufheben, und griff zur Bezahlung seiner Schaaren selbst die Kirchenschätze an. Zwar zerfielen die genußsüchtigen Prager mit den fanatischen Taboriten, aber sie kämpften innigverbunden und mit gleichfortdauernder Wuth gegen den König und die Deutschen. Auf den Rath Zizka's, der selbst erblindet noch die Schlachten leitete und siegte, wurde sogar eine Reichsverwaltung bis zur Wahl eines neuen Königs eingesetzt.

Bei dieser drohenden Gefahr vermählte Sigmund seine einzige Tochter Elisabeth mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, und übergab ihm Böhmen und Mähren als Lehen, daß er diese Länder gegen die Hussiten schütze, zugleich rief er die Hülfe des deutschen Reiches gegen die grausamen Ketzer an, von welchen die Nachbarländer mit furchtbarer Verwüstung heimgesucht wurden, denn obgleich nach Zizka's Tode (1424) sich vier Parteien in Böhmen bildeten, von welchen die unter Procop dem Größeren, einem gewesenen Mönch, und unter Procop dem Kleinen sich durch Grausamkeit auszeichneten: gegen Sigmund und die Katholiken blieben sie Eines Sinnes, und wo sie einfielen: in Schlesien, Mähren, Sachsen, Bayern und bis in's Frankenland, da wütheten sie mit Brand und Mord, schlugen, tödteten, und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte, geboten zugleich aber, man solle den Tanz meiden und ehrbarlich leben.

Die Deutschen waren und blieben uneins und eifersüchtig auf einander. Zwar wurde der tapfere Markgraf Friedrich von Brandenburg zum Obersten des deutschen Reichsheeres bestellt, und der Papst sandte ihm ein geweihtes Banner, und der Krieg sollte ein wahrer Kreuzzug werden; aber das Reichsheer kam nicht zu Stande. Der alte Heerbann war längst verschollen, jetzt wollte man Söldner werben und einüben und dazu ward die erste allgemeine Geld-

umlage — Reichssteuer — Matrikel — eingeführt und jeder Reichsstand sollte von seinem Einkommen Eins vom Hundert steuern. Jedoch die Zahlung ging langsam von Statten, eben so die Werbung, deshalb mußte jeder Fürst und jedes Land sich selbst zu wehren suchen, und so erlitten sie nach einander schwere Niederlagen.

Wohl wurden auf den Reichstagen zu Frankfurt stattliche Pläne gefaßt, und es sollten vier Heere von verschiedenen Seiten zugleich in Böhmen einrücken, dort nicht freventlich schalten, keine Spieler und gemeine Weiber dulden, vielmehr christlich leben; aber es wurde Nichts gehalten. Die Aufgebote erschienen nicht zu rechter Zeit, um in großen Massen gemeinsam zu wirken, und die einzelnen Abtheilungen wurden immer geschlagen, wozu auch die neue Art der bei den Hussiten üblichen Kriegsführung am meisten beitrug. Damals zuerst wurden in Deutschland, seitdem das Pulver durch den Mönch Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau erfunden war, die großen und kleinen schwerfälligen Donnerbüchsen ungeschickt von Deutschen und Böhmen gebraucht; um so viel mehr vermochten die Hussiten mittels ihrer mit Eisen beschlagenen Dreschflegel, mit welchen ein Mann in einer Minute gegen dreißig Menschen niederschlagen konnte, dann durch ihre Feuerhacken, mit welchen sie die Reiter von den Pferden rissen, und durch ihre schnell jetzt zu einer Burg in einander geschobenen, jetzt einzeln von Anhöhen niederbrausenden Wagen. Gegen solche Waffen, wie sie vom religiösen Wahnsinn gehandhabt wurden, konnte nur ein einiggeführtes und gut eingeübtes Heer siegen, und es drang deshalb der Markgraf Friedrich auf einer Versammlung zu Frankfurt (Mitte Nov. 1427) vom Neuen auf die Einführung der allgemeinen Geldumlage, die Zahlung des gemeinen Pfennigs, und dazu noch einer außerordentlichen Beisteuer, um damit ein tüchtiges Heer zu werben. Aber wie früher die Weigerung der Leistung von den Städten ausging, so diesmal vom Adel, der dem Reiche mit seinem Leibe und nicht mit Geld dienen wollte. Zu dieser Uneinigkeit kamen die fortdauernden Fehden der Adeligen unter sich und gegen die Städte, kam die Abwesenheit des Kaisers, der beinahe stets in Ungarn weilte, und der deutschen Reichsregierung, ja der Kaiserwürde bei der inneren gränzenlosen Verwirrung und vielen Selbstherrlichkeiten überdrüssig war.

Als Sigmund endlich wieder in Deutschland erschien und die versammelten Fürsten die Maßregeln gegen die furchtbaren Feinde, die Hussiten, besprachen, rieth der Hohenzollern-Markgraf Friedrich, man solle Güte gegen sie versuchen und sie nicht wie verdammte Ketzer behandeln, ward aber darüber nachmals vom Papste getadelt, und es sollte der Vernichtungskrieg gegen die Hussiten fortdauern. Aber sie überfielen abwechselnd unvermuthet Sachsen, Franken und Bayern, verbrannten über hundert Städte und Schlösser, und gegen anderthalbtausend Dörfer und Weiler und kehrten mit ungeheurer Beute nach Böhmen zurück. Man zwang sie für ihr Leben zu

kämpfen, und deshalb führten auch sie einen furchtbaren Vernichtungskrieg und übten grausame Rache an ihren Feinden. Als endlich das Reichsheer in fünf Abtheilungen von verschiedenen Seiten her in Böhmen eindrang, entzweiten sich die Führer, die deutschen Fürsten, und nur mit Mühe hielt der päpstliche Gesandte sie noch vom offenen Bruderkampfe zurück; als aber die Hussiten heranzogen, (14. Aug. 1431), bemächtigte sich derselben ein solcher Schrecken, daß die ersten Heerhaufen alsobald umwendeten und in sinnloser Flucht auf die hinteren Schaaren stürzten, worüber eine allgemeine Verwirrung entstand, das ganze Heer zerstäubte, und das Lager mit allen Kriegsbedürfnissen eine Beute der Hussiten ward; der Flüchtlinge wurden gegen elf Tausend erschlagen. Nie vorher lastete solche Schmach und solches Unglück auf Deutschland!

Statt der inneren Einigung und Erweckung der alten Kraft suchten die deutschen Fürsten mit dem Kaiser Hülfe und Rettung in der großen Noth bei einer neuen Kirchenversammlung, welche die Macht der Hussiten brechen und den Beschwerden der deutschen Nation abhelfen sollte.

Die Beschwerden gegen Rom.

Was das heidnische Rom bei den Deutschen nicht vermochte, das erlangte das christliche: das deutsche Volk mit seinen Fürsten wurde dem römischen Stuhle zinsbar, und der Druck der mannigfaltigsten Steuern immer größer. So beantragte der Erzbischof Sigfried von Mainz bei seinem Domkapitel die Erhebung des zwanzigsten Theils aller Benefizien zur Abtragung der Summen, welche schon sein Oheim und Vorgänger, Sigfried von Eppstein, in Rom für die Uebersendung des Palliums — der erzbischöflichen Auszeichnung — schuldete; das Domkapitel widersprach heftig, willigte endlich doch ein, unter der Bedingung, daß nie wieder eine Schuldensteuer erhoben werde. Darauf berief der Erzbischof, um diesen Beschluß zu verkünden, die Geistlichen seines Kirchensprengels im Jahre 1233, vergebens widersprachen diese, vergebens stellten diese ihre Armuth vor: die Gelder wurden mit Zwang eingetrieben, und man verkaufte zu diesem Zwecke an manchen Orten sogar die Glocken in den Thürmen, an jedem Collegiatstifte aber mußte eine Pfründe ganz eingezogen werden. Als Entschädigung durften die Weltgeistlichen die Stolgebühren für ihre geistlichen Verrichtungen fordern, was bald allgemein üblich ward und bei dem Volke großes Aergerniß verursachte; die neuen Mönchsorden dagegen spendeten die Sakramente unentgeltlich und eiferten gegen jene Abgaben.

Als im Jahre 1287 zu Würzburg unter dem Vorsitze Rudolf's von Habsburg ein Concil gehalten wurde, forderte der päpstliche Gesandte unter den strengsten geistlichen Strafen den vierten Theil aller Einkünfte der Welt- und Klostergeistlichen auf vier oder fünf Jahre, ohne anzugeben, zu welchem Zwecke. Die Versammelten waren darüber so empört, daß sie nicht Worte des Unwillens fanden, bis der Erzbischof Sigfried von Köln in heftiger Rede die Härte und Unmöglichkeit der Steuern darstellte, und sich auf die Rechte und Freiheiten der deutschen Kirchen berief und äußerte, es sei zu fürchten, ganz Deutschland werde sich gegen den römischen Stuhl erheben, wenn die Steuer gewaltsam eingetrieben würde. Darauf erhob sich ein wahrer Sturm gegen die ungerechte Forderung, und der Bischof Konrad von Tull, aus dem Orden der minderen Brüder, bestieg den Taufstein und beschwor die Versammelten, dem Gesandten nicht zu willfahren.

Seitdem die Päpste in Avignon thronten und ihren Hof nach Art der morgenländischen Herrscher einrichteten, betrachteten sie Deutschland als ihre unerschöpfliche Goldgrube und erpreßten unter den verschiedensten Vorwänden große Geldsummen: mußte doch selbst die Erlaubniß zum Genusse der Butter statt des in Italien üblichen Oeles während der vierzigtägigen streng einzuhaltenden Fastenzeit gegen große Abgaben erkauft werden, und um Geld erhielt man vom päpstlichen Stuhle gar manche Befreiung von den Kirchengeboten. Diese und ähnliche Forderungen fanden bei Hohen und Niederen vielfach Widerspruch, und unter dem Kaiser Karl IV. wies auf einem Reichstage zu Mainz der pfälzische Kanzler Konrad von Alzey im Namen der geistlichen Fürsten die Forderungen des Papstes mit kräftigen Worten zurück und der Kaiser selbst äußerte dabei: es wundere ihn, wie der Papst von den Geistlichen so viel Geld fordere und nicht vielmehr darauf denke, ihre Sitten zu verbessern. Damals wich der päpstliche Gesandte von seiner Forderung, aber bald kamen andere und es wurde statt des begehrten Zehenten von den geistlichen Gütern die Hälfte der erledigten Pfründen eingezogen.

Das wenig geistliche Leben der Päpste und Kirchenfürsten wurde bald von den niederen Geistlichen zum Aergerniß und Schaden des Volkes nachgeahmt. Schon Karl IV. war ernstlich gewillt, dies ärgerliche Leben abzustellen, fand jedoch darin den heftigsten Widerstand von dem päpstlichen Hofe selbst, der am Wenigsten mit einem guten Beispiele voranleuchten wollte. Die Bischöfe lebten als wahre Fürsten in ganz weltlicher Weise und nicht als geistliche Hirten des Volkes, vielmehr häufig als dessen Bedrücker, und die schönen Stiftungen der Ahnen und die zum Unterrichte und Segen des Volkes bestimmten geistlichen Anstalten waren ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet. Seit langer Zeit konnten nur die Söhne der Fürsten und des hohen Adels zur bischöflichen Würde und zu Domherrenstellen gelangen, und schon war es in manchen Stiftern dahin ge-

kommen, daß alle Bürgerlichen von Domherren-Präbenden ausgeschlossen waren. Und Bischöfe und Domherren lebten der Jagd und den sinnlichen Vergnügen, häuften oft Schulden auf Schulden und mancher Bischof ging beinahe stets im Harnisch, wie zum beständigen Kampfe gerüstet; selten gelangte ein Bürgerlicher zu hohen geistlichen Würden oder Pfründen, ungeachtet an manchem Hochstifte derer über fünfzig waren. Im Kölner Domkapitel besaßen der Papst und der Kaiser je eine Präbende und es hatten deshalb im Chor der Kirche ihre Stellvertreter den Vorsitz, in dasselbe Domkapitel erhielten nur Reichsgrafen oder Fürsten Aufnahme. Das Kapitel wählte den Erzbischof und der Gewählte mußte schwören, ohne Wissen und Willen des Kapitels und gemeiner Landschaft keinen Krieg zu unternehmen, noch die Unterthanen und ihre Güter (Anderen als Pfand) zu verschreiben, die Ketzer und Ketzereien im Lande auszuroden, weswegen er zu dem beständig in Köln sich aufhaltenden Inquisitor noch einen eigenen in seinem Namen besolden sollte. In seinem Rathe sollte er immer zwei aus dem Kapitel daheim und auf Reichstagen um sich haben, kein Mitglied desselben in Verhaft nehmen und die Klagen über sie vor das gesammte Kapitel bringen und sich mit dessen Ausspruch begnügen. Von der Pflege der Wissenschaften hörte man bei den Stiftern nur selten, als der Predigermönch Johannes Schadland von Köln im J. 1362 bei dem Antritte des Bisthums Hildesheim nach den Büchern fragte, wurde er in das Zeughaus geführt: denn das seien die Bücher, mit welchen sich seine Vorfahren die Zeit vertrieben.

Peter Aichspalter, der Sohn armer Eltern, verdiente sich seinen Unterhalt zuerst als Singknabe, dann durch Unterricht bei vornehmen Kindern, wurde Leibarzt des Königs Rudolf und heilte den Papst Nikolaus IV. von einer schweren Krankheit, weswegen ihn dieser zum Dompropst in Trier ernannte. Allein die Kapitularen nahmen den Bürgerlichen trotz des wiederholten Befehls des Papstes nicht auf, und als er darauf zum Bischof in Basel ernannt war, hatte er einen harten Stand gegen die adeligen Domherren. Im Jahre 1305 erhielt er vom Papste Clemens V., den er auch glücklich geheilt hatte, das Erzbisthum Mainz und nahm den thätigsten Antheil an der Wahl Ludwig's des Bayern, dem er stets zugethan blieb, und zeigte sich als ein milder Vater gegen seine Unterthanen und ein Muster der Frömmigkeit und tilgte durch weise Sparsamkeit die Schulden seiner Vorgänger.

Dagegen soll der Bischof Albrecht II. von Hildesheim, ein geborener Herzog von Braunschweig, an zwanzig Feldzüge gethan und mit eigner Hand Viele erstochen haben. Einer seiner Nachfolger, Ernst, der Sohn eines Grafen, kümmerte sich gar wenig um die geistlichen Verrichtungen, war in beständige Kriegshändel verstrickt, weshalb er viele Güter verkaufte und versetzte, und als ihm der Dompropst darüber Vorstellungen machte, ließ er ihn in's

Gefängniß schleppen und den Unglücklichen mit einem Strick um den Hals in die Tiefe schleudern, daß ihm der Kopf abgerissen wurde. Von seinem Nachfolger, Burchard III., einem Freiherrn von Warberg, einem frommen, geistlichen Manne, heißt es: Er saß während seiner ganzen Regierung unter den Domherren wie in Disteln und Dornen. Denn die Ausnahme bildeten fromme und gelehrte Bischöfe und Domherren, während bei Weitem die Mehrzahl in welteitler Pracht dahinlebte, dem Kriegswerke, der Jagd, dem Wein und Spiel und anderen Ausschweifungen ergeben.

Der wachsende Reichthum der Klöster hatte auch in diesen die alte Zucht und Sitte gelöst, und ein Geschichtsschreiber sagt: Nichts war den Mönchen so sehr verhaßt, als Kloster und Zelle, Lernen, Beten, Regel und Gottesfurcht. Von dreißig Kanonikern waren oft kaum vier zum Gottesdienste anwesend, manches Kloster glich einer öffentlichen Herberge, und während die Aebte Turniere besuchten und Kriegs- und Ritterleben führten, verließen die Mönche daheim Zucht und Ordnung, und nahmen wohl auch zur Zeit der Weinlese und bei anderen Gelegenheiten Spieler und Lustigmacher und leichtfertige Mädchen auf.

In dem Maße als die Geistlichen ihrer hohen Bestimmung vergaßen, wurde der ursprünglich so einfache, bedeutsame erhebende Gottesdienst mit Aeußerlichkeiten überladen, das Volk verstand selten mehr die Bedeutung desselben, und hing nur an der äußeren Pracht, und manche Päpste suchten durch Einführung neuer Feste dem sinnlichen Volke zu schmeicheln, was insbesondere durch das Frohnleichnahmsfest geschah, welches vom Papste Urban IV. im Jahre 1262 eingesetzt, mit alljährlich gesteigerter Pracht und selbst mit Mummereien in Darstellungen aus der heiligen und weltlichen Geschichte gefeiert ward. Selbst ärgerliche Spiele und Feste hatten sich allmälig in die Kirche eingeschlichen, wie das Narren- und Eselsfest. Zu jenem wählten die niederen Kirchendiener und Studenten im Scherze einen Abt oder Papst der Narren, führten den seltsam bunt Gekleideten unter wildem Geschrei in die Kirche, wo er den heiligen Dienst viel mehr entweihte als heiligte, während die zum Theil berauschten Genossen sangen, tanzten und spielten, oder man führte am Palmsonntag einen prächtig geschmückten Esel in die Kirche und stimmte ihm zu Ehren einen Lobgesang an, und der Priester ahmte die Stimme eines Esels nach und das Volk antwortete ihm in derselben Weise. Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien war ausgeartet, und es wurden selbst unziemliche Gegenstände der Verehrung des Volkes ausgesetzt und von diesem dahin große Opfer gebracht. Die Zahl der Feiertage wurde immer vermehrt und dies kam dem hart gedrückten Volke kaum zu Statten, da es die Nachmittage meistens dem Trunk und Spiel widmete. Man gewöhnte es, statt zu Denken, an Gebetsformeln, deren Wiederholung für verdienstlich galt, und bald wurde deshalb der Rosenkranz beliebt —

eine Schnur Kugelchen zur Abzählung der Vater-Unser. Die heidnischen Mönche in Asien bedienten sich desselben, durch die Kreuzzüge kam er nach Europa und fand schnell Eingang bei Hohen und Niederen, zumal die Eitelkeit häufig damit prunkte und die Kügelchen aus kostbarem Stoff zur Schau trug. Die geistlichen Orden wetteiferten miteinander ihre als Heiligen geehrten Stifter zu erheben, und jeder Orden schrieb dem Seinigen eine größere Wunderkraft bei, ja die Franziskaner setzten ihren Patron sogar über Christus, versichernd, der heilige Franz steige wöchentlich einmal in das Fegfeuer hinab und erlöse daraus eine Seele, die er in seiner Ordenstracht finde! So sinnlich dachte das Volk, die Mönche nährten diesen Glauben ihres Vortheils wegen und es bestimmten gar viele Große, daß sie nach ihrem Tode in ein Mönchskleid gehüllt begraben würden, und gaben dazu große Geschenke. Woher sollte Licht und Belehrung kommen, nachdem die Priester, das Salz der Erde, taub geworden? Aber das Licht des Christenthums durchbrach doch hie und da die Finsterniß, und die Mönche waren häufig dem Spott und Hohn preisgegeben, und die Künstler stellten als die Dollmetscher des Volkes die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen in treffenden Zerrbildern selbst in den Kirchen dar.

Das römische Recht in Deutschland.

So wohlthätig die Universitäten für die Entwickelung und Verbreitung der Wissenschaft im Allgemeinen wirkten, so nachtheilig war ihr Einfluß in anderer Beziehung, insbesondere dadurch, daß sie durch die Einführung der alten römischen Gesetze den deutschen Nationalgeist unterdrückten. Deutsche Jünglinge und Männer kehrten aus Italien ganz begeistert von der Klarheit und strengen Ordnung der römischen Gesetze zurück, und bald wurde auch das römische Recht mit Vorliebe auf deutschen Universitäten gelehrt, zumal die Kaiser es begünstigten, weil sie wünschten und hofften, das alte römische Reich wieder herzustellen und dann in Macht der alten Kaiser zu herrschen.

Das römische Recht sollte das kaiserliche Recht des deutschen Reiches werden und der überlegene römische Geist feierte einen neuen Triumph über die Deutschen. Der deutsche Wissensdrang, der das Fremde gern überschätzt, dazu die gewaltige, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse umfassende und durchdringende Masse der römischen Gesetze, übten einen wahrhaft überwältigenden Einfluß auf die Deutschen, zumal auch das geistliche oder päpstliche Recht sich

mit demselben verbündete und durch die Geistlichen, als die einzigen Gelehrten und Schriftkundigen, als Schreiber und geheime Räthe der Kaiser und Fürsten, es allgemein geltend zu machen wußten. Beliebt und mit Ehren und Geschenken von den Fürsten überhäuft, ehrten sie hinwieder die neuen Doktoren, da durch diese ihre Macht und ihr Ansehen wuchs, und so gelang es ihnen bald, die ungelehrten Schöffen bei den Gerichten zu verdrängen, und die altdeutschen einfachen Gesetze zu verbannen, statt sie nach Zeit und Umständen zu verbessern, sich selbst durch spitzfindige Ausführungen wichtig, und eine einfache Sache durch Anführung von Stellen berühmter römischer Rechtslehrer verwickelt und groß zu machen. Darauf wurde bei dem neuen schleppenden Gang der Rechtsentscheidungen das Gericht in Gerichtssäle versetzt, wozu schon Karl der Große Veranlassung gegeben durch den Befehl, man solle die Gerichtsstätten auf freiem Felde überbauen, um sie auch zur Winterszeit gebrauchen zu können, und die Oeffentlichkeit ward von ihm beschränkt durch die Verordnung, es solle außer den Parteien, Zeugen und Schöffen Niemand zum Besuche des Gerichtes gezwungen werden; später ward dann das mündliche Verfahren in ein schriftliches verkehrt!

Wo sich die neuen Sachwalter und Richter eindrängten, entwich der alte deutsche Geist, die althergebrachten sonderbaren Landesbräuche und Rechte verschwanden allmälig, die Rechtshändel wurden langwierig und kostspielig, die alte Sitte der Aussöhnung — der Sühne durch Geld — ward verdrängt und dafür das Strafverfahren angewendet. Doch konnte sich das römische Recht nur Schritt für Schritt geltend machen. Der hohe Adel behauptete sein angestammtes Recht bezüglich der gebundenen Familiengüter gegen die römische Kopftheilung, der freie Bauernstand sein uraltes Erbgutswesen wenigens zum Theil, und die Städte ließen sich gegen Geld und gute Worte ihre althergebrachten Stadtrechte verbriefen.

Die Fehmgerichte.

Die ursprünglichen, im Namen des deutschen Königs und Kaisers bestehenden Gerichte dauerten, seitdem die Fürsten Landesherren geworden und gleich den Städten ihre eigenen Gerichte angeordnet hatten, nur noch in Westfalen fort, wo viele gemeine Freie ihre alte Freiheit behaupteten. Dort wurde nach alter Sitte zu gewissen Zeiten das Gericht — die Fehme — gehalten, bei dem der Kurfürst von Köln als Herzog von Westfalen und Stellvertreter des Kaisers und als oberster Stuhlherr den Vorsitz und die Ober-

aufsicht führte. Der Freigraf bestieg den Stuhl auf dem alten Mahlplatze, vor ihm lag das Schwert in Kreuzesform und der Strick. Dem Urtheile folgte augenblickliche Vollstreckung, sie urtheilten aber nur über todeswürdige Verbrechen; der Beklagte, welcher auf dreimalige Vorladung nicht erschien, erhielt noch einen sogenannten Königstag, erschien er auch da nicht, so ward er ungehört verurtheilt, und welcher Schöffe ihn erreichte, der hängte ihn an den nächsten Baum und steckte ein Messer dazu als Zeichen, derselbe sei von der Fehme gerichtet. Sonst galt der alte Grundsatz: Wo kein Kläger, da kein Richter. Gottesurtheile waren verbannt.

Als jedoch der Freien auch in Westfalen immer weniger wurden und vom Gericht des Landesherrn das kaiserliche verdrängt ward, da hörten viele dieser Freigerichte und die Oeffentlichkeit auf, und wo das Gericht noch gehegt wurde, da war es, weil die Unfreien nicht erscheinen durften, ein heimliches, und die Schöffen mußten schwören, das Geheimniß des Gerichtes zu hüten vor Mann, Weib, Hof und Traid, vor Groß und Klein. Und später schwur der Neuaufgenommene, Alles dem freien Stuhle vorzubringen, was er selbst gewiß wisse oder von glaubhaften Personen gehört habe, auf daß gerichtet werde.

Diese wenigen freien Gerichte suchten durch ganz Deutschland den Glauben zu erhalten, als walte bei ihnen noch altes Recht und Treue, und dadurch das eindringende römische Verfahren abzuwehren; die Mitglieder derselben warben deshalb überall Hohe und Niedere zu Freischöffen, und diese brachten dann aus den entferntesten Gegenden ihre Klagen vor die Freigrafen in Westfalen und luden dahin die Beklagten zur Verantwortung. Dahin wendeten sich Viele, welche sich bei den fürstlichen oder städtischen Gerichten für übervortheilt hielten. Und es kam freilich vor, daß in Erbschaftssachen die städtischen Gerichte versäumten, den Erbtheil auch den Abwesenden zu sichern, oder daß sie die Eingebürgerten vor den Fremden begünstigten und überhaupt das Vermögen ihrer Bürger im Orte zusammenzuhalten suchten, weswegen sich die Uebervortheilten an die Freigerichte wendeten. Endlich galt ganz Deutschland als Schöffenland, der Verbrecher war überall unter den Wissenden, seinen Beobachtern und Richtern, die sich untereinander erkannten. Das Gericht aber wurde nur in Westfalen, auf der sogenannten rothen Erde, gehalten, nur dort die Freischöffen ernannt. Die Kaiser Rupert und Sigismund erkannten an, daß sich die Wirksamkeit der Freigerichte über ganz Deutschland erstrecke, selbst Kaiser und Fürsten nicht ausgenommen. Gewöhnlich wurde auch der Kaiser zum Freischöffen ernannt, die Gerichte erkannten seine Rechte, sonst aber galt er ihnen nur als freier Mann, der wie jeder Andere konnte vorgeladen und sein Urtheil vernichtet werden. Aber das Gericht wurde nur in seinem, als des obersten Richters Namen gehegt und die Freigroßen deswegen von ihm und später von dem

Erzbischofe von Köln als seinem Statthalter mit dem Blutbanne belehnt.

Lange Zeit wagte es Niemand, die richterliche Gewalt der heiligen Fehme in Zweifel zu ziehen und sie ward als ein Gericht unabhängiger Männer betrachtet, das zur Zeit des allgemeinen Faustrechtes als die einzige Schutzwehr von den Unterdrückten betrachtet wurde. Ohne diese allgemeine Ansicht hätte sich die Wirksamkeit der Fehme nicht so über ganz Deutschland verbreiten und so lang erhalten können.

Aber allmälig entzogen sich die Fürsten selbst und dann auch ihre Unterthanen jenem weit entfernten Gerichte und duldeten nur mehr ihre eigenen. Sie untersagten jede Klage bei jenen unter Strafen an Leib und Gut, und vergebens beriefen sich dann die Freischöffen auf das Herkommen und ihre Rechte, vergebens behauptete ein Freigraf: Mir ist mit einem Eide befohlen, einem Jeglichen Recht angedeihen zu lassen und Niemanden zu scheuen, weder Papst noch Kaiser, Fürsten und Herren. Vergebens baten sie den Kaiser, er möge die Gerichte und freien Stühle bei alter Gewohnheit und Herrlichkeit schützen. Der Kaiser Friedrich verbot ihnen, Fremde, die nicht in ihrem Gerichtsbezirke wären, vor ihr Gericht zu fordern, die Fürsten erklärten, sie könnten nur vor den Kaiser geladen werden, dann wurden sie von ihm von allen Gerichten befreit, erkannten fortan keinen Richter über sich, wiesen alle Händel ihrer Unterthanen ihren eigenen Gerichten zu, dasselbe thaten die Städte und verboten alle Berufung an die westfälischen Gerichte und der Rath in Augsburg ließ einst zwei Männer hinrichten, die dagegen gehandelt hatten. Die heimlichen Gerichte waren nämlich allmälig ausgeartet und es erhoben sich mit Recht viele Klagen gegen sie.

Die Schreiber der Freigrafen oder andere des Gerichts Wissende erließen nach Gutdünken oft Ladungen an weit Entfernte selbst wegen der geringsten Ursachen, sie riefen wegen Geldschulden nicht nur Einzelne, sondern eine ganze Stadt zur Verantwortung nach Westfalen. Unter den zu Schöffen Geworbenen waren manche weder rechtskundig, noch unbescholten, welche häufig ihre Macht zur Sättigung ihrer Privatrache mißbrauchten. Die geheime Fehme erschien endlich wie ein gemeingefährlicher Bund und es geschah in Augsburg, wo dreizehn solcher Schöffen waren, im Jahre 1436, daß einer von ihnen einem Bürger Geld für Getreide gab und als dieser es leugnete, machte der Schöffe selbst den Ankläger und Richter und hängte jenen Bürger. Weil sich Aehnliches auch in anderen Städten ereignete, so verloren die heimlichen Gerichte allmälig Ansehen und Ausdehnung und ihre Verfehmungen, einst schrecklich, wurden nicht mehr geachtet, da Niemand sie vollstrecken durfte und wollte; sie blieben gewöhnliche Landgerichte, nur auf ihr angewiesenes altes Gebiet beschränkt. In den übrigen Gegenden Deutschlands



erhoben sich dagegen die fürstlichen und gräflichen, oder freiherrlichen und Städte-Gerichte nach römischen Grundsätzen. Die Richter im Solde ihrer Herren fanden das Urtheil und sprachen Recht, die Vollziehung der Strafe — früher Sache des Klägers oder des jüngsten Schöffen — wurde nun einem eigenen Manne übertragen, der bald als ein Gegenstand allgemeinen Abscheues wie ein Verpesteter gemieden und, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, mit seiner Familie vereinsamt wohnte.

Statt der früher üblichen Gottesurtheile kam nun die Folter, bei den alten Römern blos gegen Sclaven angewendet, in Uebung, um dem Verdächtigen durch die grausamsten Martern das Geständniß seiner Schuld zu erpressen, und die Richter ließen sie mit furchtbarem Leichtsinn selbst gegen Greise handhaben und gegen Weiber. Bei dem Adel dauerte das Recht der Selbsthülfe fort und es war Deutschland deswegen von beständigen Fehden und kleinen Kriegen durchwogt. Jeder, der sich in seinem Rechte selbst wegen der kleinsten Dinge, oft nur wegen eines geschossenen Wildes, verletzt glaubte, schickte dem Gegner einen Absagebrief und der mochte sich nun zu wahren suchen. Dem Absager schlossen sich seine Schützlinge und Hörigen an, und so schickte einst ein Koch mit seinen Küchenjungen, Holzträgern und Schüsselwäschern einen Absagebrief an den Grafen Otto von Solms. Sobald irgend eine solche Fehde angekündigt war, da liefen aus den Städten die bösen Schuldner, Wüstlinge, Räuber und Mörder aus ihren Schlupfwinkeln, nahmen Dienste bei dem Einen oder Anderen der in Fehde begriffenen Herren und kündeten dem Bürger und Landmann, den Wittwen und Waisen, Kirchen und Klöstern den Krieg an und raubten und mordeten und Niemand war, welcher dem Unwesen steuerte, nur die Städte suchten ihre Angehörigen zu schützen, die Bauern aber lebten in beständiger Furcht. Wohl sollten gemäß der öfter erneuerten Landfriedensgebote die Straßen zu Wasser und Land alle Jahrmärkte, Boten, Kaufleute, Pilger, Kirchen und Kirchhöfe, Ackerleute und Weingärtner zum allgemeinen Nutzen verschont bleiben, so daß die Fehde gleichsam nur ein Zweikampf zweier oder mehrerer edler Geschlechter und ihrer Unterthanen wäre, aber des Gebotes ward wenig geachtet, weil Niemand Kraft genug hatte, es zu handhaben.

Die Kirchenversammlung in Basel unter Sigismund und Albrecht.

Aller getäuschten Erwartungen ungeachtet, hoffte man von einer neuen Kirchenversammlung die Verbesserung mancher mit Recht

getadelten Zustände, besonders in der Kirche. Weil gemäß der Konstanzer Beschlüsse die nächste Versammlung nach fünf Jahren und darauf immer nach zehn Jahren sollte berufen werden, so schrieb sie Martin V. zuerst nach Pavia und dann wegen allzu geringer Theilnahme nach Siena aus, löste sie aber alsobald wieder auf, doch sollten die Kardinäle alles zur Kirchenverbesserung dienliche vorbereiten. Endlich berief er, von Sigismund und den deutschen Fürsten wegen der Hussiten gedrängt, eine allgemeine Kirchenversammlung auf das Frühjahr 1431 nach Basel und sein Nachfolger Eugen IV. (seit 1431, 3. März) mußte schwören, sie nicht zu hindern. Erst am 23. Juli wurde sie eröffnet und erst am 14. Dezember die erste Sitzung gehalten und es zeigte sich die Absicht der Versammelten, den Unglauben der Hussiten und Anderer zu dämmen, die bösen Sitten und Gewohnheiten, zumal unter den Geistlichen, zu strafen und abzuthun und einen allgemeinen Frieden herzustellen. Dabei waren sie Willens, die in Konstanz verfolgten Pläne strenge durchzuführen, worüber der Papst, erschreckt und erzürnt, ihre Auflösung und Wiederversammlung nach anderthalb Jahren in Bologna befahl. Diesem widersprachen Sigismund und andere Könige und die Versammlung erneuete den in Konstanz gefaßten Beschluß: Die Kirchenversammlung steht über dem Papst, er muß sich ihren Beschlüssen unterwerfen und darf sie wider ihren Willen weder auflösen, verlegen, noch unterbrechen oder gegen ihre Mitglieder verfahren. Und als Eugen heftig dagegen eiferte, lud die Kirchenversammlung ihn und die Kardinäle nach Basel vor und drohte im Falle ihrer Weigerung weitere Maßregeln zu ergreifen und unter der Leitung des heiligen Geistes allein für das Wohl der Christenheit zu sorgen.

Sie berieth diesmal in vier Abtheilungen über Glauben, Frieden und Kirchenverbesserung und gemeinsame Gegenstände und in jede Abtheilung wurden Männer verschiedener Würden gewählt und jede Abtheilung alle vier Monate neu besetzt, der Beschluß einer Abtheilung wurde den übrigen mitgetheilt und wenn zwei Abtheilungen über einen Gegenstand einig waren, wurde er in voller Sitzung aller vier durch Abstimmung Aller angenommen oder verworfen. Und sie faßte Beschlüsse über die Abschaffung des Narrenfestes, der Schmausereien und Jahrmärkte in den Kirchen, sowie der Mißbräuche bei dem Gottesdienste, des Pfründenwesens und des ärgerlichen Lebenswandels der Geistlichen. Der Papst, damals in eine Fehde mit dem Herzoge Visconti in Mailand verwickelt, von den Römern selbst aus ihrer Stadt vertrieben und als Flüchtling in Florenz weilend, erkannte die Gültigkeit dessen, was die Kirchenversammlung bisher beschlossen hatte. Als er aber bald darauf die Aufhebung alles dessen verlangte, was gegen ihn und die Kardinäle wäre, erklärten die versammelten Väter, eher sterben zu wollen, als ihm ein unbedingt hemmendes Recht über ihre vom heiligen Geiste eingegebenen Beschlüsse zu gestatten.

Auf diese Weise wurde der Zwiespalt immer größer, insbesondere durch die Enthüllung der übeln Hauswirthschaft des päpstlichen Hofes und der beständigen Geldforderungen, so daß die Versammlung selbst die Annaten abschaffte, ohne dem Papste dafür einen Ersatz zu gewähren. Dieser aber hoffte die Versammlung durch Sigismund endlich doch noch zu seinem Willen zu zwingen. Denn beinahe zur selben Zeit, als die Väter in Basel ihre Thätigkeit begannen, zog der deutsche König über die Alpen, empfing in Mailand die lombardische Krone (1431, 25. Nov.), ward auf seinem Wege nach Rom durch die Forderungen und das zweideutige Benehmen des Papstes aufgehalten, blieb dann in Siena, im vertrauten Umgange mit einer Edelfrau sich vergnügend, beinahe ein ganzes Jahr. Es fehlte ihm an Mannschaft, Waffen und Geld und er mußte zum Theil von der Freigebigkeit der Stadt Siena leben. Der deutsche König war, wie der von ihm als sein Statthalter und Beschützer des Concils ernannte Herzog Wilhelm von Bayern an seinen Bruder Ernst schrieb, ein betrübter, verlassener, armer Herr. Vergebens mahnte er die Reichsstände um Zusendung einer ansehnlichen Hülfe, daß die wälschen Lande dem Reiche nicht ganz entfremdet würden. Aber die Kurfürsten blieben unbewegt, unterhandelten selbst ohne sein Wissen mit dem Papste, das Reich war in sich uneins, von mancherlei Fehden beunruhigt und von Räubern unsicher, daß selbst die zum Concil Ziehenden häufig niedergeworfen und geplündert wurden. Von daher konnte Sigismund keine Hülfe erwarten und bald fürchtete er das Concil, welches sich die höchste Macht auf Erden zuschrieb, mehr als den Papst. Er durfte nicht offen mit diesem brechen, um die Krönung von ihm zu erlangen, und durfte auch nicht offen sich für ihn erklären, um nicht den Unwillen der in Basel Versammelten zu erregen und den Rest seines Ansehens in Deutschland zu verlieren. Schon öfter hatte es ihn gemahnt, alle Verhandlung mit dem Papste abzubrechen und zurückzukehren; aber ohne die Kaiserkrone heimzuziehen, schien ihm schimpflich. Deshalb suchte er zwischen Beiden zu vermitteln und die Kirchenversammlung zu bewegen, klug und mäßig zu verfahren und bei wichtigen Dingen vorher die Zustimmung der Könige und Fürsten einzuholen, und drohte dann, er werde sich des Papstes annehmen, wenn sie das rechte Maß überschritten.

Als der Papst von dieser Gesinnung Sigismund's erfuhr, berief er ihn zur Krönung nach Rom, die er jedoch nur durch einen Kardinal verrichten ließ (31. Mai, 1433). Der Kaiser weilte darauf noch drei Monate in Rom und kam dann nach Basel, wo er mit Staunen und Unwillen die herrschenden Zustände erkannte und von den Versammelten mit den Worten schied: „Thut ihr wohl, so geht es euch wohl“.

Zunächst lag ihm die Beruhigung Böhmens am Herzen und er hatte sie endlich, weil Gewalt Nichts gegen die Hussiten vermochte,

freundlich zur Beschickung der Kirchenversammlung ermahnt. Zwar anfangs widerstrebten sie heftig und setzten ihre Einfälle in Deutschland fort; als aber selbst der Kardinal Julian sie zu freundlicher Verhandlung einlud und die Kirchenversammlung den böhmischen Abgeordneten volle Sicherheit gelobte, erschien eine Gesandtschaft, an deren Spitze der beredte und scharfsinnige Johann von Rokyczana, in Basel und verlangte die Billigung von vier Punkten als einer Art von Glaubensbekenntniß. Da man ihnen nicht willfahrte, schieden sie voll Unwillens; darauf schickte jedoch die Versammlung selbst Gesandte nach Prag und diesen gelang es, einen Vertrag mit den gemäßigten Hussiten abzuschließen (1433, 30. Nov.), indem man ihnen den Gebrauch des Kelches bei dem heiligen Abendmahle gewährte, die öffentlichen Todsünden und andere Verbrechen sollten nach den göttlichen Gesetzen und der Lehre der Kirchenväter gestraft, zur freien Predigt des göttlichen Wortes verordnete Priester zugelassen, das Ansehen des Papstes erhalten, die weltlichen Güter von den Geistlichen nur verwaltet und nicht als deren Eigenthum, welcher Andere sich aber derselben anmaße, als Kirchenräuber betrachtet werden.

Die heftigen Taboriten, mit diesem Vertrage unzufrieden, entzweiten sich mit den milderen Kelchnern, es kam zwischen Beiden zum Krieg und zu Schlachten, die Kelchner siegten entscheidend, die Macht der Taboriten war gebrochen; darauf begannen neue Unterhandlungen mit Sigismund, der sich jetzt freundlicher zeigte und darauf am 23. August 1436 zu Prag als König Böhmens die Huldigung empfing.

Die Kirchenversammlung hatte indessen ihre Berathungen fortgesetzt, die Zahl der Kardinäle auf vierundzwanzig beschränkt und bestimmt, daß sie aus den gelehrtesten und würdigsten aller christkatholischen Völker gewählt würden, auch wurden die Berufungen nach Rom und die Geldforderungen des Papstes beschränkt. Weil die Versammelten noch weiter gehen wollten, schrieb der Kaiser schon am 21. Juni 1434 an sie: Er könne unmöglich zugeben, daß sie sogar über weltliche und kaiserliche Angelegenheiten zu entscheiden sich anmaßen. Darauf entgegnete die Kirchenversammlung im Gefühle ihrer Allgewalt: Sie wisse nichts von solchen Uebergriffen, es dürfe aber ein Jeder zu ihr als dem höchsten Gerichte seine Zuflucht nehmen, wenn er auf keine andere Weise zu seinem Rechte gelangen könne. Denn sie habe eine solche Macht und werde von einem solchen Haupte — vom heiligen Geiste nämlich — regiert, daß auch der Weiseste ihr glauben müsse. Ihre Sendung stamme nicht von Menschen, sondern von Gott.

Gegen solche maßlose Ansprüche erklärten sich die Könige und Fürsten; die Gemäßigten der Versammlung selbst erkannten, daß auf diese Weise kein Friede in der Kirche möglich, der Papst künftig ohne alle Macht und alles Ansehen sei, und insgeheim und offen

traten sie als Gegner jener ungeheuerlichen Beschlüsse auf; der Papst aber verlegte am 1. October 1437 die Kirchenversammlung nach Ferrara, bedrohte alle Widerstrebenden mit den härtesten Kirchenstrafen und hoffte durch diese Maßregel die Kirchenversammlung entweder zu zerstreuen oder sie in seine Gewalt zu bekommen. Allein sie erklärte ihn vielmehr für einen Ketzer, befahl allen Kardinälen und Geistlichen, ihn zu verlassen und eröffnete einen förmlichen Schriftenkrieg gegen ihn, und nun wurden von beiden Seiten Anklagen laut, durch welche die päpstliche Würde und das Ansehen der Geistlichen nothwendig immer mehr sinken mußte. Die Versammlung strebte schon offen, ihn abzusetzen und berieth nur noch über die zu veröffentlichenden Gründe und über die Art und Weise. Der Kaiser erlebte den Ausgang dieses Zwistes nicht.

Da er seine besten Absichten zur Herstellung des inneren Friedens in Deutschland und zur Wiedererwerbung abgerissener Provinzen durch die Uneinigkeit der Fürsten vereitelt sah, weilte er meistens in Böhmen oder Ungarn, welche Reiche er dem Gemahle seiner Tochter Elisabeth, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, hinterlassen wollte. Elisabeth war die Tochter seiner ersten Gemahlin, Maria von Ungarn und Erbin dieses Reiches; aber seine zweite treulose Gemahlin, Barbara von Cilly, bot in der Hoffnung seines frühen Todes dem jungen Könige Ladislaus von Polen mit ihrer Hand jene Reiche an und wußte schon die vornehmsten Böhmen für diesen Plan zu gewinnen, als Sigismund es erfuhr und sie gefangen setzte; aber bald darauf am 9. Dezember 1437 starb der schönste, den sinnlichen Vergnügen unmäßig ergebene Fürst seiner Zeit.

Sterbend hatte er den deutschen Böhmen und Ungarn seinen Schwiegersohn Albrecht zum Nachfolger empfohlen, damit durch die Vereinigung dieser Reiche die Macht der immer weiter in Europa vordringenden Türken gehemmt würde. Und Albrecht wurde gewählt und begann sein Walten mit Umsicht, ordnete Austragsgerichte zur schnellen und friedlichen Schlichtung der Streitigkeiten und bestätigte den Landfrieden, zu dessen Handhabung er Deutschland in vier Kreise mit je einem Hauptmann theilen wollte, wobei dieses sonderbar erscheint, daß er Oesterreich und Böhmen nicht dazu zog. Die Städte aber fürchteten durch diese Anordnung Unterdrückung durch die Fürsten, obgleich Albrecht gelobte, jeden Reichsstand in den errungenen Freiheiten und Rechten zu schützen und für die Kirchenverbesserung zu wirken. Weder die Eintheilung noch die Einigung unter Deutschlands Ständen gelang ihm und er war zu sehr in seinen Erbländern beschäftigt, als daß er Deutschlands Geschicke nach seinem Willen hätte ordnen können.

Die Türken waren von Asien her in das griechische Kaiserreich eingefallen, hatten sich bereits vielen Landes bemächtigt und bedrohten die christlichen Länder an der Donau aufwärts. Albrecht verbündete sich gegen diese Feinde mit dem Fürsten Georg von Serbien und

rückte dem Sultan Murad III. entgegen. Aber größere Gefahr drohte ihm vom Verrathe der ungarischen Großen, die ihn den Türken preisgeben wollten; sie verließen treulos das Lager, und das Heer, bereits durch Krankheiten heimgesucht, löste sich auf und Albrecht starb auf dem Rückwege nach Wien 1439, 27. Oktober.

Indessen verfolgte die Kirchenversammlung mit Eifer die Bahn zur gänzlichen Umgestaltung der Kirchenverfassung, insbesondere zur Beschränkung der bisher beinahe unumschränkten Macht des Papstes; um so fester beharrte dieser auf seinem Widerspruche, weswegen ihm die Versammlung zuerst die Ausübung seines Amtes untersagte (24. Januar 1438) und endlich wurde er aller Einreden ungeachtet am 25. Juni 1439 durch Stimmenmehrheit unter den härtesten Vorwürfen abgesetzt. Diesen Beschluß hatten nur etwa dreihundert Personen geringer Würde gefaßt, von den anwesenden neununddreißig Prälaten hatten nur sieben beigestimmt. Darauf wurde am 17. November von dreiunddreißig eigens dazu ernannten Wählern (einem Kardinal, elf Bischöfen, sieben Aebten, neun Doktoren und fünf Theologen) der Herzog Amadeus von Savoyen zum Papste erwählt, der damals als Einsiedler lebte und sich jetzt Felix V. nannte.

Vergebens hatten die deutschen geistlichen Fürsten zwischen den Parteien zu vermitteln gesucht, und es war vom Reiche auf den Rath des Erzbischofs Dietrich von Mainz die deutsche Kirche bis zur Entscheidung durch eine neue Kirchenversammlung für parteilos erklärt worden, worüber die in Basel Versammelten heftig zürnten, als hätten die deutschen Fürsten durch jenen Beschuß sich über den Papst und die Kirchenversammlung gestellt. Als sich jedoch in der Folge die Fürsten für die Baseler Beschlüsse unter einigen Beschränkungen und ohne Billigung der gegen Eugen ergriffenen Maßregeln erklärten, hielt sich dieser seines endlichen Sieges für gewiß.

Friedrich der Dritte.

Allgemein erwartete man die Lösung dieser Wirren vom neuen deutschen Könige. Es war aber gewählt Friedrich, der älteste der Herzoge von Oesterreich, ein mehr ängstlicher als bedächtiger Mann, ein Freund friedlicher Beschäftigungen, eifriger Verehrer der Kirche und ihres Oberhauptes, der sich viele Wochen bedachte, ehe er die deutsche Krone annahm und dann doch seine Erblande nicht verließ, weil er als Vormund des Ladislaus — nachgebornen Sohnes des Kaisers Albrecht — und des Sigismund von Tyrol, des Sohnes jenes vom Kaiser auf der Kirchenversammlung zu Konstanz

geächteten Friedrich — in vielfache Verwickelungen gerieth. Die Böhmen wollten das Kind Ladislaus nicht zu ihrem König und boten die Krone dem Herzoge Albrecht von Bayern-München an, der sie edelmüthig ablehnte und den Abgesandten antwortete: Billig soll man die Waisen beschützen und nicht berauben. Auch Friedrich verweigerte die Annahme und überließ es den Böhmen, ihr Reich bis zur Volljährigkeit des Ladislaus selbst zu verwalten. Dieser wurde darauf als König in Ungarn gekrönt, weil sich aber seine Mutter mit ihm vor der den Polen günstigen Partei nicht sicher wußte, entfloh sie mit Kind und Krone zu dem erwählten deutschen Kaiser.

Erst im Jahre 1442 kam dieser nach Nürnberg und ließ sich am 17. Juni mit ungemeiner Pracht in Aachen krönen, worauf er sich wieder zum Reichstage nach Nürnberg begab. Hier berieth man wochenlang über Herstellung des stets gebrochenen Landfriedens, über Abstellung des Unwesens der heimlichen westfälischen Gerichte und der Münzverwirrung, da beinahe jeder Reichsstand eigene Münzen schlug und diese selten den Nennwerth hatten. Aber selbst die wenigen gutgemeinten Beschlüsse wurden nicht durchgeführt, so wenig als des Kaisers schon vor einem Jahre vorgelegte verbesserte Reichsverfassung, deren Entwurf wahrscheinlich von Thomas Hasselsbach von der Wiener Universität oder von dem Kanzler Kaspar Schlick herrührt, der schon unter den beiden vorhergehenden Kaisern als ihr thätiger umsichtiger Rath bekannt war. Die Ausführung des Planes hätte Deutschland zu einem einigen großen Staate unter des Königs Oberherrlichkeit gestalten können: Deutschland sollte durch rechte brüderliche Liebe, getreuen Gehorsam gegen die Obrigkeit und durch Handhabung aller Rechte und guter Ordnung zur Einheit verbunden und dem Christenthume entschiedener Einfluß auf das bürgerliche Leben gestattet werden, zu allen geistlichen Würden die Geweihten, ohne Rücksicht auf Geburt und Gunst, blos nach ihren Tugenden, gelangen; die Ausschmückung der Kirchen und die Aufnahme von Mönchen und Nonnen nach Maß geschehen, daß der Bürger durch die Müßigen nicht ganz zu Grunde gehe; den Geistlichen gebühre blos das geistliche Lehramt; man solle Armen- und Waisenhäuser errichten; es sollen alle Fürsten und Edle dem Könige gehorchen und den gemeinen Mann nicht beschweren; man solle alle Rechte und Freiheiten künftig nicht nach dem Herkommen, sondern gemäß christlicher Freiheit und Vernunft bestimmen; das Gericht solle öffentlich und einfach sein und deswegen keiner der neuen Rechtslehrer dabei erscheinen, die nur das alte heimische Recht verdrehen; alle Zölle, Mauten, Ungeld und Steuern, deren von Fürsten, Edlen und Städten immer neue eingeführt werden, sollen ab sein; einerlei Münze, Maaß und Gewicht herrschen und alle Straßen durch ganz Deutschland frei und sicher sein, weshalb zur Erhaltung der Sicherheit an den Grenzen vier und im Innern ein großes Lager errichtet werden.

Das waren die schönen Ideen, welche nur die folgenden Jahrhunderte in's Leben führen konnten; damals widerstrebten die Gewalthaber, und das Volk mußte sich erst gestalten und seiner bewußt werden.

Nach seiner Krönung schloß Friedrich ein geheimes Bündniß mit der Stadt Zürich, welche wegen der Toggenburger Erbschaft im Zwist mit den Eidgenossen lag und verlangte von den Schweizern die Herausgabe der ehemals seinem Hause angehörigen Besitzungen. Allein dieselben entgegneten: Wir haben das Aargau mit dem Schwerte genommen, wer es wieder haben will, nehme es wieder. Darauf begann denn der Krieg. Die Schweizer, schnell gerüstet, belagerten Zürich, Friedrich bot dagegen die Reichsstände zu seiner Hülfe auf und als sie ihm in dieser dem Reiche fremden Sache nicht willfahrten, suchte er Hülfe bei dem Könige Karl von Frankreich und gab diesem so Veranlassung, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Frankreich sagte sogleich freudig zu, denn es war in seinem Innern von zuchtlosen Söldnerhaufen beunruhigt, die unter Anführung des Grafen Armagnak im Kriege Frankreichs gegen England gedient hatten und jetzt nach dem Friedensschlusse ohne Sold und arbeitsscheu als Räuber herumstreiften. Und der König Karl sandte unter der Anführung seines Kronprinzen diese Leute — von den Deutschen arme Gecken gescholten — und sie fielen gleich Heuschreckenschwärmen in das Elsaß ein und bedrohten Basel und die Kirchenversammlung. Da rief die Stadt den Schutz der Schweizer an und von einer Abtheilung dieser wurde eine fünffach überlegene Zahl der Armagnaken geschlagen, 1444, dann aber wurden die Sieger vom ganzen feindlichen Heere auf dem Kirchhof von St. Jakob bei Basel umringt und starben insgesammt eines heldenmüthigen Todes, nachdem sie den Fremden eine solche Niederlage beigebracht hatten, daß der Thronerbe Frankreichs sich muthlos zurückzog und sich mit seinen Schaaren im Elsaß festsetzte, Willens, dieses Land für Frankreich zu behaupten.

Da ermannten sich jedoch die deutschen Fürsten, der Reichstag in Nürnberg drohte und ernannte den Reichspfalzgrafen Friedrich zum obersten Hauptmann gegen Frankreich und allmälig zogen darauf die wilden Haufen unter großem Brennen, Rauben, Morden und Gelderpressen ab, 1445. Friede ward aber am Rhein nicht, denn der Adel kämpfte nun für den Kaiser gegen die Schweizer, aus Furcht, diese möchten ihren Bund immer mehr ausbreiten und die Herrschaft der Adeligen abthun, bis endlich im Jahre 1447 Zürich nach dem Ausspruche der Bürgermeister von Augsburg und Bern, als der ernannten Schiedsrichter, dem Bunde der Schweizer wieder beitrat, worauf der Krieg hier erlosch und die Eidgenossen im Besitze der Habsburgi'schen Güter blieben.

Auflösung der Baseler Versammlung.

Indessen dauerten die Berathungen der Kirchenversammlung ohne wirksame Erfolge fort, bis durch einen einzigen Mann eine unvermuthete Wendung kam. Dies war Aeneas Piccolomini, ein feingebildeter, genußsüchtiger Mann, von Friedrich zum Dichter gekrönt und später zu dessen geheimen Rath ernannt. Er hatte anfangs in Verbindung mit seinem Freunde Georg von Heimburg, Rechtsanwalt der Stadt Nürnberg, und vielen deutschen Fürsten gegen die angemaßte Herrschaft des Papstes geeifert und wollte Ansehen und Macht des Kaisers wiederherstellen und die deutsche Nation vom römischen Drucke befreien. Aber nur zu bald erkannte er die Unfähigkeit des Kaisers und als er von ihm an den Papst Eugen geschickt wurde, wußte ihn dieser ganz zu gewinnen. Von ihm zu seinem geheimen Rath ernannt, blieb er doch auch kaiserlicher Rath, und von da an vertrat er ganz die alten Grundsätze des römischen Hofes. Heimburg, der mit ihm zugleich an den Papst geschickt war, und mit beredter Zunge die Beschwerden der deutschen Nation und die Klagen und Forderungen der Kurfürsten vortrug, wurde mit Versprechungen hingehalten und berichtete nach seiner Rückkehr offen und einfach über die römischen, listenreichen Verhandlungen und warnte vor neuen Täuschungen; Piccolomini dagegen schmeichelte den Parteien, säete Zwietracht und gewann durch Bestechung die Räthe der geistlichen Fürsten, und Eugen hielt sich bald der Erfolge für so sicher, daß er sogar die am meisten ihm widerstrebenden und auf eine wirkliche Kirchenverbesserung dringenden Erzbischöfe von Köln und Trier ihrer Würden entsetzte, 1446. Darüber erhob sich jedoch solch eine allgemeine Entrüstung, daß die deutschen Fürsten drohten, ihn zu verlassen und seinen Gegner Felix anzuerkennen, wenn er nicht die Absetzung der beiden Erzbischöfe widerrufe.

Er that es, der schlaue Piccolomini unterhandelte auch für den Nachfolger Eugen's, den Papst Nikolaus V., so erfolgreich, daß zuerst in Rom und dann in Wien eine Uebereinkunft — Conkordate — abgeschlossen wurde und der Kaiser für sich im Namen mehrerer Fürsten beinahe alles dem Papste wieder zugestand, was die Kirchenversammlung verworfen oder ermäßigt hatte. Durch ihre bestochenen Räthe überredet und getäuscht, stimmten die Fürsten bei, weil Jeder gewisse kleine Begünstigungen erhielt, der eigentliche Zweck der langen Berathungen — die wirkliche Kirchenverbesserung — war vereitelt und die Deutschen in ihrem gerechten Begehren wahrhaft verhöhnt. Auf friedlichem Wege, schien es, sei die Kirchenverbesserung nicht zu erreichen. Nachdem die Einigkeit der deutschen Fürsten gelöst und jene Verträge geschlossen waren, geboten Nikolaus und Friedrich dem Felix, seine Würde niederzulegen und den versammelten Vätern,

Basel zu verlassen; der Kaiser kündete ihnen das sichere Geleit auf, sie wichen den Geboten, wollten aber in Lausanne weiter berathen. Als jedoch bald darauf Felix wirklich abdankte, erkannten auch sie den Nikolaus als rechtmäßigen Papst an und gingen nach siebzehn Jahren fruchtloser Berathung auseinander.

Aeneas Silvius Piccolomini trat in den geistlichen Stand, wurde vom dankbaren Papste zum Bischof von Siena und der Einkünfte wegen zum Dompropst in Würzburg ernannt. Nach dem Tode des Nikolaus mahnten zwar die Fürsten den deutschen König ernstlich, er solle den neuen Papst Calixt nicht eher anerkennen, als bis die den Deutschen gemachten Versprechen erfüllt seien; allein Piccolomini huldigte im Namen Friedrich's dem Neugewählten ganz in der alten Weise.

Die Erfindung des Buchdruckes.

Indessen hatte ein Deutscher nach manchen Versuchen eine Kunst erfunden, die bald als ein unüberwindlicher Gegner jeder Tyrannei erschien: Die Kunst des Buchdruckes.

Vielleicht seit Jahrhunderten schon schnitt man Heiligenbilder und kleine Sprüche oder Gebete auf Holztafeln aus, überzog diese mit einer Schwärze und druckte sie auf dem in Deutschland erfundenen und seit mehr als einem Jahrhundert häufig statt des theueren Pergaments gebrauchten Lumpenpapier ab (die ältesten Urkunden auf Linnenpapiere beginnen im Jahre 1320) und Mancher erbaute sich an diesen Bildern und Gebetformeln. In Augsburg druckte Meister Johannes Pfarrer im Jahre 1407 mit solchen Holzstempeln. Weil aber diese Tafeln sich bald abnutzten, die Herstellung einer solchen langsam und kostspielig war, dachte der Mainzer Bürger Johann Gutenberg, genannt Gänsefleisch, nach, um diesen Uebelstand zu verbessern, versuchte die einzelnen Lautzeichen in einzelnen hölzernen Stäben auszuschneiden und diese nach Belieben zusammenzusetzen. Dann wurden diese Buchstaben in einer dauerhaften Masse gegossen und so die Kunst des Buchdruckes mit beweglichen Buchstaben erfunden, 1440.

Zu den vielen, anfangs unglücklichen, dann immer mehr verbesserten Versuchen hatte Gutenberg sein Vermögen geopfert und er verband sich endlich, um die neue Kunst in's Leben zu führen, mit einem anderen Mainzer, dem Goldschmied Johann Fust, und sie nahmen später noch den Peter Schöffer von Gernsheim, den Schwiegersohn Gutenberg's, zu ihrem Gehülfen, welcher die beste Art des Buchstabengusses ausdachte. Um für die aufgewendeten Kosten sich

zu entschädigen, betrieben sie ihre Kunst als Geheimniß und eine lateinische Bibel war 1454 das erste Druckwerk, welches aus der geheimnißvollen Werkstätte hervorging und die Welt in Erstaunen setzte. Dann folgten der Psalter und Bücher, welche zunächst für die Geistlichen und Studenten bestimmt und obgleich noch theuer, doch gegen die geschriebenen Bücher sehr wohlfeil waren und eine ungeheure Bewegung unter den Mönchen verursachten. Sie erstaunten über die ihnen unbegreifliche Vervielfältigung der Bücher, die bisher aus den Klöstern in seltenen und theueren einzelnen Abschriften kamen und dem Kloster reiche Früchte brachten, welches so geschickte und fleißige Schreiber hatte. Man gab für ein solches Buch früher einen Acker, selbst einen Maierhof oder viele Goldgulden und wer nur an zwanzig Bücher besaß, hatte einen großen Schatz. Das änderte sich nun mit einem Mal. Die Bücher wurden immer mehr vervielfältigt, kamen selbst in die Hände des Volkes, man las, prüfte, verglich, der Geist erwachte, die Morgenröthe einer neuen Zeit brach an.

Der Erfinder erntete die Früchte seiner aufopfernden Thätigkeit nicht: Fust drängte ihn gerade, als das erste Werk der Vollendung nahe war, um Bezahlung des Anleihens und nahm die ganze Einrichtung; Gutenberg starb im Elend, Fust aber ging nach Paris, um die großen Summen für die dahin geschickten Bücher zu erheben, und starb dort an der Pest.

Dreizehntes Buch.

Die Habsburger und die Päpste.

Friedrich der Dritte und Pius der Zweite.

Aeneas Sylvius wurde bald nach der Auflösung der Baseler Versammlung vom Kaiser zum geheimen Rathe ernannt und darauf betrieb er aus Dankbarkeit Friedrich's Kaiserkrönung, nach welcher dieser eifrig strebte, in der Hoffnung, dadurch auch die geschmälerten kaiserlichen Rechte wieder zu erlangen und die Oesterreicher, Ungarn und Böhmen zu beruhigen, welche die Auslieferung ihres jungen Königs Ladislaus von ihm begehrten. Als Nikolaus zu willfahren zögerte, bedeutete ihm Piccolomini, die Kirche habe von Friedrich nichts zu fürchten, der sei vielmehr Ursache, daß jetzt alle Deutschen dem Papste wieder gehorchen.

Im Oktober 1451 brach denn Friedrich zur Romfahrt auf, wozu ihm das Reich Eintausend Reisige, alle in Roth gekleidet, und Zweitausend Fußgänger stellte, während früher die deutschen Könige mit den Fürsten und einem Gefolge von vielen Tausenden über die Alpen zogen. Der junge Ladislaus mußte ihn begleiten. Friedrich vermied Mailand, wo sich Franz Sforza vom gemeinen Krieger zum Heerführer und als Schwiegersohn des Herzogs Philipp Maria Visconti zum Herrn und Herzog der Stadt erhoben hatte und der ihm von Friedrich versagten Anerkennung und Belehnung nicht achtete. Dieser eilte unmittelbar nach Siena, wo seine Braut Eleonore, die Tochter des Königs von Portugal, und der Papst seiner harrten, leistete hier den früher üblichen Eid und bekannte: er müsse dem höchsten Priester — dem Statthalter Christi — gehorchen und seine

Befehle als göttliche verehren. Beide gingen dann nach Rom und hier wurde Friedrich vom Papste zuerst mit der Lombardischen, dann mit seiner Gemahlin mit der Kaiserkrone geschmückt, 19. März 1452. Vor dieser Feierlichkeit hatte er als deutscher König den Rang nach dem ersten Kardinal! Doch wuchs mit der Krönung sein Ansehen nirgends: Oberitalien, bereits in viele Fürstenthümer und freie Städte getheilt, erkannte keinen Kaiser mehr über sich, die Stände Oesterreichs und die Ungarn forderten dringender ihren König Ladislaus von ihm; vergebens drohte ihnen der Papst; sie erklärten vielmehr, diese weltliche Sache gehöre nicht vor sein Gericht und sie zwangen endlich den Kaiser, seinen Mündel dessen mütterlichem Oheim, dem Grafen Ulrich von Cilly, zu übergeben. Darauf vereinigten sich die Stände der drei Reiche und beschlossen, daß in Ungarn Johann von Hunyad, in Böhmen Georg Podiebrad und in Oesterreich der Graf von Cilly die Statthalterschaft führen. Friedrich aber suchte für diesen Verlust Entschädigung in der Erneuerung des erzherzoglichen Titels für sein Gesammthaus, 1453, 6. Jan.

Bald darauf ging ein längst drohendes und vorher verkündetes Ereigniß in Erfüllung, dessen Folgen für ganz Europa, insbesondere für Deutschland, verderblich wurden: Konstantinopel, die Hauptstadt und seit langer Zeit allein noch der Rest des griechischen Kaiserthums, war von den Türken erobert und sein letzter Kaiser im Kampfe gefallen, 28. Mai, 1453. Die Gefahr von dem fanatischen, allen europäischen Sitten und Einrichtungen feindlich gesinnten Volke erschütterte alle Könige und Fürsten, der Kaiser Friedrich und Piccolomini wendeten sich an den Papst, daß er einen Kreuzzug aufbiete, und Nikolaus erließ eine begeisterte Bulle an alle christlichen Fürsten, der Kaiser schrieb auf das Frühjahr 1454 einen Reichstag nach Regensburg aus und lud dahin auch die Stände Italiens. Weil er aber weder auf diesem noch auf dem Reichstag in Frankfurt (Sept. 1454) selbst erschien und Alles in die Hand des Piccolomini gelegt war, fürchteten die Deutschen wieder List, ihr Eifer erkaltete und sie beschlossen zwar den Ungarn eine ansehnliche Hülfe zu schicken, sich jedoch vorher noch persönlich mit dem Kaiser zu besprechen, weswegen dieser die Reichsstände nach Wienerisch Neustadt beschied, wo der Kreuzprediger Johann von Capistrano durch seine gebärdenmächtige Rede einen großen Eindruck machte, aber keinen anderen Beschluß bewirkte, als daß man die Sache, weil auch der Papst gestorben war, aufs nächste Jahr verschieben wolle, worüber Piccolomini spottend äußerte: Jeder Reichstag erzeugt einen anderen.

Die frommen und stets streitlustigen Deutschen warteten jedoch nicht auf den Beschluß der Reichsstände, sondern strömten in Schaaren nach Ungarn und halfen dem tapferen Hunyad das von den Türken hart bedrängte Belgrad entsetzen, während der neue Papst Calixt III. alle Fürsten zum Kampfe aufrief und die Zehenten

der Geistlichen zur Ausrüstung bestimmte und jeden Mittag die Glocken als Mahnung gegen die Türken läuten ließ.

Allein die deutschen Fürsten drangen vielmehr in den Kaiser, die deutsche Kirche für alle Zukunft zu wahren, ehe er den neuen Papst anerkenne. Friedrich zeigte sich willig, doch Piccolomini machte ihn glauben, es müssen vielmehr Papst und Kaiser gegen Fürsten und Volk sich verbünden; darauf huldigte Friedrich dem Papste und wollte sich mit ihm verbünden. Die Fürsten, darüber erzürnt, beriefen einen Tag nach Nürnberg, luden den Kaiser dazu und als er nicht erschien, schlossen sie in Frankfurt (Mai 1457) einen neuen Kurverein und bestimmten, der Kaiser solle seinen bleibenden Sitz im Reiche nehmen und das Gerichtswesen ordnen. Zur Ausführung kam Nichts und die Beschwerden der deutschen Nation blieben unbeachtet vom Kaiser und Papst, denn die Fürsten waren uneins und Jeder sorgte nur zunächst für sich und Piccolomini kannte und nährte diese Uneinigkeit und genoß dabei aus Deutschland alljährlich von den verschiedenen ihm übertragenen Pfründen einige Tausend Goldgulden. Im Jahre 1456, 24. Dez., wurde er Kardinal und am 20. Aug. 1458 endlich Papst und nannte sich Pius II.

Der Kaiser dagegen war in seinem Streben minder glücklich, denn als nach dem frühen Tode seines ehemaligen Mündels, des geliebten und unvermählten Königs Ladislaus, Böhmen und Ungarn wieder erledigt waren, 1457, 23. Nov., und er sich eifrig um die Nachfolge bewarb, wählten die Ungarn den Sohn des tapferen Hunyad — Matthias —, die Böhmen aber den Georg Podiebrad zu ihrem Könige. Und jetzt mußte er auch noch die Vorwürfe seines Schützlings, des neuen Papstes, erdulden. Denn als dieser eine neue allgemeine Versammlung wegen eines Kreuzzuges nach Mantua berief und Friedrich nicht dabei erschien, schrieb ihm Pius: Wie kannst du Schirmvogt der christlichen Kirche heißen, da du nicht allein die Kirche verlässest, sondern auch die christliche Religion und den Glauben vernachlässigest? Kannst du nicht selbst kommen, so schicke doch wenigstens Gesandte von größerem Ansehen und laß die Kirche Gottes nicht aus Verstellung oder Geiz untergehen. Friedrich schickte darauf Gesandte, aber vergebens ermunterte Pius die Anwesenden zu einem Kreuzzuge; man erneuerte zwar die frühere Zusage des deutschen Reiches, den Ungarn eine ansehnliche Hülfe zu senden, doch sollte auch darüber erst auf künftigen Reichstagen entschieden werden.

Fehden in Deutschland.

Die Hoffnung auf eine entscheidende That durch einen Reichstag war bisher immer getäuscht worden und deshalb der Spott über die Stände: „Sie kommen stets zusammen, aber nie überein“ gerechtfertigt. Jeder der Reichsstände trachtete zunächst nach seinem Vortheile, unbekümmert um das Ganze und suchte nur seine Macht auf alle Weise zu vergrößern, und durch ganz Deutschland ging beinahe fortwährend der Sturm der Fehden, und der Veranlassungen zum Streit gab es gar viele.

Mit dem Tode Friedrich's des Streitbaren von Sachsen, des heftigsten Vorkämpfers gegen die Hussiten, kam verderblicher Zwist über das Land: Friedrich der Sanftmüthige erhielt als der Aeltere des Hauses die Kurwürde, aber sein jüngerer Bruder Wilhelm war mit seinem Antheile unzufrieden und mit dem Tode Friedrich's des Einfältigen von Thüringen, 1445, begann zwischen ihnen der Bruderkrieg, genährt von habsüchtigen Rathgebern und den hülfeleistenden, stets fehdbegierigen Adeligen; das ganze Land wurde grauenhaft verwüstet, bis die Brüder endlich müde und reuig Frieden schlossen und die Eroberungen einander zurück gaben. Darüber aber waren ihre Kriegsgenossen unzufrieden, weil auch sie ihre Beute verloren und Kunz von Kaufungen, früher Schloßvogt auf Altenburg, schwur dem sanftmüthigen Kurfürsten Rache, bestach einen Küchenjungen, daß er ihm das Schloß öffne und raubte in der Nacht, 7. Juli 1455, da der Kurfürst in Leipzig, die Hofdiener aber beim Schmause waren, die beiden fürstlichen Kinder Ernst und Albrecht, eilte mit letzterem auf unwegsamen Steigen gegen Böhmen, während seine Gesellen mit Ernst nach Franken trachteten. Allein Kunz wurde unterwegs von Köhlern, welche der junge Fürst zu seiner Befreiung anrief, gefangen und hingerichtet, worauf die Anderen, nachdem man sie ihres Lebens versichert hatte, den jüngeren auslieferten.

In Süddeutschland dauerte der nie geendete und nur zuweilen schlummernde Streit zwischen den Fürsten und Städten fort. Albrecht von Hohenzollern, genannt der deutsche Ulysses, bedrängte die freie Stadt Nürnberg und nur mit Mühe erwehrte sie sich seiner Angriffe und rettete ihre Selbstständigkeit; größere Gefahr drohte der Stadt Donauwörth, welche, als vor unlanger Zeit noch zu Bayern gehörend, von dem Herzoge Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut angegriffen und bezwungen wurde. Aber der Kaiser bot, die Kräftigung des Wittelsbachi'schen Geschlechtes fürchtend, die Reichsstände gegen Ludwig auf und alsobald stellte sich an die Spitze des Heeres jener Albrecht, früher Ludwigs Kampfgenosse, und von allen Seiten angegriffen, mußte dieser Donauwörth wieder aufgeben. Im Unwillen darüber verbündete er sich mit dem Erzherzoge Albrecht, dem mit seinem

Länderantheile unzufriedenen Bruder des Kaisers, und mit seinem Vetter, dem Rheinpfalzgrafen Friedrich, später der Siegreiche genannt.

Als dessen Bruder Ludwig der Sanftmüthige, der Enkel des Kaisers Rupert, sterbend (1449) ihm die Vormundschaft über sein kaum einjähriges Söhnlein Philipp übertrug, da übernahm Friedrich im J. 1451 mit Beistimmung der Wittwe und der Edlen des Landes selbst die Kurwürde und Regierung ganz, um desto kräftiger den Feinden des Wittelsbach'schen Hauses ringsumher zu widerstehen, gelobte jedoch, seinen Neffen an Kindesstatt anzunehmen und ihm so Würde und Ehre zu wahren. Aber darüber zürnte der Kaiser, bald war auch der Papst gegen den Pfalzgrafen. Denn der im J. 1459 erwählte Erzbischof von Mainz, Diether Graf von Isenburg, klagte auf einer Versammlung zu Nürnberg: der Papst verlange von ihm für die Bestätigung über zwanzig Tausend Goldgulden und dazu noch das eidliche Versprechen, daß er binnen Jahresfrist nach Rom komme und Vorschrift nehme, wie er sich fortan verhalten solle. Dieselbe aber bestehe darin, er solle den zehnten, zwanzigsten und dreißigsten Pfennig bewilligen, der dem deutschen Reiche als Türkensteuer auferlegt wäre, auch solle er ohne des Papstes Gutheißen weder einen Kurfürstentag ausschreiben, noch die Geistlichkeit seines Sprengels zusammenrufen, auch keine allgemeine Kirchenversammlung mehr gestatten; überdies solle er vom römischen Gerichtshof auf den Antrag einiger Bankhalter excommunicirt werden, weil ihnen die von seinen Gesandten zur Bezahlung des Palliums aufgenommenen Gelder nicht zurückerstattet wären. Dieses klage er den Kurfürsten und berufe sich für seine Person auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg, der Bischof Johann von Würzburg und Diether traten dieser Berufung bei und sie gelobten einander, einmüthig in dieser Sache zu stehen, berichteten nach Rom und mahnten den Papst, er solle innehalten mit der Einsammlung der Türkensteuer, die mantuanische Bulle oder das Verbot der Berufung an ein allgemeines Concil aufheben, die Annaten-Zahlung nach den Beschlüssen des Baseler Concils bemessen, eine allgemeine Kirchenversammlung berufen und den Kurfürsten von Mainz nicht weiter bedrängen. Darauf versprachen sich die Kurfürsten gegenseitigen Beistand, wenn ihrer Einen der Bann träfe und luden den Kaiser und alle Kurfürsten zum gemeinsamen Berathen und Handeln auf den 31. Mai 1461 nach Nürnberg ein.

Aber Kaiser und Papst erließen dagegen Abmahnungsschreiben; auf einer Versammlung zu Mainz erschienen zwei päpstliche Abgesandte, welche Uneinigkeit zwischen den Versammelten säeten und es insbesondere dem Kurfürsten Diether übel vermerkten, daß auch der vom Papst gehaßte Gregor von Heimburg, der Rath des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, zugegen war. Durch schlaues Unterhandeln bewogen sie Diether, auf ein allgemeines Concil zu verzichten,

wogegen ihm die Annatensumme sollte ermäßigt werden. Der Papst wich jedoch nicht von seiner Forderung und verlangte unbedingten Gehorsam, und als Friedrich und Diether der Forderung nicht achteten, sprach er den Bann über den Erzbischof und ließ den Grafen Adolf II. von Nassau erwählen, worauf der Kaiser alle ihm ergebenen Stände aufbot, diesem zur Einnahme des Erzstiftes zu verhelfen. Um so fester schloß sich Diether an den Kurfürsten Friedrich, da er nur mit dessen Beistand sich gegen den Papst und Adolf von Nassau zu behaupten hoffte und verpfändete ihm die zum Erzbisthum Mainz gehörige Bergstraße, um den Krieg mit dem dafür erhaltenen Gelde desto nachdrücklicher zu führen. Der Papst aber gebot dem Friedrich, die Bergstraße herauszugeben und verhängte auf dessen Weigerung den Bann auch über ihn, und der Kaiser erweckte ihm überall her Feinde und es erhoben sich Albrecht von Brandenburg, Ulrich von Würtemberg und der Markgraf Karl von Baden gegen ihn für Adolf von Nassau, sie brachen in die Pfalz ein, verwüsteten muthwillig das schöne Gebiet und dachten den Pfalzgrafen ganz zu vertreiben und das Land unter sich zu theilen. Friedrich überfiel jedoch am 30. Juni 1462 die Feinde zwischen dem Rhein und Neckar bei Seckenheim und eingekeilt zwischen den Flüssen und dem pfälzischen Heere und erschreckt von dem furchtbaren in ihre Reihen einstürmenden Rächer, ergaben sie sich. Der Sieger ließ die gefangenen Fürsten nach Heidelberg bringen, da bewirthete er sie, wie die Sage erzählt, prächtig auf dem Schlosse, doch ohne Brot und als sie sich deshalb beklagten, führte er sie an das offene Fenster und zeigte ihnen die schändlich von ihnen verderbten Fluren.

Was der Gewalt nicht gelang, erreichte die List. Am 28. Oktober desselben Jahres wollten die Fürsten in Mainz wegen der schwebenden Angelegenheit friedlich berathen. Da verabredeten Adolf von Nassau und Ludwig von Veldenz mit Beistimmung einiger Bürger, die Fürsten in der Nacht nach ihrer Ankunft zu überfallen. Also geschah es; dem Diether aber gelang es, über die Stadtmauer zu entkommen, Friedrich war noch unterwegs. Furchtbar wüthete der Kampf in der Stadt gegen die Verräther; aber Adolf behauptete sich, überließ die Stadt seinen Söldnern, welche alle erdenklichen Gräuel verübten, verfügte willkürlich über das Eigenthum der Bürger, verbannte deren viele und nahm der Stadt ihre Reichsunmittelbarkeit und Freiheiten, und machte sie zu seiner unterthänigen Stadt.

Damals zerstreuten sich die Genossen des Geheimnisses des Buchdruckes und verbreiteten die Kunst über ganz Europa.

Während der Kaiser den Krieg am Rhein nährte, erhob sich sein eigener Bruder, der Erzherzog Albrecht und die Stadt Wien unter der Anführung des Bürgermeisters Holzinger gegen ihn. Der in seiner Burg Belagerte bat den in Regensburg versammelten Reichstag um Hülfe. Man versprach sie, zögerte aber wie immer. Da vermittelte der König Georg von Böhmen zwischen

den feindlichen Brüdern und mit dem Tode Albrecht's (2. Dezember 1463) ward Friede in Oesterreich. Schon vorher versöhnte sich der Kaiser und der Markgraf Albrecht mit Ludwig von Niederbayern, der Pfalzgraf Friedrich aber blieb seinem Freunde Diether treuthätig ergeben und der Krieg um den Besitz des Erzbisthums Mainz dauerte fort, um so mehr, als Rupert, der Bruder des Pfalzgrafen, zum Erzbischofe von Köln erwählt war und der Papst ihm die Bestätigung versagte.

Doch gelang es dem Rupert, einen Waffenstillstand wegen der Mainzer Angelegenheit zu vermitteln, während dessen wieder die List ihr Werk trieb. Diether erhielt in einem wie von Friedrich dem Pfalzgrafen kommenden Schreiben eine dringende Mahnung, er möge sich mit seinem Gegner vergleichen, und Diether, welcher sich nun von seinem mächtigsten Freunde verlassen glaubte, schloß wirklich einen Vertrag mit Adolf von Nassau, verzichtete auf die erzbischöfliche Würde, erhielt dagegen die Einkünfte einiger Aemter und Städte und die Befreiung von allen Nachforderungen der Römischen Kammer und Wechsler. Als Friedrich den Betrug erfuhr, ließ er in Frankfurt öffentlich dreimal ausrufen, daß der in seinem Namen geschriebene Brief gefälscht sei. Der Vertrag blieb jedoch fest, der Papst war damit wohl zufrieden, Adolf suchte Friedrich's Freundschaft, half ihn vom Banne lösen und stellte eine neue Verschreibung über die Bergstraße aus.

Zwar der Kaiser blieb dem Pfalzgrafen feindlich gesinnt, obgleich der indessen volljährig gewordene Pfalzgraf Philipp selbst öffentlich das bisherige Walten seines Oheims und die Fortführung der Kurwürde billigte; der Papst aber versöhnte sich dem tapferen Pfalzgrafen und bestätigte dessen Bruder. Pius mußte wohl mit Schmerz an sich selbst erkennen, die Herrlichkeit des Papstthums könne der Wucht der Ereignisse nicht mehr widerstehen. Wagte es doch schon der Erzherzog Sigismund, den von ihm eingesetzten Bischof von Brixen, Nikolaus von Cusa, wegen seiner Gelderpressungen zu vertreiben, und als Pius den Bann über den Erzherzog und dessen Räthe verhängte, zumeist um den edlen Heimburg zu strafen, dessen Aechtung als eines Ketzers und Majestätsverbrechers er den Nürnbergern befahl und die Schweizer gegen den Erzherzog aufbot: da berief sich Heimburg im Namen des Erzherzogs auf die Entscheidung einer künftigen Kirchenversammlung und schmähte in offenen Schreiben über die Gesinnungslosigkeit des Papstes. Darauf entgegnete Pius: er habe früher geirrt und erkläre nun, daß nur der Papst ein Concil berufen und auflösen könne, der Satz aber, „das Concil stehe über dem Papste", sei eine Ketzerei. Und um die Beschlüsse des Baseler Concils zu vernichten, wollte er den Böhmen sogar den Gebrauch des Kelches wieder entziehen und den König Georg nach Rom vorladen, und er ließ sich von der Ausführung nur durch die Warnungen des Kaisers und des Herzogs Ludwig von Bayern

abhalten. Dann aber bot er Alles auf, einen Kreuzzug zu veranlassen, ließ deswegen überall predigen und gegen Ablaßertheilung Gelder sammeln, sendete davon dem Könige Matthias von Ungarn zur Unterhaltung der Kriegsschaaren, ja, er wollte sogar, weil Könige und Fürsten zu dem heiligen Kampfe säumig waren, selbst an der Spitze des Kreuzheeres ausziehen.

Darauf sammelte sich wirklich in Italien eine große Menge armen Volkes aus Deutschland, Frankreich und Spanien, mehr nach Beute als nach Streit begierig, und Pius trachtete die zuchtlosen Schaaren sobald als möglich wieder heimzuschicken, und getäuscht in allen seinen Hoffnungen starb er den 15. August 1464.

Eben so vergeblich bemühte sich sein Nachfolger Paul II. für einen Kreuzzug, die deutschen Fürsten verlangten vielmehr nach einem dauernden Landfrieden, und als der König Georg von Böhmen mit ganzer Macht gegen die Türken zu ziehen versprach, wies der päpstliche Gesandte dies Anerbieten als das eines Kelchners und Ketzers zurück. Zu ihm hatte sich Heimburg geflüchtet, als Pius den Bischof von Würzburg gegen ihn aufregte. Der König schützte ihn und nun wurde wirklich die Bannbulle gegen ihn selbst verbreitet, der Kaiser hoffte ihn zu verdrängen und Böhmen endlich zu erhalten und er ließ, da die deutschen Fürsten diesem Kriege abgeneigt waren, in Oesterreich das Kreuz gegen den Gebannten predigen und wußte dann selbst den König Matthias von Ungarn, den eigenen Schwiegersohn des Königs Georg, gegen diesen aufzuregen und machte, gleichsam einem Gelübde zufolge, in der That aber deshalb eine Reise nach Rom, damit sein Sohn Maximilian vom Papste als König von Böhmen und Ungarn anerkannt würde. Dazu ließ sich der Papst nicht bewegen, Matthias blieb zwar gegen seinen Schwiegervater zweideutig gesinnt, aber der Böhmen-König behauptete sich gegen alle seine Feinde bis zu seinem Tode auf dem Throne. Dann verließ Heimburg Böhmen und begab sich nach Dresden, wo er Ruhe im Tode fand, nachdem er kurz vorher durch den Bischof von Meißen mit der Kirche ausgesöhnt war, 1472.

Während diese und noch andere Fehden Deutschland zerrütteten, konnten die Türken unter schrecklicher Verheerung in die Grenzländer des deutschen Reiches einbrechen und Tausende gefangener Christen fortschleppen, 1469. Der Kaiser aber lag astrologischen Träumereien ob, wollte die Kunst des Goldmachens entdecken und ward erst aufgeregt, als die Türken in sein Jagdgebiet einfielen: da berief er einen Reichstag und machte sich selbst nach Regensburg auf, wo er acht Tage lang von der Reise ausruhte und doch während der Eröffnungsrede einschlief. Man kam zwar bald zu dem Beschlusse, dem Kaiser zehn Tausend Mann als Grenzwächter zu senden, aber als man zu deren Werbung und Ausrüstung eine allgemeine Steuer — den gemeinen zehnten Pfennig — vorschlug, da däuchte dies den Abgeordneten der Städte zu viel, sie müßten darüber erst

die Gemeine hören. So ward die Entscheidung verzögert, dann glaubten sich auch die Herren und Grafen überschätzt, sie wären bereit, in Person auszuziehen, aber nicht mit Geld zu dienen. Auch drei folgende Reichstage brachten keine Entscheidung, zumeist wegen des Widerstandes der Städte, die Reichsgewalt war ohnmächtig und konnte Nichts durchsetzen, nicht blos der Türkenzug unterblieb, sondern nicht einmal die Grenzen Deutschlands wurden geschützt. Und ohngeachtet der Kaiser seine Erbländer gegen den von Osten andringenden Feind nicht genugsam wahren konnte, dachte er doch an neue Erwerbungen im Westen, die leicht zu erringen und gesicherter schienen.

Das Erbe von Burgund.

Die drei größten Lehen des alten burgundisch-arelatischen Reiches waren allmälig in den Besitz der französischen Könige gekommen; der König Johann aber gab sie seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen und es entstand auf diese Weise das neue burgundische Reich, dem Namen nach ein Lehen vom deutschen Reiche und von Frankreich, in der That aber ganz unabhängig, und Jeder der folgenden Herzoge strebte sein Gebiet insbesondere auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, wozu sich häufig Gelegenheit fand.

Denn die Nachkommen Margarethen's, der Gemahlin Ludwig's des Bayern, welche von ihrem Bruder Wilhelm Holland, Seeland, Henegau und Friesland geerbt hatte, waren auch dort wie in Bayern in Zwist mit einander, Parteien bildeten sich und brachen die fürstliche Macht, und als endlich das ganze Erbe an die Fürstin Jacobäa fiel, wurde sie von Feinden und treulosen Freunden in beständige Kriege verstrickt, und mußte schon bei Lebzeiten ihre Länder an den Herzog Philipp von Burgund abtreten, 1433. Nach wenigen Jahren brachte dieser beinahe ganz Burgund an sich, so daß er mit Ausnahme weniger Hochstifte alle gegen die Nordsee gelegenen Länder unter sich vereinigte und man konnte leicht ermessen, daß unter diesem mächtigen Fürstengeschlechte alle die großen und kleinen Städte ihre Freiheiten und Vorrechte verlieren und sich ein mächtiges Reich zwischen Deutschland und Frankreich bilden würde, wenn es anders gelang, die verschiedenartig regierten und eingerichteten Provinzen zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Die Macht des Herzogs Philipp wuchs, indem er die widerstrebenden Städte mit Waffengewalt unterwarf und die anderen durch Furcht in bescheidener Ausübung ihrer alten Vorrechte hielt, und klug sie niemals zum Aeußersten oder mehrere mit einander zum gemeinsamen Kampfe trieb, und er wegen seiner Milde gegen

die bezwungenen Städte sogar den Beinamen des Gütigen erhielt. Unter ihm wurde eine vorher nie gekannte Pracht, aber auch eine immer größere Sittenlosigkeit herrschend; als Sinnbild des Lebensbornes seiner Länder — des Handels und der dadurch erworbenen Schätze — stiftete er 1430 den Orden des goldenen Vließes, lange Zeit des berühmtesten und geschätztesten in Europa; unter ihm blühte auch Wissenschaft und Kunst, insbesondere die Malerei durch die Brüder Johann und Hubert van Eyck, gepriesen als die Erfinder der Oelmalerei, welche den tapetenartigen Hintergrund aufgaben, und in der Darstellung menschlicher Gestalten, Landschaften und Bauwerke eine große Mannigfaltigkeit, Kraft und Ausdruck zeigten.

Philipp hinterließ bei seinem Tode 1467, 14. Juni, seinem einzigen Sohne Karl dem Kühnen ein reiches, befriedetes Land und einen großen Schatz, und dieser dachte nun nach seiner Vermählung mit einer Schwester des Königs von England sein Land zu einem Königreiche zu erheben, wie er seinen Hof schon wahrhaft königlich eingerichtet hatte. Sechs Herzoge, zwölf Fürsten, viele Grafen und Edle bildeten sein Gefolge; außer denselben standen im eigentlichen Sold und Dienste viele Fürsten, Grafen und Ritter, ein Oberhofmarschall mit fünf Marschällen, sechszehn Kammerjunkern, sechs Leibärzten und vierzehn Kammerdienern. Früh abgehärtet in mancherlei Fehden im eigenen Lande und im Kriege gegen den listigen König Frankreichs, Ludwig XI. und ehrgeizig ohne Maßen, strebte er nach Vergrößerung seiner Macht. Als ihm der Erzherzog Sigismund im Haß gegen die siegreichen Schweizer das am Rhein gelegene Vorderösterreich um 50 000 Gulden verpfänden wollte, in der Hoffnung, der Stolz derselben werde durch den kühnen Fürsten zum Vortheile Habsburgs gebrochen werden, gab Karl im Jahre 1469 mit Freuden die verlangte Summe und begann alsbald in den verpfändeten Landen wie in seinem vollen Eigenthum zu schalten, überzeugt, der Herzog könne das Pfand nicht mehr einlösen. Er setzte Peter von Hagenbach als Statthalter ein, der nahm seinen Sitz in Breisach und mit ihm kam Jammer und Elend: denn was nur je ein Tyrann im Alterthum übte, das übte dieser Mann, der sogar in der Kirche während des Gottesdienstes den gräßlichsten Muthwillen trieb. Vergebens waren alle Klagen über ihn bei dem stolzen Herzog; Karl äußerte sogar einmal: Hagenbach thut den verdammten Deutschen schon recht, man muß sie in guter Zucht halten.

Bald darauf erwarb Karl auch noch die im deutschen Reichsverbande stehenden Landschaften Geldern und Zütphen und begehrte vom Kaiser Friedrich die Belehnung, welche ihm dieser zugleich mit dem Königstitel bei einer persönlichen Zusammenkunft in Trier zu gewähren versprach, unter der Bedingung, daß Karl seine einzige schöne Tochter Maria mit Maximilian, Friedrich's Sohne, vermähle. Die Zusage geschah; Karl erschien (29. September 1473) mit Gemahlin und Tochter im blendenden Schmucke, der stets geld-

bedürftige Kaiser dagegen mit seinem Sohn und Gefolge einfach, fast ärmlich. Die Unterhandlungen begannen, der ritterliche Maximilian gefiel der reichen Erbtochter, die Verlobungsringe wurden gewechselt; aber die Väter näherten sich einander nicht, weil Keiner dem Anderen traute und die Verhandlungen gewannen ein schlimmes Ende durch die List des Königs von Frankreich.

Denn dieser, eifersüchtig auf die wachsende Macht Habsburgs und begierig, das reiche Erbe Karl's mit oder ohne dessen Tochter an sich zu bringen, wußte den mißtrauischen Kaiser einzuschüchtern, als werde Karl nach der Krönung sich selbst gegen den Kaiser erheben, und Friedrich verließ eilig ohne Abschied Trier. Mit tiefem Groll im Herzen besuchte Karl darauf die ihm verpfändeten Länder, und gerüstet zu Schutz und Trutz, als wollte er durch seine Machtentfaltung Ehrfurcht und Schrecken einflößen, kam er mit viertausend Pickenträgern, zweihundertfünfzig Wagen und vielem Geschütz, voran zog ihm Hagenbach mit fünfzehnhundert Lanzknechten, welche überall den frechsten Muthwillen übten. In der Stadt Breisach folgten Feste auf Feste, in des Herzogs Nähe verstummte jede Klage und nach seinem Abzuge wüthete der Statthalter nur noch schrecklicher und ließ auch Kaufleute aus der Schweiz hinterlistig fangen, berauben und hinrichten.

Da erbarmten sich Basel, Kolmar, Schlettstadt und Straßburg der gedrückten Schwesterstädte und wollten die Pfandsumme zahlen; allein Karl weigerte sich, die Aufkündigung anzunehmen und gebot dem Hagenbach, das Land zu behaupten. Auf dieses verbündeten sich die elsässischen Stände mit den Schweizern gegen den burgundischen Landvogt; er wurde von den Bürgern Breisachs überfallen und, im offenen Gerichte aller seiner Schandthaten überführt und geständig, enthauptet. Als Karl, der in den Niederlanden sich zum Krieg gegen Frankreich rüstete, dieses erfuhr, gelobte er mit einem Schwur, sich zu rächen oder das Leben zu lassen. Aber Frankreich schloß gegen ihn ein Bündniß mit den Schweizern, die nun auf das Ansuchen des Erzherzogs Sigismund sogar eine ewige Richtung mit Oesterreich eingingen; dann trat auch der junge Herzog Renatus von Lothringen in ihr Bündniß. Zunächst aber wurde Karl in einen anderen Krieg verwickelt.

Der Pfalzgraf, Erzbischof Rupert, war mit seinem Domkapitel und der Stadt Köln in heftigen Zwist gerathen, vom Papste abgesetzt und der Landgraf Hermann von Hessen zum Verwalter des Stiftes ernannt worden. Rupert wandte sich um Hülfe an Karl von Burgund, der sogleich, Rache am Kaiser und Reich suchend, herbeieilte und das Städtchen Neuß belagerte. Köln aber rief den Kaiser an, der ein allgemeines Aufgebot erließ, mit Frankreich sich verbündete, die Schweizer in Hochburgund einzufallen ermunterte und selbst mit einem trefflichen Reichsheere zum Entsatze von Neuß heranrückte, welches Hermann von Hessen gegen die wiederholten Stürme Karl's

tapfer und glücklich vertheidigte. Schon erwarteten jetzt die Deutschen Schlacht und gewissen Sieg, da unterredete sich der Kaiser mit Karl, darauf ward Waffenstillstand, dann Friede, in welchem der Schweizer, der Bundesgenossen Oesterreichs, nicht ausdrücklich gedacht war, das deutsche Heer ging unwillig auseinander: der Kaiser hatte insgeheim für sein Haus gesorgt und die Schweizer der Rache des Herzogs preisgegeben, mit dem er ein ewiges Bündniß einging. Auch Frankreich schloß mit Karl Waffenstillstand. Die Schweizer, verlassen von ihren beiden mächtigen Bundesgenossen, welchen die Demüthigung der freien Bauern willkommen war, vertrauten Gott, ihrem Recht und ihrem Arm.

Karl überfiel das ihm zunächst gelegene Lothringen, vertrieb den Herzog Renatus und wendete sich dann gegen die Schweizer, die er bei Granson angriff, 2. März 1476, die Festung zur Uebergabe brachte und mit grausamem Spotte die Besatzung hängen oder ertränken ließ. Als aber die Verbündeten heranzogen und das Horn von Uri und Unterwalden ertönte, überfiel Schrecken sein Heer und riß in wilder Flucht auch ihn mit fort. Sein ganzes reiches Lager fiel in die Hände der Sieger. Um die Schmach zu rächen, berief Karl eilig neue Söldner überall her, ließ Tag und Nacht Geschütze gießen, nahm dazu die Hälfte alles ehernen Geschirres in seinem Lande und zog nach wenigen Monaten wieder gegen die Schweizer. Diesen kamen ihre Bundesgenossen mit dem Erzherzoge Sigismund und dem Herzoge Renatus zur Hülfe; am 22. Juni fielen sie den Herrn Burgunds von allen Seiten an, brachten Verwirrung in seine Reihen und stumm und bleich, wie vom Gerichte Gottes erschreckt, entfloh Karl mit wenigen Begleitern. Beinahe sein ganzes Heer lag todt auf dem Wahlplatz, die Knochen und Schädel der Erschlagenen wurden nachmals in ein Beinhaus gesammelt mit der Aufschrift: Dies hinterließ das große Heer Karl's von Burgund.

Ueber dieses Unglück fiel der Herzog beinahe in Wahnsinn und achtete in seiner Rachgier nicht auf die Vermittelungsvorschläge des Papstes und Kaisers und wollte dem „Jungen" von Lothringen durchaus keinen Frieden gewähren. Da bemächtigte sich Renatus mit einer Schaar Freiwilliger aus Deutschland schnell eines Theiles seiner Länder wieder, selbst der Hauptstadt Nancy, und als Karl mitten im Winter heranstürmte, 5. Januar 1477, ward er während der Schlacht treulos von dem Grafen Campobasso verlassen, das entmuthigte Heer floh, Karl brach mit seinem Rosse in einen leicht gefrornen Sumpf ein und wurde von einem Schweizer, der ihn nicht kannte, erschlagen.

Die Eidgenossen kehrten zurück, Burgund wollte in ihren Bund treten und Bern sprach für die Aufnahme, damit Jura und Vogesen eine starke natürliche Mauer gegen Frankreich bildeten; aber die kleinen Kantone widerriethen, aus Furcht, durch die Vergrößerung des Bundes in neue Kriege verwickelt zu werden, und Burgund

ward seinem Schicksale überlassen. Dieses benutzte schnell der König von Frankreich, er besetzte Hochburgund, nahm Schweizer in seinen Sold und bemächtigte sich auch mehrerer niederländischer Städte, während hier die Stände die Regierung an sich rissen und von der Regentschaft ihrer jungen Fürstin viele Vorrechte ertrotzten. Der schlaue König Ludwig warb sogar um Maria für seinen siebenjährigen Sohn, und Land und Fürstin schien die sichere Beute Frankreichs zu werden. Da bot der Kaiser alle seine Freunde auf, schickte Gesandte an Maria, erinnerte sie ihres früher gegebenen Wortes und sie erklärte darauf trotz aller Drohungen französischer Unterhändler und treuloser Diener ihr Wort für bindend und vermählte sich am 19. August 1477 mit Maximilian.

Mit Hülfe der Schweizer und der treugebliebenen Provinzen gelang es diesem, den König von Frankreich aus Hochburgund zu verdrängen, viel anderes Gebiet aber blieb in dessen Gewalt und von da an beginnt die lange Reihe der Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich, in welche Deutschland mit verwickelt wurde. Burgund war die Wiege dieser immer lebendigen Eifersucht; Burgund, in der Gewalt Frankreichs, reizte dieses, weiter und weiter von deutschen Ländern zu erwerben.

Erwerbungen der Habsburger.

Während dieses jenseits des Rheines vorging, kam der Kaiser in große Gefahr durch seinen bisherigen Bundesgenossen, den König Matthias von Ungarn, welchen er nach Georg Podiebrad's Tode gegen das gegebene Wort nicht mit Böhmen belehnte, sondern den Ladislaus, den von den Böhmen gewählten Sohn des Königs Kasimir von Polen. Darüber erzürnt, fiel Matthias in Oesterreich ein und der Kaiser erkaufte den Frieden und die Herausgabe seines Landes um hunderttausend Gulden. Als zu derselben Zeit der König Ludwig XI. den Waffenstillstand in den Niederlanden brach, bot Friedrich die Reichshülfe gegen ihn auf, die Franzosen wichen zurück und der kranke König hielt für jetzt Frieden. Aber von Osten her drangen die Türken über Steiermark, Kärnthen und Krain bis in das Gebiet von Salzburg ein, und weil die Städte widersprachen, erhielt der Kaiser keine Hülfe vom Reich; erst als ihn auch Matthias wieder bedrängte und er in Gefahr gerieth, durch Türken und Ungarn sein Erbland zu verlieren, zeigten sich zwar die Fürsten zum Beistande geneigt, aber die Städte zögerten wieder und es wurde auf den Reichstagen nichts entschieden; da suchte und gewann er die Hülfe einzelner Fürsten und Städte und hielt die Ungarn ab, bis

im Jahre 1485 Matthias so unerwartet und mit solcher Macht in Oesterreich einbrach, daß sich ihm selbst Wien ergab und der Kaiser, bis Linz verfolgt, nach Tyrol zum Erzherzog Sigismund flüchtete, dem er seine Tochter und seine Kostbarkeiten übergab und Hülfe suchend im Reiche umherzog und von der Gastfreundschaft lebte.

Indessen wurde auch sein Sohn Maximilian schwer heimgesucht: seine Gemahlin, eine verwegene Reiterin, stürzte auf der Falkenjagd und starb (25. März 1482) und hinterließ zwei Kinder: Philipp und Margaretha; Jener war der Erbe ihrer Länder, Maximilian der natürliche Vormund. Aber der König von Frankreich gewann schnell einige Städte gegen Maximilian, die Stände Flanderns bemächtigten sich seines Sohnes, setzten diesem Vormünder, schlossen den Vater von der Regierung aus, verbündeten sich sogar mit Ludwig und wollten Margaretha mit seinem Sohne Karl vermählen; als Heirathsgut sollte er die Grafschaften Burgund mit Artois und anderen Herrschaften erhalten, und Margaretha wurde sogleich nach Frankreich gebracht, um dort für den Dauphin erzogen zu werden. Maximilian mußte es geschehen lassen, wendete aber dann all seine Macht gegen Flandern, zwang es, ihm seinen Sohn auszuliefern und ihn als Vormund und Regenten anzuerkennen, wogegen er ihnen ihre alten Freiheiten bestätigte.

Als der Kaiser wie ein Flüchtling im Reiche umherzog, suchte er endlich für dessen Wohlfahrt zu sorgen, zunächst die Nachfolge seinem Sohne zu sichern, und für Beides wirkte der schwäbische Graf Hug von Werdenberg erfolgreich, und Maximilian wurde trotz der Umtriebe Frankreichs von den Kurfürsten einstimmig zum römischen König oder Nachfolger im Reich gewählt, 16. Februar 1486, und der darüber zu Thränen gerührte Kaiser wollte nun einen dauernden Landfrieden und ein oberstes Kammer- oder Reichsgericht einrichten. Da er aber während dieser Verhandlungen eine Reichshülfe von mehr als dreißigtausend Mann begehrte, begannen die Städte ihre alten Klagen, die ihm endlich gewährte Hülfe war nur gering, und so blieb Oesterreich in der Gewalt des Königs von Ungarn. Zu einem Türkenkriege wollte Niemand steuern, und den inneren Frieden zu erhalten, war kein Reichsstand mächtig genug; ein oberster Gerichtshof wurde nirgends anerkannt.

Damals suchte sich das lang entzweite Geschlecht der Wittelsbacher in Bayern, wo nur noch die Linien von München und Landshut blüheten, wieder zu kräftigen, der Herzog Ludwig der Reiche von Landshut wollte seine Landeshoheit in Schwaben ausbreiten, dem Herzoge Albrecht von München übergab sich die rings von seinem Gebiete umschlossene freie Reichsstadt Regensburg, die alte Hauptstadt Bayerns, ihm wurde von dem kinderlosen und geldbedürftigen Erzherzoge Sigismund von Tyrol die Reichslandvogtei Schwaben abgetreten, und ihm und seinem Vetter in Niederbayern die österreichischen Vorlande verpfändet. Dann vermählte sich

Albrecht mit Kunigunde, der in Innsbruck zurückgelassenen Tochter des Kaisers, gegen dessen Willen, und soll von Sigismund als Mitgift die Anwartschaft auf Tyrol erhalten haben.

Ueber all dieses zürnte der Kaiser heftig, sein Geschlecht hatte von jeher eifersüchtig die Wittelsbacher beobachtet und deren Bruderzwist genährt, jetzt bot er den schwäbischen Bund gegen Bayern auf, reiste selbst nach Innsbruck und vermochte seinen Vetter, die Pfandschaft einzulösen und sein Versprechen zu widerrufen. Der Graf von Werdenberg vereinigte unter dem Namen Georgen-Schild beinahe alle Stände Schwabens — Grafen, Prälaten, Ritter, Herren und Freie, und zweiundzwanzig Reichsstädte, welchen sich auch der Graf Eberhard von Würtemberg und der Erzherzog Sigismund anschlossen, — zum Kampfe gegen Albrecht von Oberbayern, der an dem Adel seines Landes selbst einen heftigen Gegner hatte. Denn der Herzog behauptete mit Kraft die Untheilbarkeit Oberbayerns gegen die bisher übliche Sitte und die Ansprüche seiner Brüder, welche von den Adeligen unterstützt wurden, weil diese bei der Theilung an mehreren Höfen Würden und Einfluß erwarteten. Darin getäuscht, thaten sie sich als Rittergesellschaften unter dem Namen Löwler, Böckler, Schlegler u. s. w. zusammen, um die sich immer mehr verbreitende Landeshoheit Albrecht's zu brechen und schlossen sich in dieser Absicht jetzt eng an den schwäbischen Bund.

Schon war dieser zum Aufbruch gegen Albrecht bereit, als Nachricht aus den Niederlanden kam, Maximilian werde von den Bürgern in Brügge gefangen gehalten (1488). Da eilte der Kaiser von Innsbruck nach Schwaben und bot den Bund und das Reich zur Befreiung seines Sohnes auf, er selbst zog nach den Niederlanden, verheerte Flandern, und der Papst belegte die Städte Gent, Brügge und Ypern mit dem Banne. Darauf gaben sie zwar den Gefangenen frei, aber nur unter der Bedingung, daß er der Vormundschaft in Flandern entsage, und das fremde Volk — seine Söldner — fortschaffe. Und als der Kaiser diesen Vertrag nicht anerkennen und die meuterischen Städte durch ein Fürstengericht verurtheilen und mit Hülfe des Reiches bestrafen wollte, riefen sie Frankreichs Schutz an, und Gent widerstand so hartnäckig, daß der Kaiser und sein Sohn dem Herzoge Albrecht von Sachsen die Fortführung des Krieges übertrugen, während sie selbst nach Deutschland eilten, um von den Reichsständen eine größere Hülfe zu begehren.

Zwanzigtausend Mann sollten sie zu dem zweifachen Kriege gegen die Ungarn und Niederländer gewähren. Aber die schwäbischen Bundesstädte wollten, in der Hoffnung schnellen und leichten Gewinnes, lieber gegen Bayern ziehen, als in so weite Ferne, sie beriethen sich langsam, und deshalb verglich sich Maximilian, um nicht von ihnen abzuhängen, schnell mit dem Könige Karl VII. von Frankreich und erhielt von diesem Beistand gegen die Flanderer. Dadurch und

durch die anrückenden deutschen Schaaren erschreckt, unterwarfen sie sich dem Maximilian und zahlten große Buße, Oktober 1489.

In Ungarn wurde nach dem Tode des Matthias der König Ladislaus von Böhmen gewählt, 1490, und Maximilian, von den deutschen Ständen in dem deshalb unternommenen Kriege nicht thätig unterstützt, konnte nicht mehr erringen, als die ungewisse Hoffnung, nach dem Tode des Ladislaus und nach dem Aussterben von dessen Mannesstamme zu folgen. Nur den Titel eines Königs von Ungarn mochte er sogleich annehmen.

Gewisser schien ihm der Besitz von Bretagne, des nordwestlich von Frankreich gelegenen Herzogthums, dessen Herzog, Franz II., bisher der treue Bundesgenosse Maximilian's gegen Frankreich gewesen und ihm seine einzige Tochter, Anna, zur Gemahlin bestimmt hatte. Schon war sie dem Stellvertreter Maximilian's angetraut und sollte schon nach Deutschland ziehen, als ihr Vater starb. Und Frankreichs König, der erklärte Schwiegersohn Maximilian's, scheute sich nicht, selbst um die Erbin von Bretagne zu werben, um dieses Land an sich zu bringen, damit Frankreich nicht auch im Westen vom österreichischen Hause bedrängt würde. Er fiel in Bretagne ein, nahm eine Stadt nach der andern, wußte mit List und Gewalt die Engländer, welche den Herzog und seine Tochter mit Rath und That unterstützt hatten, vom Hofe und aus dem Lande zu entfernen, die andern Räthe, von ihm bestochen, mahnten die junge Fürstin, der Nothwendigkeit zu weichen und ihr Heil bei Karl zu suchen. Dieser wollte nur noch den guten Schein retten und ihrem freien Willen Hand und Land verdanken. Wie auf dem Wege nach Deutschland, so war verabredet, lenkte sie unvermuthet nach Langeai in Touraine zu Karl ab, der sich mit ihr vermählte und die Margaretha ihrem Vater Maximilian zurückschickte, aber ihr Heirathsgut behielt. Der Papst billigte die That Karl's.

Um diese nicht blos dem deutschen Kaiser und Könige, sondern der ganzen deutschen Nation zugefügte Schmach zu rächen, beriefen dieselben einen Reichstag, und forderten alle Fürsten zum Beistande auf. Zur Sicherung des Erfolges verbündete sich Maximilian noch inniger mit dem Könige Heinrich VII. von England, und wußte um des inneren Friedens wegen die Herzoge Georg und Albrecht von Bayern zu bewegen, daß Jener die Grafschaft Burgau in Schwaben gegen Zurückgabe des Pfandschillings, und dieser Regensburg und die Verschreibung auf Tyrol zurückstellte und den Rittergesellschaften in seinem Lande Verzeihung gewährte, und so den ihm vom schwäbischen Bunde drohenden Krieg abwendete (15. Mai 1492). Darauf wollte Maximilian den Rachezug gegen Frankreich unternehmen, wozu auf einem Reichstage selbst die Gesandten Englands ermunterten. Dazu war wohl der schwäbische, dem Hause Habsburg ganz ergebene Bund bereit, und er ließ schon vierhundert Reisige nach den Niederlanden aufbrechen; aber die Reichsstände, insbesondere die Städte,

fürchteten Frankreichs Macht, zauderten wie immer, indessen Maximilian mit seinen Söldnern schon den Krieg begann und die Engländer schon Boulogne belagerten.

In dieser Gefahr unterhandelte der schlaue Karl schnell mit dem einen Gegner und erkaufte den Frieden von England; Maximilian, nun wieder auf sich selbst beschränkt, setzte zwar den Krieg fort, gewann aber im Frieden zu Senlis von Frankreich nur die seiner Tochter zur Mitgift bestimmten Grafschaften zurück, 23. Mai 1493.

Im dritten Monate darauf starb Maximilian's Vater, der Kaiser Friedrich III., nachdem er über dreiundfünfzig Jahre dem deutschen Reiche vorgestanden, Nichts für dasselbe gethan, wohl aber für seines Hauses Vergrößerung gesorgt und noch zuletzt durch einen Erbvertrag mit dem Erzherzoge Sigismund die österreichischen Erblande vereinigt, seinen Nachkommen mit Burgund eine nie versiechende Kriegsquelle und die Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn erworben hatte.

Des Deutschherrn-Ordens Niedergang.

Während der unrühmlichen Regierung Friedrich's III. verging die ritterliche Tugend, Macht und Herrschaft des deutschen Ritterordens, nachdem er im vergangenen Jahrhundert zum höchsten Glanze emporgestiegen war und in Ehrfurcht gebietender Stellung den Feinden widerstanden, die sich offen und insgeheim gegen ihn erhoben hatten. Der Sitz des Hochmeisters war von Venedig zuerst nach Marburg, dann in den Mittelpunkt seiner Macht, nach Preußen, verlegt worden, Siegfried von Feuchtwangen schlug zuerst in dem festen Marienburg, 1309, seinen Sitz auf, von wo aus sich deutsche Sitte; Sprache und Kunst weit umher verbreitete. Es entfaltete sich von dort aus allmälig die höchste Blüthe und Kraft des geistlichen Staates nach Innen und Außen. Seine größte Ausdehnung hatte er in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und besaß außer zahlreichen Gütern in Deutschland ganz Liefland, Kurland, Preußen und Pommern, im Ganzen ein Ländergebiet von 150 Meilen längst der Ostsee hin. Aber diese Größe weckte den Haß und Neid der benachbarten polnischen Fürsten, die häufig um geringer Dinge willen Streit an dem Orden suchten, daß er nur im beständigen Kampfe gegen Polen und Litthauen sein errungenes Gebiet behauptete. Mit der wachsenden Menge der deutschen Ansiedler milderte sich allmälig die Rohheit der ursprünglichen Einwohner, Städte stiegen empor, Handel und Verkehr blühten, viele

Küstenstädte traten in den Bund der Hansa, und die Einwohner lebten unter milden Gesetzen beinahe unabhängig, und erwarben großen Reichthum. Als die langen Kriege dann durch lange Waffenruhe unterbrochen wurden, ergaben sich die Ordensritter in Muße dem Wohlleben, das in Schwelgerei ausartete, dann folgten die Laster, und es erhob sich die Empörung gegen die Meister, welche die alte strenge Zucht herstellen wollten, die Unterthanen wurden immer drückender besteuert, um die Mittel zur Befriedigung der gesteigerten Bedürfnisse zu erhalten. Darüber mehrten sich die Feinde des Ordens, während er selbst immer mehr von der alten Einfachheit und Würde wich.

Durch die unglückliche Schlacht bei Tannenberg, 15. Juli 1410, wurde seine Macht von den Polen gebrochen, und er mußte vieles Gebiet abtreten und sich noch anderen lästigen Bedingungen fügen. Im Stillen gährte der Unmuth der Besiegten und wuchs der Stolz der Sieger, von welchen häufig die empörerischen Unterthanen des Ordens unterstützt wurden. Im Jahre 1454 begann ein dreizehn Jahre dauernder hartnäckiger Kampf, zugleich gegen die Städte selbst und gegen die Polen, der für den Orden unglücklich endete. Im Friedensvertrage zu Thorn, 19. Oktober 1466, trat der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen einen großen Theil des Ordenslandes an Polen ab und nahm den kleineren übrigen Theil als Lehen. Der Orden durfte fortan keinen anderen Herrn als den König von Polen erkennen, mußte diesem Vasallentreue leisten und durfte ohne dessen Einwilligung keinen Krieg mehr führen. Die Hälfte der Ordensglieder mußten Polen sein. Mit der Selbstständigkeit war der Glanz des Ordens für immer dahin. Der während jenes Kampfes um Hülfe angerufene Kaiser wollte und konnte nicht helfen. Es bildete sich eine Landschaft, die sich durch einen großen Bund zu schützen suchte. Als der Kaiser sich dagegen erklärte, wendeten sie sich an den König von Polen, und dieser gewährte den Verbündeten die Selbstständigkeit für ihre Provinz und für die ersten Zeiten die Selbstregierung.

Der Städte Macht und Pracht.

Noch war Deutschland zerfallen in eine Menge von Körperschaften, die nicht durch das Band allgemein geltender Gesetze in Beziehung auf Sicherheit, Handel und Kriegswesen zu einem Ganzen zusammengehalten wurden. Es war das Volk unterthan einer Menge größerer und kleinerer Gutsbesitzer, die unter verschiedenen Namen, als Fürsten, Grafen, Ritter und Edle ihr Gebiet

mit fast despotischer Macht beherrschten, und kein Kaiser war mächtig genug, die kleinen Selbstherrscher zu beschränken, die bei drohender Gefahr, obgleich selbst im beständigen Zwist mit einander, sich zur Rettung ihrer Selbstherrlichkeit verbündeten. In ähnlicher Weise vereinigten sich die Städte in Schwaben, nahmen ihre fränkischen und bayerischen Nachbarn in den Bund auf, ihnen schlossen sich an die rheinischen, welche mehr als ein Jahrhundert früher Freiheit und Macht erlangt hatten. An der Spitze des Bundes aber standen die schwäbischen Städte.

Während damals nur Wenige einen klaren Begriff von einem geordneten Staate hatten, bildete sich in den Städten allmälig ein gesichertes, bürgerliches Leben und kräftigte sich durch zeitgemäße Anstalten immer mehr. Aber gerade dieser Zustand mit dem häufig unklug zur Schau getragenen Reichthum war ein Reiz für die Nachbarn, die Städte zu bekriegen, zu berauben, oder sich ihrer als einer unerschöpflichen Quelle des Reichthums ganz zu bemächtigen. Danach strebten geistliche und weltliche Fürsten, diese um so mehr, da durch die beständigen Theilungen ihre Macht immer mehr sank, und sie blos auf die Erträgnisse ihrer Grundherrlichkeit beschränkt waren. Daher ihr Trachten nach den Städten. In Norddeutschland war der Welf Herzog Friedrich von Braunschweig, genannt der Unruhige († 1495), den Städten ein gefährlicher Feind. Schon im Jahre 1462 überfiel er zwischen Nordheim und Nörten einen Waarenzug von Kaufleuten aus Köln, Lübeck, Frankfurt und Braunschweig, beging im Stifte Hildesheim viele Gewaltthaten, und machte allenthalben den Kaufleuten und Wanderern die Straßen unsicher. Mit seinem Bruder Wilhelm wollte er die Städte Braunschweig und Lüneburg bezwingen, und beide verbündeten sich deshalb mit dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischof von Osnabrück, mit dem Könige von Dänemark und dem Kurfürsten von Sachsen, und Grafen und Herren; aber die Städte halfen einander, schlugen im Jahre 1492 die Herzoge, und die mußten nach dem Gutachten Rechtsgelehrter der Universitäten Basel, Erfurt und Heidelberg die Rechte und Verfassung der Städte anerkennen gegen Zahlung von fünfzehntausend Goldgulden von Seiten der Städte.

Noch feindlicher war den Städten gesinnt der arme Adel, der auf seinen alten verfallenen Burgen hauste, die gleich Felsennestern über ganz Deutschland verbreitet waren, von welchen herab Wanderer und Kaufleute überfallen, geplündert oder fortgeschleppt, und nur gegen schweres Lösegeld entlassen wurden. Ja, das Unrecht selbst war geltendes Gesetz geworden: überall beinahe galt die Grundrur, nach welchem das auf dem Meere oder Flusse, selbst das auf der Landstraße verunglückte Kaufmannsgut dem Grundbesitzer verfiel, und gewiß waren wenige Herren so gesinnt wie der Erzbischof Jonas von Bremen. Einer seiner Beamten hatte die über ein kleines Wasser führende Brücke verfallen lassen, der Wagen eines Kauf-

manns fiel durch, der Beamte nahm das Gut und meldete dem Erzbischofe, er wolle damit seine Schulden zahlen; der Erzbischof aber gab das Gut dem Kaufmanne zurück.

Um sich der von allen Seiten her drohenden Angriffe zu erwehren, schlossen die Städte zu gegenseitiger Unterstützung, bald für eine kürzere, bald für eine längere Zeit Verträge, und wie in Oberdeutschland der Schwäbische, bildete sich in Niederdeutschland der Bund der Sassenstädte, in welchem Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Göttingen und Einbeck die ersten waren (1404), an welche sich in der Folge andere anschlossen. In diese Verbindungen traten nach den Umständen auch Fürsten und Ritter, und Fehden und Bündnisse wechselten in Ober- und Niederdeutschland. Im Herzen des alten Sachsens stritten die Welfen, in fünf Geschlechter getheilt, gegen einander, wie die Wittelsbacher in Bayern, und sie suchten zumeist des Gewinnes wegen Veranlassung zum Kampf gegen die Städte. Deshalb drängten diese immer und immer auf die Herstellung eines allgemeinen Landfriedens, welchen weder die wiederholten Gebote des Kaisers, noch die Bündnisse aufrecht erhalten konnten. Die Fürsten wollten Niemanden als Landrichter über sich erkennen, die Städte und Ritter trauten den Fürsten nicht, von welchen sie Unterwerfung fürchteten, der Vorwurf des Friedensbruches um der geringsten Dinge willen gab Veranlassung zum Kampfe, an welchen Einzelne und ganze Geschlechter oder Bündnisse Theil nahmen: aller Friede war nur ein Waffenstillstand, Jeder suchte sich der ihm lästigen Verpflichtung sobald als möglich zu entziehen und Ritter und Fürsten scheuten sich nicht, die von ihren Ahnen an Städte verbrieften Rechte zu verletzen, sie achteten sich nicht daran gebunden. Daher die Eile, von dem neuen Kaiser oder Erbfürsten sich die errungenen Gerechtsame bestätigen zu lassen.

Die Städte wollten und mußten miteinander im Frieden leben, um gemeinsam ihren Feinden mit Kraft zu begegnen. Und es gelobten sich die Sassenstädte, die Straßen für den Handel frei zu erhalten und wenn Einer ihres Bundes verunrechtet würde, ihm durch Fürsprache und wenn diese vergeblich, durch Waffengewalt zu seinem Rechte zu verhelfen. Noch im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gelobten sie auch denjenigen zu verfolgen, von welchem die Genossen der Hanse beschädigt wurden; dadurch kamen die beiden Bündnisse in unmittelbare Berührung miteinander und die Mitglieder der Sassenstädte erlangten die Kaufmannsrechte der Hanse und die Städte des dritten Theils von diesen waren Theilnehmer am Bunde der Sassenstädte.

Durch ein so einmüthiges, von der Noth gebotenes Zusammenhalten wahrten sich die Städte den Frieden nach Innen und Außen so viel als möglich und sie standen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in voller Blüthe. Alle, die bis dahin ihre Selbstständigkeit gerettet hatten, erfreuten sich fürstlicher Macht und

Ansehens und sie traten wie Ebenbürtige mit den Fürsten in Bündnisse, wie dieses drei Verträge im J. 1476 auch in Niederdeutschland bezeugen: da boten nach so vielen Drangsalen, welche seit einem Jahrhundert auf dem Lande lasteten, die Welfischen Fürsten mit ihren Städten und Ritterschaften, dann die Sassenstädte für sich und in Verträgen mit den wendischen Seestädten Alles auf, um den Räubereien zu steuern und die Selbsthülfe zu unterdrücken. Aber den Kampf zur Unterdrückung der Städte selbst zu kämpfen, war den Fürsten jeder Anlaß willkommen, dann hing es eben von der Willkür der Sieger ab, welche Rechte sie den Städten noch lassen oder gewähren wollten.

Mancher Fürst gönnte seiner Hauptstadt eine freie Verfassung, wie sie in den Reichsstädten war und förderte zu seinem eigenen und zum Nutzen der Stadt Handel und Gewerbe, freilich oft wieder auf Kosten der anderen Landstädte: denn einer Stadt den Alleinhandel irgend einer Sache gewähren, galt nur als Gnade und als Vorrecht, nicht aber als Unrecht gegen andere. So gab Ludwig der Bayer seiner Hauptstadt München den Alleinhandel mit Salz und die Stadt blühete schnell empor. Wien und Berlin, Würzburg, Bamberg und andere wetteiferten an Macht und Pracht mit den unmittelbaren Reichsstädten, und manche fürstliche Stadt erfreute sich besserer Ordnung und eines gesicherteren Zustandes als jene.

Im Allgemeinen aber regierten die Städte sich selbst; in Oberdeutschland hatten auch die Zünfte nach langwierigen Kämpfen mit den Altfreien oder dem Stadtadel Antheil am Stadtregimente, sogar oft entschiedenes Uebergewicht errungen, was in Niederdeutschland selten und am Wenigsten auf die Dauer der Fall war. An der Spitze der Bürgerschaft standen gewöhnlich zwei aus der Mitte derselben gewählte Bürgermeister, der Rath, der aus mehreren Mitgliedern bestand, war gebietende und nicht blos vollziehende Obrigkeit, meistens wurden sie nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren, selten auf Lebenszeit gewählt. Sie hatten gewöhnlich keinen oder nur einen geringen Gehalt. Die Geschäfte wurden je nach ihrer Wichtigkeit, theils in vollem Rathe behandelt, theils von einzelnen Mitgliedern verwaltet, denen bestimmte Aemter zugetheilt waren und es herrschte in diesen Gemeinwesen große Ordnung. Da finden sich Kammerherren, Feuer-, Bau-, Mühlen-, Kriegs-, Markt-, Fisch- und Forstherren, Hospitalmeister und Waisenpfleger; in die Kammer — den Stadtschatz — flossen die Abgaben vom Verkauf der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, als Getreide, Fleisch, Salz und Bier — das Ungeld genannt — und wurde zum Besten des Gemeinwesens verwendet, zum Bau der Festungswerke, zur Aufführung und Erhaltung der öffentlichen Gebäude, zur Bezahlung wohlausgerüsteter Söldnerhaufen, an deren Spitze und in deren Reihen oft berühmte Ritter kämpften und selbst hohe Herren vom Adel verschmähten es nicht, um Sold in die Dienste einer Stadt

zu treten. Aber auch die Bürger selbst übten sich fleißig in den Waffen und Jeder war zum Kriegsdienst verpflichtet. In Regensburg war befohlen: Wer zu Markt sitzt, soll Harnisch und Spieß neben sich haben, damit er in der Noth zulaufen könne.

Denn der fehde- und beutelustige Adel überfiel oft am hellen Tage die Vorwerke der Städte und führte in Eile die überraschten wehrlosen Bürger weg; dann ertönte die Sturmglocke und rief alle Bürger zur Verfolgung auf, oft wurden die Friedensbrecher eingeholt und ohne Gnade, ehe mächtige Fürsprecher kamen, enthauptet. Bei den häufigen Turnieren in den Städten zeigten sich die Bürger oft als tüchtige Kämpfer und erhielten selbst von Herzogen und Fürsten den Preis. Reichgefüllte Zeughäuser mit Kriegsgeräth aller Art: Hellebarden, Wurfspießen, Armbrüsten, Pfeilen, Aexten und Schwertern, großen und kleinen Büchsen, wurden von den Stadtgemeinden früher als von den Fürsten angelegt, oft gehorchte ihnen weit umher die Gegend, regiert von ihren Vögten und Pflegern. Rathhäuser, Marställe, Kaufhäuser, Tuchhallen, Brod-, Fleisch- und Schaubänke, Waarenspeicher und Getreideböden zeugten von dem Reichthum der Städte und ihrem Gemeinsinne. Es versetzten sogar manchmal Herzoge und Kaiser ihre Kleinodien an reiche Bürger.

Gegen Ende dieses Jahrhunderts wurden in Augsburg jährlich an 350 000 Stück aller Art Barchent geschaut und jährlich über 70 000 Stücke gebleicht und es arbeiteten dort im Ganzen über dritthalb Tausend Meister. Die verschiedenen Innungsgenossen sorgten, daß nur preiswürdige Waare in den Handel kam. Dort in Augsburg erhob sich durch den Leinwandhandel und den Betrieb gepachteter Bergwerke in Ungarn und Tyrol das Geschlecht der Fugger, deren Ahnherr ein Leinweber war, durch weise Betriebsamkeit und Sparsamkeit und auch dadurch, daß die Päpste endlich auch den Christen Zinsen zu nehmen erlaubten, zu großem Reichthum und Ansehen, daß sie in der Folge Grafen- und Fürstenrang erhielten und große Güter und Edelsitze erwarben.

Aber Sitte und Weise war noch einfach, der Handschlag zum Gruß bei Vornehmen und Niederen üblich. Wer Tausend Gulden Einkünfte des Jahres hatte, galt schon als reich in jener Zeit, da der Sold eines Mannes, der mit drei Knechten und Rossen der Stadt diente, monatlich nur fünfzig Pfund Heller betrug, und da man einem Stadthauptmann, der einen Sieg errungen hatte, ein Pferd und zehn Gulden und seinen fünfhundert Mannen acht Eimer Wein als Belohnung gab.

An treuem, emsigen Fleiße, an Gediegenheit der Arbeit, an wahrer Liebe zum bescheidenen Berufe zeichneten sich die Handwerksgenossen aus und trachteten den guten Ruf ihrer Zunft und Stadt überall zu erhalten. Die Meister eines Gewerbes wohnten meistens in einer Straße zusammen und legten ihre Erzeugnisse unter dem vorspringenden zweiten Stockwerke, in den sogenannten Lauben oder

auf Bänken zur Schau. Die Vorsteher einer Zunft oder Gilde konnten ihre Mitmeister zur Beobachtung der Zunftordnung selbst mittels Strafen anhalten und alle Meister übten eine streng väterliche Gewalt über Gesellen und Lehrlinge, die in seinem Hause wohnten und an seinem Tische aßen. Schon bestanden treffliche Gesetze gegen die Verfälschung von Lebensmitteln, namentlich von Wein und Bier und gegen die schlechten Münzen; schon fand man in den Städten geprüfte Aerzte, Arzneiläden (Apotheken) und Hebammen. Die Armen- und Waisenhäuser wurden fortwährend mit frommem Sinn gepflegt und mit neuen Stiftungen bereichert.

Die Rechtspflege war schon früh wohlgeordnet und die Gesetzgebung so eingerichtet, daß sie den veränderten Bedürfnissen bei dem steigenden Handelsverkehr und der größeren Verwickelung der Rechtsstreitigkeiten entsprach. Und wie sie jedes auswärtige weltliche Gericht, namentlich die Fehmgerichte, von ihren Angehörigen fern hielten, so wußten sie klug auch die geistlichen Gerichte in Schranken zu halten. Sie schützten sich gegen willkürliche Bannbriefe von hohen und niederen Geistlichen durch Schutzbriefe, welche sie oft um vieles Geld von Rom erwarben, ja, selbst die Kirchenstrafen wurden zuweilen einer Stadt fruchtbringend, Wege- und Brückenbauten und Anderes wurden bußfertigen Sündern überwiesen, die ihre Vergehen auf solche Weise büßten.

In wahrer Pracht zeigte sich das bürgerliche Leben bei öffentlichen Festen. Wenn der Kaiser in die Stadt einzog, empfing ihn der Rath in Feierkleidern mit rothen, grauen oder schwarzseidenen mit Mädrin unterlegten Mänteln, und bei den feierlichen Ritterspielen, welche von dem benachbarten Adel in den Städten gehalten wurden, wetteiferten Frauen und Töchter des Rathes und der Bürger mit den adeligen Fräulein in Geschmeide, Gold, Perlen und Edelgestein. Am fröhlichsten aber war das Stadtvolk beim Schembartlaufen und Schifferstechen, bei den Schützenhöfen, Feuerwerken und insbesondere an den drei (Fasel-) Nachttagen, welche mit allerlei Mummereien und Tanz gefeiert wurden, an welchen Laien, Nonnen und Geistliche Theil nahmen, großes Unwesen bei Tag und Nacht trieben, und Jedermann ein Narr sein wollte; dann bei den Kirchweihfesten, an welchen Sölbner zum Vergnügen stachen, und die Studenten in rohen Anfängen Lustspiele aufführten, oder Gaukler das Volk unterhielten.

Das alte Sonnenwendfest wurde am St. Johannestage mit Freudenfeuern begangen, da ließ einst bei anbrechender Nacht vor jenem Tage der Kaiser Friedrich III., als er eben in Regensburg war, ein großes Faß mit Holz und Harz füllen und berief die vornehmsten Frauen der Stadt zum Tanz auf dem Markt, und er und die Herren Ritter und Knechte tanzten, und als der Tanz am Besten war, ließ er heimlich das Faß anzünden, daß ein furchtbarer Rauch entstand, alsbald aber schlug eine haushohe

Flamme empor, man sprang um das Feuer, und der Kaiser tanzte und warf den Arm auf, und meinte, er hätte einen Löwen überwunden.

An Sonn- und Feiertagen wallfahrte das Volk im langen Zuge auf die benachbarten Dörfer zum Vergnügen, oder es übten sich die Männer in Schützenvereinen im Vogel- und Scheibenschießen mit dem Bogen oder mit Büchsen. Abends versammelten sich die Zünfte und Geschlechter getrennt in ihren Trinkstuben — dem Mittelpunkte des geselligen Lebens —, durften aber nur bis zehn Uhr bleiben. Jeder von den Geschlechtern wurde nach dem siebzehnten Jahre aufgenommen und mußte geloben, seinen Stand durch Trinken und Spielen nicht zu verunehren, sondern sich in ritterlichen Dingen zu üben, — als Feuerwerfen, Büchsenmeisterei, Pickenspiel, Jagen, Beizen, Reiten, Schießen und Ballspielen. Oeffentliches und häusliches Leben zeigten die sonderbarsten Gegensätze: Schwelgerei und Verschwendung an Festtagen, schmutzige Armseligkeit an gewöhnlichen Tagen. Die Reichen trugen ihren Reichthum zur Schau, in alberner Kleiderpracht einherstolzirend, in unbequemen, langgespitzten, oft mit Schellen versehenen Schuhen, mit langgeschwänzten und schellenbehangenen Kleidern, vielgefalteten Mänteln und Beinkleidern. Ohne Trinkgelage wurde kein Fest gefeiert und beinahe jedes endete mit Mord und Todtschlag; nicht blos die Landstraßen waren unsicher, sondern auch die Städte, nur mit sicherem kostspieligem Geleite konnte der Einzelne, konnten selbst Mehrere reisen. Tag und Nacht, erzählt Aeneas Sylvius, kämpft man in den Straßen von Wien, bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Zünfte gegen einander; das gemeine Volk ist gefräßig, aller Völlerei ergeben und verzehrt am Sonntage den ganzen Wochenlohn. Die Zahl unsittlicher Frauen in eigenen öffentlichen Häusern ist ungeheuer, die ehemals so allgemein gerühmte eheliche Treue selten. Uebertrieb der Italiener auch die Sache, im Ganzen beruht sie auf Wahrheit.

Die Menge des Volkes erzeugte großen Verkehr und gesteigerte Gewerbthätigkeit, aber auch große Sittenlosigkeit, und es zeigte sich in manchen Städten jene Pest der Gesellschaft — ein arbeitsscheuer Pöbel — der von den Lastern der Reichen lebte. Die reichen Bürger bauten sich jetzt fürstliche Wohnungen, daß derselbe Aeneas Sylvius sagen konnte, die Bürger Nürnbergs hätten schönere Wohnungen, als die Könige von Schottland. Manche wußten kaum mehr, auf welche Weise sie ihren Reichthum zeigen und vergeuden könnten. Bei einem Turnier in Augsburg (1480) hatte der Bürger Marx Walther fünfzehn auf gleiche Weise gekleidete Narren um sich. Den ungemessenen Aufwand zu beschränken, erließen Stadtrath und selbst Reichstage Vorschriften: Nur die Rathsherren, deren Frauen, Söhne und Töchter sollten kostbares Pelzwerk, Perlen und Kleider von Sammt, Damast oder Seide tragen, nur die Rathsmitglieder durften

Schnabelschuhe, und nur deren Töchter in den Zöpfen Goldflechten und Geschmeide tragen.

Solcher Pracht gegenüber erschienen die Häuser der gemeinen Bürger mit den dunklen engen Wohnungen, mit den Dächern, die nur mit Stroh oder leichten Schindeln gedeckt, jeder Feuersgefahr ausgesetzt, erschien der Mangel eines Pflasters auf den Straßen und der nächtlichen Beleuchtung wie ein beständiger Vorwurf. Nur bei feierlichen Aufzügen wurden die Straßen mit Brettern belegt, und an unwegsamen Stellen Stege gemacht, und nur von Augsburg wird gerühmt, daß es schon im vierzehnten Jahrhundert fast vor allen anderen deutschen Städten mit spitzen Kieseln gepflasterte Straßen hatte.

Die größere Sicherheit und leichte Befriedigung der Lebensbedürfnisse, und die vielen, wenn auch mitunter rohen Vergnügungen und Genüsse, veranlaßten viele Adelige, in den Städten sich bleibend oder zeitweise niederzulassen. Denn das Leben auf dem Lande und in den alten Burgen war mühselig, und die oft gepriesene Freiheit für die Bewohner nur ein leerer Name. Der ärmere Besitzer mußte sich dem Dienste eines Mächtigeren widmen, und dessen Schutz anrufen, er durfte sich kaum eine kleine Strecke weit von seiner Burg entfernen, ohne vom Kopf bis zu Füßen gewappnet, um zum Streite gerüstet zu sein, aus Furcht, Einem derjenigen zu begegnen, die mit seinem Schirmherrn in Fehde lebten, oder ihm selbst feindlich gesinnt waren. Deswegen mußte er auch mit großen Kosten viele Pferde und zahlreiche Reisige ohne viel Auswahl unterhalten. Bewaffnet besuchte er die Nachbarn, bewaffnet ging er auf die Jagd oder den Fischfang, in den Burgen selbst, die zur Sicherheit auf den steilsten Waldhöhen erbaut waren, nahmen Viehställe und Rüstkammern den größten Raum ein, und die Luft war erfüllt von Uebelgerüchen aus Ställen und Misthaufen, vom Bellen der Hunde, dem Brüllen der Rinder und Blöcken der Schafe, und zur rauhen Winterszeit vom Heulen der um die Burg streifenden Wölfe. Die mageren Felder umher von Leibeigenen und Hörigen mühsam bestellt, warfen dem Burgherrn nur ein spärliches Einkommen ab, und zur Zeit eines Mißjahres mußte er denselben Lebensunterhalt und Saatgetreide geben. Zwischen den Bauern benachbarter Herren entstand häufig Streit, den die Herren schlichten mußten, und dadurch selbst leicht in Fehde mit einander geriethen.

Durch die Pracht, welche der Adel bei den Ritterspielen und anderen Festen in den Städten entfaltete, oft den reichen Bürgern zum Trotz, verarmten viele Geschlechter, zumal sie glaubten, ihr Stand würde entehrt, wenn sie ehrliche Kaufmannschaft trieben, oder wenn ein Adeliger sich mit einer Bürgerstochter vermählte; aber vom Stegreif oder Ueberfall und Raub leben achteten sie für keine Schande. Dem schnellen Untergange vorzubeugen und weil durch strenge Handhabung des Landfriedens das vom Stegreifleben immer gefährlicher wurde, suchten sie endlich selbst den ungemessenen

Aufwand zu beschränken und es wurde befohlen, daß keine Edelfrau mehr als vier mit Perlen oder Edelsteinen besetzte Kleider zeigen oder ganze Kleider von Goldstoff und Perlen besetzt tragen sollte. Bald begaben sich viele Adelige an die Höfe der Fürsten, suchten und fanden da Dienste als Kammerherren, Jägermeister u. dgl. Zu ihrem Vortheil wurden dann selbst neue Aemter geschaffen, sie immer mehr an den Hof gefesselt, die einfache Sitte verschwand, der Aufwand wurde aber gesteigert und bald geriethen selbst die Fürsten darüber in Verlegenheit und mußten trachten, ihre Einkünfte auf mancherlei Weise zu erhöhen und es galt dann der, welcher am Meisten Geld aufbrachte. Zumeist wurden die Juden als unerschöpfliche Quelle des Einkommens benutzt und sie mußten für die Erlaubniß zur Ansiedelung oder zum Aufenthalt in einer fürstlichen Stadt ungeheuere Summen bezahlen; dafür suchten sie sich durch Wucher und betrüglichen Handel zu entschädigen und bald erschollen überall her die Klagen des Volkes, das einen tödtlichen Haß gegen sie hegte. Dann gestatteten die Fürsten gar leicht unter diesem oder jenem Vorwande die offene Verfolgung gegen sie, ihre Häuser wurden niedergerissen, ihr Vermögen eingezogen und die ihnen schuldigen Summen für verfallen erklärt und sie dem Elende preisgegeben. Meistens erbarmten sich ihrer dann die Reichsstädte und gewährten ihnen Schutz; doch auch hier erhob sich zuweilen eine gräuliche Verfolgung gegen sie. Sie waren in der That die ausgestoßenen Kinder Israel's, Jedermanns Hand gegen sie und ihre Hand gegen Jedermann.

Unter dem emsigen Treiben der Städte siedelte sich die stille Wissenschaft an und erzog Schüler, die mit Begeisterung ihr zugethan blieben. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte Nikolaus von Cusa, Bischof von Brixen, ein Deutscher von Geburt, der mit deutschem Ernst nach Wahrheit strebte. Deshalb drang er auf scharfe Beobachtung und begann mit dem erhabensten Gegenstande der Naturwissenschaft, mit der Sternkunde, berichtigte die Orte mehrerer Fixsterne, die Bewegung des Mondes und der Planeten und eiferte gegen den Glauben, als werde das Schicksal des Menschen von der Stellung der Gestirne bei seiner Geburt bestimmt. Klar erkannte er schon, daß alles Sein in Bewegung gesetzt sei und dies war der Anfang zum Sturz der alten Ansichten. Seine kühnen Gedanken verbreiteten sich allmälig und regten neue Forschungen an. Sein geliebtester Schüler war Georg Peurbach, — von seinem Geburtsorte in Süddeutschland genannt — als Lehrer an der Universität Wien, der schon als Jüngling ein Werk vollendete, das ein ganzes Menschenleben zu erfordern schien: die erste Berechnung vollständiger Sinustafeln. Mit unermüdetem Eifer verbesserte er die Werkzeuge zu den Beobachtungen am Himmel und berichtigte die alten Schriftsteller nach seinen eigenen erprobten Erfahrungen. Mit ihm verbündete sich Johannes Müller, genannt Regiomontanus von seinem Geburtsorte Königsberg bei Bamberg; Beide boten zur Ehre ihres Vaterlandes und zur

Förderung der edlen Wissenschaft, der Sternkunde, allen Eifer auf; mit einander beobachteten sie im Jahre 1457 eine Mondesfinsterniß und dieses Jahr wird als das Geburtsjahr der richtigen Mondesbeobachtung gefeiert. Nach Peurbach's Tode sollte Regiomontan dessen Lehrstelle in Wien einnehmen, er ging aber nach Italien, lernte Griechisch, las mit Entzücken die Geschichtsschreiber, Redner und Dichter der Alten, weilte dann eine Zeit lang in Wien und in Ungarn und zog sich endlich nach Nürnberg zurück, wo er seine Werke durch die eben damals aufblühende Buchdruckerei bekannt machte und er fand in seinen Forschungen einen eifrigen Förderer an dem Patrizier Bernhard Walther. Im Jahre 1473 folgte er einem Rufe des Papstes Sixtus IV. nach Rom, um die Verbesserung des Kalenders zu besorgen. Er war der Erste, der richtig über die Kometen dachte und sagte, ihre Lage, Richtung und Entfernung von der Erde müsse gekannt sein, ehe man Weiteres behaupten könne. Auch er war der Vorläufer, wenn nicht der Lehrer des Kopernikus über die Bewegung der Erde. Regiomontan war es, der die geistigen Kräfte in Nürnberg weckte, sie in einen Bund vereinigte, und ihnen einen schönen Wirkungskreis anwies, wodurch diese Stadt ein Muster für alle übrigen deutschen Städte und Lehrerin in jeglicher Art der Bildung wurde.

Hier lebten Künstlerfamilien, welche die Kunst der Malerei von Vater auf Söhne und Enkel in steigender Vervollkommnung fortpflanzten: die Scheuffelin und Altorfer und Burkmaier, bis sie alle übertraf Albrecht Dürer (geb. 1471 in Nürnberg), gleich ausgezeichnet in lebendiger Darstellung jeder Gemüthsbewegung, ob er sie mit dem Pinsel in wirksamen Farbentönen oder im Kupferstich, oder im Holzschnitt ausführte. Als trefflicher Mathematiker lehrte er die Regeln der Perspektive und der Verhältnisse des menschlichen Körpers und schrieb über die von ihm geübte Kunst, auch als der Erste ein Buch über den Festungsbau in Deutschland. Er starb 1528. Zu gleicher Zeit mit ihm schuf Peter Vischer, der Meister der Gießkunst, gebildet in Italien durch das Studium der plastischen Kunstwerke der Alten, seine bewunderten Werke, von welchen das Grabmal des heil. Sebaldus in der St. Sebaldskirche jetzt noch eine gepriesene Zierde seiner Vaterstadt ist.

Vierzehntes Buch.

Ausgang des Mittelalters.

Kaiser Maximilian der Erste.

Maximilian stand bei dem Tode seines Vaters im kräftigsten Mannesalter, im vierunddreißigsten Jahre und war demselben beinahe in jeder Beziehung unähnlich: voll Thatendurst, ein Meister im Kriegswesen und in allen körperlichen Uebungen, persönlich tapfer, ein leidenschaftlicher Gemsenjäger und der beste Schütze seiner Zeit, leutselig, dem Tanz und jedem Vergnügen, besonders dem Umgang mit schönen Frauen, hold, ein Musiker und Liebhaber alter Geschichten. In der Folge ließ er aus seinem eigenen viel bewegten Leben Manches einfach und wahr oder in Märchen gekleidet aufzeichnen — im Weißkunig und Theuerdank. Zu seiner zweiten Gemahlin wählte er weniger aus Neigung als aus Klugheit, wegen der damals ansehnlichen Mitgift von zweihunderttausend Dukaten, Maria Blanka, die Nichte des Herzogs Ludwig Sforza von Mailand, obgleich die deutschen Fürsten diese Heirath nicht für standesmäßig hielten und sie durch die daraus entspringenden Verwickelungen Streitigkeiten für das Habsburgi'sche Haus und Deutschland mit den Italienischen fürchteten. Maximilian versprach dem Oheim seiner Gemahlin die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, indem er ihren für blödsinnig gehaltenen Bruder ausschloß, und Ludwig glaubte sich im Besitze Mailands durch Maximilian's Beistand gesichert, schloß aber doch zugleich mit dem jungen Könige Karl VIII. von Frankreich ein Bündniß gegen den König Ferdinand von Neapel.

Maximilian eilte, nachdem er seinem Vater ein prachtvolles Leichenbegängniß gehalten und sich mit Blanka vermählt hatte, nach den Niederlanden seinem Sohne Philipp gegen den Grafen Karl von Egmont zu Hülfe, der auf Geldern Ansprüche machte. Während des Kampfes gegen Diesen brach der König Karl mit einem wohlgerüsteten Heere in Italien ein und nahm ohne Widerstand Florenz, Rom und selbst Neapel (22 Febr. 1495), und richtete sich da überall wie in seinem rechtmäßigen Besitzthum ein. Venedig erholte sich zuerst von der allgemein herrschenden Betäubung, suchte Verbündete zur Vertreibung der Franzosen, der Fremdlinge aus Italien, der Papst und der Herzog von Mailand stimmten bei, und suchten den König Ferdinand von Spanien und Maximilian zum Beitritte zu gewinnen.

Damit begann die Reihenfolge der verschiedensten Fürstenbündnisse, zur Sicherung der alten bestehenden Verhältnisse oder zu Eroberungen unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Mitglieder, die jetzt als Freunde neben und kurze Zeit nachher als Feinde sich einander gegenüberstanden. Maximilian, Willens dem Rufe nach Italien zu folgen, übertrug die Regierung der Niederlande seinem Sohne Philipp und die Fortsetzung des Krieges gegen den heimlich von Frankreich unterstützten Grafen Egmont dem Herzoge von Sachsen, und berief einen Reichstag nach Worms (Ende März 1495), wo die Fürsten und Stände mit einem wohlgerüsteten Gefolge — einer eilenden Hülfe — erscheinen sollten, damit er sogleich den Römerzug zur Kaiserkrönung antreten und zugleich den König von Frankreich in Italien überraschen könnte; auch verlangte er die Gewährung einer beständigen Hülfe, — eines stets bereiten Heeres von zehn oder zwölftausend Mann, oder eine hinlängliche Geldsumme zu deren Anwerbung und Unterhaltungen gegen die Türken und jeden inneren und äußeren Feind.

Aber die Stände kamen zu keinem Beschlusse. Die Städte widerstrebten, die Tage vergingen unter Hin- und Herreden über die tagtäglichen Laster des Fluchens, Zutrinkens, kostbarer und alberner Trachten. Während dessen ließ Karl durch seine Gesandten den Versammelten versichern, er unternehme nichts gegen das Reich, und sie horchten und zögerten. Vergebens enthüllte ihnen Maximilian die listigen Anschläge Frankreichs, vergebens mahnte der Erzbischof von Mainz zur Einigkeit und schnellen Hülfeleistung, da sonst zu besorgen sei, es werde eines Tages ein Fremder kommen und über alle Deutschen mit eiserner Ruthe regieren.

Nach dem Beschlusse der Fürsten sollte Maximilian 150 000 Gulden erhalten, um mit neuntausend Mann seinen Verbündeten in Italien zu Hülfe zu eilen; aber die Städte wollten nicht einmal den vierten Theil beisteuern, bis nicht zuvor im Innern Ruhe und Ordnung hergestellt wäre. In solcher Bedrängniß willfahrte denn Maximilian dem oft gestellten Begehren und am 7. August 1495 wurden endlich

die allgemein geltenden Grundgesetze des ewigen Landfriedens und des Kammergerichtes gegeben.

Der König Karl hatte indessen aus Furcht vor dem Bündnisse seiner Gegner Neapel verlassen, sich im Gebiete von Parma, wenn auch mit großem Verluste, durch die überlegene Zahl seiner Feinde durchgeschlagen, mit dem Herzoge von Mailand einen Sonderfrieden geschlossen und glücklich Frankreich wieder erreicht. Von Neapel brachten die Franzosen als Folge ihrer Ausschweifungen die nach ihnen genannte Krankheit mit, welche sich, wie früher der Aussatz, mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitete und allen Heilmitteln spottete.

Der ewige Landfriede.

Dem beharrlichen Begehren der Städte wich endlich der Kaiser und darauf erfolgte auf jenem Reichstage der Beschluß: Das Fehderecht ist unbedingt und für immer aufgehoben und der Landfriede soll fortan bei Strafe der Reichsacht und zweitausend Mark Goldes nicht gestört werden. Zur Schlichtung der Händel wurde das lang ersehnte Reichs- oder Kammergericht eingesetzt und ihm die Befugniß ertheilt, gegen die Frevler selbst die Reichsacht zu erkennen. Die Mitglieder sollten bestehen aus einem Fürsten, Grafen oder Freiherrn an der Spitze als Oberrichter und aus sechzehn Urtheilern, deren eine Hälfte aus Rechtsgelehrten, die andere aus wenigstens ritterschaftlich Geborenen, dann aus ständigen Gerichtsschreibern, Fürsprechern und Boten, das Verfahren sollte öffentlich und mündlich, die Abstimmung aber geheim sein. Sie wurden ernannt vom Kaiser und den Reichsständen. Das Gericht sollte wegen Rechtsverletzung nur gegen Reichsunmittelbare verfahren, gegen Andere mußte man bei den gewöhnlichen Gerichten klagen. Den Fürsten blieben zur Schlichtung ihrer Zwiste die alten Austraggerichte vorbehalten, von diesen konnte man sich an das allgemeine Reichsgericht wenden. Aber diesem war noch kein ständiger Sitz angewiesen und es folgte dem Kaiser anfangs überall hin, bis es sich erst später (1527) in Speier und endlich nach beinahe zweihundert Jahren in Wetzlar festsetzte. Weder die Besoldung der Richter blos durch die Gerichtsgebühren, noch die Befolgung ihrer Urtheile war gesichert. Der Kaiser selbst verletzte die Unabhängigkeit des Gerichtes, indem er den Richtern Einhalt gebot, und er wollte die Kosten in seinen eigenen Angelegenheiten nicht zahlen. Noch weniger als der Kaiser wollte sich der Adel des Fehderechtes entschlagen, und in demselben Jahre, da der allgemeine Friede geboten wurde, überfielen die Vettern von Veltheim, weil Einer ihrer Knechte von Braunschweigern sollte

erschlagen worden sein, die zwei Bürgermeister der Stadt Braunschweig auf offener Landstraße, schleppten sie nach Pommern, und gaben sie nur nach Erlegung einer großen Lösesumme frei. Doch dauerte die Fehde unter Hülfeleistung des Herzogs Heinrich von Lüneburg und unter gräulicher Verwüstung Jahre lang fort.

In der Folge suchte man diesen Gebrechen allmälig abzuhelfen. Im Jahre 1500 wurde das Reichsregiment eingesetzt, das aus dem Kaiser oder dessen Statthalter und Abgeordneten aller Reichsstände, aller Klassen bestehen sollte. Ihm ward Gewalt zur Erhaltung des Landfriedens und Vollziehung der Beschlüsse des Kammergerichtes eingeräumt und deshalb das Reich in sechs, später in zehn Landfriedens-Kreise eingetheilt, jeder unter einem von den Ständen des Kreises zu wählenden Oberst gestellt, dem man Räthe beigab. Auf diese Weise hoffte man den inneren Frieden zu erhalten.

Die übrigen Verhältnisse blieben und es bestand Deutschland nach wie vorher aus einer Menge von Körperschaften oder Fürstenthümern und Gemeinwesen, die sich beinahe ganz selbstständig regierten und dem Kaiser keinen Antheil gestatteten. In seinen Erblanden mochte er walten wie er wollte oder wie er gemäß der ständischen Verhältnisse konnte, da er wie jeder andere Fürst durch sie beschränkt war. Schon galt beinahe allgemein: Deutschland ist ein Bund vieler Gemeinwesen und der Kaiser hat nur das Oberaufsichtsrecht. Die zwischen den verschiedenen Ständen leicht entstehenden Streitigkeiten sollten von nun an durch richterlichen Spruch entschieden werden.

Auf den Reichstagen erschienen die Reichsstände, geistliche und weltliche, und die Vertreter der Städte, welche ihre Selbstständigkeit bisher gerettet hatten. Krieg und Frieden, Gesetzgebung und beaufsichtigende und vollziehende Gewalt lag in der Hand dieser Versammlungen, und in ihnen fand die Einheit der Nation ihren lebendigen Ausdruck.

Auf den Landtagen aber versammelten sich die größeren Grundbesitzer eines Landes: Prälaten, Bischöfe und Aebte, dann der Adel oder Herrenstand, die Fürsten, Grafen und Herren und die mittelfreie Ritterschaft und zuletzt die Städte, welche sich dieses landständische Recht errungen hatten. Nicht in allen Ländern hatten sich diese Versammlungen nach der Karolingi'schen Vorschrift zu erhalten vermocht, in manchen Ländern waren sie unterdrückt. Wo sie fortbestanden, da bildeten die Versammelten das hohe Gericht und verhandelten mit dem Landesfürsten über die Landesangelegenheiten, und gewährten ihm zur Bestreitung der nothwendigen Regierungsausgaben ihre Beisteuer, — Steuer, die sie von ihren Unterthanen erhoben. Ohne ihre Beistimmung sollte keine Verordnung und kein Gesetz gelten. Der ehemals freie Bauernstand, beinahe überall zur Hörigkeit herabgedrückt, war von den Landtagen ausgeschlossen.

Die Geschichtschreiber jener Zeit aber schildern die Zustände

Deutschlands so: Es gibt vier Stände. Geistliche und Mönche bilden den ersten Stand, sie gehen, obgleich von verschiedenen Orden, einher in langen Röcken, müßig und ehelos und sind befreit von Steuern und Abgaben, haben große Vorrechte und sind eigentlich die Herrscher. Die geistlichen Genossenschaften erfreuten sich wohl des Schutzes der Städte und aller Annehmlichkeiten darin, aber sie trugen keine Lasten und benutzten ihre Steuerfreiheit sogar oft zum Schaden der Bürger, indem sie frei Wein und Anderes einführten und wieder verkauften. Die Güter der Geistlichen vermehrten sich fort und fort, je mehr sie erwarben, um so mehr wurde dem gemeinen Nutzen entzogen. Der ohne Mühe erworbene Reichthum machte sie stolz und erzeugte Schwelgerei und war Ursache, daß immer Mehrere sich dem geistlichen Stande widmeten, so daß man klagte, in Constanz allein würden alljährlich zweihundert Priester geweiht. — Den andern Stand bildet der Adel. Sie treiben kein Handwerk als Jagen, Beitzen, Prassen und Spielen, sie leben in Ueberfluß von ihren Renten, Zinsen und Gülten, verbringen die Zeit mit Spielen, Kriegen, Hetzen, Müßiggehen, schämen sich Bürger zu sein und Kaufmannschaft oder Handwerk zu treiben oder eine Bürgerin zu heirathen, daß sie ihren Stand nicht beflecken. Der Adel hat beinahe in allen Dingen etwas Besonderes, in Kleidung, Wohnung, Gang und Rede, besondere Plätze in der Kirche, im Leben und Tode. Gang und Rede stolz und herrisch, das Kleid wild und weltlich, das Antlitz voll Trutz, das Gemüth mit wenigen Ausnahmen zanksüchtig, rachgierig. Mit den Geistlichen, deren Vorrang, Macht und Güter sie beneiden, liegen sie im beständigen Zwist.

Der dritte Stand ist die Bürgerschaft, bestehend aus den Einwohnern der Städte, einige dem Kaiser, andere den Fürsten nach verschiedenen Rechten verpflichtet, die mit einander den eigentlichen Kern und Stamm des deutschen Volkes bilden, wenn man dazu die kleineren freien Grundbesitzer zählt, die nicht zu dem Adel gehören. Sie sind ein weltweises, kunstreiches Volk, mehr denn ein anderes auf Erden, redlich, gerecht, dazu kühn, zu allen Händeln freudig und geschickt, mannlich und unerschrocken, arbeitsam und ausdauernd, in Kleidung immer wechselnd, doch ehrbar, in Messehören und Messelesenlassen ein andächtiges, ja abergläubisches Volk, im Almosengeben mild. Es ernährt viele Mönche und Geistliche und viel arme Schüler, die es zu Geistlichen auferzieht, obgleich es diesen nicht hold ist, und jede Familie wünscht ein Mitglied zum Geistlichen, um dessenwillen es das ganze Geschlecht für selig achtet. Es hat viele reichbegabte Spitäler und über das ganze Land sind wie ausgesäet die herrlichsten Kirchen, zumal in den größeren Städten, Kapellen, Frauen- und Mannsklöster und auf allen Wegen Kreuze und Heiligenbilder zur Verehrung aufgestellt.

In den mächtigen Frei- und Reichsstädten gibt es zweierlei Volks: gemeine Bürger und edle oder Geschlechter. Diese streben

in Allem dem Adel nach, leiden keinen gemeinen Bürger in ihrer Gesellschaft, wenn er ihnen auch an Reichthum gleich kommt, und heirathen Gleich und Gleich; doch ist es ein grüßbar freundliches Volk.

Dem vierten Stand gehört an das mühselige Volk der Bauern, Kübler und Hirten, deren Behausung, Leben, Kleidung, Speise und Weise ärmlich ist. Es ist ein arbeitsames Volk mit Frohnen, Schaarwerk, Zinsen, Gülten, Steuern und Zöllen hart beschwert, aber gerade dadurch nicht etwa fromm und einfältig, sondern wild und hinterlistig, voll Rohheit, mit Fluch- und Scheltworten und voll Aberglauben. Selbst unter ihnen ist wieder eine Rangordnung: die Hirten geduldet, Schergen und Schinder von aller Welt geflohen, daß sie selbst in öffentlichen Wirthshäusern von den übrigen Gästen gesondert sitzen und aus deckellosem Kruge trinken mußten.

Maximilian gegen Frankreich und die Schweiz.

Während der Verhandlungen zu Worms belehnte Maximilian 5. April 1495 den Ludwig Sforza mit dem Herzogthum Mailand, jedoch so, daß es nach dessen Tod wieder an den Kaiser und das Reich zurückfalle; später (21. Juli) erhob er die Grafschaft Würtemberg zu einem Herzogthum, sowohl aus Achtung gegen Ludwig den Bärtigen, welcher seine zerrütteten Stammlande durch Haus- und Landesverträge und durch die Stiftung der Universität Tübingen in Aufnahme gebracht hatte, als auch in der Aussicht, dieses neue Herzogthum bald mit den vorderöstreichischen Ländern unter einem Habsburger zu vereinigen, da dem kinderlosen Eberhard nur ein Vetters-Sohn, der damals achtjährige Ulrich, folgen konnte. Verblich dieser ohne Sohn, so fiel auch Würtemberg dem Reiche und der Verleihung des Kaisers anheim, der bereits die tyrolische Erbschaft mit Oesterreich vereinigt hatte und durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter Isabellen's und Ferdinand's des Katholischen von Spanien (1496, 21. Okt.), dieses große Reich als Erbschaft seinem Hause heranblühen sah, da die Geschwister der Johanna vor ihr starben. Habsburgs Macht wuchs zu einer beneideten Größe in Deutschland, ja in Europa empor und veranlaßte die bald eintretenden Kämpfe zwischen germanischen und romanischen Völkern und deren Bestrebungen.

Maximilian betrachtete den schwäbischen Bund als die Hauptstütze des Landfriedens und als Mittel zur Ausbreitung seiner Hausmacht und wollte denselben deshalb verlängern und erweitern. Aber schon widerstrebten die Städte, und der gemeine Pfennig zur Be-

soldung seiner Kriegsschaaren, um mit seinen Bundesgenossen in Italien einen neuen Einfall des Königs von Frankreich zu vereiteln, ging nur langsam und unregelmäßig ein. Doch berief er im Mai 1496 einen Reichstag nach Lindau, dahin sollten die Reichsstände kommen mit gerüstetem Volke und dem Pfennig zum Solde, und acht Tage nach Johannis solle ihn die Kraft des Reiches über die Berge begleiten, denn auch Frankreich trachte dahin. Die Stände widersprachen, doch ging er nach Italien und kehrte ruhmlos, alsobald von seinen Verbündeten selbst verlassen, nach Deutschland zurück. Hier erfolgte auf neuen Reichstagen nach langem Verhandeln ein Beschluß gegen die zunehmende Kleiderpracht und die kostbaren Hochzeiten, gegen die Menge von Pfeifern, Trompetern, Spielleuten und Narren, welche von den Fürsten gehalten, aber schlecht besoldet, dem Lande zur Last fielen; die herumwandernden Zigeunerbanden, die als türkische Auskundschafter galten und von Raub, Diebstahl und Wahrsagen aus der Hand lebten, solle man aus dem Lande schaffen.

Als die Stände dem Kaiser endlich siebenzig Tausend Gulden bewilligten, warb er Freiwillige und fiel mit drei Heerschaaren in Frankreich ein: der König Karl war todt, sein Nachfolger Ludwig XII. ungerüstet, deshalb erschien die Eroberung von ganz Burgund leicht. Aber zwei Heeresabtheilungen erlagen auf dem Wege mehr der Sommerhitze als dem Feinde, der Erzherzog Philipp schloß darauf einen Vertrag mit Ludwig XII. und überließ ihm das bestrittene Land und Maximilian gab unwillig hier den weiteren Kampf auf, da in Deutschland ihm selbst ein anderer drohte.

Es war Irrung entstanden zwischen Tyrol und dem in den Schweizerbund aufgenommenen Graubündten, und die österreichischen Räthe nährten geflissentlich den Zwist. Graubündten rief die Schweizer zu Hülfe, Tyrol wendete sich an den schwäbischen Bund, die Feindseligkeiten begannen mit kleinlichen Neckereien, aber der Adel drängte zum Kriege, er glaubte jetzt die stolzen Bauern demüthigen und der Macht Oesterreichs wieder unterwerfen zu können. Maximilian war den Schweizern abgeneigt, weil sie weder das Reichskammergericht anerkennen, noch gleich den übrigen Reichsständen steuern wollten, vorzüglich aber zürnte er, weil ihre kräftige Jugend in Frankreichs Sold diente. Jetzt gebot er den Schweizern bei des Reiches Ungnade, nicht den Feinden Deutschlands anzuhangen, vielmehr ihre Jugend aus Frankreich abzurufen. Das wollten die Schweizer nicht, der Zwist wuchs, der Kampf begann. Da schlossen die Schweizer einen Vertrag mit Frankreich, um mit dessen Geld und Geschütz sich gegen ihre Feinde zu wehren. Darauf schloß Maximilian Waffenstillstand mit dem Grafen Egmont wegen Gelderns, eilte mit seinen Schaaren aus den Niederlanden herbei und rief das Reich zum Beistande auf gegen die Bauern. Um sie desto leichter zu bezwingen, wollte er sie von zwei Seiten überfallen

lassen. Erschreckt sandten sie ihm Friedensboten entgegen, er hörte sie nicht und zog selbst durch die Stadt Konstanz mit dem Reichsadler gegen sie. Bei dem Schwaderloch erwarteten sie ihn jetzt kampfgerüstet (13. Juli 1599) und schon begannen die Geschütze zu donnern, da erklärten die deutschen Fürsten, die ihn doch zu diesem Kriege gedrängt hatten: sie wollen die Ehre ihrer Waffen nicht gegen Bauern aufs Spiel setzen. Voll Unwillens verließ Maximilian das Heer, der Graf Heinrich von Fürstenberg aber suchte die Schweizer im Gebirge auf, da ward er unvermuthet überfallen und erschlagen, mit ihm der größte Theil seines Heeres (22. Juli). Darauf friedete Maximilian mit den Schweizern und gewährte ihnen Freiheit vom kaiserlichen Kammergerichte und von den Reichssteuern. Fortan dachte Oesterreich nicht mehr daran, die Schweizer zu unterwerfen, diese aber löseten sich ganz vom deutschen Reiche ab und regierten sich selbst nach ihren alten Rechten und Gewohnheiten ganz in altdeutscher Weise fort und fort. In ihren Bund traten denn auch Basel und Schaffhausen, als sie vom Adel des schwäbischen Bundes verfolgt wurden.

Unterdessen war der König von Frankreich in Italien eingefallen, hatte Mailand genommen, den Sforza vertrieben, auch dessen Plan zur Wiedereroberung der Stadt vereitelt und ihn selbst durch Verrath eines geldgierigen Schweizers gefangen. Um seine Bundesgenossen zu rächen, entbot Maximilian die Reichsfürsten (April 1500) nach Augsburg. Aber hier erklärten die Versammelten, sie wollen sich in diese Händel nicht mischen, bis in Deutschland gute Ordnung, Gericht und Recht befestigt sei. Damals wurde auf Veranlassung des Kurfürsten Berthold von Mainz das Reichsregiment auf die Dauer von sechs Jahren angeordnet — ein Senat deutscher Nation, welcher statt der jährlichen Reichsversammlungen in Nürnberg zusammenkommen und unter dem Vorsitze des Kaisers oder dessen Statthalters über die Reichsangelegenheiten berathen und die Beschlüsse ausführen sollte. Maximilian stimmte bei in der Hoffnung, daß man ihm dann in seinem anderen Begehren willfahre. Die Zahl der Beisitzer wurde bestimmt und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen vom Kaiser zu seinem Statthalter ernannt, dann wurden Beschlüsse gefaßt wegen Befestigung des Landfriedens, den eine päpstliche Bulle bestätigte, und eine Reichshülfe bewilligt, die jedoch dem Kaiser nicht genügen konnte. Er suchte deswegen durch Unterhandeln mit Einzelnen sein Ziel zu erreichen und das Reichsregiment wieder aufzulösen; sein Hofrath, der bisher nur die erbländischen Angelegenheiten besorgte, wurde als Reichshofrath erklärt und dessen Wirksamkeit auf das Reich ausgedehnt. In demselben saßen aber nur österreichische Herren, die meistens zu Gunsten Oesterreichs entschieden, und selbst bei dem offenbarsten Rechte mußte man die Gnade Oesterreichs anrufen. Bei diesem Gerichtshofe verschwand die altdeutsche Sitte der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit allmälig ganz, und es wurde

der schleppende, schriftliche Gerichtsgang bald auch bei den anderen Gerichten in Deutschland, zugleich mit dem römischen Rechte, vorherrschend. Der gemeine Mann begriff die fremden Rechtsgesetze nicht, konnte sein Recht nicht mehr finden, kam unter die Vormundschaft der fürstlichen Beamten und konnte beinahe gar keinen Vertrag mehr ohne ihre Mitwirkung gültig abschließen.

Des Kaisers immer weiter gehenden Bestrebungen zur Herstellung der Reichseinheit unter ihm selbst widersetzten sich die Kurfürsten als Kurverein, statt des aufgelösten Reichsregiments; doch hoffte Maximilian auch darüber zu siegen und sein Geschlecht zum ersten in Europa zu erheben. Sein Sohn Philipp wurde durch seine Gemahlin nach dem Tode ihrer Mutter, Isabella von Castilien, Erbe dieses Landes; dessen zur Wittwe gewordene Schwester Margaretha vermählte sich mit dem Herzoge von Savoyen, dann wurde zu Blois 1504 auch ein Vertrag mit Frankreich geschlossen und Karl, das Söhnlein Philipp's, mit Klaudia, der Tochter des Königs Ludwig von Frankreich, verlobt. Damals versprachen Maximilian, Philipp und Ludwig einander: Wie eine Seele in drei Leibern Freunde ihrer Freunde und Feinde ihrer Feinde zu sein. Maximilian überließ die Sforzen ihrem Schicksale und belehnte den König von Frankreich mit Mailand. Jeder beachtete nur, was ihm augenblicklich Vortheil versprach. Der Graf von Geldern, bisher Frankreichs Schützling, wurde jetzt von diesem verlassen und mußte sich vor Philipp demüthigen; Maximilian aber konnte nach seinem Willen die Erbfolge in Bayern entscheiden.

Georg der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, war im Jahre 1504 ohne Söhne gestorben, und hatte seiner Tochter Agnes und ihrem Gemahl Rupert, einem Sohne des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, das Erbe vermacht gegen die Hausverträge, nach welchem es an die Münchener Linie fallen und dadurch ganz Bayern wieder ein einziges Herzogthum werden sollte. Darüber begann der Krieg. Albrecht von Bayern-München, welcher bisher die Untheilbarkeit Oberbayerns unter hartem Kampfe mit seinen Brüdern glücklich behauptet hatte, verließ sich auf sein Recht und auf die Hülfe und den Ausspruch des Kaisers, seines Schwagers. Der Kurfürst von der Pfalz dagegen wendete sich um Beistand an Frankreich. Deshalb verhängte der Kaiser die Acht über ihn, stellte sich selbst an die Spitze des schwäbischen Bundes, und alsobald erhoben sich die alten Feinde der Pfalz von allen Seiten: Würtemberg mit Veldenz und Hessen, während der Herzog Albrecht mit denen von Brandenburg, Sachsen, Schwaben und Nürnberg gegen seinen Vetter Rupert in Niederbayern zog und überall hin wurde Verwüstung verbreitet.

Während des Kampfes starben Rupert und seine Gemahlin schnell nacheinander, für ihre Söhne Otto, Heinrich und Philipp stritt noch ihr Großvater, der Kurfürst von der Pfalz, mußte aber

endlich, ohne Hülfe von Frankreich gelassen, sich dem Spruche des Kaisers zu Köln (1505, 30. Juli) unterwerfen: Die Feinde der Pfalz blieben im Besitze ihrer Eroberungen, wodurch insbesondere die Stadt Nürnberg ihr Gebiet mit pfälzischem Gute vergrößerte; der Herzog Albrecht erhielt nur den größeren Theil von Niederbayern, den anderen bekamen die Enkel des Kurfürsten Philipp, unter dem Namen der jungen Pfalz, mit den Hauptorten Neuburg an der Donau und Sulzbach im Nordgau; der Kaiser nahm für sich, was bisher vom unteren Innthal noch zu Bayern gehört hatte. Auf diese Weise wurde das Wittelsbachi'sche Geschlecht in der Pfalz und in Bayern geschwächt, und selbst dieses blieb getheilt. Doch gelang es dem Herzoge Albrecht wenigstens, den künftigen Theilungen und Zwisten durch die Einführung des Rechtes der Erstgeburt, 1506, vorzubeugen, und sein Haus und Bayern zu kräftigen.

Von den Reichsständen erlangte Maximilian eine Hülfe von viertausend Mann gegen die Ungarn, welche ihres Eides, ihn oder einen seiner männlichen Erben zum Nachfolger des Ladislaus zu wählen, ledig sein wollten. Gezwungen erneueten sie das alte Versprechen. Darauf wollte er endlich den Römerzug unternehmen und sich mit der Kaiserkrone schmücken: als er vernahm, der König von Frankreich habe den Vertrag gebrochen und seine Tochter mit dem Herzoge von Angouleme verlobt; dazu kam noch die Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes Philipp in Spanien, 1506 im Herbst. Doch brach sein Herz nicht, er hoffte, sein Enkel Karl werde die Schmach an Frankreich rächen und das Werk der Vergrößerung und Kräftigung des Habsburgischen Hauses, bis zur überwiegenden Macht vollenden. In Konstanz klagte er, 1507, vor den Reichsständen über die Treulosigkeit und Habsucht des Königs von Frankreich, der selbst den Kaiser und den Papst abzusetzen gedenke, und die Stände bewilligten ihm dreitausend Mann zu Roß und neuntausend zu Fuß, doch sollte zum Schrecken Frankreichs das Geschrei auf dreißigtausend gemacht werden. Auch die Schweizer bewilligten ihm sechstausend Mann gegen Sold, doch nicht zum Kampfe gegen Frankreich.

Alsobald zog Maximilian über die Alpen, um dem treulosen Bundesgenossen Mailand zu entreißen und die Kaiserkrone zu holen, 1508. Aber jetzt hemmte das mächtige, nicht blos das Mittelmeer beherrschende, sondern auch in Oberitalien gebietende Venedig seinen Zug, und er verzichtete deshalb auf die Kaiserkrönung und nahm mit Bewilligung des Papstes, während seines Aufenhaltes in Trient, am 4. Februar, in feierlicher Weise den Titel an „erwählter römischer Kaiser". Darauf begann er den Krieg gegen Venedig. Doch bald sah er sich von Gefahren umringt und von den Schweizern verlassen, da er keinen Sold zahlen konnte, und eilig kehrte er nach Deutschland zurück und schloß mit Venedig einen Waffenstillstand auf drei Jahre, brach ihn aber schon früher.

Denn ungeachtet aller Erfahrungen verband er sich zu Cambray wieder mit Frankreich und dem Papste, und dem Könige Ferdinand von Aragonien gegen die stolze Seestadt, 10. Dezember 1508. Und wieder begann eine Reihe von Verträgen und Bündnissen, die je nach Laune und der Hoffnung eines augenblicklichen persönlichen Vortheiles wechselten. Venedig, auf dem Festlande überall angegriffen, und auch in seinem Handel nach Ostindien bereits von den Portugiesen gefährdet, suchte den großen Bund zu lösen, demüthigte sich vor dem Papste, der seine Schaaren sogleich gegen die Franzosen schickte. Aber darauf schlossen sich Maximilian und Ludwig enger aneinander und bedrängten zugleich den Papst und Venedig mit Glück, so daß der Kaiser siegesfreudig erklärte, er werde das Volk Venedigs von der drückenden Adelsherrschaft befreien und die Stadt zur freien Reichsstadt machen. Die dem Papste feindlich gesinnten Kardinäle beriefen auf den 19. Mai 1511 ein allgemeines Concil, um die Gebrechen der Kirche zu heilen, luden den Papst selbst dazu ein, und so weit war es gekommen, daß sogar die Fürsten ihm mit den geistlichen Waffen drohten.

Doch der Papst durchschnitt kühn die gegen ihn gerichteten Pläne, berief selbst eine Kirchenversammlung auf das Jahr 1512 nach Rom, belehnte den König Ferdinand von Aragonien mit Neapel und vermochte ihn dadurch, dem Bunde mit Frankreich zu entsagen. Bald darauf erkrankte er, und nun führte der Kaiser den abenteuerlichen Plan, selbst Papst zu werden, wenn Jener stürbe; er wollte seine Kleinodien versetzen und die Kardinäle bestechen, schon ließ er bei den reichen Fuggern in Augsburg Geld aufnehmen, und durch den Kardinal, Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg, seinen Liebling, der von ihm aus niederem Stande zu dieser hohen Würde erhoben war, bei den Kardinälen werben, deren mehrere ihm willfahren wollten. Und selbst als der Papst Julius genas, gab Maximilian seinen Plan nicht alsogleich auf. Die Schlacht bei Ravenna demüthigte Venetianer, Schweizer und Spanier, der Papst schloß sich in die Engelsburg ein, und war schon Willens, Italien zu verlassen, als sich Alles änderte.

Denn Ferdinand von Aragonien gewann den Kaiser, versöhnte ihn mit dem Papste, und die Drei schlossen nun einen Bund, dem auch der König Heinrich VIII. von England beitrat. Der Papst eröffnete die Kirchenversammlung, die Schweizer zogen ihm von Neuem zu, Maximilian schloß einen Waffenstillstand mit Venedig und rief seine Landsknechte vom Heere des Königs von Frankreich zurück, und dieser, vor Kurzem noch sein lieber Bruder, sah sich treulos verlassen und mußte auch seine geübtesten Krieger aus Italien abrufen, weil englische Schützen an seinen Küsten landeten. Darauf wurden die Franzosen leicht aus Italien vertrieben. Der Papst freute sich über die Demüthigung Ludwig's, ließ dagegen das Haus Habsburg sich in Italien festsetzen, und befahl den Venetianern,

mehrere Städte an Maximilian abzutreten; doch verweigerte er standhaft, daß dessen Enkel Karl als Herzog über Mailand gesetzt werde. Maximilian Sforza, der älteste Sohn des Vertriebenen, herrschte durch des Papstes Gunst und mit Hülfe der Schweizer über Mailand. Im Jahre 1513, 21. Februar, starb Julius, und durch den Einfluß des Kaisers und des Königs von Aragonien wurde ihr Schützling, der Kardinal Johann von Medicis, als Leo X. gewählt, der aus Dankbarkeit sich dem Hause Habsburg ergeben zeigte.

Der Versuch des Königs von Frankreich, Mailand wieder zu erobern, mißlang, sein bald darauf erfolgter Tod (1515) schien Maximilian's Macht in Italien noch mehr zu befestigen, zumal das ihm widerstrebende Venedig durch seine Landsknechte entscheidend geschlagen wurde. In diesem Jahre sah Maximilian den König Sigismund von Ungarn und den König Wladislaus von Böhmen bei sich und schloß mit ihnen den engsten Erbvertrag. Wladislaus verlobte seinen Sohn Ludwig, den künftigen Erben von Ungarn, mit Maria, der Enkelin, und seine Tochter mit Ferdinand, dem Enkel des Kaisers; schon im folgenden Jahre bestieg Ludwig nach seines Vaters Tode den Thron Böhmens, und vermählte sich fünf Jahre später mit Maria; schon hatte ihn Maximilian, jedoch ohne Schaden für die Rechte seiner Enkel — wenn sie am Leben blieben — zum Reichsstatthalter und Nachfolger im Kaiserthum erklärt, ohne deshalb die Reichsstände zu fragen. Ganz Deutschland schien den Habsburgern als Erbreich oder ihrer Macht unterthänig anheimzufallen.

Die Landsknechte.

Der Heerbann — das Aufgebot aller Freien zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes, war seit Jahrhunderten weder üblich noch nothwendig: Die Kriege und Fehden galten keinem gemeinsamen Feinde nach außen, sondern es waren nur Zwiste der Edlen unter einander. Zuletzt ward auch die letzte Spur des Heerbanns — das Aufgebot zur Begleitung des deutschen Königs zum Zuge nach Rom um die Kaiserkrone — vernichtet, da derselbe nur mit besoldeten Rittern und Knechten den Zug unternahm, zu welchem die Reichsstände steuerten. Im Laufe der Zeit hatte sich auch das Kriegswesen, und zwar von Deutschland ausgehend, durch ganz Europa geändert, dazu gab vorzüglich Veranlassung die neue Waffe, das Feuergewehr, das nur vom Fußvolke gut zu handhaben war, und durch welches die Ritter mit den Stahlrüstungen bald unnütz wurden. Mit dem letzten Turnier, das die Ritterschaft der vier Nationen (Stämme) Deutschlands in der Woche nach Bartholomä 1487 in Worms feierte, ging das Ritterthum zu Grabe.

Der Kaiser Max, verlassen von dem Adel seiner Erbländer, und wenig unterstützt von den Edlen des Reiches, mußte für seine Kriege gegen Frankreich ein neues Heer schaffen: Das waren die Landsknechte, Freiwillige vom ebenen Lande, im Gegensatze zu den Gebirgsländlern, den Schweizern. Sie dienten ihm um Sold, und er selbst lehrte die Haufen Glied und Rotte halten, die Spieße ausstrecken, einen Igel gegen den Reiter-Angriff machen, und führte dieselben unter adeligen oder bürgerlichen Hauptleuten gegen die Feinde. Ihre Hauptwaffe war ein langer, insgemein 18 Fuß langer Spieß und ein Schlachtschwert. Durch ihn kam das deutsche Fußvolk wieder zu seiner alten Ehre, denn er selbst ging nicht selten mit dem Spieß auf der Schulter und dem breiten Schwert an den Lenden vor der Kriegsschaar einher, und deshalb drängten sich denn auch Herren und Edelleute zu den Fähnlein der Landsknechte, und stritten im Harnisch in den ersten Reihen und erhielten Doppelsold. Gar Viele des niederen Adels, die jetzt daheim durch den Landfrieden bedrängt, und auf ihren Felsennestern wegen Friedensbruches von den Fürsten mit Kanonen bedroht waren, begaben sich in den Dienst eines Mächtigeren, selbst in das Ausland, bis der Rückruf vom Kaiser an sie erging.

Welcher Fürst eine Fehde hatte, der bestellte einen berühmten Kriegsmann als seinen Feldobersten, bestimmte ihm den nöthigen Sold und überließ ihm dann die Werbung und Einübung der Mannschaften, und meistens auch die Führung des ganzen Krieges nach eigener Einsicht. Dieser ließ dann seine Werber ausgehen, die Trommel erschallen und das Fähnlein aufwerfen, um welches sich alsobald rüstige, trotzige Gesellen aus den Städten und vom flachen Lande sammelten. Ihnen schloß sich an, wer daheim keine Arbeit hatte, oder wie immer mit seinem Loose unzufrieden war, selbst Söhne wohlhabender Bürger und Bauern, die wenigstens lieber eine Zeit lang ein lustiges Leben führen, als Tag für Tag dieselbe Arbeit thun wollten. Sie dienten dem, der am meisten zahlte, und es fanden sich deshalb deutsche Soldaten in aller Herren Ländern, und in ganz Europa wurde von jener Zeit an bis jetzt beinahe kein Krieg geführt, und keine entscheidende Schlacht geschlagen, ohne daß Deutsche dabei gewesen und meistens das Beste gethan.

Krieg war dieser wandernden Schaaren Handwerk, Ziel und Pflicht, dem Feinde ihres Soldherrn zu schaden mit Morden, Rauben und Brennen und sie führten insgemein ein gotteslästerliches Leben. Der Kriegsschaar folgte ein langer Troß von Weibern, die mit Kochen, Waschen und Sudeln sich beschäftigten, von Buben und anderem Gesindel. Nur im Felde hielt die Schaar Zucht und Ordnung, vor der Schlacht fiel es zum Gebet auf die Knie nieder und drang dann wie eine wandelnde Mauer gegen den Feind. Ihnen kam an Tapferkeit keine andere Nation gleich und auch im fremden Dienst rühmten sie sich mit Stolz ihrer deutschen Abstammung.

Sie waren nicht gleichmäßig gekleidet, jeder trug sich so phantastisch als möglich, zuweilen üppig, denn sie maßen in Feindes Land das Tuch mit dem Spieße und wußten an ihrer weiten Kleidung nicht genug Falten und Puffen anzubringen. Was sie wie immer gewannen, vergeudeten sie schnell wieder im Trunk und Spiel. Der Kaiser selbst aber gönnte ihnen für das unselige Leben, dessen Ende sie stündlich gewärtigen mußten, jede Ergötzlichkeit.

Die ganze geworbene Kriegsschaar hieß Regiment, weil es einen eigenen Staat unter bestimmten Gesetzen und Befehlshabern bildete. Kriegsräthe und Musterschreiber sorgten für den Sold und alle Kriegssachen, der Profoß wachte über Polizei und Verfolgung der Verbrecher, achtete auf allen Unfug, Betrug und Dienstfrevel und sorgte für den Markt des Lagers. Kaufleute, Krämer und Marketender standen unter seiner Aufsicht und er hatte den Rang eines Hauptmanns. In seinem Gefolge waren gewöhnlich der Stockmeister mit den Knechten; dem Fähndrich, meistens einem großen, tapferen, rüstigen Manne, war die Ehre und das Zeichen der Kriegsschaar anvertraut, er sorgte für die kriegerische Haltung. Dem Feldwebel lag die Einübung der Einzelnen und Aller insgesammt ob. Die Gesellschaft genoß vieler Freiheit, der sogenannte kleinliche Dienst war unbekannt und kein Gebot nöthigte die einfache Waffe zu reinigen, wenn sie der Mann nur gut handhabte und muthig gegen den Feind behauptete. Allmonatlich wurden aus den Landsknechten zwei Gemeinsweibel gewählt, welche im Namen Aller die Klagen über Mängel und Gebrechen an die Hauptleute brachten und die Lebensmittel empfingen. Das Gerichtsverfahren war altdeutsch, öffentlich und mündlich, das Urtheil wurde von ihres Gleichen gesprochen und schnell vollzogen. Der Oberst war einem Fürsten gleich geehrt und gehalten; wohin er sie führte, dahin folgten sie; sie kannten nur sein Gebot, er nur den Krieg seines Fürsten; wie er ihn führte, das war ihm überlassen. War der Krieg zu Ende, dann zerstreute sich die Schaar und suchte neuen Dienst in der Nähe oder Ferne oder bettelte ungestüm (gartete) und streifte, jeder anderen Arbeit unkundig oder überdrüssig, im Lande umher, zur Plage insbesondere der Dörfer und einzeln stehender Höfe.

Unter den Kriegsobersten jener Zeit war der berühmteste Georg von Freundsberg, dessen Stammschloß bei Mindelheim lag. Er brachte beinahe sein ganzes Leben im Felde und im Dienste des Kaisers zu und er war es, der den Krieg in einen ordentlichen Staat verfaßte und er wußte, gleich dem Kaiser, dem Meister in der Arkelin, — der Kunst mit dem groben Geschütz, diese furchtbare Waffe — am Besten anzuwenden. Gewöhnlich ging Freundsberg, mit dem Brustharnisch angethan, vor dem Fußvolke, selbst da er später immer unbehülflicher wegen seiner Leibesschwere wurde und holte jedes Mal, wenn er mit dem zweihändigen Schwert einen mächtigen Streich gethan, tief Athem. Er war von seinen Landsknechten, für

die er redlich sorgte, wie ein Vater geliebt, und als im Kriege des Kaisers gegen Venedig, dessen Anführer gegen ihn prahlte: wenn die nackten Landsknechte die Wehr von sich legen, wolle er sie mit weißen Stäben aus dem Lande ziehen lassen, entgegnete Freundsberg: Ja! ich hab' nackte Knaben; hat aber Einer einen Pokal Wein im Busen, so sind sie mir lieber als die vom Kopf bis zu Füßen geharnischten Venediger. — Während der Waffenruhe brachten die Landsknechte ihre Gefühle und Erlebnisse in Lieder, die schnell überall hin sich verbreiteten und auch Freundsberg brachte manches Trostsprüchlein in Reime.

Die Posten.

Gewöhnlich setzte man in die Zeit Maximilian's die Einrichtung der deutschen Posten; aber sie stammen aus einer früheren Zeit. Schon die Römer hatten eine treffliche Verbindung zwischen den einzelnen Heerlagern am Rhein, an der Donau und mit ihrer Hauptstadt hergestellt und unterhalten. Mit ihren Straßen verfielen seit der Völkerwanderung auch ihre Posten und dann selbst die später von Karl dem Großen im Jahre 807 gemachte Einrichtung: er hatte eine regelmäßige Verbindung aus seiner gewöhnlichen Residenz Aachen nach den italischen, deutschen und westfränkischen Ländern angeordnet. Er und die Großen seines Gefolges waren auf ihren Reisen stets zu Roß, ihr Gepäck wurde von den Unterthanen von einem Ort zum andern befördert, dazu waren die Großen als Lehensträger und Beamte des Kaisers und selbst die Klöster verpflichtet. Die Briefbestellung geschah vorher und noch später in dringenden Fällen durch eigene von den Fürsten und Herren abgesendete Boten, sonst aber zumeist gelegentlich durch Pilger und Mönche. Alle Orden und geistlichen Anstalten waren und blieben durch eigene Boten im beständigen Wechselverkehr mit Rom und mit einander. Der deutsche Ritterorden in Preußen besaß schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vollständig eingerichtete Reitposten, die aber nur für den Hof in Marienburg und für die Ordensbeamten bestimmt waren.

Für das Volk im Allgemeinen waren durch ganz Deutschland zumeist die Metzger bei ihren Reisen zum Vieheinkauf in die Gaue (in's Gau) die Beförderer von mündlichen und schriftlichen Nachrichten, bis sich in den Städten seit dem dreizehnten Jahrhundert in förmliches Botenwesen zur fortdauernden Verbindung zwischen den einzelnen Städten über das ganze Reich ausbildete. Reitende und fahrende Boten durchzogen das Land nach allen Richtungen,

während die Kaufleute selbst Jahr aus Jahr ein zu Reisen oft in große Entfernung genöthigt waren, auf welchen sie auch nebenbei die Besorgung anderer Geschäfte übernahmen. Die Besuche der zahlreichen Messen und Märkte wurden zu eben so vielen Postzügen. Auf diese Weise entstand eine regelmäßige Verbindung zwischen den süddeutschen Städten und denen der Lombardei, der Hansastädte unter einander und mit denen des deutschen Reiches und der deutschen Zunge von Amsterdam und Köln an die Nord- und Ostsee bis Riga und Nowogorod. Diese Anstalten wurden vielfach von den benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten benutzt, bis sie selbst ähnliche errichteten; aber nirgends war in dieser Beziehung ein gemeinsames Zusammenwirken und Ineinandergreifen, jede Körperschaft und jeder Stand handelte für sich. Die abgehenden und ankommenden Boten wurden durch Blasen auf einem Horn angekündigt, was jetzt bei dem ersterbenden gewöhnlichen Postenlauf immer seltener gehört wird.

Weil die bloßen Boten dem Handel bald nicht mehr genügen konnten, erstand in den Städten neben den gehenden und reitenden Boten die Anstalt des Fuhrwerks zum Güterfortschaffen und häufig schlossen sich Reisende solchen Fuhrleuten an. Aber wie langsam ging damals eine solche Reise! Selbst bei der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vom Kurfürsten von Brandenburg eingerichteten Botenanstalt brauchte der Bote von Küstrin nach Anspach (68 Meilen) einschließlich der sechs Ruhetage vierundzwanzig Tage, und der markgräfliche Bote von Anspach nach Wolffenbüttel (52 Meilen) fünfzehn Tage. Der Reisende, der sich einem solchen Fuhrwerke anvertraute, ging bei gutem Wetter auf den schlecht unterhaltenen Straßen neben dem Wagen her und bei schlechtem konnte er mit dem Fuhrmann und dessen Hund unter einem Leinendache auf dem Wagen Schutz suchen. Wer sicher reisen wollte, verschaffte sich von einem Fürsten oder einer der Bundesstädte einen untersiegelten Geleitschein, dem ausführlich beigefügt sein mußte: der Inhaber sei ehrlich, ehelich geboren, kein Wende oder Slave, kein Schäfer, Schinder oder Spielmann und nicht der Sohn eines Solchen. Denn diese waren ächtlos und rechtlos überall, und was ihnen Unrecht geschah, das mochten sie am Schatten des Thäters rächen.

Unter dem Kaiser Maximilian und auf dessen Veranlassung richtete Baptist von Thurn und Taxis und dessen Sohn Franz einen regelmäßigen Postenlauf ein zur raschen und sicheren Verbindung zwischen Wien, Regensburg und Brüssel, als den Hauptsitzen der kaiserlichen Hofhaltung und Verwaltung, und Maximilian ernannte im Jahre 1516 jenen Freiherrn zu seinem niederländischen Postmeister und gab ihm ein ausschließliches Vorrecht zur Briefbeförderung und der davon fallenden Erträgnisse; dagegen übernahm der Freiherr die Einrichtung und Erhaltung der Posten auf eigene Kosten und die kostenfreie Beförderung der kaiserlichen Briefe.

Maximilian's Enkel und Nachfolger im Reiche rühmte die großen Verdienste der Thurn und Taxis und ernannte 1543 Leonhard, den Bruder des verstorbenen Franz, zum obersten Leiter und Meister seiner Posten und ermächtigte ihn, diese je nach Bedürfniß von einem Orte zum andern zu verlegen und die nöthigen Beamten ein- und abzusetzen. In der Folge stieg das Geschlecht an Reichthum, Würde und Ansehen, besonders nachdem im Jahr 1595 es das Amt eines kaiserlichen General-Oberpostmeisters im Reiche erlangt und hundert Jahre später in den Reichsfürstenstand erhoben war. Allmälig wurden die taxischen Posten über ganz Deutschland verbreitet, die alten vertragsmäßig aufgerichteten Landkutschen und Boten zurückgedrängt und von den neuen Postbeamten oft große Willkür geübt. Um so mehr eilten die Fürsten und Reichsstädte eigene Posten zu errichten. Aber Jeder handelte für sich und auch in dieser Beziehung war kein Zusammenhang, über Verzögerung gerechte Klage.

Gewerbe und Künste.

Während der Kaiser in beständigen Kriegen und Unterhandlungen für die Macht und die Ehre seines Hauses sorgte, trachteten die Städte in ihrer Weise sich zu kräftigen und in ihren durch manchen Kampf errungenen Rechten zu sichern. Die Quellen des wachsenden Wohlstandes aber der meisten, namentlich der Reichsstädte, waren: ringsum trefflicher, beinahe gartenmäßiger Landbau, im Inneren ein zahlreicher Adel und ein thätiger, unternehmender Handelsstand, und die Gewerbthätigkeit nahm von Jahr zu Jahr zu, und zeigte sich in vielen trefflichen Erfindungen: der Buchdruck wurde vervollkommnet und immer mehr verbreitet, eben so das Feuergewehr, zu welchem in Nürnberg das Feuerschloß erfunden war, Windmühlen, Brillen, Siegelschneidekunst, der Kupferstich, die Gießkunst und das Drahtziehen, Scharlachfärberei und Schleifen der Diamanten, Orgelbau, und die Kunst, mathematische und mechanische Werkzeuge zu verfertigen. Dies Alles verherrlicht den Ruhm der deutschen Nation, daß sie mit Recht die kunstreiche und erfinderische heißt. In Werken der Kunst aber zeichnete sich Nürnberg, der Mittelpunkt des Verkehrs der slavischen und deutschen Völker und zugleich der fruchtbare Sammelplatz der Künste und Gewerbe vor andern aus. Hier wurden glaublich auch die Windbüchsen erfunden, seit den Hussitenkriegen wurden in Nürnberg die Reichskleinodien und Heiligthümer verwahrt, mit welchen sich bei der Krönung die deutschen Könige schmückten.

Zur höchsten Blüthe erhob sich im fünfzehnten Jahrhundert die Baukunst mit der Bildnerei. Die großartigen Dome zu Regensburg und Wien, zu Köln, Basel, Freiburg und Ulm, die Lorenz- und Selbaldus-Kirche zu Nürnberg mit den schönen Standbildern von Peter Vischer gediehen immer weiter zur Bewunderung für die kommenden Zeiten, und darin zeigten sich die Bürger bieder und sinnig, daß beinahe in jedem frommen Vermächtnisse auch eine Beisteuer zum Dombau geboten ward, und daß die Dommeister eben so eifrig und redlich den Bau nach dem ursprünglichen Plane fortführten.

Die Meister dieses Gewerkes lebten und arbeiteten nach ähnlichen Bestimmungen, wie die Meister anderer Handwerke und thaten sich in zunftähnlichen Gesellschaften zusammen, und bald bildeten alle Baukünstler, zu welchen die Steinmetzen und die Bildhauer gehörten, eine einzige große, über ganz Deutschland verbreitete Gesellschaft. Im Jahre 1459, 25. April, versammelten sich in Regensburg die Baukünstler von Ansbach, Augsburg, Basel, Blassenburg, Constanz, Dresden, Frankfurt, Freiburg, Hagenau, Heidelberg, Heilbronn, Mainz, Meisenheim, München, Nürnberg, Salzburg, Selnstadt, Speier, Stuttgart, Ulm und Zürich, und verglichen sich eines eigenen Wortzeichens, Grußes und Handschenks und gelobten, in mehreren Provinzen solche Vereine zu errichten und der Haupthütte zu Straßburg unterzuordnen, weil nach dem wundervollen Thurme jener Stadt, der wie ein hocherhabener, weitverbreiteter Baum Gottes mit tausend Aesten, Zweigen und Blättern rings um der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, die Thürme der Hauptkirchen zu Wien, Köln, Zürich, Landshut und Freiburg im Breisgau gebaut wurden. In der Folge kamen die Mitglieder zu Basel, Speier oder in anderen Städten zusammen, und es verband dieser Verein, obgleich eine zünftische Ordnung herrschte, die deutschen Künstler am meisten durch ein geistiges Band, und es entstand nachmals aus diesem Vereine die Maurerei — die berühmte Verbindung der Freimaurer, welche jeden Edlen und Gebildeten für ihren Bund zu werben und höhere Erkenntniß und Maß und Ziel des Lebens zu lehren suchten und sich über ganz Europa verbreiteten.

Um diese Zeit rang sich die Malerei von den Fesseln los, die ihren Aufschwung bisher hemmten, und stellte ihre Gebilde nicht mehr auf dem tapetenartig gestempelten oder dem Goldgrunde, sondern frei, oft in einer schon gut ausgeführten Landschaft mit bezeichnenden Bauwerken dar. Als Meister dieser Kunst waren weit berühmt die Nürnberger Michael Wohlgemuth und sein Schüler Albrecht Dürer, der zugleich Meister der Holzschneide- und Kupferstecherkunst war, und die beiden Holbein, Vater und Sohn, die mit ihren Bildern vorzüglich Basel und Augsburg schmückten. Denn die reichen Bürger gaben den Künstlern vielfache Beschäftigung, ließen ihre und ihrer Familie Bildnisse malen und ihre Häuser

mit Gemälden aus der heiligen und weltlichen Geschichte zieren. Manche Straßen glichen deshalb einem großen Bilderbuche, dessen Blätter die mit Darstellungen bedeckten Häuserwände waren, und darin wetteiferten die Reichs- und fürstlichen Städte, und die Bürger wollten in lebhaften Bildern schauen, was sie und ihre Ahnen erlebt hatten. Die Künstler malten für das ganze Volk, und die immer mehr sich verbreitende Bauart mit gebrannten Steinen und den breiten Wandflächen war solchen Malereien günstig.

Eine große Veränderung zeigte sich in der Dichtkunst, welche von den höheren Ständen nicht mehr gepflegt, sich zu den Bürgern flüchtete und bald vorzugsweise deren Sprache redete und im Meistergesang eine geraume Zeit blühte. Die Meister der verschiedenen Gewerbe übten auch die Dichtkunst handwerksmäßig, und die Muse zeigte sich als eine ehrbare Bürgerin, zufrieden in beschränkter Häuslichkeit, und offenbarte in einfacher, mitunter langweiliger Weise die Gedanken und Gefühle des Bürgerstandes. Meister und Gesellen übten sich in einsamer Kammer in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge, und alle Liebhaber solcher Dichtung bildeten zusammen eine große Gesellschaft — Innung. Allsonntags Nachmittags nach dem Gottesdienste versammelten sich die Mitglieder, die Singer oder Dichter, die Schulfreunde oder Schüler mit anderen Bürgern und Bürgerinnen auf dem Rathhause oder in der Kirche, um Schule zu singen und die von ihnen in Wort und Tönen gedichteten Lieder vorzutragen und von den Werkmeistern das Urtheil zu vernehmen. Der Sieger ward mit einem Kranze gekrönt und mit einer Kette geschmückt, und trug sie so lange, bis ein Besserer erschien. Das waren die edlen Feierabends- und Feiertags-Beschäftigungen.

In Mainz scheint dieser Gesang durch Frauenlob am Ersten geblüht zu haben. Allmälig verbreitete er sich über die vorzüglichsten Städte Deutschlands und als Pflegerinnen werden gerühmt Straßburg, Ulm, Nürnberg, Regensburg, München, Kolmar, Innsbruck und Andere. Die bekanntesten Meistersänger sind Barth, Regenbogen, Heinrich von Müglin, Suchensinn, Hans Folz aus Worms, als Barbier in Nürnberg ansässig, Michael Behaim. Sie übertraf bald Hans Sachs.

In den Gedichten dieser Meistersänger zeigt sich die Welt des bürgerlichen Lebens, der Gesichtskreis der Dichter ist beschränkt und nur auf die nächste Umgebung gerichtet. Die neuen Gedichte erzählen nicht mehr die abenteuerlichen Kämpfe mit Helden, Riesen und Thierungeheuern, sondern sie schildern das wirklich Erlebte und Gefühlte in den mannigfaltigsten Liedern, die schnell unter dem ganzen Volke oder doch in den einzelnen Ständen sich verbreiteten und überall, auf allen Straßen, in den Herbergen der einzelnen Zünfte und Gesellschaften gesungen und gepfiffen wurden. Es ist dies die Zeit des Volksliedes der wandernden Studenten und Soldaten oder Handwerksgesellen, der Jäger und Bergmannsleute.

Sie offenbaren die tiefe Gemüthsart und schildern die äußern Zeit- und Lebensverhältnisse, sie loben oder schelten, mahnen oder rügen, verspotten oder höhnen Einzelne oder ganze Stände, besonders die höheren. Der Dichter erscheint dabei nur als der Mund, durch welchen alles Volk oder ganze Stände ihre innersten Empfindungen aussprechen. Die Landsknechte sangen ihre erzählenden Lieder über gewonnene Schlachten oder priesen ihr freies Leben, bei Weitem der größte Theil der Lieder aber besingt wie zur Zeit der Minnesänger die Liebe, die heimliche, getreue, die glückliche oder unglückliche, die Trauer des Abschieds, meldet Grüße aus der Ferne — als viel Stern am Himmel stehen, oder schildert die Hoffnung und Freude des Wiedersehens. Alle diese Lieder sind so tief empfunden, daß sie überall und zu allen Zeiten verstanden, nachempfunden und deshalb geliebt und neu erweckt werden.

Andere sprachen in sogenannten Lehrgedichten mehr zum Verstande als zum Gemüthe und zur Phantasie, und schöpften theils aus heimischen, theils aus fremden, heidnischen und christlichen Quellen und sammelten die Sprichwörter, welche in kurzen Erfahrungssätzen die im Volke gang und gäben Ansichten von Staat und Kirche, Haus und Hof, Witterung, Menschen- und Thier-Eigenschaften aussprachen — wahrhaft die Weisheit auf der Gasse in Deutschland, die überall bekannte und doch selten geachtete und befolgte, in Bild und Spruch mittheilten. Dies findet sich in Freidanks Bescheidenheit (Weisheit), der überall Bescheid weiß; im Renner des Hugo von Trimberg, der gegen das einbrechende Sittenverderbniß eifert und seine Strafreden mit Geschichten, Fabeln und Schwänken würzt. Andere theilten in sogenannten Sendschreiben oder Büchlein ihre Lehren mit, wie Ulrich von Lichtenstein; wieder Andere ergossen in bitteren Satyren ihren Tadel über die Gebrechen der Zeit, und darin zeichnete sich Sebastian Brand von Straßburg aus, der ein ganzes Schiff mit Narren belud — daher sein Buch Narrenschiff heißt — weil derselben so viel, daß Karren und Wagen sie nicht mehr zu führen vermöchten, und die er nach verschiedenen Klassen ordnet, und sich selbst in die erste Klasse, unter den Büchernarren einreiht. Ulrich Boner, aus einem edlen Berner Geschlecht und Predigermönch, sprach Lehren und Tadel in Fabeln aus, die er zusammen Edelstein nannte.

Bei dem fortwährenden Wachsthum der Städte und des regen Gewerbelebens dehnte sich der Handel immer weiter aus, die Städte Süddeutschlands standen im ununterbrochenen Verkehr mit Italien, die Kaufleute von Augsburg besaßen in Venedig eigene Waarenhäuser. Aber die reichen Welser und Fugger in Augsburg übertraf an Ruhm der Nürnberger Martin Behaim, welchen Kaufmannschaft nach den Niederlanden und nach Portugal führte. Er befand sich im Jahre 1484 auf der Flotte, welche der König Johann zur Entdeckung der Westküste Afrikas ausschickte, und half

am 18. Januar 1485 die Denksäule auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufrichten. Nach seiner Rückkehr schlug ihn der König zum Dank für seine Verdienste zum Ritter des Christus-Ordens; im Jahre 1490 besuchte er seine Verwandten in Nürnberg, und verfertigte da den berühmten Erdapfel, indem er mit vorschauendem Geiste die Erde in Kugelgestalt darstellte.

Der portugiesische König Emanuel der Große gewährte der Welser'schen Genossenschaft von Augsburg im Jahre 1503 große Vorrechte in Ein- und Ausfuhr und freien Schiffbau in allen Häfen seines Landes, und Schifffahrt überall hin, nur nicht nach den neuentdeckten Ländern; im Jahre 1506 rüsteten die Fugger in Verbindung mit Nürnbergern, Florentinern und Genuesern drei Schiffe aus und theilten dann miteinander den reichen Gewinn.

Die Humanisten.

Während sich das deutsche Volk in den Städten seiner menschlichen und bürgerlichen Selbständigkeit immer mehr bewußt wurde, kam ein fremder Geist, der sich unvermerkt der edelsten Kräfte bemächtigte, und Deutschland in eine drückendere Abhängigkeit als je bisher zu bringen trachtete.

Als die Türken nach Europa übersetzten und endlich mit dem Sturze von Konstantinopel das ganze morgenländische christliche Reich unterging, da wanderten viele gebildete Griechen nach Italien und weckten hier die Liebe für die altgriechische Sprache, und Herzoge und Fürsten wurden Schüler der neuen Lehrer und horchten der Erklärung Homer's, des Dichterfürsten, des weisen Sokrates und Plato, und der Geschichtsschreiber. Die griechischen Schriftsteller wurden nun eifrig gelesen, die alten Verfassungen, Sitten und Gebräuche, Kunst und Wissenschaft im neuen Lichte betrachtet; dann wendete sich die Forschung auch den römischen Schriftstellern zu, der Eifer zu dem neuen Studium verbreitete sich schnell über die Alpen, denn der Verkehr Deutschlands mit Italien wurde nicht blos in Beziehung auf Handel, sondern noch mehr in geistiger Hinsicht immer lebendiger, edle Jünglinge lernten in den neuen Schulen und kehrten als begeisterte Lehrer zurück. Im Laufe der Jahrhunderte hatten beinahe alle größeren Städte in Deutschland mit oder ohne Erlaubniß der Geistlichkeit eigene Schulen gegründet; an diesen fanden die neuen Lehrer schnell eifrige Schüler, ebenso an den Universitäten, wo die Jünglinge aus den Hörsälen der Formen lehrenden Philosophen sich den Neuen — den Humanisten — Philologen — zuwendeten und mit der Sprache der Alten zugleich

die Schönheit der Darstellung und den Geist der alten Welt kennen lernten. Von nun an galt es als die höchste Aufgabe: Lateinisch, wie die alten Römer, insbesondere wie Cicero, zu reden und zu schreiben.

Die neue sich verbreitende Bildung war die der Gelehrsamkeit und führte zu Aemtern und Würden, brachte aber Fremdartiges in das deutsche Leben und drohte dieses zu überwuchern. Man studirte die Geschichte der alten Völker und vernachlässigte die des eigenen Vaterlandes, man wußte bald besser Bescheid in den Gesetzen der Alten, als in denen des Reiches. Die alten deutschen Heldenlieder wurden verachtet, die altchristliche fromme Sage und Dichtung ward verdrängt von den Sagen der heidnischen Griechen und Römer, und die heranwachsende Jugend verlernte den Sinn der kirchlichen Bildersprache. Während des ganzen Mittelalters galten Joachim und Anna, Joseph und Maria, die Apostel und Blutzeugen als die verkörperten bürgerlichen und häuslichen Tugenden und als Muster eines christlichen Lebens, und die Legenden wirkten mehr, als die kurzgefaßten Glaubenslehren und Predigten zur Weckung und Nährung des frommen Sinnes. Die Heiligen-Legende galt als Sittengesetzbuch, das, durch den Buchdruck vervielfältigt, beinahe in jedem Bürgershause zu finden war. Durch die Humanisten wurden die allgemein bekannten und lieb gewonnenen Gestalten zwar nicht aus dem Herzen des Volkes, aber allmälig aus dem Gesichtskreise der höheren Stände verdrängt, weil Dichter und Künstler mit Vorliebe Gegenstände der griechischen Götterwelt darstellten und es mußten die Engel als Amorinen, die drei göttlichen Tugenden als Grazien erscheinen. Ueberall an den Wänden der Wohnzimmer und auf öffentlichen Plätzen und in Gärten sah man die Bildnisse und Statuen von Göttern, und zwar oft in unziemender Stellung.

Die Quelle dieser heidnischen Bildung, welche das Christenthum zu vergiften drohte, ging von Rom aus und hatte dort seine angesehensten Beschützer. Das Päpstthum war in den letzten Jahrzehnten ganz weltlich geworden und deshalb glaubte der Kaiser Maximilian selbst Papst werden zu können. Von Rom aus schien die in der Kirche und im Staate herrschende Ausartung zu kommen, auf Rom sich zu stützen, da der päpstliche Hof den Anblick einer asiatisch üppigen Herrschaft darbot. Die Päpste waren mehr Fürsten, als Bischöfe und suchten ihre weltliche Macht auf alle Weise zu vergrößern und zu befestigen, und ihre Verwandten zu erheben und zu bereichern. Der Papst Alexander VI. aber (von 1492—1503) schwur und brach Eide nach Eigennutz und handhabte Dolch und Gift nach Willkür, um seine weltlichen Pläne durchzusetzen, bis er endlich an dem Gift starb, das er für Andere bereitet hatte. Unter Leo X., dem heiteren, gefälligen Weltmann, dem Kunst und Wissenschaft liebenden Papste, schätzte man die bildenden Künste und

insbesondere die zu Tage geförderten, oft arg verstümmelten Kunstwerke in Marmor wahrhaft abgöttisch, ahmte in kirchlichen Ausschreiben die alten Römer nach und es wurden von den Predigern die Helden des Christenthums und Christus selbst kaum mehr gepriesen, als Sokrates oder Plato, die heil. Dreieinigkeit mit Jupiter, Apollo und Diana, und der Papst selbst, gleich den ehemals vergötterten Cäsaren, mit Jupiter verglichen.

In Deutschland galten als die vorzüglichsten Kenner und Lehrer der alten Sprachen und Einrichtungen Rudolf Agricola, geb. 1441 auf einem Dorfe bei Gröningen, beliebt bei dem Bischofe Johann von Dalberg und öffentlicher Lehrer in Heidelberg. Conrad Celtes, geb. 1459 bei Würzburg, der seinen Geschlechtsnamen, Pickel, gleich allen Gelehrten jener und der nachfolgenden Zeiten ins Griechische übersetzte und lehrend uud lernend in Deutschland umherzog, und dessen Städte in einem großen lateinischen Gedichte verherrlichen wollte, aber nur kleinere hinterließ, und überall gelehrte Gesellschaften gründete. Er wurde nach dem Beispiele Italiens, das seine großen italienisch schreibenden Dichter krönte, vom Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg feierlich mit der Lorbeerkrone geschmückt. Zu den Humanisten gehörten Rubianus (Johann Jäger), Eoban Hessus, Conrad Mutianus Rufus, der feingebildete Erasmus von Rotterdam, der mit keckem Spotte im Lob der Narrheit alle Stände geißelte, und selbst vom Papst zu sagen wagte, er lebe blos dem Vergnügen und lasse für die Kirche die Heiligen, Petrus und Paulus sorgen. Als der streitfertigste, fruchtbarste und furchtbarste aber und als das Haupt und der Meister der neuen Aufklärung erschien der abenteuerlich herumfahrende Ritter Ulrich von Hutten, dessen Feder schärfere Wunden schlug, als ein Schwert.

Sie alle, die gepriesenen Kenner des Alterthums und gefeierten Dichter, schrieben nur lateinisch und der schöne Styl und die Form war ihnen Hauptsache. Die deutsche Sprache wurde von ihnen vernachlässigt und verachtet und wer noch deutsch schrieb, der trug durch Einmengen lateinischer Worte seine Gelehrsamkeit zur Schau. Der romanische Geist wollte auf's Neue den deutschen unterdrücken, dies zeigte sich auch an den Bauwerken, da nicht blos die neuen nach dem Muster der Italiener aufgeführt, sondern auch herrliche Werke des deutschen Mittelalters umgestaltet und auf gothische Thürme wälsche Kappen gesetzt wurden. Das galt damals für schön!

Die neuen Lehrer traten bald offen gegen das entartete Christenthum auf, und richteteten gegen die herrschenden Mißbräuche in der Kirche Hohn und Spott. Dadurch geriethen sie bald in Zwist mit den Mönchen, welche noch immer als die alleinigen Träger der Wissenschaft gelten wollten. Wimpfeling entging mit Mühe einer Vorladung nach Rom, weil er in einer Schrift (1505) sagte, die Weisheit hafte nicht an der Ordens-

kleidung und die gelehrtesten Theologen seien nicht Mönche, sondern Weltgeistliche gewesen. Von ernsteren Folgen drohte ein Streit Reuchlin's mit den Kölnern zu werden. Derselbe, geb. 1455 zu Pforzheim, lange Zeit der vertraute Rath des ersten Herzogs von Würtemberg, dann gemeiner Richter des schwäbischen Bundes, ein trefflicher Kenner des Lateinischen und Griechischen, das er unter großem Beifalle zu Heidelberg und Tübingen lehrte, war unter den Deutschen vielleicht der Einzige, der auch gründlich Hebräisch verstand, das er mit großen Kosten von einem Juden gelernt hatte. Da verdächtigte ein getaufter Jude, Johann Haberkorn aus Köln, den Talmud und wollte, man solle dieses und alle ähnliche Bücher verbrennen. Seine Absicht scheint gewesen zu sein, von den Juden Geld zu erpressen. Die Dominikaner in Köln stimmten ihm bei und brachten die Sache an den Kaiser, den natürlichen Schirmherrn der Kirche. Aber so sehr hatte sich bereits die öffentliche Meinung geändert, daß der kaiserliche Hof das Gutachten Reuchlin's darüber einholte. Dieser erklärte, man solle die angeschuldigten Bücher nicht verbrennen, sondern die Juden durch sanftmüthige Belehrung zum Christenthum zu bekehren suchen. Darüber erhoben Haberkorn und seine Genossen, insbesondere Jakob Hochstraten, Dominikaner-Ordens- und Ketzerrichter, ein großes Geschrei, und veröffentlichten eine Schmähschrift, über welche Reuchlin in gründlicher aber heftiger Weise entgegnete. Dadurch wurden sie noch mehr gereizt, Hochstraten verbrannte die Schrift und man predigte sogar dagegen.

Darauf nahmen sich die Humanisten und Freunde Reuchlin's dieser Sache an und verschmähten es nicht, mit Spott und groben Worten den Gegnern zu antworten. Vergebens gebot der Kaiser Stillschweigen, es wurde bald gebrochen, denn Hochstraten wollte den Reuchlin als Ketzer brandmarken und lud ihn 1513 vor sein Gericht. Nicht dieses, sondern das geistliche Gericht in Speier sollte endlich entscheiden, und dieses sprach die Schrift Reuchlin's von aller Ketzerei frei und verurtheilte den Hochstraten in die Kosten; doch ward durch den Einfluß der Dominikaner die Schrift von mehreren deutschen Universitäten und von der pariser zum Feuer verurtheilt und die Angelegenheit mit jedem Tage ernster. Jetzt vereinigten sich alle Liebhaber und Förderer der alten Sprachen und der freien geistigen Entwickelung, unter ihnen auch Fürsten und Adelige, und die öffentliche Meinung bewirkte, daß sich der päpstliche Hof nicht offen gegen Reuchlin's Schrift erklärte, sondern die Sache beruhen ließ. Das galt als ein Sieg für die Humanisten.

Ihr Spott und Hohn war schon vorher gegen die Ausartung in der Kirche so heftig beißend, daß der Papst Alexander die freie Presse beschränken wollte, und bei Strafe des Bannes gebot, daß Niemand ein Buch ohne Erlaubniß seines Bischofs drucken solle; diesen Befehl wiederholte Leo X., aber vergebens, und die Presse

ward in der That zügellos und zu einer gefürchteten Macht. Besonders veranlaßten die Briefe der Dunkelmänner eine vernichtende Wirkung. In denselben erzählen Geistliche einander in Einfalt und schlechtem Latein ihre oft gar nicht erbaulichen Erlebnisse, und der ganze Stand merkte anfangs den Spott nicht einmal, bis man zu spät die wahre Absicht erkannte, worauf von Rom ein Verbot des Verkaufs der Briefe erfolgte. Es war aber zu spät, sie waren bereits allgemein verbreitet.

Die Bauern-Aufstände.

Die Thätigkeit der Humanisten in solcher Weise war nicht geeignet, die Gebrechen zu heilen und Besseres zu schaffen, sondern nur aufzuregen. Deswegen glänzen jene Männer heller, welche das Volk zu belehren und zu erbauen und den christlichen Geist zu wecken strebten: Johann Tauler, nach Bertold der berühmteste Prediger, und Johann Geiler von Kaisersberg, geb. 1445 zu Schaffhausen, der in Basel, Freiburg, Würzburg und Straßburg (wo er 1510 starb) mit flammender Beredsamkeit die Laster der Zeit schilderte und, das Narrenschiff des Sebastian Brand erklärend, die Thorheiten der Menschen jeden Standes geißelte, gegen Aberglauben und die Bedrückung des gemeinen Mannes eiferte, zu wahrer Frömmigkeit und Tugend ermahnte und die heilige Schrift als die Quelle unseres Glaubens und den Weg zur Besserung vorhielt.

Wenig ersprießlich wirkten mehr die Klöster. Seitdem sie reich geworden, betrachtete sie der Adel gar häufig als Nähranstalten für seine Söhne und Töchter: die Vorsteher lebten üppig, die meisten Mönche waren unwissend und roh. Deshalb verließ der edle Abt Johann Tritheim sein Kloster Sponheim, da zanksüchtige und ausschweifende Mönche die heilige Stätte entweihten; er schrieb über die Ausartung des Benediktiner-Ordens, der am längsten seinen alten Ruhm der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit bewahrt hatte. Tritheim lehrte dann in Heidelberg und später in Berlin und vermochte den Kurfürsten Joachim, eine Universität zu Frankfurt an der Oder zu gründen.

Vergeblich war alles Mahnen redlicher frommer Bischöfe gegen die Ausschweifungen und Habsucht der Geistlichen, gegen ihre unanständige Kleidung und ihr Trinken, Schelten und Schmähen. Die meisten jagten nur nach reichen Pfründen, beinahe alle nachgeborenen Fürstensöhne und die des Adels traten in den geistlichen Stand, erhielten schon in zartester Jugend Pfründen an den Stiftern, lebten dann ganz weltlich und der Mehrzahl der Domherren waren Hunde

und Falken lieber als Bücher und sie strebten mehr nach Lust und Geld, als nach einem geistlichen Wandel. Die Söhne des hohen Adels setzten sich bald in den ausschließlichen Besitz der Pfründen an den reichsten Stiftern; ihrer Manche gelangten sehr früh zu einem Bisthum, erhielten dazu noch eines und anderes und durften dabei ihre Domherren-Pfründen behalten, ihre Amtshandlungen aber durch schlechtbezahlte Stellvertreter (Vikare) versehen lassen. Oft fanden sie es gar nicht nöthig, wirklich in den geistlichen Stand mittels der höheren Weihen einzutreten, sie begnügten sich mit den niederen, an welche der Genuß der Pfründe gebunden war und gaben sie erst auf, wenn sie sich verheiratheten. So wurden die Anordnungen Karls des Großen mißachtet und die frommen Stiftungen mißbraucht.

Deshalb hatte schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Gerhard von Groote, in den Niederlanden und in Westfalen umherwandernd, gegen die herrschende Sittenlosigkeit der Geistlichen gepredigt und darauf von allen Seiten verfolgt, eine Gesellschaft zum Studium der Kirchenväter und der heiligen Schrift gegründet, die in klösterlicher Ordnung zu Deventer blos vom Ertrage der Bücherabschriften lebten und arme fähige Jünglinge hülfreich unterstützten. Unter diesen zeichnete sich Thomas von Kempen (geb. 1380, † 1471), später selbst Vorsteher einer ähnlichen Anstalt zu Zwolle, aus und sein Buch von der Nachahmung Christi gab nicht blos Mönchen, sondern auch Laien Trost und Richtschnur zu einem die Welt mit ihren flüchtigen Freuden verachtenden Leben.

Zur Bestreitung des steigenden Aufwandes mancher Bischöfe und Aebte erlitten deren Unterthanen die schwersten Bedrückungen, und deren Beispiele folgte dann der Adel und trieb seine Unterthanen zu ungemessenen Diensten bei der Jagd, dem Fischfang und der Ernte, die armen Leute mußten außerdem aber entrichten Zehnten, Grundzinsen, Steuern und andere Abgaben und litten dabei noch von den Vögten große Beschwernisse. Das hie und da noch immer fortdauernde, früher allgemein geltende Fehderecht, da die adeligen Gegner einander ihre Dörfer niederbrannten und Gefangene fortführten, war eine der Hauptursachen der Armuth und Verwilderung des Landvolkes; dazu kam die von Italien her eingeführte Kunst, auf mancherlei Weise Geld zu erpressen.

Da suchten dann zuerst in Schwaben in der Nähe der Schweiz manche Gemeinden sich des Druckes zu entledigen, die Aebte des Stiftes Kempten aber waren es, die den Sturm der Unzufriedenheit weckten. Unglücklich in ihrem Streben, sich die Stadt zu unterwerfen, suchten sie dafür Entschädigung bei dem Landvolke und wollten die freien Zinsleute ganz unterdrücken und zu ihren Leibeigenen machen. Die Freizinser aber vertheidigten ihr Recht vor dem geistlichen und weltlichen Gericht und enthüllten, als sich der Abt Friedrich deshalb sogar nach Rom wandte, auch dort die ungerechten Ansprüche des-

selben. Dessen ungeachtet ließ er von der Bedrückung nicht ab, fühlte sich endlich doch in seinem Gewissen beunruhigt und bat den Papst um Lossprechung von seinen Sünden, 1426.

Die nachfolgenden Aebte, insbesondere Johannes II., vermehrten noch den Druck und erpreßten vom Landvolke die Mittel zu ihren Reisen, Kriegshändeln und zum Wohlleben. Als aber Johannes ungeachtet einer großen Hungersnoth noch eine neue Steuer forderte, versammelten sich seine Unterthanen und schickten einen Abgeordneten an die Herren und Städte des Schwäbischen Bundes, daß sie möchten von Diesen in ihrem alten Rechte geschützt werden. Allein diese erklärten sich für den Fürstabt und nur die Stadt Nördlingen mahnte, man solle eingesessene arme Leute nicht ungehört mit Krieg überziehen, zumal wenn sie sich erbieten, ihre Pflicht zu leisten. Doch aller Bitten und Rechtsausführungen ungeachtet, mußten sie die Waffen niederlegen; darauf ward eine Versöhnung gestiftet, aber vom Abt nicht gehalten, und die Bauern klagten laut, man habe Unrecht in Recht verwandelt. Ein Bote, den sie an den Kaiser sandten, wurde unterwegs ermordet; ein Zweiter gelangte glücklich zu Maximilian und der Abt wurde 1492 zur Verantwortung vorgeladen. Der aber wendete sich schnell an den schwäbischen Bund, und als die Bauern sich dessen Richterspruch nicht sogleich willig fügten, überzog der Bund die Ungehorsamen, ihre Dörfer wurden überfallen und geplündert, viele Häuser niedergebrannt. Die Bauern zerstreuten sich vor der Uebermacht, ihrer viele wurden gefangen und grausam behandelt; dann zogen mehr als zweihundert in die Schweiz und siedelten sich dort an. Der Abt aber und sein Nachfolger Johann Rudolf von Reitnau setzten die Bedrückungen fort, und während hier Unzufriedenheit und Rachedurst im Stillen fortglimmten, brachen sie anderwärts in hellen Flammen aus.

Schon im Jahr 1476 zog ein Spielmann Hans Böheim in Franken umher, spielte in den Wirthshäusern auf einer kleinen Pauke und nährte sich damit. Mit einem Male ward er anderen Sinnes, verbrannte die Pauke und fing an, dem Volke zu predigen, als habe er dazu Befehl von der heil. Jungfrau: Jeder solle von Sünden abstehen, Schmuck, Halsbänder, seidene Schnüre und spitze Schuhe ablegen und nach Niklashausen zum Bildniß der Jungfrau wallfahrten. Wer Dieses thue, habe Vergebung seiner Sünden. Zugleich habe sie ihm befohlen zu predigen, daß fortan weder Obrigkeit, geistliche und weltliche, mehr sein sollen, noch Steuern, Zehenten und Zinsen, Keiner solle mehr haben als Andere; auch sollen Wälder und Wasser frei sein.

Als diese Lehren sich verbreiteten, lief bald vieles Volk aus Franken, Schwaben und Bayern zu dem Pauker, verehrte ihn als einen Propheten und brachte große Opfer. Manche vermutheten, er sei nur das Werkzeug Anderer zum Umsturz der drückenden Verhältnisse. Wirklich schien ein Schlag vorbereitet, weil derselbe mahnte,

es sollen am St. Margarethentag alle Männer mit Waffen wiederkommen, aber Weiber und Kinder daheim lassen, denn er habe ihnen auf Befehl der heiligen Jungfrau drei Worte zu sagen. Auf dieses hielt es der Würzburger Fürstbischof Rudolf von Scherenberg an der Zeit, einzuschreiten, er ließ den Pauker gefangen nach Würzburg bringen. Darüber entstand jedoch große Bewegung unter dem Volke und es zog in Haufen zum Sturm heran und forderte die Befreiung des heiligen Jünglings; der Bischof aber schickte seine Hauptleute gegen sie ab und durch kluge und milde Reden wurden die Bauern zum Abziehen bewogen; nur dem letzten Haufen, unter dem sich die Hauptanführer befanden, wurde nachgesetzt, zwölf derselben erschlagen, viele gefangen nach Würzburg eingebracht, wo der Bischof ihrer zwei enthaupten, den Pauker aber verbrennen ließ. Damit ward diese Bewegung gestillt und nicht weiter beachtet. Keiner der Herren aber dachte die Zustände seiner Unterthanen zu bessern, deshalb thaten sich um das Jahr 1493 im Elsaß um Schlettstadt, in der Gegend um Speier und Bruchsal, nicht blos gemeine Leute, sondern auch Männer in städtischen Aemtern zusammen und gelobten sich einander bei ihren auf unwegsamen Gebirgen gehaltenen Zusammenkünften mit einem Eide: geistliches und römisches Gericht, Zoll und Ungeld und andere Beschwerungen abzuthun und keinem Geistlichen mehr als eine Pfründe mit mäßigem Einkommen zu erlauben; auch wollten sie Niemanden mehr eine Schuld erstatten, die Juden ermorden und ihr Gut unter sich theilen. Zur Ausführung wählten sie schon einen Hauptmann und wollten ihr Banner mit einem Bundschuh (Bauernschuh) offen aufrichten, auf daß ihnen von allen Seiten her die Landleute zuströmen und sie schnell einige feste Plätze nehmen und eine neue Ordnung durch das Reich einführen möchten, weil von den Herren doch nichts Löbliches zur Besserung der Menschheit geschehe. Alle Theilnehmer sollten täglich fünf Vater Unser sammt dem englischen Gruß beten und das Feldgeschrei sollte sein: Unsere Frau! Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt, viele Theilnehmer ergriffen, einige geviertheilt, andere enthauptet oder verstümmelt oder des Landes verwiesen.

Doch schon nach zwölf Jahren (1505) bildete sich ein neuer Bund gegen Fürsten und Herren, sowie gegen die Stifter und Klöster, um sich dem Joche der Leibeigenschaft, Zinsen, Zöllen und Zehenten zu entziehen, dagegen Fischen und Jagen, Wald und Weide frei zu machen. Auch diese Mitglieder verbanden sich einander durch feierliche Eide; der Plan wurde jedoch durch die Beichte aufgedeckt und die Theilnehmer wurden verfolgt. Der Bund bestand fort und nach acht Jahren (1513) erhoben sich die Bauern im Breisgau gegen den Druck der Markgrafen von Baden, des Adels und der Städte; die Bauern im Elsaß waren bereit, sich ihnen anzuschließen und einen allgemeinen Sturm zu erregen. Diesseits und jenseits des Rheins warb man, hielt man Versammlungen, und es wollten die Führer

aus der heiligen Schrift beweisen, daß ihr Vorhaben göttlich, billig und recht sei, und wie sie fortan nur den Kaiser als Oberherrn in weltlichen und den Papst in geistlichen Dingen anerkennen, alle unbilligen Forderungen aber und vor Allem das Welsche Gericht als die Quelle aller Ungerechtigkeit abthun wollten.

Die Entdeckung auch dieses Planes befreite die Bedrohten von der Gefahr und es schienen sich die alten Zustände am Rhein zu befestigen, indeß in Würtemberg eine größere Gefahr auftauchte. Hier waltete der Herzog Ulrich, den der Kaiser vor der Zeit für mündig erklärt, nachdem er dessen Oheim abgesetzt und den geisteskranken Vater von der Regierung ausgeschlossen hatte. Maximilian bestätigte dem Ulrich die im Landshuter Erbfolgekrieg von der Pfalz abgerissenen Theile und vermählte ihn mit seiner Nichte — der Tochter des Bayernherzogs Albrecht IV. und wollte damit offenbar diesem Herzoge, den er mannichfach gekränkt hatte, einen mächtigen Feind heranziehen. Aber der junge Fürst überließ die Regierung seinen Räthen, hatte nur Freude am Reiten, Jagen und Turnieren, sein Hof wimmelte von Spielleuten und Gauklern, Feste wechselten mit Festen zur Freude und zum Vergnügen des Adels, zum Kummer für das Landvolk, dessen Felder von jagdbaren Thieren aller Art verwüstet, dessen Abgaben alljährlich erhöht wurden. Denn die gewissenlosen Hofbeamten erlaubten sich, um den zerrütteten Hofhalt zu bestreiten, jede Bedrückung, erfanden neue Kanzleitaxen und Sporteln und besteuerten endlich selbst die nothwendigsten Lebensmittel. Vergebens bat und warnte die Landschaft, weder der Herzog noch seine Räthe hörten.

Da ging denn zuerst heimlich, dann offen aus dem Remsthale der Ruf durch das Land: Hier ist kein Rath mehr als Zusammenhalten. Der Bund hieß nachmals der arme Koan — Rath — Konrad. Und die Landleute um Schorndorf bewaffneten sich und forderten Abstellung der ungerechten Steuern. Man besänftigte sie durch einiges Nachgeben, zumal die beiden Städte Stuttgart und Tübingen Gesandte in die unruhigsten Orte schickten und Abhülfe ihrer Beschwerde verhießen. Der Herzog stimmte dem zu Tübingen geschlossenen Vertrage bei; aber denen im Remsthale genügte er nicht. Als darauf der Herzog mit seinem Marschalle selbst dahin ritt, gerieth er bei der allgemeinen Erbitterung über die Anwesenheit seines verhaßten Rathgebers selbst in Lebensgefahr; mit Mühe rettete er sich nach Stuttgart und rief die ihm verbündeten Fürsten zu Hülfe. Diese kamen mit Heeresmacht, die Empörer wurden überfallen, die Anführer gefangen und enthauptet, viele vertrieben und der Aufstand unterdrückt; aber gebessert wurde Nichts und die Unzufriedenheit gährte im Stillen fort.

Es schien, als wollte Ulrich im Vertrauen auf die Gunst des Kaisers aller Welt trotzen und als dürfte er ungestraft das Aeußerste wagen. An seinem Hofe war der Ritter Hans von Hutten, schön

von Gestalt und von angenehmen Sitten, des Herzogs Liebling und, wie man sagte, auch bei der Herzogin wohl gelitten, während Ulrich mit Hutten's Gattin ganz vertraut verkehrte. Da überfiel der Herzog eines Tages den ihn begleitenden Hutten auf der Jagd, ermordete ihn und hängte den Leichnam an eine Eiche, wie die Freischöffen der Fehme zu thun pflegten. Die That erregte überall Entsetzen, die Herzogin entfloh nach München zu ihren Brüdern, die Wittwe Hutten's aber blieb bei Ulrich. Doch nahm ihn der Kaiser, als er zu ihm nach Augsburg geritten kam, mit der tröstlichen Zusicherung auf, er werde ihn nicht verlassen, und ernannte den Pfalzgrafen und den Bischof von Würzburg zu Vermittlern in dieser Sache Hutten's. Diese urtheilten, der Herzog müsse dem Vater des Ermordeten zehntausend Gulden als Schadloshaltung zahlen und zweitausend Seelmessen lesen lassen.

Aber mit diesem Spruche war weder die Familie Hutten noch der fränkische Adel zufrieden und Ulrich von Hutten veröffentlichte alsbald seine berühmten Klagereden gegen den Herzog, um ganz Deutschland gegen ihn aufzuregen. Der fränkische Adel und die herzoglichen Brüder von Bayern rüsteten gegen ihn, er selbst suchte die Eidgenossen zu gewinnen: da lud ihn der Kaiser, welcher den Krieg vereiteln wollte, vor seinen Richterstuhl 1516, sprach endlich die Acht über ihn, untersagte aber doch die Vollziehung, gewährte ihm dann im Vertrag zu Blaubeuren milde Bedingungen, hob die Acht auf und wollte, der Vater Hutten solle sich mit einer geringen Summe begnügen und diese solle nicht der Herzog, sondern die Landschaft dem Kaiser zu Handen stellen. Diese aber verweigerte die Zahlung, der Herzog brach sogar den ihm günstigen Vertrag, worauf die Acht über ihn aufs Neue ausgesprochen wurde. Er aber wüthete im maßlosen Zorn gegen die, welche dem Lande eine Regentschaft geben wollten, und der Kaiser ließ sich durch allerlei Ausreden und Vertheidigungen hinhalten.

Fünfzehntes Buch.

Der Reformation Anfang.

Martin Luther.

Aller Warnungen ungeachtet dauerten die Gelderpressungen durch den päpstlichen Hof in Deutschland fort. Als im Jahr 1459 der Rath von Nürnberg von Innocenz VIII. einen Ablaß zur Erbauung eines Spitals erhielt und die Bürger zu dem guten Zwecke fleißig beisteuerten, sendete der Papst zwei Abgeordnete, um das Geld zu zählen und diese nahmen davon 4500 Gulden. Die Summe der aus Deutschland nach Rom wandernden Annaten berechnete man alljährlich auf dreimalhunderttausend Gulden und weil manche bischöfliche Stühle öfter schnell nach einander erledigt wurden (Passau innerhalb zwanzig Jahren viermal, Mainz innerhalb acht Jahren dreimal), so war die Abgabenlast wirklich drückend und alle Bitten um Ermäßigung der Summe waren vergeblich.

Da geschah es, daß Albert, des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg jüngster Sohn, der schon als Knabe Domherrnpfründen in Magdeburg, Mainz und Trier besaß, auch zum Erzbischof in Mainz erwählt wurde, obgleich er schon Bischof von Magdeburg und Halberstadt war. Zur Bezahlung des neuen Palliums nach Rom borgten ihm die Fugger dreißigtausend Goldgulden, und um ihnen diese Schuld abzutragen, erbat und erhielt er vom Papste Leo X. die Erlaubniß, acht Jahre lang einen Ablaß verkünden zu lassen; von den dafür einkommenden Geldern sollte er die Hälfte nach Rom zum Ausbau der St. Peterskirche schicken.

Der Dominikaner Johann Tetzel hatte dazu gerathen, die Sache in Rom betrieben und erhielt deshalb vom Erzbischofe auch den Auftrag, den Ablaß zu verkünden. Darauf zog er mit großem Geräusch umher und bot mit marktschreiischer Anpreisung den Ablaß feil, als habe er Macht, die schwersten Verbrechen, selbst die zukünftigen, für Geld zu vergeben, die Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen und Ablaß für eine bestimmte Zeit, selbst für tausend Jahre, zu ertheilen. Alle Gebildeten und wahrhaft Frommen nahmen Aergerniß, doch Alle schwiegen und duldeten die Ungebühr. Da trat Dr. Martin Luther dagegen auf, dessen Name fortan in der Geschichte bleiben wird.

Er war der Sohn eines Bergmanns von Eisleben (geb. 10. Nov. 1483) hatte mit Singen und Beten sich auf den niederen Schulen zu Magdeburg und Eisenach kümmerlich durchgebracht, studirte dann zu Erfurt die Rechtswissenschaft, befliß sich nebenbei der schönen Wissenschaften und las gerade um jene Zeit zum ersten Male die Bibel, als sein bester Freund erstochen und er selbst von einem Blitzstrahle beinahe getödtet wurde. Dies erschütterte sein Gemüth und er trat in den Orden der Augustiner, las Tag und Nacht die Schriften der Apostel und Propheten und konnte aus seiner Schwermuth und Beängstigung kaum durch tröstlichen Zuspruch aufgerichtet werden. Wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wurde er bald bekannt, gesucht und auf die erst von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität Wittenberg gerufen, dann in Geschäften seines Ordens nach Rom geschickt, 1510. Tief ergriffen von den dort empfangenen Eindrücken kehrte er nach Deutschland zurück und studirte und lehrte mit unermüdetem Fleiße. Als nun Tetzel den Ablaß auf so schmähliche Weise verkündete und Luther in der Beichte das Unheil erkannte, das dadurch unter dem Volke sich verbreitete, welches ohne Buße und Besserung die Vergebung der Sünden erlangen wollte: da predigte er über den Ablaß, belehrte die Unwissenden und warnte vor falschen Priestern und Propheten. Tetzel schalt entgegen und Luther heftete darauf am Allerheiligen Vorabend 1517 die berühmt gewordenen fünf und neunzig Streitsätze zur Erklärung des Ablasses in lateinischer Sprache an die Kirchenthüre in Wittenberg, mit der Bitte und Aufforderung, Jeder nah oder fern möge schriftlich oder mündlich seine Einwürfe dagegen vorbringen, um ihn zu belehren. Solche Streitreden waren aber auf allen Universitäten gang und gäbe. Er ließ die Sätze, die meistens gegen den Ablaß gerichtet waren, auch drucken und schickte sie an mehrere Bischöfe und Prälaten, auch an den Erzbischof von Mainz mit der dringenden Bitte, er möge dem Treiben Tetzel's Einhalt thun. Ehe vierzehn Tage vergingen, waren die Streitsätze in's Deutsche übersetzt, in ganz Deutschland, nach einem Monat auch in Rom, bekannt und das allgemeine Gespräch. Luther wurde von Tetzel und dessen Freunden von der Kanzel und den Lehr-

stühlen herab als Ketzer bezeichnet und Hochstraten äußerte schon, derselbe verdiene den Tod durch's Feuer. Luther antwortete in der gleichen heftigen Weise, schickte aber, als er selbst von Rom aus angegriffen wurde, eine Erklärung seiner Sätze dahin mit dem Beifügen, er unterwerfe sich den von der Kirche angenommenen Kirchenvätern und den päpstlichen Beschlüssen. Er dachte damals nichts weniger, als sich von der Lehre der katholischen Kirche loszusagen.

Die Kühnheit, mit welcher er offen aussprach, was Tausende bewegte, gewann ihm schnell Freunde und Bewunderer; sein Kurfürst Friedrich war ungehalten über den Ablaßhandel, weil das Geld seiner Unterthanen dem Bruder des Kurfürsten von Brandenburg zufließen sollte, mit dem er gespannt war und er billigte deshalb insgeheim die Angriffe Luther's. Ja selbst der Kaiser war nicht dagegen und wollte den kühnen Mann sogar als Werkzeug gegen Rom gebrauchen, wenn sich ihm der Papst nicht willfährig zeigte: denn Maximilian wollte auf dem Reichstag zu Augsburg 1518 seinen Enkel Karl als seinen Nachfolger zum deutschen König wählen lassen. Dazu bedurfte er der Beistimmung des Papstes, der seinen Gesandten geschickt hatte, um die deutschen Stände zu einer Steuer zum Türkenkriege zu vermögen. Der Kaiser zwar stimmte bei, aber die Stände verweigerten die Steuer und erneuerten vielmehr ihre alten Klagen gegen den römischen Stuhl. Ebenso vergebens war das Werben Maximilians für seinen Enkel Karl. Trier, wahrscheinlich von Frankreich gewonnen, und Friedrich von Sachsen zögerten mit ihrer Erklärung; dieser, weil vom Kaiser das brandenburgische Haus vor dem seinigen mit geistlichen Stiftern, namentlich mit dem Hochmeisterthum in Preußen, begünstigt war; die Stände aber klagten über das Reichskammergericht, welches gegen die großen Frevler ohnmächtig sei, weshalb die Fehden überall fortdauern. Vergebens veröffentlichte Ulrich von Hutten eine glänzende Aufforderung zum Türkenkriege: es wurde auf dem Reichstage, wie gewöhnlich, viel geredet, Nichts entschieden und der Kaiser verließ mißmuthig Augsburg, um über Innsbruck nach Wien zurückzukehren, starb aber schon unterwegs zu Wels, 12. Januar 1519.

Nach Augsburg war auch Luther, vorgeladen vom Kardinal Kajetan, unter sicherem Geleite gekommen. Dieser empfing ihn höflich, erklärte ihm aber kurz, er müsse seine Irrthümer widerrufen. Als dieses jedoch Luther, ohne vorher widerlegt zu sein, verweigerte, entließ ihn der Kardinal mit den Worten: Geh und komm nicht wieder, außer Du widerrufst. Luther ging und ward durch einige Augsburger Bürger, welche für seine Freiheit fürchteten, insgeheim aus der Stadt gebracht und gelangte auf Umwegen glücklich nach Sachsen zurück.

Indessen verbreiteten Freunde und Feinde in ganz verschiedener Absicht seine Schriften, die vielen Beifall fanden, daß man in Rom endlich ernstlich daran dachte, die Sache niederzuschlagen. Der

Kurfürst Friedrich aber verweigerte die Auslieferung des beliebten Lehrers nach Rom, und darauf schickte der Papst den eigenen Bevollmächtigten des Kurfürsten, den Karl von Miltiz, als seinen Gesandten nach Deutschland, der ihm die geweihte goldene Rose als Zeichen hoher päpstlicher Gunst überbringen und die Angelegenheiten mit Luther zu einem friedlichen Ende führen sollte. Und damals schien die friedliche Ausgleichung durch die kluge Mäßigung des Gesandten nahe, und Luther gelobte in einer Unterredung mit ihm, fortan zu schweigen, wenn dieses auch seine Feinde hielten. Noch erkannte er die Hoheit der römischen Kirche an und wollte nur Verbesserungen der eingeschlichenen Mißbräuche, was selbst mehrere geistliche Fürsten verlangten. Der Bischof von Trier wurde zum Schiedsrichter ernannt, die Aussöhnung war nicht zweifelhaft.

Aber während Luther mit seinem Freunde Philipp Melanchthon (Schwarzerde) aus Bruchsal, dem Verwandten und eifrigen Schüler Reuchlin's, in der heiligen Schrift und den Kirchenvätern forschte, waren seine Feinde thätig, die Bewegung zu erhalten. Johann Meyer (von Eck), Lehrer auf der Universität Ingolstadt, schrieb Anmerkungen zu Luther's Sätzen. Dieser entgegnete, der Zwist wuchs und Eck veranlaßte endlich eine öffentliche Besprechung über mehrere Streitpunkte mit Karlstadt, Luther's Anhänger, an welcher Luther selbst Theil nehmen sollte. Rede und Gegenrede sollten aufgezeichnet und zur Entscheidung an zwei Universitäten gesendet werden. In dieser Besprechung zu Leipzig äußerte Luther offen: Die Kirchenversammlung zu Constanz habe mit Unrecht einige Sätze Hussen's verurtheilt. Damit griff er aber den Glaubenssatz an: Ein Concil könne in seinen Beschlüssen nicht irren, denn diese seien vom heiligen Geiste eingegeben. Jetzt galt er als Ketzer. Bald ging er weiter, indem er aussprach: Die Kirche sei vom Papste geknechtet und dieser der wahre Antichrist; Christus habe keinen Primat gestiftet. — Das ganze Kirchengebäude mußte mit der Annahme dieses Satzes zusammenstürzen.

So lange Luther blos die in der Kirche herrschenden Mißbräuche angriff, fand er Beifall bei Hohen und Niederen, bei Geistlichen und Weltlichen; als er aber den Glauben verwarf, in den sich die ganze christliche Welt seit mehr als einem Jahrtausend eingelebt hatte: da wendeten sich Fürsten und Geistliche scheu von ihm ab, weil nach ihrer Meinung mit dem Glauben die ganze gesellschaftliche Ordnung sich auflöste. Unter denjenigen, die jedoch seine weiteren Angriffe billigten, war auch Ulrich von Hutten, der sich früher wenig um den Mönch bekümmert hatte, jetzt aber ihn als taugliches Werkzeug betrachtete, um ganz neue Zustände zu gründen. Von nun an schrieb auch Hutten deutsch, um das Volk zu belehren und aufzuregen, und er schilderte den römischen Hof mit den grellsten Farben und mahnte und drängte, Deutschland solle sich von demselben lossagen. Aber Eck vertheidigte den Prima

des Papstes, ging selbst nach Rom, und unter seiner Anleitung wurden mehrere Sätze aus Luther's Schriften als ketzerische oder irrige, ärgerliche und verführerische verdammt, und am 16. Juni 1520 erließ der Papst eine Bulle, in welcher Luther, wenn er nicht widerrufe, als hartnäckiger Ketzer mit dem Banne belegt und alle christlichen Gewalten aufgefordert wurden, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn in die Hände des Papstes zu liefern. Eck selbst brachte die Bulle, in welcher noch einige andere Männer, wie der gelehrte edle Pirkheimer in Nürnberg, bezeichnet waren, nach Deutschland und ließ sie in Merseburg, Meißen und Brandenburg anheften, während der päpstliche Gesandte, Aleander, sie am Rhein verbreitete.

Karl der Fünfte in Worms.

Von den kirchlichen Zwisten weg wendete sich die Erwartung von ganz Deutschland auf die Wahl eines neuen Kaisers. Franz I., König von Frankreich, bot Millionen auf, um die Stimmen der Kurfürsten zu gewinnen und versprach dazu, die Türken zu bekriegen und aus Europa zu vertreiben. Eben so eifrig warb Karl von Spanien, der neunzehnjährige Enkel Maximilian's, und als sich endlich Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, für ihn erklärte, wurde er, 28. Juni 1519, einstimmig gewählt, doch mit der Bedingung, daß er die Reichsämter nur mit Deutschen besetze, die Reichstage nur innerhalb der deutschen Grenze halte, und die Verhandlungen in deutscher Sprache führe, das Reichsregiment mit den Kurfürsten aufrichte, und ohne deren Beistimmung weder Krieg anfange, noch ein Bündniß schließe, oder einen Reichstag berufe, am Wenigsten aber eine Steuer ausschreibe. Karl billigte die Bedingungen und nahm die Kaiserkrone, trotz der Abmahnungen der spanischen Großen, an, dann machte er sich auf nach Deutschland.

Hier gewann das Habsburgische Haus unerwartet einen Länderzuwachs. Der Herzog von Würtemberg hatte ungebessert und unklug sein gewaltthätiges Leben fortgesetzt, auch Geld von Frankreich genommen und Schweizer geworben, um sie im Dienste des Königs Franz zu verwenden. Die Eidgenossen aber erklärten sich für Oesterreich und riefen ihre Landeskinder vom Herzoge Ulrich zurück. Bald darauf überfiel dieser die Stadt Reutlingen, worin man seinen Vogt erschlagen hatte, nahm die Stadt mit Sturm, behielt und behandelte sie sehr hart. Da erhob sich der Schwäbische Bund der Stadt zu Hülfe und vertrieb den Herzog von Burg zu Burg, und endlich aus dem Lande. Noch einmal

war ihm das Glück gewogen, denn als sich der Landtag mit der Herzogin und dem Bunde wegen der Vormundschaft und Kriegskosten entzweite, und Ulrich im günstigen Augenblicke wieder erschien, gewann er durch Milde und Versprechungen schnell die alten Freunde und neue; darüber wuchs sein Stolz, im Uebermuth hob er den Tübinger Vertrag auf. Alsobald verließ ihn der Adel, den er schwer bedrängte, das Volk empörte sich und er wurde mit Hülfe des Bundes von Neuem vertrieben. Und der Bund übergab voreilig und gegen sein den Schweizern gegebenes Versprechen Würtemberg an Oesterreich, Okt. 1519.

Viel heftiger als durch diesen Vorgang wurde die ganze christliche Welt durch die fortgesetzten Angriffe Luther's auf den päpstlichen Stuhl bewegt. Wohin sein Widerspruch gegen die bestehende Kirchenordnung führen würde und sollte, darüber war er sich selbst nicht klar; doch riß er unbedenklich eine Säule nach der anderen aus dem Kirchengebäude los. Indessen mehrten sich seine Schüler und Anhänger, in Wittenberg war sein Orden und die Universität für ihn, da wurde die Bannbulle nicht verkündigt und sein Fürst ließ ihn ungehindert lehren, zumal Erasmus von Rotterdam Luthern bei ihm mit den Worten entschuldigte: Sein ganzes Verbrechen besteht darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche griff. Erasmus selbst aber war den Geistlichen durch mehrere Schriften — das Lob der Ehe — die Klage des Friedens — die Art zu beten — verdächtig und verhaßt, und er hieß nur der Fuchs, der durch witzige Possen das Gift der Ketzerei verbreite; er habe das Ei gelegt, das nun Luther ausgebrütet habe. Als Luther hörte, man verbrenne anderwärts seine Bücher, ergrimmte er, versammelte am 10. Dez. 1520 die akademische Jugend und zog mit ihr vor die Stadt und verbrannte die päpstliche Bannbulle und die Dekretalen. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell überall hin, und die That erregte bei den Einen Erstaunen und Abscheu, bei den Anderen Bewunderung. Er hatte sich selbst aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Da waren denn Aller Augen gerichtet auf den neuen Kaiser, der von Spanien nach den Niederlanden und dann den Rhein heraufzog und am 23. Okt. in Aachen gekrönt war. Auf ihn sahen die Einen mit Furcht, die Anderen mit Hoffnung großer Thaten; Hutten hatte einen offenen Zuruf an ihn gesendet und dringend gebeten und gerathen, er möge die Mißbräuche des römischen Hofes abstellen und die Edlen Deutschlands um sich versammeln, dann werden ihm die starken Deutschen mit Leib und Seele anhangen. Aber der junge Kaiser hatte für die deutschen Verhältnisse kein Verständniß, er konnte nicht einmal deutsch sprechen.

Am 28. Jan. 1521 eröffnete Karl V., der erwählte römische Kaiser, den Reichstag in Worms, rühmte, wie keine Monarchie dem römischen Reiche zu vergleichen, wie es aber jetzt kein Schatten

mehr von ehedem sei; doch hoffe er, dasselbe mit Hülfe der ihm von Gott verliehenen Königreiche und Macht im alten Glanze wieder herzustellen. Er nahm unter allen deutschen Kaisern zuerst den Titel Majestät an, zeigte sich zunächst den Kurfürsten dankbar, begünstigte die alten Anhänger Oesterreichs, suchte die neuen fest zu halten. Gegen den Herzog Ulrich ließ er das gerichtliche Verfahren eröffnen, bald darauf die Acht über ihn verhängen und bestimmte, es solle Würtemberg, das der schwäbische Bund bereits an Oesterreich übergeben hatte, fortan mit diesem vereinigt bleiben.

Alle deutschen Erbländer seines Hauses aber gab er seinem Bruder Ferdinand, und es bildeten sich dadurch die beiden Habsburgischen Linien, die ältere von Spanien, die jüngere von Oesterreich. Die Stände drängten auf dieser Versammlung um so mehr auf die Errichtung eines Reichsregiments, da sie voraussahen, der Kaiser werde oft von Deutschland abwesend sein, und sie verlangten: dasselbe solle unter einem Statthalter des Kaisers, aus je einem Abgeordneten der Kurfürsten und der geistlichen und weltlichen Fürsten, den Prälaten und Grafen der sechs Kreise, dann aus zwei der sämmtlichen Reichsstädte bestehen und Gewalt haben, je nach Nothdurft zu unterhandeln, Bündnisse zu schließen und in Lehenssachen zu verfahren, kurz — den größten Theil der kaiserlichen Rechte auszuüben. Nach langem Verhandeln darüber gab der Kaiser zu, daß „ein kaiserlicher Majestät Regiment im Reich für die Zeit seiner Abwesenheit bestehe.“ Sein Bruder Ferdinand sollte Statthalter sein.

Darauf begannen die Verhandlungen zur Herstellung und Verbesserung des ganz in Verfall gerathenen Kammergerichts, bei welchem über dreitausend Streitsachen unerledigt lagen. Auch die hundert Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl wurden auf's neue vorgebracht und veröffentlicht. Zu dem Römerzug gewährten die Stände viertausend Mann zu Roß und zwanzigtausend zu Fuß, welche sie selbst unter ihren eigenen Hauptleuten stellen wollten; nur den Oberanführer, und zwar nur einen Deutschen, durfte der Kaiser setzen. Es war aber offenbar, daß Karl diese Macht zunächst gegen seinen Nebenbuhler, den König Franz von Frankreich, gebrauchen wolle, um diesen zuerst aus Mailand und dann auch aus den Burgundischen Landen zu vertreiben. Nicht blos dazu bedurfte er der Zustimmung und Unterstützung des Papstes, sondern auch zur Fortdauer der strengen Inquisition in Spanien, durch welche der stolze Adel sollte niedergehalten werden. Alles dieses bestimmte nothwendig Karl's Verfahren in der Sache Luther's und den Forderungen der deutschen Nation gegen Rom. Er wollte dem Papst helfen, den kühnen Mönch zu unterdrücken, der zur Empörung gegen den römischen Stuhl aufforderte; dagegen hoffte der Kaiser, es werde sich ihm der Papst dankbar erzeigen. Beide verständigten sich bald mit einander, und

die Römer wollten, Karl solle sogleich die Acht über Luther verhängen. Dagegen aber sprachen die deutschen Stände und verlangten, man solle Luthern nicht ungehört verurtheilen, in Bezug auf seine Lehren über kirchliche Einrichtungen gelind mit ihm verfahren, auch wenn er nicht widerrufe, die Sätze gegen den alten Glauben aber müsse er zurücknehmen, thue er es nicht, so stimmen sie der Achterklärung bei, ohne daß über den Glauben weiter verhandelt werde.

Darauf wurde Luther unter sicherem Geleite nach Worms gerufen, und er verließ Wittenberg. Noch auf dem Wege lud ihn Sickingen auf sein Schloß, da wolle des Kaisers Beichtvater mit ihm reden und die Sache friedlich schlichten; aber Luther verweigerte die Unterredung und ließ sich auch durch die Warnung, es könne ihm wie dem Huß ergehen, von der Reise nicht abhalten und langte unter großem Zulauf in Worms an. In die Reichsversammlung eingeführt, stand er anfangs wie geblendet, ermannte sich bald und erbat sich auf die Frage: ob er seine Bücher, deren Titel verlesen wurden, vertheidigen oder widerrufen wolle, Bedenkzeit für einen Tag, und erklärte dann, wieder eingeführt: Werde ich nicht mit Stellen der heiligen Schrift überwiesen, daß ich irre, so kann und will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.

Schon am nächsten Tag, 19. April, erklärte der Kaiser den Ständen, er wolle den Glauben seiner Väter halten und gegen Luther als einen offenbaren Ketzer verfahren, und forderte dann die Fürsten auf, eben so nach ihrer Pflicht und ihrem Versprechen zu handeln. Jetzt aber zögerten sie, und weil Sickingen und andere den Lehren Luther's geneigte Kriegsmänner im Dienste des Kaisers waren, fürchtete man noch nichts für denselben. Indessen schlossen Papst und Kaiser ihren Bund (8. Mai); Karl berief am 26. Mai, nach dem Schlusse des Reichstags, die noch anwesenden Fürsten in seine Wohnung, und ohne daß die Sache den Reichsständen mitgetheilt und von ihnen berathen war, erließ er in scharfer, entschiedener Weise die offene Achtserklärung gegen Luther. Der schien unrettbar verloren: die höchste geistliche und weltliche Gewalt hatte sich gegen ihn erklärt, mit dem kaiserlichen Ausspruche schien auch die ganze religiöse Bewegung in Deutschland beendet, der alte Zustand gesichert.

Ausbreitung der Reformation.

Der Kaiser ging bald darauf nach den Niederlanden, und segelte dann auf die Nachricht von ausgebrochenen Unruhen in

Spanien dahin ab. Für die Handhabung der Ordnung in Deutschland und die Ausführung des Wormser Beschlusses sollte das Reichsregiment sorgen. Luther hatte unter sicherem Geleite Worms verlassen, war aber unterwegs, in der Nähe von Eisenach, von vermummten Reitern, und zwar wie man später erfuhr, auf Veranlassung seines um ihn besorgten Kurfürsten, überfallen und auf die Wartburg gebracht worden. Lange Zeit wußte Niemand um sein Schicksal, seine Freunde trauerten, seine Feinde frohlockten, als sei mit ihm der große Stein des Anstoßes entfernt. Während er auf der Burg sich mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigte und seine aufgeregte Fantasie ihm selbst Kämpfe mit dem Teufel vorspiegelte, dem er einst das Tintenfaß zuschleuderte, wurden seine Lehren in Wittenberg ohne Widerstand verbreitet. Melanchthon vertheidigte ihn gegen die Pariser Universität, welche sich gegen Luther erklärt hatte; Andere überboten noch ihren Lehrer; Karlstadt, Luther's eifriger Schüler und Freund, schrieb gegen die Ehelosigkeit der Priester, Andere gegen die Messe und Klöster; schon traten dreizehn Augustiner mit einander aus dem Kloster, die Aufregung wuchs durch die Theilnahme der Studenten, von welchen die Messe lesenden Priester sogar schon verfolgt wurden. Noch aber hielt die Mehrzahl der Universität an der alten Kirche und der Messe fest, und der Kurfürst entschied: Man möge über diese Sachen lesen und schreiben, aber sie noch beibehalten.

Die so gewährte Lehrfreiheit überschritt in Kurzem alles Maß, und Karlstadt, zu welchem sich einige Fanatiker aus dem Erzgebirge — Hussen's Anhänger — gesellten, donnerte in seinen Predigten gegen den bestehenden Gottesdienst mit den alten Gebräuchen, ließ alle Bilder aus den Kirchen entfernen und wollte selbst nicht einmal mehr das Bild des Gekreuzigten dulden. Das gemeine Volk stimmte ihm bei und zwang den Rath nachzugeben, und Karlstadt lehrte darauf sogar, man bedürfe keiner Priester, Gelehrten und gelehrten Schulen mehr. Eine allgemeine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, eine neue Barbarei war in nächster Aussicht und kein Vernünftiger vermochte Etwas gegen den rasenden Pöbel.

Luther hörte auf der Wartburg von diesem Treiben und verließ (im März 1522) ohne Rücksicht auf Bann und Acht und selbst gegen die Warnung seines Kurfürsten seine Zufluchtstätte und predigte in Wittenberg gegen die Bilderstürmer, suchte aber nicht gegen sie aufzuregen, sondern nur die zügellose Leidenschaft zu beschwichtigen. Die Ruhe kehrte in die Stadt, Luther in sein Kloster zurück. Im selben Jahre erschien seine Uebersetzung des neuen Testamentes, in einer allgemein verständlichen, wohllautenden Sprache, wodurch er wahrhaft der Mann des Volkes und der Gründer der neuhochdeutschen Schriftsprache wurde. Melanchthon aber entwickelte die Lehrbegriffe Luther's und veröffentlichte dann

aus den Briefen des heil. Paulus an die Römer einen Inbegriff der christlichen Glaubens- und Sittenlehre kurz und deutlich.

Unter dem Reichsregiment, welches im Herbste 1521 zusammentrat, versammelte sich der Reichstag zu Anfang 1522, und richtete seine Aufmerksamkeit zuerst nicht auf die Religions-Angelegenheit, sondern auf die Klagen über die allgemeine Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Insbesondere beschuldigte man die Kaufleute eines übermäßigen Wuchers, da durch sie der Preis der morgenländischen Waaren, namentlich der allgemein beliebten Gewürze, auf das Dreifache gestiegen war, und in Deutschland verbrauchte man damals allein über 30 000 Zentner Pfeffer und 2000 Zentner Ingwer. Dagegen nun wurde vorgeschlagen, das ganze Gebiet des römischen Reichs, deutscher Nation, durch eine einzige Zolllinie einzuschließen und einen Zoll von vier vom hundert allen Werthes der Einfuhr und Ausfuhr, mit Ausnahme aller Lebensmittel aufzulegen, alle inneren Zollstätten aber aufzuheben. Gegen diesen Plan eiferten zwar die Kaufleute, weil dann ihre Einnahmen aller Welt offenbar würden. Ihre Einwendungen aber wurden nicht beachtet, und eine der wichtigsten, für ganz Deutschland ersprießlichen Maßregeln schien der Ausführung nahe.

Darauf wurde der Gesandte des neuen Papstes Hadrian's VI. gehört. Dieser war früher Professor in Löwen und Lehrer des Kaisers, kannte die Mißbräuche in der Kirche wohl und hatte früher selbst sich dagegen erklärt, und war jetzt aufrichtig entschlossen, Verbesserungen einzuführen, forderte jedoch mit Ernst die deutschen Stände auf, der Lutherischen Ketzerei zu wehren. Dazu waren von den Versammelten wirklich Mehrere geneigt, und namentlich suchte der Herzog Georg von Sachsen seine Vettern und Andere zur Ausführung des Wormser Beschlusses zu gewinnen; doch schien es zweckmäßig, diese Angelegenheit zuerst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen. Dieser prüfte und erklärte: man könne um der eingerissenen Mißbräuche willen nicht gegen Luther verfahren, dagegen solle der Papst erinnert werden, die Konkordate zu halten, die Beschwerden der deutschen Nation abzustellen und eine Kirchenversammlung zu berufen, und nicht zu hindern, daß auch Weltliche dabei erscheinen und vortragen, was zu göttlichen, evangelischen und anderen gemeinnützigen Sachen nöthig sei. Diesem Antrage traten die Reichsstände bei, zugleich wurde den Predigern befohlen, nur das rechte lautere Evangelium zu lehren. Vergebens widersprachen die Geistlichen und der päpstliche Gesandte; die Freunde Luther's und er selbst waren wohl zufrieden mit diesem Beschlusse, der natürlich beitrug, die Neuerung zu verbreiten.

Sie fand aber Beifall in gar vielen Klöstern, und nicht blos jüngere Mönche und Nonnen entwichen, sondern auch ältere suchten ihr Heil noch in der Welt, wieder andere wurden als Neuerer von der Mehrzahl der Treugebliebenen ausgestoßen. Da und dort

predigten sie dann im Sinne Luther's in einer Kirche oder außerhalb, auch Weltgeistliche folgten, zumal manche Bischöfe sich nachsichtig gegen sich selbst und ihre Untergebenen zeigten. Fanden sich nicht Geistliche zum Predigen, so traten selbst Laien auf, und Weiber und Jungfrauen lasen die heilige Schrift und wollten darüber streiten. Denn Luther hatte sie dem Volke zum selbsteigenen Forschen und Erklären gegeben und als Grundsatz erklärt: die heil. Schrift ist die alleinige Quelle des Glaubens und der Lehre und Richterin aller Dinge. Die kirchliche Ueberlieferung und ihre und des Papstes Autorität war damit vernichtet. Schritt für Schritt war aus dem Streben nach Kirchenverbesserung ein völliger Umsturz erfolgt. Zuerst hatte Luther die Messe in deutscher Sprache bearbeitet und empfohlen, dann sie und überhaupt alle Lehren und Einrichtungen verworfen, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift angeführt waren. Der Gottesdienst sollte, aller sinnlichen Pracht entkleidet, blos in Predigt und Gesang bestehen, und nur zum Verstande sprechen, deswegen übersetzte er die Psalmen und dichtete selbst einige schöne Lieder und es war ihm die Musik ein süßer Trost in seiner häufig wiederkehrenden Beängstigung. Im J. 1524 legte er das Mönchskleid ab und heirathete im folgenden die Nonne Katharina Haugwitz von Bora, ohngeachtet er früher die Mönche deshalb getadelt hatte: „Gleich wollen sie heirathen und sind die ungeschicktesten Leute zu jeder Arbeit.“ Und er selbst mußte später noch die Zweifel seiner Gattin beschwichtigen: „Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewiß halten.“ Alle die anderswo als kirchliche Neuerer verfolgt wurden, insbesondere Mönche und Nonnen, wendeten sich schriftlich um Hülfe an ihn oder kamen selbst nach Wittenberg, und von hier aus sendete Luther seine Schüler und Freunde nach allen Weltgegenden. Von hier aus flogen die unzähligen Streitschriften in alle Welt, die meist in maßloser Heftigkeit geschrieben, eben so maßlos heftige Entgegnungen hervorriefen; Luther, leicht gereizt, überbot Alle und verschmähte keine, auch noch so gemeine Bezeichnung, um seine Gegner lächerlich zu machen. Insbesondere gegen den Papst konnte er nicht Ausdrücke des Spottes und Hasses genug erfinden. In ähnlicher Weise sprach er vom Könige Heinrich VIII. von England, weil dieser gegen ihn die sieben Sakramente vertheidigte. Es brach eine Zeit unritterlichen Wortgezänkes herein und eine neue Scholastik erstand, die alle religiösen Fragen verwirrte.

Doch mitten aus dieser wilden Bewegung ragen einzelne Männer empor, welche mit ruhigem Sinne der Kunst und Wissenschaft obliegen und obgleich einer Kirchenverbesserung hold, die gewaltsame Ueberstürzung mißbilligend, nicht Theil nehmen an dem Parteiengezänk. Lukas Kranach, Luther's Freund, schuf mit frommem Sinne biblische Darstellungen und Bildnisse berühmter Personen in lebendigen Farbentönen; Hans Sachs aus Nürnberg übte sich während

seiner Wanderschaft als Schuhmacher in den Sängerschulen, namentlich in München, und wurde nachmals der berühmteste Meistersänger und dichtete in einfacher schlichter Form der kurzen Reimpaare bis in sein spätestes Alter eine kaum übersehbare Menge von Liedern und Sprüchen, Fabeln, Lust- und Trauerspielen und besang die Wittenbergische Nachtigall; Burkard Waldis wendete die alte Thierfabel auf die kirchlichen Streitigkeiten an; Johann Thurmayer von Abensberg (daher Aventin genannt) beschrieb des alten Hauses Bayern Kaiser, Könige und Fürsten, schilderte die Zeitereignisse und Zustände in deutscher Sprache so treu und kräftig und klar, daß er mit Recht als der Vater der deutschen Geschichtschreibung darf gerühmt werden, aus dessen Buche man, wie Goethe sagt, einen trefflichen Menschen tüchtig heranbilden könne.

Die Ritterschaft gegen die Fürsten.

Die allgemeine geistige Bewegung gedachte der niedere Adel und die gesammte Ritterschaft zu ihrem weltlichen Vortheile zu benützen. Seit langer Zeit schwebten sie in Gefahr, ihre Selbständigkeit ganz zu verlieren, ihre Macht war gebrochen durch die wachsende Uebermacht der geistlichen und weltlichen Fürsten und selbst durch die Städte, in deren Gebiete ihre Schlösser lagen. Seit der Erfindung des Pulvers vermochte die Tapferkeit eines einzelnen geharnischten Ritters nichts mehr gegen die aus dem gemeinen Volke genommene, mit Schießgewehren wohl versehene, und in geschlossenen Reihen anrückenden Söldner; sie sahen sich zurückgedrängt, ihren Stolz auf ihre Allode schon längst durch Theilungen gebeugt und sie waren in der That zu armen Rittern geworden. Zuletzt war ihnen auch das Fehderecht und die Hoffnung auf Erwerb durch Freibeuterei genommen und sie hielten sich durch die Fürstengerichte und das Reichskammergericht beschränkt und tief verletzt, weil die Ritterschaft im Reichsregiment gar nicht vertreten war, insbesondere haßten sie den schwäbischen Bund.

Da glaubten sie nun durch einträchtiges Zusammenhalten und Anschließen an die bei dem Volke beliebten Männer und Träger der Kirchenverbesserung sich zu stärken und mit deren Hülfe eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse herbeiführen, die Macht der Fürsten stürzen zu können. Im Haß gegen die Geistlichen, welche das Meiste zur Errichtung des ewigen Landfriedens gethan, wollten sie die Stifter auflösen und einziehen und den Kaiser zum Alleinherrn in Deutschland machen. Dabei rechneten sie auf den Beistand der von den Fürsten bedrohten Städte. Die Seele dieser Pläne

waren Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, Beide vom fränkischen Adel, Jener gewaltig mit dem Schwert, dieser mit dem Wort.

In Sickingen scheint die ganze Ritterschaft verkörpert und sein Streben und Thun ist das des ganzen Standes. Anfangs im Dienste des Kurfürsten von der Pfalz während des Landshuter Erbfolgekrieges, errang er zu seinen wenigen Burgen bald mehrere, nahm darauf Sold von anderen Fürsten, warb damit ein ziemlich großes Gefolge und machte sich dann bald Fürsten und Städten furchtbar. Welcher Bürger aus einer Stadt vertrieben war, oder welcher Unterthan oder Nachbar eines Fürsten sich gegen wirkliches oder vermeintliches Unrecht wegen Verzögerung eines Rechtshandels durch die Gerichte zu beschweren hatte und sich an Sickingen um Hülfe wendete, oder ihm die streitigen Güter und Schuldforderungen abtrat: der fand bei dem bereitwilligen Ritter Beistand. Der gefürchtete Mann verlangte und erhielt die Wiederaufnahme des Vertriebenen, die Herausgabe der Güter oder Bezahlung der Forderung; geschah dies nicht, so zog er vor die Stadt, verwüstete das Land umher, fing die unterwegs und ungewarnt heranziehenden Kaufleute, erpreßte von ihnen schweres Lösegeld und höhnte der Abmahnungen des Reichskammergerichts und kümmerte sich selbst um die kaiserliche Acht nicht. Der Kaiser Maximilian hatte sich desselben im Kampfe gegen Ulrich von Würtemberg bedient und nahm ihn dann in Sold gegen Frankreich. Im Vertrauen auf des Kaisers Gunst überzog Sickingen selbst während des Reichstages 1518 Darmstadt und zwang die Stadt zur Zahlung von 45,000 Gulden, worüber ihn die Reichsstände wegen Landfriedensbruches verklagten; aber Maximilian schonte des Ritters, weil er dessen bedurfte, und bei dem Tode des Kaisers stand Sickingen als eine Macht im Reiche da, neben und auf Kosten der Macht der Fürsten und der Städte. Um ihn bewarben sich der König Franz von Frankreich und der neue Kaiser Karl. Er war der Stolz und die Hoffnung des deutschen Adels.

Durch Hutten veranlaßt, zeigte Sickingen große Theilnahme für die geistige Bewegung und nahm sich der Sache Reuchlin's und Luther's an, lud diesen auf seine Ebernburg ein, wo alsobald die Messe deutsch gelesen und Schriften gegen den Mönchstand und die Ehelosigkeit der Geistlichen verbreitet wurden. Dorthin flüchtete Hutten, als er sich wegen seiner maßlosen Angriffe auf Rom nirgends mehr sicher fühlte; ein päpstlicher Gesandter hatte bei dem Kaiser um die Erlaubniß gebeten, ihn überall in deutschen Landen ergreifen zu dürfen. Von dort aus erließ er seine offenen Zuschriften an den jungen Kaiser, und als er diesen zur Unterstützung Luther's nicht geneigt sah, bemühte er sich, eine Verbindung zwischen der Ritterschaft und den Städten zu stiften und mit der Reformation in der Kirche zugleich einen neuen deutschen Staat herzustellen. Dazu bedurfte man das Schwert des Ritterstandes und das Gericht der Städte.

Wirklich wurde ein großer Theil der Ritterschaft für den Plan der Beiden gewonnen. Im Frühjahre 1522 versammelte sich der oberrheinische Adel in Landau und beschloß, fortan seine Lehenssachen nur vor Rittern und Mannen, nach altem Herkommen von einem unparteiischen, mit rittermäßigen Leuten besetzten Gerichte entscheiden zu lassen. Sickingen wurde zum Bundeshauptmann gewählt. Bald darauf beschuldigte Hutten in einer heftigen Schrift die Fürsten der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit und forderte die Städte auf, sich mit dem Adel zu verbünden und vor Allem das Reichsregiment als den lebendigen Ausdruck der fürstlichen Gewalt zu stürzen.

Sickingen hatte bereits mit klugem Bedacht den Fürsterzbischof Richard von Greiffenklau-Volraths von Trier zum Angriffe ausersehen, um in ihm zugleich die fürstliche und geistliche Macht mit einem Schlage zu treffen. In einem offenen Aufrufe wurde den Unterthanen des Stiftes angekündigt, man werde sie von den schweren unchristlichen Gesetzen der Pfaffen erlösen und zur evangelischen Freiheit bringen. Sickingen wußte, daß auch in Trier ein Theil der Bürger der geistlichen Herrschaft abgeneigt war; dem Erzbischofe aber grollte er, weil derselbe auf dem Reichstage zu Augsburg laut die Fehde Sickingen's gegen den minderjährigen Landgrafen Philipp von Hessen mißbilligt und geäußert hatte: „Franz (Sickingen) unterstehe sich zu viel und wolle zuerst die Städte und dann einen Fürsten nach dem anderen vornehmen.“ Ihn nun hoffte Sickingen unvermuthet zu überfallen, von Mainz glaubte er selbst keine Verhinderung befürchten, sein Gegner keine Unterstützung von Köln erwarten zu dürfen; der Kurfürst von der Pfalz war sein alter Gönner, der Kaiser ihm geneigt, dagegen dem Erzbischof von Trier, dem hartnäckigen Anhänger Frankreichs, abhold, und ehe noch Philipp von Hessen zum Beistande Triers heranrückte, hoffte er diesen bereits besiegt zu haben. Indem er aber zu diesem Kampfe Söldner warb, wurde das Gerücht verbreitet, er ziehe im geheimen Auftrage des Kaisers gegen Trier.

Den gesuchten Vorwand zum Angriff gab ein gewaltthätiger Mensch, Gebhard Börner, welcher zwei Schultheißen aus dem Gebiete Triers gefangen weggeschleppt und bei Sickingen Aufnahme gefunden hatte. Börner erhielt von ihm für seine Gefangenen fünftausend Gulden, Sickingen ließ sie dann unter der Bedingung frei, daß sie ihm das ausgelegte Geld zur bestimmten Zeit erstatten und für Atzung 150 Gulden zahlen oder sich wieder als Gefangene bei ihm einstellen. Allein Jene wendeten sich an das Reichsregiment, Sickingen dagegen an den Kurfürsten von Trier um Bezahlung seiner Forderung und als dieser ihn auf die Entscheidung des Reichsregiments vertröstete, kündete er ihm am 22. Aug. 1522 Fehde an und zog alsobald gegen ihn. Aber der Erzbischof hatte sich vorgesehen und sich mit Pfalz, Köln und Hessen verbündet, da diese wohl einsahen, es gelte der Kampf der Fürsten-Macht überhaupt; sie

berichteten an das Reichsregiment von dem Friedensbruche und dieses verbot bei Todesstrafe, der Fahne des Ritters zu folgen. Aber die Ritter achteten des Verbotes nicht. Die Fehde begann wie gewöhnlich mit Raub und Plünderung; der Erzbischof von Trier vernichtete selbst die Vorräthe auf dem Lande, daß sie nicht dem Feinde in die Hände fielen, und vertheidigte dann die Stadt mit seinen Söldnern und dem heimischen Adel tapfer und zeigte sich gleich tüchtig als Feldherr, Soldat und Priester; vergebens versuchte Sickingen die Bürger, sie blieben treu. Als er dann vom Anzuge der Schaaren von Kurpfalz und Hessen hörte, hob er die Belagerung auf und zog sich zurück. Die drei Fürsten folgten ihm nicht, sondern wendeten sich zunächst gegen seine Verbündeten, zwangen den zweideutigen Kurfürsten von Mainz, den Frieden mit 25,000 Gulden zu erkaufen, und brachen dann die Burgen Sickingen's eine nach der anderen. Vergeblich suchte er sich in offenen Ausschreiben zu rechtfertigen und Freunde zu seiner Hülfe zu bewegen. Endlich ward er selbst auf der Burg Landstuhl angegriffen, 30. April 1523. Als das ganze Haus zerschossen und er auf den Tod verwundet im Gewölbe lag, übergab er die Burg. Die eintretenden Fürsten fanden ihn bereits im Sterben. Darauf fielen auch seine übrigen Burgen und Kurpfalz und Trier nahmen, was von seinen Gütern auf dem linken Rheinufer lag, der Landgraf das auf dem rechten.

Den Sieg der Fürsten benutzten insbesondere die Städte aus dem schwäbischen Bunde und forderten, unterstützt von Kurpfalz, die dem Sicking'schen Vorhaben nicht fremd gebliebenen fränkischen Ritter vor ihr Bundesgericht, um sich wegen des Landfriedensbruches zu reinigen. Die Ritter weigerten sich, zu erscheinen und jetzt nahm sich ihrer selbst das Reichsregiment an, aus Furcht vor der wachsenden Uebermacht der drei verbündeten Fürsten. Aber der Bund ließ sich dadurch nicht aufhalten, das Bundesheer zog gegen die nicht erschienenen Ritter und gegen die, welche sich nicht zu reinigen vermocht hatten; der Bundeshauptmann Georg Truchseß nahm oder brach mit dem von Augsburg, Nürnberg und Ulm gelieferten Geschütze die Burgen, verbrannte sie und es wurden damals sechsundzwanzig Schlösser zerstört. Der Sieg der Fürsten über die unabhängige Ritterschaft war ein entscheidender.

Nach dem Tode Sickingen's wußte sich Hutten in Oberdeutschland vor der geistlichen und weltlichen Gewalt nirgends mehr sicher und flüchtete nach der Schweiz, wurde auch hier gemieden und wie schon früher von den Humanisten, so jetzt insbesondere von Erasmus zurückgestoßen, gegen den er noch, obgleich von einer qualvollen Krankheit gepeinigt, seine letzten und bittersten Schriftpfeile richtete und verlassen auf der Insel Ufnau im Zürcher See starb (Ende August oder 1. Sept. 1523).

Religiöser Zwiespalt.

Die Lehren Luther's hatten gleich anfangs auch in Süddeutschland Beifall gefunden und die jungen Herzoge von Bayern Wilhelm IV. und sein Bruder Ludwig die Verbreitung derselben nicht gehindert, und in Bayern selbst wurde in dem lateinisch geschriebenen Buche: „die Belastung durch die Kirche“, das Leben der meisten Geistlichen bitter gerügt und der unwürdige Ablaßhandel hatte schon früher gerechten Unwillen erregt. Auch die Herzoge hofften damals die Abstellung der kirchlichen Mißbräuche und es erging noch, selbst nachdem Luther schon mit dem Banne belegt war, an die Bischöfe das Ersuchen, sie möchten den Predigern und Beichtvätern auftragen, Luther's Schriften weder zu verdammen noch gut zu heißen, sondern darüber zu schweigen, so lange die Unterhandlung mit ihm auf dem Reichstag währe. Allein mit einem Male änderte sich die Ansicht der Herzoge und dazu soll die Bilderstürmerei in Wittenberg und Arsaz Seehofer, ein geborner Münchener, und von jener Hochschule zurückkehrend, am meisten beigetragen haben. Denn er lehrte, durch den Glauben allein werde der Mensch selig und der Mensch habe keinen freien Willen. Darüber zur Verantwortung gezogen, widerrief er, wurde in das Kloster Ettal verwiesen und entfloh darauf zu Luther. Solche Lehren erschreckten die Herzoge und machte sie der Neuerung abgeneigt, und als gerade damals die Universität Ingolstadt, durch eine Pest beinahe aufgelöst, durch sie erneuet ward, beriefen sie dahin streng katholische Lehrer. Die Universität erklärte sich alsobald offen gegen Luther und im Jahre 1522, 5. März, erließen die Herzoge den Befehl, alle ihre Unterthanen sollen im Glauben der Väter und im Gehorsam gegen Kaiser und Landesfürsten verharren, denn es könne durch die vielen und großen Abweichungen von den heiligen Gebräuchen der Kirche nichts Gewisseres, als Zerrüttung aller göttlichen und menschlichen Satzungen und des Regiments entstehen und zuletzt in dem heiligen christlichen Glauben ein unwiderbringlich beschwerlicher Mißstand einreißen.

Von nun an begann in Bayern die Verfolgung der Anhänger Luther's, wobei sich jedoch die Herzoge anfangs milder bewiesen, als die sogleich das Aeußerste verlangenden Ankläger. Wilhelm glaubte die Verbreitung der Neuerung hemmen zu können, wenn nur die Bischöfe mit Ernst und Eifer die Mißbräuche abstellen und über das Leben der Geistlichen wachen wollten. Als sich dieselben nicht willfährig und thätig genug zeigten, sendeten die Herzoge im J. 1523 den Eck nach Rom, um dem Papste Hadrian die Lage der Dinge zu schildern und um seinen Beistand zu bitten. Und dieser erließ darauf eine Bulle, worin er den Eifer der Herzoge rühmt, die sich

erboten, selbst das Schwert gegen die Ketzer zu ziehen. Weil sie aber zur Unterdrückung der Ketzerei nicht Mittel genug hätten, so gewähre er ihnen den fünften Theil der jährlichen Einkünfte aller geistlichen Güter in Bayern. Darauf begann man in Bayern die alte Zucht und Ordnung in den Klöstern wieder herzustellen, ihrer manche löseten sich auf, es ward ein förmliches Ketzergericht eingesetzt und alsobald erfolgte die Verurtheilung und Hinrichtung von vielen Geistlichen und Weltlichen. Darüber klagten die Bischöfe als über einen Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit durch den Herzog Ernst, den Bruder der beiden regierenden Brüder, den ernannten Bischof von Passau, darauf Wilhelm entgegnete: Jedermann wisse, daß die Bischöfe anfangs leicht hätten den lutherischen Neuerungen wehren können, aber es sei auch bekannt, wie mild und sorglos sie dabei verfuhren. Deshalb habe er selbst in seinem Lande der Ketzerei zuvorkommen wollen und die seinem Gerichte Unterworfenen an ihren Gütern, Leibern und Leben strafen lassen.

Auf diese Weise wurde in Bayern die religiöse Neuerung fern gehalten, dem Beispiele der Herzoge folgte der Erzherzog Ferdinand und auch ihm bewilligte der Papst den dritten Theil aller geistlichen Gütereinkünfte in den österreichischen Ländern zum Krieg gegen die Türken. Innig mit einander verbündet, handelten diese Fürsten in eigener Machtvollkommenheit, ohne sich an die Beschlüsse des Reichstages zu halten. Die Stände aber waren bereits in anderer Beziehung uneins, und die Städte, welche sich durch die neue Zolleinrichtung belästigt fühlten, schickten Gesandte an den Kaiser in Spanien und boten Alles auf, daß der ihnen verhaßte Gränzzoll nicht eingeführt würde. Karl zögerte mit der Entscheidung, da verdächtigten Jene die Absicht des Reichsregiments, als erhalte es durch jenen Zoll Mittel gegen ihn selbst. Als darauf die Abgeordneten von Augsburg, Nürnberg und Straßburg wegen der Begünstigung der Lehre Luther's zur Rede gestellt wurden, lehnten sie diesen Vorwurf ab, die Begünstigung komme vielmehr von Anderen, wobei sie nicht undeutlich auf das Reichsregiment hinwiesen. Auf dieses erklärte der Kaiser: der Zoll werde nicht eingeführt und er werde statt des Regimentes einen tüchtigen Rath einsetzen und das Kammergericht verbessern. Das Reichsregiment wurde zwar nicht aufgehoben, aber neu besetzt und zwar mit Freunden der alten Kirchenlehre; dasselbe geschah mit dem Kammergericht, Februar 1524. Doch erneuete der Reichstag (18. April 1524) die alten Beschwerden gegen Rom und die Forderung wegen eines allgemeinen Concils, nahm Umgang wegen Ausführung des Wormser Beschlusses, bestätigte aber auf's Neue, daß das reine Wort Gottes gepredigt werde. Zur weitern endgültigen Entscheidung sollten sich die Stände noch im November zu Speier versammeln.

Auf diese Weise wurde die Einheit und Kraft der Reichsregierung gebrochen, Rom benutzte dies, um die ihm treu Ergebenen

fester zu vereinigen, und weil diese auf dem Reichstage zu Speier allgemeine Maßregeln zu Gunsten der Reformation fürchteten, traten zu Ende Juni 1524 die Herzoge von Bayern und der Erzherzog Ferdinand mit dem päpstlichen Abgesandten Campeggi und den Abgeordneten der Bischöfe von Salzburg, Augsburg, Bamberg, Basel, Brixen, Constanz, Freising, Passau und Speier in Regensburg zusammen und wurden einig, die Neuerung fern zu halten und es wurden dann die Bücher Luther's und der Besuch der Universität Wittenberg allen ihren Unterthanen verboten, zugleich aber viele Mißbräuche abgestellt und das Versprechen gegeben, für bessere Bildung der Geistlichen zu sorgen. Der Kaiser billigte dies Verfahren, untersagte den Reichstag in Speier und glaubte nun der freundlichen Gesinnung des Papstes in dem bevorstehenden italienischen Kriege gewiß zu sein.

Unmittelbar nach jener Zusammenkunft in Regensburg versammelten sich die Abgeordneten der Städte in Speier und verharrten bei dem Beschlusse wegen der Predigten. Sie waren froh, des Grenzzolles erledigt zu sein und der Reformation jetzt nicht abgeneigt. Schon hatte der Rath in Nürnberg den Sleupner, früher Domherr in Breslau, zum evangelischen Prediger bei St. Sebald aufgenommen und ihm zu heirathen erlaubt und ließ die Neuerung ungehindert weiter sich entfalten. Aehnliches geschah in der Kurpfalz und in Sachsen und insbesondere an dem jungen Landgrafen Philipp von Hessen erhielt die Reformation einen eifrigen Anhänger, ebenso an dem Herzoge Ernst von Oldenburg; der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg aber huldigte der Lehre Zwingli's, der in der Schweiz wie Luther in Sachsen zu reformiren begann, ohne mit einander in allen Punkten übereinzustimmen, weswegen Beide bald in heftigen Zwist geriethen. Ein Kampf anderer Art aber drohte ganz Deutschland in seinem tiefsten Grunde zu erschüttern und umzustürzen.

Der Bauernkrieg.

Was die Ritterschaft nicht erringen konnte, das hofften die Bauern mittels der neuen Lehre von der evangelischen Freiheit zu erlangen. Münzer und Karlstadt, Luther's Schüler und von ihm selbst aus Sachsen vertrieben, hatten sich nach Ober-Deutschland gewendet und schnell Anhänger gefunden, und überall standen in Schwaben Prediger auf. Während der Eine gegen die Abgabe des Zehenten als eine Einrichtung aus dem alten Bunde predigte, die durch den neuen Bund aufgehoben sei, wollte ein Anderer gerade

aus dem alten Testamente die Nothwendigkeit der Einführung des Jubeljahres, nämlich der allgemeinen Gütervertheilung, darthun. Solche Lehren faßte das hart gedrückte Volk, welches sich bisher wenig um die theologischen Streitigkeiten bekümmert hatte, begierig auf; es sah zunächst nur auf eine Verbesserung seiner Zustände und wie Luther das Ansehen und die Macht des Papstes stürzen wollte, so hofften sie noch leichter die geistlichen und weltlichen Fürsten zu verdrängen. Veranlassung zum Ausbruche der Unzufriedenheit gaben einige geistliche Fürsten durch Einführung neuer Steuern.

Vergebens baten die Unterthanen des neuen Fürstabtes von Kempten — Sebastian Breitenstein — um Gerechtigkeit und Milde, er hörte nicht, drückte noch mehr und wer dagegen redete, wurde verfolgt, eingekerkert und um Gut und Freiheit gebracht. Schon drohte in jener Gegend im J. 1524 und am Bodensee und am Rhein hinaus ein neuer Aufstand, wurde aber noch niedergehalten. Luther, der die nahenden Stürme erkannte, hatte früher und damals zum Frieden gemahnt und in seiner Schrift „von der Freiheit eines Christmenschen“ diese Freiheit nur auf das innere Leben bezogen und die äußere Dienstbarkeit als einen Fortschritt zur inneren Freiheit gerühmt, was die Bauern nicht verstanden oder nicht verstehen wollten und was den Herren eine willkommene Lehre zur Fortsetzung ihres Druckes war. Deshalb erhob sich im Gebiete des Kemptener Stiftes gegen den Ausgang des Winters 1525 die Empörung furchtbarer als früher.

Christoph Schappeler aus der Schweiz, der in Memmingen zuerst nach Zwingli's Lehre predigte, gab dem Begehren der Bauerschaft bestimmten Ausdruck in zwölf Artikeln. In diesen forderte sie freie Wahl ihrer Pfarrer und Prediger und zwar des reinen Evangeliums, Aufhebung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd und Holzung, Abstellung des Wildstandes und der neuen Steuern. Diese Schrift ging mit wachsendem Beifall von Hand zu Hand, bald sammelten sich Bauernhaufen, um die Forderungen vom Abte zu erzwingen, der aber wendete sich um Beistand wieder an den schwäbischen Bund, indem er zugleich zum Krieg rüstete. Zwar hielten manche Bundesglieder mehrere der Beschwerden für gegründet und redeten zur Sühne, aber von keiner Seite horchte man der Stimme der Mäßigung und „es ging Gottes Gericht dahin, daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorsamen Unterthanen einander selbst strafen mußten.“ Schon erscholl die Sturmglocke von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau und überall her strömten die Bauern zusammen. Diese Bewegung suchte der vertriebene Herzog Ulrich zu benützen und mit Hülfe geworbener Schweizer sein Land wieder zu erobern, ward aber vom Bunde sogleich wieder vertrieben, und dieser wendete sich darauf mit aller Macht gegen die Bauern, welche er indessen durch Unterhandeln und Versprechen hingehalten hatte.

Die Bauern schickten ihre zwölf Artikel auch an Luther. Der aber erließ darauf ein heftiges Schreiben an die Fürsten und Herren, tadelte ihre Pracht und Sittenlosigkeit, da sie nur schinden und schatzen, bis es der gemeine Mann nicht länger mehr ertragen könne. Dann mahnt er sie, gütlich zu handeln, daß nicht der Funken ein Feuer durch ganz Deutschland anzünde, das Niemand löschen könne. Die Bauern aber warnte er vor der Empörung, denn Gott verbiete jeden Aufstand gegen die Obrigkeit, selbst wenn diese bös, so sei es doch schon gegen das natürliche Recht, daß Jemand in eigener Sache Richter sein wolle.

Aber diese Warnung war vergeblich. Im Hegau und im Allgäu und am Bodensee standen die Unterthanen geistlicher Herren zu Tausenden kampfbereit, plünderten die reichgefüllten Klöster, verjagten die Mönche und verbrannten auch schon einzelne Schlösser der Edlen. Wendel Hippel, vormals hohenlohischer Kanzler und von seinen Herren schwer beleidigt, stellte sich an die Spitze der Bauern. Die vom Adel sahen anfangs unthätig dem wachsenden Sturme zu, der nur gegen die Geistlichen gerichtet schien und hofften, später die Bewegung nach ihrem Sinne zu lenken und die reife Saat der Bauern zu ärnten und die geistlichen Güter zu theilen.

Im März verbreitete sich der Aufstand weiter an den Rhein und nach Franken, die Haufen wählten sich Hauptleute, Fähnleinträger, Weibel und Schreiber und zogen gegen Klöster und Schlösser. Schon schlossen sich ihnen theils freiwillig, theils gezwungen die kleineren fürstlichen und selbst Reichsstädte an, ganz Schwaben und Franken gerieth in Aufruhr. Anfangs verfuhren die Bauern mit den gefangenen Adeligen noch milde, aber nach der Erstürmung von Weinsberg beschlossen sie, alle Edlen und Geistlichen zu ermorden, zur Rache der erwürgten Bauern. Da jagten sie den Grafen Helffenstein, ungeachtet der flehentlichen Bitten seiner Gemahlin, einer Tochter des Kaisers Maximilian, unter gräßlichen Lärmen im Trommeln, Pfeifen und Schalmeien durch die Spieße bis zum Tode, weil früher von ihm ein Bauer wegen eines kleinen Jagdvergehens lebendig auf einen Hirschen geschmiedet und dieser ins Dickicht gejagt worden war. Gleiches Schicksal traf andere Edle. Solche Grausamkeit aber ward mit gleicher Grausamkeit gerächt und ein wahrer Vernichtungskrieg geführt.

Die Nachricht von Weinsberg empörte Luther's Gemüth und er schrieb darauf „wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern“: Sie haben das Evangelium nur zum Schein vorgewendet und sich durch den Aufruhr rechtlos gemacht. Darum solle sie zerschmeißen, würgen und stechen heimlich und öffentlich, wer da könne, gleich wie man einen tollen Hund todtschlagen müsse.

Indessen wuchs und verbreitete sich der Aufstand und es wuchsen die Gewaltthätigkeiten der siegenden Bauern, bald galt nichts mehr für heilig und selbst Weiber bewaffneten sich und

drohten mit Mord und Plünderung. Manche Herren verständigten sich mit den Bauern und diese enthielten sich dann des Raubens und Mordens. So thaten die würtembergischen Haufen, deren Obriste sich zum Unterschied von den anderen häufig nannten „der christlichen und evangelischen Ordnung Hauptleute“. Diese wollten auf der Grundlage einer kirchlichen Verbesserung eine gerechte bürgerliche Ordnung herstellen.

Unter den verschiedenen Haufen und ihren rohen, unfähigen Anführern war selten Einverständniß. Als sie die Nachtheile davon erkannten, wollten sie den Ritter Götz von Berlichingen, der sich in mancher Fehde ausgezeichnet und die ihm abgehauene rechte Hand mit einer eisernen ersetzt hatte, an ihre Spitze stellen. Sie belagerten sein Schloß und da er nirgends Rettung sah, verglich er sich mit ihnen, entbot aber heimlich die Edlen rings umher und wollte sich mit ihnen zum Kurfürsten von der Pfalz durchschlagen, von dessen Rüstungen er vernommen hatte. Allein die Antwort gelangte nicht zu ihm und so übernahm er auf das Drängen der Bauern und auf das Zureden der in ihrer Gewalt befindlichen Edlen die oberste Hauptmannstelle unter der Bedingung, daß sie sich des Raubens, Brennens und Mordens enthielten. Sie versprachen, hielten es aber nicht. Und Berlichingen zog mit ihnen gegen Würzburg, wo um den Bischof Konrad von Thüngen, der als Fürst, Geistlicher und Mensch gleich verhaßt war, der Aufstand seiner Bauern wogte. Glücklich flüchtete sich dieser zuerst auf das feste Bergschloß Liebfrauenberg und dann nach Heidelberg, wohin sich bereits viele andere Edle begeben hatten.

Der Pfalzgraf Kurfürst Ludwig war allgemein als ein trefflich gebildeter, Kunst und Wissenschaft fördernder und gegen seine Unterthanen mild gesinnter Fürst geehrt. Als ihn nun die an seinem Hofe flüchtigen Herren und auch sein anwesender Bruder Georg, der Bischof von Speier, drängten, er solle mit gesammter Macht über die Bauern herfallen, deren einzelne Haufen bereits von dem schwäbischen Bunde unter der Anführung des Georg Truchseß von Waldburg da und dort besiegt und zerstreut waren: da wollte er, um Blutvergießen zu ersparen, zuerst Güte versuchen. Und er unterredete sich mit den Anführern seiner Bauern und sie versprachen die Haufen zu entlassen und alle eroberten Städte und Schlösser ihren rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben; dagegen schrieb er auf den 4. Juni einen allgemeinen Landtag aus, um da über die Abstellung der Beschwerden mit Beziehung auf die zwölf Artikel zu berathschlagen, befahl auch seinen Amtleuten, gegen die Bauern nicht gewaltsam zu verfahren und erließ auch an andere Haufen die Mahnung zum friedlichen Verhalten.

Dieses meldete er nach Wittenberg mit dem Beifügen, er habe sich den Weg der Güte vorgenommen und wolle nur nach Fug und Recht handeln; nun möge aber Melanchthon, als ein geborner

und erzogener Pfälzer, der als Schriftgelehrter offenbar zum Frieden und zur Gerechtigkeit geneigt sei, nach Heidelberg kommen und ihn aus der heiligen Schrift belehren, was die weltliche Obrigkeit in Bezug auf die zwölf Artikel zu halten und den Unterthanen zu leisten schuldig sei. Doch Melanchthon, der eben so wenig als Luther die deutschen Verhältnisse einer früheren Zeit und die allmälige Verschlimmerung der bäuerlichen Zustände kannte, verwarf in seinem Schreiben an den Kurfürsten alle Forderungen der Bauern und sagte: Was immer die Obrigkeit thut, daran thut sie recht, und wenn sie die Gemeindegüter und Waldungen einzieht, so darf sich Niemand dawidersetzen. Ja, es sei von nöthen, daß ein solch wild ungezogen Volk, als die Deutschen sind, noch viel weniger Freiheit habe, als es wirklich hat.

War schon dieses eine Aufforderung zur gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes, so wurde der Kurfürst auch als Mitglied des schwäbischen Bundes zur Hülfeleistung gedrängt und so begann denn zugleich von Schwaben her und vom Rheine der Rachezug des Bundes und der Fürsten und den Bauern wurde schrecklich vergolten. Nur mit Schaudern liest man, wie Melchior Nonnenmacher von Ilsfeld, welcher bei Weinsberg auf der Pfeife blies, so oft einer der Edlen durch die Spieße laufen mußte, von den Bündnern gefangen ins Lager geschleppt, mit einer langen eisernen Kette an einen Apfelbaum gefesselt und in ziemlicher Weite umher ein Feuer angemacht und er, unter furchtbarem Brüllen im Kreise umherlaufend langsam gebraten wurde, während die Edlen unter Frohlocken das Feuer unterhielten. Dasselbe Schicksal hatte der Bauern-Hauptmann im Neckarthal, Jöcklein Rohrbach.

In der Pfalz zog der Kurfürst mit gesammter Heeresmacht in Begleitung des Erzbischofs von Trier und des Bischofs von Würzburg gegen die Bauern, die nach jenem Vertrage keines Ueberfalls gewärtig waren. Die einzelnen zerstreuten Haufen mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben und doch wurden alle Dörfer auf dem Wege geplündert, in Bruchsal mehr als siebenzig Anhänger und Rädelsführer des Aufstandes in den Thurm gelegt. Dahin schickte Georg Truchseß auch den obersten Hauptmann, Anton Eisenhut, und drei andere Hauptleute, die er gefangen hatte, und der Kurfürst ließ sie im Namen des Bundes hinrichten und erinnerte sich nicht, daß Eisenhut das Leben der kurfürstlichen Räthe geschont und er selbst einen Vertrag mit ihm geschlossen hatte. Von den anderen siebenzig Gefangenen ließ er jedoch nur fünf hinrichten.

Nacheinander wurden darauf die Haufen in Franken, im Odenwald, in Würtemberg, in Baden zerstreut und vernichtet. Götz von Berlichingen entkam und wurde dann vom Bunde auf sein Schloß verbannt. Die Sieger übten furchtbare Rache. Die Herren zogen mit ausländischen Nachrichtern von Amt zu Amt, und es war kein Ort, wo nicht Folter, Henkerbeil und Galgen ihr

Werk thaten. Vergebens wurden die Gewalthaber zur Mäßigung gemahnt, sie möchten nicht als Wölfe, sondern als Hirten des Volkes walten, und den gemeinen Mann nicht zur Verzweifelung und zum neuen Aufstande treiben; vergebens schrieb jetzt Luther, er wolle nichts gemein haben mit den Bluthunden, welche nach gewonnener Schlacht noch wüthen. Man hörte um so weniger auf ihn, als er beifügte: das Ereigniß sei doch gut für die Bauern, damit sie Gott danken lernten, wenn sie eine Kuh geben müßten, auf daß sie die andere im Frieden genießen könnten; für die Fürsten, damit sie erkennen lernten, was hinter dem Pöbel stecke, der nur mit Gewalt regiert werden könnte.

Das waren die Ansichten der Reformatoren, auf welche das Volk als auf seine Erlöser gehofft hatte. Kein Wunder, daß sie der Vorwurf traf, sie hätten unter den Deutschen zuerst den Knechtssinn und die Gewaltherrschaft förmlich gepredigt und gelehrt. Die Herren, ob sie nun der Lehre Luther's oder der katholischen Kirche zugethan waren, thaten nach solcher Lehre und legten den Bauern größere Lasten auf als zuvor. Nur der Rath von Nürnberg hatte den Schwäbischen Bund von der grausamen Verfolgung abgemahnt, seinen eigenen Leuten aber erließ er allen lebendigen und todten Zehenten, so daß nur der harte bleiben sollte, den man hieß die fünfte Band oder Garbe. Der Kurfürst von der Pfalz ermahnte seine Ritterschaft, durch übertriebene Schärfe nicht einen neuen Aufstand hervorzurufen, sondern alle unbilligen Forderungen abzuthun.

Im Allgäu und um Kempten, dem ursprünglichen Herde der Empörung, wo der erste Aufstand blutig niedergeschlagen war, erhob sich um die Mitte des Juli ein neuer. Und schon wollte der Truchseß auch hier in seiner Weise verfahren, als der Kriegsheld Georg von Freundsberg dazwischen trat: Wir wollen die Bauern nicht angreifen, es würde von beiden Seiten viel Blut fließen und uns wenig Ehre bringen. Er unterhandelte mit den Hauptleuten, diese zogen sich zurück und die Bauern zerstreuten sich darauf unverfolgt. Dann führte Freundsberg seine Fähnlein gegen Salzburg, wo der Erzbischof Matthäus Lang, an Pracht und Aufwand mit den ersten Fürsten wetteifernd, durch neue Auflagen und Verfolgung der evangelischen Prediger seine Unterthanen aufgeregt hatte, die ihn drei Monate lang in seinem festen Schlosse belagerten. Der zu Hülfe gerufene Herzog von Bayern konnte ihn nicht befreien, doch Freundsberg vermittelte auch hier. Als aber der Erzbischof sein Versprechen nicht hielt, und mit harten Strafen zufuhr, erhob sich das Volk von Neuem. Die Söldner desselben unterdrückten jedoch den Aufstand.

Auf diese Weise wurde die Ruhe in Südwestdeutschland wieder hergestellt, nachdem innerhalb weniger Monate mehrere hundert Schlösser, Dörfer, Klöster und Landstädte verheert und gegen hunderttausend Menschen ermordet waren. Die Gefilde lagen öde,

die Schulden der Hohen und Niederen waren vermehrt, die alten Mißbräuche blieben.

Ganz zuletzt erhob sich noch ein Aufstand in Thüringen, wohin Thomas Münzer gewandert war. In Mühlhausen regte er durch seine Predigten das Volk auf, vertrieb den Rath und die Reichen, zog die Klöster ein und vertheilte die Güter, und wurde so der Liebling des gemeinen Volkes. Sein Schildknappe Pfeiffer, ein entlaufener Mönch, rief auch die Bergleute und Bauern umher zur Empörung auf, Kirchen, Klöster und Schlösser wurden geplündert und zerstört. Luther rief gegen diese Mordpropheten zu einem Kreuzzuge auf. Philipp von Hessen zerstreute in seinem Lande zuerst die wilden Haufen und vereinigte sich dann mit den Fürsten und Grafen. Bei Frankenhausen stießen sie auf die Empörer und mahnten die irregeleiteten Bauern zum Frieden und zur Auslieferung Münzer's. Dieser aber versprach den Leichtgläubigen göttliche Hülfe und ließ einen neuen Abgesandten der Fürsten ermorden. Darauf begannen diese den Angriff; bald schmetterten die Kugeln rechts und links die vergebens der versprochenen Hülfe harrenden Bauern nieder, und sie stäubten in wilder Flucht auseinander; die Meisten kamen um, Münzer und Pfeiffer wurden gefangen, gefoltert und hingerichtet. Mühlhausen mußte eine große Kriegssumme zahlen und verlor seine Freiheit.

Die Reformation in Preußen.

Es ist unleugbar, daß Luther's Lehre dem Volksgeiste günstig und gegen die höhere Geistlichkeit gerichtet, diese zu stürzen trachtete. Schon im Jahre 1523 hatte er den Böhmen gerathen, sie möchten sich mit Gebet vorbereiten und dann zur Wahl ihrer Pfarrer schreiten und die Angesehensten möchten den Erwählten getrost die Hände auflegen. Sei dieses in mehreren Gemeinden geschehen, dann stehe den Pfarrern das Recht zu, sich einen Oberen — Bischof — zu wählen. Der Pfarrer aber solle der Knecht und Diener der Gemeinde sein. — In dem Gebiete des Landgrafen Philipp ward weiter gelehrt: Man kann zu geistlichen Vorstehern tadellose und unterrichtete Bürger jedes Gewerbes auf so lange wählen, als sie das reine Wort Gottes verkünden; jeder Gemeinde stehe das Recht der Exkommunikation zu. Als aber im Bauernkriege sich die Folgen solcher Lehren zeigten, da ward Luther anderer Ansicht und wollte die Kirche als eine göttliche, von allen weltlichen Mächten festzuhaltende Anstalt zur Ausbreitung und Befestigung des Evangelium durch Predigen und zur Verwaltung der Sakramente betrachtet wissen.

Da er aber den Papst nicht mehr als geistliches Oberhaupt anerkannte, stellte er die neuen kirchlichen Gemeinden unter den Schutz und unmittelbarsten Einfluß der regierenden weltlichen Gewalt.

Dieser Mangel an Einheit und die Gräuel des Bauernkrieges bestärkten die geistlichen und meisten weltlichen Fürsten in ihrer Absicht, den Wormser Beschluß zu vollziehen, und der Herzog Heinrich von Braunschweig ging selbst nach Spanien, um den Kaiser zu ernsten Maßregeln zu drängen. Und weil damals nur der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp die verurtheilte Lehre beschützten, dachte man demselben die Kurwürde zu entziehen und sie seinem Vetter, dem Herzog Georg zu geben. Die Bedrohten fanden auf den Reichstagen wenig Theilnahme und man sprach deshalb am kaiserlichen Hofe schon zuversichtlich: Die lutherische Sache wird nicht lange bestehen.

Indessen dauerte das Streben nach geistlicher Reform, insbesondere bei den Städten fort, und schon stellten sie auf den Reichstagen vor: Es werde kaum mehr möglich sein, die alten kirchlichen Gebräuche wieder einzuführen. Denn in den meisten Reichsstädten erzwangen die Zünfte und das gemeine Volk vom Magistrat die freie Predigt, die Auflösung der Klöster und Abschaffung der Messe und beinahe aller, selbst der sinnvollsten, seit den Anfängen des Christenthums üblichen, Gebräuche. Darauf nun empfahl selbst das Gutachten des fürstlichen Ausschusses die Priesterehe und den Laienkelch. Aber zu einem wirklichen Beschlusse kam es auf den Reichstagen bei dem Widerstreben der kaiserlichen Abgesandten nie; doch wollte auch der Kaiser den Wormser Beschluß weder ausführen noch aufheben und so kam es, daß jeder Reichsstand in religiösen Dingen seinen eigenen Weg ging und man auf dem Reichstag zu Speier erklärte: Jeder Stand möge bis zur allgemeinen Kirchenversammlung sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Und so schritt denn die Reformation hier offen, dort still immer weiter vor und verbreitete sich bald siegreich im deutschen Norden und um diese Zeit entzog sich ganz Preußen der katholischen Kirche.

Vergebens hatte der Orden seit dem Frieden zu Thorn Alles aufgeboten, die alte Unabhängigkeit zu erlangen. Heinrich von Plauen nannte sich deshalb nach seiner Erwählung nicht Hochmeister, sondern Statthalter, um der Leistung des Lehenseides an Polen zu entgehen. Dennoch mußte er huldigen. Vergebens suchte sein Nachfolger, Martin Truchseß von Wetzhausen, Hülfe bei Ungarn und allein war der Orden zur Erneuerung des Kampfes zu schwach, zumal er auch seinen eigenen Unterthanen nicht mehr vertrauen durfte. Deshalb wollte er durch eine mehr monarchische Form sich kräftigen Gehorsam erzwingen, um die alte Macht herzustellen und rief im Jahre 1498 den Herzog Friedrich von Sachsen an seine Spitze. Dieser verweigerte, aufgemuntert vom Kaiser, den Lehenseid an Polen und

entgegnete auf dessen Klage bei dem Papste: „Wie der Orden seine Besitzungen in Preußen, Polen und Lithauen auf die gerechteste Weise errungen und die bedrängten Polen selbst gegen die Einfälle der heidnischen Preußen beschützt, seine Besitzungen durch Eroberung, Schenkung und Kauf erweitert, dadurch aber den Neid Polens gereizt habe, das sich im entscheidenden Augenblicke mit den aufrührerischen Unterthanen des Ordens verbunden und ihm wider alles Recht den sogenannten ewigen Frieden abgenöthigt habe." Der Streit dauerte unentschieden fort, als im Jahre 1511 Albrecht von Brandenburg, der Sohn des in Franken regierenden Markgrafen Friedrich und einer Schwester des Polenkönigs Sigismund, gewählt wurde. Auch er wollte den Lehenseid nicht leisten, sondern forderte gleich seinen Vorgängern eine Ermäßigung der Friedensbedingungen nach natürlichem und christlichem Rechte und griff dann, als ihm nicht willfahrt wurde, im Jahre 1519 zu den Waffen. Aber die vom Orden abgefallenen Städte halfen zu Polen und so entschied denn das Kriegsglück bald für diese und der polnische Reichstag faßte darauf den Beschluß: der Hochmeister müsse huldigen oder aus Preußen vertrieben werden.

In dieser Gefahr suchte Albrecht Hülfe bei dem Kaiser und Reich und hoffte insbesondere die deutsche Ritterschaft, welcher der Besitz Preußens am meisten zu gute kam, zum thätigen Beistande zu gewinnen, fand sich aber in seiner Erwartung bald betrogen. Während seines Aufenthaltes in Deutschland sprach Albrecht mit Luther und dieser rieth ihm, er solle seinem Gelübde entsagen und Preußen in ein erbliches Herzogthum verwandeln. Dasselbe riethen auch sein eigener Bruder, der Markgraf Georg und Melanchthon. Noch zögerte Albrecht und wollte Land und Würde an den Ordensritter Herzog von Braunschweig übergeben und in Frankreichs Dienste treten. Indessen unterhandelten sein Bruder Georg und sein Schwager Friedrich von Liegnitz wegen des erblichen Herzogthums mit dem Polenkönige und dieser zeigte sich sogleich willig, der Reichstag stimmte bei und nach einigem Bedenken und kurzer Berathung mit den Ständen Preußens, welche ohnedies schon größtentheils der Reformation zugethan waren, nahm Albrecht im April 1525 das Ordensland als weltliches Herzogthum und Lehen aus der Hand des Polenkönigs. Im nächsten Jahre vermählte er sich mit der dänischen Prinzessin Dorothea, seinem Beispiele folgten die übrigen Ordensritter und nur der Herzog Erich widerstrebte eine Zeit lang, ließ sich aber dann durch eine jährliche Rente beschwichtigen.

Vergebens erklärten sich Kaiser, Papst und Deutschland gegen das Geschehene, Schriften und Klagen änderten Nichts und die Reformation verbreitete sich bald über das ganze neue Herzogthum. Schon war auch der Ordensmeister von Lievland ganz unabhängig geworden und ließ die Reformation sich ungehindert ausdehnen, der Orden löste sich auf, das Volk aber gerieth bald in fremde Ab-

hängigkeit und verlor das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche, das herzogliche Preußen wurde ganz deutsch.

Vergebens war nach der Verweltlichung Preußens der Widerspruch des Papstes und des Deutschmeisters mit seinen Rittern in Deutschland, vergebens die vom Kaiser über Albrecht verhängte Reichsacht. Er konnte sie nicht vollziehen, da er fern von Deutschland in Krieg mit Frankreich verwickelt, dahin alle Aufmerksamkeit und Kraft richten mußte.

Krieg in Italien. Ungarn und Böhmen kommt an Ferdinand den Ersten.

Der König Franz von Frankreich war nach dem mißlungenen Versuch, die deutsche Krone zu erringen, scheinbar ruhig, in der That gereizt und auf Rache sinnend. Die alten Streitpunkte über Neapel, Mailand und Burgund wurden auf's Neue untersucht, sein Selbstvertrauen wurde noch mehr genährt, da sich die Spanier gegen die stolze Uebermacht Karl's erhoben. Als dieser aber die Großen seines Landes gedemüthigt hatte, unternahm er um so bereitwilliger den Krieg gegen Frankreich, gewann den Papst und den Günstling des Königs von England, den Kardinal Wolsey, das deutsche Reich sandte ihm treffliche Kriegsschaaren, und wieder wurde Italien das verhängnißvolle Schlachtgefild. Weil sowohl bei Karl als Franz Schweizer um Sold dienten, riefen die Eidgenossen ihre Söhne zurück und alsobald verließen die Einen den König Franz, aber die bei dem Heere des Kaisers blieben und halfen ihm den Sieg erringen.

Karl, jetzt der Mächtigere, verzögerte absichtlich den Frieden, zu dem Franz sich bereitwillig zeigte, verband sich inniger mit England und bald gerieth der König von Frankreich in große Gefahr, da sein Vasall, der Herzog Karl von Bourbon, den er beleidigt hatte, sich mit dem Kaiser verband, der ihm darauf den Oberbefehl über sein Heer in Italien übergab. Bei Pavia kam es zur Entscheidung. Hier wurde der König Franz auf dem Wege nach Mailand von Bourbon und Georg von Freundsberg, dem Führer der deutschen Landsknechte, besiegt, gefangen und nach Spanien abgeführt. In Sehnsucht nach Freiheit unterschrieb er nach langer Gefangenschaft die ihm vorgelegten Bedingungen, gegen welche er sich zuvor insgeheim als gegen erzwungene verwahrt hatte, ließ seine beiden Söhne als Geisel in Spanien und kehrte nach Frankreich zurück. Und alsobald veranlaßte er einen neuen Bund mit Heinrich von England und dem Papste Clemens VII. gegen den jetzt übermächtigen Karl.

Der Kampf begann mit großer Gefahr für den Papst, der sich auch mit Venedig verbündet hatte und seine Mannen sogleich gegen das Heer des Kaisers sandte. Allein dieses siegte, und drang, da es ohne Sold blieb, im Sturm unter Karl von Bourbon gegen Rom vor. Dieser fiel zwar, Einer der Ersten, bei der Ersteigung der Mauern, aber die Stadt gerieth in die Gewalt des kaiserlichen, aus einer bunten Masse zusammengewürfelten Heeres, das sich nun jeden Frevel erlaubte und den Papst in der Engelsburg belagert hielt. Aus Mangel an Lebensmitteln mußte er sich ergeben, blieb aber gefangen, bis er sich durch schwere Geldsummen und Versprechen löste. Der Krieg dauerte fort, denn Franz von Frankreich hoffte die zügellosen Schaaren des Kaisers leicht zu besiegen, was anfangs auch gelang, und selbst Neapel fiel in die Gewalt der Franzosen. Doch nur für kurze Zeit. Karl war und blieb Sieger in Italien, und im Frieden zu Cambray, 1529, entsagte Franz seinen Besitzungen und Ansprüchen auf Italien, und versprach für die Lösung seiner Söhne zwei Millionen Kronen.

Während dieser Ereignisse in Italien fielen die Türken, wahrscheinlich von Frankreich dazu heimlich aufgemuntert, in Ungarn ein. Da verlor der junge König Ludwig bei Mohacz am 26. August 1526 gegen sie Schlacht und Leben. Sogleich sprach des Kaisers Bruder, Ferdinand, gemäß den Erbverträgen, die Krone Ungarns an, die Nation wollte dagegen ihr Wahlrecht behaupten, und mächtige Thronbewerber erhoben sich gegen ihn, insbesondere der reichbegüterte Johann Zapolya. Nachdem aber Ferdinand in Böhmen gewählt und gekrönt und ihm auch in Schlesien gehuldigt war, zog er nach Ungarn zum Kampf gegen den indessen zum Könige gewählen Zapolya. Alsobald ergaben sich ihm die Gränzfestungen, Zapolya wurde bei Tokay geschlagen, mußte aus dem Lande fliehen und Ferdinand wurde am 3. Nov. 1527 in Stuhlweissenburg gekrönt.

Die religiösen Parteien in Deutschland.

In Deutschland mehrten sich indessen die religiösen Zwiste und zugleich die Abneigung gegen den Kaiser und sein Haus, und selbst die streng katholischen Herzoge von Bayern waren in dieser Beziehung eines Sinnes mit dem Landgrafen Philipp. Aber ehe sie sich verständigten, drohte zum erstenmal in Deutschland offener Kampf zwischen den katholischen und evangelischen Fürsten. Veranlassung dazu gab Dr. Pack, einer der Räthe des Landgrafen, indem er behauptete, die katholischen Fürsten hätten sich verbündet,

um den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen zu überfallen und zu vertreiben. Sogleich rüstete der leicht gereizte Philipp und fiel in das Gebiet des Bischofs von Würzburg, und verlangte, selbst nachdem die Falschheit jener Behauptung erwiesen war, Entschädigung für seine Rüstung, und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg leisteten sie.

So war denn von einem evangelischen Fürsten der Friede zuerst gebrochen, und die katholischen mußten auf ihre Vertheidigung denken. Dagegen verbanden sich die Evangelischen und suchten zu ihrer eigenen Kräftigung die Reformation weiter zu verbreiten, die Katholiken aber diese Neuerung als die Quelle aller Unruhen und Empörungen in ihrem Fortschreiten zu hemmen, und die katholische Religion bei ihren Unterthanen mit Gewalt zu erhalten. Und Zwist und Verfolgung ging durch ganz Deutschland.

Die geistlichen Fürsten und die Ritterschaft, die Stifter und Städteobrigkeiten suchten mit der alten Religion zugleich ihre alten Rechte zu behaupten; dagegen erhob sich die von eifrigen Predigern aufgeregte Bürgerschaft, und diese wie Jene riefen die Gewalt zu Hülfe. Das Stadtvolk aber war leicht aufzureizen und sah im Sieg der neuen Lehre zugleich den Sieg der bürgerlichen Freiheit.

Neben der Lehre Luther's machten sich indessen allmälig auch die Lehren der Schweizer Zwingli und Kalvin geltend, und gewannen wegen mancher freieren Ansicht — insbesondere über das Abendmahl — als sie Luther hatte, mehr und mehr Anhänger. Luther rief dagegen selbst die Hülfe der weltlichen Obrigkeit an, und so geschah es, daß man in Sachsen die Zwinglianer ohne Schonung verfolgte und ein förmliches Inquisitionsgericht zur Erhaltung der reinen Lutherischen Lehre einführte. Um so fester hielten deswegen die Katholiken an ihrer Lehre und ihrem Bunde fest, der Kaiser war für sie und wurde nur durch fortdauernde Kriege abgehalten, den Wormser Beschluß mit Gewalt durchzuführen. Die Reichstage waren indessen wenig besucht und brachten Nichts zur Entscheidung, bis endlich im Februar 1529 die Stände sich zahlreich in Speier versammelten.

Da zeigte sich alsobald die Ueberlegenheit der Katholiken. Der ganze Schwäbische Bund war gegen den Landgrafen wegen der von ihm begonnenen Gewalthandlungen, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, früher der neuen Lehre hold, widersetzte sich nun mit seinem Sohne, dem Bischofe Magnus von Schwerin, den Religions-Veränderungen; der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig der Friedfertige, verbot seinen Leuten den Besuch der neuen Prediger; alle Kurfürsten, bis auf den von Sachsen, waren katholisch gesinnt, von den neun Fürsten waren es fünf geistliche und drei weltliche, und so erfolgte dann mit Stimmenmehrheit der Reichstagsbeschluß: Wer das Wormser Edikt gehalten, solle es ferner thun; in den Land-

schaften, worin man davon abgewichen, solle man keine Neuerung weiter machen und Niemanden verwehren, die Messe zu lesen und zu hören; die neuen Sekten der Wiedertäufer und Anhänger Zwingli's sollen vom Reichsfrieden ausgeschlossen sein.

Gegen diesen Beschluß erklärten sich jedoch der Landgraf und Kursachsen, so wie viele Reichsstädte, vornehmlich im südlichen und westlichen Deutschland: die Mehrheit dürfe nichts beschließen, was das Gewissen und die innersten Angelegenheiten der Reichsstände betreffe. Von dieser gegen jenen Beschluß verfaßten Protestation (25. April 1529) hießen die derselben beitretenden Stände und deren Unterthanen fortan die protestirenden (Stände) und Protestanten. Sie verbanden sich damals zugleich, jedem Angriff der Mehrheit gemeinsam zu begegnen, und traten deshalb auch mit den nach Zwingli's und Kalvin's Lehre reformirten Schweizern in ein Bündniß, trotz der dringenden Abmahnung Luther's, der heftig gegen Zwingli eiferte. Der Landgraf aber wollte den Bund festhalten, und selbst die beiden Reformatoren mit einander versöhnen und lud sie deshalb auf Michaelis 1529 zu einem öffentlichen Zwiegespräch nach Marburg ein. Sie kamen, schieden aber wegen der Abendmahlslehre heftig entzweit, und die gute Absicht des Landgrafen war vereitelt.

Wenige Jahre darauf (11. Okt. 1531) fiel Zwingli in der Schlacht bei Kappel gegen die katholischen Schweizer; aber seine Lehre wurde durch Kalvin weiter verbreitet, der in seinem Eifer für Reformation so weit ging, daß er alle kirchlichen Gebräuche und Bilder und selbst die Taufsteine aus den Kirchen entfernte und nur den Sonntag als Feiertag duldete, und selbst die beiden, noch von Luther anerkannten Sakramente der Taufe und des Abendmahls für nicht nothwendig erklärte. Vergebens bot Luther all seine Kraft gegen ihn auf, bald fand Kalvin's Lehre auch in Deutschland, besonders am Rhein, Beifall, ihre Anhänger nannten sich vorzugsweise Reformirte, und sie und die Lutheraner verketzerten und verfolgten sich gegenseitig in blinder Wuth.

Wäre der Kaiser nicht in Kriegshändel verwickelt gewesen, er hätte gemäß seiner streng katholischen Gesinnung und auf das Drängen des Papstes damals schon versucht, die Abtrünnigen mit Gewalt zur alten Kirche zurückzuführen. Er wollte die mit der Protestation Abgesandten nicht empfangen, und sie mußten dem Hofe in Spanien eine Zeit lang gleich Gefangenen folgen. Bei diesen drohenden Anzeichen rüsteten sich die Protestanten zum Kampfe, Luther rieth noch ab und erklärte sich offen gegen ein kriegerisches Christenthum und gegen jeden Widerstand gegen den Kaiser.

Der Einfall des Sultans Soliman in Ungarn und sein Vordringen bis Wien, 26. Sept. 1529, lenkte die Aufmerksamkeit von den religiösen Zwisten auf diese, allen Deutschen drohende Gefahr. Die heldenmüthige Vertheidigung Wiens durch den Pfalzgrafen

Friedrich mit seinem Bruder Wolfgang und Niclas Salm und Katzianer, von welchen mehrere Stürme abgeschlagen wurden, zwang den Sultan zum Abzug; aber Ferdinand, unvermögend, den Landsknechten den üblichen Sturmsold als Belohnung zu zahlen und kaum im Stande, ihren deshalb erregten Aufruhr zu bändigen, konnte den Feind nicht verfolgen. Ungarn blieb für ihn jetzt verloren, Soliman setzte dort den Siebenburgischen Woiwoden Zapolya, als seinen Vasallen, zum Könige ein; in Böhmen mehrten sich die Anhänger Zapolya's, und es war dringend nöthig, daß der Kaiser endlich zur Stütze seines Bruders nach Deutschland kam; er war nach dem Frieden von Cambray von Spanien nach Italien gesegelt, wo er mit dem Papste in Bologna zusammentraf und als wahrhaft römischer oder romanischer Kaiser gekrönt wurde. Karl selbst drückt sich darüber so aus: Er setzte sich die ihm angehörenden Kronen auf. Kein deutscher Fürst, außer Friedrich der Pfalzgraf, war bei der Feier zugegen und die Kurfürsten empfanden es tief, daß sie nicht zur Krönung gerufen worden.

Dort schloß der Kaiser mit dem Papste, der ein allgemeines Koncil zu versammeln versprach, ein Bündniß zur Unterdrückung der Ketzerei in Deutschland, wozu jetzt die Gelegenheit um so günstiger schien, als die Protestanten, uneinig unter sich selbst, das Recht zum Widerstande bezweifelten.

Das Augsburger Glaubensbekenntniß.

Karl V. war fest entschlossen, die Einheit der Kirche wieder herzustellen, sei es in Güte oder mit Gewalt. Sein Ausschreiben zum Reichstag in Augsburg lautete friedlich und die Stände versammelten sich zahlreich. Am 15. Juni 1530 erschien er selbst und ward von den sämmtlichen Fürsten feierlich eingeholt, Katholiken und Protestanten begleiteten ihn in die Kirche. Alsobald begannen die Unterhandlungen mit Diesen und es war seine Absicht, sie zu trennen und einzeln zu gewinnen. Als er aber die in einem besonderen Zimmer zur Berathung Versammelten durch seinen Bruder auffordern ließ, die Predigten abzustellen — denn sie hatten ihre Prediger mitgebracht — weigerte sich dessen der Landgraf entschieden, und als Karl darauf sich heftig äußerte, widersprachen Alle, der alte Markgraf Georg von Brandenburg aber sagte: Ehe ich von Gottes Wort abstehe, will ich lieber auf der Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen.

Die Protestanten nahmen nicht Theil an der Frohnleichnams-Prozession, willfahrten jedoch dem Kaiser wegen der Prediger, nachdem

er ihnen versprochen, auch den Gegnern Stillschweigen zu gebieten. Am 25. Juni durften sie ihr von Melanchthon verfaßtes Glaubensbekenntniß vorlesen, und die Kürze und Klarheit desselben machten einen guten Eindruck. Dann übergaben sie es schriftlich.

Aber die in Speier gebildete Mehrheit der Reichsstände blieb ihrer Ansicht auch jetzt noch treu und wollte einfach den Wormser Beschluß endlich vollzogen wissen und es riethen die Einen, der Kaiser solle sogleich zu den Waffen greifen: denn, sagte der Erzbischof von Salzburg, entweder wir müssen sie heben oder sie heben uns. Andere aber riethen wegen der noch immer drohenden Türkengefahr davon ab und es ward dann beschlossen, das Glaubensbekenntniß der Protestanten widerlegen zu lassen. Dies geschah, die Widerlegung wurde am 3. August vorgebracht und darauf im Namen des Kaisers veröffentlicht, der am Schlusse die Evangelischen ermahnte, sich nun der römischen Kirche wieder gehorsam zu erzeigen, denn sonst werde er gegen sie zu verfahren wissen, wie es einem Römischen Kaiser und Schutzherrn der Kirche gezieme. Dem neuen Kurfürsten Johann von Sachsen drohte er die Belehnung zu verweigern, wenn er nicht zum katholischen Glauben zurückkehre. Darüber ward dieser sehr bekümmert und versah sich alles Schlimmen, wankte aber doch in seinem Glauben nicht und sein Muth kräftigte auch die anderen Evangelischen. Von der Haltung des Landgrafen schien jedoch Alles für sie abzuhängen. Da verließ dieser gegen den Willen des Kaisers heimlich Augsburg und kehrte in sein Fürstenthum zurück. Der ganze Reichstag erschrak bei dieser Nachricht und fürchtete den nahen Ausbruch des Krieges, nur der Kaiser hoffte noch immer auf eine friedliche Ausgleichung und nach seinem Willen traten von Seiten der Katholiken und Protestanten je zwei Fürsten und fünf Gelehrte zusammen, um eine Vereinigung anzubahnen. Die Protestanten gaben in Vielem nach, Melanchthon wollte selbst die Gewalt der Bischöfe aufrecht erhalten aus Furcht, es möchte nach Auflösung der kirchlichen Verfassung eine unerträgliche Tyrannei einreißen. Er hielt eine Aussöhnung noch für leicht, wenn man sich nur über Priesterehe, Laienkelch und Meßopfer verständige. Aber die Katholiken wollten durchaus das alte Kirchenthum festhalten und wurden darin vorzüglich von den anwesenden päpstlichen Gesandten bestärkt. Und als der Kaiser den Protestanten das bevorstehende Concil ankündete und sie ermahnte, sie sollten sich indessen der gemeinen christlichen Kirche und den Ständen gleichförmig betragen, erklärten sie, das würde gegen Gott und ihr Gewissen sein.

So trat denn der Zwiespalt immer offener und schroffer zu Tage, dazu kam jetzt die Entzweiung zwischen den Städten selbst. Rotweil, Ueberlingen, Köln, Hagenau und Regensburg schlossen sich an den Kaiser, Reutlingen, Kempten, Heilbron, Windsheim, Weißenburg im Nordgau an Nürnberg; dagegen legten Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau ihr eigenes Glaubensbekenntniß vor.

Alle Versuche zur Ausgleichung waren vergebens, die gegenseitige Erbitterung wuchs; doch wollte der Kaiser, obgleich hart in Worten, nicht zur Gewalt greifen, wozu er auch noch nicht hinlänglich gerüstet war. Zuletzt erließ er einen scharfen Abschied, 22. Sept. 1530. Darin verkündete er seinen ernstlichen Entschluß, den Wormser Beschluß zu vollziehen, verwarf alle Abweichung von der katholischen Kirche, ob Lutherisch, Zwinglisch oder Kalvinisch, bestätigte aufs Neue die Gerechtsame der geistlichen Fürsten und gab der evangelischen Secte noch eine Frist bis zum 15. April. Dann sei er mit dem Papst und der Mehrheit der Reichsversammlung entschlossen, gegen die Protestanten nach den Rechten zu verfahren.

Gegen diesen Abschied wagten sich vierzehn, und gerade die reichsten Städte zu erklären. Die evangelischen Stände waren nun in Gefahr, vom Frieden des Reichs und der Kirche ausgeschlossen zu werden. Sie waren verloren, wenn sie der Kaiser sogleich angriff. Sie hatten sich losgesagt von der Kirche; aber nun trugen die Katholiken selbst Bedenken, dem Kaiser in der Unterdrückung der Protestanten beizustehen und seine Macht zu vergrößern. Dies hatte sich schon gezeigt bei seiner Bewerbung um die römische Königskrone für seinen Bruder Ferdinand. Nur mit Mühe gewann er die Kurfürsten von Köln und der Pfalz, Kursachsen und die Herzoge von Bayern widersprachen; endlich aber wurde Ferdinand doch gewählt und gekrönt, zu Anfang des Jahres 1531.

Sechszehntes Buch.

Der Kampf um die Reformation.

Der Schmalkaldische Bund.

Schon am 22. Dez. 1530, vor dem eigentlichen Schlusse des Reichstages, kamen der Kurfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp, Ernst von Lüneburg und Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und Abgeordnete von Georg von Brandenburg und mehrerer Städte in Schmalkalden zusammen, um wegen der ihnen drohenden Gefahr zu berathen und sie gelobten, gemeinsam dem wegen seines Glaubens Angegriffenen beizustehen. Auch waren die Meisten dafür, eine allgemeine Kirchenordnung — eine gleichförmige äußere Einrichtung — einzuführen, was aber nicht zu Stande kam. Und damals erklärten Rechtsgelehrte und Luther stimmte bei: Man dürfe zur Rettung des Glaubens selbst dem Kaiser widerstehen.

Diesem Bunde traten bei Braunschweig, Goslar, Göttingen, Hamburg, Bremen und Lübeck. In dieser Stadt hatten die Geschlechter mit den Geistlichen sich bisher jeder Neuerung widersetzt und noch vor drei Jahren Luther's Postillen öffentlich verbrannt. Als aber im Jahre 1529 die gesammte Bürgerschaft wegen Geldverlegenheit einen Ausschuß von 64 Mitgliedern ernannte, maßte sich derselbe bald größere Macht an und führte die kirchliche Neuerung ein und bereits im April 1530 waren die Katholiken von allen Kanzeln der Stadt verdrängt. Als sich der Kaiser dagegen erklärte und den Rath auf die Hülfe der benachbarten Fürsten anwies, erfolgte in stürmischer

Volksbewegung die gänzliche Umgestaltung der Klöster in Schulen und Krankenhäuser, die Klosterjungfrauen, wo man sie duldete, wurden zum Unterricht der Jugend verpflichtet. In Lüneburg bewilligte der von Augsburg zurückkehrende Herzog dem Volke mit Freuden einen Prediger, und als in Magdeburg der Erzbischof den Bürgern befahl, sich nach dem Reichstags-Abschied zu halten, schlossen sie sich dem Schmalkaldischen Bunde an und riefen den Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe. Und der Bund stärkte sich mehr und mehr, seine Verfassung wurde festgestellt, die Dauer auf sechs Jahre ausgedehnt. Wer immer vom Hause Habsburg zu fürchten hatte, schloß sich demselben insgeheim oder offen an.

Der Kaiser war von Augsburg nach Spanien zurückgekehrt und überließ seinem Bruder die Ordnung der Reichsangelegenheiten. Aber auch Ferdinand wollte den neuen Beschluß gegen die Protestanten nicht ausführen, weil er deren Beistand zur Reichshülfe gegen die Türken bedurfte. Dies meldeten Mainz und Pfalz dem Kaiser, welcher darauf — Nov. 1531 — einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb, wohin er selbst reiste, aber an den Verhandlungen, welche am 17. April 1532 begannen, wenig Theil nahm. Er war auf einer Jagd vom Pferde gestürzt und hatte von Gichtanfällen viel zu leiden.

Als die Nachricht kam, die Türken hätten die Drau und Save überschritten und bedrohen das deutsche Reich, auf dessen Entzweiung der Sultan rechnete: da ließ der Kaiser die Reichsangelegenheit ruhen und bot das Reich gegen die allgemeinen Feinde auf, und alsobald gerieth ganz Deutschland in kriegerische Bewegung. Im Reichstagsabschied versprach er: Wenn das allgemeine Concil binnen sechs Monate vom Papste nicht ausgeschrieben und binnen eines Jahres nicht wirklich eröffnet sei, so werde er selbst eine Reichsversammlung berufen, auf welcher über die gemeine Nothdurft deutscher Nation berathschlagt und Mittel zu ihrer Abhülfe gesucht werden sollen. Dann eilte er mit seinem Bruder und dem Reichsheere nach Oesterreich, und erreichte Wien früher als der Sultan, der bei dem Anblicke des zahlreichen, trefflich gerüsteten Heeres sich gegenüber keine Schlacht wagte, sondern sich schnell und überall von den Deutschen verfolgt, unter großen Verlusten zurückzog. Dabei zeichnete sich insbesondere der Pfalzgraf Friedrich als Oberanführer des kaiserlichen Heeres, und Schärtlin, der Hauptmann der Söldner von Augsburg, Kempten und Donauwörth aus. Seitdem schwand die Furcht vor den Türken.

Der Kaiser ging darauf nach Italien, und dann, als er den Papst nicht zur Einberufung des Concils bewegen konnte, nach Spanien. Der Papst besprach sich im folgenden Jahre zu Marseille mit dem Könige Franz und ermunterte diesen zum neuen Kampfe gegen den Kaiser, dessen Macht sie Beide fürchteten, und dem insbesondere der Papst wegen des beständigen Drängens nach einem

Concil abgeneigt war. Die protestantischen Fürsten benutzten diese Verhältnisse, um sich die rechtliche Anerkennung der Form ihres Glaubens zu erringen, und sie scheuten sich nicht, zu diesem Zwecke selbst mit Frankreich, dem Feinde Deutschlands, in Verbindung zu treten. Sie verabredeten mit diesem eine förmliche Kriegsverfassung, und auch die Herzoge von Bayern, unzufrieden mit dem beständigen Schwanken und Zögern des Kaisers in Bezug auf die religiösen Angelegenheiten, und eifersüchtig auf seine wachsende Macht, näherten sich dem Bunde. Der König von Frankreich versprach ihn zu unterstützen, und für den Fall des Krieges dazu 100,000 Kronen bei den Herzogen von Bayern niederzulegen. Darauf setzte der Landgraf seine Rüstung eifriger fort, und brachte es dahin, daß der Schwäbische Bund, seit langer Zeit die Hauptstütze des Habsburgischen Geschlechtes im südwestlichen Deutschland, sich am Ende des Jahres 1533 auflöste. Im folgenden Jahre kündeten die protestantischen Fürsten dem Reichskammergericht förmlich den Gehorsam auf, als sei es ungerecht gegen sie, der Landgraf schloß nach persönlicher Zusammenkunft mit dem Könige Franz einen Vertrag und begann nach einem wohl überlegten Plane seinen raschen Zug gegen Würtemberg, um den vertriebenen Herzog wieder einzusetzen, Oesterreichs Macht zu schwächen und den evangelischen Bund zu stärken.

Seit fünfzehn Jahren war Ulrich flüchtig umhergeirrt, sein Sohn Christoph mußte als Gefangener den Kaiser auf allen Zügen begleiten und sollte endlich in einem Kloster verschwinden und Würtemberg für immer bei Oesterreich bleiben: da entfloh der achtzehnjährige Fürst, entging glücklich allen Nachstellungen, trat endlich offen auf und forderte vom Schwäbischen Bunde, welcher Würtemberg an Oesterreich verkauft hatte, die Einsetzung in sein Erbland. Die Schweiz und Frankreich unterstützten seine Forderung. Vergebens suchten die Räthe Ferdinand's die Sache hinzuhalten, den jungen Fürsten abzufinden oder zu schrecken. Er blieb standhaft bei seiner Forderung und vertheidigte sie mit seinen Freunden auf offenen Tagen, worüber Oesterreich in große Verlegenheit kam.

Der vertriebene Herzog Ulrich sah freudig erstaunt das muthige Beginnen seines Sohnes und rief ihn zu sich an den Hof des Landgrafen, der ihn bisher gegen die Drohungen Oesterreichs schützte und ihn jetzt in sein Herzogthum zurückführen wollte, da der Kaiser in Spanien, dessen Bruder im Kriege mit Zapolya und den Türken, die Herzoge von Bayern, Christoph's Oheime, nicht entgegen, und Frankreich zur Demüthigung Oesterreichs sogleich mit Geld und Mannen bereit waren. Ehe man noch recht wußte, wem die Rüstung gelte, stand der Landgraf mit seinem Heere in Würtemberg und schlug die überraschten österreichischen Söldner bei Laufen. Und es ward für Ulrich das Land in kürzerer Zeit gewonnen, als er es verloren hatte, denn das Volk war der fremden Regierer überdrüssig, und Ulrich hatte Verzeihung und Milde

gelobt. Er empfing die Huldigung und bestätigte den Tübinger Vertrag; darauf bewilligte ihm Ferdinand zu Kadan, 27. Juni 1534, Würtemberg als Afterlehen von Oesterreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reich. Am Ende des Jahrhunderts erhielten jedoch Ulrich's Nachkommen das volle Erbrecht wieder.

Der Herzog begann alsobald in Würtemberg in seinem Sinne zu reformiren, und duldete Niemanden, als wer die wahre Gegenwärtigkeit des wahren Leibes und Blutes Christi im Abendmahle glaubte; die Klöstergüter wurden eingezogen, die Messe abgeschafft. Nach diesem Siege traten dem Schmalkaldischen Bunde bei: der Herzog Ulrich, die Herzoge von Pommern, die Städte Augsburg, Hannover, Hamburg und Kempten. Je zahlreicher die Mitglieder wurden, um so größere Sicherheit hatten sie gegen das Kammergericht, welches die katholischen Interessen vertretend, gegen die Abgefallenen einschreiten und die Kirchengüter ihrem ursprünglichen Zwecke nicht wollte entfremden lassen. Denn nicht von allen Protestanten wurden sie zu wohlthätigen Zwecken für Schulen und Spitäler verwendet, einen Theil der geistlichen Einkünfte nahmen Fürsten, Adel und Städte für sich, die neue Geistlichkeit, welche an die Stelle der alten trat, erhielt ihre Stellung und Bedeutung nur von den Fürsten oder dem Magistrat, war ganz von diesen abhängig, und konnte eine durchgreifende, feste Kirchenordnung und Zucht nicht einführen.

Die Wiedertäufer in Münster.

Unter den von der Kirche abgefallenen kleinen neuen Gemeinden sind die Wiedertäufer durch ihre Ansichten und Schicksale besonders bemerkbar geworden. Sie verwarfen nicht blos die Kindertaufe und das Kirchenregiment, sondern die Ausschweifendsten forderten auch allgemeine Gütergemeinschaft, und manche ihrer Propheten erklärten geradezu: sie, die Wiedertäufer, seien als Kinder Gottes auserwählt, die Gottlosen zu vertilgen, alle Obrigkeit abzuschaffen und die Pfaffen und die Herren todtzuschlagen, und auf Erden ein himmlisches Reich zu gründen. Ueberall verfolgt, verbreiteten die Flüchtlinge ihre Lehren überall hin, stifteten kleine Gemeinden und fanden zumeist unter den Handwerkern Anhänger. Von den Niederlanden aus, wo sie am härtesten verfolgt wurden, kamen ihre Schüler nach Deutschland, und in den Jahren 1533 und 1534 füllte sich die bischöfliche Stadt Münster, wo der einst verwiesene Bürger Bernhard Knipperdolling einen Bund mit ihnen schloß und durch die Vorspiegelung eines heilig sinnlichen Lebens zuerst Frauen und Klosterfrauen, dann auch Männer gewann. Ansehen und

Macht der Wiedertäufer wuchs mit ihrer Zahl, die ganze städtische Gewalt kam in ihre Hand, und Knipperdolling wurde zum Bürgermeister gewählt. Jetzt zum erstenmal zu einem anerkannten Dasein gelangt, begannen sie ihr Reich aufzurichten: ihre Gegner wurden aus Gnade nur verjagt und nicht getödtet, deren Vermögen vertheilt, der Begriff des Eigenthums hörte auf, alle Bücher, bis auf die Bibel, wurden verbrannt, die Kirchen und Klöster geschändet und zerstört. Der Schneidergeselle Johann Bockelson aus Leiden, einer der Ankömmlinge, ward als Prophet und oberster Richter verehrt, seine Befehle galten als unwiderruflich, Knipperdolling vollzog dieselben mit dem Schwert, endlich wurde Johann von Leiden sogar als unumschränkter König anerkannt, ja zum König der ganzen Welt ausgerufen, und erhielt Gewalt, Jeden auf der Stelle umzubringen, der die neuen Gesetze übertrat. Darauf hielt er mit nachgeäfften Zeichen königlicher Würde, auf dem Throne sitzend, dreimal in der Woche öffentlich Gericht, nahm zu Weibern, die ihm gefielen, und enthauptete selbst die Eine, welche an seiner göttlichen Sendung zweifelte, und es herrschte in der Stadt eine heillose Vermischung von Scheinfrömmigkeit, Sinneslust und Blutdurst.

Der Bischof hatte gleich anfangs auf Bitten der flüchtigen Bürger ein Heer gesammelt, und begann die Stadt zu belagern. Aber zu schwach, die Fanatiker zu besiegen, mußte er endlich die Fürsten und den Adel umher zum Beistande aufrufen. Sie zögerten, und erst als sie die Gefahr für ihre eigenen Länder durch die Sendlinge der Wiedertäufer erkannten, zogen sie heran und schlossen die Stadt ein, fanden aber den hartnäckigsten Widerstand. Die Belagerung schleppte sich hin, bis die Stände des sächsischen und niederrheinisch-westphälischen Kreises Geld und Mannschaft bewilligten. Jetzt ward die Stadt heftiger bedrängt, und in der Johannisnacht 1535 mit Hülfe einiger Ueberläufer erobert. Knipperdolling und Bockelson mit ihren Genossen wurden gefangen und in grausamer Weise hingerichtet, die Wiedertäufer zerstreuten sich, überall verfolgt.

Um den Vorwürfen zu entgehen, als begünstige die neue Lehre solche Bewegungen und veranlasse Aufruhr in den Städten und schaffe eine Pöbelherrschaft, mahnte der Landgraf seine Glaubensgenossen zur Handhabung der Ordnung, und zur Versöhnung unter einander; er vorzüglich bewirkte die Erneuerung und Verlängerung des Schmalkaldischen Bundes, und beschwichtigte den Streit der Theologen wegen des Abendmahles durch die Wittenberger Einung (Concordie) im Jahre 1536. Allmälig näherten sich die Anhänger Luther's und Zwingli's, und die Schweizer wurden von den Lutheranern nicht mehr als Ketzer betrachtet.

Kriegs- und Friedenshandlungen.

Als der Kaiser die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich vernahm, rief er in der ersten Zornesaufwallung: Der Landgraf hat meinem Bruder Würtemberg mit Gewalt genommen; ich will sehen, ob ich ihm sein Fürstenthum nicht mit Recht nehmen kann. Aber diesen Worten folgte keine That, er antwortete vielmehr auf eine Zuschrift des Landgrafen freundlich: denn er war mit den Zurüstungen zu einem Zuge gegen den Raubstaat Tunis beschäftigt, den er auch alsbald glücklich ausführte, die Stadt mit Sturm nahm, die christlichen Sklaven befreite und das Land dem rechtmäßigen Herrn zurückgab, 1535, und als gefeierter Held zurückkehrte.

Weil er noch immer glaubte und hoffte, die religiösen Zwiste friedlich zu vergleichen und dieses von einem Concil erwartete, so besprach er sich in Rom mit dem neuen Papste Paul III., erkannte aber bald, auch dieser werde ihm nicht willfahren. Auch die Katholiken gelangten in gegenseitiger Eifersucht zu keiner thatkräftigen Einigung, und das rettete die Protestanten. Die Päpste unterstützten offen oder heimlich den König von Frankreich aus Furcht vor der Uebermacht Habsburgs. Selbst die Herzoge von Bayern fürchteten dieses, hätten zwar gern den Wormser Beschluß durchgeführt, aber nur zu ihrem eigenen Nutzen und sie hätten die Reformation gern in den ihnen zunächst gelegenen Reichsstädten Augsburg, Regensburg, Ulm unterdrückt und die Städte dann für sich behalten. Dies gestattete aber der Bruder des Kaisers nicht. Er bedurfte, um die Reichshülfe zum Schutze seiner stets von den Türken bedrohten Erbländer zu erhalten, der Zustimmung und Beiträge der Protestanten und mußte deshalb milde gegen sie verfahren. Und so geschah es, daß die Reformation sich immer weiter, namentlich beinahe über das ganze nördliche Deutschland verbreitete und nur der Herzog Heinrich von Braunschweig hielt noch fest an der Kirche. Doch waren die katholischen Reichsstände, abgesehen davon, daß die protestantischen durch das Reichskammergericht förmlich ausgeschlossen waren, noch immer in der Mehrheit und die Geistlichen drangen fortwährend auf Herausgabe der eingezogenen geistlichen Güter, Anerkennung der Beschlüsse des Reichskammergerichtes und Ausschließung aller seit dem Jahre 1532 in den Schmalkaldischen Bund eingetretenen Mitglieder. Das wollten und konnten die Protestanten ihrer Selbsterhaltung wegen nicht.

Weil aber beide Theile die Nothwendigkeit einer friedlichen Ausgleichung erkannten, wurde im Hagenauer Abschied festgesetzt: Von beiden Ständen sollen friedfertige und verständige Männer in gleicher Anzahl sich über alle streitigen Punkte christlich und der heiligen Schrift gemäß besprechen und wo möglich es zu einem

Vergleiche bringen. Das Gespräch wurde im Nov. 1540 trotz des Widerspruches des päpstlichen Gesandten zu Worms gehalten und schien wirklich folgenreich zu werden, weil die Katholiken dabei selbst unter einander uneins wurden: da wurde es in Mitten abgebrochen und die Parteien auf den bevorstehenden Reichstag nach Regensburg geladen. Hier erklärte der Kaiser gleich Anfangs (April 1541) die Hebung des Zwiespaltes in der Religion für den wichtigsten Gegenstand der Berathung, er wollte selbst vermitteln und war bereit, die Priesterehe und den Laienkelch in Deutschland frei zu geben und bereits hatte man sich über einige der wichtigsten Glaubenslehren verglichen, als die verschiedenen Ansichten über die Brotverwandlung im Abendmahl auf's Neue Entzweiung hervorrief. Doch legte der Kaiser diese Verhandlungen dem Reichstage vor und die Mehrheit der Kurfürsten beschloß, die verglichenen Punkte zu einem guten christlichen Anfang der Einigung anzunehmen. Aber die geistlichen Fürsten, die Herzoge von Bayern und der päpstliche Gesandte erklärten sich dagegen, die Mehrheit hielt fest am Alten.

Der romanische Geist hinderte die Einigung der Deutschen. Der Papst und Frankreich fürchteten sie, denn durch dieselbe wurde natürlich auch die Macht des Kaisers gestärkt. Die Herzoge Bayerns ließen sich von Rom gewinnen und dann wurden auch die verglichenen Punkte nach einem Gutachten des Dr. Eck verworfen. Darüber war der Kaiser in großer Verlegenheit, zumal die katholischen und am meisten die geistlichen Fürsten auf die Wiederherstellung der katholischen Kirche und ihrer Rechte drangen, sonst müßten sie einen anderen Kaiser suchen; von den Protestanten dagegen fürchtete Karl offenen Anschluß an Frankreich. Zum Kriege gegen sie war er nicht hinlänglich gerüstet, doch wollte er den Abfall von der katholischen Kirche durchaus nicht gutheißen. Deshalb suchte er beide Parteien hinzuhalten und im Reichstagsabschied (29. Juli 1541) erneuete er den Nürnberger Religionsfrieden, gebot Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse gegen die Protestanten und verwies die Religionssache wieder auf ein allgemeines oder wenigstens nationales Concil. Zugleich suchte er den eifrigsten Fürsten der Protestanten, den Landgrafen, zu gewinnen, was ihm auch so gut gelang, daß derselbe versprach, sich fortan zum Kaiser zu halten und jede Verbindung des Schmalkaldischen Bundes mit Frankreich oder England zu verhindern.

Darauf verließ er Deutschland und unternahm einen neuen Zug nach Afrika. Diesmal gegen Algier zu ganz ungünstiger Zeit und gegen den Rath der erfahrensten italienischen Seemänner, weshalb er denn auch mit großem Verlust zurückkehrte.

Verfall der Hanse.

Während dieser mannichfachen Zwiste wurde auch die Hanse von schweren Bedrängnissen heimgesucht. Christian II., der letzte Unionskönig der drei nordischen Reiche, vermählte sich mit der Schwester Karl's V., um sich einen mächtigen Verbündeten zu verschaffen und für seine Handelsentwürfe in den Niederländern einen nachhaltigen Beistand zu haben. In den Unternehmungen auf Schweden halfen ihm denn auch die Niederländer und darauf begann er allen Verträgen zum Hohn die Privilegien der Hanse zu verletzen und war Willens, sich der Oberherrlichkeit von Lübeck zu entziehen und Kopenhagen zum Stapelplatz des nordischen Handels zu machen. Lübeck wehrte sich dagegen und unterstützte Christian's Gegner, Gustav Wasa, bei dessen Unternehmen auf Schweden und erhielt dafür von diesem die Schlüssel von Stockholm und einen herrlichen Freiheitsbrief. Und als darauf die Dänen den Herzog Friedrich von Holstein zu ihrem Könige wählten, begleitete ihn ein Lübeckisches Heer zu Land und See und half ihm gegen den bald flüchtigen Christian, der, zuerst eifrig der Reformation zugethan, wieder katholisch geworden war und mit Hülfe des Kaisers seine Reiche wieder zu erobern hoffte, und im Jahre 1531, von niederländischen Kaufleuten unterstützt, seine Flotte aussandte.

In dieser Gefahr suchte Friedrich die Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund und Lübeck befürwortete das Gesuch, weil sonst Christian's Sieg die Reformation im Norden gefährden könne. Der Kurfürst von Sachsen aber war dagegen, und es boten darauf die Lübecker all ihre Macht für Friedrich auf, der ihnen dafür neue Vorrechte, namentlich zur Ausschließung der Holländer von der Ostsee, gewährte. Darauf suchten sie die Schiffe Christian's auf, der indessen beinahe ganz Norwegen erobert hatte, verbrannten dieselben und zwangen ihn, sich selbst seinem Gegner zu ergeben. Auf ihren Rath wurde der Gefangene für immer festgehalten.

Friedrich und Lübeck verlangten dann von den Holländern, mit deren Unterstützung Christian seinen Zug unternommen hatte, eine große Entschädigungssumme und auf deren Weigerung drohte schon der Krieg zwischen den Mitgliedern der alten Hanse auszubrechen, was Lübeck eifrig wünschte, in der Hoffnung, durch einen neuen Sieg sich den Alleinhandel in der Ostsee zu sichern. Die Holländer aber riefen die Hülfe des Kaisers an gegen die Lübecker, als gegen Aufrührer und Empörer.

Indem starb der Dänenkönig Friedrich und alsogleich traten mehrere Bewerber um die Krone auf: die Söhne Friedrich's, der Kurfürst Joachim von Brandenburg für seine Söhne, auch der Pfalzgraf Friedrich, der unter des Kaisers Vermittelung sich mit

einer Tochter Christian's vermählt hatte. Der Lübecker Bürgermeister aber, Georg Wullenweber, wollte diese Gelegenheit zur Vergrößerung der Macht Lübecks benutzen, begab sich selbst nach Kopenhagen und versprach dem Christian, dem protestantisch gesinnten Sohne des verstorbenen Königs, seinen Beistand zur Erlangung der Krone. Allein der lehnte das Anerbieten ab und insgeheim bildete sich eine Verbindung zwischen Holland, Dänemark und Schweden, um die Uebermacht und den Trotz Lübecks zu brechen und die See jenen Reichen frei zu machen und zugleich die Volksherrschaft in den Hansestädten zu stürzen, ehe sie über den ganzen Norden sich verbreite. Wullenweber aber hoffte selbst diesen Bund zu lösen und den Einzelnen seine Gesetze aufdringen zu können, wie er daheim den alten Rath abgesetzt und vertrieben hatte. Die beiden Bürgermeister Georg Koch, genannt Myater, in Malmoe und Bogbinder in Kopenhagen — beide Deutsche — waren mit ihm zur Unterdrückung des Adels einverstanden, selbst der Schwedenkönig Gustav Wasa, früher von den Lübeckern geschützt, sollte wieder vertrieben, dagegen der gefangene König Christian befreit und wieder eingesetzt werden. Wullenweber wollte das reformirte Lübeck zum Haupt eines nordischen demokratischen Bundes machen, an dessen Spitze er selbst stände.

Um diese Plane durchzuführen, gewannen sie den kriegslustigen Kölner Domherrn Grafen Christoph von Oldenburg, der die Bauern hatte bekämpfen und Wien von den Türken befreien helfen. Am 19. Juni 1534 ging er in Travemünde in See und bei seiner Landung in Seeland erhob sich sogleich ein furchtbarer Aufstand gegen die Adeligen, deren größter Theil den alten Schwur an Christian erneuete, darauf ging Kopenhagen über und bald war das ganze dänische Reich in der Gewalt der Lübecker und Bauern. Auf die Nachricht solcher Erfolge durchzog der Lübeckische Syndikus Oldendorp die Wendischen Städte und gewann sie für die Neuerung — Stralsund, Rostock, Reval und Riga, und es schien, als sollte bald nirgends mehr ein Fürst oder Edelmann bleiben, zumal Wullenweber auch vom Könige Heinrich VIII. von England mit Geld unterstützt wurde.

Bei dieser Gefahr, da der Kaiser mit seiner Hülfe zögerte, erhob sich der Herzog Christian von Holstein mit dem Beistande der benachbarten Fürsten und Adeligen, insbesondere des Landgrafen von Hessen, rückte sogleich vor Lübeck, den Herd der Neuerungen, schnitt die Stadt von der See ab und zwang sie zur Herausgabe dessen, was sie von Holstein genommen. Auf dieses ermannten sich die dänischen Stände und wählten den Herzog zu ihrem Könige und er trachtete sogleich, sein Reich zu erobern. Zwar erhielten die Lübecker noch einen bedeutenden Bundesgenossen an dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg, der gemäß eines mit Lübeck geschlossenen Vertrages nach der Befreiung Christian's während dessen Lebzeiten

Statthalter sein und nach dem Tode desselben als König in Dänemark erwählt werden sollte, und in dieser Hoffnung bot er all seine Macht und Kraft auf.

Aber das städtische Landheer wurde im Juni 1535 auf Fünen bei Assens und die Lübecksche Flotte bei Bornholm geschlagen und der neue König Christian III. erhielt das Uebergewicht zu Wasser und Land. Darauf griff auch die deutsche Reichsgewalt in die Angelegenheiten ein, das Kammergericht befahl die aus Lübeck vertriebenen Rathsmitglieder wieder einzusetzen, auf einem Hansetag (Juli und August 1535) erhoben sich von allen Seiten Bitten und Beschwerden gegen Lübeck. Wullenweber war gerade damals auf einer Geschäftsreise nach Mecklenburg, Niemand nahm sich seiner an, nach seiner Rückkehr mußte er abdanken und als er darauf die Stadt verließ, Willens, sich zu den Landsknechten zu begeben, die im Namen des Grafen von Oldenburg zusammengebracht waren, um mit ihrer Hülfe und seinen Anhängern in der Stadt seine Macht wieder aufzurichten: gerieth er unterwegs in die Gewalt seines erbitterten Feindes, des Erzbischofs von Bremen, der ihn an seinen Bruder, den Herzog Heinrich von Braunschweig, überließ. Von Dänemark und Lübeck zugleich angeklagt und mancher ihm als Verbrechen angerechneter Pläne überwiesen, wurde er verurtheilt und enthauptet. Die deutschen Fürsten und der Adel freuten sich über den Untergang des kühnen Volksführers, dem neuernannten Könige, Christian III., gelang es im Jahre 1536 seine Hauptstadt Kopenhagen in Besitz zu nehmen und sie und sein Reich fortan zu behaupten. Er stiftete die Vereinigung von Holstein, Schleswig und Dänemark. Lübeck's und der Hanse Macht und Ansehen sank seit jener kühnen Unternehmung Wullenweber's immer mehr.

Kriegsthaten und wissenschaftliche Forschung.

Während der Kaiser in auswärtigen Angelegenheiten seine Kraft erschöpfte, fielen die Türken wieder in Ungarn ein und bedrohten Deutschland. In großer Eintracht beschlossen dagegen die Reichsstände in Speier eine hinreichende Hülfe, denn die Protestanten hatten erlangt, daß ihnen der Friede noch fünf Jahre nach dem Ausgang dieses Krieges gesichert bliebe. Aber das zahlreiche christliche Heer führte gegen die Türken keinen entscheidenden Schlag, die schlecht bezahlten Landsknechte gehorchten nicht und auch diese Unternehmung löste sich auf ohne Erfolg. Dann fiel der König von Frankreich auf die Nachricht vom Unglück des Kaisers in Afrika, und wahrscheinlich auch vom Papste dazu aufgereizt, in die Niederlande

ein und der Kaiser mußte gegen ihn wieder die Hülfe Englands und der deutschen Reichsstände anrufen. Die Protestanten zeigten sich ihm und er sich dagegen ihnen geneigt, bald wurden sie kühner, sie fürchteten weder ihn noch die früheren Reichsbeschlüsse mehr, hielten sich vielmehr für seine Verbündeten, zumal in seinem Verhältnisse zu dem den Franzosen freundlichen Papste, und dieser wurde von ihnen sogar aufgefordert, den König von Frankreich, den Freund der Türken, mit dem Banne zu belegen.

Aber bald entzweiten sich die Protestanten wieder und der innere Zwist drohte ihre Verbindung zu lösen. Der Landgraf Philipp wurde seinen Glaubensgenossen zum Stein des Anstoßes, da er sich, gestützt auf Beispiele im alten Testamente und mit Gutheißung Luther's, der aber die Sache geheim gehalten wissen wollte, zu seiner Gemahlin im März 1540 eine zweite antrauen ließ. Darüber trafen ihn und Luther und dessen Lehre heftige Vorwürfe von allen Seiten. Ein anderer Vorwurf traf den Kurfürsten Johann Friedrich. Denn als auf das erledigte Bisthum Naumburg die Domherren den katholisch gesinnten und gelehrten Edelmann Julius Pflug erwählten, erkannte ihn der Kurfürst nicht an, sondern setzte eigenmächtig den eifrigen Protestanten Nicolaus von Amsdorf ein, während er die weltliche Verwaltung selbst übernahm, 1541.

Doch trotz dieser und anderer gerechten Vorwürfe und der immer offener zu Tage tretenden inneren Zwiste entwickelte der Schmalkaldische Bund eine immer größere Thätigkeit, zumal gegen den katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig. Der hatte seinen Bruder Wilhelm zwölf Jahre lang gefangen gehalten und nur unter den härtesten Bedingungen frei gelassen; er hatte ein Fräulein von Throtha entführt und lebte heimlich mit ihr, nachdem er sie für gestorben ausgegeben, einen leeren Sarg begraben und Seelenmessen für sie hatte lesen lassen. Als er aber die Städte Goslar und Braunschweig bedrängte, riefen diese den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe und zwangen ihn, aus dem Lande zu entfliehen, 1542. Durch diesen glücklichen Erfolg wurden die Protestanten kühner, die Theilnahme für die Reformation größer; der Herzog Heinrich von Neuburg, der Vetter der Herzoge von Bayern, trat ihr bei, in Oesterreich waren ihr bereits viele Edelleute zugethan und auf dem Lande verbreiteten Schulmeister und Pfarrer Luther's Schriften. In Köln versuchte es sogar der Kurfürst Erzbischof Hermann von Wied, ein ungelehrter alter guter Herr, sie in seinem Stifte einzuführen und erlaubte den Priestern die Ehe, den Laien den Kelch. Dagegen erklärten sich aber der Rath der Stadt und das Domkapitel, welches mit Unwillen ertrug, daß Butzer, der von seinem Orden ausgestoßene Dominikaner und zweimal verheirathet, vom Erzbischof gerufen ward, um das Land zu reformiren. Doch allmälig erhielt die Neuerung auch hier immer mehr Anhänger.

Im Jahre 1543 kam der Kaiser zwar nach Deutschland, that aber in der religiösen Angelegenheit nichts, sondern führte Krieg gegen den Herzog von Cleve, der auf Anstiften Frankreichs die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Der Herzog wurde schnell besiegt, unterwarf sich und behielt seine Lande; darauf zog der Kaiser, unterstützt von England, gegen den König von Frankreich. Der in Speier versammelte Reichstag (1544) gewährte ihm zu diesem Kriege und seinem Bruder gegen die Türken eine ausreichende Hülfe, wobei er äußerte: die ihm gewährte Mannschaft wolle er mit seinem eigenen Volke vermehren und hoffe damit etwas Tüchtiges auszuführen und dann nach geendetem französischen Kriege selbst gegen die Türken zu ziehen. Darauf erhielten im Reichstagsabschied die Protestanten im Allgemeinen Bestätigung ihrer kirchlichen Einrichtungen, es wurde auch Abhülfe, ja eine ganz neue Einrichtung des Reichskammergerichtes in Aussicht gestellt. Sonst verwies der Kaiser die Vergleichung des religiösen Zwiespaltes auf ein gemeines freies christliches Concil. Das Wort unparteiisch, wie es die Protestanten verlangten, verwarf er.

Der Krieg gegen Frankreich wurde auch diesmal anfangs mit großem Eifer und Glück, allmälig aber unter wachsenden Hindernissen lauer geführt. Der König von England unterstützte seinen Bundesgenossen nicht, wie verabredet war, und statt unmittelbar auf Paris loszugehen, verschleuderte er Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Boulogne. Da schloß der Kaiser im Sept. 1544 zu Crespy allein seinen Frieden mit Frankreich, überließ diesem die Oberherrlichkeit über die Burgundischen Erbländer und erhielt dagegen das Versprechen, daß der König Franz ihn nicht blos gegen die Türken, sondern auch im Streben zur Wiedervereinigung des Glaubens unterstützen werde.

Kaum berührt von diesen Streitigkeiten, welche Deutschland durchwühlten, lebten damals zwei Männer ganz wissenschaftlichen Forschungen und hinterließen deren Früchte den Nachkommen. Theophrast von Hohenheim, geb. 1493 zu Maria Einsiedeln, widmete sich der Arzneiwissenschaft, untersuchte, verglich, prüfte die Natur des Menschen, der Pflanzen und Steine, führte beinahe fortwährend ein Wanderleben, bis er sich endlich in Salzburg unter dem Pfalzgrafen und Erzbischofe Ernst bleibend niederließ, wo er 1541 starb. Er verbannte die ellenlangen Arzneivorschriften, die in ihrer Mischung sich gegenseitig aufhoben, war nicht gleich fertig, eine Krankheit und die Mittel dagegen zu finden, wollte, daß man keinem Kranken gegen dessen Willen eine Arznei aufdringe und wurde durch viele glückliche Heilungen weithin berühmt. Er wendete auch chemische Arzneimittel, vielleicht zum üblen Beispiele für andere Aerzte an, machte sich durch die Einführung vieler Neuerungen, insbesondere durch den deutschen Vortrag, durch sein gewaltiges unverholenes Selbstgefühl und seine derbe Sprache viele Feinde und galt

bald als Zauberer, der mit bösen Geistern im Bunde stand, weil er leistete, was der alltägliche Verstand unbegreiflich fand. — Nikolaus Kopernikus, geb. 12. Feb. 1473 in Thorn, lebte seit 1510 als Kanonikus am Dom in Frauenburg, unermüdet die Sternenwelt beobachtend und legte dann das Ergebniß seines Jahre langen stillen Fleißes in dem lateinisch geschriebenen Werke nieder, das er dem Papste Paul III. widmete: „Ueber die Bewegung der Himmelskörper“, worin er klar zeigte, daß unsere Erde ein Planet, zwischen den Bahnen der Venus und des Mars und den übrigen Planeten eingefügt sei, und daß die scheinbar tägliche Bewegung der Sonne und des Sternenhimmels um die Erde von deren eigenen Drehung um ihre Axe herrühre. Er wollte seine klare und durch die gründlichsten Forschungen auch von Späteren als Wahrheit erkannte Beobachtung nur als eine Meinung und nicht als Wahrheit geben, um nicht die Inquisition gegen sich aufzuregen, die bekanntlich später noch den berühmten Gallilä zwang, zu bekennen, die Erde stehe still, müsse still stehen, weil im alten Testamente geschrieben sei, die Sonne bewege sich. Kopernikus starb 11. Juni 1543.

Der schmalkaldische Krieg.

Seit vielen Jahren hatte der Kaiser, so oft er mit dem Papste auf seinen Reisen zusammentraf, auf allen Reichstagen und sonst bei jeder Gelegenheit ein allgemeines Concil als das einzige Heilmittel gegen die Religionsspaltung begehrt. Aber jeder Papst zögerte unter schönen Worten und verschob die Sache von Jahr zu Jahr. Daß der Kaiser der Reformation nicht hold war, zeigte er durch sein Verfahren in den Niederlanden, wo er alle dieser Neuerung Verdächtigen verfolgen oder vertreiben und die ketzerischen Bücher verbieten und verbrennen ließ. Das zeigte er auch, da er das Kölner Domkapitel gegen den Erzbischof und gegen die der Reformation geneigten weltlichen Stände unterstützte. Der Papst aber sah endlich mit Schrecken die immer größeren Fortschritte der Reformation in Deutschland, die der Kaiser wegen seiner Kriege nicht hemmen konnte, und um dem Fortschreiten Halt zu gebieten, berief er das lang versprochene Concil auf das Frühjahr 1545.

Der Kaiser war darüber sehr erfreut, weil er eine wirkliche Reformation der Kirche wünschte und erwartete, und war deswegen nicht Willens, die Leitung des Concils dem Papste allein zu überlassen und das Recht des Reiches aufzugeben, auch über geistliche Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Er wollte, daß auch die von den Protestanten einzubringenden Entwürfe geprüft würden, daß sich

dieselben aber dann den Beschlüssen des Concils fügen sollten, auf dessen Entscheidung sie sich so oft berufen hatten.

Aber im Laufe der Jahre hatten sich die Ansichten und Begehren geändert. Die Protestanten hatten, wenn auch nur für eine Zeit, die Anerkennung ihres Glaubens und der mit ihm zusammenhängenden kirchlichen Anordnungen errungen und wollten dieselben nicht jetzt von Neuem in Frage stellen oder gar verwerfen lassen, was sie von Rom wohl befürchteten. Sie wurden zur Beschickung des Concils gar nicht eingeladen. Wenn auch, so bildeten sie gegen die Menge der Bischöfe und Prälaten nur eine verschwindende Minderzahl und wollten sich, wie früher auf den Reichstagen, auch jetzt in ihrem Gewissen nicht von der Mehrheit auf dem Concil bestimmen lassen. Es war deutlich, daß das Concil nicht mit ihnen, sondern nur über und gegen sie entscheiden, und daß ihre Sache nicht untersucht, sondern sogleich verdammt würde, zumal die Laien ausgeschlossen waren. Deshalb verweigerten sie denn jede Theilnahme und vergebens suchte sie der Kaiser, der im Jahre 1545 auf dem Reichstage in Worms erschien, zur Anerkennung der künftigen Beschlüsse des Concils zu bewegen. Sie verlangten vielmehr, in ihren Errungenschaften sicher gestellt zu werden, was er allein weder gewähren konnte noch wollte.

Die Gegensätze traten auf jenem Reichstage immer schroffer hervor. Der Kaiser, schon zum Aeußersten entschlossen, verständigte sich mit seinem Bruder. Die Verhältnisse zur Unterdrückung der Neuerung waren günstig, weder von Frankreich, das noch Krieg mit England führte, noch von den Türken ein Angriff zu fürchten. Doch wollte er, daß der Papst seines eigenen Vortheiles wegen mit seiner geistlichen und weltlichen Macht ihn unterstütze. Um den Schlag unvermuthet und entscheidend zu führen, sollte das Geheimniß bewahrt werden. Aber der Papst, voll Freude über des Kaisers Entschluß, theilte den Plan alsobald den versammelten Kardinälen mit, ernannte Kriegshauptleute und ließ zum heiligen Kriegszug werben. So wurde die Sache offenbar, die Protestanten rüsteten und der Kaiser, höchst unzufrieden mit dem Verfahren des Papstes, erklärte ihm: für jetzt könne der Plan nicht ausgeführt werden, er wolle den Erfolg der Verhandlungen auf dem nächsten Reichstage in Regensburg abwarten.

Indessen stärkte sich der schmalkaldische Bund und machte die Reformation neue Fortschritte. Um die Mitte Septembers 1545 erschien der Herzog Heinrich von Braunschweig wieder im Felde und belagerte Wolfenbüttel, hob aber die Belagerung sogleich auf, als der Landgraf Philipp in Eile heranzog. Darauf empörten sich die eigenen Söldlinge gegen ihn und er übergab sich zu seiner eigenen Sicherheit dem Landgrafen, ward als Gefangener behandelt und seine Schaaren löſten sich auf. Im Dezember rief der von Rom und seinem Domkapitel bedrängte Erzbischof von Köln die Hülfe

des schmalkaldischen Bundes an, der sich auch seiner bei dem Kaiser annahm. Auch der nach dem Tode Albrecht's (Sept. 1545) gewählte neue Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, war der Reformation geneigt, wagte aber keine offene Erklärung, weil er von Papst und Kaiser noch nicht bestätigt war. Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich II., trat öffentlich für die Reformation auf. Dagegen wurde das langbegehrte Concil endlich am 13. Dez. 1545 mit großer Feierlichkeit in Trient eröffnet und am Anfange des Jahres 1546 unterhandelten Papst und Kaiser wegen eines Bündnisses und Jener versprach, sechs Monate lang zwölf Tausend Mann zu Fuß und eine hinlängliche Anzahl Reiter im Felde zu unterhalten. Auch jetzt noch suchte der Kaiser das Geheimniß zu wahren und die Protestanten mit Friedensworten zu täuschen.

Als bei ihm in den Niederlanden die Abgeordneten einiger Kurfürsten und Fürsten erschienen und klagten: sie wären benachrichtet, er käme mit Waffengewalt nach Deutschland, welche Neuerung großes Aergerniß verursache, entgegnete er: Sie könnten sich von der Falschheit des Gerüchtes selbst überzeugen, auch wünsche und hoffe er noch immer, die Angelegenheiten Deutschlands friedlich zu ordnen. Und zu diesem Ende ließ er in Regensburg ein neues Religionsgespräch anstellen, um die Gegner zu beruhigen. Eine Ausgleichung ward aber dadurch gleich anfangs unmöglich, weil von katholischer Seite gerade die heftigsten Eiferer dafür ausersehen waren.

Der Kaiser kam indessen nach Speier, wohin sich der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf begaben und ihn um sicheres Geleit nach Regensburg baten, was er ihnen um so bereitwilliger zusagte, als es ihm weit nöthiger schien, die Protestanten um sicheres Geleit zu ersuchen, als es ihnen zu geben, denn mit seinem kleinen Geleite war die Fahrt durch Deutschland gefahrvoll. „Aber Gott verblendete meine Feinde!“ sagt er selbst in seinen Aufzeichnungen. Jene beiden Fürsten erkannten wohl die nahe Gefahr, doch der schmalkaldische Bund, uneinig, zeigte sich ihnen zum Beistande nicht willfährig. Noch waren nicht alle protestantischen Fürsten und Städte Mitglieder des Bundes, und es klagten die oberländischen über die Kosten der Braunschweigischen Unternehmung, die sie nichts anging, die niederländischen aber darüber, daß alle Versammlungen im Oberlande stattfänden. Gerade damals ging der Bundesvertrag zu Ende und sollte erneuet werden. Gründe genug für den Kaiser und Papst, die Protestanten jetzt anzugreifen und zum Gehorsam zu zwingen.

Der gefährlichste Feind aber war in ihrer eigenen Mitte: der ehrgeizige Herzog Moritz von Sachsen, der Sohn Heinrich's, aus der albertinischen Linie und Schwiegersohn des Landgrafen, von dem er in das engere Bündniß mit dem Kaiser aufgenommen war. Er hatte sich im Türkenkriege 1542 ausgezeichnet und war seitdem mit

dem Kaiser in Unterhandlung, von dem er die Stifte Magdeburg und Halberstadt begehrte, deren sich sein Vetter, der Kurfürst, bemächtigen wollte, mit dem er schon wegen der Stadt Wurzen und anderer Ansprüche im heftigen offenen Zwiste lag. Vergebens mahnte der alte Kurfürst von Köln und Luther zur Einigkeit. Mit tiefem Schmerz erkannte dieser, wie die allgemeine Reformation der Kirche vereitelt, unter seinen Anhängern in Glaubenssachen keine Einheit und selbst sein geliebtester Schüler, Melanchthon, im offenen Widerspruch mit ihm und nun alle Kirchengewalt in den Händen der Fürsten sei. Doch schien ihm diese erträglicher, als das Papstthum, gegen welches er seine letzte und heftigste Schrift schleuderte. Er starb am 16. Febr. 1546 zu Wittenberg.

Der Kaiser fand bei seiner Ankunft in Regensburg nur wenige Fürsten versammelt, die meisten hatten Gesandte geschickt. Seinen Unwillen darüber stärkten die päpstlichen Gesandten und einige Geistliche und der Herzog Wilhelm von Bayern. Und nun rüstete er offen zum Kriege. Als die Gesandten der Protestanten Aufschluß darüber verlangten, wurde ihnen entgegnet: Er denke noch immer auf eine Vergleichung zwischen den Ständen; sollte ihm Jemand den Gehorsam verweigern, gegen den werde er sein Ansehen brauchen und die Ungehorsamen züchtigen. Auf ihre Frage: Wer denn diese seien? antwortete er: Die unter dem Scheine der Religion gegen ihn Umtriebe machen, die Rechtspflege des Reiches nicht leiden wollen, geistliche Güter einziehen und sie nach ihrem Eigenwillen mißbrauchen.

Jetzt galt es für die Protestanten Sein oder Nichtsein. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf rüsteten schnell auf's Eifrigste, der Kaiser aber ernannte den Herzog Moritz zum Beschirmer der Stifte Magdeburg und Halberstadt, nahm ihn in seinen Dienst, forderte aber Unterwerfung unter das Concil, dann schloß er das schon verabredete Bündniß mit dem Papste am 26. Juni förmlich ab, auch mit Bayerns Herzoge kam ein Vertrag zu Stande, der aber noch geheim bleiben sollte, die geistlichen Fürsten leisteten Geldhülfe. Und wie zu offener Kundgebung seiner Ueberlegenheit und Sicherheit vor den Protestanten, deren Uneinigkeit ihm bekannt war, feierte er Anfangs Juli 1546 die Vermählung des Herzogs Albrechts V. von Bayern, und des Herzogs Wilhelm von Cleve mit zwei Töchtern des Römischen Königs, seines Bruders. Er selber sagt über die damalige Lage: Die Protestanten machten einen großen Fehler, daß sie ihn damals nicht überfielen. Statt ihre Macht hierher zu wenden, stellten der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf ihre über zwölftausend Mann starken Heerschaaren an der oberen Donau auf, und Schärtlin, der von den oberdeutschen Städten in Sold genommene Landsknechte-Führer, besetzte den Eingang in's Gebirg bei Füssen, Willens, in Tirol einzubrechen, das Concil auseinander zu jagen und die päpstlichen Schaaren von Deutschland abzuhalten. Aber die Bundeskriegsräthe riefen ihn zurück, damit

der Herzog von Bayern nicht gereizt würde. Der Kaiser verließ nach der Hochzeitsfeier ungehindert Regensburg, nachdem er am 20. Juli öffentlich über den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen die Acht ausgesprochen hatte, und begab sich nach Ingolstadt, dort den Zuzug seiner Schaaren erwartend.

Johann Friedrich und Philipp, die beiden Geächteten, vereinigten darauf ihre Heere, und Schärtlin drängte zum Ueberfalle des noch wenig gerüsteten Kaiser; der Sieg für sie war nicht zweifelhaft; aber wieder gestatteten es die Kriegsräthe nicht, beschlossen vielmehr, beinahe zur Verzweifelung Schärtlin's, den Rückzug, während sich bald um den Kaiser immer größere Schaaren aus Ungarn, Spanien und Italien sammelten. Der Herzog Wilhelm von Bayern unterstützte ihn mit Lebensmitteln, dann folgte er seinen Feinden, und bei Gingen bezogen sie einander gegenüber feste Lager.

Indessen erwartete die Gemahlin des Kurfürsten von Sachsen, es werde der Herzog Moritz dem Kaiser in den Rücken fallen und seine Glaubensgenossen unterstützen. Voll Vertrauens meldete sie ihm, sie sei von ihrem Gemahle beauftragt, sich mit ihren Kindern in jeder Gefahr an ihn zu wenden. Da erfuhr sie, der Herzog habe sich mit dem von Böhmen her vordringenden Könige Ferdinand vereinigt. Stadt um Stadt ergab sich an Moritz, und nachdem er bereits den größten Theil Kursachsens gewonnen, und ihm vom Kaiser auch am 27. Oktober die Kurwürde zugesprochen war, unterwarf er sich leicht das Uebrige.

Auf die Nachricht von diesem Vorgange ließ der Kaiser in seinem Lager die Kanonen lösen, und die Protestanten erfuhren zu ihrem Schrecken die Ursache der Freudenschüsse. Und weil jetzt auch Kälte und Mangel in ihrem Heere Krankheiten erzeugten, hoben die Fürsten am 23. November das Lager auf, und Jeder eilte mit seinen Leuten heim, um sein Land zu vertheidigen. Der Kaiser war darüber hoch erfreut und erstaunt, denn seine seit Monaten unbezahlten Landsknechte rissen in Schaaren aus, die Italiener erlagen in Massen dem rauhen deutschen Winter, jetzt war er Meister des Feldes. Alsobald begannen die von den Fürsten verlassenen Städte in Ober-Deutschland einzeln zu unterhandeln und sich ihm zu unterwerfen, die ersten auf billige, die späteren auf schwere Bedingungen.

Bald waren außer Konstanz alle oberdeutschen Städte, geistliche und weltliche Fürsten mit dem Kaiser ausgesöhnt. Die ehrenfesten, hochgelahrten und fürsichtigen Stadträthe, wie sie sich nennen ließen, flehten in Mitten des versammelten Hofes die Barmherzigkeit des Kaisers an und gelobten Gehorsam. Der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz kam und entschuldigte sich, daß er dem Herzoge von Würtemberg einige Hundert Mann geschickt habe, dieser mußte sich persönlich demüthigen und dreimalhunderttausend Gulden zahlen. Beide aber verlangten bei der evangelischen Religion verbleiben zu dürfen. Darauf versprach jedoch der Kaiser nur im Allgemeinen,

sich in dieser Hinsicht so gegen sie zu verhalten, wie gegen den Herzog Moritz und die Fürsten von Brandenburg. Der Schmalkaldische Bund löste sich auf, der alte Erzbischof von Köln entsagte, vom Papste mit dem Banne belegt, seiner Würde, nachdem sein Coadjutor Adolf von Schaumburg vom Kapitel war gewählt worden.

In Sachsen gewannen die Dinge unvermuthet eine andere Wendung. Der geächtete Kurfürst zerstreute nach seiner Rückkehr die Heerhaufen des Moritz, der sah sich bald in seinem eigenen Lande bedroht, und fand von seinen Glaubensgenossen, die ihn einen Verräther schalten, nirgends Unterstützung. Sein ganzes Land, bis auf wenige feste Plätze, fiel in die Gewalt seines Gegners, in Böhmen erhob sich eine Bewegung der drohendsten Art gegen das Haus Habsburg, eben so in der Lausitz und in Schlesien, und die Böhmischen Stände traten in offene Unterhandlung mit Johann Friedrich. In dieser Noth rief der römische König seinen Bruder, und Karl entschloß sich, trotz seiner Gichtbeschwerden, aus Ober-Deutschland aufzubrechen. Und alsobald änderte sich Alles in Sachsen.

Der Kurfürst erwartete vergebens Hülfe aus Sachsen und ward, während er Sonntags, 24. April 1547, in Mühlberg der Predigt anwohnte, durch die Nachricht aufgeschreckt, der Kaiser sei mit seinem Heere über die Elbe gesetzt. Er eilte hinaus, konnte sein Heer nicht mehr zur Schlacht ordnen, die Schaaren lösten sich vor den herandringenden Kaiserlichen in wilder Flucht auf, er ward mit fortgerissen, eingeholt, nach tapferer Gegenwehr im Gesicht verwundet und gefangen vor den Kaiser geführt. Auf seine Anrede: „Gnädigster Kaiser!“ entgegnete Karl heftig: „Erkennt Ihr mich nun für einen Römischen Kaiser?“ Und auf die Bitte des Gefangenen um fürstliches Gefängniß: „Ich will Euch halten, wie Ihr Euch gegen mich gehalten.“ Darauf ward er dem Herzog Alba übergeben, und vor Wittenberg gebracht, welches seine Gemahlin mit der Bürgerschaft standhaft vertheidigte. Darüber erzürnte der Kaiser so sehr, daß er den Unglücklichen zum Tode verurtheilen ließ, Anderen zum abschreckenden Beispiele, die sich gegen ihre Obrigkeit auflehnen. Johann Friedrich empfing diese Botschaft, als er eben mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig Schach spielte, mit Ruhe und Ergebung, blieb unerbittlich wegen Anerkennung des Concils, unterwarf sich jedoch dem Kaiser in den weltlichen Anordnungen. Land und Kurwürde blieben für ihn verloren, seinen Söhnen wurden aus kaiserlicher Gnade blos einige Länder gelassen. Er gelobte in Gefangenschaft zu bleiben, so lange es dem Kaiser beliebe. Die Fürstin übergab darauf nach seinem Willen die Feste, Karl zog in Wittenberg ein, ließ sich in der Kirche die Grabstätte Luther's zeigen, und entgegnete auf die Worte Alba's, die Gebeine des Erzketzers sollten ausgegraben und durch Feuer vernichtet werden: Laßt ihn, er hat seinen Richter. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!

Dann begannen die Unterhandlungen mit dem Landgrafen. Am 19. Juni erschien er vor dem Kaiser, der unter einem Thronhimmel saß, umgeben von den Großen seiner Reiche, leistete knieend Abbitte und glaubte damit die Sache abgethan. Als ihm aber spät am Abend der Herzog Alba Gefangenschaft ankündete, war er überrascht und brach in Verwünschungen aus. Auch die vermittelnden Fürsten, besonders Moritz, hatten dies nicht gefürchtet, obgleich ihnen der Kaiser deshalb vorher keine Versicherung gegeben hatte; vergebens baten sie jetzt um Freilassung des Landgrafen. Karl führte die beiden Gefangenen mit sich.

Diese Siege benutzte sein Bruder Ferdinand, rückte mit einem Heere in Böhmen ein und ließ verkünden: Wer auf Verzeihung hoffen wolle, solle sich bei ihm in Leitmeritz einfinden. Und erschreckt huldigte alsogleich ein großer Theil des Adels, dann mehrere Städte, auch die Hauptstadt Prag unterwarf sich, lieferte alles Geschütz aus und verzichtete auf alle Vorrechte und Herrschaft. Der gegen Ferdinand geschlossene Bund löste sich auf und er konnte gegen die Einzelnen nach Milde oder Strenge verfahren. Die Stände Böhmens bestätigten die neue Ordnung der Dinge.

Das Concil zu Trient und das Interim.

Unterdessen hatten die in Trient versammelten Bischöfe und Theologen schon mehrere wichtige Beschlüsse gefaßt, die allgemein bindend sein sollten, obgleich fast nur Spanier und Italiener, Frankreich und Polen in sehr geringer Zahl, vertreten waren und von allen deutschen Bischöfen nur der von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, einen Gelehrten dahin geschickt hatte. Um so leichter konnte der Papst auf die Versammelten wirken, um sein Ansehen und seine Macht und die kirchlichen Zustände in der alten Weise zu erhalten und zu befestigen. Einfache Stimmenmehrheit sollte entscheiden, der General des Augustiner-Ordens suchte durch Strenge und Eifer die Makel zu tilgen, die seinem Orden durch Luther anklebten. Die herkömmliche lateinische Bibelübersetzung — die Vulgata — ward für die allein richtige erklärt, als sei der griechische Text durch die Arianer verfälscht und auf daß nicht die Grammatiker Meister der Auslegung der Glaubenssätze und der daraus herfließenden kirchlichen Gebräuche würden. Dann wurden ganz nach dem Sinne des Papstes mehrere Beschlüsse über den Glauben gemacht und bereits im Januar 1547 veröffentlicht.

Darüber zürnte der Kaiser und war ohne dies schon ungehalten auf den Papst, weil dieser seine Schaaren vom kaiserlichen

Heere abgerufen hatte, da noch der härteste Kampf in Sachsen bevorstand. Der Papst aber fürchtete jetzt die Uebermacht des Kaisers und glaubte, das Ansehen des Concils leide in einer zu Oesterreich gehörigen Stadt durch dessen Einfluß, und er besorgte, es möchte der Kaiser endlich gar selbst erscheinen und das Concil persönlich leiten. Deshalb benutzte er sogleich das Gerücht von einer in Trient ausgebrochenen Pest und verlegte dasselbe im März 1547 nach Bologna. Weil aber doch Viele in Trient zurückblieben, entstand beinahe eine offene Spaltung. Der Kaiser war darüber im höchsten Grade aufgebracht und äußerte laut: er werde trotz dem Papste fortfahren, die Sache mit Gottes Hülfe zu enden und er wolle sein Amt besser verwalten, als der Papst das seine. Dieser freute sich nicht über den Ausgang des schmalkaldischen Krieges und trachtete den Kaiser sogleich in einen neuen zu verwickeln und ließ ihn bei seinem Gehorsam gegen die Kirche auffordern, gegen das ketzerische England zu ziehen. Darauf entgegnete aber Karl: er wolle nicht auf's Neue den Hauptmann eines Mannes machen, von dem er mitten in der letzten Unternehmung verlassen wurde. Und er drang ernstlich auf die Fortsetzung des Concils in Trient und auf eine neue Berathung über die schon gefaßten Beschlüsse.

Im Gefühle seiner befestigten Macht erschien der Kaiser auf dem Reichstage in Augsburg und die Stände wagten gegen seine Forderungen nur leisen Widerspruch. Am meisten wurden die Städte besteuert. Nach seinem Willen wurden seine niederländischen Erbländer als ein einziger — der Burgundische — Kreis in der Art mit Deutschland vereinigt, daß dieselben wohl den Schutz des Reiches, zugleich aber ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten genießen und dafür den Anschlag eines Kurfürsten zweifach leisten sollten. Auch ward dem Kaiser die Anlegung einer Reichskriegskasse gewährt und die Steuer dazu bewilligt. Seine Heerschaaren, welche man nicht als Fremde zu bezeichnen wagte, blieben in Deutschland. Das Reich konnte die Wahlbedingungen nicht mehr aufrecht erhalten, von den Fürsten fesselte die Furcht die Einen und die Hoffnung neuer Vortheile die Anderen an den Kaiser, der die Acht gegen den neuen Herzog Preußens weder aufhob noch vollzog. Der Herzog Wilhelm von Bayern, des Kaisers Bundesgenosse im schmalkaldischen Kriege, hoffte die Kurwürde sammt der Pfalz von ihm zu erhalten, aber Karl wollte im Interesse von Oesterreich das pfälzische Haus nicht zu Gunsten des bayerischen stürzen oder schwächen.

Jetzt war der Kaiser ernstlich gewillt, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen und zunächst in Deutschland die Parteien zu einigen, welche Einigung wenigstens bis zum Schlusse des Concils dauern sollte. Den Entwurf dazu verfaßten Julius Pflug, der Bischof von Naumburg, der Weihbischof Michael Helding von Mainz und Johann Agrikola, Luther's Schüler und kurbrandenburgischer Hofprediger. Sie vereinigten sich für die Beibehaltung der Priesterehe und des

Laienkelches, da, wo sie eingeführt waren, der sieben Sakramente, des Anrufens der heil. Maria und der Heiligen und deren Fürbitte; der Papst sollte gelten als oberster Bischof, die Kirche als die gemeinsame Mutter aller Christen, allein das Recht der Bibelauslegung haben und der äußere Gottesdienst ganz in der alten Weise fortbestehen und hergestellt werden.

Die protestantischen Fürsten weigerten sich anfangs, diese Ordnung einzuführen; allmälig aber ließen sich gerade die Mächtigsten theils durch Drohen, theils durch Schmeichelei dafür gewinnen, der Widerspruch der Kleineren ward durch strenge Verweise niedergeschlagen und am 15. Mai 1548 wurde diese Ordnung als Interim — Indessen — als Reichsgesetz veröffentlicht. Zugleich erfolgten verschiedene gute Bestimmungen über Wahl, Wirksamkeit und Leben der Geistlichen, über Pfründenbesitz und Provincialsynoden, und es hoffte der Kaiser durch all dieses die Protestanten zu beruhigen und auch die Rechte der alten Kaiser als Schirmherren der Kirche wieder herzustellen. Kleine Abweichungen von den alten Kirchengebräuchen schien er dulden zu wollen, wenn nur der Begriff der Einen Kirche selbst fortdauere.

Als die großen Reichsstädte sich nicht so willig wie die Fürsten zur Annahme der Vereinbarung zeigten, wendete sich Karl an jede besonders, gewann die Einzelnen und brach die Macht der Zünfte, welche am Eifrigsten der Reformation zugethan waren, gab den alten Geschlechtern — den katholisch gesinnten Rathsherren — ihre frühere Wirksamkeit zurück und in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Straßburg und Ulm that man nach seinem Willen, die kleineren wagten dann kaum mehr einen Widerspruch. Konstanz ward wegen seiner Weigerung in die Acht erklärt, belagert und es übergab sich, um dem Zorne des Kaisers zu entgehen, an dessen Bruder Ferdinand und in die Gewalt Oesterreichs, welches schon längst nach dieser Stadt gestrebt hatte. Sogleich wurde der katholische Gottesdienst wieder eingeführt und die evangelische Predigt bei Todesstrafe verboten. Darauf folgte dem Beispiele der Fürsten und Städte auch Melanchthon, erklärte sich zwar nicht geradezu für das Interim, billigte aber den ihm in frühester Jugend lieb gewordenen katholischen Gottesdienst und ihm stimmte bei die Universität Wittenberg, von welcher die Neuerung ausgegangen war, das ganze, dem neuen Kurfürsten Moritz unterthane Sachsen mußte sich fügen. Aber zumeist die Prediger in den oberdeutschen Städten widerstanden allen Verlockungen und Drohungen und wanderten lieber in hartes Gefängniß oder mit ihren Familien — man sagt ihrer an vierhundert — in's Elend, als daß sie ihrer Ueberzeugung untreu wurden. Ebenso scheiterten alle Versuche, den gefangenen Kurfürsten für das Interim zu gewinnen und seine Standhaftigkeit flößte selbst seinen Feinden Hochachtung ein und hielt den Muth Vieler seiner Glaubensgenossen aufrecht. Sonst aber wagte Niemand mehr offen den Anordnungen

des Kaisers zu widerstreben. Die äußere Einheit der Kirche verbreitete sich allmälig siegreich über ganz Deutschland und konnte von da sich über die übrigen abgefallenen Länder ausbreiten. Und nun hoffte der Kaiser, seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Reich leicht zu verschaffen und ließ ihn deshalb nach Deutschland kommen.

Aber sein eigener Bruder Ferdinand warb offen und heimlich gegen die Wahl Philipp's, weil sonst er selbst und sein Sohn Maximilian, ein Jüngling von einnehmendem Wesen und großem Rufe, deutschen Sitten und unzweideutiger Hinneigung zur Reformation, zurückgesetzt wurde. Und die deutschen Stände erklärten denn alsobald, sie wollen keinen Spanier, nicht den von seinen Spaniern und Dienern selbst gehaßten Philipp. Diesem fehlten auch alle Eigenschaften, sich die Liebe der Deutschen zu erwerben, vor Allem Offenheit und einfache Sitte. Er war ungeübt in ritterlichen Spielen, bei einem öffentlichen Lanzenstechen zum allgemeinen Spott; vergebens gab er den Kurfürsten zu Ehren Gelage, wobei er sich als gelehriger Schüler der schlechten deutschen Sitte zeigen wollte und dreimal mehr trank, als er ertragen konnte. Karl selbst sprach einst so heftig mit seinem Bruder über die Thronfolge, daß er das Fieber bekam; vergebens war auch sein Vorschlag, man solle wie im alten Römerreiche einen Imperator mit Cäsaren haben.

Um so eifriger betrieb er die Herstellung der kirchlichen Einheit. Nach seinem Willen sollte der Nachfolger Paul's III. († 10. Nov. 1549), der Papst Julius III., der seine Würde nächst Gott dem Kaiser verdankte, wie er selbst gestand, die deutschen Bischöfe ermächtigen, die den Protestanten im Interim gemachten Zugeständnisse anzuerkennen. Und Julius nannte darauf in freundlichen Schreiben die Kurfürsten Moritz und Joachim von Brandenburg seine geliebten Söhne und berief das Concil wieder nach Trient, aber unter solchen Ausdrücken, daß darüber nicht blos die Protestanten, sondern auch der Kaiser unwillig waren. Er stellte den päpstlichen Ansprüchen sein Ansehen entgegen und ertheilte als Schirmherr der Kirche und Concilien im Reichstags-Abschied Allen nach Trient zur Versammlung Reisenden sicheres Geleit, um dort zu sprechen, was sie für das Seelenheil und die Ruhe und Einheit der deutschen Nation für zweckmäßig erachten, und mahnte alle Stände des Reiches, sich zur Reise und Darlegung ihrer Ansichten bereit zu halten, damit die Sache ohne weitere Zögerung nach der Lehre der heiligen Schrift und Väter entschieden und eine christliche heilsame Besserung der Geistlichen und Weltlichen aufgerichtet werde. Dieses Ausschreiben war nicht nach dem Sinne des Papstes, doch wollte er die Eröffnung des Concils am 1. Mai 1551 nicht hindern, mußte es aber wegen der geringen Theilnahme aus Deutschland und Frankreich bis zum September vertagen. Noch einmal mahnte der Kaiser dringend und

drohend, dasselbe zu besuchen; darauf begaben sich die drei geistlichen Kurfürsten dahin, andere Prälaten folgten.

Moritz von Sachsen gegen den Kaiser.

Indessen hatte sich im Stillen bereits ein Umschwung der Dinge vorbereitet. Städte und Ritterschaft in Niederdeutschland waren offen gegen das Interim, doch hoffte der Kaiser auch sie durch seine Anhänger zu zwingen. Schon war der vertriebene Herzog Heinrich auf die Kunde vom Sturze seiner Gegner ohne Schwertschlag in sein Land zurückgekehrt, wo er sogleich die Prediger vertrieb und den katholischen Gottesdienst wieder einrichtete; aber sein Versuch, sich der Stadt Braunschweig zu bemächtigen, mißglückte. Wie hier, so wogte der Kampf um das dem Interim offen widerstrebende Magdeburg, gegen welches der kaiserliche Abgesandte Lazarus Schwendi im Namen seines Herrn Edle und Fürsten umher aufbot. Ernstliche Gefahr drohte aber der Stadt erst, als der junge Herzog Georg von Mecklenburg mit seinen Schaaren sie angriff. Damit sie nicht in die Gewalt desselben falle, eilte der Kurfürst Moritz in das Lager und nahm den Herzog mit dessen Kriegsvolk auf drei Monate in seinen Sold; darauf kamen auch der Kurfürst Joachim und sein Vetter, der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit Mehreren der nahen Ritterschaft. Die Stadt wurde nun heftiger bedrängt und der Kaiser billigte, daß der Krieg im Namen und auf Kosten des Reiches geführt werde. Nach dem Falle Magdeburgs mußte, so schien es, ganz Niederdeutschland das Interim und Concil anerkennen. Aber die Bürger stritten heldenmüthig für ihren Glauben und während der langwierigen Belagerung bedachten die Fürsten, wie der Kaiser in Ober-Deutschland durch seine übermüthigen Spanier die evangelischen Prediger und Gläubigen verfolge, die alten Reichssatzungen verkehre und alle Fürsten durch seinen Stolz beleidige; seine Räthe prahlten laut, ihr Herr könne in Deutschland Alles durchsetzen. Nicht blos Moritz fühlte sich gekränkt durch die fortwährende harte Gefangenschaft des Landgrafen, seines Schwiegervaters, sondern auch der Kurfürst von Brandenburg und andere Fürsten. Bald verständigten sie sich auch mit einigen katholischen Fürsten, und im Okt. 1551 erschienen zu Augsburg vor dem Kaiser Abgesandte beinahe aller weltlichen deutschen Fürsten, selbst des Königs Ferdinand, mit einer Fürbitte für den Gefangenen. Vergebens! Darüber fühlten sich Alle gekränkt, insbesondere Moritz, den der offene Vorwurf seiner Glaubensgenossen drückte, er sei an seinem Vetter und Schwiegervater zum Verräther geworden. Diesen Vorwurf wollte er durch eine kühne That tilgen.

Insgeheim beredete er sich vor Magdeburg mit mehreren protestantischen Fürsten, schickte Gesandte an die Könige von Frankreich und England, andeutend, wie der Kaiser nach der Unterjochung Deutschlands gewiß Frankreich angreifen und in England die katholische Religion wieder einführen werde. Um diese, allen unabhängigen Reichen Europa's gefährliche Macht zu brechen, müsse man den Kaiser unvermuthet von allen Seiten überfallen. Darauf wurde das Bündniß mit Frankreich's neuem Könige, Heinrich II., geschlossen, 15. Jan. 1552. Die protestantischen Fürsten willigten ein, daß der französische König die drei zum Reich gehörigen Städte Metz, Toul und Verdun besetze und sie als Reichsvikar inne habe. Mit dieser Bezeichnung glaubten sie der Schmälerung des Reiches vorzubeugen und ihr Gewissen zu beruhigen; der König versprach dagegen, die Verbündeten während der Kriegsdauer allmonatlich mit einer ansehnlichen Geldsumme zu unterstützen und in den Niederlanden ein Kriegsfeuer anzufachen, um des Kaisers Macht zu theilen.

Während dieser Verhandlungen ergab sich Magdeburg, 3. Nov. 1551, dem Moritz auf milde Bedingungen und huldigte ihm. Nach seinem Einzuge verwies er den Predigern ihr schmähliches Lästern und bedrohte sie für die Zukunft mit harter Strafe, betheuerte aber zugleich, er werde bis zum Tode bei dem Augsburger Bekenntnisse ausharren; deshalb ermahne er sie, Gottes Wort in rechter Weise zu lehren und zu beten, daß Kaiser und Concil eine rechte christliche Vereinigung bewirken. Sein Heer entließ er nicht unter dem Vorwande, er könne den rückständigen Sold nicht zahlen; die abgedankten Schaaren der Stadt nahm der Herzog von Mecklenburg, einer seiner Hauptleute, in Dienst, man wußte nicht wozu? Der verlegte sie in verschiedene Städte und sah ihnen viele Gewaltthätigkeiten nach, so daß der Kurfürst von Mainz, dem die von ihnen hart bedrückte Stadt Erfurt gehörte, und der Kurfürst von Trier auf die Nachricht davon das Concil verlassen wollten.

Indessen verbreitete sich das Gerücht von Moritzen's Unterhandlung mit Frankreich und drang bis zum Kaiser, der in Innsbruck weilte und fest auf den Fürsten vertraute, den er mit wahrer Zuneigung liebte, dem er einst während des französischen Krieges mitten im Kugelregen vor einer Festung nachritt und ihn aus der Gefahr führte, weshalb sie sich einander Vater und Sohn nannten. Der lebensfrohe, dem Trunk ergebene Moritz könne unmöglich einen so listigen Plan entwerfen. Schickte er ja noch immer Gesandte an den Kaiser mit der Meldung, er wolle selbst kommen und Bericht erstatten wegen Magdeburgs, und da der Kaiser ihm darauf ausdrücklich befahl, dies zu thun, ließ er schon eine Wohnung in Innsbruck miethen und zwei seiner Räthe waren schon auf dem Wege dahin, auch Melanchthon, der auf das Gerücht einer Verbindung seines Herrn mit Frankreich ernstlich und treu davon abgerathen hatte. Auf diese Weise gelang es dem Moritz, während er im Stillen seine Schaaren

sammelte und sich am 25. März bei Schweinfurt mit dem Landgrafen Wilhelm — Philipp's Sohne — vereinigte, den Kaiser zu täuschen. Dann befahl er seinen Abgesandten, zurückzukehren, denn er wolle nicht am kaiserlichen Hofe erscheinen, wo man ihn festhalten würde. Zugleich erneuete er seine Bitte bei dem Kaiser um Befreiung seines Schwiegervaters, drang aber schnell nach Süddeutschland vor, indem die Verbündeten in offenen Schreiben eine Reihe von Beschwerden, geistlicher und weltlicher Natur, gegen den Kaiser als den Unterdrücker deutscher Freiheit verbreiteten. Am 31. März stand er schon vor Augsburg und sogleich erklärte sich ein großer Theil der Bürgerschaft für ihn, er zog ein, gab den Zünften ihre frühere Macht, rief die vertriebenen Prediger zurück und alsobald erhob sich überall die niedergedrückte Reformation wieder in den Städten und auf dem Lande und schaute auf Moritz als ihren Retter.

Fast zur selben Zeit hatte sich der König Frankreichs unter dem Vorwande, als Rächer deutscher Freiheit und der gefangenen Fürsten, erhoben und jene drei Reichsstädte besetzt, aber auch sogleich deren Verfassung geändert, als wolle und dürfe er sie für immer behalten. Schon trachtete er auch nach dem Besitze von Straßburg. Auf das drohende Abmahnen der Schweiz und der vier rheinischen Kurfürsten zog er ab und harrte im Elsaß auf Nachrichten von Moritz.

Zu spät erkannte der Kaiser, er sei getäuscht und habe es versäumt, zu rechter Zeit die Pläne seiner Gegner zu zerreißen. Aber dazu hätte es ihm auch an Geld gefehlt und jetzt galt es nur, sich nicht aus dem Reiche verdrängen zu lassen und durch Zaudern und Unterhandeln Zeit zu gewinnen. Sein Sohn Philipp sollte Geld schicken, sein Bruder Ferdinand in Linz mit Moritz verhandeln. Diese Unterredung wurde zwar schnell abgebrochen, aber eine neue Zusammenkunft nach Passau bestimmt. Um jedoch dem Moritz einen wichtigen Vorwand seiner Klagen zu nehmen und ihn für seine Treulosigkeit zu strafen, kündete der Kaiser mit Beistimmung seines Bruders und Sohnes dem Johann Friedrich die Freiheit an, ob nun ein Vergleich mit Moritz zu Stande komme oder nicht; im ersten Falle müsse er sich an den Wittenberger Vertrag halten, im anderen aber solle über Moritz die Acht verhängt und ihm selbst der Vollzug übertragen werden. Johann Friedrich nahm dankbar die Freiheit an, erklärte aber, wegen der Achtvollziehung müsse er sich zuerst mit seinen Verwandten und Freunden verständigen.

Von Linz weg war Moritz zu seinem Heere geeilt und führte es in Eilzügen gegen Tirol, nahm die Ehrenberger Klause im Sturm und rückte gegen Innsbruck vor, das der Kaiser mit seinem Bruder und Johann Friedrich bereits verlassen hatte. Als sie über den Brenner kamen und die in Trient versammelten Väter von den Ereignissen hörten, zerstreuten diese sich in großer Furcht, Moritz besetzte Innsbruck, schickte aber sein Heer in das Gebiet um

Eichstädt zurück und begab sich nach Passau. Hierher waren der König Ferdinand mit seinem Sohne, der Herzog Albrecht von Bayern und die Gesandten der meisten übrigen deutschen Fürsten gekommen; ihnen allen trug Moritz seine Beschwerden gegen den Kaiser vor und drang auf Gewährung des Religionsfriedens und auf die Freilassung des Landgrafen. Die anwesenden französischen Gesandten stimmten dem bei und rühmten die aufrichtige Zuneigung ihres Königs zu Deutschland. Den Fürsten schien es gut, über diese Angelegenheiten auf einem allgemeinen Reichstag zu verhandeln, Moritz drang auf schnelle Entscheidung, endlich verständigte man sich über Verlängerung des Waffenstillstandes. Ferdinand ging darauf zum Kaiser nach Villach und meldete ihm die gestellten Forderungen. Allein dieser lehnte sie um so mehr ab, als seine Heerschaaren sich bereits sammelten, mit welchen er die Empörer zu züchtigen hoffte, zumal er auch bereits die Mißstimmung des Volkes über die Ausschweifungen der Moritz'schen Söldner kannte. Er beklagte sich bitter, daß man ihn zum Frieden mahne, den doch seine Gegner gebrochen, welche des Reiches Ansehen opfern. Nicht um seine Person allein handle es sich und er hätte sich leicht zum Nachgeben entschließen können, da er des Widerwärtigen schon so viel ertragen habe, sondern um Verhütung künftiger größerer Empörung.

Weil aber Frankreich die Türken gegen Ungarn und Oesterreich aufregte und Moritz nach Ablauf des Waffenstillstandes mit seinen Verbündeten schon Frankfurt bedrängte und Albrecht von Brandenburg Worms und Speier überfiel: wich der Kaiser den Bitten seines Bruders und es wurde darauf zu Passau, 2. Aug. 1552, ein Vertrag geschlossen. Darin gelobte Moritz Frieden für sich und seine Verbündeten und entließ sein Kriegsvolk. Der Landgraf erhielt seine Freiheit, der Kaiser gewährte Religionsfrieden, der bis zur endlichen Ausgleichung und selbst auch dann fortdauern müsse, wenn man auf dem nächsten Reichstage sich nicht über die Religionssache vereinigen könne. Das Kammergericht sollte auch protestantische Beisitzer zulassen und unparteiisch Recht sprechen, die wegen des schmalkaldischen Krieges Geächteten wurden der Acht entledigt. Wenige Tage darauf ward auch die würtembergische Angelegenheit entschieden und der Herzog Christoph erkannte die österreichische Afterlehenschaft an. Johann Friedrich ward als Reichsfürst in seine alte Ehre, jedoch nicht in seine Länder eingesetzt und kehrte, unter dem Jubel seiner Söhne und seines Volkes, in Begleitung des Lukas Kranach, der in aufopfernder Hingebung freiwillig die Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte, in sein ihm gebliebenes Fürstenthum zurück, dessen Regierung er wieder übernahm.

Der Kaiser kam darauf nach Augsburg, duldete hier und anderwärts die Rückkehr der vertriebenen Prediger und rüstete mit aller Macht gegen Frankreich, während Moritz und die deutschen Fürsten ihre Heerschaaren dem Könige Ferdinand gegen die Türken

überließen; Moritz führte die Seinigen selbst bis Raab. Zwar wurde das Verlorne nicht wieder gewonnen, doch die weiteren Fortschritte der Türken gehemmt. Der Kaiser aber begann noch im Spätherbst auf den Rath des Herzogs Alba die Belagerung von Metz, um diese Stadt wieder an das Reich zu bringen und setzte dieselbe gegen den Rath der erfahrensten deutschen Anführer fort und hob sie erst am Anfang des Jahres 1553 auf, nachdem durch Krankheiten ein großer Theil des Heeres umgekommen war. Und damals wurde Metz erst ganz französisch und die Reformation daselbst unterdrückt. Zwar setzte der Kaiser den Krieg noch einige Jahre fort, doch ohne Erfolg, so daß er einst unmuthig ausrief: „Das Glück ist ein Weib.“ Es war mir hold, da ich jung war und verläßt mich im Alter. Die drei deutschen Städte mit ihrem Gebiete blieben in Frankreichs Gewalt und reizten dessen Gier nach mehreren. Um diesen Preis war der zweifelhafte Religionsfriede erkauft.

Vergebens machte Karl einen neuen Versuch, seinem Sohne die Nachfolge im Reich zu verschaffen, sein Bruder und dessen Sohn widerstrebten ihm und die deutschen Fürsten, sonst uneinig unter sich, zeigten sich hierin einig und dem Kaiser abgeneigt, der durch seine auffallende Begünstigung des Markgrafen Albrecht großen Verdacht erregte.

Krieg gegen Albrecht von Brandenburg.

Albrecht Alcibiades, der Sohn des Markgrafen Casimir von Ansbach, von Natur wild und ein schlechter Wirthschafter, dem Trunk ergeben und bald mit Schulden überladen, der protestantischen Partei angehörig, aber ohne feste religiöse Grundsätze und von dem fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach in seinen schlechten Neigungen bestärkt, war im schmalkaldischen Kriege als Oberst in die Dienste des Kaisers gegen seine Glaubensgenossen getreten. Weil er aber dabei wenig gewann, vielmehr seine Schuldenlast wuchs, schloß er sich dem Bunde unter Moritz gegen den Kaiser an und hatte es dabei vorzüglich auf die großen geistlichen Fürstenthümer Frankens und auf Nürnberg abgesehen und er sagte seinen Beistand den Protestanten nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu, daß er sich an den Anhängern des Kaisers schadlos halten dürfe. Unvermuthet erschien er mit seinen zuchtlosen Schaaren vor Nürnberg, um die reichen Bürger — die ihm auf den Tod verhaßten Pfeffersäcke — zu züchtigen. Da er aber die Stadt selbst nicht bezwingen konnte, verheerte er die Landschaft umher in der schändlichsten Weise und richtete seine Kanonen auch auf die herrlichen Kirchen.

Um den drohenden Sturm der Verwüstung abzuwenden, schloß zuerst Bamberg einen Vertrag mit ihm und trat ihm ein volles Drittheil seines Stiftsgebietes ab und verpflichtete sich außerdem zur Zahlung einer großen Geldsumme. Würzburg folgte und versprach ihm die damals ungeheuere Summe von mehr als einer halben Million Gulden zu zahlen, den Grumbach sechs Dörfer und das Kloster Maidbronn zu schenken und dessen bisherige Stiftslehen in freies Eigenthum zu verwandeln, was auch geschah. Einen ähnlichen Vertrag erpreßte Albrecht endlich auch von Nürnberg und rückte dann gegen das Gebiet jener Stifter, um die Vollziehung der geschlossenen Verträge zu beschleunigen, während Grumbach bei den kaiserlichen Räthen wegen Bestätigung derselben unterhandelte und der Markgraf „wie ein anderer Türk" sengend und brennend am Rhein hauste. Ueber solchen Frevel empört, erklärte der Kaiser die den drei fränkischen Städte abgedrungenen Verträge für nichtig, verbot sie zu erfüllen, Grumbach gab Güter und Vertragsbriefe an den Bischof von Würzburg zurück und mußte wieder dessen Lehensmann werden. Albrecht wendete sich darauf mit seinen Schaaren nach Lothringen, Willens in französische Dienste zu treten. Weil aber der Kaiser gerade damals gegen Frankreich kriegte und schon Metz belagerte und ihm die Nähe des Markgrafen gefährlich werden konnte, suchte er den verwegenen Parteigänger zu gewinnen, wenigstens hinzuhalten, und bestätigte ihm deshalb jene Verträge, versprach ihm sogar völlige Verzeihung wegen des Geschehenen. Albrecht schloß sich darauf dem Heere des Kaisers vor Metz an und erließ von dort aus an die drei Städte Frankens die drohendsten Mahnungen zur Erfüllung der Verträge und übertrug die Beschleunigung dem selbst dabei betheiligten Grumbach.

Darüber zeigte sich große Entrüstung im ganzen Reiche, die bedrohten Städte riefen das Kammergericht an und dieses erklärte sich gegen alle Gewaltthat des Markgrafen, welcher, von Metz weg, nachdem er noch den Rückzug des kaiserlichen Heeres gedeckt hatte, nach Franken aufbrach und das Nürnberger Gebiet mit furchtbarer Verwüstung heimsuchte und selbst die Reichsstadt Schweinfurt besetzte. Die oberdeutschen Fürsten suchten anfangs zu vermitteln und blieben, da es nicht gelang, ruhig. Der Kaiser erließ zwar offene Ausschreiben gegen Landfriedensbruch, vermied aber darin den Markgrafen zu nennen. Da vermuthete Moritz ein geheimes Einverständniß der Beiden, fürchtete für sein Fürstenthum, und als sich die drei bedrohten Städte Frankens mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig zum gemeinsamen Widerstande gegen Albrecht verbanden, trat er diesem Bunde bei und schloß insgeheim einen neuen Vertrag mit Frankreich. Und während er dem Könige Frankreichs selbst Hoffnung auf die deutsche Krone machte, ließ er sich vom Bruder des Kaisers mit Kriegsvolk gegen den Markgrafen unterstützen.

Da Albrecht Alles in Franken gegen sich sah und seine Geldmittel erschöpft waren, unternahm er unvermuthet einen kühnen Zug in die Erblande des Herzogs von Braunschweig, wo sich Grumbach mit ihm vereinigte, der selbst den braunschweigischen Adel, jedoch vergeblich, gegen den Herzog aufzureizen versucht hatte. Bei Sievershausen traf Moritz auf ihn, 9. Juli 1553. Der Kampf war hartnäckig, Albrecht wurde geschlagen, Moritz tödtlich verwundet und starb nach zwei Tagen. Sein Bruder August übernahm sogleich Land und Kur, schloß Frieden mit dem Markgrafen, der seine zerstreuten Schaaren wieder sammelte und gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zog, von diesem aber am 12. Sept. entscheidend geschlagen nach Franken zurückwich. Heinrich unterwarf sich darauf die Stadt Braunschweig, erkannte aber die neue Religionsübung und die alten verbrieften Rechte an und wendete sich dann auch nach Franken, wohin er von seinen Bundesverwandten gegen Albrecht gerufen wurde, der aus Rache, weil man ihm seine Erbgüter genommen, mit Feuer und Schwert wüthete. Da ward er endlich vom Reichskammergericht und vom Kaiser geächtet. Zwischen Walbach und Kissingen erlitt er am 13. Juni 1554 eine schwere Niederlage, floh nach Frankreich, kehrte in der Folge wieder nach Deutschland zurück und starb als geächteter Flüchtling in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, 1557, 8. Januar. Darauf kam Deutschland allmälig zur Ruhe, zumal die größeren Fürsten sich der Milde beflißen, wie denn der Kurfürst August seinen Vettern Vieles zurückgab und dadurch bewirkte, daß sie in fürstlicher Ehre fortdauerten.

Der Augsburger Religionsfriede.

Während dieser Fehden und der Abwesenheit des Kaisers ruhte die Religionssache, und als der König Ferdinand am 5. Februar 1555 den Reichstag in Augsburg eröffnete, dachten die meisten Fürsten zunächst nur auf die Sicherstellung des Landfriedens durch eine starke vollziehende Reichsgewalt. Aber gerade diese fürchteten die protestantischen Fürsten, wenn ihnen nicht vorher der Religionsfriede und zwar ein unbedingter, ohne Rücksicht auf die Beschlüsse der Kirchenversammlung, gewährt worden. Diesen Frieden hatten sie in Passau gefordert und verlangten ihn dringender jetzt. Der Kaiser hatte ihnen nur einen einstweiligen bewilligt und wollte als Schirmer und Verfechter der kirchlichen Einheit keinen anderen gewähren und deshalb blieb er fern und überließ die Verhandlung seinem Bruder, den er jedoch mahnte, nichts anzunehmen, wodurch sein Gewissen

beschwert oder der Zwiespalt vergrößert und dessen Abhülfe in allzu weite Ferne gerückt würde.

Als die Berathung begann, zeigten sich die Kurfürsten friedlich gesinnt, insbesondere wollten die geistlichen im Andenken an die Verheerungen des Markgrafen nicht Veranlassung zu einem Religionskriege geben; gleicher Gesinnung war der Herzog Albrecht von Bayern. Diese friedliche Stimmung wurde genährt durch die im März 1555 erneuete Erbverbrüderung der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen und durch den Tod des Papstes Julius (24. März), auf welche Kunde die beiden am Reichstage anwesenden päpstlichen Gesandten — die heftigsten Gegner einer friedlichen Ausgleichung — zur neuen Papstwahl nach Rom eilten. Es erwachte mehr und mehr bei den deutschen Fürsten das alte Gefühl der Selbständigkeit gegen römischen Einfluß und nachdem man sich über Vieles verständigt, Anderes der Entscheidung des Königs Ferdinand anheimgestellt hatte, erließ Dieser am 24. September 1555 den berühmten Abschied, gewöhnlich der Augsburger Religionsfriede genannt.

Darin versprachen Kaiser und König sammt den katholischen Reichsständen: Keinen des Augsburger Bekenntnisses Verwandten der Religion halber zu vergewaltigen, sie nicht von ihren Kirchengebräuchen und Ordnungen zu verdrängen, sondern sie dabei und in ihren Gütern und Rechten jeder Art ruhig zu lassen, in dieser Beziehung die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Landen bis zur Vergleichung der Religion ruhen und es bei den Bestimmungen über die eingezogenen geistlichen Güter, die keinen reichsunmittelbaren Körperschaften gehören, zu lassen, wie es zur Zeit des Passauer Vertrages war.

Dasselbe versprachen die evangelischen Reichsstände in Beziehung der ersten Punkte gegen die Katholiken. Die in anderen Gebieten liegenden geistlichen Güter bleiben jedem Theile gesichert. In den Reichsstädten von beiderlei Religions-Parteien gilt dasselbe, wie bei den Reichsständen gegen einander. Jeder katholische Geistliche kann aus seiner Kirche austreten, gibt aber dann auch Würde und Pfründe auf — was der geistliche Vorbehalt hieß. Den weltlichen Reichsständen bleibt das Reformationsrecht, den Mittelbaren — dem niederen Adel und den Unterthanen — dagegen nur das Recht der Auswanderung, wenn sie nicht die Religion ihrer Herren annehmen wollen. Doch versprach der König im Nebenabschied, daß diejenigen Edelleute, Städte, Gemeinden und Unterthanen, welche seit Jahren dem Augsburger Glaubensbekenntnisse zugethan waren, von ihrer Obrigkeit nicht bedrängt, sondern dabei bis zu christlicher Vergleichung sollten gelassen werden. Nach der neuen Kammergerichtsordnung wurden fortan auch Protestanten zugelassen, die vollziehende Gewalt ward geordnet und gestärkt.

So ward vertragen. Aber das war kein aufrichtiger Religionsfrieden, sondern nur ein Waffenstillstand, wie ihn der Augenblick der

Erschöpfung beider Theile gebot. Neue Kämpfe drohten schon deshalb, weil der Friede nur für die Augsburger Religionsverwandten, nicht aber zugleich für die Anhänger der Lehre Kalvin's und Zwingli's galt; dann, weil die Evangelischen von Würde und Genuß der Bisthümer und geistlichen Pfründen der noch bestehenden Stifter ausgeschlossen waren, auf deren Besitz und Genuß sie als die Enkel derselben Ahnen, wie die Katholiken, Anspruch machten. Auch konnte man voraussehen, daß die Päpste, in Gefahr, noch mehr zu verlieren, Alles aufbieten würden, um die seit Jahrhunderten in Abhängigkeit von Rom erhaltenen Völker sich wieder zu unterwerfen und Einheit, Macht und Glanz der Kirche wieder herzustellen.

Der Kaiser, fortwährend in den Niederlanden weilend und noch im Kriege mit Frankreich, war den Verhandlungen in Augsburg mit Widerwillen und Bekümmerniß gefolgt und wollte die Beschlüsse nicht bestätigen. Und deßhalb erschien noch vor dem Schlusse des Reichstags sein Geheimschreiber Pfinzing in Augsburg mit der Anzeige, Karl wünsche das Kaiserthum seinem Bruder abzutreten. Er war mit anderen weit aussehenden Plänen beschäftigt, hatte seinen Sohn Philipp mit Maria, der katholischen Königin von England, vermählt, wodurch ein neuer habsburgischer Sprößling zum Besitze jenes herrlichen Reiches gelangen und die Wiederherstellung der katholischen Kirche dort durchsetzen konnte. Aber die Königin blieb ohne Kinder, so sah der Kaiser auch diesen Plan vereitelt und mußte noch erfahren, daß im Mai 1555 ein ihm feindlich gesinnter Kardinal zum Papst (Paul IV.) gewählt worden sei. Im selben Jahre starb seine Mutter nach einem heftigen Ausbruche des Wahnsinns, an dem sie seit dem Tode ihres Gemahls litt. Da nun seine oder seines Sohnes Anwesenheit in Spanien räthlich schien, er aber dessen Verbleiben in den Niederlanden zur Kräftigung seiner Herrschaft für nöthiger hielt, trat er ihm freiwillig dieses Land und Italien ab und am Anfang des Jahres 1556 auch Spanien.

Seine Kraft war gebrochen, Schwermuth drückte seinen Geist nieder, schon seit Jahren sehnte er sich nach Ruhe und Einsamkeit und nach Bußübungen, er fühlte Gewissensangst und gestand, er habe aus Liebe zu seinem Sohne sich nicht mehr vermählt und sei deshalb in Sünden gefallen. Im September 1556 kündete er den Kurfürsten an, er trete seinem Bruder das heilige Reich und römische Kaiserthum mit allen und jeden Rechten unwiderruflich ab, dann schiffte er sich nach Spanien ein und bezog ein Haus an der Kirche des Klosters San Just. Hier lebte er, obgleich noch von einem kleinen Hofstaat umgeben, wie ein Mönch, nahm aber im Briefwechsel mit seinem Sohne noch fortwährend Antheil an den wichtigsten Geschäften und mußte zu seinem Schmerze noch erleben, daß die von ihm bekämpfte lutherische Lehre selbst in Spanien Anhänger gefunden habe und selbst sein langjähriger Beichtvater davon nicht freigeblieben sei. Darum mahnte er noch wenige Tage vor seinem

Tode seinen Sohn und die spanische Regierung dringend, die Ketzerei im Keime zu ersticken. Sein letztes Gebet war für die Einheit der Kirche. Er starb 21. September 1558.

Die protestantischen Theologen und die Jesuiten.

Die Fürsten verständigten sich nach der Abdankung Karl's über die Wahl eines neuen Kaisers erst nach mancher Berathung, stimmten dann für Ferdinand, und, nachdem er versprochen, den Religions- und Reichsfrieden dem Reichstagsabschied vom Jahr 1555 gemäß zu halten, wurde er am 14. März 1558 feierlich gekrönt. Auch die Kurfürsten, obgleich verschiedener religiöser Meinung, versprachen einander, über Jenen Ordnung zu halten, und sich gegenseitig Beistand zu leisten, wenn Einer um dieser Dinge willen angegriffen würde. Noch war die Idee der Einheit des heiligen Reiches bei Allen lebendig, und Alle betrachteten sich als die vordersten Glieder dieses Reiches, das durch freie Wahl sich und der Christenheit ein weltliches Haupt zu setzen habe, und nach altem Rechte und Herkommen mit Wissen und Willen der Stände zu regieren sei. Dieses Gefühl wurde noch gestärkt durch das Benehmen des neuen Papstes, Paul IV., der die Entsagung des Kaisers, weil sie nicht in seine Hände geschehen, und die neue Wahl für nichtig erklärte, weil sie von Ketzern vorgenommen sei. Er wollte nicht einmal den kaiserlichen Gesandten sehen und verlangte, Ferdinand solle seine neue Würde niederlegen und erwarten, was Rom beschließe. Aber die Kurfürsten alle waren fest entschlossen, die Würde des Reiches gegen den Papst aufrecht zu halten, und der gut katholische Kaiser ließ durch seinen Vicekanzler Seld die päpstlichen Ansprüche in einer Schrift widerlegen, und darin ausführen, wie der römische Stuhl und der Bann bereits allgemein in Verachtung gesunken seien. Fortan erachtete kein deutscher Kaiser die Krönung durch den Papst mehr für nothwendig, und der Anspruch des Papstes, über das Reich zu verfügen, blieb ohne Wirkung. Das war mit eine Folge des durch die Reformation wieder kräftig erwachten deutschen Geistes.

Von Deutschland drang sie siegreich zu den Völkern germanischer Abstammung: nach Dänemark, Schweden und England, und erhielt hier nach dem Tode der katholischen Maria, 1558, bald das Uebergewicht über die alte Kirche durch die Königin Elisabeth. In den romanischen Reichen Italiens und Spaniens ward sie schnell unterdrückt, und konnte sich in Frankreich nur mit Mühe behaupten. In Deutschland aber schien sie zu voller Herrschaft zu gelangen, da

nun auch die Pfalz durch den Kurfürsten Ottheinrich, Baden durch den Markgrafen von Baden-Durlach ihr zugethan waren. Nur drei weltliche Fürstengeschlechter, die von Oesterreich, Bayern und Jülich, hielten noch fest an der katholischen Kirche, während Edle und Volk auch dieser Länder schon heimlich und offen sich der Reformation zuneigten, und in Bayern bewilligte deshalb der Herzog Albrecht V., auf das dringende Begehren, den Laienkelch und die Priesterehe, bis zur Entscheidung durch das Concil, und versprach, dafür zu sorgen, daß das Wort Gottes durch taugliche Seelsorger im Sinne der apostolischen Kirche gepredigt würde. Aehnliche Zugeständnisse machte der Kaiser an Böhmen und Mähren, und endlich auch den österreichischen Herzogthümern, von seinem Sohne Maximilian erwartete man noch größere Vergünstigungen. Beinahe alle Reichsstädte waren der Reformation zugethan, und sie zählte viele Anhänger in den Ländern selbst der geistlichen Fürsten, und im Stillen huldigte ihr mancher Bischof. So war es denn nahe daran, daß ganz Deutschland sich ohne weiteren Kampf von Rom lossagte.

Da erhoben sich zwei furchtbare Feinde gegen sie, der eine gefährlichere in ihrer eigenen Mitte, der andere von außen her: der theologische Zwist unter den Anhängern der Reformation und der Orden der Jesuiten.

In welcher Art und Weise sich die aus der katholischen Kirche Ausgetretenen zu einer einzigen großen Gemeinde vereinigen, unter welchen geistlichen Vorständen sie stehen und wie sie ihre gemischt religiös-bürgerlichen Angelegenheiten einrichten, entstehende Zwiste schlichten, kurz, einen gesetzlichen Zustand gründen und erhalten wollten, das war noch Keinem klar, und doch nothwendig. Denn die bischöfliche Gewalt hatte aufgehört, die neuen Geistlichen wurden nur durch Handauflegung von ihres Gleichen in das Lehr- und Seelsorgeramt eingewiesen, das Volk glaubte nicht mehr an die Mittheilung einer übernatürlichen Gnade, wie dieser Glaube bei den Katholiken lebendig war. Wie sollten die Prediger ihr Ansehen dem Volke und den Fürsten gegenüber behaupten. Schon Luther hatte sich deshalb an die Fürsten gewendet, und es setzte darauf sein Kurfürst Johann Friedrich ein Consistorium aus zwei geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern ein, die er als seine Befehlshaber von der Kirche wegen bezeichnete, und er gab ihnen Vollmacht, seine Unterthanen vorzurufen, zu verhören, Untersuchung zu führen, und wenn nöthig, rechtlich zu verfahren. Was sie verfügten, das sollten die Amtleute, und in den Städten die Räthe vollziehen. Bald folgte man in anderen Ländern diesem Beispiele, und die fürstliche Macht dehnte ihre Gewalt über geistliche und gemischte Fälle aus, über welche früher nur ein geistliches Gericht entschied. Hatten früher die Bischöfe nicht gescheut, sich mit weltlicher und fürstlicher Macht zu bekleiden, so maßten sich die Fürsten jetzt

bischöfliche Gewalt an, und die von ihnen abhängigen protestantischen Prediger suchten dieses Recht der Fürsten aus Stellen des alten und neuen Testamentes zu erweisen.

Zur Aufrichtung einer neuen kirchlichen Ordnung war das fürstliche Ansehen jetzt unentbehrlich; aber ihre Verordnungen wurden gar oft mehr von politischen Rücksichten, als vom wahrhaft religiösen Geiste bestimmt. In den Städten übte der Rath dasselbe Recht und verfuhr dabei zuweilen mit solcher Willkür und Härte, daß selbst Kalvin über solch ein Verfahren der Stadt Bern äußerte: „Es wäre ehrenvoller gewesen, die geistliche Herrschaft Roms zu dulden." Die verschiedenen, der Reformation zugethanen Gemeinden waren weder im Glauben, noch in der Form des Gottesdienstes einig, und bildeten daher kein Ganzes, keine feste Kirche. Und bald brach die Uneinigkeit ihrer Lehrer im offenen Zwist und in Verfolgung aus. Schon Melanchthon hatte eine kleine Veränderung im Wortlaut des Augsburger Glaubensbekenntnisses vorgenommen, Andere erhoben dann andere abweichende Meinungen, die anfangs noch beschwichtigt wurden. Die Universität Wittenberg galt noch als Mittelpunkt, Bewahrerin und Verbreiterin der reinen evangelischen Lehre nach Luther's Grundsätzen; aber während die Einen die Weiterbildung dieser Lehre anstrebten, wollten Andere es durchaus nicht zugeben, und es brach darüber ein theologischer Krieg aus, der mit den schärfsten Waffen der Sophistik geführt, von wenig christlichem Geist der Kämpfer zeugte. Wie wurden doch alte Ehrenmänner wegen ihrer Mäßigung verdächtigt, wie ertönte jetzt die Kirche von Schmähungen von der Kanzel herab!

Der Herzog Johann Friedrich, der Mittlere, der Sohn des unglücklichen gleichnamigen Kurfürsten, sammelte an seinem Hof zu Weimar die thätigsten Verfechter des strengen Lutherthums, und diese schlossen einen engen Bund zur Aufrechthaltung der Herrschaft des Buchstabens, und eiferten gegen die Wittenberger Theologen, welchen sie Lauheit und feiges Nachgeben in Glaubenssachen vorwarfen, weil sie noch einige Gebräuche der katholischen Kirche beibehalten hatten. Bald richtete sich der Kampf offen gegen Melanchthon, den seine Freunde in Wittenberg und Leipzig vertheidigten, und ihre Gegner als Betrüger und Mordbrenner bezeichneten. Vergebens suchten einige protestantische Fürsten durch Veranstaltung von öffentlichen Besprechungen den Zwist auszugleichen und Einigkeit herzustellen. Die Anträge zur Einführung einer monarchischen Kirchenform scheiterten an dem Vorwurfe eines neuen Papstthums, Melanchthon selbst rieth endlich von solchen Zusammenkünften ab, da sie wegen der Zanksucht und Halsstärrigkeit der Theologen keinen Frieden brächten, und so möge denn jeder Fürst seines Fürstenthums und seiner Kirche achten.

Darüber brach die ganze Zorneswuth der streng lutherisch gesinnten Prediger über Melanchthon und seine Freunde los, sie

riefen zur Vollziehung des Bannes, den sie von den Kanzeln herabschleuderten, die weltliche Obrigkeit an und suchten eine neue Priesterherrschaft zu gründen, drückender als je eine gewesen. Aber gerade wegen dieser Verfolgungssucht wurden ihnen viele Fürsten abgeneigt, die sich nun der Lehre Kalvin's zuwandten. Der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz befahl dem fanatisch-lutherischen General-Superintendenten Hessus, Heidelberg zu verlassen, und wendete sich dann wegen der Lehre vom heil. Abendmahl an Melanchthon. Als der sich nur in unbestimmter Weise äußerte, verbot der Kurfürst alles Streiten darüber, erklärte sich offen für Kalvin's Meinung, seinem Beispiele folgten die Prediger, die nicht auswandern wollten, und allmälig auch das Volk in der Rheinpfalz. Auf die Kunde davon wurde sein Eidam Johann Friedrich tief bewegt, und reiste in Begleitung einiger Prediger selbst nach Heidelberg, um den Kurfürsten von dem ketzerischen Gräuel und vom Abgrund der Hölle zurückzuführen, kehrte aber ohne Erfolg und tief erbittert zurück. Darauf erst führte Friedrich III. mit Strenge die schweizerische Kirchenordnung ein, schaffte die Altäre aus den Kirchen und setzte Tische an ihre Stelle, vertauschte bei dem Abendmahle die Hostien mit Semmeln, schloß die Orgeln, verbot die Feier der Marien-, Apostel- und Heiligen-Tage, dies Alles unbekümmert um die ernsten Mahnungen der Herzoge von Sachsen und Würtemberg, und um die heftigen Schriften der lutherischen Theologen, die jedoch selbst bald in Streit mit einander geriethen und einander bis auf den Tod verfolgten. Während dieser unwürdigen Kämpfe starb Melanchthon, 19. April 1560. Er hatte sich aus dem Kampfe der erbitterten Theologen herzlich nach dem Jenseits gesehnt, wo den Geheimnissen Enthüllung, dem Glauben Schauen, und der Sehnsucht Friede, Freude, Licht und Erkenntniß wird.

Zu eben der Zeit, als die Reformation die ersten Siege errang, traf es sich, daß bei der Belagerung von Pamplona durch die Franzosen 1521 der spanische Edelmann Ignaz von Loyola, geb. 1491, verwundet wurde. Unfähig fortan für den Kriegsdienst, wendete er sich mit Begeisterung zum geistlichen Leben, unterzog sich den strengsten Bußübungen, fing an zu lehren, gewann bald eifrige Schüler und fiel anfangs sogar in den Verdacht der Ketzerei. In Paris begann er erst zu studiren, setzte dabei seine Bußübungen fort, da schlossen sich ihm an Peter Faber aus Savoyen und Franz Xaver aus Pamplona und am Mariä Himmelfahrtstage 1534 schwuren die Drei, ihr Leben in völliger Armuth zu Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Saracenen, oder, wenn dies nicht möglich, ganz dem Papste zu widmen. Bald fanden sich Gleichgesinnte zu ihnen. Weil sie ihren ersten Plan nicht ausführen konnten, blieben sie in Italien und es wollte der Kardinal Caraffa, (nachmals Papst Paul IV.), sie sollten sich dem von ihm gegründeten Orden der Theatiner anschließen. Aber Ignaz verlangte einen

selbständigen Wirkungskreis, und darauf bestätigte der Papst Paul III. die „Gesellschaft Jesu", welchen Namen sie sich beilegte, 27. Sept. 1540. Ihre Einrichtung war ganz militärisch gegliedert, an der Spitze stand Ignaz als General des Ordens. Unbedingte Hingabe an den Papst und blinder Gehorsam waren die unerläßlichen Pflichten der Mitglieder, und als der Papst allmälig die Wichtigkeit des Ordens erkannte, stellte er ihn unmittelbar unter die Oberaufsicht des römischen Stuhles, erlaubte den Vorstehern und Priestern, überall Bethäuser zu haben und öffentlich Messe zu lesen, selbst zur Zeit des Interdikts, in den Ländern der Ungläubigen und Ketzer zu wohnen, und Jeden nach Gutbefinden in die römische Kirche oder in ihre Gesellschaft aufzunehmen und von allen Sünden loszusprechen. Diese Vorrechte erzeugten dem Orden Haß und Neid von den älteren Orden, erweckten ihm aber auch eine Menge Freunde und er verbreitete sich schnell über Spanien, Frankreich und das katholische Deutschland.

Hieher kam, als der erste Jesuit, Lefevre; der erste Deutsche in der Gesellschaft aber war Peter Canisius zu Köln, 1543. Ihre Mitglieder wollten ganz nach dem Vorbilde der Jünger Jesu leben in Entsagung alles Ehrgeizes, weshalb sie selbst Bisthümer ausschlugen; als besondere Verpflichtung galt ihnen die Herstellung der Einheit der Kirche, und deshalb auch die Bekämpfung der Feinde des päpstlichen Stuhls. Namentlich das heranwachsende Geschlecht suchten sie zu gewinnen durch Unterricht der Jugend, häufiges Ausspenden der Sakramente, durch Beichthören und Predigen. Sie wollten Luther's Satz: „alle Orden taugen nichts, und man müsse sie deshalb aufheben", durch die That widerlegen, und es schien ihre Aufgabe: die Urgestalt der Kirche zunächst in ihrer Gesellschaft wieder herzustellen, weshalb sie selbst gegen den weltlichen Sinn der Bischöfe und gegen die ausgearteten Mönche eiferten. Sie unterschieden sich von Diesen durch Kleidung und Einrichtung, versammelten sich nicht zum Singen der Tageszeiten, sondern es widmete sich Jeder einzeln der frommen Betrachtung und dem Studium, sie nahmen nur fähige Jünglinge in ihre Gesellschaft auf, widmeten sich in den von ihnen errichteten Schulen eifrig dem Unterrichte der Jugend, die einst dem geistlichen oder Beamten-Stande angehören sollte, und zwar unentgeltlich, was sie, unterstützt von der Freigebigkeit der Fürsten und Edlen, leicht thun konnten, zeigten bei großer Bescheidenheit oft große Gelehrsamkeit, und so kam es, daß sie bald die beliebtesten Beichtväter und Prediger bei Hohen und Niederen, und ihre Schulen bald allgemein berühmt und besucht waren. Der Papst verlieh ihren höheren Lehranstalten — Lyceen — die Rechte der Universitäten, in Rom wurde ihnen das von Julius III. errichtete deutsche Collegium zur Bildung der künftigen Bischöfe Deutschlands übergeben. Das gemeine Volk gewannen sie durch feierliche Aufzüge und Feste und sammelten es in Marianischen

Brüderschaften um sich. Zur Belehrung desselben verfaßte Canisius einen Katechismus, der fortan ganz allein in den Schulen galt und die Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche im entschiedenen Gegensatze gegen Luther's Katechismus aussprach. Der römisch-katholische Geist erhob sich von Neuem mächtig. So schnell aber verbreitete sich die Gesellschaft, daß sie im Jahre 1556, 31. Juli, bei dem Tode des nachmals als Heiligen verehrten Stifters schon mehr als ein Tausend Mitglieder in hundert Collegien zählte. Unter dem Ordens-General in Rom standen die Vorsteher der verschiedenen Provinzen, und unter diesen Provinzialen die Präfekten der einzelnen Collegien.

Schluß des Trienter Concils.

Der Einfluß der Jesuiten zeigte sich bald nach dem Tode des Papstes Paul IV. († 1559). Der neue Papst Pius IV. berief auf das Drängen des Kaisers Ferdinand das Concil zur Fortsetzung der Berathungen um so lieber, als er fürchtete, es möchten die deutschen Fürsten, wie den allgemeinen Landfrieden, so auch einen beständigen Religionsfrieden, ohne ihn durch ein allgemeines Reichsgesetz anordnen. Aber vergebens lud er die protestantischen Fürsten, die er seine geliebten Söhne nannte, zur Beschickung desselben ein. Darin waren sie einig, das Concil nicht als ein freies, allgemeines anzuerkennen, und von demselben nicht ihren Glauben bestimmen zu lassen. Als es am 18. Febr. 1562 eröffnet wurde, forderten selbst die Gesandten des Kaisers und des Herzogs Albrecht V. von Bayern dringend den Laienkelch und die Priesterehe, wodurch viel Aergerniß vermieden würde. Aber die Väter, beinahe alle romanischer Abkunft, nahmen auf dieses Begehren keine Rücksicht, und fuhren fort, die Anerkennung der alten Glaubenssätze zu beschließen, gaben auch manche weise Verordnung über das Leben der Bischöfe und Pfarrer, die nicht nach Reichthum und Glanz, sondern nach Tugend und Pflichterfüllung zur Ehre Gottes streben und ihren Gläubigen in Mäßigkeit, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit und Demuth vorleuchten, häufig predigen, und die heilige Schrift in der Landessprache erklären sollten. Ebenso wurde manches Treffliche über allgemeine Kirchenzucht, Verbesserung der Klöster und strenge Aufsicht gegeben und gemahnt, daß man zu Bischöfen nur erfahrene und gelehrte fromme Männer wähle, die zwar streng bei dem katholischen Glauben verharren, aber den Bann gegen die Ketzer nur selten anwenden sollten. Als eine wichtige Bestimmung galt, daß alle drei Jahre in jeder Provinz, und alljährlich in jedem Kirchensprengel Synoden

sollten gehalten werden. Im Jahre 1563 wurde die Versammlung geschlossen, die glaubte, für alle künftigen Zeiten die Glaubensnorm festgestellt, und dem forschenden Geiste eine unüberschreitbare Grenze vorgezeichnet zu haben. Den Schluß ihrer Arbeiten machte die Fluchformel wider die Ketzer. Das nach jenen Beschlüssen verfaßte Glaubensbekenntniß sollten alle öffentlichen Lehrer beschwören, und Alles, was die katholische Kirche annehme, für unzweifelhaft anerkennen, das Gegentheil als Ketzerei verdammen, und bei diesem katholischen Glauben, außer dem Niemand selig werden könne, bis zum letzten Lebenshauche verharren und die Untergebenen dazu anhalten.

Mit der Feststellung der Lehr- und Glaubenssätze im schroffen Gegensatze zum Glauben der Protestanten war die Hoffnung einer Aussöhnung, einer Beilegung des Zwiespaltes und der Irrung, wie man es von beiden Seiten nannte, für immer vernichtet. Gerade die schönen Verordnungen des Concils über Kirchenzucht kamen nicht überall zur Vollziehung, die Synoden wurden nicht gehalten, auch zeigte sich bald, daß dem römischen Stuhl weniger die frommen und gelehrten Bischöfe, als vielmehr die durch ihre fürstlichen Verwandten mächtigen Bischöfe angenehm waren, und man hoffte in Rom die Gegner mehr durch weltliche, als durch geistliche Waffen zu unterdrücken und das alte Ansehen wieder zu erringen. Ganz gegen die Beschlüsse wurden dem einen Fürsten mehrere Bisthümer verliehen um seine Macht zu stärken. Die Beschlüsse des Concils wurden von Frankreich niemals anerkannt, und die Päpste duldeten es.

Der Kaiser war mit dem Ausgange desselben unzufrieden und setzte seine Unterhandlungen mit dem Papste wegen verschiedener Forderungen fort und dieser ermächtigte endlich die Bischöfe, den Laien auf ihr Verlangen den Kelch unter gewissen Bedingungen zu ertheilen; die Priesterehe aber blieb streng verboten. Noch verzweifelte Ferdinand nicht an einer endlichen Ausgleichung und Vereinigung und wendete sich zu diesem Zwecke vertrauungsvoll an die gemäßigten Theologen beider Parteien; doch vergebens. In seinem letzten Willen beschwor er seine Söhne, der katholischen Kirche treu zu bleiben, zumal sie sehen, wie vielerlei Glauben, Uneinigkeit, Haß und Zwiespalt in kurzer Zeit bei den Protestanten aufgekommen, die da sagen, der Glaube sei eine Gabe Gottes und man solle Niemanden dazu zwingen, die aber ihren katholischen Unterthanen nicht erlauben, ihren Gottesdienst zu halten. Er starb 25. Juli 1564.

Maximilian der Zweite.

Ihm folgte sein Sohn Maximilian II. im deutschen Reiche, gewählt schon früher von den sämmtlichen Kurfürsten. Die Protestanten hofften, unter ihm werde sich die Reformation über ganz Deutschland verbreiten, denn er hatte sich ihr selbst gegen den Willen seines Vaters so ergeben gezeigt, daß er an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz schrieb: er glaube nächstens als Vertriebener zu ihm zu kommen und bitte ihn deswegen um Aufnahme. Allein der unselige Zwist und die Verfolgungswuth der protestantischen Theologen, auf welche der päpstliche Gesandte Stanislaus Hosius hinwies, wie sie sich rühmen, das Joch des Papstes abgeschüttelt zu haben und wie die Protestanten nun unter der Herrschaft vieler Päpste seufzen, dazu die innige Familienverbindung mit dem Könige Philipp II. von Spanien und die öfter nah gerückte Hoffnung, diesen Thron zu erben: Das Alles bewirkte, daß Maximilian beobachtend zwischen den Parteien stehen blieb und den Religionsfrieden zu halten gebot, wie solcher mit dem geistlichen Vorbehalt geschlossen war. Doch mahnte er den Kurfürsten von der Pfalz, von der Lehre Kalvin's zu lassen und den eingeführten Gottesdienst abzuschaffen. Als derselbe sich dessen weigerte und erklärte, in Glaubens- und Gewissenssachen erkenne er nur Gott als Herrn über sich: da fragte der Kaiser die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, ob sie denselben noch für ihren Glaubensgenossen hielten. Sie antworteten ausweichend, um den Beschuldigten nicht aus dem Religionsfrieden zu setzen: Im Allgemeinen und in der Hauptsache stimme er mit ihnen überein. Maximilian sprach sich darauf gegen die vielen Sekten aus, die nun Deutschland verwirrten und gebot wiederholt, die Stände sollten trachten, daß Friedrich mit Mund und That sich zum Augsburger Bekenntnisse halte. So ward von demselben die augenblickliche Gefahr abgewendet, wodurch er aber in seiner Meinung sich nur bestärkte und er, der so fest auf seiner persönlichen Gewissensfreiheit hielt, achtete sie bei seinem Volke nicht, es sollte glauben und beten, wie er wollte.

Da hoffte der Kaiser die deutschen Fürsten von den theologischen Streitigkeiten durch eine großartige Unternehmung nach außen hin abzuziehen und im deutschen Adel den alten kriegerischen Muth zu wecken. Sein Aufruf gegen die Türken versammelte auch bald ein zahlreiches Heer, nachdem sein Oberfeldherr Lazarus Schwendi, den in Ungarn vordringenden Osmannen schon mit Glück widerstanden. Die Herzoge von Toskana und Savoyen, sonst im beständigen Zwist mit einander, sandten ihm Hülfsschaaren, aus Frankreich eilten viele Adelige herbei, aus ganz Deutschland strömte dem Kaiser Mannschaft und Geld zu, Alles schien den Sieg gegen den alternden Soliman

zu verkünden, der aus der Türkei aufgebrochen war, um seinen Schützling Johann von Siebenbürgen im Besitze Ungarns zu erhalten. Aber das deutsche Heer rückte nur langsam vor, zögerte selbst da noch den Feind anzugreifen, als das Gerücht den lang verheimlichten Tod Soliman's immer lauter berichtete. Die christlichen Schaaren lösten sich auf, der neue Sultan flog herbei, begeisterte sein Heer, gewann den Sieg und darauf einen rühmlichen Frieden. Die deutschen Fürsten richteten ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf die theologischen Streitigkeiten, die der Landfriedensbruch des Wilhelm von Grumbach und die davon abhängenden Ereignisse nicht unterbrachen.

Grumbach war Mitglied der fränkischen Ritterschaft und Lehensmann des Fürstbischofs von Würzburg, auf kleinen Besitz beschränkt und ehrgeizig und suchte deshalb Herrendienst am brandenburgischen Hofe in Ansbach bei dem Markgrafen Casimir. Auf dessen Sohn Albrecht Alcibiades übte der um zwanzig Jahre ältere Grumbach den entschiedensten Einfluß, begleitete ihn im Jahre 1540 zum Kaiser Karl nach Gent und begab sich dann nach Würzburg, wo durch seine List und Thätigkeit der ihm verwandte Konrad von Bibra zum Bischof gewählt wurde. Der gutmüthige schwache Mann bedachte ihn zum Dank reichlich mit Aemtern und Gütern, starb aber schon nach drei Jahren. Sein Nachfolger Melchior Zobel, der früher in Ungarn tapfer gegen die Türken gekämpft hatte und jetzt sein bischöfliches Amt mit Kraft und Würde versah, zwang den Grumbach zur Herausgabe des unrechtmäßig erworbenen bischöflichen Gutes, worüber der Ritter, auf Rache sinnend, sich an den Hof des Markgrafen Albrecht begab. Mit diesem kämpfte er im Dienste des Kaisers gegen die schmalkaldischen Bundesgenossen und war, während die Entscheidung an der Elbe herbeigeführt wurde, in Franken für die Sache des Markgrafen thätig und rühmte sich zur Zeit jener kriegerischen Bewegungen, das Stift Würzburg vor den Durchzügen der feindlichen und freundlichen Heerschaaren geschützt zu haben, ohne dafür den verheißenen Dank zu erhalten. Im Zorn darüber brach er seine Beziehungen zum Stifte ganz ab, übergab seine Besitzungen seinem Sohne Konrad und trat dauernd in die Dienste des Markgrafen Albrecht, der ihn zum Statthalter des Landes ob dem Gebirg ernannte. Mit ihm theilte er fortan Glück und Unglück, ward mit ihm geächtet und vertrieben und fand nach dem Tode des Markgrafen, heimathlos umherirrend, endlich eine Zufluchtstätte in Koburg, wo sich mit ihm eine Anzahl Männer niederließen, die mit ihm die Gunst des Markgrafen getheilt hatten und jetzt, ausgestoßen, zu jedem Wagniß bereit waren. Grumbach klagte bei dem Reichskammergericht auf Wiedereinsetzung in seine Güter und das Gericht erließ wirklich den Befehl dazu, aber die drei fränkischen Stände legten dagegen Verwahrung ein und das Gericht war darauf weder

gewillt noch mächtig genug, seinen Spruch zu vollziehen. Jetzt beschloß Grumbach, sich sein Recht selbst zu verschaffen und weil er nicht hoffen konnte, die Ritterschaft werde in Verbindung mit ihm als Rächer seiner und ihrer ihnen von den Fürsten entzogenen Gerechtsame handeln, versuchte er es, den Herzog Johann den Mittleren zum Werkzeug seiner Entwürfe zu machen.

Dieser Fürst, geistig schwach, doch ehrgeizig und nur bedacht, die verlorne Würde und Macht seines Hauses wieder zu gewinnen und sich an der Albertinischen Bruderlinie und am Hause Habsburg zu rächen, horchte seit Jahren begierig auf Stern- und Traumdeuter und jetzt um so freudiger den Einflüsterungen Grumbach's, da ihm dieser die Möglichkeit zur Wiedererlangung des Verlornen vorhielt. Er schützte nicht blos den Geächteten, sondern ernannte ihn auch zu seinem Rath und wies alle Aufforderungen der drei fränkischen Stände und des Herzogs von Braunschweig um Auslieferung des Ritters zurück. Grumbach's Einfluß auf den Herzog war so groß, daß er im Jahr 1555 dessen Vermählung mit Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, vermitteln durfte; dabei hatte er an dem herzoglichen Kanzler Christian Brück, einem verwegenen Manne, einen eifrigen Förderer seiner Pläne. Und weil denn sowohl der Bischof von Würzburg, als der Herzog Heinrich von Braunschweig ihm die eingezogenen Güter selbst gegen die Mahnung des Reiches verweigerten, wollte er sich des Bischofs Zobel bemächtigen und ihn zu seinem Willen zwingen. Die Ausführung übertrug er seinen bewährtesten Schicksalsgenossen. Diese überfielen am 15. April 1558 den Bischof, als er in geringer Begleitung aus der Stadt nach dem Frauenberg zurückkehrte und wollten ihn als Gefangenen wegführen; da ihn aber sein Gefolge dagegen zu schützen suchte, ward er im Getümmel getödtet. Die Mörder entkamen, Grumbach entwich nach Frankreich, trat in die Dienste des Königs und vertheidigte sich von dort aus gegen die Anklage, als habe er den Bischof wollen ermorden lassen.

Im Jahre 1559 aber erschien er, begleitet von einer großen Anzahl seiner alten Freunde, vor dem Kaiser zu Augsburg, und sprach über die Rechtmäßigkeit seiner Forderung an Würzburg und dessen Verbündete. Weil ihm damals weder ein Beschluß, noch ein günstiger Vergleich ward, wiederholte er seine Forderung in den nächsten Jahren, fand aber an dem neuen Bischofe und dem Herzoge von Braunschweig stets denselben Widerstand. Deshalb entschloß er sich von Neuem zur Gewalt und dachte sie unter dem Schutze des Herzogs Johann Friedrich auszuführen. Er umstrickte den schwachen Fürsten mit Täuschungen jeder Art und bediente sich dabei vorzüglich des sogenannten Engelsehers, eines Bauernknaben und betrogenen Betrügers, der sagte und vielleicht selbst glaubte, er habe Umgang mit Engeln, welche in Gesichten ihm die glänzende Zukunft des Herzogs schauen ließen. Grumbach weckte und nährte im Gemüthe des leichtgläubigen

Herzogs selbst die Hoffnung, der ganze deutsche Adel werde sich für ihn erheben und ihm die Kurwürde, ja noch größeres erringen helfen. Bald versammelten sich um den Ritter seine alten Genossen und er beschloß, mit ihnen Würzburg zu überfallen; der Herzog stimmte bei. Schon vor der Ausführung ließ er aber eine Rechtfertigung des Planes an seine Freunde, den Adel und die Ritterschaft ergehen; das erfuhr man in Würzburg, traf jedoch keine Gegenanstalten. Und am 4. Oktober 1563 ward denn die unvorbereitete Stadt überfallen und im Getümmel kamen gegen zwölf Bürger um; Grumbach gestattete seinen rohen Banden wohl absichtlich jede Gewaltthätigkeit, um die anwesenden Domherren und bischöflichen Räthe für seine Forderungen geneigter zu machen und es wurden die Residenz, einige Kirchen und die Häuser fast aller Domherren und einiger reichen Bürger geplündert. Dann erzwang er am 7. Oktober in einem Vertrage die Herausgabe aller ihm und seinen Freunden eingezogenen Güter, dazu das Versprechen, ihn bei dem Kaiser wegen der Ermordung des Bischofs Zobel und des jetzt verübten Ueberfalls Verzeihung zu erwirken. Darauf zog er ab, der Bischof mußte, obwohl ungern, den Vertrag bestätigen, weil die Domherren erklärten, sie hätten ihre adelige Ehre und Treue für die Vollziehung eingesetzt.

Die Kunde von dieser Gewaltthat durchlief schnell ganz Deutschland und schon am 6. November 1563 ließ der Kaiser Ferdinand, vielleicht gedrängt von der Furcht eines allgemeinen Aufstandes des Adels gegen die Fürsten, die Reichsacht über Grumbach und dessen Genossen als Aufrührer und Landfriedensbrecher verkünden. Aber Grumbach sah darin nur ein neues Unrecht, denn er habe nur erlaubte Selbsthülfe geübt. Nun war er zum Aeußersten entschlossen. Der Herzog Johann Friedrich, ganz von ihm umgarnt, verweigerte die Verkündigung der kaiserlichen Achtserklärung in seinen Landen und der Tod des Kaisers Ferdinand schien der Angelegenheit eine günstige Wendung zu bereiten. Aber der Kaiser Maximilian forderte vom Herzoge alsobald die Auslieferung des Geächteten. Der verblendete Fürst blieb bei seiner Weigerung, verlegte seine Residenz von Weimar nach Gotha, dessen Festung Grimmenstein für uneinnehmbar galt, und wollte hier die Unterstützung des deutschen Adels, ja selbst Hülfe von Frankreich und Schweden erwarten. Vergebens waren alle Warnungen seiner Gemahlin und seines Bruders Johann Wilhelm, Grumbach's Rath überwog und als endlich auch der Kurfürst August von Sachsen die Auslieferung des Ritters verlangte, der mit seinen Genossen ringsum den Besitzstand bedrohte, erhielt er nur eine bittere Antwort. Noch auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1565 ließ Grumbach seine Sache durch seine Freunde vertheidigen und die fränkische Ritterschaft sprach dringend bei dem Kaiser für ihn; aber Maximilian blieb standhaft, die Achtserklärung ward erneuet und der Herzog ernstlich aufgefordert, den

Grumbach und dessen Genossen von sich zu thun. Dieser Befehl war eben so vergeblich, wie die Gesandtschaft der ersten deutschen Reichsfürsten mit dem Kurfürsten von Mainz an der Spitze, um den bethörten Herzog zum Nachgeben zu vermögen.

Darauf sprach der Kaiser am 12. Dezember 1566 auch über Johann Friedrich die Reichsacht aus und übertrug die Vollziehung dem Kurfürsten von Sachsen, dem an der schnellen Beendigung der Sache am meisten gelegen war. Schon am Ende dieses Jahres ward Gotha zur großen Ueberraschung der Geächteten eingeschlossen, die vergebens die gehoffte Hülfe erwarteten. Anfangs widerstand die Bürgerschaft und das Kriegsvolk drinnen tapfer; sie waren von Grumbach überredet, der Angriff gelte dem evangelischen Glauben. Bald erkannten sie den Betrug, wurden unwillig, dann von Grumbach mißhandelt und erhoben sich insgesammt, nahmen ihn und seine Anhänger gefangen und darauf ergab sich die Stadt dem Kurfürsten, der am 14. April 1567 einzog. Am folgenden Tag verurtheilte das Gericht den Grumbach und mehrere seiner Genossen zu einem schmählichen und grausamen Tode, er und der Kanzler Brück wurden lebend geviertheilt; der Herzog ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach Oesterreich abgeführt, aus welcher ihn erst nach siebenundzwanzig Jahren der Tod befreite, 9. Mai 1595. Seine edle Gemahlin hatte freiwillig die Gefangenschaft mit ihm getheilt, ihn tröstend und erheiternd. Anfangs wurde mit seinen Ländern sein Bruder belehnt, später kamen sie an seine Söhne.

Siebenzehntes Buch.

Anfang der Religionskriege.

Religionsverfolgung.

Während dieser Kämpfe dauerten die Religionswirren fort und wurden von den Fürsten benützt zur Unterdrückung der Reichsfreien und des armen Volkes. In Bayern eiferte der Herzog Albrecht V. seit dem Schlusse des Concils gegen die Protestanten; jeder Lehrer, der das Trienter Glaubensbekenntniß nicht unterschrieb, mußte die Universität Ingolstadt verlassen, wo die Jesuiten den größten Einfluß übten und diese Hochschule galt als die unerschütterliche Feste für die katholische Kirche, auswandern mußten aus den Städten Bayerns die protestantischen Bürger, die sich dann in den benachbarten Reichsstädten niederließen, wohin an Sonn- und Feiertagen auch die Landleute eilten, um die neuen Prediger zu hören. Auch in die Schloßkapellen der protestantischen Adeligen strömte das Landvolk, und der Herzog suchte dem durch die härtesten Strafen bei seinen Unterthanen und bei den Adeligen als seinen Lehensleuten durch scharfe Drohungen, gegen die Reichsstädte und Freien durch Sperre des Handels und andere Hindernisse zu begegnen. Er duldete im Umkreise seines Gebietes nur Katholiken, und alle Klagen der Reichsunmittelbaren und seiner Landschaft waren vergeblich. Bayern blieb katholisch und dadurch von manchen Wirren fern, durch welche die Länder protestantischer Fürsten bewegt wurden.

In gleicher Weise verfuhren diese und die streng Lutherisch-gesinnten erhoben eine furchtbare Verfolgung gegen Katholiken und Kalvinisten. Gegen die mäßig gesinnten Lehrer Wittenberg's donnerten die Lehrer der erst vom Herzoge Johann Wilhelm gegründeten Universität Jena. Der Kurfürst August war anfangs den Wittenbergern, besonders seinem Leibarzt Peucer, dem Schwiegersohne Melanchthon's, freundlich gesinnt, und vertrieb bei der Uebernahme der Vormundschaft über die Söhne des Herzogs Johann Wilhelm von Weimar († 3 März 1573) die heftigen Eiferer aus diesem Lande, und entsetzte über Hundert Geistliche ihres Amtes, welche die von ihm gebilligte Formel über das Abendmahl nicht unterschreiben wollten. Als er aber inne ward, seine Günstlinge — Peucer an ihrer Spitze — seien heimliche Kalvinisten, und er selbst sei lange unfreiwillig ihr Werkzeug zur Duldung und Ausbreitung der Lehre Calvin's gewesen: da entbrannte er im heftigen Zorn, ließ den Peucer und viele Andere verhaften, und als Verbrecher und Hochverräther behandeln.

Dann berief er die Theologen nach Torgau und wer von ihnen hier seine Glaubens-Norm nicht annahm, ward eingekerkert, selbst gefoltert und ihrer Manche durch grausame Behandlung zum Tode gebracht. Am Längsten und Härtesten litt Peucer, unerschütterlich seinem Glauben treu. Vergebens waren alle Untersuchungen über ihn wegen Verschwörungen und Umtriebe, es konnte Nichts zu seinem Nachtheile entdeckt werden; vergebens war jede Mahnung an ihn, seinen Glauben vom Abendmahl zu ändern, vergebens die Bitte des Kaisers Maximilian um dessen Befreiung, da er ihn zum Leibarzt wünschte. Der Kurfürst entgegnete, er könne desselben nicht entbehren. Und auf die neue Frage: „Warum er ihn denn gefangen halte?“ Weil er nur solche Diener wolle, die eben das in der Religion glauben und bekennen, was er selbst. Darauf erwiderte der Kaiser: Solches maße ich mir nicht an, da ich keine Macht über die Gewissen habe und Niemanden zum Glauben zwingen darf.

Wahrhaft bewundernswerth erscheint es, daß noch Viele den Muth hatten, ihrer Ueberzeugung trotz aller Verfolgung zu leben, aber der bei Weitem größte Theil der protestantischen Theologen hatte unter den vielen Stürmen und Veränderungen gelernt, Alles zu glauben, was die Fürsten wollten. Die Sorge für Weib und Kind hatte ihren Muth gebrochen und sie erkannten nun in ihrem weltlichen Oberhaupte auch ihr geistliches. Und manche protestantische Fürsten legten ein härteres Glaubensjoch auf ihre Glaubensgenossen, als die Päpste je gethan.

Nur der Kaiser übte wahrhaft Duldung in seinen Ländern, konnte aber die übrigen Fürsten nicht zu gleicher Mäßigung bewegen und seine geistreichen und großartigen Entwürfe zur Einigung Deutschlands nicht durchführen. So stand er in Mitten der Parteien

und sorgte zunächst für das Wohl seiner ihm unmittelbar untergebenen Völker, unterdrückte weder auf des Papstes Forderung die Protestanten, noch vertrieb er auf deren Drängen die Jesuiten. Still hatte sich die Zahl der Protestanten in Oesterreich vermehrt und obgleich er sich in der Folge offen der katholischen Kirche zugethan zeigte, so gab er doch, um in dringender Noth Hülfe gegen die Türken zu erhalten, dem Herren- und Ritterstande ob und unter der Enns die Erlaubniß, in ihrem Gebiete ungehindert ihre Religion zu üben mit der Bedingung, die katholische weder zu kränken noch kränken zu lassen, schloß jedoch die Städte und Märkte von dieser Begünstigung aus. Dadurch weckte er hier Unzufriedenheit und ein um so größeres Verlangen nach dem Versagten. So kam es, daß in Wien selbst bald der protestantische Gottesdienst im sogenannten Landhaus eingeführt, doch stillschweigend vom Kaiser geduldet wurde, bald besuchten denselben auch Bürger und Viele eilten aus den Städten und Märkten nach den nahen Schloßkapellen. Doch in Kurzem brachen Leidenschaft und Sektengeist alle Schranken und entfremdeten den Kaiser mehr und mehr der Reformation. Fortan sollte kein Lehrer der hohen Schule in Wien sich dem katholischen Gottesdienste in der Domkirche und den Prozessionen an Festtagen entziehen, zugleich verbot er aber streng, sich hart und unziemend über die Protestanten zu äußern. Daß er damit wenig Dank von Beiden erntete, war natürlich, denn jede Partei wollte die allein begünstigte sein und die andere unterdrücken. Mit tiefer Betrübniß sah er die religiösen Zwiste und als er seines Vetters, des Königs Philipp II. Verfolgungswuth in Spanien und den Niederlanden und das schaudervolle Hinschlachten der Hugenotten in Frankreich durch Karl IX. und dessen Mutter Katharina von Medicis in der Bartholomäus-Nacht 1572 erfuhr, schrieb er an Schwendi: „Gott verzeih es denen, die daran schuldig, denn ich besorge sehr, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Religionssachen wollen nicht mit dem Schwert gerichtet und behandelt werden. Christus und seine Apostel haben viel anders gelehrt. Ihr Schwert ist die Zunge, Lehre und das Wort Gottes und christlicher Wandel gewesen. Der spanische Rath war freilich viel angenehmer, als mein treuherziger Rath gewesen und doch müssen sie nun selbst bekennen, daß sie geirrt haben. Sie mögen es machen wie sie wollen, sie werden es vor Gott dem gerechten Richter verantworten müssen. Ich für meine Person will ehrbar, christlich, treulich und aufrichtig handeln." Diesem Grundsatze blieb er treu bis zu seinem Tode, der in Regensburg am 12. Okt. 1576 erfolgte.

Rudolf der Zweite.

Maximilian's Sohn, Rudolf, wuchs unter der Aufsicht seiner ängstlich religiösen Mutter und der Jesuiten auf und kam in seinem zwölften Jahr an den spanischen Hof und war vom Könige Philipp II., der noch mehrere Jahre später keinen Sohn hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt. Deshalb wurde er ganz spanisch erzogen und Jesuiten waren damals und während seines ganzen Lebens seine vorzüglichsten Rathgeber. Als er, von den deutschen Fürsten schon früher zum Nachfolger seines Vaters gewählt, die Regierung antrat, wählte er Prag zur Residenz und beschäftigte sich fortan vorzüglich mit Sterndeutung, forschte nach dem Stein der Weisen und nach dem Geheimniß des Goldmachens und mit dem Sammeln allerlei Merkwürdigkeiten.

Anfangs zeigte er sich gegen die Protestanten nicht unduldsam, aber bald brach zwischen den Jesuiten und evangelischen Predigern der offene Kampf aus und als Einer von diesen am Landhause zu Wien fanatisch gegen die Glaubenslehren der Katholiken eiferte, verbot der Kaiser zuerst jeden lutherischen Gottesdienst in Wien außer dem Landhause und ließ dann die widerstrebenden Prediger vertreiben und duldete fortan nur den katholischen Gottesdienst in Wien. Die Lehrer an der Universität und die neu aufzunehmenden Bürger mußten, nach dem Beispiele in Bayern, das katholische Glaubensbekenntniß beschwören. Wie in der Hauptstadt, verfuhr man alsbald auch auf dem Lande, worüber die Protestanten laut, jedoch vergeblich klagten. Sie selbst verfolgten einander mit unerbittlicher Strenge.

Der Kurfürst August von Sachsen ließ auf den Sieg des strengen Lutherthums über den gemäßigten Melanchthon eine eigene Denkmünze prägen, auf deren einen Seite das Jesukind mit der Umschrift „die Allmacht", auf der anderen die vier vornehmsten Wittenbergischen Theologen knieend und von Teufeln umgeben dargestellt waren. Dann eröffnete er am 28. Mai 1576 eine Versammlung, bei welcher die ihm angenehmen Theologen die Hauptrolle spielten, um über Glauben und Gewissen seiner Unterthanen zu beschließen und durch Andrä Chemnitz und Chyträus eine Friedensformel verfassen und sie als Eintrachtsformel von sämmtlichen Geistlichen und Lehrern seines Landes beschwören, jeden Widerstrebenden aber seines Amtes entsetzen. Damit war der Hauptgrundsatz Luther's und der Reformation, freie Forschung in der Bibel für jeden Einzelnen und die ursprünglich angestrebte freie religiöse Entwickelung auf Grund der heiligen Schrift vernichtet, an ihre Stelle trat ein furchtbarer Glaubenszwang. Auf ähnliche Weise wie in Sachsen erzwang man die Unterschrift auf jene Formel in Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg,

Würtemberg, Baden und Zweibrücken. Nur in Brandenburg verfuhr der Kurfürst Johann Georg mit Mäßigung, indem er nur allmälig den katholischen Gottesdienst abschaffte, die erledigten Bisthümer nicht wieder besetzte, eine eigene Kirchenordnung einführte und die Geistlichen zur Unterzeichnung der Eintrachtsformel nur mit der Erklärung mahnte, sie könnten auch künftig, wie bisher, denken und lehren.

Der Kurfürst von Sachsen vernahm die Nachricht vom Tode des kalvinischen Friedrich von der Pfalz (12. Okt. 1576) mit großer Freude, da dessen Sohn und Nachfolger Ludwig für die reine lutherische Lehre eiferte und die von seinem Vater eingeführte Kirchenform ächtete. Der Kalvinismus war nun außerhalb der Schweiz nur noch im kleinen Gebiete des Pfalzgrafen Johann Kasimir — Ludwig's Bruder — geduldet. Als aber Ludwig starb, erhob er sich siegreich auf's Neue unter dem jungen Kurfürsten Friedrich IV., der noch unter der Vormundschaft seines Oheims Johann Kasimir stand, und so schnell war der Religionswechsel in der Pfalz, daß innerhalb sechszig Jahren die Einwohner zuerst katholisch, dann lutherisch, darauf kalvinisch, dann wieder lutherisch und endlich wieder kalvinisch werden sollten, was zu heilloser Verwirrung und Verfolgung Anlaß gab. Die protestantischen Fürsten waren in ihren Ländern an die Stelle des Papstes getreten und die Religionsfreiheit galt nur für sie. „Indem die Protestanten über Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in den Ländern katholischer Fürsten klagten, thaten sie dasselbe gegen ihre eigenen, vom neuen Symbol abweichenden Gemeinden. Die Mißhandlungen waren oft grausamer, wenigstens langwieriger als die Verurtheilung zum Scheiterhaufen." Eine neue Zeit des Faustrechtes — des geistlichen — war gekommen. Jeder Fürst suchte seine religiöse Ansicht zur herrschenden und seine landesherrliche Macht zur unumschränkten zu machen. Von Tag zu Tag wurden die Umwälzungen und Aenderungen, Verbannen und Vertreiben — was jede Partei Reformiren hieß — häufiger und weitgreifender. Kurpfalz und die wenigen kalvinischen Herren duldeten in ihren Gebieten weder Katholiken noch Lutheraner, Kursachsen und Brandenburg nicht Kalvinisten und Katholiken, von den katholischen Fürsten dagegen wurden Kalvinisten und Lutheraner vertrieben, ähnliches geschah in den Reichsstädten.

Erst am Ende seines Lebens zeigte sich der Kurfürst August von Sachsen milder, vermählte sich als Sechszigjähriger mit der dreizehnjährigen Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt und ließ auf deren Fürbitte den Peucer frei. Wenige Wochen nach seiner Vermählung starb er, 11. Febr. 1586. Die Eintrachsformel verlor mit ihm ihren Haupturheber und Beschützer.

Sittliche und wissenschaftliche Zustände.

Während dieser durch theologische Streitigkeiten bewegten Zeit verkümmerte das deutsche Volk in Sitte und Erkenntniß und wurde von den höheren Ständen und insbesondere von den protestantischen Fürsten hart gedrückt, weil deren Hofprediger selten ein mahnendes Wort an sie zu richten wagten. Daß nicht eine völlige Barbarei eintrat, hinderte der natürliche Sinn des Volkes selbst und die dem Christenthum innewohnende göttliche Kraft, durch welche Viele mitten in dem gottlosen Treiben der Mehrheit aufrecht erhalten wurden. Ketzermachen galt ja als die Hauptsache, bald wollte Jeder lehren, aber Niemand lernen und sich bessern. Die Steuern mehren, Schulden auf Schulden häufen, in Schwelgerei dahin leben, war an den meisten Höfen gewöhnliche Sache. Kunst und Wissenschaft fanden keine Pfleger mehr und um die herrlich begonnenen Dome zu vollenden, fehlte es an Spenden und so standen und stehen die meisten da wie Ruinen, als sprechende Denkmale jener traurigen Zeit. Viele der frommen und wohlthätigen Stiftungen verkamen und in den Ländern protestantischer Fürsten und Gemeinden wurden selten und erst später neue gemacht, weil ihre Dauer nicht gesichert schien.

So uneinig aber die Deutschen im Glauben waren, so einig blieben sie im Aberglauben und zu dem alten kamen neue. Die Reformation bildete und erhob in jener Zeit der allgemeinen Gährung die Gemüther nicht, sondern drückte sie vielmehr durch neue furchtbare Vorstellungen danieder. Schon Luther redete besonders in seinen Tischreden immer vom Teufel, von dem er selbst Anfechtungen zu erdulden hatte; alle Begierden seien Versuchungen desselben, alle schweren Krankheiten die Ursache von einem eigenen Teufel, dann wurde für jeden Stand und für jedes Land ein eigener Teufel, wie früher ein eigener Schutzengel angenommen. Spätere Prediger ahmten dem Meister nach und erfanden neue Teufel für neue Unsitten; im Jahre 1569 erschien ein Buch: „Teufels Schauplatz — Theatrum Diabolorum“ und in einer späteren Abhandlung rückten ganze Regimenter von Teufeln an. Bald verbreitete sich der Glaube, Edelleute, Stadtschreiber, Bürger und Bürgermeister, Männer und Frauen seien von Teufeln besessen. Der furchtbare Glaube an Zauberei und Hexerei fand sogar Aufnahme in die Gesetzgebung und führte zu den grausamsten Verfolgungen.

In Göttingen war schon um das Jahr 1561 fast kein altes Weib mehr vor dem peinlichen Fraggericht, der Folter und dem Scheiterhaufen, sicher, wenn sie von einer Nachbarin als Hexe oder Zauberin angegeben ward. Die Gerechtigkeitspflege war in den Händen abhängiger Beamten, die Entscheidung des Gerichtes selten

frei von Haß, Zorn und Neid oder Gunst, in vielen Fällen entschieden die Fürsten eigenmächtig mit Willkür, wie Johann Georg, der Kurfürst von Brandenburg, mit dem Hofjuden Lippold that, welcher den Vater desselben — Joachim II. — in mancher Geldverlegenheit unterstützt und dann durch große Begünstigungen Reichthümer erworben, aber auch Haß und Neid und endlich den Verdacht sich zugezogen hatte, er habe den Kurfürsten vergiftet. Durch die grausamsten Martern gepeinigt, sollte er bekennen, durch welche Teufelskünste er die Gunst des Verstorbenen gewonnen habe. Erst auf der Folter gestand er, was man wollte, wurde dann gerädert, sein Körper geviertheilt, sein Vermögen eingezogen und nur Weniges seiner Gattin gelassen, welche dann bei dem Kaiser klagte. Auf dessen Schreiben aber antwortete Johann Georg: der Jud wurde nach Recht verurtheilt, die ganze Judenschaft ist schädliches Ungeziefer, dessen er gerne los wäre. Der Kaiser möge ihn mit weiteren Schreiben in dieser Sache verschonen.

Hängen, Rädern, mit glühenden Zangen zerreißen, Ersäufen und Lebendigbegraben und Verbrennen der Verurtheilten war so häufig, daß die Richter mit dem Entsetzlichen furchtbaren Spott trieben und, während der Angeschuldigte auf der Folter im gräßlichen Schmerz ächzte, bis zur Trunkenheit zechten. Jede Hinrichtung brachte ihnen einen Schmaus. Beinahe jede Untersuchung begann, bei der Ungeschicklichkeit der Richter, und weil Edle und Reichsstädte Gericht und Gewalt über Leben und Tod hatten, mit der Folter, endete mit dem erzwungenen Geständnisse und der Hinrichtung. Und es hatte doch Karl V. verordnet, daß ohne Geständniß und vollen Beweis Niemand solle gestraft und ohne dringende und hinreichende Verdachtsgründe, worüber rechtsverständige Männer entscheiden sollten, Niemand solle gefoltert werden. Aber nun verband sich mit dem fanatischen Eifer der Theologen, welche zu den Hexen-Prozessen beigezogen wurden, der rohe Aberglaube der Rechtsgelehrten, und gleich als sollte dies furchtbare Gericht ewig dauern, hieß es im Buche: „der Hexenhammer“, welcher das Verfahren bei solchen Prozessen vorschrieb: Wer behauptet, es gibt keine Hexe, wird billig als von Gott abgefallen gestraft, und wer eine Hexe über Gebühr vertheidigt, wird billiger für schuldiger gehalten, als sie selbst.

Mit Trauer erkannten die wenigen besser Gesinnten und Verständigen, es werde die nächste Zukunft keine Aenderung in diesen Zuständen bringen: denn die niederen und hohen Schulen, die Bildungsanstalten für die Geistlichen, die Beamten und den Adel lagen im Argen, und für das Volk waren nur in den Städten Privatschulen, selten auf dem Lande. Latein galt an den Gymnasien und Universitäten als die Hauptsache, die deutsche Sprache, erst vor Kurzem so kräftig geweckt, wurde nun vernachlässigt, die Redekunst war leerer Wortschwall, Eifersucht, Streitsucht und Brotneid unter den Lehrern gewöhnlich, die Bursen ausgeartet, die Lehrer sahen nur auf den

Gewinn und kümmerten sich wenig um die Zucht. Schon wohnten die meisten Studenten einzeln in der Stadt. Saufen, Balgen und andere Laster nahmen unter ihnen überhand, die neu Eintretenden mußten sich entehrenden Demüthigungen und Kränkungen von den älteren unterwerfen. Beinahe allgemein gingen sie wie die Landsknechte gekleidet und mit Dolchen, oder Degen mit großen unförmlichen Griffen bewaffnet, nächtliche Gelage und Ruhestörungen waren gemein. Dabei dauerte die alte Unsitte der fahrenden Schüler noch fort und Viele hielten es für eine Schmach, in den Hörsälen zu sitzen und wollten ohne Lehrer lernen. Freilich war der Vortrag nur lateinisch und schleppend, damit der Student die langsam gesprochenen und wiederholten Worte nachschreiben konnte. Dazu die geisttödtende Breite der Vorträge! Las doch ein Lehrer zweiundzwanzig Jahre lang über das erste Kapitel des Jesaias, und ein Anderer brachte mit der Erklärung der Psalmen dreizehn Jahre zu. Noch gab es keine öffentlichen Büchereien zum Gebrauch der Studirenden, keine botanische Gärten, noch viel weniger chemische und anatomische Sammlungen u. A.

Die Logik des Aristoteles galt für das unentbehrliche Rüstzeug der Theologie für den Parteigeist. Frisch, frech reden galt für was Großes und bei diesen gelehrten Turniren wurden alle unreinen Leidenschaften rege. Die Reformatoren selbst benahmen sich heftiger und unerbittlicher gegen die, welche nicht unbedingt ihre Ansichten theilten, als gegen ihre erklärten Gegner. Alle Lehrer an den protestantisch-lutherischen Universitäten mußten die Eintrachtsformel beschwören. Da war der Fürst der Rector der Universität, dessen Stelle der Prorector vertrat, dem das Vorrecht zustand, einen (Universitäts-)Pfalzgrafen zu ernennen, welcher die Macht hatte, Dichter zu krönen, unehelichen Kindern das Recht ehelicher, Minderjährigen das Recht der Volljährigkeit und Ehrlosen das Ehrenrecht zu geben. Die Doktorwürde verlieh den Adelsrang.

Bei Weitem die meisten Studenten, zumal die armen katholischen, widmeten sich der Theologie des Brotes wegen, aber auch bei den Protestanten gab es Mütter, welche Gott zu Lieb und Ehr ihre Söhne — und es gab Söhne, die sich selbst aus solchen und anderen frommen Beweggründen — dem Dienste der Kirche widmeten. In Würtemberg waren die neuen Lehr- und Erziehungs-Anstalten (Alumnate) von den alten Klosterschulen mit denselben strengen mönchischen Forderungen beinahe in Nichts verschieden. Bald übten auch die neuen Geistlichen eine große Herrschaft, dem Hofprediger war als geheimem Rath die Erziehung der jungen Fürsten und die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten anvertraut, und er mit seinen geistlichen Genossen regierten, da der Herzog Ludwig (von 1568—1593) beinahe immer so betrunken war, daß er endlich gar nicht mehr wußte, was Nüchternheit sei. Um so heftiger eiferten sie dann gegen den Herzog Friedrich (1593—1608), als

er die Theologen auf ihren eigenthümlichen Wirkungskreis einschränkte, ihren Rath verschmähte, und nach dem Beispiele der sächsischen Fürsten die höchste geistliche und weltliche Gewalt in seinem Lande ausübte, gestützt auf hundert Mann Leibwache, welche ihm die Stände bewilligt hatten. Durch Drohen setzte er bald Alles durch, was er wollte, der Rechtslehrer Math. Enzlin half ihm mit römischen Rechtssätzen auch die ständischen Freiheiten unterdrücken, die Furcht hemmte jede Aeußerung einer Klage.

In den Ländern der katholischen Fürsten, insbesondere in Bayern und Oesterreich, wuchs Macht und Ansehen der Jesuiten. Sie wurden bald vorzugsweise die Rathgeber der Fürsten, und die Bildner der künftigen Geistlichen und Beamten. Sie leiteten die Universität Ingolstadt, den Sammelpunkt der katholischen Studenten bis von Polen her, und hielten Zucht und Ordnung aufrecht, so daß hier nicht solche Ausschweifungen, wie an den meisten protestantischen Universitäten vorkamen. Ihre Lehrweise war streng geregelt, dem einen Zwecke gemäß: der Erhaltung der katholischen Religion. Das zeigte sich schon an den Gymnasien. Nur Latein durfte gesprochen werden. Die alten römischen Dichter wurden in verstümmelten Ausgaben oder Auszügen gelesen, nur der Worte, nicht aber des Inhalts wegen. Und bald suchten sie dieselben, als heidnische Schwätzer und Fabelhansen, aus ihren Schulen ganz zu verbannen und dagegen die von ihren Ordensmitgliedern verfaßten Bücher einzuführen. Die Muttersprache reden oder schreiben, oder sich gar einer zierlichen Ausdrucksweise in derselben befleißen, war streng untersagt. Die Geschichtbücher bestanden nur aus Namen und Jahreszahlen und kurzer Angabe der Thatsachen; nicht die Denkkraft sollte geübt werden, sondern nur das Gedächtniß, und darin leisteten sie Unglaubliches, auch die Phantasie wurde niedergedrückt, ihre Schüler durften gleich ihnen selbst nur in lateinischer Sprache dichten, oder vielmehr Worte zu Versen aneinanderketten.

Dem einfachen Gottesdienst der Protestanten gegenüber, der aus Predigt und Gesang bestand, entfalteten die Jesuiten eine das Volk blendende Pracht des Gottesdienstes mit Vokal- und Instrumental-Musik, und wußten dasselbe durch prachtvolle Aufzüge und Schauspiele zu fesseln. Sie führten am Grünendonnerstag an den Höfen die Fußwaschung armer alter Männer durch die Fürsten ein, erweckten und belebten den Mariendienst, der so ganz das deutsche Gefühl anspricht und trachteten schon frühe ihre Ansicht von der unbefleckten Empfängniß der heil. Maria zu einem Glaubenssatz zu erheben; sie stifteten die Marianischen Brüderschaften für adelige Bürger und Studirende, feierten die Marienfeste mit großem Schaugepränge, schlossen das Studienjahr mit Schauspielen, welche mit ungeheurer Pracht von den Studenten oft selbst im Freien vor allem Volke aufgeführt wurden; durch ihr gefälliges Benehmen, kluges Weichen und Drängen je nach Zeit und Um-

ständen, wurden sie die Lieblinge der Fürsten und des Volkes, insbesondere des weiblichen Geschlechtes. Der Orden errang in der Eigenschaft als öffentliche Erziehungsanstalt bei bescheidener Mäßigung in Tafel und Kleidung bald bedeutende Geldsummen, bald große Güter und Herrschaften und Gebiete mit ständischen Prälatenrechten, Sitz und Stimme bei der Landschaft, Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit. Der Herzog Wilhelm V., der Sohn und Nachfolger Albrecht's V., erbaute ihnen in München und anderwärts mehr als fürstliche Paläste, und herrliche, je aus einem Schiffe mit großartigem Kuppelgewölbe bestehende Kirchen, und Malerei und Bildnerei mußten beitragen, die von den Jesuiten eingeführten Heiligen, zumal Johann von Nepomuk und Franz Xaver, und insbesondere den Triumph der Himmelskönigin Maria und ihres Ordensstifters über Luther und Kalvin darzustellen.

Daß die katholischen Fürsten in ihrem Sinne, wie die protestantischen, reformirten und ihre Macht auszudehnen suchten, war nach dem gegebenen Beispiele natürlich, und dieses geschah nicht blos bei ihren unmittelbaren Unterthanen, sondern selbst bei reichsgräflichen Geschlechtern, deren Güter innerhalb ihres Gebietes lagen, und auf diese Weise wurden die Ortenburger, ein gräfliches Geschlecht, von den Herzogen Bayerns so lange bedrängt, bis sie sich den Herzogen unterwarfen und den katholischen Gottesdienst wieder einführten. Die übrigen Adeligen konnten dann um so weniger widerstreben, sie wurden katholisch und dachten fortan nur, wie sie die reichen Pfründen und geistlichen Stellen ihren Söhnen sichern möchten.

Bald ging das Bestreben nach dem Besitze der geistlichen Güter in förmlichen Kampf über. Die protestantischen Fürsten wollten durch Erwerbung derselben Macht und Einkommen vergrößern, die katholischen sie ihren jüngeren Söhnen als reiche Pfründen wahren. Kamen die Bisthümer und Abteien in den Besitz der Protestanten, so führten diese auch sogleich die Reformation ein, und die Güter waren für die Katholiken für immer verloren. Die Stifter Verden, Naumburg und Osnabrück erhielten lutherische Bischöfe, oder vielmehr Nutznießer der Kirchengüter, Halberstadt wurde durch den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig reformirt, dem sein Vater noch die Weihen nach katholischem Kirchengebrauch hatte geben lassen. Klöster und Abteien wurden eingezogen, Papst und Kaiser erhoben dagegen Widerspruch, aber vergebens. Eben so vergeblich war der Spruch des Reichskammergerichtes auf Wiederherstellung derselben, die protestantischen Herren wichen nicht mehr aus dem Besitz. Um so mehr suchten Rom und die katholischen Fürsten so viele Bisthümer als möglich für sich zu retten und die Reformation fern zu halten, und so mußte es denn über kurz oder lang zum offenen Kriege kommen.

In den Reichsstädten drängten die Protestanten, als die Schwächeren, anfangs nur nach dem Besitz einer Kirche, strebten

dann weiter, brachten Einige aus ihrer Mitte in den Rath, und übten darauf, wie denn der Verfolgte bald zum Verfolger wird, die härteste Unduldsamkeit über die, deren Härte sie kurz vorher angeklagt hatten, und versagten den Katholiken die Uebung ihres Gottesdienstes. So war es auch in Aachen geschehen. Die evangelischen Bürger, verstärkt durch flüchtige Niederländer, verlangten freie Religionsübung und Theilnahme an der Stadtverwaltung, und bemächtigten sich dann, als ihnen dasselbe mit Billigung der kaiserlichen Abgesandten verweigert wurde, in einem Auflaufe des ganzen Regiments. Die katholischen Bürgermeister und Räthe und viele Andere verließen darauf die Stadt, und baten die geistlichen Kurfürsten und den Kaiser um Herstellung des vorigen Zustandes, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg aber suchten zu vermitteln.

Auf allen Reichstagen wurden die gegenseitigen Klagen immer heftiger. Auf dem Reichstage zu Augsburg, 1582, klagten die Protestanten, daß so viele Herabgekommene vom Adel ausgeschlossen würden von den Pfründen an den Stiftern, und daß die katholischen Richter bei dem Kammergerichte stets ihre Glaubengenossen begünstigen; die Katholiken dagegen beschuldigten Jene der Neuerungssucht und des Strebens, alle althergebrachten Gewohnheiten umzustürzen. Während dieser stets fortdauernden Zwiste drängten die Türken immer weiter gegen Deutschland vor; schon Maximilian II. hatte, um seine Erblande und zugleich das deutsche Reich gegen diese gemeinsamen Feinde zu vertheidigen, eine große Schuldenlast aufgehäuft, und vergeblich waren seine und Rudolf's gerechte Forderungen um genügende Reichshülfe. Die Städte widerstrebten am meisten, und es schien, als solle Deutschland zu keinem Beschlüsse mehr einig werden, um Macht und Ansehen nach außen hin zu retten oder wieder zu erringen.

Schon seit der Constanzer Kirchenversammlung war die Nothwendigkeit einer genaueren Zeitrechnung anerkannt, und berühmte Mathematiker hatten endlich den Julianischen Kalender verbessert, worauf Papst Gregor XIII., dem zu Ehren der neue Kalender der Gregorianische genannt wurde, dessen Einführung empfahl. Dagegen aber eiferten sogleich die protestantischen Theologen: der Papst werde, wenn man ihm hierin willfahre, bald weiter greifen. Und die protestantischen Fürsten wiesen den neuen Kalender zurück, der von den Katholiken im Jahr 1586 eingeführt wurde, und um 10 Tage dem alten voraus war. Und in Deutschland waren über ein Jahrhundert lang, zu nicht geringer Verwirrung aller Geschäfte, zweierlei Kalender.

Religionskrieg in den Niederlanden.

Maximilian I. hatte im Jahre 1512 die Niederlande unter dem Namen des Burgundischen Kreises mit Deutschland vereinigt, und Karl V. fügte nach dem Siege über Karl von Geldern dieses Land zu Burgund, und es gehorchten seit 1543 alle Niederlande dem Kaiser, und es war das Haus Habsburg durch den Enkel Maximilian's I. und Maria, der Tochter Karls des Kühnen, von Burgund in den Besitz eines durch Handel und Gewerbfleiß seiner Bewohner reichen, blühenden Landes gekommen, welches über 300 Städte, 150 Flecken und 6000 große Dörfer enthielt. Viele von diesen hatten Stadtgerechtigkeiten erlangt, das Volk hatte überall großen Einfluß auf die Regierung, den größten Wohlstand und die meisten Freiheiten besaßen die an den Mündungen der Flüsse gelegenen Städte. Das ganze Land war mit Verkehr und Handel angefüllt, und Niemand schien so niedrig und unfähig, daß er sich nicht in seiner Art wohlbefand. Die weiten Seefahrten stählten den Muth, brachten Reichthum, und dieser nährte das Gefühl der Selbständigkeit und Freiheit.

Um die Reformation abzuhalten, hatte der Kaiser Karl V. strenge Gesetze schon frühzeitig erlassen, und bald erlitten einige Anhänger den Tod. Aber trotzdem verbreitete sich die neue Lehre, insbesondere durch die einwandernden Wiedertäufer, und dieselbe wirkte ungeachtet der strengsten Verfolgung im Stillen fort, weil Karl, in beständige Kriege nach außen hin verwickelt, seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn zur Statthalterin eingesetzt hatte, die nicht im Stande war, der Neuerung zu wehren. Deshalb hatte er im Jahre 1550 die Gesetze geschärft, und es wurden dem Angeber die Hälfte der Besitzungen der Ketzer versprochen. Und als darüber alsobald große Klagen wegen der verletzten Freiheiten entstanden, achtete Karl derer nicht, und das neu eingesetzte geistliche Gericht vermied nur den Namen Inquisition. Die Verfolgung ward strenger, ausgedehnter, schon stockte der Handel, viele Handelshäuser bereiteten sich, auszuwandern, über manche brach schon das Verderben herein, da durch einen eigenen Kunstgriff die Ketzer als Verbrecher gegen die Majestät Gottes erklärt und außerhalb des Landes von dem Gerichte des Kaisers gerichtet wurden.

Als Philipp II., Karl's ältester Sohn, die Niederlande zu seinen spanischen Erbreichen erhielt, erneuerte er sogleich die strengen Gesetze seines Vaters, und ermäßigte sie nur, weil er Geld zum Kriege gegen Frankreich bedurfte. Bei St. Quentin, 10. Aug. 1557, kam es zur Schlacht, während Philipp in einer Kapelle zum hl. Laurenz diesem zu Ehren ein herrliches Kloster zu gründen versprach, wenn er siege. Der Graf Lamoral von Egmont errang ihm diesen

Sieg, und im folgenden Jahre, 13. Juni, bei Grevelingen einen zweiten. Philipp löste sein Gelübde durch den Bau des berühmten Escurial; aber weder Egmont noch der durch Geist und Klugheit ausgezeichnete Graf Wilhelm von Oranien, von Karl V. in den wichtigsten Staatsgeschäften mit Erfolg zu Rathe gezogen, und gewöhnlich der Schweiger genannt, wurden zu Statthaltern in den Niederlanden gesetzt, sondern Philipp's natürliche Tochter Margaretha, Herzogin von Parma. Sie war über jeden Verdacht der Ketzerbegünstigung erhaben, vor jenen Beiden aber war Philipp von dem Kardinal Bischof Granvella, der in den letzten Jahren Karls V. schon die Reichsgeschäfte führte, und von dem Herzoge Alba gewarnt worden. Der neuen Statthalterin gab er einen geheimen Rath bei, ihm ganz ergebene Rechtsgelehrte, die über Gnadensachen und Gesetze und bürgerliche Verfassung des Landes die Oberaufsicht führen und entscheiden sollten. An der Spitze des Finanzrathes stand Barlaimont. Ungeachtet der Friede hergestellt war, ließ der König doch die spanischen Soldaten zur Sicherung seiner Macht in den Niederlanden und antwortete auf dem letzten Reichstage zu Gent nur ausweichend auf die Bitten und Beschwerden wegen der spanischen und anderen fremden Soldaten, und schloß mit den Worten: Ich bin auch ein Ausländer, will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen, und schiffte sich darauf nach Spanien ein.

Alsobald zeigte sich heftiger Unwille über die Verfügungen des Königs, und ernstlicher Aufstand drohte, so daß Philipp auf das Andringen der Statthalterin die Einschiffung der spanischen Soldaten im J. 1561 gewährte. Aber schon hatte er, um die Macht des Adels, der Geistlichen und des Volkes zu brechen, beschlossen, zur alten Universität Löwen eine neue zu Douay, und auf Kosten der geistlichen Stifter vierzehn neue Bisthümer, darunter drei Erzbisthümer, zu schaffen. Darüber entstand allgemeine Gährung. Aller Haß wendete sich aber zunächst gegen Granvella, so daß die Statthalterin, für sein Leben fürchtend, den König mit Bitten bedrängte, der darauf den Kardinal zur allgemeinen Freude abrief. 1564. Dies erhöhte den Muth des Adels, Oranien und Egmont wußten die Mitglieder desselben und die Abgeordneten der Städte zu gewinnen, sprachen mit ihnen über Staat und Kirche, und wie einem Jedem in seinem Hause Religionsfreiheit zu gestatten wäre. Der Statthalterin schien dieses möglich, und es zu bewirken, ging Egmont als Gesandter nach Spanien zum Könige. Der nahm ihn scheinbar milde auf, hielt ihn zögernd hin, während er in Briefen an seine Schwester erklärte, in Religionsdingen könne und werde er keine Aenderung dulden, lieber wolle er tausend Leben verlieren, wenn er sie hätte. Die Schlüsse des Trienter Concils müßten eingeführt werden. Dann bezeichnete er einige Wiedertäufer und andere Ketzer, die mit dem Tode sollten bestraft werden. Er war durch seine geheimen Späher von Allem unterrichtet. Als alle Vorstellungen dagegen

vergebens waren, ließ die Statthalterin die Befehle des Königs verkünden. Damit begann das große Trauerspiel, die allgemeine Gährung kam zum Ausbruch. Laut murrte und klagte das Volk, der niedere Adel aber schloß sich wie zur Behauptung seiner persönlichen Freiheit eng aneinander, und gab Veranlassung zu der darauf folgenden ungeheueren Bewegung.

Die Geusen und Wilhelm von Oranien.

An der Spitze standen Brederode, Sprößling eines altholländischen Grafenstammes, kühn und ehrgeizig; besonnener und wahrhaft für ein freies Kirchenthum begeistert war Ludwig, der Bruder Wilhelm's des Schweigers. Zu ihnen gesellte sich der große Gelehrte und Staatsmann Adelgonde. Diese drei gelten als die Haupturheber der Verbrüderung — des sogenannten Compromisses — zu deren Beitritt sie Andere einluden, sich gegen den Haufen von Fremdlingen zu wehren, welche ihren Geiz und ihre Habsucht mit dem Eifer für den katholischen Gottesdienst bemänteln und dem Könige rathen, seines Eides zu vergessen, die Inquisition einzuführen und ihre alten Privilegien zu kränken, jedoch weder gegen die Ehre Gottes noch den Dienst des Königs und die Wohlfahrt des Landes zu handeln.

Bald zählte die Verbrüderung gegen vierhundert Mitglieder. Oranien, Egmont und Horn, der Admiral der niederländischen Flotte, hatten zwar nicht unterschrieben, galten aber als die Hauptbeförderer des Bündnisses. Zu denen, die aus reiner Absicht dasselbe geschlossen, gesellten sich jedoch bald Andere mit ihren unreinen Absichten. Das Volk ward, als es vom Bunde des Adels erfuhr, kühner, ausschweifender; Schmähschriften auf König und Papst und auf die Freunde der Inquisition wurden verbreitet, sogar eine Bittschrift an den Kaiser Maximilian II. abgesendet, daß er Hülfe leiste zur Rettung ihrer alten Rechte und der Gewissensfreiheit. Diese zu erreichen beschloß der Adel, persönlich der Statthalterin eine Schrift zu übergeben, und es kam Brederode in dieser Absicht, begleitet von Zweihundert, nach Brüssel und verlangte Gehör. Bei ihrer Annäherung zeigte Maria bange Verlegenheit, aber Barlaimont suchte sie zu beruhigen: Es ist nichts als eine Bande Bettler (Geus). Dieses Wort ward gehört und ging nicht verloren. Dieselben verlangten Aufschub der Verfolgung, bis der König die strengen Befehle gänzlich aufhebe. Auf die ausweichende Antwort übergaben sie eine demüthig abgefaßte Bittschrift, harrten noch eine Zeit lang auf eine hinlänglich sichernde Entscheidung und zerstreuten sich dann mißmuthig Jeder in seine Heimath, dachten auf ihre Vertheidigung,

bekräftigten von Neuem ihren Bund und nahmen den ihnen beigelegten Spottnamen fortan als Partei- und Ehrennamen, und als ihr Abzeichen eine Münze mit des Königs Bildniß auf der einen Seite, auf der anderen einen von zwei Händen gehaltenen Bettelsack mit der Umschrift: „Dem Könige treu bis zum Bettelsack." Und darauf erscholl oft der Ruf: „Es leben die Geusen."

Die Bewegung ging von Provinz zu Provinz, und bald bedrängten die Stände einzelner Landschaften die Statthalterin um Milderung, Andere dagegen um schleunige Vollziehung der königlichen Befehle, wieder Andere um Einberufung der gesammten niederländischen Stände. Auf die Anfrage der Maria: Was zu thun? antwortete der König, er werde selbst kommen, was er doch nie zu thun Willens war; er mißbilligte auf das Höchste die Zusammenberufung aller Stände, hoffte vielmehr einzelne zu gewinnen, zu entzweien und dann alle insgesammt leicht zu vernichten. Deshalb zögerte er mit offener Antwort an die Abgesandten, es zeigte sich aber deutlich, daß er wolle die Strenge walten lassen.

Indessen wuchs die Gährung, die Nichtkatholiken versammelten sich im Vertrauen auf die Billigung des Adels, um die neuen Prediger zu hören, in Gehölzen, dann auf freiem Felde, zuletzt in der Nähe von Antwerpen, worüber in der Stadt Alles in Bewegung gerieth. Die Zahl der Prediger mehrte sich, Mönche und Nonnen verließen die Klöster, alle Bande schienen sich zu lösen. Die darüber erschreckte Statthalterin wendete sich in dieser Noth an den Fürsten von Oranien. Als dieser am 13. Juni 1566 in Antwerpen erschien, ward er vom Volke mit dem Rufe begrüßt: Es leben die Geusen! Es gelang ihm, die Ruhe wiederherzustellen und die Protestirenden zu entfernen.

Aber der hier beschwichtigte Sturm brach bald in einer anderen Gegend aus, der Pöbel strebte nach der Herrschaft, es kamen Tausende bewaffnet zu den Predigten und darauf begann eine furchtbare Bilderstürmerei: In Seeland bei Middelburg, in Utrecht, Antwerpen und Amsterdam, in dem Haag und in anderen Städten wurden die schönsten Kirchen ihrer altehrwürdigen Zierden und Kunstdenkmäler beraubt und geschändet. Nur die Provinzen Artois, Hennegau und Luxemburg blieben von der Raserei verschont. In Bestürzung darüber, wollte die Statthalterin Brüssel verlassen, ward jedoch zurückgehalten, wie als Geisel bewacht und schloß mit dem Adel einen Vergleich. Sie versprach beinahe gänzliche Religionsfreiheit und daß der König die Gesetze mildern und den Protestanten den Bau neuer Kirchen erlaube und das Geschehene vergesse, wenn Jeder in Zukunft seine Pflicht thue. Darauf bemühten sich die Statthalter in den einzelnen Provinzen, den Pöbel zu zähmen, Oranien begab sich wieder nach Antwerpen, ließ einige Bilderstürmer hängen, andere des Landes verweisen; eben so that Egmont in seinem Gebiete. Allmälig kehrte die Ruhe zurück, aber nicht die Einigkeit und das Vertrauen in den Bund des Adels.

Denn mit Schmerz und Unwillen sahen die Katholiken, welche nur gegen die Gewaltherrschaft des Königs waren, die Thaten des Pöbels und suchten sich der Statthalterin wieder zu nähern und sich mit dem Könige zu versöhnen. Maria benutzte schnell den Zwiespalt des Bundes, versprach, schmeichelte und gewann Einen nach dem Andern. Zwar machte Oranien zwei aufgefangene Briefe des spanischen Gesandten in Frankreich an die Statthalterin bekannt, in welchen geschrieben war: „Der König habe nun günstige Gelegenheit, sich seiner uneingeschränkten Macht gegen die Niederlande zu bedienen und alle Privilegien zu vernichten, nur müsse man den Höchsten im Lande noch einige Zeit lang schmeicheln, um sie desto sicherer als die Urheber der Empörung zu verderben." Aber nicht Alle hielten die Briefe für ächt und glaubten nicht der Versicherung, es könne die Ruhe in Holland nur durch Gewährung des freien Gottesdienstes hergestellt werden. Das Anerbieten der Kalvinisten von dreißig Tonnen Goldes für die freie Religionsübung hielt man für Prahlerei. Je uneiniger die Bundesmitglieder wurden, desto muthiger zeigte sich die Statthalterin zur Durchführung der neuen Befehle Philipp's: die geschehenen Gräuel könnten nur durch Tod und gänzliche Unterwerfung gesühnt werden. Oeffentlich that er, als wolle er selbst kommen. Sie aber ließ Soldaten werben, die Städte befestigen und Soldaten einlegen und verlangte dann, als einige Mitglieder des Bundes sich zu rüsten anfingen, einen Eid von allen Obrigkeiten, den katholischen Gottesdienst zu erhalten, die Bilderstürmer zu strafen und die Ketzereien auszuroden und dem Könige unbedingt gegen Jedermann zu dienen. Viele, auch Egmont, leisteten den Eid; Oranien und Brederode verweigerten ihn. Dieser suchte zwar bald darauf die Versöhnung, aber es war zu spät, vergebens auch sein Plan, sich einer festen Stellung zu bemächtigen.

Der Herzog Alba in den Niederlanden.

Die Anhänger der Statthalterin mehrten sich täglich, Kraft und Einheit des Bundes schwanden. Oranien, der dessen gänzliche Auflösung und deren Folgen sah, denn schon deutete die Herzogin den Vertrag nach ihrem Belieben, besprach sich mit seinen Freunden, rieth zur Flucht, warnte den Egmont vor der scheinbaren Milde des Königs, denn er wußte, daß nicht Philipp selbst, sondern der grausame Herzog von Alba zur Vollziehung der strengsten Befehle kommen werde. Darauf ging er (im April 1567) nach Deutschland, auch Brederode, der bald darauf starb. Egmont und Horn blieben, der Bund war aufgelöst, die Verfolgung begann von Neuem mit der

alten Strenge, die Predigten wurden verboten und die Kirchen der Neuerer mit eben der Wuth zerstört, wie früher die der Katholiken. Wer sich zu fürchten hatte, entfloh, und so groß war die Zahl der aus Amsterdam nach Emden Flüchtenden, daß die große Stadt bald zur Einöde zu werden schien. Es war die höchste Zeit: denn der Herzog Alba kam mit Vollmacht, alle Vergehen des Hochverraths und gegen die Religion zu strafen, die bürgerlichen Sachen blieben der Statthalterin.

Als Egmont denselben zu begrüßen nach Brüssel kam, die Worte hörte: „Da kommt der Erzketzer," ließ er sich dadurch nicht warnen. Er ward freundlich empfangen, sicher gemacht und gleich darauf in Alba's Wohnung mit Horn gefangen genommen. Dies verbreitete solchen Schrecken, daß wieder Viele das Land verließen und nur das Leben retteten. Darauf begann der sogenannte Rath der Unruhen, gewöhnlich und mit Recht genannt der Blutrath, seine Thätigkeit: Einkerkerungen und Verurtheilungen mit Gütereinziehung machten die Niederlande zu einer ungeheueren Richtstätte. Jeder durch Freimuth, Adel, Kenntnisse und Reichthum Ausgezeichnete ward verdächtigt, eingekerkert und starb, wenn nicht eines öffentlichen Todes, doch eines geheimnißvollen durch Henkershand im Gefängnisse. Wilhelm von Oranien und sein Bruder Ludwig wurden geächtet, gegen Egmont und Horn gerichtlich verfahren. Der Kaiser Maximilian ließ der Gemahlin Egmont's, einer geborenen Herzogin von Bayern, melden, sie habe für ihren Gemahl nichts zu fürchten; aber er und Horn wurden öffentlich hingerichtet.

Alba waltete in uneingeschränkter Macht, daß die Statthalterin, hierüber gekränkt, vom Könige ihre Entlassung begehrte und in höfischer Freundlichkeit erhielt. Und so groß war Alba's Verfolgungswuth, daß selbst der Papst Milderung wünschte. Aber der König legte die Sache dem Inquisitionsgerichte zur Entscheidung vor und dieses erklärte: Alle Niederländer mit wenigen Ausnahmen sind alle Ketzer oder Ketzerbegünstiger, des Hochverrathes schuldig, ihr Leben und Gut dem Könige verfallen, sie genießen nur aus Gnade, was er ihnen läßt. Danach wurde denn auch verfahren, und so zahlreich war die Menge der durch das Gericht Umgekommenen oder der Auswandernden, daß in Gent mehr als die Hälfte der Häuser unbewohnt blieb. Viele flüchteten in die Wälder und fielen gleich wilden Horden unter dem Namen „Geusen" die benachbarten Klöster und Dörfer an, aus Rache oder der Nahrung wegen und wütheten schonungslos, und Alba machte dann die Gemeinden für die verübten Gräuel verantwortlich und es erhob sich ein gegenseitiger Vernichtungskrieg.

Aber ganz sollte das niederländische Volk nicht umkommen, die Vorsehung hatte den Oranien als Retter ausersehen. Sein Sohn Philipp Wilhelm war von der Universität Löwen weg nach Spanien abgeführt, er selbst vor das Blutgericht geladen und seine

Güter eingezogen worden: deshalb galt es für ihn gerechten Krieg, zu dessen Führung ihm mehrere Fürsten und Städte Süddeutschlands Beistand zusagten. Der Anfang war jedoch unglücklich und schon glaubte Alba Alles gewonnen, die Niederlande ganz bezwungen, nichts mehr scheuen zu dürfen, und er ließ sich selbst eine eherne Bildsäule mit einer prahlerischen Inschrift in Antwerpen aufstellen. Der Papst sandte ihm einen geweihten Degen, die Trienter Beschlüsse und die neuen Bischöfe; neue bleibende Abgaben wurden eingeführt, und zugleich verbot Alba wegen geringer Zwistigkeiten mit England den Handel dahin gänzlich. Dies mehrte das Elend des Landes, die Verzweifelung erreichte den höchsten Grad.

Da erschien Wilhelm von Oranien wieder, er hatte sich offen zur Lehre Kalvin's bekannt, und wählte diesmal das Meer zum Kampfplatz, gab einigen geflüchteten Edlen und Kaufleuten Kaperbriefe auf seinen Namen und diese nahmen, als Wassergeusen von den Küsten Englands, Dänemarks und Schwedens zurückgewiesen, am 1. April 1572 das Städtchen Briel, wo sie sich festsetzten. Jetzt erst begann der lange Krieg, der nach heldenmüthiger Anstrengung siegreich für die Niederlande enden sollte. Alba's Angriffe auf Briel wurden zurückgeschlagen, worauf die ermuthigten Freunde Oranien's aus der seeländischen Stadt Vlißingen die spanische Besatzung vertrieben und sich ihm anschlossen. Bald folgten andere, überall regte sich die Liebe zur Freiheit, die geistigen und bürgerlichen Fesseln zu brechen, Matrosen wurden zu Helden und Feldherren, Frauen und Jungfrauen kämpften Rittern gleich; aber es zeigte sich auch neben Szenen der edelsten Aufopferung oft unmenschliche Barbarei.

Der Bund der Geusen wuchs, am 15. Juli 1572 versammelten sich in Dortrecht die freien Staaten von Holland zum ersten Mal, bewilligten eine bedeutende Steuer für den Unterhalt des Heeres, erklärten Wilhelm von Oranien zum rechtmäßigen königlichen Statthalter und gelobten mit weiser Duldung, daß sowohl der reformirte als der katholische Gottesdienst ungestört bleiben solle, was jedoch der Pöbel nicht immer beobachtete. Immer mehr kräftigte sich der Bund der Freien, bis die schreckliche Bartholomäus-Nacht in Paris das Einverständniß Philipp's von Spanien mit dem Könige Frankreichs furchtbar enthüllte, die Niederländer erschreckte und ihre Unternehmungen eine Zeit lang lähmte und Oranien einer thätigen Beihülfe von Frankreich her beraubte. Doch dauerte der Kampf mit abwechselndem Glücke fort. Philipp erkannte endlich, Alba könne die abgefallenen Provinzen nimmermehr unterwerfen, und sandte als seinen Stellvertreter den Herzog von Medina Celi, und dann nach dessen unglücklichen Unternehmungen gegen die Geusen den Don Luis de Zuniga y Requesens. Alba verließ (Dez. 1573) die Niederlande mit dem Ruhme, innerhalb sechs Jahren 18,000 Menschen durch Henkershand gerichtet und das Land entvölkert zu haben.

Die neuen Statthalter.

Der neue Statthalter bot Alles auf, die Sache zur Entscheidung zu bringen und rückte, nachdem die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau in der Schlacht auf der Moocker Haide bei Nimwegen (14. April 1574) gefallen, siegreich immer weiter vor; vergebens waren alle Anträge Oranien's, da der König nur die katholische Religion dulden wollte. Ebenso fruchtlos waren die Gesandtschaften nach Deutschland und England, weil weder der Kaiser gegen seinen Vetter kämpfen, noch Elisabeth den König Philipp zum offenen Feinde haben wollte, da sie sich selbst noch nicht auf dem Throne befestigt hatte. Bald schien alle Hoffnung, den Sieg zu erringen, für Oranien verloren und keine andere Rettung übrig, als die Deiche und Dämme gegen das Meer zu vernichten und ein anderes Vaterland zu suchen. Da starb nach kurzer Krankheit unvermuthet 5. März 1576 der Statthalter. Und sogleich lösten sich alle Bande des zusammengewürfelten Heeres auf, das seinen rückständigen Sold forderte und nicht erhielt, denn Philipp, der im Besitze so schöner Reiche und der ergiebigsten Goldminen war, hatte über vierzehn Millionen Piaster Schulden, da der Bau des Eskurial und die Kriege alle seine ungeheueren Schätze aufgezehrt hatten. Gräuelthaten häuften sich auf Gräuelthaten, vor denen die Menschheit sich schaudernd abwendet, und die Plünderung von Antwerpen ließ jede andere Stadt das Schrecklichste fürchten. Und damals verband das Gefühl der Nothwehr alle Bürger, selbst eifrige katholische Geistliche vergaßen für den Augenblick ihres Hasses gegen die Ketzer, und Oranien sandte Hülfe gegen die zügellosen Schaaren. Alle Niederländer waren geneigt, sich mit einander zu versöhnen, die Unterhandlungen begannen zu Gent, 8. Nov. 1576. Das *eine* Ziel war: die Spanier und fremden Söldlinge zu vertreiben, die Generalstaaten zu berufen, sich über die Regierung zu verständigen, die katholische Religion zu erhalten, mit Ausnahme von Holland und Seeland, und den Oranien als Statthalter anzuerkennen. Dies Alles sollte im Namen des Königs geschehen.

Aber indessen hatte Philipp bereits seinen Halbbruder Don Juan von Oesterreich und seinen Neffen Alexander Farnese, Herzog von Parma, nach den Niederlanden geschickt. Don Juan, der berühmte Sieger über die Türken bei Lepanto, von einem unermeßlichen Ehrgeiz beseelt und bestrebt, sich ein Königreich zu erwerben, suchte durch schlaues Unterhandeln zu erreichen, was seinen Vorgängern nicht gelungen war. Er billigte, 17. Febr. 1577, den zu Gent beschlossenen Frieden, entfernte die Soldaten und hielt unter dem Frohlocken des Volkes seinen Einzug in Brüssel, daß er Aller Gemüther besänftigt und gewonnen glaubte, in diesem Glauben

aber allzuschnell seine Pläne offenbarte, indem er sich einiger festen Plätze durch Ueberraschung bemächtigte.

Da bewaffneten sich die Niederländer von Neuem und Oranien ward immer mehr ihr Liebling; Don Juan wurde bald von allen Städten als ein Feind des Landes erklärt, vergebens drohte und schmeichelte er, Niemand wollte ihm und dem spanischen Hofe mehr vertrauen. Oranien hieß Vater Wilhelm, Beschützer und Retter des Vaterlandes.

Aber so große Ehre und solches Vertrauen erregten ihm den Haß und Neid mancher Edlen und sie wollten lieber Aussöhnung mit Philipp und die Herrschaft der Spanier, als die des Oranien. Weil jedoch jeder Friedensversuch mit dem Könige unmöglich schien, brachten sie es dahin, daß der Erzherzog Matthias, der Bruder des Kaisers Rudolf II., nach den Niederlanden kam, um hier als Oberstatthalter im Namen des Königs zu walten, was den Katholiken und der Adelspartei zur Befestigung ihrer eigenen Herrschaft sehr erwünscht war. Oranien wußte sich scheinbar zu fügen, der Erzherzog wurde von den Staaten als Stellvertreter des Königs eingesetzt und Oranien ihm als Oberstatthalter beigegeben, Don Juan aber als Feind der Niederländer erklärt, Dezember 1577. Darauf rief dieser die Spanier wieder, welche mit Alexander Farnese rachedurstig erschienen. Zugleich erhob sich eine blutige Verfolgung gegen die Katholiken, wo immer die Reformirten die Oberhand hatten.

Die Niederlande schienen in sich selbst zu erliegen oder die Beute von Fremden zu werden. Schon bildeten sich für England und Frankreich eigene Parteien, der Pfalzgraf Johann Casimir kam, von der Königin Elisabeth unterstützt, mit einem Heere den Reformirten zu Hülfe; die Katholiken dagegen riefen den Herzog von Anjou als Beschützer der niederländischen Freiheit. Oranien vermochte die Trennung der Katholiken und Protestanten und die Auflösung des Bundes nicht mehr zu hindern, zumal Farnese nach dem Tode des Don Juan, der, wahrscheinlich vergiftet, starb, als Oberstatthalter alle Katholiken gewann durch das Versprechen, alle politischen Freiheiten herzustellen und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Dazwischen säeten die Jesuiten den Samen der Zwietracht, der religiöse Friede wurde von keiner Partei gehalten, und immer deutlicher zeigte sich das Widernatürliche der Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen.

Die Utrechter Union.

Dies erkannte Oranien und vereinigte deshalb mit Beistimmung der Abgeordneten in der sogenannten Utrechter Union (23. Januar

15*

1579) die fünf nördlichen Staaten: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, denen in der Folge Oberyssel und Gröningen sich anschlossen, gleichsam als eine einzige Provinz, zu gegenseitiger Hülfe gegen alle Gewalt von wem immer. Der Bund sollte über Krieg und Frieden und Auflagen beschließen; keine Provinz durfte sich mit fremden Mächten vertragen, in Religionssachen halte es jede Provinz nach Gutdünken, nur solle die Gewissensfreiheit nicht gestört werden. Die Landtage werden zu Utrecht gehalten, alle Statthalter, Magistrate und bewaffnete Bürger schwören zu diesem Bunde. Damit seien sie aber nicht gemeint, sich dem heiligen römischen Reiche zu entziehen.

Ein Versuch zur Herstellung des Friedens zwischen Abgeordneten des Königs und der Niederlande zu Köln scheiterte, weil Philipp nicht Gewissensfreiheit gewähren wollte und forderte, Oranien solle die Niederlande verlassen. Darauf sann dieser, ganz vom Könige abzufallen und dem Herzog von Anjou die höchste Würde zu übertragen, wenn er bürgerliche und religiöse Freiheit zusichere. Dieser erklärte sich dazu bereit und versprach Alles, mit dem geheimen Vorbehalt, nichts zu halten. Darüber wurde Philipp auf's Aeußerste erbittert, klagte den Oranien als Urheber und Nährer des unseligen Krieges, des Undankes, Meineides und anderer Laster, als einen wahren Kain und Judas an, erklärte ihn für vogelfrei und bot und versprach dem Mörder desselben zwanzigtausend Kronen. Oranien entgegnete mit gleicher Heftigkeit, die Staaten der Utrechter Union aber erließen auf dem Tage zu Haag (26. Juli 1581) die berühmte Erklärung: ein Fürst sei des Volkes, das Volk nicht des Fürsten wegen da, Philipp habe seinen Eid, nach den alten Rechten zu regieren, gebrochen, deshalb sei er von Rechts wegen der Regierung verlustig und alle Einwohner ihres Eides gegen ihn entbunden. Zehn Staaten traten dieser Erklärung bei.

Darauf verließ der Erzherzog Matthias das Land, Anjou aber kam nach einem mißlungenen Versuch, die Hand der Königin Elisabeth zu erhalten, nach den Niederlanden und hielt 10. Februar 1582 seinen feierlichen Einzug in Antwerpen. Bei den Staaten aber war eigentlich alle Gewalt, Oranien hatte das größte Ansehen und den wichtigsten Einfluß und er war der eigentliche Oberherr. Und als Anjou mit seinen Franzosen, welche ihm in der Hoffnung großer Ehren und Würden gefolgt waren, treulos sich Antwerpens und der obersten Gewalt bemächtigen wollte, verlor er alle Zuneigung und starb im folgenden Jahre. Indessen wurde von katholischen Priestern der Fanatismus gegen Oranien entflammt und genährt und zum Morde zur Ehre Gottes geworben. Der erste Mordanschlag wurde vereitelt, Oranien zwar am Kopfe verwundet, genas aber langsam wieder, der Mörder fiel sogleich nach dem Schusse unter den Streichen der Hellebarden. Doch neue Meuchelmörder fanden sich und von den fünf durch Priester und den verheißenen

Sündenpreis verblendeten Mordgesellen, die einander unbekannt in Delft angekommen waren, drückte der eine, während er seinen Paß übergab, eine Pistole ab und Oranien sank, zum Tode verwundet, mit den Worten: Mein Gott, erbarme Dich meiner und Deines armen Volkes, 10. Juli 1584.

Philipp's letzte Anstrengungen.

Mit dem Tode Oranien's schien auch die Seele des Staatenbundes vernichtet, und Philipp und Farnese hofften die Erschreckten und gleichsam Verwaisten schnell zu demüthigen. Aber sie ermannten sich, wählten zur Regierung einen gemeinschaftlichen Staatsrath und stellten Moritz, den siebzehnjährigen zweiten Sohn Oranien's, an die Spitze. Dieser vermochte jedoch die Fortschritte des Farnese nicht zu hemmen, der Gent nahm und durch die der Stadt gewährte Milde auch andere Städte zu gewinnen hoffte, und darauf sich auch Brüssels bemächtigte. Nachdem er auch Antwerpen erobert hatte, schien Alles verloren, die Trennung der nördlichen und südlichen Staaten vollzog sich und kirchliche und politische Verhältnisse bildeten zwischen denselben eine eherne Scheidewand. Im Süden wurde nur die katholische Religion geduldet und die Jesuiten waren bald die mächtigste Schutzwehr gegen die nördlichen Provinzen.

Endlich erkannte die Königin Elisabeth, daß das protestantische Holland für England der natürliche Bundesgenosse gegen Frankreich und Spanien sei und sandte im Dezember 1585 ihren Günstling Robert Dudley, Grafen von Leicester, mit einem Heere. Die Generalstaaten übertrugen ihm, um die Königin zu gewinnen, die allgemeine Statthalterschaft, nur Holland und Seeland, welche die Gesinnung der Königin besser erkannten, wählten, auf den Rath Olden Barnevelts von Rotterdam, den Moritz zum Statthalter über ihre Provinz und zum obersten Anführer zu Wasser und Land. Leicester entfremdete sich durch sein Streben nach Machtvergrößerung und durch seine unglücklichen Kriegsunternehmungen die Gemüther und es bildeten sich Parteien für und gegen England, was Farnese mit Vergnügen sah. Doch kämpfte auch er mit großen Beschwerden, und die südlichen Provinzen litten noch mehr als die nördlichen; denn gerade die reichsten Familien waren aus Liebe zur Gewissensfreiheit nach dem Norden ausgewandert und hatten dorthin mit ihren Schätzen auch ihren Unternehmungsgeist und ihren Haß gegen die spanisch und katholisch Gesinnten gebracht. Im Süden standen selbst große Dörfer verlassen, Hunger und Pest vermehrten das Elend und ganze Landstriche verödeten. Leicester aber, der seine

geheimen verrätherischen Pläne enthüllt sah, kehrte 1587 nach England zurück, und die Staaten übernahmen die Regierung wieder selbst und suchten im Heere und im Volke Ordnung und Zucht herzustellen und die Parteien zu versöhnen.

Philipp ersann indessen einen ungeheueren Plan, alle Ketzerei und deren Pfleger, zumal in England, mit einem Schlage zu vernichten, worauf dann die Niederlande von selbst fallen müßten. Diesem Plane opferte er den Rest seiner Schätze. Der Krieg schien ihm gerecht, denn Elisabeth hatte seine Feinde, die Ketzer und Abgefallenen, unterstützt, und Maria Stuart auf das Blutgerüst geführt, zudem kannte er die Unzufriedenheit der Katholiken in England. Er schloß Frieden mit den Türken und einen Bund mit dem Papste Sixtus V., der ihm England als päpstliches Lehen verlieh; dann rüstete er eine ungeheuere Flotte aus, mit dritthalb Tausend Stücken Geschütz und mit zwanzigtausend auserlesenen Soldaten, und Lebensmitteln auf ein halbes Jahr, und mit einem Inquisitor, Priestern und Mönchen mit Folterwerkzeugen. Mit dieser furchtbaren Macht dachte er England leicht zu bezwingen, zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannte er den Herzog Medina Sidonia. Zugleich bereitete sich Farnese in den Niederlanden, ihn mit seinen Schiffen zu unterstützen.

Dieser Gefahr zu begegnen, wendete sich die Königin Elisabeth selbst an die Staaten um Hülfe, und die niederländische Flotte sperrte dem Farnese die Ausfahrt, und verhinderte dadurch die Vereinigung der beiden Flotten, und die ungeheuere — prahlerisch die unüberwindliche — Flotte Spaniens genannt, ward im Kanal von den leichten englischen und holländischen Schiffen angefallen, von allen Seiten bedrängt, ein heftiger Südwind drohte sie zu zerstreuen, da beschloß Medina Sidonia um Schottland und Irland herum nach Spanien zurückzusteuern. Aber nur wenige Schiffe erreichten es. Ein wüthender Sturm war über die Flotte hereingebrochen, riß die Flotte auseinander, versenkte viele Schiffe, andere, die in englische oder holländische Häfen trieben, wurden genommen. Zum Andenken an die Errettung aus der großen Gefahr ließen die Staaten eine Münze prägen, auf welcher eine sinkende Flotte mit der Umschrift dargestellt war: Gottes Odem hat sie verwehet.

Doch auch dieser Schlag beugte den König Philipp noch nicht, er setzte den Krieg gegen die Ketzer fort, unterstützte selbst zu deren Vernichtung die katholische Liga in Frankreich, weswegen Farnese sein ohnehin geschwächtes ausgeartetes Heer theilen mußte, und gegen die Staaten wenig mehr ausrichten konnte, denn Moritz war unterdessen zum Manne herangereift und zeigte sich bald als trefflicher Feldherr, sein Ansehen wuchs, das des Farnese sank. Mit Verdruß sah dieser alle seine Pläne scheitern, und starb 1592 aus Gram oder an Gift. Sein Nachfolger, der alte Graf von Mansfeld, war dem vorsichtigen Moritz nicht gewachsen, der Bund

der Staaten vergrößerte sich, und vergebens waren alle Anstrengungen Philipp's, denselben zu trennen. Vergebens rief er nach einander die beiden Söhne des Kaisers Maximilian II. — Ernst und Albrecht — und versprach diesem seine Tochter, wenn er sich in den Niederlanden thätig und glücklich erprobe, vergebens sandte er Philipp Wilhelm, den in Spanien von Mönchen erzogenen ältesten Sohn Wilhelm's von Oranien, daß er gegen seinen Bruder Moritz Anhänger gewinne. Auch dieser Versuch scheiterte an der Klugheit und Festigkeit der Verbündeten und Moritzen's. Der Krieg dauerte fort, ward bald auf das südliche Gebiet versetzt, Macht, Handel und Ansehen der Staaten wuchs, und vergebens war dann selbst das Anerbieten Philipp's, die Niederlande von der spanischen Krone zu trennen und sie seiner Tochter als Brautschatz bei ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Albrecht zu geben. Er sah, des Himmels Segen war nicht mit seinen Plänen, sah die gänzliche Unfähigkeit seines gleichnamigen Sohnes, sein Land entvölkert, mit ungeheueren Schulden belastet; eine furchtbare Krankheit zehrte an seinem Leibe, und arm und selbst von seinen Höflingen verlassen, starb er, 13. Sept. 1598.

Die nördlichen freien Niederlande.

Noch war der Friede fern, der Krieg dauerte mit großer Grausamkeit auf beiden Seiten fort, mit glücklichem Erfolg für die Staaten durch Moritzen's Klugheit. Weder der Erzherzog Albrecht, noch Spinola vermochten das Verlorene für Spanien wieder zu erringen. Geldmangel und Meuterei der Soldaten, und die gänzliche Verarmung der südlichen Provinzen ließen die traurigste Zukunft befürchten.

Wie ganz anders war der Zustand der nördlichen Provinzen. Ungeachtet der schweren Lasten, welche sie tragen mußten, da der Krieg seit 28 Jahren dauerte, und ungeachtet der drückenden Schulden blühte Handel und Kunstfleiß, machten sie selbst große Fahrten und Entdeckungsreisen zur See; die Stadt Archangel am Eismeer verdankt den Holländern ihren Ursprung, und so beliebt wußten sie sich zu machen, daß ihr Handel bald den der Engländer übertraf. Schon richteten sie ihre Augen nach den Schätzen Ostindiens, und als Albrecht den Handel der Holländer nach Spanien verbot und die holländischen Schiffer durch barbarische Behandlungen von ihren Fahrten nach Ostindien abzuschrecken versuchte, verboten die Staaten, nach den spanischen Häfen, selbst den Neutralen und den Engländern, die freie Fahrt auf der Schelde nach Antwerpen. Und die fremden Mächte ließen es geschehen.

Bald dehnte sich der Handel der Staaten über einen Theil Vorder- und Hinterindiens aus, es bildete sich eine vereinigte ostindische Gesellschaft, mit dem Rechte, Krieg zu führen, und Frieden und Bündnisse im Namen der Generalstaaten zu schließen. Der unternehmende Handelsgeist, die Quelle des Reichthums und des heitergeselligen Lebens, durchdrang das Volk und gab Beschäftigung; die Kinder der untersten Stände lernten Lesen und Schreiben, die Schulen blühten, Astronomie und Mathematik und Gewerbskunde wurden in allen ihren Zweigen studirt und angewendet. Damals wirkte Hugo Grotius, das Wunder seiner Zeit in Gelehrsamkeit und Einsicht des Staats- und Völkerrechtes, das er der Ersten Einer mitbegründete. Das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit schien Alle zu begeistern, jedes Haus ward eine Schifffahrtsschule, man lernte mit jedem Winde segeln, und die holländischen Schiffe hatten den Ruhm, sich eher zu verbrennen als zu ergeben. Im Jahre 1607 hatten die Staaten gegen 20,000 Kauffahrteischiffe. Doch sehnten auch sie sich, wie begreiflich, nach dem Ende des Krieges.

Im Februar desselben Jahres kamen Abgeordnete vom Erzherzog Albrecht und erhielten Gehör bei den Staaten, aber zugleich die Erklärung: Frieden wollen sie nur, wenn man sie als Republik für unabhängig erkläre. Darauf vereinigte man sich auf eine achtmonatliche Waffenruhe und am 9. April 1609 auf eine von zwölf Jahren. Die vereinigten Provinzen wurden als freie Staaten anerkannt. Sie behaupteten fortan ihre Unabhängigkeit, vergaßen allmälig ihrer deutschen Abstammung und Zusammengehörigkeit mit Deutschland, und weil sie während ihres langen schweren Kampfes von dorther nicht unterstützt wurden, versperrten sie dem deutschen Handel den Rhein durch ihr Gebiet, und weder damals noch später vermochte ein deutscher Kaiser diese Schmach zu wenden, und die Fürsten des Reichstages ließen geschehen was geschah. Die südlichen Provinzen hatten ohnehin deutsche Sprache und Sitte seit Langem schon beinahe ganz aufgegeben und neigten in jeder Hinsicht zu Frankreich. Der ehemalige deutsche Kreis Burgund-Lothringen blieb für immer von Deutschland getrennt.

Union und Liga.

Während im Nordwesten sich reiche Provinzen aus dem deutschen Reichsverbande und der katholischen Kirche trennten, suchten die dem Papste noch eifrig ergebenen Fürsten, insbesondere am Rhein und in Süddeutschland, die Reformation durch alle Mittel

fern zu halten und dafür den Dank des Papstes in der Verleihung vieler Bisthümer an die jüngeren Fürstensöhne zu ernten. Wittelsbacher und Habsburger waren bald im Besitze der ansehnlichsten Bisthümer und stärkten damit die Macht Roms, ihre eigene und ihren Einfluß selbst auf die entfernteren Provinzen, wo die protestantischen Fürsten sich schon in den bleibenden Besitz mancher Bisthümer gesetzt hatten.

Im Jahre 1577 legte der Erzbischof Hermann von Köln die erzbischöfliche Würde nieder und heirathete; als aber sein Nachfolger Gebhard Truchseß von Waldburg sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld vermählte, zugleich das Erzbisthum behalten und die reformirte Lehre einführen wollte: da boten Papst, Kaiser und die katholischen Fürsten Alles auf, daß der geistliche Vorbehalt gehandhabt würde, und daß an Gebhard's Stelle der Herzog Ernst von Bayern gewählt und sein Gegner vertrieben ward. Gebhard hatte sich durch sein Anschließen an die Reformirten des Beistandes der Protestanten beraubt, er ging nach Straßburg, wo er als Dechant des halb katholischen, halb protestantischen Domkapitels bis an seinen Tod lebte. Der Herzog Ernst war auch Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich. Philipp, der zweite Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Bayern, wurde als dreijähriges Kind zum Bischof von Regensburg erwählt und mit einundzwanzig Jahren zum Kardinal ernannt. In ähnlicher Weise glückte die Erwerbung von Bisthümern den Habsburgern.

Um so dankbarer strebten die beiden Familien, sich dem Papste gefällig zu zeigen: die Jesuiten wirkten in den höheren Schulen und Ständen, die Kapuziner aber wanderten in grober Kleidung demüthig barfüßig unter dem gemeinen Volke, das sie anstaunte, wie sie alle Gelehrsamkeit verachtend, blos von Almosen lebend, ihr Fleisch kreuzigten und mit zutraulichem Wesen und Bildlein insbesondere die Weiber und Kinder gewannen. Der Hof zu München aber war der Mittelpunkt alles katholischen Wirkens und Werbens in Deutschland. Von München aus gingen die beißenden Schriften gegen die Protestanten, um ihnen zu zeigen, daß sie keinen Anspruch auf den Religionsfrieden haben, und der Herzog Wilhelm V. war, wie Gleichzeitige berichten, mit den Jesuiten gleichsam Ein Leib und Eine Seele. Gleicher Gesinnung mit ihm war seine Schwester Maria, die Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain. Wilhelm's Sohn, Maximilian, und der Sohn Karl's, Ferdinand, wurden auf der Universität Ingolstadt von Jesuiten erzogen und ausersehen, die päpstliche Macht mit der katholischen Religion zu vertheidigen und wiederherzustellen.

Als der noch nicht zwanzigjährige Maximilian im Jahre 1593 die Reise nach Rom antrat, ließ ihm der Papst in Innsbruck feierlich Hut und Schwert — eigens geweiht — übergeben und bestimmte ihn damit gleichsam zum Feldherrn der römisch-katholischen Kirche.

Weil sein Vater, der den Jesuiten in Bayern prächtige Kirchen und Paläste erbaute, — durch Stiftungen zu frommen Zwecken und durch eine ungeregelte Haushaltung Schulden auf Schulden häufte, daß nur durch seine Abdankung Rettung dem Lande zu werden schien: gab er seinem Sohne die Regierung und zog sich in die Einsamkeit zu frommen Betrachtungen und Bußwerken zurück. Maximilian aber zeigte sich sogleich als Selbstherrscher, umsichtiger Verwalter der Einkünfte, Verbesserer der Gesetze, verfolgte dabei das eine Ziel: in Deutschland die katholische Religion zur alleinherrschenden zu machen. Unter dem Vorwande gegen die Türkengefahr warb er ein Heer, ließ zugleich alle Waffenfähigen, selbst die Beamten seines Landes, zum Kriegsdienste einüben, die Korn- und Zeughäuser füllen und Ingolstadt zur Hauptfestung umschaffen.

In Steiermark erließ der Erzherzog Karl auf das Drängen seiner Gemahlin strenge Befehle gegen die Evangelischen, die sich vergebens auf die ihnen von seinem Vater, dem Kaiser Maximilian II., gewährte freie Religionsübung beriefen. Zur gänzlichen Wiederherstellung der katholischen Religion errichtete er in Gratz eine Universität, gewährte den Jesuiten einen ausgedehnten Wirkungskreis und ermahnte sterbend (10. Juli 1590) seine vielen Kinder, sie sollten keine andere als die katholische Religion dulden, sie seien durch seine früher den Landleuten aus Gnaden ertheilte Gewährung in Religionssachen nicht gebunden. Er hatte nämlich nachmals sich darüber in seinem Gewissen dermaßen beschwert gefühlt, daß er sich darüber vom Papste absolviren ließ und die Worte „unsern Erben“ mit eigener Hand in der Urkunde ausstrich. Und als sein ältester Sohn, Ferdinand, von der Universität Ingolstadt 1596 zurückgekehrt, die Regierung antrat und von seiner Mutter vernahm, daß während des Waltens der Vormünder die Evangelischen in den Städten und auf dem Lande bei Weitem die Ueberhand haben, daß in Gratz selbst nur noch drei Personen sich öffentlich als Katholiken bekannten: da reifte unter den bitteren Klagen der Mutter der Plan, diese Zustände zu ändern. Der kaiserliche Hof rieth ihm, behutsam vorzugehen, aber er wollte rasch verfahren und suchte dazu Muth und Rath bei dem Papste. Nach seiner Rückkehr begann er nach seinem Plane zu reformiren, wozu ihm der unkluge Eifer einiger protestantischer Geistlichen willkommene Gelegenheit bot. Er erklärte den Frieden von Seite der Evangelischen durch ihre Verhöhnung der katholischen Ceremonien gebrochen und den Freiheitsbrief seines Vaters vernichtet. Die evangelischen Prediger sollten binnen vierzehn Tagen das Land räumen, sie zu schrecken, ließ er an mehreren Orten Galgen errichten, wer fortan die Bibel läse, wäre des Majestätsverbrechens schuldig.

Und darauf begannen die Bischöfe, insbesondere der von Seccau, genannt der Ketzerhammer, das Werk der Bekehrung und förderten die Absichten Ferdinand's weniger in apostolischer Weise, als durch andere Mittel. Unterstützt von bewaffneten Söldlingen, zogen sie im

Lande umher, vertrieben die noch zögernden Prediger, setzten katholische Pfarrer ein und wußten durch Schmähungen, durch Ermahnen und Ueberreden die Bürger und Landleute zur katholischen Religion zu bekehren. Wer dann weiter sich weigerte, erhielt noch eine kurze Frist zur Auswanderung. Und am 8. August 1600 war ganz Gratz wieder katholisch, die Bürger schworen bei diesem Glauben verharren zu wollen und am Abend desselben Tages loderten 10,000 unkatholische Bücher, die man eingefordert hatte, im Feuer auf. Am 23. April desselben Jahres hatte er sich mit Maria, der Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, vermählt und dadurch die Verbindung der beiden fürstlichen Geschlechter noch mehr befestigt.

Indessen waren die Türken in das steiersche Gebiet vorgedrungen und hatten die Festung Canissa genommen. Dieses Bollwerk wollte Ferdinand wieder erobern, der päpstliche Nuntius übergab ihm das Heerbanner (23 August 1601;) aber der hereinbrechende Winter, Stürme und Mangel aller Art, dazu die schlechte Führung vereitelten das Unternehmen, das mit schmählicher Niederlage endete. Doch bewahrte ihm der launenhafte Kaiser Rudolf volles Vertrauen und begünstigte ihn vor allen Mitgliedern seines Hauses, aus Eifersucht gegen seinen Bruder Matthias. Dieser dagegen wußte seinen Brüdern und Vettern die Unthätigkeit und Unfähigkeit des Kaisers so lebendig zu schildern, daß sie ihn, insbesondere auf Veranlassung des spanischen Hofes und des Papstes, zum Oberhaupt ihres Hauses erklärten, (25. April 1606,) damit dessen Macht und Würde nicht Gefahr laufe. Von der Zeit an suchte er offen und heimlich, wie er den Kaiser ganz verdrängen könnte.

Um dieselbe Zeit ereignete sich an der oberen Donau ein Vorfall, an und für sich unbedeutend, der jedoch die wichtigsten Folgen hatte. In der Reichsstadt Donauwörth waren beinahe alle Einwohner außerhalb des Klosters zum Heiligkreuz der Reformation zugethan und die wenigen Katholiken feierten ihren Gottesdienst still in der Klosterkirche, bis der Abt auf Antrieb des Bischofs von Augsburg, dem das Kloster unterstand, die alten feierlichen Umzüge durch die Stadt wiederherstellen wollte. Obgleich gewarnt durch den Stadtrath, zog auch im Jahre 1606 die Prozession auf das Land. Bei der Rückkehr aber fiel der Pöbel mit Stöcken und Steinen auf dieselbe und zwang sie unter Spott und Geschrei ihren Weg durch ein Gäßlein nach dem Kloster zu nehmen. Darauf klagte der Bischof wegen Religionsfriedensbruches bei dem Kaiser in Prag und dieser ertheilte dem Herzog Maximilian von Bayern den Auftrag, die Katholiken künftig zu schützen und Gewalt abzuwehren. Der Herzog sandte zwei seiner Räthe in die Stadt. Dieselben fanden die Bürger, von der Ankunft der Abgesandten schon belehrt, in großer Aufregung, der Pöbel schrie und ergoß sich in Schmähungen gegen den Herzog und die Räthe, worauf Maximilian am kaiserlichen

Hofe auf eine für die Katholiken günstige Entscheidung drängte. Güldene Ketten und Fässer Wein gewannen die kaiserlichen Räthe und am 3. August 1607 wurde die Acht über die Stadt verhängt, ohne die herkömmlichen Formen und ohne Befragung der Kurfürsten, die Vollziehung der Acht wurde dem Herzog übertragen. Dieser verlangte durch seine Abgesandten vom Rath Gehorsam den kaiserlichen Befehlen, Verhör und Auslieferung der Schuldigen. Darüber entstand großer Unwille, weil Jeder bedroht erschien, man zauderte, dann wurden die Abgesandten schimpflich behandelt und sie verließen die Stadt. Rings von protestantischen Fürsten umgeben, glaubte Donauwörth nichts fürchten zu dürfen; als man jedoch von der Kriegsrüstung Maximilian's hörte und die Gefahr immer näher kam, wendete man sich voll Vertrauens an die benachbarten Fürsten, die Herzoge von Neuburg und Würtemberg, so wie an den Markgrafen von Anspach, und an die Reichsstädte Ulm und Nördlingen um Beistand. Aber da war keine Einigung, überall Zaudern, Bedenken, während Maximilian gleich bei dem Beginn des Zwistes still Alles zum unvermutheten Schlage bereitete. Als dann seine Heerschaaren vor Donauwörth erschienen und die Stadt zur Uebergabe aufforderten und nur ganz kurze Bedenkzeit gewährten, entflohen in dieser Zwischenzeit Viele, und die Stadt wurde am 17. Dez. übergeben und Besatzung eingelegt.

Voll Freude meldete der Herzog diese erste gelungene Unternehmung dem Papste: „Den protestirenden Ketzern ist eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten. Auch wird dieses Exempel zu viel guter und mehrerer Consequenz taugen." Er behielt die Stadt als Pfand für die aufgewendeten Kriegskosten, entließ die geworbenen Kriegsknechte mit Geschenken, daß sie ihm bei künftigen Anlässen um so lieber dienen möchten, rief die Jesuiten und diese begannen alsobald mit Eifer das Bekehrungswerk, aber mit wenig Erfolg. Deshalb wurden auf Befehl des Herzogs strenge Mittel angewendet, den widerstrebenden Sinn der Einwohner zu beugen. Beschränkung und Verbot des evangelischen Gottesdienstes, selbst dessen Besuch außer der Stadt, Zurücksetzung der Protestanten bei allen bürgerlichen Aemtern und Plackereien aller Art wechselten und folgten aufeinander, Viele wanderten aus, und nach zwanzig Jahren waren noch nicht alle Einwohner katholisch; erst die Kapuziner wußten, insbesondere durch ihren Einfluß auf die Armen und Kinder, allmälig die katholische Religion siegreich einzuführen.

Vergebens boten die protestantischen Fürsten und Städte zu spät Alles auf, Donauwörth die Reichsfreiheit wieder zu verschaffen und erboten sich, die Kriegskosten an Maximilian zu bezahlen. Dieser zögerte zuerst und gab, gedrängt, endlich nach jesuitischem Rathe nicht die aufgewendete Summe an, sondern eine so große, die er hätte aufwenden können. Diese aber zu bezahlen, weigerten sich die

Protestanten und Donauwörth blieb bei Bayern und Maximilian erkannte, was er in Zukunft wagen dürfe.

Allmälig erkannten die Protestanten die ihnen drohende Gefahr, und daß der Kaiser für den Reichstag zu Regensburg, — 1608, — seinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, zu seinem Stellvertreter ernannte, vermehrte ihr Mißtrauen. Da verlangten die katholischen Gesandten vor Allem Hülfe gegen die Türken, welche jedoch die Protestanten verweigerten und dagegen die Fortdauer des Religionsfriedens und Einhalt der Entscheidungen des ihnen ungünstigen Reichshofrathes verlangten; die Katholiken aber klagten über Umtriebe und Treubruch der Protestanten und wollten den Frieden nur gewähren, wenn Alles in den Zustand gesetzt wurde, wie er vor dem Passauer Vertrag gewesen, was wieder die Protestanten zurückwiesen, weil sie die indessen eingezogenen Kirchengüter hätten herausgeben müssen. Und es trennte sich auch dieser Reichstag, wie schon andere vorher, unter gegenseitigen Beschwerden.

Matthias hatte in der letzten Zeit durch mancherlei Versprechungen eine Verbrüderung der Böhmen und Oesterreicher in Preßburg zu Stande gebracht, 31. Jan. 1608, und zwar, wie er an Rudolf schrieb, zu keinem anderen Zwecke, als zum Wohl der Landschaften, des Kaisers und der Christenheit, in der That aber gegen seinen Bruder. Diesen bedrängten eben damals die Hussiten und Protestanten, daß er ihnen die von Maximilian II. gewährleistete, aber in der letzten Zeit unterdrückte freie Religionsübung wieder herstelle, zugleich fürchtete er von Matthias das Aeußerste und trat diesem (17. Juni 1608) Ungarn, Mähren und Oesterreich ab; mit Zustimmung der böhmischen Stände erhielt Matthias auch Titel und Ansprüche eines ernannten Königs von Böhmen.

Als nach dem im Zwist aufgelösten Reichstage die katholischen Fürsten sich durch Briefe einander ermunterten, wie eine Mauer Alle für Einen Mann zu stehen und die Gegenreformation sich drohender erhob: versammelten sich, um der Gefahr zu begegnen, im Kloster Ahausen — zu Anspach gehörig — der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, die Herzoge von Würtemberg und Neuburg — die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Braunschweig-Anspach und Georg Friedrich von Baden und schlossen am 4. Mai 1608 auf zehn Jahre ein Bündniß — Union — zur Vertheidigung ihres Glaubens und Landes, aber weder gegen den Kaiser noch gegen das Reich. Bundeshaupt ward der Kurfürst Friedrich. In der Folge ordneten sie auf neuen Zusammenkünften die Angelegenheiten des Bundes, wählten Anführer für den Kriegsfall und schickten Gesandte nach England, Frankreich und Venedig und an alle Protestanten Deutschlands um Beistand.

Maximilian von Bayern und die ihm nächsten Bischöfe erkannten die Nothwendigkeit eines Gegenbundes, sowohl zur Erhaltung ihrer Religion, als zur Behauptung der geistlichen Fürstenthümer.

Nach vielen Bemühungen Maximilian's wurde das Bündniß — heilige Liga — zu München, 10. Juli 1609, von den Bevollmächtigten beschworen und er selbst zum Bundesobersten gewählt. Darauf lud man die drei geistlichen Kurfürsten zum Beitritte ein, sie schlossen sich an, bildeten aber gleichsam einen eigenen Bund, dessen Oberhaupt Mainz war. Spaniens König erklärte sich zum Beschützer der Liga und versprach einen monatlichen Beitrag; der Papst gelobte dasselbe.

So standen denn in Deutschland zwei einander feindlich gesinnte Bündnisse sich gegenüber, an deren Spitze je ein Wittelsbacher, und es schien, als sei dieses Geschlecht bestimmt, den großen Kampf für und gegen die Reformation zur Entscheidung zu bringen.

Die nächste Veranlassung zum offenen Kriege gab der Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, 25. März 1609. Er hatte nur vier Töchter, von welchen die älteste an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt und deren einzige Tochter, die Gemahlin des kalvinischen Kurfürsten Johann Siegesmund von Preußen war; die zweitälteste war die Gemahlin des lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg. Die beiden Fürsten hielten sich für die rechtmäßigen Erben, zwar hatte der Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen schon früher jenes Land versprochen, wollte es aber jetzt als erledigtes Lehen selbst für sein Haus erwerben und befahl deshalb dem Erzherzoge Leopold, dem Bruder Ferdinand's von Steiermark, dasselbe in Besitz zu nehmen.

Um diesen Ansprüchen zu begegnen, verständigten sich die beiden Fürsten von Brandenburg und Neuburg — ordneten eine gemeinschaftliche Besitznahme und Verwaltung der Jülich'schen Länder an und wendeten sich, als Leopold ein Heer zu sammeln begann, um Hülfe an den König Heinrich IV. von Frankreich, dem sein Minister Sully rieth, jetzt die Gelegenheit zu benutzen, um das uneinige Habsburgische Geschlecht zu demüthigen. Mit demselben vereinigten sich die meisten protestantischen Fürsten, der Unterschied des Glaubens verschwand vor der Gefahr, es möchten die Jülich'schen Lande den Katholiken zu Theil werden. Schon bemächtigten sich die Söldlinge des Erzherzogs der Stadt Jülich, Dezember 1609. Im folgenden Jahre begann der eigentliche Krieg, die Verbündeten fielen in die Bisthümer Worms, Mainz, Speier und Straßburg ein und erhoben große Brandschatzung, französische Schaaren rückten zur Unterstützung der Ansprüche von Brandenburg und Neuburg in das Gebiet von Jülich ein, der Erzherzog wurde zurückgedrängt und schon bangten die geistlichen Fürsten wegen ihrer Länder: als Heinrich IV. von Ravaillac, 14. Mai 1610, ermordet wurde. Doch setzten die Franzosen den ihnen vorgezeichneten Plan durch und am 25. August mußte sich die Stadt Jülich ergeben.

Zwar wendete sich der Kaiser an Maximilian von Bayern, daß er die Sache Leopold's fördere, allein der Herzog war nicht

geneigt, Habsburgs Macht zu vergrößern, zumal er gerade damals mit dem Erzbischofe von Salzburg wegen Salzverträge in Zwist war. Unvermuthet ließ er das Salzburger Ländlein überfallen, im Oktober 1610, den fliehenden Erzbischof einholen und in Gefangenschaft bis an dessen Tod halten. Er galt bei den Jesuiten als heimlicher Anhänger der Reformation, doch hielt auch der neue Erzbischof sie von seinem Lande ab.

Die Jülich'sche Sache blieb indessen unentschieden, Leopold konnte sich nicht behaupten und der Kaiser belehnte im Sommer 1610 den Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit jenen Ländern, es ihm überlassend, wie er in deren Besitz gelangen möchte; von diesem aber, der maßlos dem Trunke ergeben war, hatten die beiden bereits besitzenden Fürsten nichts zu fürchten.

Im Habsburgischen Geschlechte dauerte der Zwist zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Matthias, sowie die Unzufriedenheit der Protestanten in Böhmen und Oesterreich wegen Religionsbedrückung fort. Um die in Oesterreich zu gewinnen, gewährte ihnen Matthias, 19. März 1609, vollständige Duldung, was jedoch der Kaiser auf die Mahnung des Kardinals Khlesel, seines besonderen Rathgebers, nicht zugestehen und zuletzt nur wie gezwungen dulden wollte. Auf dies begehrten die Böhmen dieselbe Bewilligung, und nach langer Zögerung und durch die drohende Haltung der Stände erschreckt, gab er am 11. Juli 1609 den verhängnißvollen Majestätsbrief. Darin ward gewährt allen von der katholischen Kirche getrennten Christen volle Religionsfreiheit und die Erlaubniß zur Erbauung neuer Kirchen und die Wahl eigener geistlicher Obrigkeiten, sowie das Recht, aus ihrer Gemeinde Beschützer ihres Glaubens zu wählen. Die katholischen und nichtkatholischen Stände schlossen darauf ihren eigenen Frieden und gelobten einander völlige Vergessenheit der bisherigen Zwiste und Kriegsrüstungen.

Doch nicht alle Räthe des Kaisers unterzeichneten die wichtige kaiserliche Schrift, am Heftigsten sprach dagegen Slawata; Karl, der Bruder des Kaisers, die Erzherzoge Ferdinand und Leopold verwarfen dieselbe als eine dem Kaiser abgedrungene Bewilligung, Rudolf selbst hielt sich in seinem Gewissen nicht verpflichtet, sie zu erfüllen. Er zürnte dem Matthias und den Protestanten, durch welche er solch eine Demüthigung erfahren, und da er hörte, Matthias sammele ein Heer, wollte er aus Mißtrauen selbst gegen Ferdinand seinem jüngsten Neffen, dem Leopold, die Nachfolge im Reiche verschaffen. Dieser zog damals unter dem Vorwande, die kaiserlichen Beschlüsse in der Jülich'schen Sache zu vollziehen, bei Passau ein Heer zusammen. Der offene Bruderkrieg drohte. Ihn zu verhüten erschienen, vom Kaiser eingeladen, die deutschen Fürsten — ihrer nur wenige — in Prag, wohin auch Matthias seine Gesandten schickte, die in seinem Namen eine lange Reihe von Beschwerden gegen den Kaiser vorbrachten, wie er ganz von seinem Kammerdiener, von Malern,

Alchymisten und Leuten der gemeinsten Art geleitet werde. Die Vermittelungsversuche der Versammelten blieben ohne Erfolg, der Bruder- und Bürgerkrieg begann. Die zügellosen Schaaren Leopold's, genannt die Passauer, rückten in Oberösterreich ein und übten Raub, Mord und Brand und wendeten sich dann nach Böhmen. Es schien deutlich, Leopold wolle dem Matthias Oesterreich und dem Kaiser Böhmen entreißen und mit Gewalt sich der Nachfolge im Kaiserthum bemächtigen. Die Stände Böhmens sandten um Hülfe an Matthias, der mit seinem Heere langsam von Wien gegen Prag heranzog, während die Passauer bereits einen Theil dieser Stadt genommen und auch da alle Gräuel verübten, denn die Schaaren der Stände vermochten gegen die Ueberzahl derselben nur wenig.

Als die Kunde von der Annäherung des Matthias erscholl, der schon gegen achttausend Ungarn vorangeschickt hatte, gab der Kaiser endlich den Passauern den rückständigen Zoll und sie zogen ab, das Heer der Stände besetzte die Stadt, der Graf Thurn ließ das Schloß bewachen, als wolle er den Kaiser in seiner Würde schützen, und dieser schickte eine demüthige Botschaft dem Matthias entgegen. Der zog am 24. März 1611 in Prag ein, nahm seine Wohnung in der Altstadt, ohne seinen Bruder zu begrüßen, ein auf den 24. April berufener Landtag von Böhmen, Schlesien und Lausitz berieth, was zu thun? Vergebens bemühten sich die Gesandten von Brandenburg, Mainz und Sachsen zu Gunsten des Kaisers, vergebens warnten die Gemäßigten: Böhmen habe von Rudolf wenig, jedoch viel von Matthias zu fürchten, dessen Umgebung katholisch-jesuitisch sei. Die Stände, aufgeregt, verweigerten jede Vermittelung. Am 23. Mai wurde Matthias als König Böhmens gekrönt, versprach seinem unglücklichen Bruder ein Jahreseinkommen von dreimalhunderttausend Gulden und den Genuß einiger Herrschaften, und reiste ab, ohne ihn gesehen zu haben, um in Böhmen und Schlesien die Huldigung entgegenzunehmen, dann vermählte er sich in Wien mit Anna, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Die deutschen Fürsten duldeten die ihrem Kaiser zugefügte Schmach, der arm und verlassen und von Schulden gedrückt, vergebens die Hülfe der Fürsten ansprach, er starb jedoch schon am 20. Januar 1612. Im Juni desselben Jahres wurde Matthias als Kaiser gewählt.

Achtzehntes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.

Matthias und Ferdinand der Zweite.

Die Stellung der Parteien in Deutschland wurde durch den neuen Kaiser in nichts verändert, Katholiken und Protestanten standen sich kampfgerüstet gegenüber, und während der Zwist im Geschlechte der Habsburger fortdauerte, löste sich auch die seit der Reformation kaum scheinbar bewahrte Freundschaft der Wittelsbacher. Der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz setzte sterbend, 1610 18. Sept., über seinen Sohn Friedrich V. nicht den lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg als Vormund, sondern gegen das Herkommen den kalvinischen Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken. Für den jungen Fürsten warb sein Oheim, Wilhelm von Oranien, um Elisabeth, die Tochter des Königs Jakob von England, in der Hoffnung, Macht und Ansehen des pfälzischen Hauses durch diese Heirath zu erhöhen. Die Vermählung wurde im Februar 1613 in London gefeiert.

In demselben Jahre wurde die Jülich'sche Erbangelegenheit in sonderbarer Weise weiter geführt: der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm trachtete nach dem alleinigen Besitz derselben, und hoffte ihn durch die Vermählung mit der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund zu erlangen. Der Pfalzgraf wurde am brandenburgischen Hofe gut aufgenommen, als aber eines Tages über Tisch, da man nach üblicher Sitte die Becher fleißig leerte, der Kurfürst den Pfalzgrafen ins Gesicht schlug, verließ dieser sogleich den Hof, ging bald darauf

nach München und bewarb sich um die jüngere Schwester Maximilian's. Der Vetter wurde freundlich begrüßt, und, allmälig durch die Jesuiten für die katholische Religion gewonnen, schwur er seinen lutherischen Glauben ab, und es erfolgte die Vermählung, 10. Nov. 1613, mit dem Zugeständnisse, seinen Uebertritt noch geheim halten zu dürfen. Darauf nahm er mit seiner Gemahlin seinen Sitz in Düsseldorf. Im folgenden Jahre erklärte er öffentlich seine Glaubensänderung, worüber sein alter Vater so schmerzlich ergriffen wurde, daß er bald darauf starb. Der jetzt gebietende Pfalzgraf aber begann sogleich in Neuburg, trotz dem Widerspruche seiner Mutter und Brüder, die katholische Religion einzuführen. Dies unternahm er nach dem Plane der Jesuiten allmälig auch im Jülich'schen Gebiet, ungeachtet der gegebenen Religionsversicherung. Der Kurfürst von Brandenburg aber trat im Dezember desselben Jahres zur reformirten Religion über, um die Holländer für sich zu gewinnen, und besetzte mit ihrer Hülfe Jülich, sein Sohn, der Kurprinz Georg Wilhelm, wohnte in Cleve, und vermählte sich mit einer Schwester des Pfalzgrafen Friedrich V. Bald mehrten sich auf jeder Seite die Freunde, für Brandenburg stritten die Holländer unter Moritz von Nassau, für Neuburg die Spanier, unter Spinola, und auf Maximilian's Mahnung waren auch die geistlichen Kurfürsten zu helfen bereit.

So begann denn am Rhein ein verhängnißvolles kriegerisches Treiben, es war aber damals die Union in angestrebter oder schon erreichter Verbindung mit England, Holland, Venedig und der Schweiz dem Bunde der Katholiken weit überlegen, die Liga schien sogar der Auflösung nahe, und Maximilian drohte mehrmal die Stelle eines Bundesobersten niederzulegen, weil die geistlichen Fürsten mit ihren Beiträgen kargten, und weil Khlesel einen Habsburger als dritten Bundesdirektor haben wollte, damit Maximilian's Uebergewicht gelähmt würde. Zwischen beiden Bündnissen standen die lutherischen Fürsten und Städte, Kursachsen war sogar aus Haß gegen das kalvinische pfälzische Haus ganz dem habsburgischen Geschlechte zugethan, welches damals sich zum neuen Glanze erhob. Denn weil Matthias weder von den protestantischen Fürsten, noch von den österreichischen Ständen die Mittel zum Kriege gegen die Türken und den Fürsten Bethlen Gabor erhielt, der sich Siebenbürgens bemächtigt hatte, schloß er mit diesen, 1615 26. Juni, einen Waffenstillstand, und erreichte darauf noch ein wichtigeres Werk.

Da weder er noch seine anderen kaiserlichen Brüder rechtmäßige Nachkommen hatten, und dieselben der Erbfolge entsagten, nahm er den Erzherzog Ferdinand von Steiermark an Sohnesstatt an, und brachte es im Jahre 1617 dahin, daß dieser von vielen böhmischen Ständemitgliedern als König angenommen wurde, obgleich der Graf Matthias von Thurn im Namen aller Protestanten widersprach, weil eine so wichtige Sache nur auf einer allgemeinen

Versammlung der Stände von Böhmen, Mähren und der Lausitz könne zu Stande kommen. Ferdinand bewilligte die ihm vorgelegten Forderungen, wurde als König von Böhmen gekrönt, und in der Folge auch in Schlesien, Mähren, der Lausitz, und in Ungarn als Nachfolger des Kaisers Matthias anerkannt. Das habsburgische Haus, bisher entzweit und wie hinfällig, war wieder vereinigt und gekräftigt.

Die Protestanten erkannten alsobald die ihnen drohende Gefahr, wenn Ferdinand Kaiser würde, und um sie abzuwenden, suchte Friedrich von der Pfalz mit Beistimmung seiner Bundesgenossen seinem Vetter Maximilian von Bayern die Kaiserkrone zu verschaffen, was um so leichter zu bewirken war, da die geistlichen Kurfürsten ganz für denselben waren. Der Plan wurde vom pfälzischen Hofe dem Maximilian mitgetheilt, der wohl von solchem Zutrauen überrascht sich zeigte, aber sich zu keiner offenen Erklärung bewegen ließ. Als er die Sache seinen vertrauten Räthen mittheilte, sahen diese darin nichts anderes als kalvinischen Trug und Täuschung, und warnten vor der Annahme der Krone, worauf er erklärte, er könne mit Oesterreich nicht brechen. Vergebens reiste Friedrich im Februar 1618 selbst nach München, um durch persönliche Unterredung alle Anstände zu heben, er kehrte zurück, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Ehe Matthias nach der Krönung Ferdinand's Böhmen verließ und nach Wien zurückkehrte, setzte er sieben katholische Herren als Statthalter, unter ihnen als die Vornehmsten Slawata, Martiniz und drei Protestanten, eigentlich Kelchner. Die Jesuiten und eifrigen Katholiken äußerten darüber laut ihre Freude, und schon hörte man die Worte: Neue Regenten, neue Gesetze. Sie hofften, Ferdinand werde ganz gewiß die Gegenreformation auch in Böhmen und Oesterreich durchsetzen, wie er in Steiermark es gethan, und konnten den Augenblick seines Regierungsantrittes nicht erwarten. Der Abt von Braunau ließ die auf seinem Gebiete erbaute protestantische Kirche schließen, der Erzbischof von Prag die zu Klostergrab schleifen, als seien sie dazu als Grundherren auf ihrem Gebiet und mit des Kaisers Bewilligung berechtigt. Darauf versammelten sich im März 1618 die utraquistischen Stände und übersandten dem Kaiser eine heftige Beschwerdeschrift wegen gebrochenen Majestätsbriefes, Matthias aber verwies ihnen ihr Vorgehen, und es schien sogar, als sollten die Vornehmsten der Versammlung als Aufrührer betrachtet und bestraft werden. Dies erbitterte dieselben, und sie fanden gerade damals an dem protestantischen Grafen Matthias von Thurn einen willfährigen, eifrigen Führer, weil ihm das Burggrafenamt zu Karlstein und damit auch die Verwahrung der böhmischen Krone und der Freiheitsbriefe des Königreiches entzogen worden. Und am 23. Mai zogen sie bewaffnet in großer Zahl auf das Schloß, wo vier von den Statthaltern gegenwärtig

waren, Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martinitz, und forderten von ihnen die Rathgeber und Veranlasser des kaiserlichen Schreibens. Reden und Gegenreden wurden immer heftiger, während derselben entfernte man Sternberg und Lobkowitz, gegen sie habe man nichts, und aller Zorn richtete sich gegen Martinitz und Slawata, welche für Feinde des Vaterlandes erklärt, ergriffen und durch die Fenster in den Schloßgarten gestürzt wurden. Dasselbe geschah auch dem Geheimschreiber Fabricius. Allein der den drei Männern zugedachte Tod traf sie nicht, sie erhoben sich und entkamen, trotzdem daß mehrere Kugeln ihnen nachgesendet wurden, mit Hülfe ihrer herbeigeeilten Diener, wie durch ein Wunder. Fabricius gelangte auf Umwegen glücklich nach Wien, Martinitz nach München, und Slawata, der wegen der Wunde, die er durch das Anstoßen an dem Fenstergesimse während des Falles erlitten, nicht fliehen konnte, erhielt zuerst auf Bitten der Gräfin Thurn Schonung und dann die Freiheit, und rettete sich dann nach Sachsen.

Ueber die That entstand großer Schrecken und Verwirrung, doch bald versammelten sich die Stände und wählten auf Betreiben des Grafen Thurn dreißig Direktoren aus ihrer Mitte mit der Vollmacht, die inneren und auswärtigen Angelegenheiten Böhmens zu leiten, zugleich suchte man eine Verbindung mit den Protestanten in Ungarn und Oesterreich. Am kaiserlichen Hofe zu Wien aber und unter allen Habsburgern entstand auf die Nachricht von jener Gewaltthat eine große Bewegung, während welcher der Kardinal Khlesel eine zweideutige Rolle spielte, um seine Macht fortwährend zu behaupten. Er rieth dem Kaiser zur Milde und ließ den Böhmen die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes zusichern, die Erzherzoge aber, und insbesondere Ferdinand, wollten, es müsse alles für die Ehre des Thrones und die Rettung der katholischen Religion geschehen. Und sie ließen den Kardinal, den unumschränkten Rathgeber des Kaisers, unvermuthet in der Hofburg gefangen nehmen und auf ein Schloß in Tyrol bringen, wo er trotz der Verwendung des Papstes mehrere Jahre gehalten wurde. Dann rüstete man mit aller Macht zum Kriege gegen Böhmen, wo nur noch die Städte Pilsen, Budweis und Brunslow dem Kaiser treu blieben. Seit dem 1. Juni waren alle Jesuiten aus dem Königreiche vertrieben, die angebotene Vermittelung Ferdinand's zurückgewiesen, und die von den Ständen geworbenen Schaaren drangen schon nach Oesterreich vor. Ihnen entgegen die kriegerfahrenen Grafen Boucquoi und Dampiere, welche der Erzherzog Albert aus den Niederlanden gesandt hatte.

Vergebens hatten der Kaiser und Ferdinand den Herzog Maximilian von Bayern um Beistand bestürmt, da es ja die katholische Religion gelte; er wußte unter mancherlei Vorwänden seine Hülfe zu versagen; eben so vergebens wendeten sich aber auch die Böhmen an die Häupter der Union. Es schien, als sollten die Habsburger den

Kampf für ihr Reich allein kämpfen, und die Mitglieder der Liga und der Union sahen theilnahmlos demselben zu, durch welchen die Macht Habsburgs sich selbst schwächen und die übrigen Fürsten nur gewinnen könnten. Die beiden Feldherren des Kaisers waren im August in Böhmen eingerückt, in der sicheren Erwartung, die geworbenen Kriegshaufen der Stände schnell zu zerstreuen; aber dieselben widerstanden tapfer und drängten die Kaiserlichen zurück, worauf sich Schlesien offen für Böhmen erklärte. Im Oktober sandte ihnen auch die Union Hülfe, um die Sache der Protestanten zu fördern, unter der Anführung des Grafen Peter Ernst von Mansfeld.

Er diente früher, gleich seinem Vater, dem Hause Habsburg treu ergeben, fühlte sich dann durch ungerechte Zurücksetzung beleidigt und trat in die Dienste des Herzogs von Savoyen, für welchen er zu eben dieser Zeit einige Schaaren warb. Dieser überließ sie sammt dem Führer an Friedrich von der Pfalz, der sie dann den Böhmen zusandte. Von der Zeit an dauerten die vertraulichen Mittheilungen zwischen dem Pfalzgrafen und den böhmischen Ständen. Mansfeld eröffnete seinen Feldzug mit Glück, eroberte am 21. November das dem Kaiser treue Pilsen und ließ den Direktoren schwören. Darauf verhängte der Kaiser die Acht über ihn und heftiger und unheilschwer begann das Jahr 1619. Am 20. März starb der Kaiser Matthias plötzlichen Todes.

Ferdinand übernahm mit Beistimmung seiner Vettern sogleich die Regierung der österreichischen Erbländer, zeigte sich den Böhmen versöhnlich, bestätigte ihre Freiheiten und war ihrer Huldigung gewärtig. Aber die Parteihäupter vereitelten jede Versöhnung, denn Fürsten, geleitet von Jesuiten, sagten sie, würden Ketzern nie Wort halten. Und eifriger rüsteten die Böhmen, der Graf Thurn fiel in Mähren ein und besetzte das Land, worauf sich die Stände mit den Böhmen verbündeten, Thurn aber nach Oesterreich sich wendete und am 6. Juni 1619 vor Wien erschien, aber statt die überraschte Stadt im Sturm zu nehmen, unterhandelte er sechs Tage lang, während welcher Ferdinand in der Burg von den protestantisch gesinnten Einwohnern der Stadt hart bedrängt wurde. Standhaft wies er deren Forderungen zurück und im Augenblick der höchsten Gefahr rückten, von Boucquoi gesendet, fünfhundert Reiter ein; die Protestanten entfernten sich, die Katholiken bewaffneten sich in Verbindung mit den Studenten. Der Graf Thurn verweilte zwar noch einige Tage vor der Stadt und ließ sie beschießen, zog dann ab, von den Direktoren gerufen, daß er Prag zu Hülfe eile.

Denn während seiner Fortschritte in Mähren waren die beiden kaiserlichen Feldherren siegreich nach Böhmen vorgedrungen, Mansfeld mußte überall zurückweichen und eine Stadt nach der andern ergab sich. Die Direktoren beriefen einen Landtag nach Prag, auf welchem auch Abgeordnete von Mähren, Schlesien und der Lausitz,

sowie von den österreichischen protestantischen Ständen erschienen. Ferdinand hatte sich indessen, von den Kurfürsten zur Kaiserwahl eingeladen, über München, wo er sich mit dem Herzog Maximilian besprach, nach Frankfurt begeben. Da wurde er am 27. August zum Kaiser gewählt und am 9. September gekrönt.

Gerade am Tage vor der Wahl hatten ihm die Stände in Böhmen, auf das Drängen des Grafen Thurn und ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Katholiken, seiner Rechte eines böhmischen Königs entsetzt und den dreiundzwanzigjährigen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz erwählt, weil er gebildet, duldsam in der Religion, verwandt mit dem Könige von England und mit Oranien und mit den Staaten in gutem Einvernehmen, reich begütert und als Haupt der Union von dieser und von seinen Verwandten thätige Hülfe erwarten dürfe. Als Friedrich damals in Amberg Nachricht von der Wahl erhielt, erschrak er und war unentschlossen, ob er dem Rufe folgen sollte. Da ihm aber seine Gemahlin von Heidelberg schrieb: Weil Gott Alles leitet und ohne Zweifel auch dieses geschickt hat, so stelle sie es ihrem Gemahle anheim, ob er die Krone annehmen wolle. Für diesen Fall sei sie bereit, dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verhängen werde und im Nothfall Alles zum Opfer zu bringen. Dieses Schreiben und die Ermunterung des Fürsten Christian von Anhalt scheinen ihn am meisten zur Annahme des Rufes bestimmt zu haben. Vergebens beschwor ihn seine Mutter Juliane mit Thränen, er möge der Lockung widerstehen, denn das gesammte spanisch-österreichische Haus und alle Katholiken würden, vom Papste aufgereizt, sich wie zu einem Kreuzzuge gegen das pfälzische Geschlecht verbünden, während er weder von England noch von Frankreich Beistand erhalten würde. Vergebens warnte ihn ernst-freundlich Maximilian, denn er sei überzeugt, man könne die Krone Böhmens nicht ohne ungeheuere Erschütterung dem Ferdinand entziehen, der von den Kurfürsten als rechtmäßiger König Böhmens anerkannt sei.

Aller Warnungen ungeachtet, bereiteten sich Friedrich und Elisabeth unter religiösen Feierlichkeiten zur Abreise von Heidelberg und zogen mit einem großen Gefolge ihrem selbstgewählten Schicksale entgegen. Am 31. Oktober hielten sie ihren Einzug, feierlich bewillkommt in Prag und wurden in den nächsten Tagen gekrönt.

Als die noch in Frankfurt anwesenden Kurfürsten Friedrich's Wahl und Entschluß vernahmen, fürchteten sie von dem Gelingen desselben den Umsturz der Reichsverfassung und den Untergang der katholischen Religion in Deutschland und beredeten sich sogleich über die Mittel, der Gefahr zu begegnen und sie waren Eines Sinnes, es könne dasselbe nur durch Kräftigung der Liga geschehen, dazu wollen sie dem Herzoge Maximilian alle Gewalt und Beistand gewähren. Dies theilten sie dem erwählten Kaiser Ferdinand und Maximilian mit.

Der böhmische Krieg.

Ferdinand eilte von Frankfurt nach München, verbrachte da acht Tage bei Maximilian in geheimnißvoller Unterredung und am 8. Oktober wurde ein Vertrag geschlossen, in welchem der Herzog versprach, zum Besten des Kaisers und des habsburgischen Hauses und der katholischen Religion im Namen Gottes die unumschränkte Leitung der Liga zu übernehmen, unter der Bedingung, daß kein Theil ohne den andern Waffenstillstand oder Friede schließe, daß ihm alle Kosten vergütet und bis zur vollen Ersatzleistung, die dem Feinde etwa entrissenen österreichischen Länder als Pfand bleiben und der Kaiser ihm den Verlust an bayerischen Landen durch Abtretung eines österreichischen ersetze. Weiter wurde verabredet, nicht blos Böhmen für den Kaiser wieder zu erobern, sondern die siegreichen Waffen alsdann auch gegen die Protestanten in ihren eigenen Ländern zu richten und die pfälzische Kurwürde an Maximilian zu übertragen.

Von diesem Augenblicke an beseelte den Herzog die glühendste Thätigkeit und er mahnte, bat und drängte das ganze katholische Europa zur Vereinigung und zur Entscheidung, denn jetzt möchte die rechte Zeit und Gelegenheit sein, der katholischen Religion und den katholischen Ständen zu helfen, sich zu kräftigen und dem Gegentheil Abbruch zu thun. Seine Mahnungen wurden um so dringender, weil die Katholiken gerade damals mehr als früher gefährdet schienen: Böhmen verloren, die österreichischen Stände in allgemeiner Empörung; nach Ferdinand's Abreise von Wien, nachdem er den Erzherzog Leopold als Stellvertreter eingesetzt, hatten sich die Ungarn erhoben, die Jesuiten vertrieben und den Fürsten Bethlen Gabor in ihr Land eingeladen. Die Pforte versprach ihm Beistand; im schnellen Zuge gelang es ihm Ober-Ungarn zu nehmen, sein Heer aus diesem Lande selbst zu verstärken und seine Eroberungen weiter auszudehnen. Da er sogar Wien bedrohte, mußte Leopold den Boucquoi zur Rettung der Stadt aus Böhmen abrufen. Dem Abziehenden folgte der Graf Thurn auf dem Fuße und lagerte vor Wien, wohin der Kaiser am 1. November zurückgekehrt war und verwüstete mit den Ungarn die ganze Umgegend. Schlechte Witterung, Mangel an Lebensmitteln und Kriegszeug, so wie die Empörung der unbezahlten Schaaren zwangen jedoch die beiden Heerführer zum Abzuge und befreiten den Kaiser aus großer Gefahr.

Indessen traf Maximilian mit umsichtigem Eifer alle Anordnungen, sich einen glänzenden Erfolg zu sichern, ermunterte den Kaiser zur äußersten Kraftentwickelung, wie es vor Allem nöthig sei, daß er und die Katholiken in Deutschland von Frankreich mit Hintansetzung jeder anderen Unternehmung mit ganzer Macht unter-

stützt werden. Die Mitglieder der Liga willfahrten ihrem Bundeshaupte in allen seinen Forderungen, über deren Ziel er ein tiefes Geheimniß bewahrte; sie gewährten ihm Geld und Mannschaft und trachteten den Kurfürsten von Sachsen ganz von den Unirten abzuziehen, indem sie ihm wegen der Religion tröstende Versicherung gaben. Maximilian machte den Unterschied zwischen Evangelischen und Reformirten recht geltend: die Union sei nur eine Verbindung der Kalvinischen, die Liga nicht ein Bund zur Austilgung der Stände Augsburgischer Confession, sondern allein zur eigenen Versicherung und ihnen, den Unirten, nicht zum Nachtheil.

Die Mitglieder der Union rathschlagten zu Nürnberg über die Lage der Dinge. Da erschienen Gesandte des Kaisers mit freundlichen Worten und entschuldigten selbst den Friedrich beinahe rühmend, daß er die böhmische Krone angenommen habe, ehe man sie vielleicht dem Bethlen Gabor oder gar den Türken übertragen hätte; doch könne er sich um das Haus Oesterreich verdient machen, wenn er diesem die Krone übergebe, zugleich warnten sie die Unirten, sich in die böhmischen Händel einzulassen. Die Versammelten, durch Friedrich's Anwesenheit und durch die günstigen Nachrichten aus Ungarn ermuthigt, entgegneten mit Beschwerden gegen die Einführung spanischen Kriegsvolkes in das Reich, wegen Verzögerung der Rückgabe von Donauwörth, Entscheidung in Betreff der Kirchengüter und anderer Dinge. Aber nach vierwöchentlichem Berathen lautete der Beschluß: man wolle noch einmal den gütlichen Weg wegen der Beschwerden versuchen, sich an Kursachsen und Bayern wenden, um auf einem neuen Tage das Weitere zu berathen. Wegen der böhmischen Sache wurde nichts entschieden, und aus allem zeigte sich die Uneinigkeit der Unirten; insbesondere die Städte klagten über die ihnen auferlegten unerschwinglichen Lasten, sie wollten den Kaiser nicht zum Feinde und überhaupt keinen Krieg, und man könne nicht zugeben, daß Friedrich die Kriegsschaaren der Union in Böhmen behalte und sie selbst in die böhmische Sache verwickele. Und gerade damals entbrannte der Haß zwischen den Lutherischen und Reformirten auf's Heftigste und dazu kam Botschaft aus den vereinigten Staaten der Niederlande: der Bund der Unirten sei nicht auf das böhmische Wesen auszudehnen, zugleich mahnten Moritz und Wilhelm von Oranien, man solle nicht zu viel auf auswärtige Hülfe bauen.

Unter schlimmen Aussichten kehrte Friedrich nach Prag zurück, doch hoffte er sich in seiner Herrschaft zu befestigen und reiste Anfangs Februar 1620 in Begleitung seines Bruders und vieler Edlen nach Mähren und Schlesien, um die Huldigung entgegen zu nehmen. Gegen das Ende des März berief er die Stände nach Prag, um die Angelegenheiten des Reiches reiflich zu erwägen und seinem sechsjährigen Erstgebornen die Nachfolge zu sichern. Die Stände willfahrten ihm darin, alle übrigen Beschlüsse aber blieben bloße Worte und Friedrich's vornehmster Rath schrieb klagend: Allenthalben im

Staatswesen ist große Verwirrung und Unordnung und es bestätigt sich der Ausspruch des Papstes: Dieser Fürst hat sich in ein schönes Labyrinth begeben.

Als die Abgesandten der Union an Maximilian eine offene Erklärung der Liga in der gegenwärtigen Lage verlangten, antwortete er ausweichend und seine Friedensliebe betheuernd. Dies meldeten die Abgesandten, zugleich aber auch, um der Union die Augen zu öffnen: Wir bemerkten überall Vorbereitungen zum Kriege, man befestigt München, mustert das Landvolk, wirbt Söldner und die Jesuiten eifern gegen alle Friedensvorschläge. Die Union hörte den Bericht an und that nichts. Maximilian aber rüstete rastlos und auf der Versammlung zu Mühlhausen im März 1620 legte der Kurfürst von Mainz ein Schreiben des Kaisers vor, worin er ihr Gutachten wegen der Achtserklärung gegen Friedrich verlangte. Die Mehrzahl äußerte, darüber müsse man sämmtliche Kurfürsten hören, doch ermahnten sie Friedrich, er solle Böhmen an den Kaiser abtreten. Damals gelang es, den Kurfürsten von Sachsen ganz dem Kaiser zu gewinnen, indem Mainz, Köln und Maximilian für sich und ihre Nachfolger und für die katholischen Stände versprachen, weder jetzt, noch in Zukunft die Inhaber der Stifte und geistlichen Güter in den sächsischen Kreisen auf irgend eine Weise zu bedrängen oder mit Gewalt daraus zu vertreiben, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Inhaber dem Kaiser sowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen, als auch in künftigen, ähnlichen Fällen treu beistehen und das Eigenthum der den Katholiken angehörigen geistlichen Güter in gleicher Weise ehren. Auf diese Weise wurden Kursachsen und der Landgraf Ludwig von Hessen und alle, die bisher parteilos in Deutschland galten, für die Zwecke der Liga theils unschädlich gemacht, theils ganz gewonnen.

Darauf hin konnte Maximilian seine Pläne offen verfolgen und er drängte den Kaiser, eine Abmahnung gegen Friedrich zu erlassen und die Drohung der Acht anzuhängen, wenn die Empörer binnen vier Wochen nicht vollkommen Gehorsam leisten. Denn, bemerkte Maximilian, wenn man nicht schleunigst mit der Achterklärung vorgeht und etwa Zwischenfälle eintreten, so ist eine Unternehmung bedenklich; wir zehren uns mit dem Volke und den Kosten unverrichteter Dinge auf. Es ist nicht nothwendig, das Gutachten der Kurfürsten ferner einzuholen, daß dadurch nicht der kaiserlichen Macht ein Präjudiz zugezogen werde, zudem haben dieselben ohnehin keine andere Meinung. Und doch fand er es für nöthig, seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, zu schreiben, er möge mit guter Gelegenheit den Kurfürsten von Sachsen dahin bringen, wenn dieser anders zu dem Seinigen gelangen wolle, daß er beistimme, weil kein Kurfürst ohne der anderen Einwilligung könne in die Acht erklärt werden. Der Kaiser aber war im voraus entschlossen, sich an das Gutachten der geistlichen Kurfürsten und Sachsens nicht zu binden und erließ am 30. April 1620 im Sinne Maximilian's eine drohende

Abmahnung an Friedrich, der um sein Gutachten befragte Reichshofrath erklärte, es könne ohne Weiteres die Acht verhängt werden über den Pfalzgrafen als Majestätsverbrecher wider Kaiser und Reich. Dies meldete der Kaiser dem Herzoge von Bayern mit der Frage, was nun zu thun? Aber dieser, der bisher nur im Hintergrund bei den Kurfürsten gegen seinen Vetter warb, trug jetzt Bedenken, offen sich auszusprechen, damit er nicht als der eigentliche Urheber der Achterklärung erscheine. Und erst als der Kurfürst von Sachsen nach langem Zögern aus Scheu vor seinen Glaubensgenossen äußerte: wenn nur zuerst die Unternehmung auf Böhmen glücklich vorüber wäre, könne man mit der Acht bald im Reinen sein; — auf dieses hin drängte Maximilian auf die Verhängung der Acht, um mit Anfang des Juli den Krieg zu beginnen.

Nach seinem Plane sollten die drei katholischen Heere — des Kaisers, des Erzherzogs Albert mit den Spaniern aus den Niederlanden und das Heer der Liga — zugleich den Feind suchen und auf diese Weise die Verbindung der Unirten hindern. So würde ein schneller Erfolg erzielt, auch der Sache sehr förderlich sein, wenn zur selben Zeit sich Frankreich rege, zwar nicht um sogleich in's Reich zu fallen, sondern nur, um dem anderen Theil Furcht einzujagen und dann erst den Katholiken zu Hülfe zu eilen, wenn es diesen mißglücken sollte.

Während die Liga und der Kaiser Alles zum entscheidenden Schlage bereiteten, zeigte sich in Böhmen große Verwirrung. Es fehlte an Geld, die Anführer waren uneinig, Friedrich hoffte von Tag zu Tag auf thätige Unterstützung von seinem Schwiegervater, dem Könige Jakob, statt der Hülfe erhielt er vielmehr Vorwürfe, daß er ohne Ueberlegung sich in eine so gefährliche Sache eingelassen habe. Schon sammelte sich mit des Sommers Anfang aller Orten Kriegsvolk für den Kaiser und die Liga, die Unirten sahen das drohende Ungewitter heranziehen, schrieben hin und her, beriethen, wurden aber nicht einig, waren unwillig auf Friedrich, der Veranlassung zu dem jetzigen Wesen gegeben. Endlich sammelten auch sie ihre Schaaren bei Rottenburg und führten sie dann nach Ulm, wohin sie auch den Unionstag beriefen. Maximilian aber zog seine Streitkräfte gegen 30,000 Mann bei Lauingen und Günzburg zusammen, während das Heer der Union kaum 13,000 Mann zählte; doch wollte der Herzog nicht zuerst angreifen, er dachte die Seinen zu schonen und die Sache schnell auf andere Weise zu enden, da er wußte, Spinola ziehe aus den Niederlanden mit 24,000 Mann gegen die Pfalz am Rhein heran und bedrohe die Unirten in ihrem Rücken. Deshalb sandte er zu diesen nach Ulm und verlangte eine bestimmte Erklärung, ob sie Krieg oder Frieden wollen. Rathlos betheuerten dieselben ihre friedlichen Gesinnungen und suchten die Entscheidung zu verzögern, als Gesandte des Königs von Frankreich zur Vermittelung zwischen den schlagfertigen Heeren erschienen.

Der Kaiser hatte sich an Ludwig XIII. gewendet: er, der rechtmäßige König, sei von den protestantischen Böhmen abgesetzt und dagegen der Pfalzgraf Friedrich gewählt. Auch Ludwig habe in seinen Staaten Protestanten — die Hugenotten — und diese seien in allen ihren Kriegen von den Vorfahren Friedrich's unterstützt worden, deshalb müsse man Macht und Wachsthum dieses Geschlechtes hindern. Die Gesandten Ferdinand's wurden von den Jesuiten unterstützt, noch zögerte der junge König, bis er, durch seinen Minister Luynes überredet, sich für Oesterreich erklärte, denn der Bruder des Ministers, der Marschall Cadenet, trachtete sich mit der jungen Erbin der Picardie zu vermählen, die am Hofe der Erzherzogin in Brüssel erzogen wurde, es war aber für ihn keine Hoffnung, außer wenn Frankreich Hülfe gegen Friedrich gewähre. Und Ludwig schickte Gesandte zur Friedensvermittelung. Als diese nach Ulm kamen und die Verhandlungen zwischen der Liga und Union begannen und die Unirten die Ueberlegenheit der katholischen Kriegsmacht sahen, wichen sie der Nothwendigkeit und am 3. Juni 1620 wurde ein Vertrag geschlossen der Art: es sei völliger Friede zwischen den beiden Bündnissen, kein Theil verweigere dem andern den Durchzug seiner Truppen, wenn es auf rechtmäßige Weise geschieht. Der Vertrag erstreckte sich aber nicht auf Böhmen, diese Angelegenheiten seien ausgeschlossen. Zwar verlangten die Unirten, Maximilian solle als Haupt der Liga versprechen, daß die Pfalz nicht vom Erzherzoge Albert angegriffen werde, dies lehnte derselbe jedoch ab, weil Albert nicht Mitglied der Liga sei; die französischen Gesandten aber wußten Jene zu überreden: bei einem Angriffe auf die Pfalz werde Friedrich um so eiliger Böhmen verlassen, seinem Erblande zu Hülfe kommen und so die Sache schnell zu Ende gebracht. Die Unirten ließen sich täuschen, blieben friedlich unter den Waffen, während Spaniens und Maximilian's Heere sich gegen die Pfalz und Böhmen hin sammelten.

Sogleich nach dem verhängnißvollen Vertrag zu Ulm wendete sich Maximilian, nicht, wie man allgemein erwartete, gegen Böhmen, sondern nach Ober-Oesterreich, damit das Land ob der Enns als „das Nest und die Quelle alles Unheils und der Wasserstrom sammt dem Passe in die österreichischen Länder der zukommenden Hülfe wegen" dem Kaiser gewonnen, die übrigen Länder erschreckt, die Böhmen aber zur Hülfeleistung und dadurch zur Theilung ihrer Macht veranlaßt und dem Kurfürsten von Sachsen der beabsichtigte Einfall in die Lausitz erleichtert würden. Am 17. Juli kam das Heer Maximilian's, er, umgeben und begleitet von vier Fürstensöhnen und neun Jesuiten, an Oesterreichs Grenzen an, ausgerüstet mit kaiserlicher Vollmacht, die Stände zum Gehorsam zurückzuführen. Erschreckt ordneten diese Gesandte an den Herzog ab, mit der Bitte, er möge sein Heer von ihren Grenzen entfernen, da sie friedlich gesinnt seien. Dagegen ließ er ihnen durch seine Abgesandte in Linz befehlen, sie sollen ihm

wie dem Kaiser huldigen, alle festen Plätze und die Bundesbriefe ausliefern, sonst werde man Zwangsmittel ergreifen. Binnen fünf Tagen erwarte er ihre Entschließung. Zugleich ließ er einen Theil seines Heeres unter Haslang einrücken, diesem folgte Tilly, dann er selbst.

Verwirrung ergriff die Stände, vergebens erwarteten sie Hülfe von Ungarn und Böhmen, ihre bestochenen Kriegsobersten übergaben die festen Plätze ohne Vertheidigung, nur die Landleute waren bereit, für den Glauben Leib und Gut hinzugeben, aber bald schreckte die furchtbarste Rache mit grausamer Verstümmelung vom ferneren Kampfe ab. Am 4. Aug. hielt Maximilian seinen Einzug in Linz, verwies die Stände auf ihre Bitte um Bestätigung ihrer Privilegien an den Kaiser, der gegen die Gehorsamen gewiß in Güte verfahren werde; sie gehorchten, huldigten und gaben ihre Kriegsschaaren selbst zum Heere der Liga.

Hocherfreut über den schnellen Erfolg der katholischen Waffen wollte der Kaiser sogleich mit der Religionsveränderung in Ober-Oesterreich beginnen; allein der Herzog entgegnete abmahnend, solche Maßregeln würden den ohnehin schon verzögerten Zug nach Böhmen noch mehr aufhalten, die keineswegs unterdrückte Gährung der Gemüther auf's Neue anfachen und die Protestanten, insbesondere Kursachsen, in dem Glauben bestärken, als ob die Katholiken alle Gewissensfreiheit unterdrücken wollen. Darauf gewährte Ferdinand ihnen und auch den niederösterreichischen Ständen, welche aus Furcht vor den gegen sie gerufenen Kosaken die Huldigung leisteten, auf den Rath der Jesuiten selbst die freie Uebung des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Aber Maximilian bereitete im Stillen die Erfüllung der Wünsche des Kaisers vor, legte Besatzung in die Städte und Festungen, nahm das Land als Pfand bis zur Bezahlung der Kriegskosten in Besitz und setzte als Statthalter den Grafen Herberstorf. Nur zu bald konnte der Adel erkennen, wie furchtbar seine Hoffnung auf Milde getäuscht wurde, denn schon am 6. Sept. wurden achtunddreißig der niederösterreichischen Landesherren ihres Leibes, ihrer Ehren, Habe und Güter verlustig und vogelfrei erklärt.

Indessen war Spinola mit seinem Heere gegen die Rheinpfalz angerückt, die Unirten, statt die Erbländer Friedrich's zu schützen, ließen sich durch schöne Worte täuschen, da die Spanier verkündeten, man werde die parteilosen Fürsten und Stände nicht beleidigen; so ward die Pfalz den Fremden preisgegeben und jeder der Unirten dachte nur an die Vertheidigung seines eigenen Landes, als vermöchte er dieses allein! Da verließ Juliane, die Mutter Friedrich's, die Schwester Wilhelm's von Oranien, mit den Räthen Heidelberg, das ganze Land lag dem Feinde offen und nur Frankenthal schien bis aufs Aeußerste widerstehen zu wollen. Zu gleicher Zeit war der Kurfürst von Sachsen in die Lausitz eingefallen, hatte die Schaaren des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, des

eifrigen Anhängers Friedrich's, zerstreut und sich der wichtigsten Plätze bemächtigt; von der Donau her drängte das vereinigte Heer der Liga und des Kaisers unter Maximilian gegen Böhmen vor.

Allzu sorglos hatte Friedrich während der ersten Monate nach seinem Einzuge in Prag sich der Huldigung und dem Vergnügen hingegeben, statt zum Kriege zu rüsten und als das wichtigste Geschäft die religiöse Umgestaltung des Landes angesehen, wozu ihn seine Gemahlin und der Hofprediger Scultetus drängten. Nicht blos die Schloßkirche in Prag wurde der Altäre und Bilder beraubt, sondern alle Kirchen sollten nach dem strengen Kalvinismus eingerichtet werden, der doch nur wenig Anhänger in Böhmen hatte, alle bisher den Katholiken und Lutheranern liebgewordenen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes sollten verschwinden. Dies Vorhaben suchte der Hofprediger durch ein eigenes Buch auf's Heftigste zu vertheidigen, was ebenso heftige Gegenschriften veranlaßte. Durch dieses Vorgehen aber wurden dem jungen Könige Viele entfremdet, die Katholiken blickten insgeheim auf Ferdinand und wünschten den früheren Zustand der Dinge herbei. Vergebens erwartete Friedrich noch immer Hülfe vom Könige Englands, dieser glaubte, durch Unterhandlungen bei dem Kaiser die pfälzischen Lande seinem Schwiegersohne zu erhalten, was er um so gewisser durch den spanischen Hof zu erreichen hoffte, da er seinen Sohn mit einer Prinzessin desselben vermählen wollte, zu welchem Zwecke der englische Kronprinz bereits nach Spanien gegangen war. Während Jakob unterhandelte, kam für Friedrich die Entscheidung immer näher, ohne Hülfe von außen her setzte er seine Rettung allein auf sein Heer, das größtentheils er selbst und nicht die böhmischen Stände unterhalten mußte, das aus zusammengelaufenen, geworbenen Leuten der verschiedensten Nationen, verschieden an Alter und Religion bestand, nur des Soldes wegen dienend, gleichgültig, wessen Sache es gelte. Auch die Führer bedachten nur ihren Vortheil und gingen mit den Soldaten leicht zur Empörung über, wenn ihnen der Sold nicht regelmäßig bezahlt wurde, so daß Mansfeld sie nur mit Mühe in Ordnung erhalten konnte, auch fehlte es nicht an Verräthern im Heere. Mit diesen Leuten mußte Friedrich den Entscheidungskampf wagen.

Er war selbst zu ihnen gekommen, um durch seine Gegenwart sie zu ermuthigen und die auf einander eifersüchtigen Oberanführer — den Fürsten von Anhalt und den Grafen Thurn — zu versöhnen. Der Plan war, den Feind aufzuhalten und eine Schlacht zu vermeiden, bis der strenge Winter und die damals schon im Lager der Liga herrschenden Krankheiten die Feinde aus Böhmen vertreiben würde. Als aber Maximilian immer weiter vorrückte, suchte ihn Friedrich zu einer friedlichen Vermittelung zu bewegen; der Herzog versprach ihm nur unter der Bedingung die Verzeihung des Kaisers, wenn er die böhmische Krone niederlege und die rebellischen Stände zum Gehorsam gegen den Kaiser, ihren König, ermahne. Darauf

antwortete Friedrich ausweichend, und Maximilian drängte um so mehr zu schlagen, je rauher die Witterung wurde, bis beide Heere, die Böhmen zurückweichend, die Ligisten ihnen folgend, in der Nähe von Prag lagerten. Die Böhmen hatten eine treffliche Stellung auf dem weißen Berge genommen. Es war Sonntag, 8. Nov., und Friedrich glaubte, an diesem Tage würde es nicht zur Schlacht kommen und eilte in die Stadt, um seine Familie nach längerer Abwesenheit zu begrüßen.

Maximilian berief den Kriegsrath, der wies auf das wohlverschanzte feindliche Heer hin und auf die eigenen, vom schnellen Marsche ermüdeten Soldaten: da trat der Karmelit Dominikus Jesu auf, begeisterte durch seine glühende Beredsamkeit Aller Gemüth und der Angriff wurde beschlossen und begann. Erstaunt sahen die Böhmen den anstürmenden Feind, widerstanden anfangs tapfer, aber bald kam Unordnung, dann Schrecken in ihre Reihen, die Ungarn flohen zuerst, andere Schaaren stürzten ihnen nach, das ganze Heer zerfloß und zerstreute sich nach allen Seiten. In Zeit einer Stunde hatte Maximilian den vollständigsten Sieg errungen und rückte noch am Abend vor die Stadt. Friedrich begehrte von seinem Vetter einen Waffenstillstand auf 24 Stunden, dieser gewährte nur acht Stunden, und als der unglückliche Fürst die Lage der Dinge überblickte, die Bürger unzuverlässig, die Katholiken ihm abgeneigt, und die Soldaten seit Langem ohne Sold, sogar Willens schienen, ihn als Gefangenen und Pfand zu behalten: da entschloß er sich mit den Seinigen zur eiligen Flucht und verließ mit Tages Anbruch Prag, ohne seine geheimen Papiere mit sich zu nehmen, durch welche in der Folge über Viele das Verderben kam. Der siegreiche Herzog zog in die Stadt ein, ließ die Bürger dem Kaiser huldigen, übertrug die Verwaltung des Landes dem Fürsten Lichtenstein und kehrte, mit Jubel begrüßt, nach Bayern zurück und zog triumphirend in München ein, wo er später der seligsten Jungfrau zum Dank für den errungenen Sieg eine Marmorsäule auf dem Marktplatze errichtete.

Der pfälzische Krieg.

Friedrich eilte nach Schlesien und kam mit seiner Familie und geringem Gefolge am 17. November in Breslau an. Von dort erließ er ein dringendes, bewegliches Schreiben an die Unirten und mahnte sie, bei der ihnen allen drohenden Gefahr das Nöthige bei Zeiten vorzusorgen, schrieb ermunternd an die böhmischen Stände und an den Grafen Mansfeld, daß er tapfer den Kampf fortsetze. Da er jedoch bald hörte, wie schlimm seine und der Stände Sache

in Böhmen stehe, begab er sich mit dem Beginn des Jahres 1621 mit seiner Familie nach der Mark Brandenburg. Sein Schwager, der Kurfürst Georg Wilhelm, der nach seines Vaters Tode erst vor Kurzem die Regierung angetreten hatte, war nach Preußen gereist und seine zurückgebliebenen Räthe waren kaum zu bewegen, der pfälzischen Familie einige Zimmer auf dem Schlosse zu Küstrin einzuräumen, wo Elisabeth unter den traurigsten Umständen eines Sohnes genas. Und kaum hatte der Kaiser den Aufenthaltsort Friedrich's erfahren, als er schon sein Mißfallen darüber dem Kurfürsten von Brandenburg ausdrückte, worauf sich Friedrich heimlich und unkenntlich nach Wolfenbüttel begab, denn die Gemahlin des Herzogs war Elisabeth's Muhme, von da zog er mit wachsender, ansehnlicher Begleitung nach Holland und kam, 14. April 1621, im Haag an, begrüßt von dem Prinzen Moritz und vielen Fürsten und Herren.

Indessen hatten sich Mähren und Schlesien dem Kaiser unterworfen, gegen welchen sich nirgends mehr Widerstand zeigte und er konnte darauf ganz als Sieger verfahren. Am 22. Januar 1621 verhängte er die Acht über Friedrich, den Fürsten von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf und den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, ohne weiter in dieser Sache die Kurfürsten zu hören; zu Vollziehern des Spruches wurden Maximilian von Bayern in der oberen Pfalz, in der unteren der Erzherzog Albert, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und der Kurfürst von Sachsen ernannt. Wohl fragte man damals und später: Wie durfte der Kaiser Richter in eigener Person sein? Wie hat sich Friedrich gegen die kaiserliche Majestät vergangen, da über die böhmische Krone nur ein Streit war, zwischen dem Pfalzgrafen und Ferdinand, dem Erzherzoge? Weshalb erfolgte der Spruch erst nach der für Friedrich unglücklichen Schlacht? Aber der Sieg gebar mit der Gewalt ein neues Recht.

Die Spanier waren in der unteren Pfalz unter Brennen und Plündern allmälig immer weiter vorgedrungen; zwar hatten die Unirten noch im vorigen Jahre Unterstützung von Holland und England erhalten, der Graf Friedrich von Nassau hemmte noch die Fortschritte der Feinde, gerieth aber bald in Zwist mit den Führern der Union, der Markgraf Joachim Ernst von Anspach gestattete den Angriff gegen die Spanier selbst zur günstigsten Zeit nicht und fand, wie er schon Gelder aus England für sich allein genommen hatte, immer Mittel und Vorwand, die Entscheidung zu verzögern und die Spanier zu schonen, worüber sonderbare Gerüchte entstanden. Bald horchten die Unirten den Vorstellungen des Kurfürsten von Mainz und des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, schlossen Waffenstillstand, schickten Gesandte an den Kaiser, wünschten ihm Glück zu seinem Siege, entschuldigten ihre kriegerische Haltung die nicht gegen ihn, sondern gegen Spinola wäre; baten, er möge dem Pfalzgrafen wegen

seiner Jugend verzeihen und die von den Spaniern eingenommenen Orte demselben zurückgeben. Darauf entgegnete der Kaiser, Friedrich solle vorher seine Verbrechen bekennen, um Verzeihung bitten und die Kriegskosten bezahlen; wegen der von den Spaniern genommenen Orte habe er bereits Verordnung gethan, daß die Unschuldigen so viel wie möglich geschont und geschützt würden.

Die Union erklärte dann am 12. April 1621, daß alle Feindseligkeiten aufhören und sie dem Pfalzgrafen weder mittelbar noch unmittelbar Beistand leisten und dem Kaiser treu und gehorsam sein wollen. Nach dieser Erklärung übergaben sie den Oberbefehl über die englischen und holländischen Hülfsschaaren deren Anführern, daß diese den Pfalzgrafen schützen möchten. Moritz von Oranien aber rief seine Soldaten zurück, damit sie nicht dem Feinde preisgegeben und vernichtet würden. Die Union, früher so viel versprechend und so wortmuthig, löste sich auf. Wer im Bunde gewesen, eilte die Gunst des Kaisers zu gewinnen, dies that auch der Fürst Christian von Anhalt, dessen Sohn in der Schlacht bei Prag gefangen und durch einen Kniefall Verzeihung erhalten hatte, sie wurde auch dem Vater gewährt, der von da an dem Kaiser ergeben, die Sache seines ehemaligen Herrn und Freundes bekämpfen half, für welchen sich nirgends mehr Hülfe zeigte, zumal der König Jakob selbst durch die inständigsten Bitten seiner Tochter nicht aus seiner Unthätigkeit erweckt wurde.

Gleich nach der Einnahme von Prag wurden die darin noch weilenden Direktoren auf Tilly's Befehl bewacht, dann aber von ihm selbst gemahnt, sich eiligst durch die Flucht zu retten. Sie blieben. Am 28. Februar 1621 aber wurden alle die Männer, welche während der verhängnißvollen Zeit sich durch Wort und That als Gegner des Kaisers hervorgethan — ihrer achtundvierzig — plötzlich verhaftet, andere vorgeladen, ein Blutrath aus Soldaten und Hofdienern niedergesetzt und von diesem das Urtheil gesprochen. Am 21. Juni wurde das Blutgericht vollzogen, 24 Männer starben den Tod durch das Schwert, drei durch den Strang, bei vielen wurde die Strafe noch verschärft durch Ausreißen der Zunge, oder Abhacken der rechten Hand, oder sogar durch das lebendig Viertheilen, wobei der Heldenmuth unglaublich erscheint, mit dem Alle den Tod erduldeten und den hülfreichen Bekehrungsdienst der Jesuiten im letzten Augenblick zurückwiesen. Die Summe der eingezogenen Güter betrug über fünf Millionen dreihundertvierundsiebenzig Tausend Thaler, von welchen die Jesuiten einen großen Theil erhielten. Diese waren bestimmt, Böhmen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. In einem darüber veröffentlichten Rechtfertigungs-Schreiben hieß es: der Kaiser habe aus angeborner Tugend mit dem Pfalzgrafen und den Böhmen nicht gnädiger verfahren können, als geschehen sei.

Der politische Krieg war siegreich für den Kaiser geendet, alsobald begann der religiöse, wie es schon lange der Plan des

Papstes war, der in seiner Freude nicht genug Worte des Dankes für Maximilian finden konnte wegen des Sieges bei Prag, weil er die Sache so schnell und herrlich geführt und unter Gottes Leitung die treulosen Feinde Christi und die Rebellen der römischen Herrschaft besiegte. Nun dürfen wir, schrieb er, zuversichtlich hoffen, du werdest dir um die Kirche noch größere Verdienste erwerben und zeitliche und ewige Belohnung erlangen. Wiederholt mahnte er ihn, auszudauern im Kampfe gegen die Ketzer, und dazu wies er ihm Geld an bei den Wechslern in Augsburg. Die Protestanten schienen diese Pläne nicht zu kennen, oder sie achteten sie noch wenig; der Zwist zwischen ihnen dauerte fort und die Lutheraner freuten sich sogar über die Niederlage der ihnen verhaßten Kalvinisten. Gegen das Ende des Jahres 1621 befahl der Kaiser allen böhmischen Predigern und Lehrern, welche kalvinische oder ähnliche Irrthümer gelehrt, verbotenen Sekten angehangen, oder sich irgend einer Theilnahme an Unruhen in Böhmen schuldig gemacht, auszuwandern. Um diese Zeit erschien von Einem des pfälzischen Adels eine Schrift, die mit einer Mahnung schloß, die allen Protestanten galt: Für Friedrich ist alle Hülfe dahin, der König von England ihm abgeneigt, die Evangelischen unter einander in Zank und Hader, die katholische Kirche ist von Gott erhöht und befestigt worden, erkenne es und werde katholisch!

Der Graf von Mansfeld war nicht in der Schlacht bei Prag und behauptete Pilsen fortwährend. Auf ihn setzte Friedrich allein noch sein Vertrauen, und Mansfeld führte nicht blos für ihn, sondern seines eigenen Vortheils wegen den Krieg fort, denn er hatte zur Werbung und Unterhaltung seiner Schaaren sein Vermögen geopfert und suchte es durch den Krieg wieder zu gewinnen. Um so mehr trachtete Maximilian, die Liga zur Fortsetzung der Geldbeiträge bei der fortdauernden Gefahr für sie selbst zu bewegen, vor Allem wollte er Mansfeld bezwingen oder gewinnen und bald begannen zwischen Beiden die Verhandlungen, da der Graf, von keiner Seite unterstützt, sich allein zu behaupten verzweifelte. Ihn zu befriedigen, wendete sich Maximilian an die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, daß sie die von Mansfeld geforderte Summe gewähren möchten, denn geschehe dieses nicht, so dürfe man die Abdankung des Kriegsvolkes desselben nicht hoffen und es sei zumal für die Stifter die größte Gefahr zu besorgen. Diesen Plan billigten freudig alle katholischen Fürsten und äußerten, wenn er dieses zu Stande bringe, so sei es eine größere That als die Schlacht bei Prag. Friedrich aber ermahnte den Grafen, er möge den lockenden Anträgen kein Gehör geben und die Sache der Evangelischen nicht verlassen.

Während der Verhandlungen, die sich wegen wirklichen oder geheuchelten Geldmangels von Seite der Ligisten in die Länge zogen und ohne Erfolg blieben, hatte sich Mansfeld in der oberen Pfalz einer trefflichen Stellung versichert. Als er durch einen aufgefangenen

Brief Maximilian's wahre Absicht — nicht den Frieden, sondern nur den Besitz der Pfalz — erkannte, wußte er durch eine geschickte Wendung den ihm gegenüber gelagerten Tilly zu täuschen und in die Rheinpfalz mit seinen Schaaren zu entkommen, wohin Tilly ihm folgte. Darauf fiel die obere Pfalz in die Gewalt des Herzogs, der daselbst als Sieger waltete und die Einwohner ihre Treue gegen ihren unglücklichen Fürsten hart büßen ließ. Die drohenden Schreiben des englischen Gesandten blieben unbeachtet, da er wußte, er habe vom Könige Jakob nichts zu befürchten, durch den vertrauten Briefwechsel mit dem Viceprovinzial der Jesuiten in England kannte er ganz genau die Verhältnisse am englischen Hof. Der Papst aber drängte ihn zur eifrigen Fortsetzung des Krieges: er möge sich ja nicht aufhalten lassen durch Unterhandlungen, die nur Fallstricke seien, vom Fürsten der Finsterniß gelegt. Wir vertrauen dir, schrieb er, daß du niemals die Waffen freiwillig niederlegst, als bis du den Pfalzgrafen ganz vertrieben, der katholischen Religion volle Sicherheit gewährt und dem römischen Reiche (Herrschaft) das Ansehen vermehrt hast. Dann mahnt er ihn, er solle sich selbst an die Spitze des Heeres in der Rheinpfalz stellen zur Ermuthigung desselben und zum Schrecken der Feinde.

Maximilian aber war unzufrieden, weil ihm die Frucht seines Sieges, die Uebertragung der pfälzischen Kurwürde, nicht reifen wollte und er verlangte deshalb wiederholt vom Papste, daß er Spanien und Oesterreich bestimme, zu halten, was man ihm versprochen habe. Dagegen gelobte er, nicht allein den Pfalzgrafen, sondern alle Protestanten in Deutschland auszuroden und des Papstes Hoheit in den nördlichen Ländern zu befestigen; wenn man ihn aber stecken lasse, so wolle er ein anderes Mal weder dem Papste noch Spanien, noch viel weniger Oesterreich trauen. Auf solches Drängen sandte der Papst Gregor XV. einen eigenen Unterhändler, den Kapuziner Hyacinth, nach Wien, daß er dort und dann auch in Brüssel und Madrid, je nach Zeit und Gelegenheit, Alles betreibe. Darauf schrieb er an Maximilian: Wir haben den Kaiser und die übrigen katholischen Fürsten auf's Neue ermahnt und ermahnen dich, die katholische Religion standhaft zu vertheidigen, daß du, nachdem die Ketzer niedergeschlagen sind, auch im Rathe siegreich erscheinest. Dann erst kann die katholische Kirche sich rühmen, daß ihr deine Triumphe genützt haben, wenn der Pfalzgraf des Rechtes der Kaiserwahl beraubt wird." Und auf des Papstes Mahnung wurde schon am 22. September 1621 die pfälzische Kurwürde heimlich vom Kaiser dem Maximilian zugesprochen.

Aber Mansfeld führte mit seinen Schaaren den Krieg am Rheine fort, entwich, von Tilly bedrängt, nach dem Elsaß und ließ seine Leute nach Kriegsart walten, wagte, geschlagen, stets von Neuem den Kampf, entging selbst glücklich den Meuchelmördern, und die Länder am Rhein litten furchtbar. Vergebens erließ der Kaiser eine

neue Achterklärung gegen den kühnen Häuptling, der unvermuthet einen Kampfgenossen erhielt. Christian, der jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, hatte die unglückliche schöne Elisabeth, sein Geschwisterkind, auf ihrer Flucht gesehen und ward so erregt, daß er mit einer Begeisterung, die an die Zeiten des Ritterthums erinnerte, für sie zu kämpfen beschloß. Ohnehin über den Kaiser erzürnt, der ihm die Belehnung mit dem Bisthum Halberstadt verweigerte, sammelte er Kriegshaufen, die er auf Kosten der reichen Stifte in Westphalen unterhielt. Offen kündete er allen katholischen Geistlichen den Krieg an, hatte auf seinem Helm einen Handschuh der Elisabeth und auf seiner Fahne die Schrift: „Für Sie!“ Er nahm aus dem Domschatz zu Paderborn die silbernen Statuen der Apostel, rufend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: »Gehet in alle Welt?« Ich will euch hinausschicken.“ Darauf ließ er sie einschmelzen und Münzen prägen mit der Umschrift: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind.“

Da auch der Markgraf von Baden-Durlach mit mehreren Heerhaufen für Friedrich auf dem Kampfplatze erschien und Mansfeld bald hier bald dort dem Tilly widerstand und der Herzog Christian sich mit ihm zu vereinigen strebte, glaubte Friedrich durch sein persönliches Erscheinen in der Pfalz seine Sache zu fördern. Er verließ seine Zufluchtstätte Haag, durcheilte unerkannt Frankreich, und kam gerade zur Zeit an der pfälzischen Grenze an, als Mansfeld mit den Gesandten der Infantin der Niederlande unterhandelte, die ihn zum Weichen aus der Pfalz zu bewegen suchten. Sobald er Friedrich's Anwesenheit erfuhr, brach er die Unterhandlung ab und der Kampf gegen Tilly wurde mit größerem Eifer und Erfolg geführt, daß es schien, es könne das Land für seinen rechtmäßigen Fürsten behauptet werden. Da trat wieder eine Wendung ein: der König Jakob verlangte, Friedrich solle sich mit Mansfeld nur vertheidigungsweise verhalten und Gesandte nach Brüssel zur Unterhandlung schicken, die er selbst schon angeknüpft habe. Zugleich versprach er für das Wohl und die Ehre des pfälzischen Hauses zu sorgen. Vergebens warnte Friedrich vor den zweideutigen Versprechungen und während er in seinem Vorschreiten zögerte, wurde der Braunschweiger von Tilly überfallen und rettete nur wenige seiner Leute zu Mansfeld. Dann zog sich auch der Markgraf von Baden vom Kampfe zurück. Zwar schickten England, Dänemark und Kursachsen wiederholt Gesandte an den Kaiser, um die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen zu erlangen, aber Ferdinand fand stets neue Vorwände zur Verzögerung: die Sache hänge nicht so fast von ihm als von dem Herzoge von Bayern ab, dieser dagegen verwies die Gesandten nach Brüssel und sie ließen sich von dem Einen zum Andern schicken, indessen sich die Spanier und Ligisten immer weiter in der Pfalz ausbreiteten. Dem wiederholten Drängen der Vermittler, und um dem Kaiser jeden weiteren Vorwand zur Verweige-

rung eines friedlichen Vergleiches zu nehmen, entließ Friedrich seine Soldaten und den Herzog Christian und Mansfeld aus seinem Dienste, oder er wollte vielmehr, daß sie nicht mehr in seinem Namen den Krieg fortsetzen möchten. Darauf begab er sich zu seiner Familie nach Sedan und erwartete den Erfolg der Unterhandlungen seines Schwiegervaters.

Sogleich nach seiner Abreise zeigte sich, wie sehr sie Beide getäuscht waren. Tilly bestürmte und nahm Heidelberg, dann auch das Schloß, welches standhaft lange widerstanden hatte, zwei Tage wütheten die siegreichen zügellosen Schaaren in der Stadt. Die Freude des Papstes bei der Nachricht vom Falle Heidelbergs war unbeschreiblich und sogleich ertheilte er seinem Nuntius in Köln den Auftrag, daß er von Maximilian die berühmte Büchersammlung für den heil. Stuhl verlange. Jahrhunderte lang hatten die pfälzischen Fürsten weder Mühe noch Kosten gescheut, den herrlichen Bücherschatz von allen Orten her zu sammeln und zu vermehren. Der Papst wünschte denselben nach Rom versetzt und diese Goldgrube zu schließen, aus welcher die Protestanten bisher, wie er sagte, die gemeinsten Schlacken auszugraben gewohnt waren, um die katholische Kirche anzufeinden. Er schien sie aber auch als Entschädigung für die dem Herzoge zum Kriege gegebenen Gelder zu verlangen. Und Maximilian willfahrte, ein eigener Gesandter überbrachte die Glückwünsche desselben über die Einnahme der Stadt und den Dank für das Geschenk, dessen Werth er zu würdigen verstand. „Deutschland, das so lange in Schmerz und Trauer danieder lag, darf endlich das Festgewand der Freude anlegen und Loblieder anstimmen und die Siege des mächtigen Heerführers und des katholischen Bundes preisen. Mit Freudentönen begrüßen Wir deine Hoheit ob der Eroberung, da deine Siege der katholischen Religion Sicherheit gewähren und das Gebiet des römischen Reiches erweitern. Wir finden aber keine Worte, dir die Freude über das der heil. Kirche angenehme Geschenk auszudrücken, welches du Frömmster aller Sieger gleichwie ein Denkmal der besiegten Irrlehre dem Fürsten der Apostel und Uns dargebracht hast.“

Auch an Tilly schrieb der Papst, ertheilte ihm seinen Segen, empfahl ihn der göttlichen Majestät und sandte ihm als Unterpfand seiner Liebe reiche geistliche Geschenke mit Ablässen, und versprach ihm auf seinen Wunsch noch andere. „Der Gott der Heerschaaren hat mit dir gekämpft“, schrieb er, „Heidelberg, die Schmiede des Verraths und der Sitz der Irrlehre, ist gefallen.“ Um den kostbaren Schatz sicher nach Rom zu bringen, wurden alle möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen, und fünfzig Frachtwagen schleppten denselben über die Alpen, 1623.

Mansfeld und Christian von Braunschweig waren nach der Abreise Friedrich's geneigt, mit ihren gesammten Heerschaaren in den Dienst des Kaisers zu treten, oder, wenn er ihrer nicht bedürfe,

sogleich das Reich zu verlassen, im Fall er ihnen allgemeine Verzeihung gewähre. Die Unterhandlungen begannen, aber auch die Infantin in Brüssel, der König von Frankreich und der Herzog von Bouillon wollte sie gewinnen, dieser für die Hugenotten; der spanische Feldherr Gonzalo de Cardova jedoch hoffte sie durch bestochene Verräther ihrer eigenen Leute zu verderben. Sie entgingen glücklich allen Nachstellungen, kamen mit ihren Schaaren an den Grenzen Brabants an, mußten sich da mit den Spaniern schlagen, siegten und eilten dann nach Holland. In Breda ließ sich Christian unter Pauken- und Trompetenschall den linken Arm abnehmen, der ihm in der letzten Schlacht durch eine Kugel zerschmettert war, und ließ dem Spinola sagen: der tolle Herzog hat zwar einen Arm verloren, aber den andern behalten, sich an seinen Feinden zu rächen.

Der Sieg des Kaisers und der Katholiken war vollständig; wie sie ihn benützen würden, zeigte sich aus aufgefangenen Briefen: Gott will, daß man die Feinde der katholischen Religion vernichte, so viele wunderbare Siege geben den Willen des Himmels genugsam zu erkennen. Jetzt stehen bleiben, wäre gegen ihn der größte Undank. Zuerst unterjocht man die, welche Friedrich's Sache geführt, dann greift man die Reichsstädte an, in die man mit List Besatzung legt, und die sich weigern, zwingt man. So geschah es. Die Soldaten Tilly's lagerten sich in den freien Städten ein und übten Erpressung aller Art. Die Gedrückten klagten es dem Kurfürsten von Sachsen, wie man offen gegen sie predige und sie lutherische Schelme und Ketzer nenne. Derselbe schrieb darüber an Mainz und Darmstadt, erhielt wenig Trost, dagegen die Einladung, auf dem Reichstage zu erscheinen und seine Klagen vorzubringen. Damals ließ der Kaiser, ehe er zum Reichstag nach Regensburg ging, alle Räthe in den drei Städten von Prag absetzen, die sich im Geringsten der lutherischen Lehre zugethan gezeigt hatten, die zwei deutschen Kirchen der Evangelischen schließen und versiegeln, den deutschen Predigern alle Amtsübungen in und außer den Kirchen jener Städte verbieten.

Vergebens bat jetzt Kursachsen den Kaiser, er möge die treu geleisteten Dienste erwägen und die Augsburger Religionsverwandten nicht zuwider dem Majestätsbrief verfolgen. Ferdinand ließ darauf auch die Kirchen der Evangelischen auf dem Lande sperren und die Prediger mit Gewalt ausschaffen. Der kurfürstliche Hofprediger Hoe, welcher den Haß seines Herrn gegen die Reformirten genährt und als Lohn für seine treuen Dienste für das kaiserliche Haus von den eingezogenen böhmischen Gütern mehrere tausend Thaler erhalten hatte, klagte jetzt eben so vergebens, wie der Kurfürst: Das hätte ich nimmermehr gedacht! Die Reformirten aber wiederholten den Lutheranern die frühere Warnung, wie es nun offenbar sei, daß alle Evangelischen sollen unterdrückt werden.

Auf diesem Reichstage wurde die pfälzische Kurwürde feierlich am 25. Februar 1623 an Maximilian von Bayern übergeben, trotz dem Widerspruche Kursachsens und Brandenburgs, und des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der den Familiengesetzen gemäß die nächsten Ansprüche auf jene Kurwürde vor Maximilian zu haben behauptete. Alle Einsprüche waren vergebens, der französische Hof, dem Papste ergeben, stimmte bei, vielleicht in der Hoffnung, die Erhöhung Maximilian's werde dem Wachsthum Oesterreichs hinderlich sein.

So war denn erfüllt, was der Papst und Maximilian anstrebten, jetzt war, wie Gregor XV. voll Freude schrieb: den Ketzern jede Hoffnung entrissen, sich des römischen Reiches zu bemächtigen, niedergeschmettert, werden sie ihren Muth sinken lassen, und sollte der Fürst der Finsterniß eine auswärtige Macht aufregen, der ist ein verlorener Mann, unser Helfer und Streiter ist der Herr, mächtig in der Schlacht, dessen Zorn Niemand widerstehen kann.

Der niedersächsisch-dänische Krieg.

Die Vorgänge in Regensburg erregten zwar den Unwillen der Evangelischen, veranlaßten sie jedoch nicht zu Thaten, nur mehrere der niedersächsischen Stände beriethen sich schon während des Reichstages, wie man der drohenden Gefahr begegnen könne; Christian von Braunschweig mahnte dringend, zu bedenken, was geschehen sei und was noch kommen werde. Mansfeld hatte sich indessen nach Ostfriesland, Christian aber nach Niedersachsen gewendet, um neue Schaaren zu werben und das benachbarte katholische Gebiet heimzusuchen. Maximilian, der neue Kurfürst, begehrte dagegen von der Liga fortdauernde Hülfe und sandte den Tilly nach jenen Gegenden. Als sich dieser in der Nähe des Fürstenthums Braunschweig lagerte, schlossen der König von Dänemark, als Herzog von Holstein, Kurbrandenburg, Braunschweig und Mecklenburg, dazu die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen und Lüneburg, einen geheimen Bund, um sich vor Tilly und Mansfeld zu schützen, und ernannten den Herzog Christian zum Anführer. Als aber Tilly den braunschweigischen Ländern immer näher rückte, deutete ihm der regierende Fürst Friedrich Ulrich an, das niedersächsische Volk sei nicht gegen den Kaiser, und sein Bruder diene nur zum Schutz des Landes. Indessen bewarb sich Maximilian selbst bei dem Kaiser um Verzeihung für Mansfeld, daß man diesen nicht zur Verzweifelung treibe, und der Kaiser war willfährig und wollte

auch dem Christian verzeihen. Aber dieser, obgleich vom niedersächsischen Kreis selbst zur Aussöhnung gedrängt, wies das Anerbieten zurück, tadelte die Kreisstände wegen ihrer Lauheit, und weil sie dann trachteten, ihn zu entwaffnen und die Katholiken noch mehr zu stärken, wollte er abziehen. Tilly folgte ihm und schlug ihn bei Stattlo in Westfalen, 6. Aug. 1623, zwang dann auch den Mansfeld, die mit ihm wegen Mangel ohnehin unzufriedenen Schaaren zu entlassen. (Anfang d. J. 1624.) Dieser aber ging darauf nach England, wo für Friedrich eine kriegerische Stimmung herrschte, um Unterstützung zum neuen Kampfe zu erlangen.

Der König Jakob dachte jedoch nicht an Krieg, unterhandelte fortwährend, sandte seinen Sohn nach Spanien, daß er auf die Vermählung dringe, und der päpstliche Nuntius selbst schien diese Angelegenheit fördern zu wollen, welche nur durch den Unterschied der Religion zwischen Bräutigam und Braut verzögert werde. Dieses Hinderniß könne der König und sein Sohn, wenn anfangs auch heimlich, durch den Uebertritt zur katholischen Kirche entfernen, worauf dann auch zu seinem ewigen Ruhme das Volk zur Mutterkirche zurückkehren würde. Schon hatten katholische Priester, Bischöfe und Jesuiten sich insgeheim in England eingefunden und im Stillen geworben; Jakob war zu großen Begünstigungen für die Katholiken geneigt, das englische Volk aber zeigte offen seine Theilnahme für die unglückliche Königstochter und die pfälzische Familie und Abneigung gegen die spanische Heirath.

Der Kronprinz durchschaute endlich das treulose Spiel, fürchtete, er könnte selbst als Geisel in Spanien zurückbehalten werden und entkam heimlich und glücklich nach England. Das im Februar 1624 zusammenberufene Parlament erklärte: Weil alle Verhandlungen bisher vergeblich gewesen, solle der Pfalzgraf mit Waffengewalt wieder in sein Land eingesetzt und Spanien für einen Feind erklärt werden, weil es die Krone Englands entehrt, die reformirte Religion verfolgt und weil die Kinder Sr. Majestät größtentheils durch Spanier aus ihren Landen seien vertrieben worden. Das Parlament schrieb selbst an den Pfalzgrafen und sicherte ihm Hülfe zu; die Katholiken in England wurden entwaffnet, eine Geldsteuer ausgeschrieben und neue Kriegspläne entworfen.

Indessen kam von einer anderen Seite her die Versuchung an den König Jakob und an Friedrich. Es erschien ein Kapuziner in weltlicher Kleidung in London und betheuerte dem Könige mit Wissen und Billigung Maximilian's: Dieser wolle dem Pfalzgrafen zurückgeben, was er in der unteren Pfalz inne habe, gegen Vergütung der Kriegskosten könne Friedrich auch die obere Pfalz einlösen; zur Versicherung der katholischen Staaten gegen künftige Beunruhigung sei aber nöthig, daß von den Kindern des Pfalzgrafen eines oder zwei am bayerischen Hofe erzogen werden, dann könne später durch eine Heirath die Einigkeit zwischen beiden Häusern

wieder befestigt werden. Der König horchte dem Vorschlage und erklärte sich nur aus Furcht vor den Puritanern in England nicht offen; Friedrich aber, zu welchem der Kapuziner nach Haag kam, wies das Ansinnen zurück, zeigte sich jedoch zu jeder anderen Unterhandlung geneigt. Darauf erging an ihn selbst die dringende Mahnung, katholisch zu werden, weil er nur dadurch Land und Leute wieder erhalten könne, da er von nirgends her sonst Hoffnung dazu habe; aber Friedrich und Elisabeth verwarfen mit Unwillen den gegebenen Rath und bald zeigte sich, daß die ganze Unterhandlung nur zu dem Zwecke ersonnen war, ihn mit seiner Glaubensänderung der Schmach und Verachtung der Protestanten preiszugeben und ihm auch die Zuneigung und Hülfe des englischen Volkes zu entziehen, worauf dann jede Hoffnung zu seiner Wiedereinsetzung schwinden müßte. Maximilian hatte sich in Heidelberg bereits so eingerichtet, als wolle er dort von Zeit zu Zeit seinen Wohnsitz nehmen. Und ein Jesuit schrieb: So lange dies Kurland der Kaiser, Spanien und Maximilian behalten, kann man von dort aus leicht alle Anschläge der Gegner vereiteln, ja sie selbst sammt ihrer Religion von Grund aus vertilgen. Daher ist die Zurückgabe nie zu rathen, man muß vielmehr dem Pfalzgrafen und den Lutheranern ein solches Joch auflegen, daß sie sich nie wieder erholen können.

Maximilian rüstete noch fortwährend, während die Liga beisteuerte und er wurde dann auch in den Kurverein aufgenommen; der Kurfürst von Sachsen, eifriger dem Trunk und Sauhetzen als der Sache der Evangelischen ergeben, erhielt vom Kaiser für seine friedliche Gesinnung die obere und niedere Lausitz. Alle Klagen Friedrich's waren vergebens und vergebens begehrte der König Jakob den auf Treu und Glauben von seinen Hülfsvölkern übergebenen Theil der pfälzischen Lande, ebenso vergebens verlangte die Mutter Friedrich's von Berlin aus, wohin sie sich zu ihrer Tochter geflüchtet hatte, ihr Wittum und vergebens Friedrich's Bruder sein Erbtheil. Die jesuitische List fand immer einen Vorwand zur Verweigerung und als man endlich keinen mehr gegen die gerechten Forderungen finden konnte, ertheilte man gar keine Antwort mehr. Die pfälzische Familie blieb geächtet und die Gegenreformation schritt immer gewaltiger vor.

Dessen ungeachtet verzweifelten die Freunde Friedrich's und die Evangelischen nicht und suchten insgeheim nach einer thätigen Hülfe und sie schien ihnen vom fernen Norden her zu winken. In Schweden herrschte Gustav Adolf, der Enkel des Gustav Wasa und Sohn Karl's IX. (geb. 1591, 9. Dezember), eben so tapfer als fromm und aus innerer Ueberzeugung der lutherischen Lehre ergeben. Als sein Oheim Sigismund zu seiner schwedischen die polnische Krone und zugleich die katholische Religion annahm, wendete sich Adel und Volk in Schweden allmälig zu dem Reichsverweser Karl, der nach dem Willen der Reichsstände im Jahre 1604 den Thron bestieg,

schon im Jahr 1611 starb und denselben seinem Sohn Gustav Adolf hinterließ. Ihn zu verdrängen und Schweden wieder für die katholische Religion zu gewinnen, strebten Sigismund und der Papst und die Jesuiten, um so umsichtiger waltete der junge König, führte die von seinem Vater geführten Kriege mit Tapferkeit und Glück fort, schloß Frieden mit Dänemark und Rußland und durchreiste darauf Deutschland. Gerade zu der Zeit, als Friedrich sich zur Annahme der böhmischen Krone entschloß, kam der König nach Heidelberg, billigte den Entschluß desselben und äußerte, er selbst wolle nach Umständen das Seinige zur Erhaltung der Evangelischen beitragen. Dann ging er nach Berlin an den Hof, freiete und führte die Prinzessin Marie Eleonore, die Schwester des Kurfürsten, als seine Gemahlin nach Schweden. Dankbar erinnerte er sich in der Folge der guten Förderung, welche Friedrich dabei gethan und dessen geheimer Rath Camerarius wies schon nach der Schlacht bei Prag auf Schweden hin. Weil aber der König damals wieder in einen schweren Krieg mit Polen verwickelt war und die Ausgleichung der pfälzischen Sache durch Englands Macht und Vermittelung leicht und nahe schien, dachte man nicht weiter an Schweden. Jetzt aber, in der höchsten Noth, schien von dorthin allein noch Hülfe und ein völliger Umschwung der Dinge möglich.

Am schwedischen Hofe war für die pfälzische Sache bereits der Pfalzgraf Johann Casimir von Zweibrücken-Kleeberg thätig, der auf seinen Reisen auch nach Schweden gekommen war, dort Kriegsdienste genommen, bald das volle Vertrauen Gustav Adolf's und dessen Stiefschwester Katharina zur Gemahlin gewonnen hatte. Derselbe, tief bekümmert über das Unglück seines Hauses, tröstete die Verbannten, mahnte zur Ausdauer und versprach ihnen die Theilnahme seines königlichen, ritterlichen Schwagers. Gustav Adolf selbst war schon aufmerksam der großen Umwälzung in Deutschland gefolgt und hatte durch seinen Gesandten die vereinigten Staaten der Niederlande vor Spanien gewarnt, welches nach dem Siege über die Pfalz sich gegen sie wenden werde. Als am Ende September 1623 Friedrich den Camerarius nach Schweden sandte, versprach der König zu helfen, sobald er nur könne, deshalb solle man ihn in Polen unterstützen und Mansfeld und dem Herzog Christian die Mittel sichern, daß sie mit einem Heere in Böhmen und Schlesien einrücken und die Sache der Evangelischen wieder aufrichten.

Die Freunde Friedrich's in England wollten, er solle sich selbst an die Spitze des Heeres stellen. Aber diesem Plane widerstrebte der König Jakob, der damals sein ganzes Vertrauen auf Mansfeld setzte. In England sammelte sich bereits ein Heer, dahin kam auch der Herzog Christian, und die beiden Kriegshäuptlinge, mit Geld reichlich ausgestattet, schienen die Retter der Pfalz und der Evangelischen zu werden. Aber wieder waltete ein Unstern,

Jakob wollte nur unterhandeln und hemmte jedes Unternehmen im Entstehen, die von England ausgesandte Flotte durfte weder in Frankreich landen, noch in den Niederlanden, während des Hin- und Herirrens auf dem Meere brach unter dem Volke eine großartige Krankheit aus; endlich lagerte sie bei Herzogenbusch. Unvermögend, mit dem geschwächten Heere den Niederländern gegen die Spanier beizustehen, wendeten sich die beiden Häuptlinge nach Westphalen. Da hauseten ihre zügellosen Schaaren in gewohnter Weise, Mansfeld sorgte nur für sich, verschleuderte das ihm gewährte Geld und machte die gerechte Sache überall verhaßt.

Indessen war Jakob in England, 5. April 1625, gestorben, ihm folgte sein Sohn, Karl I., der sich noch in demselben Jahre mit einer Schwester Ludwig's XIII. vermählte, und die pfälzische Angelegenheit ernstlich, seiner Schwester zu Liebe, zu führen versprach, die mit ihrem Gemahl und den Kindern kummervoll in Haag einer günstigen Wendung ihres Geschickes entgegenharrte. Gegen Ende dieses Jahres wurde ein Bündniß geschlossen zwischen den vereinigten Staaten, England und dem Könige Christian IV. von Dänemark, zu dessen Beitritt auch Gustav Adolf eingeladen wurde. Dieser hatte mit gesteigerter Theilnahme das Wachsthum und Walten des österreichisch-spanischen Hauses in Deutschland beobachtet und erkannt, daß auch gegen ihn selbst der Kampf in Polen genährt werde. Deshalb hatte er für die Beschleunigung des Bundes geworben und zur schnellen Entscheidung durch Waffengewalt gemahnt, sich freundlich mit Dänemark verglichen, und zur gemeinschaftlichen Ausführung des entworfenen Planes sich bereit erklärt. Um die Eifersucht des Königs von Dänemark nicht zu reizen, wollte er gern auf die Oberanführung verzichten, wenn nur Einheit im Plan und in der Ausführung walte, und von England die Hülfsgelder kämen. Nach seinem Rath sollte man die Liga in ihrem eigenen Gebiete aufsuchen. Bald aber bemerkte er bei den Verbündeten Lauheit und Uneinigkeit, zog sich von der Unterhandlung zurück, entschuldigte sich, wünschte dem Dänenkönige Glück zu seinem schönen Vorhaben, und antwortete auf Karl's neue Einladung, er sei bereit zu helfen, wenn man reife Entschlüsse gefaßt habe, indessen wolle er seine Sache in Polen führen. Durch seinen Kanzler Oxenstierna ließ er jedoch wiederholt betheuern, er habe seinen Plan nicht aufgegeben, nur verschoben, bis er den günstigen Augenblick erkenne.

Der Kaiser und Maximilian waren gerüstet und freuten sich der Aussicht auf die Fortdauer des Krieges in der zuversichtlichen Hoffnung auf den Sieg, da sie die Sache der Protestanten unfähigen Händen anvertraut sahen. Die Hülfe, welche Frankreich dem Dänenkönige und Mansfeld insgeheim leistete, war nur schwach, denn der in Frankreich übermächtig gebietende Kardinal Richelieu haßte die Evangelischen und wollte nur nicht, daß sie ganz unter-

liegen, sondern daß der Kaiser und seine Verbündeten sich im Kampfe mit denselben schwächen, während Frankreich um so sicherer seine eigenen Pläne verfolgen und die Hugenotten allmälig ganz bezwingen könnte.

Bisher hatte der Kaiser alle Siege dem Kurfürsten Maximilian und der Liga zu danken; als jetzt ein neuer Krieg drohte, erhielt er unerwartet einen Feldherrn und ein Heer, das ihm allein gehören sollte. Albrecht von Waldstein, genannt Wallenstein, erbot sich für ihn zu kämpfen. Er stammte von dem Schlosse gleichen Namens in Böhmen, hatte sich nach einer wild durchlebten Jugend mit einer alten reichen Wittwe vermählt, und lebte nach ihrem frühen Tode unabhängig auf seinen Gütern. In der Begierde, sich auszuzeichnen, warb er auf eigene Kosten dreihundert Reiter und brachte diese dem Erzherzoge Ferdinand als Hülfsschaar im Kriege desselben gegen Venedig, machte mit ihnen manchen glücklichen Zug, und ward durch seine Pracht, Freigebigkeit und Leutseligkeit allgemein bekannt, daß sich Viele in seinen Dienst begaben. Er gewann das Vertrauen Ferdinand's, die Gunst seiner Räthe, wurde in den Grafenstand erhoben, und war dem habsburgischen Hause treu ergeben. Als die Böhmen sich erhoben, wies er deren Bewerbung zurück, sammelte ein Regiment tüchtiges Fußvolk und kämpfte für den Kaiser in Schlesien und in der Prager Schlacht. Er kaufte viele von den eingezogenen böhmischen Gütern um geringe Preise, und erhielt von Ferdinand gleichsam zur Entschädigung für die bisherige Unterhaltung seiner Kriegsschaar die Herrschaft Friedland. Als nun ein neuer Krieg drohte, meldete er dem Kaiser, er wolle ohne Beihülfe ihm ein Heer von 40—50,000 Mann aufstellen. Der kaiserliche Hof war anfangs darüber erstaunt, billigte dann freudig das Anerbieten, da zu eben der Zeit die Gefahr von Norddeutschland her dringend und Tilly der vereinigten Macht des Dänenkönigs und Mansfeld's nicht gewachsen erschien. Zugleich wollte sich Ferdinand von dem Feldherrn der Liga und von dieser selbst unabhängig machen und den Einfluß Maximilian's beschränken.

Als die Werbungstrommel des Wallenstein erscholl, sammelten sich alsobald viele von den Schaaren Mansfeld's und des Braunschweigers um ihn und sonst viel Volk aus aller Herren Ländern, Kroaten und Ungarn, Kosaken und Polen, denn er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Die Obersten brachten ihm ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Compagnien, die sie auf eigene Hand geworben, und an deren Spitze sie deshalb von Wallenstein gehalten wurden, und er, der allgemeine Heerführer, bürgte für Schadloshaltung derselben. Es bildeten die Obersten zusammen gewissermaßen eine Körperschaft von Staatsgläubigen, an deren Spitze Wallenstein als General stand. Er verstand es, die Kriegssteuer so einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Trupppen wohl gesorgt war. Unmäßig im Belohnen und Be=

Jakob wollte nur unterhandeln und hemmte jedes Unternehmen im Entstehen, die von England ausgesandte Flotte durfte weder in Frankreich landen, noch in den Niederlanden, während des Hin- und Herirrens auf dem Meere brach unter dem Volke eine großartige Krankheit aus; endlich lagerte sie bei Herzogenbusch. Unvermögend, mit dem geschwächten Heere den Niederländern gegen die Spanier beizustehen, wendeten sich die beiden Häuptlinge nach Westphalen. Da hauseten ihre zügellosen Schaaren in gewohnter Weise, Mansfeld sorgte nur für sich, verschleuderte das ihm gewährte Geld und machte die gerechte Sache überall verhaßt.

Indessen war Jakob in England, 5. April 1625, gestorben, ihm folgte sein Sohn, Karl I., der sich noch in demselben Jahre mit einer Schwester Ludwig's XIII. vermählte, und die pfälzische Angelegenheit ernstlich, seiner Schwester zu Liebe, zu führen versprach, die mit ihrem Gemahl und den Kindern kummervoll in Haag einer günstigen Wendung ihres Geschickes entgegenharrte. Gegen Ende dieses Jahres wurde ein Bündniß geschlossen zwischen den vereinigten Staaten, England und dem Könige Christian IV. von Dänemark, zu dessen Beitritt auch Gustav Adolf eingeladen wurde. Dieser hatte mit gesteigerter Theilnahme das Wachsthum und Walten des österreichisch-spanischen Hauses in Deutschland beobachtet und erkannt, daß auch gegen ihn selbst der Kampf in Polen genährt werde. Deshalb hatte er für die Beschleunigung des Bundes geworben und zur schnellen Entscheidung durch Waffengewalt gemahnt, sich freundlich mit Dänemark verglichen, und zur gemeinschaftlichen Ausführung des entworfenen Planes sich bereit erklärt. Um die Eifersucht des Königs von Dänemark nicht zu reizen, wollte er gern auf die Oberanführung verzichten, wenn nur Einheit im Plan und in der Ausführung walte, und von England die Hülfsgelder kämen. Nach seinem Rath sollte man die Liga in ihrem eigenen Gebiete aufsuchen. Bald aber bemerkte er bei den Verbündeten Lauheit und Uneinigkeit, zog sich von der Unterhandlung zurück, entschuldigte sich, wünschte dem Dänenkönige Glück zu seinem schönen Vorhaben, und antwortete auf Karl's neue Einladung, er sei bereit zu helfen, wenn man reife Entschlüsse gefaßt habe, indessen wolle er seine Sache in Polen führen. Durch seinen Kanzler Oxenstierna ließ er jedoch wiederholt betheuern, er habe seinen Plan nicht aufgegeben, nur verschoben, bis er den günstigen Augenblick erkenne.

Der Kaiser und Maximilian waren gerüstet und freuten sich der Aussicht auf die Fortdauer des Krieges in der zuversichtlichen Hoffnung auf den Sieg, da sie die Sache der Protestanten unfähigen Händen anvertraut sahen. Die Hülfe, welche Frankreich dem Dänenkönige und Mansfeld insgeheim leistete, war nur schwach, denn der in Frankreich übermächtig gebietende Kardinal Richelieu haßte die Evangelischen und wollte nur nicht, daß sie ganz unter-

liegen, sondern daß der Kaiser und seine Verbündeten sich im Kampfe mit denselben schwächen, während Frankreich um so sicherer seine eigenen Pläne verfolgen und die Hugenotten allmälig ganz bezwingen könnte.

Bisher hatte der Kaiser alle Siege dem Kurfürsten Maximilian und der Liga zu danken; als jetzt ein neuer Krieg drohte, erhielt er unerwartet einen Feldherrn und ein Heer, das ihm allein gehören sollte. Albrecht von Waldstein, genannt Wallenstein, erbot sich für ihn zu kämpfen. Er stammte von dem Schlosse gleichen Namens in Böhmen, hatte sich nach einer wild durchlebten Jugend mit einer alten reichen Wittwe vermählt, und lebte nach ihrem frühen Tode unabhängig auf seinen Gütern. In der Begierde, sich auszuzeichnen, warb er auf eigene Kosten dreihundert Reiter und brachte diese dem Erzherzoge Ferdinand als Hülfsschaar im Kriege desselben gegen Venedig, machte mit ihnen manchen glücklichen Zug, und ward durch seine Pracht, Freigebigkeit und Leutseligkeit allgemein bekannt, daß sich Viele in seinen Dienst begaben. Er gewann das Vertrauen Ferdinand's, die Gunst seiner Räthe, wurde in den Grafenstand erhoben, und war dem habsburgischen Hause treu ergeben. Als die Böhmen sich erhoben, wies er deren Bewerbung zurück, sammelte ein Regiment tüchtiges Fußvolk und kämpfte für den Kaiser in Schlesien und in der Prager Schlacht. Er kaufte viele von den eingezogenen böhmischen Gütern um geringe Preise, und erhielt von Ferdinand gleichsam zur Entschädigung für die bisherige Unterhaltung seiner Kriegsschaar die Herrschaft Friedland. Als nun ein neuer Krieg drohte, meldete er dem Kaiser, er wolle ohne Beihülfe ihm ein Heer von 40—50,000 Mann aufstellen. Der kaiserliche Hof war anfangs darüber erstaunt, billigte dann freudig das Anerbieten, da zu eben der Zeit die Gefahr von Norddeutschland her dringend und Tilly der vereinigten Macht des Dänenkönigs und Mansfeld's nicht gewachsen erschien. Zugleich wollte sich Ferdinand von dem Feldherrn der Liga und von dieser selbst unabhängig machen und den Einfluß Maximilian's beschränken.

Als die Werbungstrommel des Wallenstein erscholl, sammelten sich alsobald viele von den Schaaren Mansfeld's und des Braunschweigers um ihn und sonst viel Volk aus aller Herren Ländern, Kroaten und Ungarn, Kosaken und Polen, denn er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Die Obersten brachten ihm ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Compagnien, die sie auf eigene Hand geworben, und an deren Spitze sie deshalb von Wallenstein gehalten wurden, und er, der allgemeine Heerführer, bürgte für Schadloshaltung derselben. Es bildeten die Obersten zusammen gewissermaßen eine Körperschaft von Staatsgläubigen, an deren Spitze Wallenstein als General stand. Er verstand es, die Kriegssteuer so einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Trupppen wohl gesorgt war. Unmäßig im Belohnen und Be-

strafen hielt er strenge Manneszucht und genoß eines Ansehens, wie selten ein Kriegshäuptling, der vor Allem seine Soldaten liebte, und wenig nach dem Glaubensbekenntnisse fragte, und eben so wenig den Priestern gewogen war.

Sobald sein Heer über zwanzigtausend Mann zählte, brach er aus Böhmen auf und wendete sich nach dem fränkischen Kreis, brandschatzte Nürnberg und zeigte damit deutlich, auf welche Weise er seine Schaaren erhalten wolle, nach dem Grundsatze: der Krieg ernährt den Krieg. Dann führte er dieselben gegen den niedersächsischen Kreis. Darauf zog er gegen die Elbe hin, willens, ohne Tilly vorzugehen, weshalb der Kaiser und Maximilian die beiden Feldherren zur Eintracht und zu gegenseitigem Beistande ermahnten. Tilly hielt mit seinen Schaaren an der Weser, und konnte nicht hindern, daß diese die Umgegend verwüsteten.

Um nicht unvermuthet von den Ligisten überfallen zu werden, rüsteten die Stände des niedersächsischen Kreises und erkoren den König von Dänemark zum Kreisobersten. Auf die Abmahnungen des Kaisers und Tilly's entgegneten sie, daß sie keinen Angriff, sondern nur sich zu vertheidigen beabsichtigen; aber Tilly bemächtigte sich darauf des Passes bei Höxter, und begann so zuerst den Krieg. Damals konnte er noch leicht besiegt und zurückgedrängt werden, da er ohne die Unterstützung Wallenstein's hätte kämpfen müssen, aber gerade damals stürzte der König (Juli 1625) bei Hameln, während er die Wachen umritt, in eine tiefe Grube und war eine Zeit lang kampfunfähig. Doch wollte er, obgleich er von England vergebens Geld und Soldaten erwartete, das dem Gustav Adolf zum Trotz übernommene Werk nicht aufgeben. Mansfeld hatte sich von ihm mit seinen Schaaren schon getrennt, ward von Wallenstein am 25. April 1626 überfallen, geschlagen und verfolgt, und der Sieger gewährte ihm nirgends Erholung, und jagte ihn durch Schlesien nach Ungarn. Als Mansfeld dort die von Bethlen Gabor gehoffte Hülfe nicht erhielt, übergab er den Rest seiner Schaaren dem Herzoge Ernst von Weimar, daß er sie dem Dänenkönige zuführe, er selbst wollte über Venedig nach England eilen, um Geld und Mannschaft zu fordern, um auf's Neue den Kampf in Deutschland fortzusetzen: da erkrankte er auf türkischem Gebiete zu Urakowitz schwer, ließ sich Harnisch und Schwert umgürten, und starb aufrecht stehend zwischen zwei Offizieren, 26. Nov. 1626. Schon vor ihm war Christian von Braunschweig einer Krankheit erlegen.

Der niedersächsische Bund ging indessen seiner Auflösung entgegen, Christian der Aeltere und Georg von Braunschweig schlossen ihren Frieden mit dem Kaiser, andere wankten, nirgends zeigte sich Einigkeit und rechter Muth zu wirksamen Handeln. Statt des versprochenen Geldes erhielt der Dänenkönig von England nur Worte und sein mißvergnügtes Heer war schon im Zustande der Auflösung, als es von Tilly am 27. Aug. 1626 bei Lutter am Barenberg

überfallen, geschlagen, er selbst beinahe gefangen und darauf immer weiter zurückgedrängt wurde.

Beinahe zur selben Zeit wurde der Aufstand der Bauern in Oesterreich unterdrückt, welche, in Verzweifelung wegen vielfachen Druckes in religiösen und weltlichen Dingen, sich gegen ihre Dränger erhoben hatten. Sogleich nach des Kaisers Rückkehr von Regensburg in seine Erblande erging der Befehl: alle evangelischen Prediger und Schullehrer sollen das Land verlassen, die freie Religionsübung sei nur Anmaßung; die Universität Wien wurde zur Annahme, Festhaltung und Vertheidigung der katholischen Lehre ermahnt, den Bürgern befohlen, nach dieser zu leben. Der lutherische Gottesdienst sammt dem Postillenlesen und der Unterricht in Glaubenssachen sollte aufhören, vielmehr Alle sich an Sonn- und Feiertagen in den katholischen Pfarrkirchen einfinden und bis zu den Osterfeiertagen 1628 sich Alle zur katholischen Religion bekennen oder auswandern und von seinem Vermögen den zehnten Theil Nachsteuer und seiner Herrschaft das alte gewöhnliche Freigeld geben, zugleich sollten alle protestantischen Bücher ausgeliefert und künftig keine mehr verkauft werden. Darüber entstand im Frühjahr 1626 ein furchtbarer Aufstand des Landvolkes, welchen der bayerische Statthalter, Graf Herberstorf, mit Grausamkeit zu unterdrücken versuchte. Vergebens hatten die Geängsteten und Gedrückten bei dem Kaiser und Maximilian über die unerhörte Unbarmherzigkeit desselben geklagt, wie er ohne Untersuchung auch ganz Unschuldige hängen und andere martern lasse und wie man den Auswandernden beinahe Alles nehme. Während des ganzen Sommers dauerte der furchtbare Kriegszustand, bis Maximilian den Grafen Heinrich Gottfried von Pappenheim mit achttausend Mann in das Land sandte, der schlug die Bauern entscheidend, darauf kehrten gegen das Ende des Jahres die minder Betheiligten zu ihren Geschäften zurück, die anderen zerstreuten sich nach allen Seiten, die Gefangenen wurden hingerichtet. Die Stände aber führten schwere Klagen über den Statthalter bei dem Kaiser, auf dessen ernstliche Mahnung Maximilian endlich eine Untersuchung über denselben verhängen mußte, jedoch befahl, sie so zu leiten, daß demselben alles zu seiner Vertheidigung und nicht zur Verkleinerung erfolge. Weil die bayerische Herrschaft in Ober-Oesterreich so ganz verhaßt war, wollte der Kaiser das Land davon befreien und er bot dem Kurfürsten Bayerns statt des ihm übergebenen Pfandes die obere Pfalz und verkaufte diese sammt den diesseits des Rheins gelegenen Aemtern der unteren Pfalz um dreizehn Millionen Gulden, die er ihm für die aufgewendeten Kriegskosten schuldete. Auf diese Weise ließ sich Maximilian durch das Gut seines Vetters und seines eigenen Geschlechtes entschädigen. 22. Februar 1628.

Schon früher, ehe die obere Pfalz sein Eigenthum war, ließ Maximilian daselbst die katholische Religion einführen, aber als er sich ganz als Herrn des Landes betrachtete, schickte er Jesuiten und

Soldaten als Bekehrungsapostel. Wer trotz des harten Druckes seinem lutherischen Glauben nicht entsagte, mußte auswandern, denn der Fürst leide keinen Unkatholischen im Lande. Dasselbe geschah im Herzogthum Neuburg und sollte am Rhein durchgeführt werden. Alle Erfolge, welche der römische Stuhl dadurch erlangte, verdankte er, wie der Papst wiederholt versicherte, dem glühenden Eifer Maximilian's, er war und blieb der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Herstellung der päpstlichen Herrschaft mittels der Religion in Deutschland, seine Mahnungen, Bitten und Vorstellungen hielten den Bund der katholischen Fürsten zusammen, deshalb wies der Papst seine Gesandten, ob er sie nach Frankreich, England oder Belgien schickte, immer zuerst auf ihrem Wege nach jenen Ländern an ihn.

Und damals hielt der Papst Urban VIII. sein Ansehen und seine Macht schon wieder für so fest gegründet und bald wieder über ganz Europa verbreitet, daß er alle die Hoheits- und Rechtsansprüche, welche die Päpste im Laufe der Zeiten sich zugesprochen hatten, zusammenfassen und aller Welt zur strengen Befolgung aufzeichnen und verbreiten ließ. Das geschah in der berühmten Nachtmahlsbulle, 1. April 1627. Alle Christgläubigen sollen als Glieder eines Leibes unter dem Haupte Christus und seinem Statthalter auf Erden, dem römischen Papst, dem Nachfolger des allerseligsten Petrus verbunden sein. Verflucht und gebannt seien alle Hussiten, Wiclefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Kalvinisten, Hugenotten, Wiedertäufer, Trinitarier und Abgefallene vom christlichen Glauben, wie auch alle und jede andere Ketzer, wie sie immer heißen mögen und alle, die ihnen glauben, sie aufnehmen, überhaupt alle ihre Vertheidiger und die, welche ihre Bücher, die eine Ketzerei enthalten oder von der Religion handeln, wissentlich lesen oder behalten oder drucken. Gebannt und verflucht seien alle und mit dem Interdikt belegt, die von den päpstlichen Anordnungen auf ein künftiges allgemeines Concil appelliren; alle die, welche in ihren Ländern neue Abgaben auflegen oder vermehren oder fordern, außer in Fällen, die ihnen vom Recht oder aus besonderer Erlaubniß des apostolischen Stuhles vergönnt sind. In zwanzig bezeichneten Fällen ist Bann und Fluch ausgesprochen und am Ende befohlen: Von diesen Verordnungen soll Keiner durch Jemanden als nur vom römischen Papst losgesprochen werden, außer wenn er dem Tode nahe ist und auch dann nur, wenn er gewährleistet, daß er den Befehlen der Kirche Gehorsam und Genüge leisten wolle. Und alle Lossprechung und selbst die des Papstes soll unkräftig sein, wenn man nicht das widerruft, was gegen die gegenwärtige Bulle ist. Diese Verordnungen sollen alljährlich wenigstens einmal feierlich in den Kirchen verkündet und den Gläubigen eingeschärft werden.

Wallenstein war indessen von der Verfolgung des Mansfeld nach Böhmen zurückgekehrt und hatte von da aus sich nach Nord-

deutschland begeben und sein Heer mit dem des Tilly vereinigt. Der König von Dänemark, immer weiter zurückgedrängt und ohne Hoffnung, die übermächtigen Feinde zu besiegen, neigte sich zum Frieden, aber Maximilian mahnte, ja jetzt den Krieg fortzusetzen, man könne dabei die Dänen selbst dem Könige abwendig machen, weil er ohne ihre Billigung den Krieg unternommen habe. Der Krieg dauerte fort und Christian IV., nicht im Stande, sich länger auf dem Festlande zu behaupten, schiffte sich nach seinen Inseln ein. Wallenstein aber führte den Krieg durch seine Soldaten fort, die er gegen Mecklenburg ziehen ließ. Die Herzoge dieses Landes hatten sich an den Dänenkönig angeschlossen, nach dessen Besiegung aber dem Kaiser gehuldigt. Diese Unterwerfung sollte ihnen als zu spät nicht frommen, ihr Land war verwirkt und Wallenstein gab seinen Obersten Auftrag, es zu erobern und zu besetzen, er selbst ging nach Böhmen, wo er den Winter von 1627 auf 1628 zubrachte und in beständiger Bewegung und Unruhe weitaussehende Pläne entwarf: wie sich der Kaiser als das höchste Haupt der Christenheit nicht blos gegen die Türken schützen, sondern sie selbst aus Europa vertreiben und ein Weltreich sich gründen könnte. Für sich selbst aber verlangte er als Belohnung für seine Siege das Herzogthum Mecklenburg, zu dessen völliger Besitznahme er selbst aus der Ferne alle Anstalten traf. Und der Kaiser gewährte es ihm anfangs als Pfand für die aufgewendeten Kriegskosten (19 Januar), später aber im April als wirkliches Lehen des deutschen Reiches, zu dessen Fürsten Wallenstein gehören sollte. Abgeordnete des Kaisers und des neuen Herrn kamen und nahmen die Huldigung an und vergebens wendeten sich die Herzoge, Stände und Ritterschaft an den Kaiser und an den Kurfürsten von Sachsen, um Milderung des harten Spruches zu erwirken, vergebens wendeten sie sich in Schriften an die öffentliche Meinung. Bald zeigte sich der Plan des Kaisers offen, welchen Maximilian gerathen hatte: Er müsse, um die Herrschaft sich und der katholischen Religion zu sichern, eine Admiralität errichten, dann insgesammt die Holländer angreifen und ihnen allen Handel im Reiche niederlegen. Darauf könne man die Ketzer in ihren vom Meere beschützten Reichen selbst angreifen und besiegen, denn nur in diesen sei die evangelische Lehre bis jetzt noch siegreich geblieben. Deshalb galt es zunächst, Herr der Ostsee zu werden und der wichtigsten Häfen mit List oder Ueberfall sich zu bemächtigen, vor allem aber Stralsund's.

Diese Stadt, unter der Landeshoheit des Herzogs von Pommern, war Mitglied der Hanse, hatte sich bisher selbständig regiert und weigerte sich standhaft, kaiserliche oder Wallenstein'sche Besatzung einzunehmen oder den Durchzug zu gestatten. Da es aber schon Anfangs April an Pulver fehlte, schickten sie deshalb ein Schiff nach Danzig, es wurde aber von dem Könige Polens und den Reichsständen, den eifrigen Katholiken, zurückgewiesen. Dies erfuhr Gustav

Adolf, der mit seiner Flotte auf der Rhede vor Danzig lag, schickte auf das Schiff der Stralsunder eine Last Pulvers als Geschenk, pries den Muth der Bürger und ermunterte sie, treu bei der evangelischen Religion auszuharren und nie zu zweifeln, daß Gottes Hand so reiner Absicht beistehe. Geschenk und Schreiben thaten außerordentliche Wirkung; die Bürger schlugen jeden Sturm ab, daß Wallenstein, auf diese Nachricht heftig erzürnt, selbst zu dem Heere aufbrach, um die trotzige Stadt zu bezwingen und drohte: „Und wenn diese Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte sie doch herunter!" Aber die Bürger widerstanden und schlossen am 25. Juni einen Bund mit Gustav Adolf, der versprach, sich der Stadt anzunehmen und ihr sogleich Hülfe zu schicken, sie aber gelobten, ohne seine Beistimmung nicht mit dem Feinde zu unterhandeln und die anderen Hansestädte zum Bunde mit Schweden zu veranlassen, doch Alles unbeschadet der Reichsverbindung und der Reichspflichten.

Wenige Tage darauf erschien Wallenstein selbst und leitete die Belagerung immer näher und schrecklicher und es erfolgte Sturm auf Sturm, schon setzte man die Frauen und Jungfrauen nach Schweden über und wollte sich ergeben: da fiel ein furchtbarer Regen, der mehrere Tage lang anhielt und vertrieb die Soldaten aus den Laufgräben und Schanzen, Arnim, der Oberanführer, selbst erkrankte und als ein neuer Sturm abgeschlagen wurde und Wallenstein erkannte, alle seine Anstrengung sei vergeblich, suchte er nur einen Vorwand, um mit Ehren abzuziehen. Als dann eine neue Verstärkung aus Schweden ankam, verließ er das Lager und befahl dem Arnim, die Belagerung aufzuheben. Glücklicher war er anderwärts, er zwang Rostock und Krempe, kaiserliche Besatzung einzunehmen und ließ sich zum General des oceanisch-baltischen Meeres ernennen, um den gehaßten Gegner in Schweden selbst anzugreifen. Aber er hatte keine Flotte, von Lübeck erhielt er nur die Bewilligung, auf ihren Werften Schiffe zu bauen, dann fehlte es an Holz und sein Ehrgeiz blieb auf das Festland beschränkt.

Indessen dauerte der Krieg gegen Dänemark durch Tilly mit abwechselndem Glück fort, und die Güter des holsteinischen Adels und der geflüchteten Bürger galten als willkommene Beute. Da zeigte sich Wallenstein unvermuthet zu Friedenshandlungen mit dem Dänenkönige geneigt, um zum ruhigen Besitze von Mecklenburg zu gelangen, denn er fürchtete, Christian IV. möchte sich mit Gustav Adolf gegen ihn verbinden. Der Friede wurde geschlossen, 12. Mai 1629: der König entsagte allen deutschen Bündnissen und der niedersächsischen Kreisoberstenstelle, sowie allen Ansprüchen auf deutsche Erz- und Hochstifter für sich und seine Söhne. Kein Wort erwähnte in der Friedensschrift des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich's oder Stralsunds, oder der Herzoge von Mecklenburg, sie blieben ihrem Schicksale überlassen.

Um sich in seinem neuen Besitzthum Mecklenburg noch mehr zu sichern, wollte Wallenstein auch den Grafen Tilly und Pappenheim Länder verschaffen, daß sie als seine Nachbarn zur gemeinsamen Vertheidigung ihrer Güter gezwungen wären. Schon früher hatte er gewünscht, der Herzog Bogislav von Pommern möchte sich Stralsunds annehmen, daß man ihn aus seinem Lande vertreiben könnte: „denn Pommern stände Mecklenburg gewaltig an". Jetzt richtete er seinen Plan auf Braunschweig-Lüneburg, ließ durch ein Gericht, an dessen Spitze er den Pappenheim stellte, das Betragen des Herzogs Friedrich Ulrich untersuchen und veranlaßte dessen Räthe durch List und Drohungen, gegen ihren Fürsten auszusagen. Da wendete sich der bedrängte Herzog an Maximilian von Bayern und dieser verlangte ernst mahnend vom Kaiser, daß derselbe in seiner landesfürstlichen Regierung geschützt werde; dem Pappenheim aber befahl er, von solchem Wesen abzustehen, zu welchem er gegen sein Vorwissen sich von einem Fremden habe verleiten lassen. Und damals entstand tiefe Abneigung zwischen Maximilian und Wallenstein. Dieser, für den Besitz Mecklenburgs besorgt, dessen Herzoge mit dem Könige von Schweden verwandt, von daher Hülfe erwarteten, schickte den Arnim mit einigen Heerhaufen nach Polen, damit Gustav Adolf, fortwährend in Krieg verwickelt, von anderen Unternehmungen fern gehalten würde. Auf dessen Klage über solch' offenbar feindlich gegen ihn gerichtetes Verfahren, entgegnete Wallenstein: der Kaiser bedürfe jener Mannschaft nicht mehr und der König von Polen habe sie in seine Dienste genommen.

Die Protestanten in Deutschland waren besiegt und hatten kaum noch eine leise Hoffnung, die Freiheit ihres Glaubens zu retten; auch in Frankreich waren sie unterlegen, der einzige Zufluchtsort der Reformirten, Rochelle, ergab sich an Richelieu, der die Belagerung geleitet hatte, am Ende Oktobers 1628. Die Macht der Evangelischen in jenem Lande war für immer gebrochen.

Das Restitutions-Edikt.

Jetzt schien es Zeit in Deutschland, das begonnene Trauerspiel, nach dem Ausdrucke der Jesuiten, zu enden: die evangelische Verbindung aufgelöst, die Fürsten in Norddeutschland durch Verträge oder Furcht niedergehalten, und jeder Versuch zum Widerstande gegen die kaiserlichen Befehle schien gar leicht im Entstehen schon zu erliegen. Da erschien vom kaiserlichen Hofe aus das Restitutions-Edikt — der Befehl zur Wiederherstellung aller geistlichen Güter, welche seit dem Abschlusse des Passauer Vertrages von den Evangelischen

waren eingezogen worden, und des Religionsfriedens sollten nur die genießen, welche dem Augsburger Glaubensbekenntnisse folgen. Diesen Befehl hatte Maximilian mit den Jesuiten und den päpstlichen Gesandten seit Jahren immer dringender gefordert, jetzt wirkte sein Erscheinen wahrhaft wie ein niederschmetternder Blitzstrahl auf die Protestanten; der seit einem Jahrhundert befestigte Güterbesitz und der religiöse Glaube waren nicht blos gefährdet, sondern geradezu für widerrechtlich und geächtet erklärt. Vergebens widersprachen Kursachsen und Brandenburg, selbst Wallenstein hielt dies Vorgehen für unklug. Aber alle Klagen und Bitten verhallten unbeachtet, durch alle Kreise wurden Bevollmächtigte zum Vollzuge des Befehles aufgestellt, und beigefügt: Wer gehorche, dem werde die Verbindlichkeit, die unterdessen von den eingezogenen Gütern genossenen Früchte zurückerzustatten, erlassen, den Widerspenstigen aber auch diese Zurückerstattung auferlegt.

Darauf begann die kaiserliche Reformation durch ganz Deutschland, am heftigsten zuerst in der Reichsstadt Augsburg, in welche man heimlich zur Nachtzeit Kriegsvolk gebracht und die Thore und vornehmsten Straßen besetzt hatte. Alsobald wurden die lutherischen Kirchenpfleger und Prediger entsetzt, ein Galgen vor dem Rathhause aufgerichtet und ausgerufen: Alle Unkatholischen sollen abbestellt werden, Niemand soll sich mit Wort oder That gegen des Kaisers Befehl oder die katholische Klerisei bei Leibes- und Lebensstrafe erheben. Der Katechismus Luther's, die evangelischen Gesänge und Gebete, Schulmeister und Bücher wurden abgeschafft, alle Einwohner sollten katholisch werden. So verhöhnte man das im Edikt den Evangelischen gegebene Versprechen. Gleiches geschah in allen Städten in Süddeutschland, im Lande unter der Enns und in Schlesien, jetzt wurde auch des Adels nicht mehr geschont, fortan sollte nur die katholische Religion bestehen, und bald bekannten sich viele zu ihr, aber, wie der kaiserliche Geschichtsschreiber selbst sagt, mehr aus Furcht als Eifer. Vergebens bat die schwäbische und fränkische Ritterschaft in beweglichen Schreiben den Kaiser um Linderung des Kriegswesens und um Aufschub des Ediktes, und sie bei dem Passauischen und Religionsfrieden zu schützen, oder im Wege des Rechts und der Güte zu verfahren. Ferdinand entschuldigte sich, die Stände hätten ihn zu dem Befehle gedrängt, die Bischöfe jener Kreise aber baten, er möge in der Vollziehung nicht inne halten. In diesem Entschlusse bestärkten ihn seine Beichtväter, und der eine — Lämmerman — rühmte sich sogar, er sei Gottes Fiscal.

Der Kaiser war jetzt der übermächtige Gebieter in Deutschland, kein Feind stand ihm mehr im Felde gegenüber: da mahnten ihn die katholischen Fürsten um Verminderung der drückenden Last durch seine Heere; aber er wollte mittels dieser durch Wallenstein die Rückgabe der geistlichen Güter erzwingen, und konnte unter dem Vorwande, alle die, welche dem Dänenkönige beigestimmt und geholfen

hatten, als Majestätsverbrecher strafen und ihre Güter einziehen. Jetzt bedurfte er des Beistandes der Liga nicht mehr, und Maximilian ärntete die bitteren Früchte seiner Bemühungen: Undank vom Kaiser, Haß und Unwillen von allen Evangelischen, sein eigenes — das Wittelsbachische Geschlecht — war durch ihn entzweit und gedemüthigt, dessen Güter, nicht wie er gehofft und gewollt, unter ihm allein vereinigt, sondern zum Theil in fremder Gewalt und zum Theil verwüstet, und die Einwohner ihm abhold. Sein Ansehen als Bundesoberhaupt sank täglich mehr. Alles ging jetzt vom kaiserlichen Hofe aus, ward durch Wallenstein ausgeführt, die eigenen Länder der Liga waren nicht mehr vor Erpressung und Raub der kaiserlichen Soldaten sicher, und bald war die Furcht vor Unterdrückung bei den katholischen Fürsten allgemein.

Dieser Gefahr zu begegnen, versammelte Maximilian schon zu der Zeit, da die Friedensverhandlungen mit dem Dänenkönige zu Ende gediehen und das verhängnißvolle Edikt erschien, die Mitglieder der Liga zu Heidelberg zur Berathung, wie der Uebermacht des Kaisers und dem Trotz seiner Heerführer zu begegnen, und sie beschlossen, künftig Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und die durch das Bundesheer den Protestanten genommenen und besetzten Erzbisthümer und Bisthümer und andere Länder vor Erstattung sämmtlicher Kriegskosten nicht auszuliefern. Dem Kaiser aber drückten sie den sehnlichsten Wunsch nach einem allgemeinen Frieden aus, welchen herzustellen er einen Reichstag berufen möge. Er wurde dann auf den Juni 1630 nach Regensburg ausgeschrieben.

Durch Wallenstein war die Macht des Kaisers befestigt, unangreifbar, durch den glücklichen Emporkömmling war die Idee einer militärischen, alles zum Gehorsam zwingenden Herrschaft geweckt worden, von ihm hörte man die Worte: Man bedürfe der Kurfürsten nicht mehr, der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, wie es die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Ländern seien; es bedürfe keiner Kaiserwahl, dem Sohne des Kaisers gebühre die Nachfolge ohne Wahl. Gegen die Religion zeigte er sich gleichgültig, gelobte den mecklenburgischen Ständen bei ihrer Huldigung, sie bei dem Augsburger Glaubensbekenntnisse, wie hergebracht, ferner zu belassen, in seinem Heere dienten viele Söhne protestantischer Fürstengeschlechter, und er äußerte laut, die Bischöfe sollen nicht Land und Leute haben, und nur für das Geistliche sorgen. Solche Worte weckten und nährten den Haß der Bischöfe gegen ihn, dessen Folgen sich bald zeigten. Im Frühjahr 1630 stellten die vornehmsten Stände der Liga, während der Versammlung zu Mergentheim, ihre Forderungen für den Tag zu Regensburg fest: Vollständige Reform des kaiserlichen Heeres, Abschaffung der protestantischen Obersten, und eine Aenderung der Oberleitung des Heeres. Bereits hatte sich der Kardinal Richelieu, als der eigentliche Regent Frankreichs, eifersüchtig auf die wachsende Macht des Habsburgischen

Geschlechtes, mit denselben verständigt, und dem Kaiser auch von Polen her einen Gegner gewonnen.

Nach dem Willen Wallenstein's war Arnim mit einem Hülfsheer nach Polen geeilt, damit der Friede oder Waffenstillstand mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf verhindert und dieser im Kriege verwickelt bliebe, weil Wallenstein von ihm am meisten fürchtete. Aber die Schaaren Arnim's, welche in Deutschland ungestraft jede Barbarei verübten, erbitterten durch ihr Betragen die Polen, so daß man sie als die grausamsten Feinde verwünschte, Gustav Adolf schlug das vereinigte polnisch-kaiserliche Heer, schloß jedoch, sein Augenmerk auf Deutschland gerichtet, am 26. Sept. 1629 unter der Vermittelung Frankreichs und Brandenburgs Waffenstillstand mit Polen, vorerst nur auf 6 Jahre, und erhielt dadurch freie Hand zu anderen Unternehmungen. Arnim mußte Polen verlassen und trat als Feldmarschall in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen.

Im Juni 1630 zogen die drei geistlichen Kurfürsten und Maximilian von Bayern mit Entfaltung einer ungewöhnlichen Pracht in Regensburg ein. Für den Kurfürsten von Köln, Maximilian's Bruder, waren fünfhundert Wohnungen belegt, seine Pagen trugen schwarze, blau und weiß gestickte Sammetröcke, blaue, seidene Beinkleider, ebenfalls blau und weiß verziert, braune Mäntel mit blauen Aufschlägen und Stickereien, dazu kam eine Leibwache, ebenso kostspielig gekleidet. Der Kurfürst von Mainz hatte über zwanzig Edelleute bei sich, gekleidet in schwere, stark mit Gold besetzte Stoffe, in gleicher Weise war das Gefolge des Kurfürsten von Trier zu schauen, alles im grellen Gegensatze zu der Oede, Armuth und Trauer Deutschlands. Der Kaiser erschien mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Ferdinand, der bereits zum Könige von Ungarn ernannt war, in Begleitung von zwei Leibärzten, sieben Beichtvätern und Kaplänen, mit Kammerdienern, Kammerheizern, Kammerthürhütern, Kammertrabanten und Zwergen, Schalksnarren, Küchenschreibern, Mundköchen, Einkäufern, Zuschrottern, Kellerschreibern, Kellerdienern und anderen niederen Dienern, bis zu Küchenkehrern und Stiefelwichsern, und einer reichbesetzten Musik, und es wurde bei Hof allein täglich an neunundneunzig Tafeln gegessen. Wallenstein befand sich damals in Memmingen, und entgegnete auf die Einladung, nach Regensburg zu kommen, er habe dort nichts zu suchen, sein wahres Hauptquartier würde er in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen haben. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hatten ihre Gesandten geschickt, und ließen sich vergeblich mahnen, persönlich zu erscheinen.

In der Rede, mit welcher der Kaiser die Versammlung eröffnete, sprach er von seiner friedfertigen Gesinnung, aber noch sei des Krieges kein Ende: Holland rücke vor, Schweden drohe, Friedrich von der Pfalz habe sich noch nicht unterworfen, deshalb sollen die Versammelten auf Mittel denken, die Feinde abzuhalten und den

Frieden herzustellen. Dies schien um so nöthiger, als der Kurfürst von Sachsen meldete, am 24. Juni habe Gustav Adolf an der Küste Pommerns gelandet. Der Kaiser achtete aber so wenig darauf, daß er geringschätzig sagte: So hab' ich halt ein Feindl mehr. Seine Höflinge aber äußerten, der Schneekönig werde bald schmelzen, wenn er der Sonne der kaiserlichen Majestät nahe komme, wie vor ihm der Winter-König Friedrich. Sogleich hatte der Herzog von Pommern durch Gesandte um die Hülfe des Reiches gegen den Schwedenkönig gebeten, aber der Kaiser verbot nur bei harter Strafe allen Deutschen, Dienste unter den Schweden zu nehmen. Ihn beschäftigte vorzüglich der Plan, wie er von den Kurfürsten für seinen Sohn die Nachfolge im Reiche erhalten könnte. Statt jedoch darüber zu berathen, wollten sie vielmehr ihre alten Rechte sicher stellen und bald gingen harte Worte und heftige Schriften unter das Volk über die unerträgliche Herrschaft des spanisch-österreichischen Hauses, durch welches alle Nachbarn in Krieg verwickelt, Deutschland selbst arm und schwach und nur Oesterreich immer mächtiger werde. Nach dem Friedensschluß mit Dänemark sei kein Feind mehr in Deutschland gewesen, dessen ungeachtet seien die Heere nicht entlassen, vielmehr im Innern ein vernichtender Krieg selbst gegen Schuldlose fortgeführt worden. Am heftigsten klagte man über die Werbungen, Erpressungen und den Hochmuth der kaiserlichen Heerführer, besonders Wallenstein's: Nach Willkür wirbt er Mannschaft, lagert sie ein, schreibt Steuern aus, bereichert sich und seine Anhänger. Selbst des Kaisers Bruder Leopold berichtete: die Rohheit des Kriegsvolkes übersteige alle Vorstellung; Plündern, Brennen, Weiber schänden, Leute verstümmeln und todtschlagen, um der geringsten Ursachen willen, sei an der Tagesordnung; viele Unteranführer, schlecht auferzogen, haben jetzt drei- bis viermalhunderttausend Gulden, nicht etwa vom Feinde erbeutet, sondern das Meiste von katholischen Fürsten und armen Leuten, die jetzt mit unnatürlichen Speisen, Träbern und Knospen von Bäumen und mit Disteln ihr Leben fristen. Schon werde kein Acker mehr bebaut, weil alle Geräthe und Werkzeuge zerschlagen und verbrannt, der Dienst Gottes sei aus der Kirche, aus den Augen und Herzen der Menschen entwichen, Schande und Laster, die früher unbekannt, werden nun geübt und ertragen, die Jugend wachse ohne Erziehung dem Verderben an Leib und Seele entgegen. Diese und ähnliche Klagen mit der Darstellung der furchtbarsten Scenen wiederholten sich und alle Versammelten, am meisten Maximilian selbst, drangen, von den Jesuiten unterstützt, auf Entlassung Wallenstein's.

Nach langem Widerstreben wich der Kaiser dem Drängen der Kurfürsten und willigte in die Entlassung seines Feldherrn mit Protestation, alles hieraus entstehenden Unheils vor Gott und der Welt entschuldigt zu sein. Als die kaiserlichen Abgesandten dem gefürchteten Mann diese Nachricht mit Zagen überbrachten, sagte er

freundlich: Ich habe es längst aus den Sternen gelesen, daß der Geburtsstern Maximilian's den des Kaisers beherrscht, weswegen ich diesem keine Schuld beimesse. Darauf entließ er die Gesandten reich beschenkt, dankte in einem Schreiben dem Kaiser für das ihm bewiesene Zutrauen und bat, er möge ihn in den verliehenen Würden schützen und seinen Feinden nicht glauben. Dann verfügte er sich nach seinem Lieblingssitze Gitschin in Böhmen. Die Kurfürsten hatten einen wichtigen Sieg über den Kaiser errungen, auf ihr weiteres Drängen gestattete er nur, daß die Herzoge von Mecklenburg zwar ihr Recht ausführen könnten, Wallenstein jedoch indessen im Besitz bleiben solle; auch versprach er einen großen Theil des Kriegsvolkes zu entlassen, ohne Vorwissen der Stände ferner keinen Krieg zu führen und keine Steuer nach Gutdünken oder Willkür der Obersten auszuschreiben. Das Heer des Kaisers wurde auf neununddreißigtausend Mann festgesetzt, zu dessen Anführer aber nicht Maximilian, wie die Mitglieder der Liga wünschten, und auch nicht der Sohn des Kaisers, wie dieser wollte, sondern Tilly ernannt, jedoch so, daß das ligistische und kaiserliche Heer getrennt blieben. Der Nuntius drang auf die Ausführung des Restitutions-Ediktes, die sogenannte Gegenreformation wurde mit aller Strenge fortgesetzt und die geistlichen Güter eingezogen, auch wenn sie schon vor dem Passauer Vertrage in den Besitz der Evangelischen gekommen waren. So dauerte der Krieg fort, der Kaiser schloß den Fürstentag ohne Aussicht auf Frieden und ohne die Nachfolge seines Sohnes im Reiche erlangt zu haben. Den König von Schweden ließ er durch die Kurfürsten von seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abmahnen. Im Reichsabschied deutete er einfach an, wegen Schweden erwarte er die Unterstützung der Fürsten. Am 13. November 1630 kehrte er auf der Donau nach Wien zurück.

Am zweiten Tage darauf starb in Regensburg Johann Keppler, dessen der Wissenschaft überhaupt und insbesondere der Sternkunde gewidmetes Leben wie eine Oase in der wildbewegten Zeit erscheint. Geboren 27. Dezember 1571 im würtembergischen Dorfe Magstatt, kam er, in seiner Erziehung anfangs vernachlässigt, in die Bildungsanstalt für künftige Geistliche, wo er durch seine natürlichen Anlagen und seinen Eifer alle Mitschüler übertraf, wegen seines freien Forschens aber und weil er nicht blind die Eintrachtsformel verfechten wolle, zum geistlichen Stande für untüchtig erklärt wurde. Als er darauf von den Ständen Steiermarks als Lehrer der Mathematik nach Gratz gerufen wurde, lehrte und vertheidigte er die von allen Seiten her angegriffene Weltansicht des Kopernikus von der Bewegung der Erde um die Sonne, gegen den Wahn und die Verfolgungssucht der Priester, welche die Bibel als die Quelle auch für alle Wissenschaften hielten. Er beobachtete, ungeachtet seiner unvollkommen von ihm selbst aus Holz verfertigten Werkzeuge, da er in Deutschland vergebens einen Künstler für die Ausführung seiner Ideen suchte, mit Scharf-

sinn und unermüdetem Eifer die Natur und Bewegung der Himmelskörper. Aber bald traf ihn die Verfolgung, weil er sich offen zum Augsburger Glaubensbekenntniß hielt; er mußte, anfangs von den Jesuiten geschützt und geschont, das Land verlassen und die reichen Güter seiner Gattin um ein Geringes verpachten, und ging nach Prag, wo er unter Tycho de Brahe an der kaiserlichen Sternwarte arbeitete, um die von Kopernikus verfaßten astronomischen Tabellen zu verbessern. Gelassen ertrug er Tycho's Stolz und Uebermuth, den er weit überragte und dessen Stelle er endlich erhielt, aber sehr unregelmäßig besoldet wurde. Dort entdeckte er jene berühmten nach ihm genannten Gesetze der wahren Bahn und Bewegung der Planeten; erfand das Fernrohr mit zwei convexen Gläsern, zerlegte den Sonnenstrahl in sieben Farben und erforschte die Bildung des menschlichen Auges. Er suchte den Aberglauben an die Einwirkung der Kometen auf die Geschicke der Menschen zur Besserung dieser zu lenken und erinnerte sie, daß alles Irdische komme und vergehe und daß nicht die Kometen Unglück, Mord und Feindschaft bringen, sondern die Bosheit, Habsucht und Ehrgeiz der Menschen und daß vorzüglich die Kabinete der Fürsten alles Unglück erzeugen, und er warnte, sie möchten von ihrer ehrdurstigen Kühnheit abstehen, damit endlich ein allgemeiner Friede komme. Er widerlegte den Glauben an die Astrologie klar und sinnreich und zeigte, daß nicht die Gestirne, sondern der Mensch durch sein Wollen und Handeln sein Schicksal bestimme; zeigte auch zum Mißfallen der protestantischen Geistlichen die Nothwendigkeit des vom Papste Gregor XIII. verbesserten Kalenders.

In dieser Weise wirkte er zur Aufklärung der Menschen mitten in Kummer und Noth, da ihm seine Besoldung vom Kaiser Matthias so selten gereicht wurde, daß er beinahe betteln mußte und endlich als Lehrer an die lateinische Schule zu Linz ging. Doch hier wurde er von seinen eigenen Glaubensgenossen als Ketzer behandelt und bald darauf begann durch die Bosheit einiger Feinde ein Prozeß gegen seine siebenzigjährige Mutter als Hexe. Ein bestochener Richter wußte die einfache und geringe Sache zu drehen und zu verzögern, um eine Familie zu verderben. Ungeachtet der kräftigsten Vertheidigung Keppler's, der gleichwohl den Glauben an Hexerei nicht anzugreifen wagte, wurde der alten Frau das Urtheil zur Folter eröffnet. Der Henker zeigte ihr alle Marterwerkzeuge, erklärte die Art ihrer Anwendung und schilderte die Pein und mahnte sie die Wahrheit zu sagen: da fiel sie auf die Kniee und erklärte vor dem Himmel, sie sei keine Unholdin und wolle lieber sterben, als auf sich lügen, und betete das Vater Unser. Darauf ward sie aus Gnade frei gesprochen, aber die Familie war mit Schmach bedeckt; Keppler selbst war nach Linz zurückgekehrt, aber vergebens suchte er nach einer ruhigen Stätte. Doch schlug er aus Liebe zu seinem Vaterlande eine Einladung nach England aus, eine andere nach Italien aus Furcht, es möchte ihn das Schicksal des Jordan Brunus treffen, der

wegen seiner Weltansichten und Schmähens auf die Mönche in Rom war verbrannt worden, wie auch seine Schrift über die Harmonie der Welt verboten ward. Mit seiner Besoldung und einem Rückstand von 12,000 Gulden wurde er auf die Einkünfte des Herzogthums Mecklenburg an Wallenstein übergeben, wendete sich aus den kriegerfüllten Ländern nach Schlesien, und hin und her gedrängt kam er zuletzt nach Regensburg, seine Ansprüche vor dem Kaiser geltend zu machen. Krank von der mühevollen Reise und gekränkt durch die ihm gewordene Zurückweisung starb er.

Gustav Adolf und Wallenstein.

Als Schwedens König nach reiflicher Ueberlegung mit seinen Räthen bereit war, seinen unterdrückten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe zu kommen, ordnete er die Angelegenheiten seines Reiches so, als sollte er nie mehr zurückkehren, daß es gegen äußere und innere Feinde gleichmäßig geschützt sei. Er theilte den Ständen die Beweggründe seines Entschlusses mit, ließ seiner vierjährigen Tochter Christina für alle Fälle als künftiger Königin huldigen, ermahnte Alle zur Eintracht und Erfüllung ihrer Pflichten, empfahl sie dem Schutze Gottes und schiffte sich am Ende des Mai 1630 ein. Als er auf der Insel Rüden, unweit Rügen, landete und der Erste ans Land stieg, fiel er auf die Kniee und dankte dem Himmel für die glückliche Ueberfahrt und alle seine Mannen mit ihm. Er hatte ihnen stets das schönste Beispiel der Tapferkeit und religiöser Gewissenhaftigkeit gegeben und es zeichneten sich dieselben gleich ihm durch Mäßigkeit und Hingebung aus, während die Schaaren der Liga und des Kaisers zu wahren Räuberhorden ausgeartet waren, welchen man mit Zittern entgegen sah und die unter den Flüchen eines jeden Landes wieder davon zogen. Gustav Adolf stand in der Blüthe des männlichen Alters, gebildet durch die alten Griechen und Römer und durch Reisen und seit langer Zeit im Kriege die Pflichten eines Feldherrn und Soldaten übend.

Die ganze Stärke seines Heeres, das ihm folgte, betrug nur etwa 12,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter, in Stralsund und der Umgebung lagen für ihn 6000 und in Preußen waren unter dem Reichskanzler Oxenstierna 5000 Mann zurückgeblieben, Alle waren frohen Muthes. In guter Ordnung rückte der König vorwärts gegen Stettin, Pommerns Hauptstadt, wo der alternde Herzog Bogislav seiner harrte, unschlüssig, ob er der nahen Gewalt der Schweden weichen und den Zorn des Kaisers auf sich laden solle. Als er jedoch dringend zu einem schnellen Entschluß aufgefordert wurde, übergab er die

Stadt, in welcher Gustav Adolf sogleich seinen festen Waffenplatz gründete und dadurch im Rücken bei seinem Vordringen gedeckt und die Verbindung mit Schweden gesichert wurde. Schnell rückte er von einem Ort zum andern, die Kaiserlichen zogen sich überall zurück mit furchtbarer Verwüstung des Landes. Die vielen Tausende, welche Wallenstein's Glanz und Freigebigkeit um sich versammelt hatte, zerstreuten sich nach seiner Entlassung, nahmen Dienste bei den Schweden, bei Sachsen und Brandenburg oder gingen im Elend zu Grunde. Tilly selbst gerieth in manche Verlegenheit durch einander widersprechende Befehle von München und Wien, und während er seine zerstreuten Schaaren sammelte, vertrieb Gustav Adolf die Kaiserlichen allmälig aus ganz Pommern, gewann die Einwohner durch Milde und Ernst, segelte mit einem Theile der Seinigen nach Stralsund und ging dann nach Mecklenburg. Aber noch wagte es kein protestantischer Fürst, sich offen für ihn zu erklären.

Da schloß im Januar 1631 Frankreich mit ihm zu Berwalde auf sechs Jahre ein Bündniß zur Vertheidigung ihrer gemeinsamen Freunde, zur Sicherheit des baltischen Meeres, des Oceans und des Handels; zur Herstellung der unterdrückten Stände des deutschen Reiches hält Gustav Adolf ein Heer von 36,000 Mann und erhält von Frankreich alljährlich eine Geldsumme, läßt die katholische Religion bestehen, wo sie besteht und der Herzog von Bayern und die Glieder der Liga sollen nicht in ihren Rechten beunruhigt, sondern ihnen nach ihrem Willen Parteilosigkeit gewährt werden. Es war demnach Frankreichs Plan, nur die Macht des Kaisers zu beschränken. Obgleich das Bündniß bald bekannt wurde, verharrten die protestantischen Fürsten selbst in der Nähe des Königs von Schweden in ihrer Unentschlossenheit, ja der Kurfürst von Sachsen hoffte sogar, einen neuen evangelischen Bund unter seiner Oberleitung zu gründen und lud mit Beistimmung des Kurfürsten von Brandenburg auf den 6. Febr. alle evangelischen Reichsstände nach Leipzig. Die meisten erschienen persönlich oder schickten Gesandte und nach einer erregten Berathung erfolgte am 12. April der Schluß: Jeder Stand solle in seinem Lande Bettage anordnen, um die Gnade Gottes zu erflehen, man wolle mit den katholischen Ständen gütlicher Handlung pflegen, das alte Mißtrauen aufheben, die Gewaltthaten der Soldaten nicht ferner dulden und jeder solle sich in wehrliche Verfassung setzen, nicht zum Angriff, nur zum Schutz.

Auch Gustav Adolf hatte seine Gesandten geschickt, um die Versammelten zum Bunde mit ihm, oder doch zu einiger Unterstützung und zum freien Durchzug ihrer Länder zu vermögen, aber nichts erreicht. Haß und Eifersucht zwischen Kalvinisten und Lutheranern dauerten zur Freude der Jesuiten fort, Schmähschriften gegen den Leipziger Bund wurden überall hin verbreitet, der Kaiser erließ strenge Befehle gegen denselben, Tilly erhielt Befehl, ihn zu zersprengen und die Theilnehmer wurden in Süddeutschland schnell

unterdrückt, Memmingen und Kempten wurden bezwungen, Ulm legte die Waffen nieder, Würtemberg und die fränkischen Stände unterwarfen sich dem Kaiser und Tilly wendete sich dann gegen das widerstrebende Magdeburg.

Diese Stadt hatte erst vor Kurzem Wallenstein widerstanden und hoffte jetzt um so mehr dem Tilly mit Glück zu begegnen, im Vertrauen auf die baldige Hülfe von den Schweden und ermuntert von dem ehemaligen Bisthums-Verweser, dem Markgrafen Christian von Brandenburg. Der König aber, noch fern und noch immer der protestantischen Fürsten nicht sicher, mahnte zur Unterhandlung mit dem Kaiser; der Markgraf und seine in der Stadt gebietenden Freunde begannen jedoch bald den offenen Kampf gegen Tilly, der mit seiner ganzen Macht vor ihr lagerte und sie dann fortwährend bestürmte, aber gegen den Heldenmuth, mit welchem selbst Weiber und Kinder die Vertheidigung übernahmen, nichts vermochte. Doch schon litt sie Mangel an Lebensmitteln, um so mehr drängte Gustav Adolf, daß Brandenburg und Sachsen sich ihm anschließen oder nur den freien Durchzug ihm gewähren, vergebens. Der Kurfürst von Brandenburg verwarf auf das Zureden seines Ministers, des insgeheim dem Kaiser ergebenen Grafen Schwarzenberg, jeden Antrag des Königs, dasselbe that der von Sachsen. Die kostbare Zeit ging mit Verhandlungen verloren, indessen rüstete Tilly, von Pappenheim veranlaßt, insgeheim zum letzten entscheidenden Sturm, nachdem selbst nach Eroberung der meisten Außenwerke seine Anträge zurückgewiesen waren und verschiedene Schreiben, an Steine gebunden aus der Stadt geworfen, ihm den inneren Zwiespalt verrathen hatten. Als am Morgen des 20. Mai gegen Sonnenaufgang sich ein Theil der Bürger und Soldaten von den Wällen entfernte, um kurzer Ruhe zu genießen und die Räthe sich auf dem Rathhause befanden, um den von Tilly am vorigen Tage gesendeten Trompeter abzufertigen, griffen die Kaiserlichen unter Pappenheim plötzlich an den ihnen bezeichneten Stellen an, und die Stadt fiel durch Verrath. So grausam wurde dann in derselben gewüthet, daß nach dem Berichte Pappenheim's an Maximilian seit der Zerstörung Jerusalems kein gräulicheres Werk gesehen war. Gegen dreißigtausend Einwohner sollen unter Schutt und Trümmern begraben und die Stadt dann drei Tage lang geplündert worden sein, bis das Feuer auch den Siegern Halt gebot.

Am kaiserlichen Hofe und bei allen Jesuitenfreunden war über die Eroberung der Stadt großer Jubel, um so größer und lauter dagegen die Trauer der Evangelischen und des Königs von Schweden, dem Manche das furchtbare Unglück zuschrieben, das er durch seine Zögerung veranlaßt habe. Dagegen ließ er seine Vertheidigung ausgehen, wie er Alles gethan, was in seiner Macht stand, die Stadt zu retten, daß er aber gerade die kostbarste Zeit in fruchtlosen Unterhandlungen mit Brandenburg und Sachsen habe ver-

geuden müssen. Dann aber rückte er bis nach Berlin vor und richtete schon die Kanonen auf die Stadt, worauf der rathlose Kurfürst in Abwesenheit des Grafen von Schwarzenberg einen Vertrag schloß, Spandau übergab und Küstrin dem Könige von allen Seiten zu öffnen und eine monatliche Geldsumme zu zahlen versprach. Jetzt in seinem Rücken gesichert, rückte Gustav Adolf mit seinem Heere weiter vor, bezog ein festes Lager bei Werben, ging gegen Ende Juli nach Mecklenburg, das bis auf wenige Plätze den Kaiserlichen entrissen war, hielt in Güstrow mit den beiden Herzogen den festlichen Einzug, die ihm ihre Wiedereinsetzung verdankten und kehrte in sein Lager zurück. Seine Macht und sein Ansehen wuchs täglich, es kam der Reichskanzler Oxenstierna mit neuer Mannschaft, es kam der Herzog Bernhard von Weimar mit selbstgeworbenen Schaaren und im August landete die Gemahlin des Königs mit frischen Schaaren. Die größte Gefahr und Furcht für die Evangelischen verschwand.

Tilly hatte die gute Gelegenheit, die Erschreckten nach dem Falle Magdeburgs im schnellen Zuge zu überfallen und ganz zu unterdrücken, versäumt, er unterhandelte mit dem Kurfürsten von Sachsen, denn in Wien glaubte man noch immer, diesen ganz gewinnen zu können und verbot dessen Land feindlich zu behandeln. Indessen traf der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Cassel im Lager bei Gustav Adolf ein und schloß, der Erste unter allen evangelischen Fürsten, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, sein ganzes Land ihm zu öffnen und dem Heere die nöthigen Bedürfnisse zu liefern. Tilly aber drängte durch Gesandte den Kurfürsten von Sachsen, daß er sich offen für den Kaiser erkläre und diesem sein geworbenes Volk überlasse. Als derselbe alle Anträge ablehnte, drohte Tilly, nach dem Kriegsrechte mit ihm zu verfahren, nahm dann schnell nach einander mehrere Städte, wobei seine Soldaten große Grausamkeiten verübten und auch Leipzig ergab sich nach kurzer Vertheidigung. Die dringenden Schreiben Maximilian's an seinen Feldherrn, um jeden Preis den Frieden mit Sachsen aufrecht zu erhalten, kamen zu spät, die Entscheidung war herbeigeführt, anders als Tilly erwartet hatte.

Auf die Nachricht von dem Einfalle und dem Verfahren der Kaiserlichen in Sachsen schickte der erzürnte Kurfürst seinen General Arnim an den König von Schweden und erbot sich alle Forderungen zu erfüllen. Darauf verließ Gustav sein Lager und vereinigte sein Heer mit dem des Kurfürsten, der dringend zur Schlacht aufforderte, damit sein Land vom Feinde befreit würde. Der König zauderte und äußerte, da auch der Kurfürst von Brandenburg zugegen war: Eine Krone und zwei Kurhüte stehen auf dem Spiel, das Glück ist wandelbar, meine Krone möchte wohl gesichert bleiben, aber welche Rettung ist für euch, wenn uns der Sieg entgeht? Als selbst diese Worte den Kurfürsten nicht von seinem Vorhaben abbrachten und er betheuerte, selbst allein mit seinen Sachsen dem Feinde begegnen

zu wollen, wurde der Angriff beschlossen. Tilly wollte zuerst noch mehrere Schaaren herbeiziehen und sandte, als mit der ersten Morgenröthe des 17. Sept. 1631 die Schweden und Sachsen bei Podelwitz die Lober übersetzen wollten, den Pappenheim ab, ihnen den Uebergang zu erschweren, jedes ernstliche Treffen aber zu vermeiden. Doch dies war nicht mehr möglich, beide Heere entfalteten sich; die Schlacht begann mit Kanonendonner vortheilhaft für die Kaiserlichen, Tilly selbst warf sich auf die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß die Ersten umwendeten, die Folgenden und selbst den Kurfürsten mit fortrissen, der den Nachzug führte und sich in wilder Verwirrung und trauriger Gemüthsstimmung lange von Tilly verfolgt, erst in Eilenburg Rast gönnte. Schon eilten Siegesboten nach Wien, als Gustav Adolf, der indessen den linken Flügel der Kaiserlichen geschlagen, sich gegen den siegreichen rechten, und gegen den zurückkehrenden Tilly wendete, durch seine leichten Schaaren die Feinde trotz des heftigsten Widerstandes zersprengte, ihr Geschütz auf sie selbst richtete, und den vollständigsten Sieg errang, den ihm Pappenheim, der Letzte auf dem Schlachtfelde, vergebens zu entreißen suchte. Nach allen Seiten hin zerstreuten sich die Kaiserlichen, deren viele von den aufgebrachten Bauern für frühere Missethaten grausam ermordet wurden. Tilly verwundet und in Gefahr, gefangen zu werden, war von den Seinen, die eine eherne Mauer um ihn bildeten, gerettet worden, eilte nach Halle, dann nach Halberstadt, hier stieß Pappenheim zu ihm und es sammelten sich allmälig einige Schaaren um sie.

Gustav Adolf lagerte sich vor Leipzig und schon nach wenigen Tagen öffnete die Stadt ihm die Thore, hier begrüßte er den Kurfürsten von Sachsen mit den Worten: Wir erfreuen uns eines entscheidenden Sieges, an dem Sie großen Antheil haben, da Sie zur Schlacht drängten. Darauf forderte er alle protestantische Fürsten Deutschlands auf, gemeinschaftlich mit ihm für die Wiederherstellung des Friedens und der deutschen Freiheit zu wirken, versprach allen parteilosen katholischen Fürsten seinen Schutz, und allmälig sammelten sich mehrere protestantische Fürsten um ihn. Die Evangelischen hatten einen Mittelpunkt, ein Oberhaupt an ihm, wie bisher keines, und die beinahe Vernichteten erhoben sich mit neuer Zuversicht. Er aber wollte ihnen auch als ihr Kaiser gelten, die einzelnen zersplitterten Kräfte vereinigen und von ihm aus sollten alle Kriegs- und Friedenshandlungen ausgehen. In Halle wurde Rath gehalten, was nun weiter zu beginnen? Auf der einen Seite lag der Weg nach Böhmen und Oesterreich, wo viele der Beraubten und Gedrückten seine Ankunft wünschten, auf der andern Seite lagen die vom Kriege noch wenig berührten Länder der Mitglieder der Liga, die reichen Bisthümer, aus welchen sie die Hülfsmittel zur Fortsetzung des Krieges schöpften und die Gegenreformation betrieben. Diese Quelle, die mächtigste Bundesgenossin des Kaisers

und der Jesuiten, mußte für diese versiechen, dorthin lagen die pfälzischen Länder, deren Wiederherstellung der König schon früher heilig versprochen und die jetzt leicht schien. Deshalb überließ er es dem Kurfürsten von Sachsen, in Böhmen einzufallen und auf dieser Seite den Kaiser zu schwächen und zu schrecken, und damit zugleich eine Versöhnung zwischen Beiden zu verhindern, da er den Wankelmuth des Kurfürsten kannte. Er selbst richtete seinen Weg nach dem Frankenlande und der sogenannten Pfaffengasse, nahm schnell nach einander mehrere Städte, auch Würzburg, die Festung Marienburg wurde im Sturm genommen und darin reiche Beute gemacht. Weil sich der Bischof entfernt hatte, ohne mit dem Könige wegen der Uebergabe oder des Friedens zu unterhandeln, betrachtete und benützte Gustav Adolf das Land als ein erobertes, und befahl Allen, ihm Treue und Huldigung zu leisten, versprach aber auch, sie in der öffentlichen Religionsübung und bei allen politischen Rechten und Gewohnheiten zu schützen. Und was er versprochen, das hielt er: er, von allen Königen der Erste, anerkannte und schützte die religiöse Freiheit, das katholische und das Augsburger Glaubensbekenntniß und das nach der Lehre Kalvin's. Das schönste Lob ertheilte ihm ein katholischer Geschichtsschreiber, der von ihm sagt: Er behandelte Katholiken und Protestanten gleich, er hielt dafür, daß Alles wohl gehe, wenn man die Gesetze seines Fürsten beobachte, und es komme den Großen der Erde nicht zu, die Völker vor der Hölle zu schützen, das mögen diese von ihren Priestern erwarten.

Von Würzburg wendete sich Gustav Adolf nach Frankfurt, ging bei Oppenheim über den Rhein, Mainz, dessen Kurfürst sich nach Trier geflüchtet hatte, ergab sich, und es sammelten sich um den Sieger viele Fürsten, Grafen und Gesandte glückwünschend, auch der Gesandte des Pfalzgrafen Friedrich, den er zu sich einlud. Mannheim war vom Herzoge Bernhard von Weimar genommen und rechts und links des Rheins waren die Schweden mit ihren Bundesgenossen am Ende des Jahres 1631 Meister des offenen Landes und der meisten befestigten Plätze.

Unterdessen war der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eingefallen, Prag, von aller Hülfe verlassen, ergab sich auf gute Bedingungen an Arnim, und das Landvolk erhob sich gegen die Kaiserlichen, gegen Priester und die eingewanderten Adeligen, welche um Spottpreise in den Besitz der schönsten Ländereien und Schlösser gekommen waren, raubte und schlug manche ihrer bisherigen Peiniger todt. Aber gegen Oesterreich drang der Kurfürst nicht vor, handelte vielmehr so, daß er sich dem Kaiser leicht versöhnen konnte, und am Hofe zu Wien erholte man sich allmälig von der großen Bestürzung, da der Kurfürst der Jagd und den Trinkgelagen mehr, als dem Krieg hold war.

In Frankreich sah man die Fortschritte des Schwedenkönigs mit Neid und Argwohn, man fürchtete die Wiedererhebung der

Reformation in Deutschland, wollte die geistlichen Fürsten geschont wissen, und war bemüht, einen neuen Bund mit Maximilian an der Spitze zu gründen, der mit Frankreich verbündet gegen Oesterreich wäre. Zum Mindesten sollte Gustav Adolf demselben gestatten, parteilos zu bleiben, und es begannen wirklich die Unterhandlungen wegen Waffenruhe, indessen der französische Gesandte von München aus Alles aufbot, den Kurfürsten von Sachsen zum Abfalle von Gustav zu bewegen; doch blieb dieser seinem Bundesgenossen noch treu. Maximilian aber war in großer Verlegenheit, was zu wählen? Schon tadelte man in Wien seine Unthätigkeit, daß er Oesterreich nicht zu Hülfe eile; die spanische Partei, welche ihm beständig entgegen gewesen, schmähte seinen Ehrgeiz, seinen Eigennutz, und schon beklagte man, daß man ihm den großen und glücklichen Feldherrn Wallenstein geopfert habe. Man suchte jetzt den Haß und die Rachsucht der Protestanten vorzüglich auf ihn zu leiten und der Kaiser bewahrte jetzt das Geheimniß nicht mehr, daß der Kurfürst von Bayern das Restitutions-Edikt am meisten betrieben habe.

Indessen mehrte sich Gustav Adolf's Macht und Ansehen, schon waren ihm viele Fürsten seines Glaubens zum Danke, ja zur Huldigung verbunden, schon betrachtete er die Güter der Ligisten als gute Beute und nahm und verschenkte davon nach Willkür. Sein Plan, ein schwedisch-deutsches Reich, zur Sicherung der evangelischen Religion zu gestalten, zeigte sich immer offenbarer, und als er längere Zeit in Frankfurt, der Wahlstätte des Kaisers, weilte und viele deutsche Fürsten, Grafen und Herren im glänzenden Hofstaat sich um ihn sammelten, da dachten wohl schon Manche, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen. Damals traf auch der Pfalzgraf Friedrich, 11. Febr., bei ihm ein, begleitet von 2500 Soldaten, an welche sich mehrere Edle aus England als Freiwillige angeschlossen hatten, und wurde von Gustav Adolf freundlich als König Böhmens begrüßt. Bald begannen die gegenseitigen Unterhandlungen, zugleich aber auch die Unruhe und Unzufriedenheit Friedrich's, der nur die schnelle Wiedereinsetzung in die Pfalz im Auge hatte und sich sträubte, vorerst die Oberherrlichkeit Schwedens anzuerkennen und seine Schaaren dem Könige unterzuordnen. Der Abschluß der Unterhandlung verzögerte sich, die Vergleichspunkte schienen Friedrich zu hart, doch war er entschlossen, weil er den verhängnißvollen Schritt einmal gethan, dem Könige als Freiwilliger mit seinem kleinen Heerhaufen zu folgen, bis Zeit und Gelegenheit ihm sein Land wieder verschaffen würden. Auch die Verhandlungen des Königs mit Maximilian verzögerten sich von Tag zu Tag und mit Unwillen erkannte er, daß man ihn nur hinhalten, in Verlegenheit bringen und die ihm ergebenen protestantischen Fürsten abwenden wolle. Diese selbst waren noch immer unter sich uneinig, jeder nur auf seinen Vortheil bedacht, und mißmuthig äußerte er eines Tages gegen einige: Ich für mich könnte leicht mit dem Kaiser Frieden schließen und dann nach Schweden gehen;

wie es aber euch Reichsfürsten und den armen Unterthanen ergehen und welchen Tanz sie euch spielen würden, das kann man leicht errathen. Zu allen Hemmungen für ihn kam, daß der König von England, stets unterhandelnd und zaudernd, ihm nicht die hinlänglichen Mittel zur kräftigen Entscheidung gewährte und dadurch die schnelle Eroberung und Ueberlieferung der Pfalz an Friedrich verzögerte; dazu kam, daß er sich gegen Frankreich, seinen Bundesgenossen, wahren mußte. Ludwig XIII. hatte seinen Hof schon nach Metz verlegt und mehrere Orte, die von den Kaiserlichen besetzt waren, genommen und war Willens, sich des Elsaßes und der Stadt Straßburg mit der Umgegend zu bemächtigen, weil diese Länder in alten Zeiten den Frankenkönigen gehörten. Darüber erließ aber Gustav Adolf alsbald Abmahnungen, denn er sei gekommen, das römische Reich deutscher Nation zu erhalten und zu beschirmen und nichts davon abreißen zu lassen.

Nach langem Verhandeln überzeugte sich Schwedens König von dem zweideutigen Benehmen Maximilian's und brach die Unterhandlung ab. Tilly selbst zeigte ihm den Weg nach Bayern; Bamberg hatte sich mit den Schweden verglichen und dadurch Verheerung und Plünderung abgewendet, aber bald darauf gegen das gegebene Wort eine Besatzung von Tilly eingenommen. Gustav sandte den Feldmarschall Horn ab, die Stadt zu züchtigen, dieser nahm zwar dieselbe, wurde aber von Tilly überfallen und mit Verlust zurückgeschlagen, worauf der König selbst ihm zur Hülfe aufbrach, Willens, dem Tilly diesmal vernichtend zu begegnen.

Sobald dieser die Annäherung der Schweden unter Gustav erfuhr, wendete er sich mit seinen gesammten Schaaren gegen die Donau, ohne nur einen Versuch zu machen sie aufzuhalten, und der König folgte ihm rastlos und überließ die Eroberung der Pfalz seinen Feldherren. Nach kurzem Aufenthalte in Nürnberg eilte er dem Tilly nach, ließ Donauwörth im Sturm nehmen, in der Stadt den vorigen weltlichen und kirchlichen Zustand wieder herstellen und rückte gegen den Lech vor, an dessen rechtem Ufer sich Tilly gelagert hatte. Zu diesem war Maximilian selbst gestoßen, um hier den Siegesgang des Königs zu hemmen. Die Stellung war trefflich, das Lager wohlbefestigt, auch wehrte der Fluß den Uebergang, dessen Wellen vom geschmolzenen Alpenschnee einherrauschten; alle Brücken waren abgeworfen. Doch bald fand der Scharfblick Gustav's eine passende Stelle zum Angriff und Uebergang; er ließ unter Kanonendonner und wirbelnden Pechwolken eine Brücke schlagen und das Fußvolk übersetzen, während die Reiterei durch eine glücklich gefundene Fuhrt durchsetzte und den Feind angriff. Da zerschmetterte eine Falkonettkugel den rechten Arm Tilly's; Altringer, der Unterbefehlshaber, wurde verwundet und viele Offiziere und Soldaten getödtet. Dies bewog Maximilian, sich während der Nacht nach Ingolstadt zurückzuziehen. Einige Tage darauf, am 16. April, starb Tilly, dreiundsiebzig Jahre alt.

Während dessen bemächtigten sich die schwedischen Heerschaaren allmälig des ganzen schwäbischen Kreises, so wie vorher schon des bischöflichen Gebietes um Augsburg; bald war bis an den Fuß der Alpen und den Bodensee Alles unterworfen oder dem Könige freundlich zugethan. Er selbst wendete sich über Aichach nach Ingolstadt, welches Maximilian bereits verlassen und sich nach Stadt am Hof begeben hatte. Vergebens suchte Adolf die starkbefestigte Stadt zu stürmen, wobei er in große Lebensgefahr gerieth, brach dann von Ingolstadt auf, in's Herz von Bayern zu dringen. Dies zu verhindern, sandte Maximilian den französischen Botschafter an seinem Hofe zu dem Könige, um den Frieden zu vermitteln. Bald erkannte jedoch dieser, man wolle ihn nur aufhalten, bis der Friedländer, vom Kaiser gewonnen, sich stärke, und als der Kurfürst die ihm gestellten Forderungen verwarf, rückte Gustav in Bayern vor, während sich Maximilian durch List Regensburgs bemächtigte, wie ihm der sterbende Tilly noch gerathen hatte. So wurde Bayern, das bisher vom Kriege verschont geblieben, mit allen Schrecken desselben heimgesucht. Zürnend über des Kurfürsten Benehmen, der, wie er äußerte, mit seinem Pfaffenschwarm ihn täuschen wollte, rückte er vorwärts, nahm Moosburg und Landshut. Als er in die schön gelegene freundliche Stadt, gerade am Jahrestage der Zerstörung Magdeburg's, einritt und ihn Einige mahnten, ein Rachefest an dieser katholischen Stadt zu feiern, und als er darauf von der Burg Trausnitz die Gegend überblickte und die Bitten der Bürger vernahm, verschwand der Groll aus seiner Brust und er schonte der Stadt gegen eine große Brandschatzung. Von da wendete er sich über Freising gegen München, dessen Abgeordnete er schon in Moosburg erwartet hatte und über ihr Zögern ganz entrüstet war.

Da erschien vor ihm der französische Botschafter wieder, auf dessen dringende Mahnung der Magistrat in nächtlicher Eile mit den Schlüsseln der Hauptstadt nach Freising kam und den König um Schonung anflehte; denn München, der Sitz und Herd der katholischen Umwälzungspläne zur Vernichtung der Evangelischen, erwartete von ihm das Aergste. Er aber gelobte den Flehenden die Erhaltung ihrer religiösen und politischen Verfassung, Schonung vor Brand und Plünderung und Sicherheit der Personen und des Eigenthums, dafür sollten sie 300,000 Reichsthaler zahlen. Dann betrat er die Stadt am 7. Mai in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich und des Pfalzgrafen August von Neuburg-Sulzbach und der Herzoge Bernhard und Wilhelm von Weimar, und nur mit wenigen Schaaren, die mehr zur Sicherheit dienten, das übrige Heer lagerte in der Umgegend. So blieb die Stadt verschont, auf dem Lande ringsumher aber wüthete die fürchterlichste Rache, geweckt durch den Fanatismus der Landbewohner. Diese sahen mit Schrecken der Ankunft der Schweden, der Ketzer, entgegen, welche ihnen von Priestern und Mönchen geschildert waren, und deren Mord also

auch Gott wohlgefällig sein müsse, und so übten sie zuerst aus Religionseifer und dann aus Rachsucht wegen erlittener Bedrückung die furchtbarsten Gräuel an den einzelnen schwedischen Soldaten, die in ihre Hände fielen, dagegen deren Kriegsgefährten eben so grausam vergalten. Ein scheußlicher Vernichtungskrieg war auf dem offenen Lande entbrannt, in welchem weder menschliches noch göttliches geschont wurde, während dessen Gustav Adolf in München strenge Ordnung hielt, die Klöster durch Schutzwachen sicherte, und nirgends den katholischen Gottesdienst stören ließ. Ein großer Jammer begann aber, als die Bürgerschaft die geforderte Brandschatzung zahlen sollte, da die Edlen und die reichen Bürger sich mit ihren Schätzen über den Inn geflüchtet hatten, und als der König bei seinem Abzuge aus München zweiundvierzig Geiseln als Bürgen für die noch nicht bezahlte Summe mit fort nahm. Er verließ dann Bayern, um dem von Wallenstein bedrohten Nürnberg zu Hülfe zu eilen.

Tiefgekränkt durch die Kurfürsten, insbesondere durch Maximilian, hatte sich der Friedländer von Memmingen auf seine böhmischen Güter zurückgezogen, wo er geflissentlich seine Reichthümer zur Schau gab. Seine Einkünfte betrugen alljährlich über sechs Millionen Thaler, darnach hatte er seinen Hofstaat eingerichtet: sechszig Edelknaben, Ritter und Freiherren umgaben ihn, dreihundert Zug- und Reitpferde standen in seinen Ställen, seinen Palast prachtvoll mit Kunstwerken geziert, beinahe ein Wunder jener Zeit, und den daranstoßenden Park hatte er mit ungeheuerem Aufwande hergestellt, auf einem Gemälde war er als Triumphator dargestellt: ein Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte fährt er, von vier Sonnenrossen gezogen, dahin. Mit spähendem Auge war er den Kriegsereignissen gefolgt, stand durch seine Freunde fortwährend im Verkehr mit dem Hofe zu Wien, und mochte sich wohl insgeheim über den Siegeszug des Königs von Schweden freuen, und im Gefühl einer gerechten Rache trat er mit ihm, den er früher so sehr gefürchtet, selbst in Verbindung und versprach, er werde, sobald es Zeit und Umstände erlauben, zu ihm stehen, und gegen das undankbare Haus Oesterreich-Spanien kämpfen, dazu begehrte er die Ueberlassung von 12,000 Mann und 12 Stück Geschütz. Gustav Adolf dagegen war Willens, ihm das Königreich Böhmen zu verschaffen, wies ihn aber wegen seiner Forderung einer Heerschaar an den Kurfürsten von Sachsen und dessen General Arnim. Diese beiden standen zu Wallenstein in einem sonderbaren Verhältniß, wodurch der Argwohn des Schwedenkönigs geweckt wurde. Der Kurfürst rückte nicht nach Oesterreich vor, und Arnim schonte in Böhmen die Güter Wallenstein's, bald brach dieser die Unterhandlung mit Gustav Adolf ab und wandte sich wieder dem Kaiser zu.

Ferdinand sehnte sich nach ihm zurück, und noch mehr Spanien, durch dessen Willen die Abdankung geschehen. Im Mai 1631

forderte der spanische Gesandte die Herstellung Wallenstein's in seine frühere Wirksamkeit, denn er sei der einzige Mann, der fähig, ein Heer zu sammeln und dem Schwedenkönige zu begegnen. Alle seine alten Freunde am kaiserlichen Hofe regten sich für ihn, die Unterhandlungen begannen, im Dezember desselben Jahres kam der Fürst Eggenberg im Auftrage des Kaisers zu ihm nach Znaim, um ihn zur Uebernahme der obersten Feldherrnstelle zu bewegen. Nach langem Zögern zeigte er sich dazu geneigt, wollte sie aber nur auf einige Monate behalten, um ein Heer zu sammeln, befehlen möge es dann ein anderer, denn er sei alt und krank. Und als von Neuem seine Werbetrommel erscholl, strömten von allen Seiten die Schaaren herbei, angelockt von seinem Namen, von seiner Freigebigkeit. Spanien gab große Summen, auch der Papst, und nach dem Neujahr 1632 war binnen wenigen Monaten ein ansehnliches Heer beisammen, aber mit dem Rücktritte Wallenstein's drohte unrettbar auch wieder die Auflösung desselben. Deshalb wollte der Kaiser alles nur mögliche gewähren, um ihn zur Uebernahme des Oberbefehls zu vermögen, und in Mitte Aprils genehmigte er die Bedingungen, wie hart sie auch waren.

Der Herzog von Friedland sollte nicht allein des Kaisers, sondern des gesammten Hauses Habsburg oberster Feldherr sein und bleiben, mit unumschränkter Vollmacht das Heer zu führen, zu belohnen und zu strafen, wozu er die eroberten Länder verwenden dürfe. Der Kaiser bestätigte ihm sein Recht auf Mecklenburg und gewährte ihm indessen das Fürstenthum Glogau, und für den Nothfall sollten die kaiserlichen Erbländer zum sicheren Rückzuge für sein Heer offen stehen, und er in seinem Dienste und in seinen Handlungen weder durch den Beichtvater noch durch andere gehindert werden. Wallenstein versprach, mit den katholischen Fürsten ein gutes Vernehmen zu beobachten, und namentlich dem Kurfürsten von Bayern die ihm gebührende Achtung zu erweisen. Die Ernennung der Generale hatte sich der Kaiser vorbehalten, der auch wünschte, daß sein Sohn, der junge König Ungarns, mit ins Feld ziehe, um unter der unübertrefflichen Leitung Wallenstein's den Krieg zu lernen, mußte aber diesen Wunsch auf die Einwendung des neu ernannten obersten Anführers aufgeben.

Dessen erstes Ziel war, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben, sei es durch Gewalt oder Güte, und zunächst suchte er den Kurfürsten durch Arnim zum Frieden und zum Abfall von Schweden zu bewegen, um dann mit gesammter Macht dem Könige zu begegnen. Als der Kurfürst zögerte und endlich erklärte, er könne ohne Schweden keinen Frieden eingehen, brach er im schnellen Zuge gegen Prag auf, und die Stadt ergab sich ihm, 22. Mai. Doch unterhandelte er noch fortwährend, während dessen die Sachsen ohne ernstlichen Widerstand immer weiter zurückwichen, und im kurzen Zeitraum eines Monats war Böhmen dem Kaiser zurückgegeben, und Wallen-

stein lagerte an der Grenze bei Eger, hier die Vereinigung mit Maximilian erwartend. Dieser kam und Beide machten jetzt aus der Noth eine Tugend, begrüßten sich und verkehrten freundlich miteinander, Wallenstein aber führte den Oberbefehl und wendete sich gegen Nürnberg.

Gustav Adolf hatte bereits mit Hülfe der Bürger diese Stadt auf's trefflichste befestigt, und sein wohlverschanztes Lager stand mit derselben in Verbindung. Hier harrte er Wallenstein's, der um die Mitte des Julius anrückte und bei Zirndorf und Altenberg sich lagerte, und dessen Hauptmacht sich an den Berg anlehnte, von wo herab hinter Verschanzungen er das Lager der Schweden überschaute und nicht den geringsten Versuch machte, es anzugreifen. Vergebens suchte ihn der König zur Schlacht zu bewegen. Der Friedländer erwartete zuversichtlich, Mangel an Lebensmitteln werde denselben zum Abzuge nöthigen. Da wagte Gustav Adolf selbst den Angriff auf die feste Stellung des Feindes, aber die höchste Tapferkeit vermochte nichts dagegen, und als in der Stadt und im Heere des Königs unter der aufgehäuften Menschenmenge eine pestartige Krankheit ausbrach, zog er ab, und wendete sich nach Neustadt an der Aisch. Da schied der Pfalzgraf Friedrich von ihm, unzufrieden, weil in der Pfalz einige Plätze indessen von den Schweden sollten besetzt bleiben, und auch den Bekennern des Augsburger Bekenntnisses freie Duldung gewährt werden.

Nach einigen Tagen verließ auch Wallenstein sein Lager, und rückte, ohne das Heer Maximilian's, der sich gegen Regensburg hin wendete, nach Sachsen vor, den Kurfürsten mit Gewalt zum Frieden und Anschlusse zu zwingen. Auf diese Nachricht kehrte Gustav Adolf auf dem Wege nach Bayern um, vereinigte sich mit Bernhard von Weimar, und überraschte den Friedländer, der keine Schlacht erwartete, und den Pappenheim und andere Heerestheile nach verschiedenen Gegenden abgeschickt hatte. Eilige Boten riefen diese zurück, ehe sie jedoch ankamen, hatte der König am Morgen des 6. Nov. 1632 die Schlacht bereits begonnen und im furchtbaren Andrang stürzten die beiden Heere gegen einander, nach verzweifelter Gegenwehr wichen die Kaiserlichen, und schon glaubten die Schweden den Sieg errungen, als Pappenheim mit den Seinen erscheint und sich wie ein Gewitter auf die Feinde wirft. Der König führt seine Schweden gegen ihn, kämpft selbst in den ersten Reihen, da trifft ihn eine Kugel, darauf eine zweite, und tödtlich verwundet, wird er aus dem Gewühl gerettet und nach Naumburg gebracht. Bernhard von Weimar übernahm sogleich den Oberbefehl, die Schlacht dauerte fort, vergebens war jedoch jede Anstrengung Wallenstein's, den Sieg zu erringen, und als Pappenheim, die letzte Stütze und Hoffnung der Kaiserlichen, sank, wendeten sich diese unaufhaltsam zur Flucht. Der Sieg mit der Wahlstatt und den Kanonen Wallenstein's blieb den Schweden. Das war die Schlacht bei Lützen. Am folgenden

Tag starb Pappenheim in Leipzig und Gustav Adolf in Naumburg, am 29. November erlag der Pfalzgraf Friedrich in Mainz einem heftigen Fieber.

Mit dem Tode des Königs entfloh auch die Seele der seit zwei Jahren erneueten Verbrüderung und des gemeinsamen Zusammenwirkens der Evangelischen in Deutschland, der alte Zustand des gegenseitig lauernden Eigennutzes, des Stolzes und der Eifersucht, und der daraus entspringenden Zwiste trat wieder ein. Das hinderte jede gemeinsame Unternehmung unter einem Oberbefehlshaber, bald brach der Zwist zwischen Deutschen und Schweden offen aus, die einzelnen Heerschaaren, unter je einem Anführer, trieben sich raubend, zerstörend umher in den südlichen und nördlichen Gegenden, und Deutschland wurde durch Freunde und Feinde verwüstet. Bei dem Beginn des Frühlings 1633 wollte kein Führer einem anderen gehorchen, auch nicht dem tapferen Bernhard von Weimar, der Kurfürst von Sachsen aber war froh, den übermächtigen königlichen Bundesgenossen los zu sein. Endlich gelang es dem Kanzler Oxenstierna doch, die protestantischen Stände des fränkischen, ober- und niederrheinischen Kreises und die größeren Städte in Heilbronn zu einem Bunde zu vereinigen, zur Vertheidigung der deutschen Freiheit — wie man damals sagte — zur Herstellung der vertriebenen Fürsten und eines dauernden weltlichen und kirchlichen Friedens, und Entschädigung für Schweden. Das vor zwei Jahren mit Frankreich geschlossene Bündniß wurde erneuert, Oxenstierna überließ die untere Pfalz unter billigen Bedingungen an die Erben Friedrich's, und glaubte sich dadurch das ganze pfälzische Haus, England, Holland und Brandenburg zum Dank zu verpflichten, nur in Mannheim sollte bis zum Ende des Krieges eine schwedische Besatzung bleiben; an Bernhard von Weimar übergab er das Herzogthum Franken, eine große Zahl von Herrschaften und Gütern in jenen Bisthümern kamen an Offiziere, hohen und niederen Ranges, als Entschädigung für die von ihnen aufgewendeten Summen und als Belohnung.

Wallenstein hatte sich nach der Schlacht bei Lützen nach Böhmen zurückgezogen, und übte ein strenges Gericht, gemäß der ihm verliehenen unumschränkten Gewalt über alle, die in jener Schlacht sich feige oder ungehorsam bewiesen, und belohnte die Tapferen dagegen eben so glänzend. Aber seine Thätigkeit schien gelähmt, er fühlte sich krank und bedurfte der Ruhe, und mahnte den Kaiser, Frieden zu schließen. Am kaiserlichen Hofe stimmten die Vertreter des Papstes und Spaniens dagegen, doch hoffte er denselben noch für seinen Plan zu gewinnen: nur die Jesuiten seien die Friedensstörer und Kriegshetzer. Er wollte Deutschland in seinem früheren Zustand hergestellt, die Fremden vertreiben, religiöse Duldung, Gewissensfreiheit sei das Vorrecht der Deutschen. In diesem Sinne unterhandelte er mit Kursachsen, das er zuerst für den Frieden und

zum gemeinsamen Handeln gegen die Fremden gewinnen wollte, und als dieses nicht schnell gelang, überfiel er bei der Steinauer-Brücke in Schlesien das sächsische Heer, kehrte aber wieder nach Böhmen zurück. Darüber erhob sich heftiger Unwille am kaiserlichen Hof: Warum er den geschlagenen Feind nicht verfolgte? Schon bestritt man ihm die unumschränkte Macht über das Heer, und die Zahl seiner Feinde mehrte sich. Indessen drangen die schwedisch-deutschen Heerschaaren an die Donau vor und überschwemmten Bayern, und übten alle Gräuel, wie sehr auch Bernhard von Weimar dagegen eiferte. Im weiten Umkreise um München wurde alles öde, und der Name Schwede wurde nur mit Entsetzen gehört. Maximilian hatte sich über den Inn nach Braunau zurückgezogen und bestürmte den Kaiser mit Bitten, daß er dem Wallenstein befehle, Bayern zu Hülfe zu eilen. Aber dieser zauderte von Tag zu Tag, hielt den Kurfürsten mit eitlen Versprechungen hin, und darüber ging auch Regensburg im November 1633 verloren, das sich an Bernhard ergeben mußte. Erzürnt über dieses Benehmen des kaiserlichen Feldherrn, ließ Maximilian in Wien eine Klageschrift überreichen, am Hofe daselbst aber war schon lange die Rede, man könne den Mitkönig nicht länger ertragen. Da ward der Graf Schlick, insgeheim sein Gegner, an ihn abgeschickt, die Lage der Dinge zu erforschen. Dieser äußerte, wie dem Kaiser leid sei, des trefflichen Feldherrn schon bei mehreren günstigen Gelegenheiten zu entbehren, Wallenstein dagegen sagte, er bedürfe der Ruhe, sei Willens abzutreten, wenn man die geleisteten Vorschüsse ihm erstatte, und wenn die Obersten auch das Ihre wieder erhielten, oder diese ihn der Bürgschaft ledig erklärten. Dabei mögen von ihm manche harte Worte über Undank und den Einfluß der Jesuiten, seiner heftigsten Feinde, gefallen sein, was nach Wien berichtet wurde, wo man bereits sann, wie man sich des gefährlichen Mannes entledigen könnte.

Da versammelte Wallenstein am 12. Jan. 1634 in Pilsen um sich die vorzüglichsten Obersten, und als sie seine Absicht, abzudanken, vernahmen, erklärten sie sich mit Nachdruck dagegen, und wollten ihn seiner Verpflichtung nicht entlassen. Darauf verlangte er von ihnen die Zusage, bei ihm standhaft auszuharren, damit ihm nicht etwa ein Schimpf widerfahre, und sie versprachen es und verpflichteten sich mit ihrer Unterschrift, sich auf keine Weise von ihm zu trennen noch trennen zu lassen. Nach einem Monat berief er sie wieder, klagte über die Umtriebe seiner Feinde, hinzufügend: Niemand dürfe besorgen, daß er etwas gegen den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe; aber den Feinden zum Trotz hoffe er den Kaiser doch noch für den Frieden zu gewinnen. Zugleich wiederholte er, daß er Jedem für seine Bezahlung gut stehe, und sie bestätigten von Neuem ihre Unterschrift, und manche von ihnen glaubten, sie seien mehr im Dienste Wallenstein's, als des Kaisers. Als dieser Vorgang dem kaiserlichen

Hofe kund ward, sah man darin eine förmliche Empörung, und der Kaiser unterzeichnete am 24. Jan. den Befehl, zufolge dessen Wallenstein der Oberfeldherrn-Stelle entsetzt wurde, daß ihm fortan als solchem Niemand mehr gehorche, und Gallas erhielt den Auftrag, die vornehmsten Führer ins Vertrauen zu ziehen. Dies gelang ihm, und Aldringer und der Italiener Piccolomini waren entschlossen, den Friedländer mit seinen Anhängern zu verhaften, und sich seiner auf jeden Fall, lebendig oder todt, zu bemächtigen. Der Plan war, ihn in Pilsen gefangen zu nehmen, was aber mißlang, da Wallenstein, vielleicht schon mißtrauisch, gegen Prag sich gewendet hatte. Um ihn sicher zu machen, ließ ihm der Kaiser noch am 14. Febr. vertrauliche Mittheilungen zugehen, aber beinahe zu gleicher Zeit machte Gallas den kaiserlichen Befehl bekannt, und forderte die Offiziere auf, dem Kaiser in ihrer Pflicht getreu zu bleiben. Alsobald fielen die meisten Obersten von ihm ab. Er war auf dem Wege nach Prag, um dort seine Truppen zusammen zu ziehen, da erfuhr er, die Besatzung habe dem Kaiser gehuldigt. Er wußte nun, was ihm bevorstand, sandte Eilboten an die Franzosen und Schweden, und entkam am 24. Febr. noch glücklich mit wenigen Getreuen nach Eger, von hier aus schickte er neue Boten an Bernhard von Weimar, daß er komme und sich mit ihm vereinige. Aber noch mißtrauisch, rückte dieser nur langsam von der Donau heran, indessen Wallenstein dem Verrath erlag. Der Irländer Buttler und die Schottländer Gordon und Leslin hatten in der Stadt bei einem Gastmahle Abends seine innigsten Vertrauten ermordet, waren dann auf die Burg geeilt, und da sank, von einer Hellebarde durchbohrt, auch er, 25. Febr. 1634. Der Kaiser war froh, ohne Untersuchung und Urtheil desselben ledig geworden zu sein. Die Mörder wurden reichlich belohnt. Piccolomini sagte: Von den Fremden ist der Sache Gottes und des Kaisers ein wichtiger Dienst geleistet worden.

Schwedisch-französischer Krieg und Friedensschluß.

Der Tod Wallenstein's gewährte den Protestanten keine Vortheile, es zeigte sich vielmehr zwischen ihren Fürsten und den schwedisch-deutschen Anführern nur Mißtrauen und Eifersucht, nirgends ein gemeinschaftliches Zusammenwirken und kaum Einer dachte, daß es der Erhaltung der evangelischen Lehre gelte. Die Fürsten insbesondere fühlten sich beleidigt, daß der Kanzler Oxenstierna die Stelle seines Königs einnehmen wollte. Indessen sammelten sich die Heere des Kaisers unter der Oberanführung Gallas, den

der König von Ungarn, Ferdinand, begleitete und rückten an der Donau herauf, um Regensburg wieder zu nehmen. Bald war die Stadt ringsum eingeschlossen und um das kaiserlich-bayerische Belagerungsheer abzuziehen, wendeten sich Bernhard von Weimar nach Franken und der General Horn gegen München, Landshut wurde im Sturm genommen und darin entsetzlich mit Morden, Rauben und Schänden gewüthet. Während dessen mußte sich Regensburg ergeben und erhielt kaiserliche Besatzung und das siegreiche Heer drang gegen Nördlingen vor. Diese Stadt zu retten, kam Bernhard und wollte durch eine Schlacht schnell die Entscheidung gegen die Kaiserlichen herbeiführen. Vergebens warnte Horn vor dem Angriff, ehe man sich durch die Schaaren des Markgrafen von Baden-Durlach und des Herzogs von Würtemberg verstärkt habe. Die Schlacht wurde geschlagen, die Oesterreicher siegten entscheidend, mit Mühe rettete sich Bernhard, aber Horn ward mit drei Generalen gefangen, gegen sechstausend Todte lagen auf dem Wahlplatze, eben so viele wurden gefangen, alles Geschütz, 4000 Wagen und Bernhard's Schätze fielen in der Sieger Hände, auch Nördlingen, 6. August 1634. Mit dem Verluste dieser einen Schlacht gingen für die Schweden und Evangelischen die Früchte von Leipzig und Lützen verloren, die Sieger breiteten sich in Schwaben und Franken aus und eine Stadt nach der anderen öffnete ihnen die Thore.

Die wichtigste Folge des Sieges war, daß die seit Langem zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Sachsens geführten Unterhandlungen zum Frieden führten, der am 30. Mai 1635 zu Prag geschlossen wurde. Darin wurde der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede im Allgemeinen bestätigt, Sachsen im Besitze aller reichsunmittelbaren Stifte, die es inne hatte, auf den Zeitraum von vierzig Jahren gelassen, nach deren Ablauf man eine letzte Einigung versuchen werde, die freie Reichsritterschaft solle in ihrer Religionsübung und die Reichsstädte bei dem Religionsfrieden gelassen, Donauwörth nach Erstattung der Kriegskosten wieder hergestellt werden. In der pfälzischen Sache bleibt es bei den früheren Beschlüssen, doch soll die Wittwe ihr Leibgeding und die Kinder, wenn sie sich demüthigen, einen fürstlichen Unterhalt aus kaiserlicher Gnade erhalten. Die Herzoge von Mecklenburg erhalten ihre Länder, der Kaiser und seine Verbündeten alles ihnen Entrissene zurück, wozu die auswärtigen Mächte mit gemeinsamer Unterstützung sollen angehalten werden; die obere und niedere Lausitz gehen als Mannslehen an Kursachsen über.

Dieser Vertrag wurde als allgemeiner Reichsschluß feierlich verkündet und alle Stände des Augsburger Glaubensbekenntnisses eingeladen, binnen kurzer Zeit beizustimmen und sich mit dem Kaiser auszusöhnen, an Alle erging der Befehl, die Dienste seiner Feinde sogleich zu verlassen. Die Meisten gehorchten, als wäre der Krieg geendet, aller Zwist ausgeglichen. Kursachsen theilte den Vertrag

nur dem schwedischen Feldmarschall Banner mit, Schweden's war nicht gedacht, worüber sich Oxenstierna heftig bei Kursachsen beklagte. Johann Georg antwortete nicht und als der Reichskanzler Frieden bei dem Kaiser suchte, ließ dieser ihm durch den Kurfürsten wissen: er bewillige den ohnehin fast bis an die Ostsee Zurückgedrängten freien Abzug nach Schweden. Das war der Hohn des übermüthigen Siegers. Nicht blos Schweden eiferte laut gegen den Vertrag, selbst die Kurfürsten von Mainz und Köln erklärten: die goldene Bulle, die Reichssatzungen, der kaiserliche Wahlvertrag gestatten nicht, Frieden ohne Beistimmung der Kurfürsten zu schließen, die Evangelischen verwahrten sich gegen die Anmaßung Kursachsens, das, ohne sie zu fragen, gehandelt habe und daß man alle widerstrebenden Stände mit Gewalt zur Anerkennung des Beschlossenen zwingen wolle.

Dieser Friede brachte Verwirrung, Zwiespalt und Trennung unter alle evangelische Stände. Der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, erklärte sich, überredet von seinem Minister, dem heimlichen Katholiken Grafen Schwarzenberg, für denselben, aber Amalie, die Landgräfin von Hessen-Kassel, eiferte dagegen und bewog ihren Gemahl, die eingeleitete Unterhandlung abzubrechen, denn sie war wie Elisabeth, des unglücklichen Pfalzgrafen Gemahlin, treu der reformirten Lehre ergeben, welche der Kaiser nicht dulden wollte. Darauf wurde der Landgraf geächtet und die Vollziehung des Spruches seinem Vetter, dem Landgrafen Georg von Darmstadt übertragen! Die kaiserlich-bayerischen Schaaren breiteten sich immer weiter aus und mit dem Falle des festen Frankenthal ging für die pfälzische Familie alle Hoffnung verloren und sie fühlte sich wieder so verlassen, wie vor der Ankunft Gustav Adolf's. Der Kurfürst von Sachsen, immerdar schwankend, erklärte endlich an Schweden offen den Krieg und vereinigte sein Heer mit den Kaiserlichen, beide wurden jedoch von Banner bei Wittstock (4. Oktober 1636) geschlagen und die Schweden nahmen darauf schnell wieder fast ganz Brandenburg und Sachsen und übten da zur Rache die furchtbarsten Gräuel.

Während der Krieg noch überall wüthete, starb Ferdinand II., 12. Februar 1637, und sein Sohn Ferdinand III. begann als deutscher Kaiser zu walten, eben so ungewiß über den endlichen Ausgang der Sache, welcher das Haus Habsburg seine ganze Kraft widmete, wie sein Vater. Oxenstierna hatte vergeblich bei Frankreich um ausgiebige Unterstützung nachgesucht und war voll Mißmuthes über die deutschen Angelegenheiten nach Schweden zurückgekehrt, nachdem er an Banner den Oberbefehl über das schwedische Heer übergeben hatte. Gegen diesen richtete sich die kaiserliche Macht, umschloß ihn bei Torgau, im Frühlinge 1637 so eng, daß er mit seinem ganzen Heere verloren schien, es gelang ihm jedoch, durch List zu entkommen. Gegen die feindliche Uebermacht verhielten sich die Schweden fortan längere Zeit nur vertheidigungsweise.

Bernhard von Weimar schloß indessen mit Frankreich einen Vertrag, demzufolge er alljährlich eine große Geldsumme zur Fortsetzung des Krieges und als französischer Feldmarschall den höchsten unabhängigen Befehl wider alle Feinde Frankreichs erhielt, und alsobald begann er am Oberrhein seine kühn durchdachten Unternehmungen gegen die kaiserlichen Heere. Am 3. März 1638 schlug er diese bei Rheinfelden entscheidend, der ganze feindliche Generalstab mit den Befehlshabern und alles Geschütz und Gepäck und gegen sechzig Fahnen fielen in seine Hände. Darauf beschloß er Breisach, das wichtigste Bollwerk der österreichischen Macht am Oberrhein, durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Diese Festung zu retten, bot der Kaiser Alles auf, aber Bernhard schlug die zum Entsatz anrückenden Heere zurück und schloß Breisach enger ein. Jetzt suchte ihn der Kaiser für sich zu gewinnen und ihn vom Bunde Frankreichs und Schwedens abzuziehen, dagegen rieth er, der Kaiser möge bald über einen allgemeinen Frieden berathen und entscheiden lassen. Indessen rückte die Belagerung der Festung nur langsam vorwärts, Frankreich, eifersüchtig auf Bernhard's Siege, hielt mit der versprochenen Geldsumme zurück, lud ihn freundlich zur Beschleunigung der Angelegenheit nach Paris ein, aber von dem schwedischen Geschäftsträger Hugo Grotius, dem berühmten Staatsmann, gewarnt, sandte er nur den Obersten Erlach, einen Berner Patricier und rief diesen bald wieder zurück, da er das treulose Benehmen des Richelieu durchschaute. Indessen brachen alle Schrecken der Hungersnoth über Breisach aus, daß eine Mutter ihr todtes Kind und eine Familie den todten Vater verzehrte. Am 27. Dezember 1638 ergab sich endlich die Festung und Bernhard besetzte sie für sich, feierte im Dom sein Siegesfest und das ganze protestantische Deutschland schaute hoffnungsvoll auf den Sieger, der sich stark genug glaubte, eine eigene Macht zwischen den streitenden Parteien zu bilden, seine Eroberungen zu behaupten, die Fremden aus Deutschland zu vertreiben und dann den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Aber durch die übergroße geistige und körperliche Anstrengung fiel er in ein Fieber und starb 8. Juli 1639 und mit ihm sanken die Hoffnungen der Protestanten in's Grab.

Nach seinem Willen sollten seine Brüder die Erben seiner Eroberungen sein und diese bei Deutschland bleiben; aber Frankreich hatte den Erlach bereits bestochen, dieser gewann die vornehmsten Offiziere und sie verkauften den besten Theil von Schwaben und Elsaß an Frankreich. Vergebens hatten der Kaiser und Schweden gesucht, das Heer Bernhard's zu gewinnen; Karl Ludwig, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich, war in derselben Absicht von England mit vielem Gelde abgesegelt, hatte aber unklug den Weg durch Frankreich genommen, sich selbst verrathen, und ward als Gefangener behandelt; vergebens verwendete sich England und Dänemark für seine Freilassung und kamen seine Brüder nach Frankreich, erst nach-

dem das Heer dem Könige Ludwig XIII. verpflichtet war, wurden sie frei. Die Brüder Bernhard's erhielten nicht einmal seine Privatschätze.

Während das kaiserlich-bayerische Heer mit dem Aufwande aller Kraft am Rhein kämpfte, sammelten die Schweden in Norddeutschland neue Schaaren und drangen gegen Schlesien und Böhmen vor und Frankreich gewährte wieder Hülfsgelder, denn es fürchtete, Schweden möchte für sich allein mit dem Kaiser Frieden schließen. So dauerte denn der Krieg fort zum Verderben des deutschen Volkes. Zu den Gräuelthaten der Menschen kamen auch die Schrecken der Natur, den verwüstenden Heerhaufen nach zog der Hunger und die Pest und rafften Hohe und Niedere, den Soldaten wie den Landmann hinweg, nachdem er sein Haus abgebrannt, sein Feld von Rosseshufen zertreten, seine Töchter entehrt, seine Söhne hingemordet oder unter Räuberhaufen gesehen hatte. Die Fremden schalteten überall als Herren und sie alle waren Deutschlands Feinde, die Fürsten und Großen des Landes selbst dachten nur sich zu erhalten oder ihre Macht zu vermehren. Wohl riefen Tausend und Tausende nach Frieden, aber die ihn gewähren konnten, wollten nur einen, der ihnen Vortheil brächte: der Besiegte hoffte auf einen neuen Sieg, der Sieger wollte nichts opfern. Doch berief der Kaiser auf Sept. 1640 endlich nach langer Zeit wieder einmal einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg, um den Frieden ernstlich zu berathen. Allein gleich Anfangs zeigte sich, daß nur die Schwächeren ihn verlangten, die Mächtigeren aber in der Fortsetzung des Kampfes noch mehr zu gewinnen hofften. Die Hauptsache nach allen großen Umwälzungen und die Quelle aller Versöhnung und des Friedens — allgemeine Vergessenheit des Geschehenen — wollte der Kaiser auf alle Weise einschränken, die österreichischen Unterthanen von allen Begnadigungen ausschließen, die pfälzische Sache zur besonderen Verhandlung nach Wien ziehen, die Entschädigung für Schweden auf die Stände allein wälzen.

Während man in langen Reden und mit Schreiben die kostbare Zeit hinbrachte, brach Banner mitten im Winter (Januar 1641) mit seinen Schweden und dem Weimar'schen, von einem Franzosen befehligten Heere durch die Oberpfalz gegen Regensburg heran, beschoß die Stadt, ein Theil des Heeres überschritt schon die Donau und die ganze Reichsversammlung mit dem Kaiser war in Gefahr, gefangen zu werden. Plötzlich eingetretenes Thauwetter zwang ihn jedoch zum Rückzug und schon am 10. Mai starb der tüchtige Heerführer in Halberstadt. Ihn ersetzte Torstenson. Die Reichsversammlung in Regensburg ging auseinander, ohne etwas Erhebliches entschieden zu haben. Dann versammelten sich Abgeordnete der kriegführenden Mächte in Hamburg und wurden am 25. Dezember 1641 einig, daß die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück sollten stattfinden, doch erst am Anfang des Jahres 1643 wurde der

Beschluß angenommen, der Krieg aber fortgesetzt, denn der Rath des Papstes Urban VIII., zuerst eine allgemeine Waffenruhe eintreten zu lassen, wurde nicht befolgt. Und so blieb Deutschland noch fünf Jahre lang der Schauplatz aller Leidenschaften und selbst das kleinste Gefecht gab Veranlassung zu neuen Forderungen und Verhandlungen, welche durch Stolz, Eitelkeit und die List der Diplomaten verzögert wurden, in deren Händen das Wohl der Völker und die Ehre der Fürsten lag. Wie um die Größe ihres Staates recht auffallend zu zeigen, erschienen die französischen Gesandten erst nach neun Monaten, nachdem die Kaiserlichen schon angekommen waren, und wieder verflossen sechszehn Monate, bis der Streit über die Untersuchung der Vollmachten beendet war. Darauf begann der Zank wegen des Ranges und Vorsitzes und Titels, des Fahrens und Begrüßens, und in all diesen erbärmlichen Dingen suchte man damals und für lange Zeit den höchsten Ruhm der Staatsweisheit, die fein und lauernd, bestechend und bestochen, krumm und hinterlistig, die Verhandlungen führte. Wild und hart wie der Krieg forderten die Mächtigen, besonders empörte gleich anfangs Frankreichs Uebermuth, das ganz offen nach Deutschlands Zersplitterung trachtete, die Stimmen der Gemäßigten verklangen unbeachtet. Der Kaiser wollte für die deutschen Stände allein unterhandeln, Frankreich und Schweden verweigerten es, dieses forderte unter dem Scheine, Deutschland vor Oesterreichs Uebermacht zu schützen, ungeheuere Entschädigungen an Land und Geld. Die Fremden stritten um Deutschlands Freiheit, Güter und Ehre und Niemand konnte sie hindern.

Torstenson drang, noch ehe die Verhandlungen begonnen hatten, in Schlesien vor, traf nach manchen Kreuz= und Querzügen auf die Kaiserlichen unter dem Erzherzoge Leopold und Piccolomini bei Breitenfeld, 27. Oktober 1642 und schlug sie entscheidend; die Franzosen aber durchzogen verheerend das südliche Deutschland. Siegend oder besiegt und auf's Neue sich sammelnd, zogen die Schaaren von einer Gegend in die andere, ihre Gegner suchend oder vermeidend und es ist weder angenehm noch lehrreich, alle die Ueberfälle, Streifzüge und Gefechte zu erwähnen, wie die Mächte einander lauernd beobachteten, keine der anderen ganz vertraute und wie Frankreich zuweilen selbst die Fortschritte der ihm verbündeten Schweden zu hemmen suchte. Richelieu aber wollte Maximilian's und des katholischen Bayern schonen, das hart heimgesucht ward und schloß mit ihm Waffenstillstand (14. März 1647), damit den Franzosen und Schweden der Durchzug nach Oesterreich offen stünde. Darüber zürnte der Kaiser so sehr, daß er den bayerischen obersten Feldhauptmann, Johann von Werth, gewann, ihm das ganze Heer Maximilian's und diesen selbst zu überliefern. Der Plan war klug ausgedacht und in Wien gebilligt. Aber die protestantischen Obersten verabscheuten und verriethen an Maximilian den Plan, Johann von Werth entfloh eilig zum Kaiser, der ihn zum obersten Befehlshaber

seiner Reiterei ernannte, und so groß war die Erbitterung des habsburgischen Hauses gegen Maximilian, daß man ihm das Schicksal seines Vetters, des Pfalzgrafen, bereiten wollte. Aber nach sechs Monaten (7. Sept.) ließ sich der Kaiser besänftigen und Maximilian erneuerte mit ihm das alte Bündniß. Um so furchtbarer wütheten darauf Franzosen und Schweden und zogen sich erst dann vor den anrückenden Oesterreichern über den Lech nach Schwaben zurück, nachdem sie Bayern verheert und wie in eine Wüstenei verwandelt hatten. Da erscholl die Nachricht von dem zu Münster und Osnabrück geschlossenen Frieden 1648, genannt der westfälische.

Dem Eifer und der Milde und Beharrlichkeit des kaiserlichen Bevollmächtigten, Grafen Trautmannsdorf, war es gelungen, daß sich die streitenden Parteien zu den denkwürdigen Beschlüssen vereinigten: Schweden erhält Vorpommern sammt der Insel Rügen, einen großen Theil von Hinterpommern, die Stadt Wismar, dazu als Reichslehen das Erzbisthum Bremen, das Stift Verden.

Frankreich nimmt auf immer Besitz von den drei Bisthümern Metz, Toul und Verdun; es erhält Alles, was Oesterreich im Elsaß hatte, Breisach, Pignerol und das Recht, in Philippsburg eine Besatzung zu haben.

Brandenburg bekommt als Entschädigung für abgetretenes Gebiet die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin; Mecklenburg die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, und die Johanniter Commenden, Mirow und Nemerow; die Landgräfin Amalia von Hessen, die eifrige Bundesgenossin der Schweden, erhält auf deren Vermittelung die gefürstete Abtei Hersfeld als weltliches Fürstenthum, dazu vier Aemter und sechshunderttausend Thaler. Kursachsen behält, was im Prager Frieden ihm bestimmt war; Karl Ludwig, der Sohn Friedrich's, wurde wieder in die Pfalz eingesetzt und erhielt die achte als die letzte Kurwürde, die ältere Kurwürde und die Oberpfalz blieb bei Bayern. — Alle geächteten deutschen Stände wurden in den Besitz von 1619 wieder hergestellt.

In Hinsicht der Religion wurde bestimmt: die Reformirten haben gleiche Rechte mit den Lutheranern, als das Normaljahr zur Wiederherstellung des alten Zustandes galt für die Pfalz und ihre Verbündeten das Jahr 1619, für die anderen Fürsten das Jahr 1624, der geistliche Vorbehalt wurde erneuert, keine Regierung braucht Bürger zu dulden, die nicht ihrer Religion angehören, muß ihnen aber drei Jahre Frist zur Auswanderung gewähren.

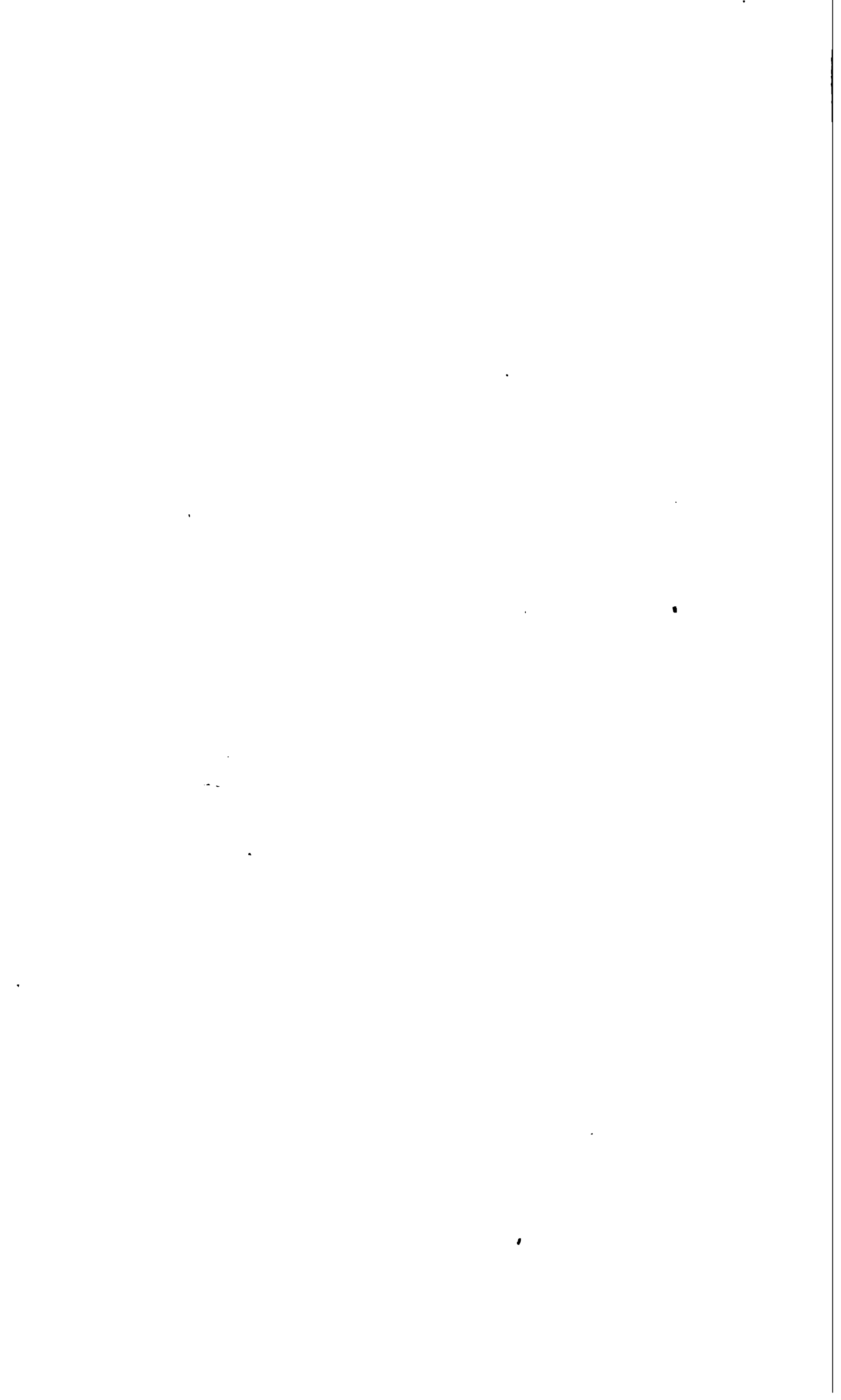
In Hinsicht auf die Verfassung des deutschen Reiches ward beschlossen: Auf den Reichstagen ist völlige Freiheit der Berathschlagung, die Reichsstädte, bisher nur im Besitz einer berathenden Stimme, erhalten eine entscheidende. Den Fürsten ward gewährt, was bisher verboten war, das Recht, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen den Kaiser und das Reich, lautete der Zusatz.

Das war das Ende des von Rom und den Jesuiten veranlaßten und genährten Religionskrieges zur Wiederherstellung der päpstlichen Macht in ihrem vollen Umfange, wie früher sie bestand. Das hatten sie nicht erreicht, aber sie gaben die Hoffnung nicht auf, das Verlorne doch noch zu erringen. Deshalb verdammte Innocenz X. den Friedensschluß in einem offenen Schreiben, als seien die getroffenen Anordnungen gegen die Rechte der katholischen Religion, gegen den göttlichen Dienst, den römisch-apostolischen Stuhl und die ihm untergebenen Kirchen gerichtet.

Sonderbarer Weise wurde im Friedensschlusse ausgesprochen, daß die Schweiz unabhängig von Deutschland sei. Das war sie eigentlich schon lange vor dem Kriege. Das Band, welches Städte, Herren und die Eidgenossenschaft seit Jahrhunderten eng mit dem deutschen Reiche verbunden hatte, war immer schlaffer geworden, die Schweizer mieden allmälig die kaiserlichen Gerichte, schlichteten ihre Streitigkeiten durch eigene Schiedsrichter, sie entzogen sich den Reichssteuern und Reichskriegen und während des furchtbaren Religionskrieges dachten weder der Kaiser noch die Fürsten daran, sie in das alte Verhältniß zu zwingen. Sie hatten ihre religiösen Zwiste ausgekämpft und die verschiedenen Bekenntnisse lebten friedlich neben und mit einander frei und unabhängig nach alter deutscher Sitte und die deutsche Sprache bewahrend und selbst zu Zeiten fördernd, aber die Schweiz blieb fortan getrennt von Deutschland.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Remkes & Co. in Elberfeld.



Das deutsche Volk und Reich

in

fortschreitender Entwickelung

von den

frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

In drei Bänden

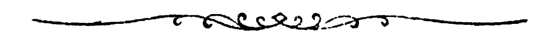
dargestellt

von

Dr. Joh. Mich. von Söltl,

o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu München, geh. Hofrath, geh. Haus- und Staats-Archivar a. D., Mitglied historischer Vereine.

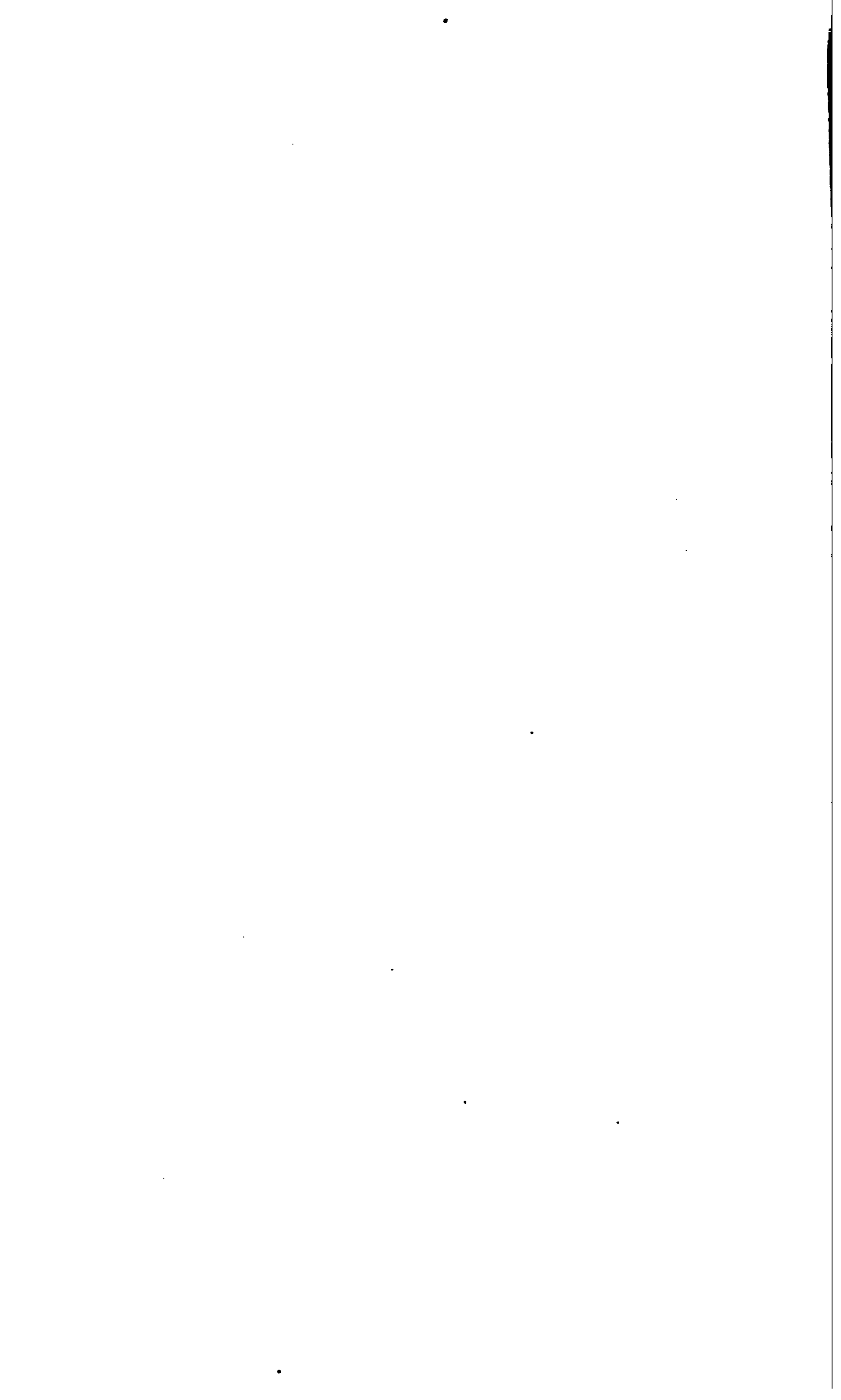
Dritter Band.



Elberfeld.

Eduard Loll, Verlagsbuchhandlung.

1878.



Inhalt des dritten Bandes.

Neunzehntes Buch. Deutschland nach dem Religionskriege.

Zwanzigstes Buch. Oesterreich und Preußen.

Einundzwanzigstes Buch. Deutschland im Kampf mit Frankreich.

Zweiundzwanzigstes Buch. Der Kampf um Deutschlands Freiheit.

Dreiundzwanzigstes Buch. Die Zeit des deutschen Bundes.

Vierundzwanzigstes Buch. Das deutsche Kaiserreich.

Neunzehntes Buch.

Deutschland nach dem Religionskriege.

Fürsten und Volk.

Wie man gewöhnlich erst spät die Verheerung überblicken kann, welche der über ein ganzes Land dahinbrausende Sturm hinterließ: so konnte auch der Enkel erst die unseligen Folgen des dreißigjährigen Krieges erkennen, und wer immer den Krieg als den Vater des Fortschrittes preist, der mag, die Folgen desselben überblickend, urtheilen, ob er Fluch oder Segen brachte.

Die schönsten Gaue des einst so herrlichen Deutschlands waren verödet, Hunger, Pest, Flammen und Schwert hatten Gebäude und Menschen verzehrt, die üppigen Fluren in Wildniß umgeschaffen, die Aecker mit Strauchwerk überwuchert, die Wälder waren voll reißender Thiere, ja in ehemals reichbevölkerten Dörfern zeigten sich hungrige Wölfe und Bären, selbst vor den ausgehungerten Hunden war der Mensch nicht sicher. Kaum zwei Drittheile waren übrig von der Bevölkerung, in den größeren Städten, voll Brandstätten, kaum die Hälfte: In Augsburg von achtzig Tausenden ungefähr noch zwanzigtausend, und in Franken ward wegen Menschenmangels der Eintritt in die Klöster beschränkt und den Weltpriestern die Ehe, und den Laien erlaubt, zwei Frauen zu nehmen. Die Hallen, Zeughäuser und Schatzkammern waren geleert, Waffen und Geschütz entführt, die Güter aus Mangel an Menschen, an Geld und Verkehr ohne Werth, daß um achtzig Gulden verkauft wurde, was früher zwei Tausende gegolten hatte. Die Schulen waren ein=

gegangen, in kleinen und größeren Städten mangelte es an Lehrern; Kirchen- und Schuldiener waren ohne Besoldung, die Städte voll armer Wittwen und Niemand sorgte für die Erziehung der Waisen. Die hohen Schulen verfielen, unter den Studenten herrschte ein wildes, kriegerisches Leben, das sich über ein Jahrhundert gleichsam forterbte. Eine grauenvolle Unsittlichkeit herrschte unter dem Volke, der Bürger und Bauer hatte die Laster der verwilderten Kriegsschaaren kennen und üben gelernt, und schon eigneten sich unreife Knaben das schädliche Tabakrauchen, welches die Spanier von den Wilden in Amerika entlehnt und nach Deutschland gebracht hatten, dazu die gotteslästerlichsten, abscheulichsten Fluchworte an. Der Aberglaube hatte sich vermehrt, die Begeisterung für die Pflege der Wissenschaften und Künste war erstorben, kein Fürst und keine Stadt ermunterte, belohnte und weckte die friedlichen Künste, ungehört und unbeachtet verklangen im wilden Tosen des Krieges die Lieder des Rudolf Weckherlin, und Martin Opitz, Paul Flemming, Christoph Dach, Paul Gerhard und des Jesuiten Jakob Balde, der in lateinischer, wie jene in deutscher Sprache, die Leiden und Seufzer Deutschlands und fromme Wünsche nach Eintracht und Frieden in Liedern aussprach; vergebens hatte schon früher auch der Jesuit Spee unter fremdem Namen gegen den Hexenglauben geeifert. Bettler, Landstreicher und Räuber durchzogen in hellen Haufen das Land, die wenigen Haushaltungen trugen in dumpfer Betäubung die unermeßliche Last der Abgaben.

Die Fürsten wurden jedoch wenig dadurch gerührt, und so sehr war Verstand und Gemüth befangen, daß der Kurfürst Maximilian von Bayern bei dem Anblick seines verödeten Landes sich tröstete: er habe für den allein seligmachenden Glauben Alles geopfert und diesen seinem Volke erhalten. Ehe er noch an die Belebung der Wüsteneien, des Ackerbaues und der Gewerbe dachte, sorgte er schon für die Wiederherstellung der Klöster, und die Leichname der Heiligen Cosmas und Damian, welche er aus dem protestantischen Bremen erwarb und wie im Triumphe in München zur Verehrung ausstellte, schienen ihm ein großer Gewinn. Jesuiten blieben so lange er lebte, seine Vertrauten, zehntausend Seelenmessen sollten seiner Anordnung gemäß nach seinem Tode, der ihn im Jahre 1651 in Ingolstadt ereilte, für das Heil seiner Seele in Rom gelesen werden. Schon früh hatte er sich der seligsten Jungfrau durch einen mit seinem Blute geschriebenen Zettel geweiht, den er in einer goldenen Kapsel in Altötting's reichbegabter Kapelle aufbewahren ließ.

Während des langen Krieges waren alle Stände durcheinander geworfen, durch Gewalt alle alten Rechte gebrochen oder verkümmert. Der lang fortdauernde Druck, unter welchem Stadt und Land litten, lähmte die gepriesene deutsche Freimüthigkeit, die Freiheit der Städte war mit ihrem Reichthum und ihrer Macht dahin, die

meisten wurden Fürsten unterthan. Von dem ehemaligen Glanze der Könige beschränkenden Hanse war kaum ein Schatten übrig, selbst wo die Freiheit noch wie aus Gnaden gewährt wurde, blieb doch die Bürgerschaft nach dem Verluste der Waffen und der alten Hülfsquellen entmuthigt und dem mächtigen Nachbar preisgegeben, der sie auf alle Weise beunruhigen und beeinträchtigen konnte und dies je nach Gelegenheit that. Noch standen Kriegsschaaren im Dienste der Fürsten, und diese waren nicht Willens, sie zu entlassen, jeder warb so viel er nur konnte, um mittels ihrer seine Ansprüche durchzusetzen. Durch Frankreichs überwiegenden Einfluß ward die kaiserliche Macht im westphälischen Frieden gesetzmäßig auf das Aeußerste beschränkt, wurden die Fürsten wahre Herren ihrer Länder. Der Ruhm und Glanz des deutsch-römischen Kaiserthums verschwand allmälig während des Krieges, Fremde hatten ihm Gesetze vorgeschrieben, das deutsche Reich war arm geworden, und nur der Haß der Parteien nicht versiecht, ja Katholiken und Protestanten standen sich in der Gesinnung noch eben so feindlich wie früher gegenüber, und das unwürdige Gezänke der Theologen erhob sich von Neuem, und die Jesuiten förderten und schürten die Zwietracht. Dies Alles trug nur dazu bei, daß Frankreich sein errungenes Uebergewicht und seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten behaupten und erweitern konnte. Planmäßig unterstützte der König die Fürsten gegen den Kaiser, nannte sie Selbstherrscher, Vettern und Verwandte in offenen und privaten Schreiben, und nährte ihren Stolz und die Meinung von einer ihnen innewohnenden Majestät und insgemein den Argwohn gegen das Haus Habsburg.

Sechs Monate nach dem Friedensschlusse sollte der Reichstag die inneren Angelegenheiten Deutschlands vollends ordnen, aber drei Jahre lang harrte man vergebens, während dessen die Fürsten sich in ihrer Selbständigkeit zu befestigen wußten, zumal der Kaiser als seine wichtigste Aufgabe betrachtete, die Wahl seines gleichnamigen Sohnes zum römischen Könige und zu seinem Nachfolger bei den Fürsten durchzusetzen. Der Reichstag versammelte sich ausnahmsweise in Augsburg, da wurde Ferdinand IV. gewählt, 1653, 31. Mai. Wegen seiner Krönung entstand Streit zwischen den Kurfürsten von Köln und Mainz darüber, wem dieses Recht zustehe, dann, ob der Fürst von Hohenzollern oder der brandenburgische Gesandte dem Kaiser das Schwert vortragen dürfe! Für die Wahl hatten am meisten die Abgesandten Schwedens gewirkt. Dort hatte die Tochter Gustav Adolf's im Jahre 1644 die Regierung übernommen, umgab sich allmälig mit einem glänzenden Hofstaat, vergeudete die Einkünfte des Staates in grenzenloser Verschwendung an ihre Lieblinge, rief ausgezeichnete Gelehrte an ihren Hof, unter ihnen auch den Philosophen Des Cartes, horchte aber zumeist ihren Günstlingen und den feinen schmeichelnden Fremden. Zu diesen hatten sich auch heimlich Jesuiten eingefunden, die alle Künste aufboten, sie zu

gewinnen und sie wußten ihr allmälig die evangelische Religion und ihr Vaterland zu verleiden, daß sie schon im Jahre 1654 die Regierung niederlegte und durch die Niederlande, Frankreich und Deutschland sich nach Rom begab, wo sie öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Der Papst feierte diesen Tag wie einen Triumph. Sie sehnte sich aber in der Folge, jedoch vergebens, nach der Regierungsgewalt zurück, kam noch zweimal unter verschiedenen Vorwänden nach Schweden, fand aber bei dem Volke nirgends mehr Zutrauen, kehrte, in ihren stillen Hoffnungen getäuscht, nach Rom zurück und lebte hier im Genusse und in der Pflege der Wissenschaften bis zu ihrem Tode, 1689.

Erklärter Nachfolger auf dem Throne Schwedens war Karl X. Gustav, der Sohn einer Schwester Gustav Adolf's und des Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken-Kleeburg. Er hatte sich in den letzten Kriegsjahren hohen Ruhm erworben, jetzt bei dem Antritte der Regierung erkannte er die traurige Lage des unter seinem Oheim einst so mächtigen Reiches und dachte zunächst auf Mittel, das vernachlässigte Heer wieder herzustellen und zu ermuthigen, um Schwedens Ansehen in Deutschland aufrecht zu erhalten und zugleich einem neuen Feinde zu begegnen, denn der König Johann II., Casimir von Polen, sprach gegen ihn die Erbfolge in Schweden an. Karl jedoch sammelte in Schwedisch-Pommern seine Heerschaaren und ließ sie durch das Gebiet des Kurfürsten von Brandenburg gegen Posen und Kalisch ziehen (im Juli 1655). Und damals zeigte der Kurfürst Friedrich Wilhelm, nachmals nur der große Kurfürst genannt, wie schon früher, seine Klugheit, die sich der Nothwendigkeit fügte. Er hatte im Jahre 1640 nach dem Tode seines Vaters die Regierung unter den mißlichsten Verhältnissen angetreten, mußte dem Könige Ladislaus IV. von Polen die Huldigung wegen Preußens unter sehr lästigen Bedingungen leisten; seine deutschen Länder waren noch den Verheerungen der schwedischen und kaiserlichen Schaaren preisgegeben und es galt für ihn als das Wichtigste, sich zwischen den Parteien soviel möglich neutral zu halten und durch Sparsamkeit einen Schatz zu sammeln und damit ein ansehnliches Heer zu unterhalten. Dies gelang ihm nach dem westphälischen Friedensschlusse und es bestand, als die Schweden durch sein Gebiet nach Polen vordrangen, bereits aus sechs und zwanzig Tausend Mann mit mehr als siebenzig Kanonen. Und er beschloß, den König Karl zu gewinnen und von ihm Rechte zu erlangen, die er später gegen Polen für Preußen geltend machen könnte.

Bald nachdem dieses, dem Deutschherren-Orden zustehende Land, dem letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Anspach als lehenbares Erbherzogthum von Polen zu Theil geworden, die Reformation eingeführt und die Universität Königsberg (1546) gegründet war, begannen die unseligen theologischen Streitigkeiten und Ver-

folgungen, besonders nachdem Andreas Osiander als Hofprediger gerufen war. Er war stolz und herrisch, unbeugsam in seinen Behauptungen und ein so großer Liebhaber des Weines, daß er es im Trinken mit dem preußischen Adel aufnehmen konnte. Bald erhob sich allgemeine Fehde gegen den erklärten Günstling, daß sich Alles entzweite und der Adel dabei die Herrschaft an sich riß, bis der Herzog nach dem blitzlichen Tode Osiander's sich ermannte und die heftigen Gegner verbannte. Aber dies erregte neuen Kampf und während die Einen sich an Polen wendeten, suchten Andere den Kurfürsten von Brandenburg zu gewinnen und ihm (1565) für den Fall zu huldigen, wenn die herzogliche Linie aussterbe. Allein der Kurfürst wurde durch die Aussicht einer so fernen Erwerbung nicht gewonnen, der Herzog blieb sich selbst überlassen und ward durch die polnischen Abgeordneten, welche des Landes Zustand untersuchen sollten, auf alle Weise gekränkt. Die Regierung kam ganz in die Hände des Adels, der den Herzog wie einen Gefangenen behandelte und nach dem Tode desselben eine noch härtere Herrschaft über den Sohn übte, der schwach an Geist und Körper blieb. Bei solcher Lage der Dinge bewarb sich Joachim II. von Brandenburg, vermählt mit der ältesten Tochter des Polenkönigs Sigismund, um das Recht der Erbfolge in Preußen, das er und sein Nachfolger bestätigt erhielten. Der Kurfürst Joachim Friedrich übernahm die Verwaltung des Landes, wurde mit Preußen wirklich belehnt und kam nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs (1618) in den Besitz des Landes unter Polens Oberlehensherrschaft.

Friedrich Wilhelm suchte sich dem Lehensverbande zu entziehen und übernahm die Regierung in Preußen, ohne dem Polenkönige zu huldigen, wozu ihn jedoch Ladislaus IV. zwang und er erhielt dann nur unter sehr lästigen Bedingungen die Belehnung. Um so mehr trachtete er sich von denselben zu befreien und schloß am 7. Jan. 1656 mit Karl, dem Könige Schwedens, zu Königsberg einen Vertrag und nahm Preußen als ein Lehen von Schweden, nachdem Karl den Polenkönig besiegt und aus dem Lande vertrieben hatte, er stellte ihm 1500 Mann ins Feld und gewährte den Schweden freien Durchzug durch sein Land. Um den Kurfürsten noch fester an seine Sache zu binden, da sich der Kaiser und Rußland für Polen erklärten, überließ Karl Preußen das bisherige Lehen als selbstständiges Herzogthum an Friedrich Wilhelm, am 20. Nov. 1656, als souveränen Herrn von Preußen und Ermeland. Schon im folgenden Jahre aber schloß er unter Oesterreichs Vermittelung einen Vertrag mit Polen, während Karl in Krieg mit Dänemark verwickelt war, zu Welau 16. Sept., gemäß welchem auch Polen den Herzog von Preußen als unabhängig von jeder Lehensverpflichtung erkannte. Der Kurfürst räumte diesem seinen Lande darauf den zweiten Rang seiner Gebiete und den Titel gleich nach der Kurwürde ein und waltete fortan als wahrer Selbstherrscher,

die Klagen der Stände Preußens, ohne deren Beistimmung die letzten Verträge geschlossen und deren Rechte darin nicht vorgesehen waren, blieben ohne Erfolg. Niemand konnte damals voraussehen, zu welcher Macht und welchem Ansehen Preußen sich in den nächsten zwei Jahrhunderten erheben würde.

Während dieser Kriegsereignisse in Norddeutschland war Ferdinand IV., 19. Juni 1654, gestorben und der Kaiser bot dann Alles auf, daß sein noch einziger Sohn Leopold ihm, wie in den österreichischen Erbstaaten, auch im Reiche folgen möchte. Bevor er aber diesen Wunsch durch die Kurfürsten erfüllt sah, starb er, 23. März 1657. Da entstand großer Streit zwischen den beiden ohnehin schon entzweiten wittelsbachischen Geschlechtern Pfalz und Bayern. Am Rhein waltete Karl Ludwig, der Sohn Friedrich's V., in Bayern der zweiundzwanzigjährige Herzog Ferdinand Maria, der Sohn Maximilian's. Die beiden Vettern nahmen jeder für sich das Recht der Reichsverwesung in Anspruch und luden zur Kaiserwahl in Frankfurt ein, wo Karl Ludwig selbst, von den übrigen Kurfürsten aber nur ihre Gesandten erschienen. Und als während der Berathung der bayerische Bevollmächtigte im Namen seines Herrn das Reichsvikariat ansprach und heftig gegen die pfälzische Anmaßung eiferte, hieß ihn Karl Ludwig schweigen, und als Jener noch heftiger fortfuhr und von der verwirkten Kurwürde sprach, warf ihm der Pfalzgraf das Dintenfaß an den Kopf, worüber Lärm, Streit, ja selbst Furcht vor einem neuen Kriege entstand, der jedoch durch die vermittelnden Stimmen vermieden wurde.

Während des Zwischenreiches warben französische Abgesandte mit großen Versprechen und mit Geld, daß ihrem Könige Ludwig XIV. die Kaiserkrone gewährt würde. Als sie dieses nicht erreichen konnten, strebten sie, das habsburgische Haus von der Wahl auszuschließen, wobei sie um so leichter Gehör fanden, weil die deutschen Fürsten ohnehin keinen mächtigen Kaiser wollten, der ihre Herrschaft beschränken könnte. Und Frankreich warb darauf mit List, die deutsche Krone dem Kurfürsten von Bayern zu verschaffen, dessen ehrbegierige Gemahlin Adelheide eine savoyische Prinzessin war. Um ihn zur Annahme derselben geneigter zu machen, versprach es ihm Hülfsgelder zur Bestreitung des königlichen Aufwandes zu gewähren, bis er durch eigene Vergrößerung und Demüthigung des österreichischen Hauses sich selbst erhalten könnte. Dieser Plan wurde jedoch durch die weisen Räthe des Kurfürsten vereitelt, welche für dessen und Bayerns Wohl besorgt waren. Als jedoch die französischen Gesandten das Gerücht verbreiteten, Ferdinand Maria sei geneigt, die Krone anzunehmen, und als die Kurfürsten ihn zu wählen bereit sich erklärten, sagte der bayerische Bevollmächtigte Oexle in voller Versammlung: Und wenn Alle meinem Herrn die Kaiserkrone aufsetzen wollen, so will ich ihn so lange rütteln, bis sie ihm vom Haupte fällt. Darauf versuchte man gleich vergeblich Pfalz-Neuenburgs

Fürsten zur Annahme zu gewinnen, und dann wurde endlich Leopold gewählt, nachdem man in dem Wahlvertrage die künftige Wirksamkeit des neuen Kaisers in der unwürdigsten Weise beschränkt hatte: Er solle kein anderes Bündniß schließen, als nach dem Inhalt des westphälischen Friedens, ohne Wissen und Willen der Kurfürsten keinen Krieg beginnen, keinem Heere gestatten, in Deutschland einzurücken und insbesondere gegen Frankreich nicht Hülfe leisten, dagegen wurde es dem französischen Könige vorbehalten, diese den deutschen Fürsten zu gewähren, wenn sie ihn rufen. Unter solchen demüthigenden Bedingungen wurde der neue deutsche Kaiser 18. Juli 1658 anerkannt.

Deutschland war eigentlich kein Kaiserthum mehr, sondern ein Bundesstaat verschiedener größerer und kleinerer geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen, Ritter und Städtegemeinden. Auf dem Reichstage, der sich selten mehr versammelte, sondern zu welchem nur meistens die Abgeordneten kamen, entschieden die Stimmen von nahe an zweihundertfünfzig Gesandten, das Reich selbst zählte ohne die Ritterschaft dreihundertsiebenzig Stände und ein Jeder bedachte vorzüglich nur sein Interesse und selten des Reiches und Volkes Wohlfahrt. Getrennt waren sie in zwei große Körperschaften, in die der Katholischen und der Evangelischen, die eifersüchtig einander beobachteten, und bei den katholischen Fürsten bildeten sich wieder eigene Vereine. Das deutsche Reich gewährte ein Bild trauriger Zerrissenheit. Schon während der Kaiserwahl-Verhandlungen waren von den niederrheinischen Ständen — den drei geistlichen Kurfürsten, dem Bischofe von Münster, den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen-Cassel und dem Pfalzgrafen von Neuburg wegen Jülichs, und auch von Schwedens Abgeordneten Berathung gepflogen und ein Bund geschlossen worden, zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens und — wie sie angaben — der deutschen Freiheit. Frankreich trat allsogleich diesem Bunde bei, die Abgesandten desselben hatten unmittelbar nach der Kaiserwahl, die ganz nach ihrem Sinne geschehen war, ein glänzendes Gastmahl allen Frankreich geneigten Fürsten und Gesandten gegeben mit Theater und Ballet, dem Volke floß der Wein in Strömen und unter den Fenstern des Kaisers wurde dem Könige Frankreichs ein Hoch gebracht. Deutschlands Fürsten waren im Solde und Bunde Frankreichs, nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg erkannte die von dorther drohende Gefahr und deutete diese den Kurfürsten offen und treuwarnend an.

Leopold der Erste.

Leopold I. war, als er Kaiser wurde, kaum achtzehn Jahre alt und als der zweite Sohn Ferdinand's III. für den geistlichen Stand bestimmt, von dem Jesuiten Niethart, dem nachmaligen Großinquisitor von Spanien, erzogen und mit mancherlei Kenntnissen ausgerüstet, fromm und schwach und gemäß seiner Erziehung unduldsam, ein Liebhaber alter Münzen, der Alchemie und Baukunst, wodurch er Wien verschönerte und in der Musik so erfahren, daß in manchen mit großer Pracht gegebenen Opern von ihm eingefügte Tonstücke waren. Da er der seligsten Jungfrau als Kind war gewidmet worden, verehrte er sie während seines ganzen Lebens so, daß er sie im Kriege zur Befehlshaberin und bei Friedensverhandlungen zu seiner Bevollmächtigten erkor. Ein Liebhaber der Jagd und großer Pracht und Förmlichkeit, aber unbesorgt um eine gute Haushaltung, ließ er Andere, insbesondere Jesuiten, die Staatsgeschäfte besorgen und adelige und gemeine Bettler einen großen Theil der Einkünfte verprassen, von Hofjuden Geld zu ungeheueren Zinsen borgen und durch schlecht besoldete Beamte das Volk drücken. Ohne Kraft und Ausdauer in seinen Unternehmungen ertrug er Vieles, was seiner und der kaiserlichen Stellung unwürdig war, so daß ein Prediger ihn öffentlich ansprechen durfte, er müsse nicht blos den Rosenkranz, sondern auch das Scepter handhaben. Was konnte Deutschland von ihm hoffen?

Ihm gegenüber waltete als Selbstherrscher in Frankreich der um zwei Jahre ältere König Ludwig XIV., schön und muthig, sein glanzliebendes Volk durch die Pracht seines Hofes und seiner Bauwerke blendend und gewinnend, und Künstler und Gelehrte in seinem Dienste und zu seinem Ruhme beschäftigend. Die tüchtigsten Männer in seiner Umgebung leisteten Treffliches für Handel, Gewerbe und Seewesen, sowie für Kriegswissenschaft, sein Heer war das bestgeschulte unter erfahrenen Anführern. Da er der Religion mehr äußerlich diente und sich häufig von Beichtvätern und hingebenden Frauen beherrschen ließ, war sein einziges Streben, als der größte König zu gelten und Macht und Glanz immer mehr zu steigern, ohne ängstlich besorgt zu sein um die anzuwendenden Mittel, die zum Ziele führen konnten, weswegen er bald mit allen seinen Nachbarn in Zwist gerieth. Der letzte Krieg hatte Deutschland gezeigt, was es von Frankreich zu fürchten habe.

Leopold mußte zunächst sich gegen die Türken wenden. Diese hatten nach und nach Siebenbürgen und den größten Theil Ungarns unterworfen. Am Anfang des dreißigjährigen Krieges herrschte in Siebenbürgen Bethlen Gabor als türkischer Vasall und nach ihm Ragoczy, der sich ganz Ungarns bemächtigen wollte. Der Kaiser,

unglücklich im Kriege gegen ihn, mußte ihm ein großes Gebiet überlassen und schloß im J. 1645 im September einen Friedensvertrag mit den Ungarn und gewährte ihnen vollständige freie Religionsübung, worüber die Jesuiten ungehalten waren, und bald begannen unter Leopold die religiösen Bedrückungen. Im Jahre 1658 unternahm der Großvezir Mohamed Köprili einen großen Feldzug gegen Siebenbürgen, Ragoczy, vom Kaiser nicht unterstützt, wurde geschlagen und starb an den im Kampf erhaltenen Wunden, auch Kemeny, der sich der Herrschaft bemächtigen wollte; darauf ward Michael Agaffi zum Fürsten erwählt und von den Türken bestätigt, die dann immer weiter vordrangen. Bei der seinen Ländern und ganz Deutschland drohenden Gefahr wendete sich Leopold an die deutschen Fürsten um Hülfe. Aber der Ausschuß des Reichstages konnte sie nicht sogleich gewähren, auch war noch darüber Streit, wo derselbe seinen ständigen Sitz haben sollte, ob in Frankfurt, wie Frankreich und die ihm zugethanen Fürsten wollten, oder in Regensburg, wie der Kaiser verlangte. Um diesen Zwist zu enden, schrieb er einen allgemeinen Reichstag aus, der schon im Mai 1662 sich versammelte, aber mit Berathen, Bedenken, Schreiben, Berichterholen gerade das Wichtigste zu vergessen schien, bis der Kaiser endlich selbst erschien und dann erst am Schlusse des Jahres 1663 wurde ein großes Reichsheer gegen die Türken aufzustellen beschlossen, über welches der Markgraf Leopold Wilhelm von Baden als kaiserlicher Feldmarschall den Oberbefehl erhielt. Indessen war Köprili mit seinen ungeheueren Schaaren immer weiter in Ungarn vorgedrungen, der vom Kaiser gegen ihn gesandte Graf Montecuculi zog sich mehr und mehr zurück und nur der Graf Zriny wagte es den Feinden heldenkühn lange zu widerstehen. Endlich rückte das große Heer der Deutschen heran, zu welchem auch Ludwig von Frankreich sieben Tausend Mann und der Papst eine große Geldsumme gegeben, und die Fortschritte der Türken wurden gehemmt und in der Schlacht bei dem Kloster St. Gotthard an der Raab erfocht das verbündete Heer (1. August) unter Montecuculi einen entscheidenden Sieg. Aber schon vor der Schlacht hatte der Kaiser mit den Türken Friedens-Unterhandlungen begonnen, darauf erfolgte am 10. Aug. ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre, gemäß welchem den Türken die von ihnen eroberten wichtigen Festungen blieben, der Kaiser dagegen neue anlegen durfte. Den Krieg fortzusetzen, fehlte es ihm an den nöthigen Mitteln, die Ungarn und die deutschen Fürsten zürnten ihm, weil er ohne sie auf solche Weise mit den Türken gefriedet hatte. Der Reichstag löste sich in die Reichsdeputation auf, die seit 1663 fortan für beständig ihren Sitz in Regensburg hatte, die Fürsten aber suchten ihre landeshoheitlichen Rechte zu wahren und auszudehnen, wozu ihnen am meisten die Errichtung eines stehenden Heeres half.

Während des langen Krieges waren ihre Söldlinge nie ganz entlassen und mit oder ohne Bewilligung der Stände suchten die

Fürsten, mit welchen Mitteln immer sie dieselben erhalten konnten und schufen sich auf diese Weise eine Leibwache, welche sie auch nach geschlossenem Frieden mehr zur Pracht und Stärkung ihres Ansehens, als der Gefahr wegen beibehielten. Diese war dann der Kern des nachmals stets mehr anwachsenden stehenden Heeres, das Frankreich recht eigentlich zuerst schuf, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach dem gegebenen Muster einrichtete. Als im Kampfe Schwedens gegen Polen für sein Preußen Gefahr von den Kosaken drohte, die Adeligen auf seine Mahnung zu rüsten sich weigerten und die Stände selbst riethen, eine taugliche Anzahl geworbener Knechte zu halten: sammelte er solche Schaaren und nachdem er ihre Tüchtigkeit und Treue zu ihm als ihrem Ernährer auch im Frieden erkannt, bildete er allmälig die ganze Landesbewaffnung aus solchen Menschen, die blos von ihm abhingen, statt der bisher meist unkräftigen und wenig geübten und dem Aufgebote nur langsam folgenden und seinen Befehlen nicht unbedingt unterworfenen Landestruppen. Durch diese neue Macht ward er beinahe ganz unabhängig von den Ständen, vom Volke. Vergebens widerstrebten darauf die einzelnen Provinzen oder die Stände, das Volk hatte mit der allgemeinen Bewaffnung selbst den Rest seiner Freiheit aufgegeben und ein neuer Stand erhob sich, der sich zwischen Volk und Fürsten drängte, von diesem als Schutz und Wächter seiner Hoheit und angesprochenen Majestätsrechte auch im Frieden geehrt und über das Volk erhoben wurde. Er ward aber nur vom Marke des Volkes erhalten, von diesem forderte man bald nur Geld, ließ es den Gebrauch der Waffen mehr und mehr vernachlässigen, zwang dagegen seine Söhne meist auf die ganze Lebenszeit in den neuen Stand, selbst die Dienstleistungen des Adels verwandelten sich in Geldbeiträge. Fremdlinge, heimathlos, durch Schuld oder Unglück verderbt, ließen sich dazu werben, aus Verabschiedeten des dreißigjährigen Krieges nahm man die höheren und niederen Anführer, und diese mußten ihre Untergebenen beständig in den Waffen üben. Sie alle standen blos unter dem Fürsten in strenger Unterordnung, von ihm aus gingen alle Befehle, er war ihnen Heimath, Vater und Mutter geworden, von ihm erwarteten und erhielten sie Sold und Belohnungen. Als das Höchste des neuen Standes galt das Gefühl der Ehre und des Ranges vor dem gemeinen Volke, und die Ehre des Fürsten und ihres Standes vor jeder Verunglimpfung zu schützen und seinen Willen blind ohne die leiseste Widerrede zu vollziehen. So bildeten sie einen eigenen geschlossenen Staat im Staate, mit eigenen Priestern und Gottesdienst, bestimmten Formen und strengen Gesetzen; sie lebten neben dem Volke in gänzlicher Abgeschiedenheit und mitten im Frieden schien ihr ganzes Leben nur auf Krieg gerichtet. Sie hatten dem Kriegsherrn Leib und Seele verkauft, ihm schwuren sie den Eid des Gehorsams und der Treue, ihm überall und allezeit mit Leib und Seele zu dienen. In eigenen Schulen, niederen und

höheren, Militär- auch Ritterakademien genannt, wurden die Fertigkeiten in der Kriegskunst erlernt und die niederen und höheren Befehlshaber ausgebildet. Bald wurden vorzugsweise in den höheren Schulen nur die Söhne des Adels aufgenommen, die sich dem glänzenden Zwange fügten und im kleinlichen Kamaschendienste im Frieden das Kriegsspiel übten und lieber in strenger Abhängigkeit und Unterthänigkeit, statt frei auf ihren Gütern leben wollten, und allmälig widmeten sich die jüngeren Söhne, statt wie früher dem geistlichen, nun diesem Kriegerstande. Die Schaaren der Gemeinen wurden durch Werbung zusammengebracht, wobei Gewalt und List selbst gegen die eigenen Unterthanen des Fürsten geübt wurden. Die gutbezahlten Werber verführten dem Landmann das Gesinde und oft sogar die Hausgesessenen selbst, daß sie Haus und Hof, Weib und Kind verließen, geblendet vom reichlich gespendeten Handgeld und der ihnen vorgelogenen herrlichen Lebensweise, weshalb an manchen Orten sich das Volk gegen die Werber erhob und Mord und Todtschlag erfolgte. Die also Geworbenen kamen dann zu Hunderten und Tausenden in besondere Wohnhäuser — Kasernen — Garnisonen in strenge Aufsicht zu pünktlichem Dienst und Gehorsam, wie Gefangene darin gehalten, verdammt zum ewigen Einerlei des ermüdenden geisttödtenden Spiels. Die von den eigenen Unterthanen eingereihten Söhne erhielten im Jahre mehrere Monate Urlaub, aber die Fremden sahen keine Erlösung, weshalb ihrer zuweilen bald einzelne, bald viele entliefen, aber wer der eilig Verfolgten wieder eingebracht wurde, mußte Gassenlaufen, indem er zwischen einer doppelten Reihe langsam hinabgeführt, von Hunderten auf dem bloßen Rücken mit Ruthen gepeitscht wurde; auf den neuen Fluchtversuch folgte zum abschreckenden Beispiele für Andere der Tod. Der Fürst sah es nicht gern, daß die Offiziere sich verheiratheten, weshalb sie oft Frauen und Jungfrauen zum Aergerniß wurden, die Gemeinen durften ehelich werden.

So beschaffen war der neue Stand, mit dessen Hülfe der Fürst leicht seine Pläne durchführte, Land und Leute als sein betrachtete und behandelte nach dem von Ludwig XIV. offen ausgesprochenen Grundsatze: Der Staat bin Ich. Vergebens klagten die Stände über gesteigerte Forderungen an sie, vergebens das Volk über den auf ihm lastenden Druck, die Unterhaltung des stehenden Heeres verschlang einen großen Theil der Einkünfte, der Fürst war nur zunächst auf sein und seines Hauses Bestes bedacht und auf neue Erwerbungen und erhielt dazu bereite Hülfe von Frankreich. Der Bischof Bernhard von Galen erhielt sie in seinem Kriege gegen die Stadt Münster, und die Stadt verlor ihre Reichsfreiheit und wurde eine bischöfliche Stadt, gleiches Schicksal erfuhr Köln und Erfurt, Magdeburg nahm Friedrich Wilhelm im Vertrauen auf den Beistand, den er dem Kaiser während des Türkenkrieges leistete.

Ludwig XIV. betrug sich als Schirmherr des rheinischen Bundes, die Fürsten waren mehr ihm als dem Kaiser zugethan, dies wußte er bei seinen ehrgeizigen Absichten zu benutzen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters Philipp IV. von Spanien forderte er die Spanischen Niederlande als Erbschaft für seine Gemahlin, ungeachtet sie bei der Vermählung darauf verzichtet hatte. Unerwartet überfiel er mit seinen wohlgerüsteten Schaaren die Provinzen und brachte innerhalb weniger Monate die wichtigsten Städte in seine Gewalt. Der Burgundische Kreis rief die Hülfe des deutschen Reiches an und der Kaiser mahnte die Stände, zu helfen, aber Ludwig wußte auf dem Reichstage sein Unternehmen zu entschuldigen, man zauderte, prüfte, wechselte Schriften und Gegenschriften, während die Franzosen immer weiter vorschritten. Deutschland wollte keinen Krieg und ließ den rechtmäßigen Besitzstand verletzen, dagegen schlossen England, Holland und Schweden, 23. Januar 1668, einen Bund gegen das freole Unternehmen des französischen Königs, hemmten dessen Fortschritte und zwangen ihn zum Frieden zu Aachen; doch behielt er zwölf Hauptplätze, insgeheim entschlossen, das Uebrige bei günstiger Gelegenheit nachzuholen, zumal er von Deutschland, wie er klar einsah, nichts zu fürchten hatte. Mit List und Bestechung gewann er einen überwiegenden Einfluß an allen Höfen, selbst am kaiserlichen, und er sprach offen aus: Mit goldenen Ketten sind des Kaisers Räthe zu fesseln.

Frankreich gegen Holland und Deutschland.

Ludwig's XIV. Groll über den ihm aufgedrungenen Aachener Frieden richtete sich vorzüglich gegen Holland, dies sollte seine Rache fühlen, wenn es ihm nur gelänge, das dreifach gegen ihn geschlossene Bündniß zu trennen. Zunächst wirkten seine schlauen Unterhändler in England, und der leichtfertige stets geldbedürftige König Karl II. und seine Minister wurden durch bedeutende Summen — man sagt über sechs Millionen Gulden — gewonnen. Eben so leicht wurde durch diplomatische Künste und reichliche Gaben der schwedische Reichsrath zum Abschluß eines Bundesvertrags mit Frankreich vermocht, und in gleicher Weise ließen sich die kaiserlichen Minister, an ihrer Spitze Lobkowitz, gewinnen, daß Leopold im November 1671 sich insgeheim mit Frankreich verbündete: es sollte ja nur für die Ausbreitung der katholischen Religion sein! Schon früher hatte Ludwig mit dem katholisch gewordenen Herzog Johann Friedrich von Hannover und dessen Bruder, dem evangelischen Bischof Ernst August von Osnabrück, ein Bündniß geschlossen, und der Bischof Bernhard

von Münster ein Heer für ihn gegen Holland bereit. Ja die meisten deutschen Fürsten waren damals, mit Ausnahme des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, im Solde des französischen Königs und insbesondere die vier Brüder-Fürsten von Fürstenberg, vom Kaiser erst während des dreißigjährigen Krieges in diesen Stand erhoben, waren für Frankreich thätig: Wilhelm Egon, am Hofe des Kurfürsten Heinrich von Köln, eines bayerischen Prinzen, Franz, Bischof von Straßburg, Hermann, geheimer Rath des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, und Wilhelm, der jüngste Fürstenberg, der offen gestand, er müsse auf jede Weise eine standesmäßige Versorgung suchen, weshalb er bei dem Kurfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn für Frankreich wirkte.

Nach solchen Vorbereitungen von Seiten Frankreichs schien der Untergang der Republik ganz gewiß, an einem und demselben Tage, 17. April 1672, erklärten Ludwig XIV. und Karl II. den Krieg, und Ludwig wußte in seinem Hochmuth keinen anderen Grund anzuführen, als, seine Würde könne das Benehmen der Generalstaaten gegen ihn nicht ferner dulden. Im Mai wurde die unvorbereitete Republik zu Wasser und zu Land angegriffen, zwar die Landung vereitelt, aber siegreich schritten die französischen Heere vor, und während der Monate Juni und Juli wurden vier Provinzen erobert, Amsterdam rettete sich nur durch Ueberschwemmung. Der so nahe drohende Untergang des Staates schreckte das Volk in Holland auf, es erhob sich gegen die republikanische Partei, und der Prinz von Oranien, Wilhelm III., wurde allgemein als Statthalter und Generalkapitän anerkannt und der große Kurfürst von Brandenburg schickte demselben zwanzigtausend Mann zu Hülfe. Die Holländer versprachen ihm dagegen Geldbeiträge und übergaben ihm die vorher von ihnen besetzten cleve'schen Festungen, welche jedoch gleich darauf von den Franzosen erobert wurden, und das Herzogthum Cleve ward von ihnen grausam verwüstet. Vom Kurfürsten bewogen, schickte auch der Kaiser ein Hülfsheer unter Montecuculi, worauf die Franzosen einen Theil ihrer Schaaren aus den Niederlanden zogen, der Krieg wendete sich rheinaufwärts. Aber der von Frankreich erkaufte Lobkowitz verrieth im Voraus jede Bewegung des kaiserlichen Heeres, Montecuculi folgte den geheimen Weisungen von Wien; statt mit dem großen Kurfürsten vereint zu wirken, hemmte er vielmehr dessen wohl überdachte Pläne, die rheinischen Kurfürsten verwehrten dem vereinten Kaiserlich-Brandenburgischen Heere den Uebergang über den Rhein und gestatteten ihn den Franzosen, die in jenen Gegenden sogleich arge Erpressung übten. Montecuculi mußte den ihm von Wien zukommenden Weisungen gehorchen und Friedrich Wilhelm sah sich in seinen Unternehmungen von den Kaiserlichen nur gehemmt. Auf dem Reichstage in Regensburg berieth man in Schriften und Gegenschriften, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster aber

beschuldigten Friedrich Wilhelm, als wolle er das Reich in Krieg mit Frankreich bringen. Unter solchen Verhältnissen und da er auch Kunde von dem früher zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. abgeschlossenen Vergleich erhielt und den Franzosen daran lag, den mächtigsten Reichsfürsten zum Frieden zu bringen, entsagte er am 6. Juni 1673 zu Vossem, unweit Antwerpen, gegen Zurückgabe einiger Plätze dem Holländischen Kriege, behielt aber freie Hand wegen des Reiches, wenn es von Jemanden sollte angegriffen werden. Ihn ganz für seine Pläne gewinnen, vermochte der König nicht.

Darauf wendete Ludwig sich gegen das deutsche Gebiet, unterwarf sich die Reichsstädte von Elsaß, welchen doch im westphälischen Frieden ihre Freiheit und Verbindung mit dem deutschen Reiche zugesichert war; schon richtete sich seine Herrschbegier auch auf Straßburg, er ließ die Brücke abbrechen und hinderte deren Wiederaufbau, um den deutschen Heerschaaren den Uebergang zu wehren. Seine Feldherren, Turenne und Louvois, kannten in ihrem Uebermuthe keine Mäßigung gegen den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, und auf dessen Klage erwiederte Louvois, er begreife nicht, wie ein so kleiner Fürst einem so großen Könige, wie der von Frankreich, mit seinen Klagen beschwerlich fallen oder seinen Gang hindern könne.

Endlich ermannte sich der Kaiser, machte große Rüstungen und schloß mit Spanien, Lothringen und Holland ein Bündniß. Darauf begannen in Köln (Ende Juni 1673) Friedensverhandlungen, welchen auch Wilhelm von Fürstenberg als kurkölnischer Gesandter, obgleich im französischen Solde, beiwohnte. Der Kaiser ließ ihn als Landesverräther (14. Febr. 1674) auf offener Straße verhaften, und war sogar Willens, ihn hinrichten zu lassen. Darüber maßloser Zorn des Königs Ludwig, die Friedensverhandlungen wurden abgebrochen und der indessen fortdauernde Krieg mit größerer Wuth fortgeführt. Nach langem unfruchtbarem Berathen raffte sich auch der Reichstag in Regensburg zu einer That auf, wies den französischen Gesandten fort, und erklärte an Frankreich den Krieg. Dann schloß auch Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser, Spanien und Holland ein Schutz- und Trutzbündniß und stellte gleich dem Könige von Dänemark und den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg ein Heer (Juli 1674) für den Reichskrieg. Aber der französische Einfluß dauerte fort, Johann Friedrich von Hannover blieb der Verbündete des Königs Ludwig, alle Anstalten zur Abwehr der Feinde waren unzulänglich, unzusammenhängend, die Heerführer aufeinander eifersüchtig und die Länder am Mittelrhein, insbesondere die Pfalz, wurden auf's Grausamste verwüstet. Unfähig zu widerstehen und zu helfen sah der Kurfürst von seinem Schloß in Heidelberg den Ruin seines Landes und forderte den Urheber der Verwüstung — Turenne — zum Zweikampf, den dieser auf Befehl seines Königs ablehnte.

Als Friedrich Wilhelm treu zum Kaiser und Reich stehend sich bei seinem Erscheinen im Felde wieder von dem treulosen österreichischen Oberanführer nicht unterstützt sah, brachte er es durch seine ernstlichen Vorstellungen dahin, daß derselbe abberufen, sein an Frankreich verkaufter Gönner Lobkowitz aber verhaftet, vor Gericht gestellt und seiner Aemter und Ehren verlustig erkannt wurde. (Okt. 1674). Der Krieg nahm darauf für Deutschland eine glückliche Wendung, worüber Ludwig erzürnt, veranlaßte, daß Schweden, in welchem des Reichsraths größter Theil von Frankreich durch Geld gewonnen war, in das Land des großen Kurfürsten (Jan. 1675) seine Heerschaaren einlagerte. Vergebens erwartete der Kurfürst von Holland eine Kriegserklärung gegen Schweden und dadurch eine Besserung seiner Lage. Da brach er von Franken in Eilmärschen auf und erschien seinem Lande unerwartet als Retter und überfiel die überraschten Schweden bei Fehrbellin 28. Juni 1675 und errang einen vollständigen Sieg. Damit gründete er den Ruhm des brandenburgisch-preußischen Heeres. Dann erklärten auch Kaiser und Reich den Krieg an Schweden, und die Herrschaft der Schweden in Deutschland schien ihrem Ende nahe. Das Reichsheer kämpfte während dieses Sommers nicht unglücklich gegen Frankreich, dessen bester Feldherr Turenne am 27. Juli bei Sasbach unweit Achern fiel. Um so glücklicher waren Ludwig's Heere gegen Spanien, das wieder einen großen Theil seiner Niederlande verlor.

Während der Krieg noch fortdauerte, hatte man in Nymwegen Friedensverhandlungen begonnen, Spanien war erschöpft und Holland wünschte Ruhe, Ludwig unterhandelte mit den Einzelnen, Holland schloß zuerst Frieden und behielt sein ganzes Gebiet, 10. Aug. 1678, darauf folgte Spanien 17. Sept. mit großem Verlust an Frankreich. Zuletzt schloß auch der Kaiser Frieden für sich und das Reich, dessen Stimmen nicht geachtet wurden, Philippsburg gab zwar Ludwig zurück, erhielt aber Breisach und Freiburg, und es wurde mit der Uebergabe dieser Städte und Festungen den Franzosen das Einfallthor und ein mächtiger Punkt in Deutschland selbst eingeräumt. Der Kaiser mußte auch versprechen, den Kurfürsten von Brandenburg im Kampfe gegen die Schweden nicht zu unterstützen. Die Gesandten Friedrich Wilhelm's waren in Nymwegen nicht gehört worden, und seine Siege gegen die Schweden, die er aus ihren deutschen Ländern vertrieben hatte, vermehrten nur den Zorn Ludwig's gegen ihn. Da er sich von seinen Verbündeten verlassen sah, mußte er in Paris bei dem stolzen Könige den Frieden erbitten, da dessen Schaaren im Cleve'schen wie Barbaren hausten, und im Frieden zu St. Germain, 29. Juni 1679, mußte er alle seine Eroberungen mit Ausnahme von Golnow in Pommern zurückgeben. Darüber war er auf den Kaiser am meisten erzürnt, der äußerte, er könne nicht zugeben, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee aufstehe. Beglaubigt ist, was Friedrich Wilhelm bei der

Unterzeichnung des ihm abgenöthigten Vertrages äußerte: Nicht der König von Frankreich sei es, der ihn zum Frieden zwinge, sondern der Kaiser, seine Verwandten und Bundesgenossen; dereinst würden sie bereuen, wenn sie ihn gezwungen und ihr Verlust werde so groß sein, wie jetzt der seine.

Die französische Kunst, zu unterhandeln, die Verbündeten zu trennen, dem Einen zu geben und dem Andern zu nehmen — welche Kunst man bald als Diplomatie bezeichnete — hatte über alle Gegner gesiegt, Ludwig XIV. stand auf dem Gipfel seiner Macht. Schon priesen ihn Dichter und Geschichtschreiber als den Großen, und die Franzosen behaupteten, ihm gebühre das Kaiserthum, und schon hieß es, er werde die drei geistlichen Kurfürstenthümer und Bayern mit Frankreich vereinigen, sich oder den Kronprinzen zum Kaiser wählen lassen und das salische Gesetz der Erbfolge im männlichen Stamme einführen. Die fortdauernde Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Stände, genährt durch die von Jesuiten geschürte religiöse Unduldsamkeit, schien der Ausführung solcher Pläne günstig.

Die Reunionen und der Türkenkrieg.

Sogleich nach dem Friedensschlusse begann Ludwig, gestützt auf seine Soldaten und Priester und im Vertrauen auf Deutschlands und Spaniens Ohnmacht, alle Orte, welche diesem Reiche gehörten und seiner Grenze zunächst lagen, gegen alles Recht mit Frankreich zu vereinigen. Man hieß diese Gewaltthaten Reunionen. Ein Parlamentsrath in Metz hatte ihm nämlich dargethan, daß viele Landstriche, welche außerhalb der an Frankreich abgetretenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun liegen, ehemals zu demselben gehörten — Pertinenzen waren — und deshalb als Lehen derselben mit abgetreten seien. Um diese Wiedervereinigung unter dem Scheine des Rechts zu vollziehen, setzte er eigene Gerichte — die Reunionskammern — in Metz und Breisach ein, und zwang die vorher schon genommenen freien Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß als ihm gehörige Unterthanen zur Huldigung. Die schreiendste Ungerechtigkeit verübte er an Straßburg. Diese Stadt hatte bisher ihre Selbständigkeit noch gerettet, ihr Gebiet war immer mehr von der ringsumher anwogenden Gewalt Frankreichs geschmälert und eingeschränkt, viele der angesehensten Bürger waren durch die Bestechungskünste Ludwig's gewonnen, und vergebens suchten die noch deutsch Gesinnten bei dem Kaiser und Reich um Hülfe nach. Indessen hatte der Minister Louvois Alles zum schnellen Ueberfalle bereitet, ein Heer zusammengezogen, dieses nahm und besetzte unvermuthet die wichtigsten Vorwerke,

dann wurde die Stadt unter Bedrohung aufgefordert, sich dem Könige zu ergeben, und am 30. Sept. 1681 hörte Straßburg auf, eine deutsche Stadt zu sein, und verloren war der Schlüssel und die Markfeste Deutschlands gegen Frankreich. Der Bischof Franz von Fürstenberg begrüßte den einziehenden König wie den erwarteten Heiland.

Darauf erst erhob der Reichstag seine drohende Stimme gegen Frankreich, berieth, wechselte Schriften, stritt mit dem französischen Gesandten um den Gebrauch der lateinischen Sprache, über Titel und Sitzform, und im eitlen Gezänk gingen Monate vorüber. Indessen gewann Frankreich den König von Dänemark zum Bundesgenossen und unterstützte dessen Unternehmen auf Hamburg. Mit Dänemark schloß auch der große Kurfürst und der Bischof von Münster ein Bündniß zur Abwendung eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland und in der Absicht parteilos zu bleiben. Der Kaiser aber gewann mehrere oberrheinische Stände und selbst den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern für den Kriegsfall; doch fehlte es hier überall an Eifer und Einigkeit. Eben so wenig wirksam zeigte sich die unter Wilhelm's von Oranien Vermittelung erzielte sogenannte große Allianz (Febr. 1683) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, und sie zielte nur auf die Erhaltung des zu Münster geschlossenen Friedens und zur Erklärung dessen Inhalts.

Der Kaiser war mehr in anderer Weise thätig und wollte den Frieden, welchen er mit den Türken auf zwanzig Jahre geschlossen hatte, am besten gegen die Ungarn benutzen, um ihre alten Freiheiten zu schmälern und ihnen die katholische Religion aufzudringen durch allmälig eingeführte Maßregeln und durch Einlagerung deutscher Soldaten in die Städte. Dagegen widersetzten sich die Ungarn, die Edelsten an ihrer Spitze, und verbanden sich heimlich, sich dem Hause Habsburg zu entziehen und eine der Siebenbürgischen Regierung ähnliche sogar unter Türkischem Schutze zu bilden. Der Plan wurde jedoch verrathen, die Häupter der Verschwörung gefangen und hingerichtet, die Würde eines Palatinus abgeschafft und Verfolgung und Gütereinziehung mehrten sich von Tag zu Tag. Da flüchteten Viele nach Siebenbürgen, unter ihnen Ragoczy und Tököli, welche allzufrüh und zu kühn mit geringer Macht ihren Landsleuten zu Hülfe kommen wollten, aber von der überlegenen Zahl der Kaiserlichen geschlagen wurden. Darauf verhängte Leopold über die Protestanten die furchtbarste Verfolgung, welche auch nach dem Sturze des Lobkowitz noch fortdauerte, die lutherischen und reformirten Prediger insbesondere wurden als die Schuldigsten verurtheilt und ihrer über zweihundert auf die Galeeren von Triest und Neapel verkauft, und die protestantischen Schulen und Kirchen weggenommen. Da entfloh, wer konnte und nicht katholisch werden wollte, nach Siebenbürgen, die Gleichgesinnten

sammelten sich in der Gegend von Großwardein und verübten auf ihren Streifzügen aus Rache große Frevel. Vergebens wurde Leopold gemahnt, einen Reichstag in Ungarn zu berufen und die alte Verfassung herzustellen, er wies diesen Rath zurück, und Verfolgung von der einen und Einfälle und Verheerung von der anderen Seite dauerten fort.

Um den Kaiser in den mißlichen Angelegenheiten Ungarns festzuhalten, unterstützte Ludwig XIV. die Ausgewanderten mit Geld, schloß dann ein Bündniß mit Tököli und bewog auch den türkischen Großvezier Kara Mustapha ihm beizustehen. Dadurch wuchs der Muth der Aufständischen und sie machten bedeutende Fortschritte, daß der Kaiser endlich den Ungarn einen Reichstag versprach und Tököli Waffenruhe bis zum Juni 1682 gelobte. Auf dem Reichstag wurde zwar viel geredet, aber nichts entschieden, Tököli war fern geblieben und von Frankreich und den Türken wurde sein Ehrgeiz entflammt: er könne unter der Oberherrschaft des Sultans Herr von ganz Ungarn werden, nachdem er durch die Heirath mit der Wittwe Ragoczy's wirklich schon einen großen Theil dieses Landes inne hatte. Der Kaiser dagegen suchte durch seinen Gesandten in Konstantinopel einen neuen zwanzigjährigen Frieden nach und als man ihm diesen nur unter den schmählichsten Bedingungen gewähren wollte, schloß er mit dem Könige Johann Sobiesky von Polen — Ende März 1683 — ein Schutz- und Trutzbündniß. Zu derselben Zeit zog der Großvezier zur Unterstützung Tököli's von Adrianopel aus. Sein Heer soll weit über zweimalhundert Tausend Mann ohne die zahlreichen Schaaren von Tataren, Wallachen, Moldauern, Siebenbürgern und Ungarn betragen haben. Langsam bewegte sich der ungeheuere Zug vorwärts, Tököli, der anerkannte Vasall der Pforte an ihrer Spitze, geradenwegs auf Wien zu.

In dringenden Schreiben hatte der Kaiser bei den deutschen Fürsten und bei allen christlichen Mächten um Hülfe gebeten und es kamen die Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und Johann Georg III. von Sachsen mit ihren erprobten Heeren und Polens König. Da der Reichstag in Polen mit Beobachtung der alten Formen nicht schnell genug bereit war, weswegen der französische Gesandte an Ludwig XIV. meldete, die Polen werden mit ihrer Rüstung nie fertig, sammelte Sobiesky indessen eigene Schaaren. Am 18. Juli brach er von Warschau auf und zog in Eilmärschen Wien zu, welches seit dem 7. Juli schon von den Ungarischen umschlossen war. In Hast hatte sich der Kaiser mit seiner Familie, bis Linz von den Tataren verfolgt, nach Passau gerettet, indessen die Türken die Umgegend von Wien verheerten. In der Stadt waren nur 12,000 Soldaten, die Wälle alt und verfallen, aber Rüdiger von Stahrenberg und der Herzog Karl von Lothringen schufen im Verein mit Bürgern und Studenten eine starke Befesti-

gungslinie und mit einander schlugen sie heldenkühn die täglich erneueten Angriffe der Türken zurück. Doch schon mangelten die Lebensmittel und es brach eine furchtbare Seuche aus, schon waren die Wälle niedergeschmettert nnd die Belagerer rüsteten zum letzten entscheidenden Sturm. Da erblickte man das Herannahen der Bayern und Sachsen, und Sobiesky's Feuerzeichen vom Kahlenberge her meldeten der geängsteten Stadt die nahe Hülfe. Aber noch wurde diese kostbare Zeit vergeudet in zwistiger Berathung über die Förmlichkeiten der Zusammenkunft, des Begrüßens, und wer zur Rechten oder Linken gehen und wer den Oberbefehl haben solle, indessen Kara Mustapha dreißig Tausend gefangene Christen niedermetzeln ließ. Endlich überließen die deutschen Heerführer dem Könige den Oberbefehl. Und Sobiesky's ritterlicher Heldenmuth, Klugheit und Gottvertrauen errang in Verbindung mit den Deutschen, welche, wie er sagte, den Pferden gleich ihre eigene Kraft nicht kennen, am 12. Sept. 1683 den herrlichsten Sieg mit Gottes Hülfe, wie er demüthig äußerte. Freudig umarmten ihn die Führer, das Volk von Wien zog ihm jubelnd entgegen. Die Türken flohen in wilder Unordnung und ließen das ganze Lager zur Beute, während der Belagerung hatten sie gegen 48,000 Mann verloren, in der Schlacht selbst gegen 25,000. Sobiesky hatte mit den Edlen Polens den rechten Flügel geführt, den linken der Herzog von Lothringen, im Mitteltreffen kämpften die Bayern und Sachsen, auf dem linken Flügel waren nicht weniger als dreiunddreißig Prinzen, unter ihnen der 19jährige nachmals berühmte Eugen von Savoyen.

Der Kaiser eilte auf die Siegesbotschaft nach Wien zurück, ging, die Kerze in der Hand, in den Dom und stimmte in das: „Herr Gott dich loben wir“ ein; aber er kümmerte sich wenig um die tapferen Fürsten und die Mannen, welche ihm den Sieg errungen, weswegen der Kurfürst von Sachsen, sein Mißvergnügen laut äußernd, sich zurück zog. Ihm wollte auch Sobiesky folgen. Als Leopold lange berieth, wie er als Kaiser und Erbkönig den Wahlkönig von Polen empfangen solle, sprach der Herzog von Lothringen: „Mit offenen Armen als den Retter des Reiches!“ Aber Sobiesky wurde nur kalt feierlich begrüßt und die Polen empfanden es tief, daß der Kaiser sie für so viele Mühe und Entbehrung kaum des Dankes würdigte. Doch setzten sie mit ihrem Könige die Verfolgung gegen die Türken fort, welche unter den schrecklichsten Gräuelthaten und Verwüstungen von Ungarn durch Steiermark nach Belgrad zurückwichen. Dorthin sandte der Sultan Mohammed IV. den Befehl zur Hinrichtung des Großveziers durch die seidene Schnur, als habe er die Eroberung Wiens nur deshalb nicht gestattet, um nicht die Beute mit dem Heere theilen zu müssen.

Bald nachdem der Kaiser in Wien eingezogen, wechselten unter dem leichtlebigen Volke und am verschwenderischen Hofe

Vergnügen und Feste. Leopold erfreute sich seines Glückes, während Sobiesky mit Max Emanuel von Bayern den Kampf gegen die Türken fortsetzte, Ungarn größtentheils von ihnen befreite und darauf dem Kaiser rieth, er möge das Land durch eine allgemeine Amnestie und durch Herstellung der alten Rechte beruhigen. Er bekam keine Antwort. Durch die ihm treu ergebenen Fürsten führte Leopold den Krieg gegen die Türken glücklich fort, schloß gegen sie mit der Republik Venedig ein Bündniß und es gelang ihm, Ungarn, bisher ein Wahlreich, erblich für seine ganze männliche Nachkommenschaft zu erhalten und Siebenbürgen sich zu unterwerfen, das er fortan durch Beamte verwalten ließ.

Als durch die Unterhandlungen Frankreichs mit den Türken veranlaßt ihr Verheerungszug gegen Ungarn bevorstand, bot Ludwig XIV. dem Kaiser und Reich scheinbar die Hand zu einem friedlichen Vergleich: er wolle dreißig Jahre Waffenstillstand halten, wenn ihm die bisher eingezogenen Länder und Städte blieben. Da rieth der große Kurfürst zur Annahme dieses Anerbietens, dann wolle auch er, gesichert im Rücken und gegen Abtretung der ihm seit dem dreißigjährigen Krieg rechtlich zukommenden, aber vom Kaiser vorenthaltenen schlesischen Herrschaften, seine Mannschaft ihm gegen die Türken zu Hülfe schicken. Aber aus Furcht, Friedrich Wilhelm möchte dieselbe sogleich zur Besitznahme der angesprochenen Fürstenthümer verwenden, wies der kaiserliche Hof sein Anerbieten und den Waffenstillstand mit Frankreich zurück. Und während der Krieg an der Donau in furchtbarster Weise wüthete, ließ Ludwig XIV. ganze Landstriche in den spanischen Niederlanden besetzen, Trier einnehmen, die Festungswerke schleifen, der Kurfürst mußte fliehen und die französischen Schaaren hausten im deutschen Gebiete wie Barbaren, endlich fiel selbst Luxemburg. Dann wurde unter Hollands Vermittelung 15. Aug. 1684 Waffenstillstand auf zwanzig Jahre geschlossen, innerhalb welcher Ludwig keine neuen Eroberungen machen wolle; Luxemburg und alle seit dem 1. Aug. 1681 bis 20. Aug. 1683 eingezogenen Städte und Landschaften aber bleiben bei Frankreich. Diesem Vertrage stimmte der Kaiser und das deutsche Reich bei, um den Krieg gegen die Türken desto kräftiger fortsetzen zu können.

Der pfälzisch-orlean'sche Krieg.

Zwar hatte Ludwig für die nächsten Jahre Frieden gelobt, aber sein unruhiger Geist suchte und fand immer neue Ursachen, die europäische Welt zu beunruhigen. Ueber die Grenzen der

königlichen und päpstlichen Gewalt gerieth er mit dem Papste Innocenz XI. in Streit, in welchem er widerrechtlich seine Macht zur Geltung brachte. Dann hob er das berühmte Edikt von Nantes auf, welches den Protestanten in Frankreich freie Religionsübung gewährte, es geschah dies vorzüglich auf das Drängen seines Beichtvaters des Pater La Chaise und der Wittwe des Dichters Scarron, welche über alle ihre Vorgängerinnen sich in der Gunst des Königs behauptete und die er zur Marquise von Maintenon erhob und sie sogar zu heirathen kaum abgehalten ward. Durch sie und die Jesuiten wurde er in den Wahn gewiegt, all seine Sünden könne er durch die Vertilgung der Protestanten sühnen, und es begann gegen sie eine furchtbare Verfolgung, der zu entgehen viele der redlichsten und betriebsamsten Einwohner ins Ausland, insbesondere nach Brandenburg, flüchteten. Bald darauf richtete er sein Auge wieder nach Deutschland.

Hier hatte der Kurfürst Ludwig von der Pfalz seine Tochter Charlotte dem Herzoge Philipp von Orleans, dem Bruder des Königs, vermählt, sie mußte vorher katholisch werden, und er hoffte durch diese Verbindung sich den König geneigt zu machen. Dieser aber betrachtete ihn vielmehr als seinen Vasallen und wollte, er solle sich ihm als Helfer im holland-deutschen Kriege anschließen. Als der Kurfürst dies nicht that, wurde die Pfalz als feindliches Land behandelt und die französischen Heerschaaren wütheten diesseits und jenseits des Rheins im pfälzischen Gebiet mit Raub und Mord. Der Friede von Nymwegen gab dem Kurfürsten sein Land zurück, aber er starb schon im folgenden Jahre 1679 und im Jahre 1685 erlosch mit seinem Sohne Karl der Simmern-Pfälzische Zweig der Wittelsbacher, und Philipp Wilhelm, aus der Linie Neuburg, zog als rechtmäßiger Erbe der Pfalz in seine Residenz Heidelberg ein. Aber alsobald erhob Ludwig XIV. im Namen seines Bruders Ansprüche auf die ganze Pfalz, weil Charlotte, die einzige Schwester des verstorbenen Kurfürsten Karl, auch die einzige Erbin sei. Vergebens legte man dem französischen Abgesandten aus Urkunden das unzweifelhafte Recht der Erbfolge der Linie Neuburg, gemäß der alten oft erneueten Familien-Verträge dar, derselbe entgegnete nur: der König habe seinen Entschluß schon gefaßt. Wegen der ihm drohenden Gefahr wendete sich der neue Kurfürst an den Reichstag und bat auch den Papst um freundliche Vermittelung. Dieser wollte jedoch den übermächtigen König nicht reizen, der Reichstag mit dem Kaiser erkannten das Recht des Kurfürsten, man verhandelte in vielen und langen Schriften, Philipp Wilhelm ließ durch einen eigenen Gesandten dem französischen Hofe die Haltlosigkeit der Ansprüche des Herzogs von Orleans darthun: Alles vergebens. Erfolglos schleppte sich die Sache fort, statt der Gründe antwortete man mit Drohungen, zögerte, etwas schriftlich zu geben, zögerte in Erwartung eintretender günstiger Umstände und behielt die Hände zu Gewalt immer offen.

Darauf schloß der Kaiser (19. Juli 1686) zu Augsburg mit Spanien, Schweden und mehreren deutschen Ständen einen Vertrag: zum Schutz der bestehenden Verhältnisse gemeinschaftlich ein Heer aufzustellen; Ludwig XIV. entgegnete mit drohenden Rüstungen und verhöhnte durch ein beißendes Bild auf Schaumünzen den Bund derselben. Seine Absichten auf die Erwerbung der ganzen Pfalz waren bald Allen klar, nur zögerte er noch, sie mit Gewalt durchzusetzen, bis ihm auch dazu Gelegenheit ward. In Köln war nämlich Egon von Fürstenberg, der Nachfolger seines Bruders Franz, auf dem bischöflichen Stuhl in Straßburg und bereits Kardinal und ein eifriger Anhänger Frankreichs, zum Koadjutor des Kurfürsten, Erzbischofs Maximilian Heinrich mit dem Recht der Nachfolge gewählt worden. Mit dem Tode des Erzbischofs war Gefahr, daß nicht blos dieses Kurfürstenthum, sondern auch die beiden anderen rheinischen Kurerzbisthümer in Frankreichs Gewalt kommen würden. Als dann im Jahre 1688 durch den Tod Max Heinrich's das Erzbisthum ledig ward, wählte am 19. Juli die Mehrzahl des Domkapitels den Fürstenberg, die Minderzahl den bayerischen Prinzen Joseph Clemens, den Bruder des Kurfürsten Max Emanuel, und dieser wurde vom Kaiser und Reich und vom Papst anerkannt.

Im Zorn über die Zurücksetzung seines Günstlings und über seine für den Augenblick vereitelten Pläne, erließ Ludwig im Oktober eine Kriegserklärung gegen Deutschland. Aber noch ehe sie bekannt ward, hatte er, bereits seit Langem gerüstet, seinen Heerschaaren das deutsche Gebiet längs am Rhein hin als willkommene Beute überlassen. Schon am 25. Sept. fiel Kaiserslautern, nach drei Tagen Speier und schnell nach einander Oppenheim, Worms, Heilbronn, Heidelberg und Philippsburg. Der neue Kurfürst hatte seine Pfalz in Eile verlassen, richtete ein klägliches Schreiben an Kaiser und Reichstag und schilderte die unmenschliche, insbesondere an Heidelberg verübte Tyrannei, wie die Franzosen, ehe sie die Städte und Dörfer in Brand steckten, mit Mägdlein und Weibern gewaltthätig bis auf den Tod verfuhren, wie sie mit Brandschatzung allenthalben die Einwohner bedrängten, Stadt und Schloß Heidelberg verwüsteten und die künstliche Neckarbrücke verbrannten. Aehnliche Klagen erschollen aus den schrecklich heimgesuchten fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Kreisen. Um desto ungehinderter seine Raubzüge verfolgen zu können, hatte Ludwig mit der Türkei wegen Fortsetzung des Krieges unterhandelt und die Ungarn mittelst Geldsendungen von Neuem gegen den Kaiser aufzuregen versucht. In seinem Uebermuthe erklärte er noch in demselben Jahre den Krieg an den Papst als weltlichen Fürsten, an Holland und an Spanien; England aber erklärte ihm den Krieg.

All dieses rüttelte endlich den deutschen Reichstag auf und durch alle Länder ging der Fluch über Ludwig XIV., den Friedensstörer. Der Kaiser bestätigte das Reichsgutachten und erklärte die

Krone Frankreich sammt ihren Helfern und Helfershelfern als einen Feind des Reiches, ja der ganzen Christenheit, der nicht anders als der Türke selbst zu betrachten sei. Das Reichsheer brach auf, die Sachsen erschienen zuerst, dann die Bayern unter der Führung Max Emanuel's, der kurz vorher noch siegreich gegen die Türken gekämpft hatte. Je näher die deutschen Heere dem Rhein rückten, um so mehr eilten die Franzosen, die Rachsucht ihres Königs zu befriedigen, der dem Grafen Melac befohlen hatte, die ganze Pfalz zu verbrennen. Nachdem sie aus Speier alles Werthvolle nach dem Elsaß fortgeschleppt hatten, erhielt die Bürgerschaft Befehl, alles Holzgeräth wie zur Sicherung in den Dom, ihre besten Habseligkeiten auf 400 bereit gehaltenen Wagen zu bringen. Als dies geschehen, wurden die Wagen geplündert und zum Theil verbrannt, dann wurde die Stadt angezündet und Feuer in den ehrwürdigen Dom gelegt, in den Kaisergräbern nach Schätzen gewühlt, die Leichen geschändet und die Denkmäler zertrümmert. Die Einwohner aber wurden nach Frankreich getrieben und unter Mißhandlungen abgehalten, über das rechte Rheinufer nach Deutschland zu fliehen. Alle Einwohner der Pfalz auf dem linken Ufer mußten katholisch werden. Gleiches Schicksal wie Speier hatte Worms und drohte der Stadt Trier, deren Mauern schon früher gesprengt waren, durch den blutdürstigen Louvois, der schon einen Eilboten bereit hielt mit dem Befehl, die Stadt zu verbrennen, als es der König erfuhr und Trier durch sein Wort rettete.

Der Kurfürst Philipp Wilhelm vernahm die Kunde von der grauenvollen Verwüstung der Pfalz in Wien, wohin er sich geflüchtet hatte und wo er am 2. September 1690 starb. Sein Sohn Johann Wilhelm ließ sich durch einen Abgesandten in der Pfalz huldigen und das Volk athmete bei dem Vorrücken des Reichsheeres voll Hoffnung auf. Allmälig hatten alle deutschen Stände den Krieg an Frankreich erklärt, Friedrich III. von Brandenburg, der Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten, hatte einen Vertrag mit Spanien zur Vertheidigung der Niederlande geschlossen, und der Krieg zog sich nach dieser Gegend hin, wo die Franzosen neue Siege errangen. Die Pfalz genoß indessen nur einer bangen Ruhe, Heidelberg mit dem Schloß wurde wieder in Vertheidigungszustand gesetzt und vom Markgrafen Ludwig von Baden, der nach seinen glänzenden Siegen über die Türken an die Spitze des deutschen Heeres gestellt war, dem Georg Eberhard von Heidersdorf zur Vertheidigung bis auf das Aeußerste anvertraut. Als aber die Franzosen im Jahre 1693 herandrangen, übergab der Feige Schloß und Stadt und was dieselben früher verschont hatten, erlag damals ihrer Rache! Das herrliche Schloß wurde gesprengt und es zeigen seitdem die Ruinen warnend nach Frankreich hin; die Kirchen wurden ihrer Schätze beraubt, die Ruhestätten der fürstlichen Familie aufgebrochen und Heiliges und Unheiliges der Verwüstung preisgegeben.

Deutschland blieb wieder der Schauplatz des langdauernden Krieges, die Uneinigkeit der Heerführer, die um kleinlicher Dinge wegen zankten und neidisch einander beobachteten, hemmte jede entscheidende Unternehmung, bald war man nur bedacht, die Franzosen über den Rhein zurückzudrängen, nicht aber sie weiter zu verfolgen und ganz von neuen Einfällen abzuhalten. Manche Fürsten neigten noch immer heimlich zu Frankreich, und Hannover wollte, den inneren Zwist zu vergrößern, eine dritte Partei zwischen Oesterreich und Frankreich bilden. Das deutsche Volk aber haßte dieses Land als die Quelle alles Unheils für Deutschland und dessen Fürsten, und machte und sang beißende Spottlieder auf den schlecht geführten Krieg, dessen Ausgang Ludwig XIV. durch List wieder zu seinem Vortheil wendete.

Unter Schwedens Vermittelung zeigte er sich zu Friedensverhandlungen geneigt und sie begannen zu Ryswick, einem Dorfe in Holland. Da gelang es ihm, den großen Bund zu trennen, er schloß zuerst am 26. Sept. 1697 mit Holland, England und Spanien einen für diese vortheilhaften Frieden, und darauf mußte das von ihnen verlassene Deutschland die ihm gestellten Bedingungen, 30. Okt., annehmen. Ludwig gab alle seit dem Nymwegener Frieden gemachten Reunionen zurück mit der Bedingung, daß in allen zurückgegebenen Orten die katholische Religion, wie sie durch ihn eingeführt worden, erhalten bleiben sollte, ausdrücklich wurde ihm Straßburg abgetreten. Wegen der Ansprüche des Herzogs von Orleans wurde bestimmt: Ein Schiedsgericht solle darüber entscheiden, unterdessen müsse der Kurfürst von der Pfalz alljährlich einhunderttausend Gulden zahlen. Die Entscheidung verzögerte sich und kam erst am 17. Febr. 1702 durch den Papst. Der Herzogin wurden für ihre sämmtlichen Ansprüche dreimalhunderttausend Thaler gegeben. Alles Geräth und Werthvolle an Kleinodien und Kunstsachen war ihr schon bald nach dem Tode ihres Bruders Karl verabfolgt worden.

Im Frieden zu Ryswick wurde auch über Lothringen verfügt, welches als Lehen des deutschen Reiches Jahrhunderte lang anerkannt, doch fortwährend Gegenstand des Streites zwischen Frankreich und Deutschland war, auf dessen Besitznahme Ludwig XIV. zuerst vor andern Ländern sein Auge richtete. Als der Herzog Karl IV. gegen das ihm drohende Unheil sich zu rüsten begann, gebot ihm der König die Rüstung einzustellen, und kaum war dieses geschehen, ließ er Nancy, die Residenzstadt, überfallen und das Land besetzen, als habe er es nur in seinen Schutz genommen, der Herzog war glücklich entkommen. Vergebens forderte der Kaiser und der Reichstag Lothringen dem deutschen Reiche zurück, Ludwig entgegnete darauf nur: Dasselbe gehöre zu Frankreich, und Kaiser und Reich waren zu schwach, es ihm zu nehmen. Da übergab der Herzog das Land seinem Neffen Karl V., der fortan im Dienste des Kaisers kämpfte. Im Frieden zu Nymwegen wurde dem Herzog das Land

zwar wieder zugetheilt, jedoch unter so schwer drückenden Bedingungen, daß er es vorzog, fern zu bleiben und er kam nie zum Besitze desselben. Damals aber, zu Ryswick, erhielt es sein Sohn Leopold, so wie es Karl inne hatte, es war rings von Frankreich umschlossen und Lothringens Loos konnte man leicht voraussehen.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Ludwig XIV. schien den Frieden nur deswegen geschlossen zu haben, weil er sich zu einer größeren Unternehmung rüsten wollte, denn in Spanien war die regierende Linie Habsburg mit Karl II. dem Erlöschen nahe und bereits stritten Oesterreich und Frankreich mittels Schriften um die Erbschaft. Ludwig verlangte sie für seinen jüngeren Enkel Philipp von Anjou, der Kaiser für seinen jüngeren Sohn Karl, und der Kurfürst Max Emanuel für seinen Sohn Joseph, den einzigen Enkel der ersten Gemahlin des Kaisers, dessen Tochter mit Max Emanuel vermählt war. Und der König von Spanien erklärte nach dem Rathe Rechtskundiger und der Familienverträge den bayerischen Kurprinzen zu seinen Erben und setzte dessen Vater zum Statthalter in den Niederlanden ein. Der Prinz starb aber am 6. Febr. 1699 in Brüssel und Karl II. ernannte darauf des Kaisers zweiten Sohn Karl zu seinem Nachfolger in der ganzen spanischen Monarchie und wollte, daß der Erzherzog sogleich nach Spanien komme. Der Kaiser aber zögerte mit der Ausrüstung, während dessen die französische Partei am Hofe zu Madrid um so thätiger und so erfolgreich wirkte, daß der König in seinem letzten Testamente dem Philipp von Anjou das ganze ungetheilte spanische Reich bestimmte und erst im Falle der Nichtannahme von dessen Seite den Erzherzog Karl.

Als Ludwig XIV. den Tod des Königs von Spanien, gest. 1. Nov. 1700, erfuhr und den Inhalt des Testamentes, trat er sogleich im Namen seines Enkels die Erbschaft an und dieser wurde als König Philipp V. in Spanien und dessen Kolonieen anerkannt. Der Kaiser fühlte sich durch diese Vorgänge um so tiefer gekränkt, da er sich insgeheim selbst gestehen mußte, es sei durch seine Schuld Spanien für ihn, wenigstens für den Augenblick, verloren. Dasselbe zu gewinnen, rüstete er und warb Freunde, dasselbe that Ludwig, um die Erbschaft zu behaupten. Und er gewann den Herzog Viktor Amadeus IV. von Savoyen durch das Versprechen der Vermählung seiner Tochter mit dem neuen Könige Spaniens, gewann den Herzog von Mantua durch Geld und hoffte, den Kaiser durch den Kurfürsten Max Emanuel und dessen Bruder

Clemens, den Kurfürsten von Köln, in seinen Unternehmungen zu hemmen. Gleich anfangs faßten seine Heere festen Fuß in Italien, und der von ihm gewonnene und als Statthalter noch in den Niederlanden weilende Kurfürst von Bayern übergab ihm die festen Plätze. Durch Geld hatte Ludwig aber auch die Ungarn wieder zum Aufstande gebracht, welche unter dem Fürsten Ragoczy mit großer Macht gegen Preßburg vordrangen. Dieser glückliche Anfang schien dem Könige Bürge eines glücklichen Ausgangs.

Der Uebermacht Frankreichs entgegen wirkte jedoch Wilhelm der Oranier als König von England, kräftig unterstützt vom Parlament, weil Ludwig auch den Sohn des vertriebenen Königs Jakob II. gegen den Ryswicker Frieden als König anerkannte und an seinem Hofe gleichsam als Schreckbild gegen England behielt. In Haag wurde am 7. Sept. 1701 ein Bund zwischen dem Kaiser, England und Holland geschlossen, zunächst zur Eroberung der spanischen Nebenländer und Kolonieen, demselben traten dann bei: Preußen-Brandenburg, Braunschweig, Hannover, das deutsche Reich und Portugal. Der belebende Geist dieses Bundes war Wilhelm von England und Eugen von Savoyen, der Held in dem Türkenkrieg. Das Einverständniß zwischen den Verbündeten blieb auch, als Wilhelm 8. März 1702 starb und in England ihm seine, an einen dänischen Prinzen vermählte Schwägerin Anna folgte. Den Kampf gegen Frankreich leitete von Seite Oesterreichs der Prinz Eugen, von Seite der Engländer Marlborough; Oberbefehlshaber des Reichsheeres war der Markgraf Ludwig von Baden. Die Oesterreicher begannen den Krieg mit dem Einfall in Italien und der Besetzung der Lombardei durch Eugen, welcher darauf gegen Ragoczy zog, ihn zurückdrängte, die Fortsetzung des Krieges in Ungarn seinen Unterfeldherren überließ und den Kampf in Italien mit Erfolg fortkämpfte. Der König von Frankreich sandte seine Heerschaaren über den Rhein, daß sie im Verein mit Max Emanuel gegen Oesterreich vordringen sollten; der Markgraf von Baden, nur schlecht von dem österreichischen General Styrum unterstützt, konnte die Vereinigung der Franzosen und Bayern nicht hindern. Aber bald entzweite sich Villars mit Max Emanuel wegen der zu befolgenden Pläne und über die Führung des Oberbefehls, da Jener geraden Wegs an der Donau hinab gegen Wien ziehen sollte, was jedoch der Kurfürst für allzu gewagt hielt und sich vielmehr ohne Jenen nach Tirol wendete, um dem französischen Marschall Vendome über den Brenner die Hand zu bieten und mit diesem vereint auf Wien loszugehen.

Aber außerhalb Innsbruck wurde er auf seinem Zuge vom allgemeinen Aufstand der Tiroler angegriffen, überfallen und kam geschwächt und unter der größten Lebensgefahr nach Bayern zurück. Indessen hatten die Franzosen Breisach erobert, Ludwig rief den Villars aus Bayern zurück und sandte den General Marsin, dem

der Marschall Tallard nachfolgen sollte, zur Unterstützung des Kurfürsten von Bayern, den Krieg am Niederrhein und in den Niederlanden übertrug er dem unfähigen Marschall Villeroi. Diesen täuschte der ihm gegenüberstehende Marlborough, wendete sich, ohne daß derselbe es merkte, mit seinem Heere aus Engländern, Holländern und Deutschen gegen den Neckar hin, um sich mit Eugen zu vereinigen, welchen der Kaiser aus Italien nach dem Kriegsschauplatze in Deutschland gerufen hatte. Eugen bewachte den Tallard am Rhein, der Markgraf von Baden aber und Marlborough griffen im Juli 1704 die Bayern und Franzosen in ihren Verschanzungen am Schellenberg bei Donauwörth an und siegten, verfolgten aber ihren Sieg nicht. Doch kam die Entscheidung bald, nachdem sich Tallard mit dem Kurfürsten von Bayern, Eugen aber mit dem Anführer der englischen Heerschaaren vereinigt hatten und der bedächtige Markgraf Ludwig zur Belagerung von Ingolstadt abgeschickt war. Am 12. August wurde die Schlacht bei Höchstädt oder Blenheim geschlagen, Tallard von den Engländern gefangen und Max Emanuel nach dem hartnäckigsten Widerstande, den seine Bayern noch nach der Niederlage der Franzosen leisteten, zum Weichen gezwungen. Der Verlust der Besiegten war ungeheuer, von den sechzig Tausenden entkamen in Folge des gewagten Rückzuges, welchen Max Emanuel durch das Höllenthal des Schwarzwaldes bei Freiburg glücklich ausführte, kaum zwanzig Tausende über den Rhein nach Frankreich.

Der Kurfürst trat die Regierung Bayerns an seine Gemahlin ab und ging nach den Niederlanden, Bayern aber wurde vom Kaiser wie ein erobertes Land behandelt, besetzt, Vieles davon an seine Günstlinge, Einiges auch an Marlborough verschenkt. Vom Volke wurden so große Steuern und Brandschatzungen eingetrieben, daß es in Verzweiflung mit dem Rufe: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!“ unter der Anführung Plinganser's und Meindl's und einiger französischer Offiziere zu den Waffen griff, um die Hauptstadt und das Land von seinen Bedrängern zu befreien. Aber die heldenmüthigen Schaaren mußten nach und nach dem Verrath und der Uebermacht erliegen und zur Strafe eine noch größere Last tragen.

Ein solches Unglück wie das bei Blenheim war über Ludwig XIV. noch nie gekommen. Und der Krieg dauerte unglücklich für ihn am Rhein fort, Landau wurde erobert, schon bereiteten sich die Verbündeten in Frankreich vorzudringen. Der Kaiser Leopold erlebte den Ausgang des Krieges nicht, er starb den 5. Mai 1705. Ihm folgte sein Sohn Joseph I. als Kaiser, er war schon als eilfjähriger Prinz (1690) von den Kurfürsten zum römischen Könige gewählt worden und war Willens, den Krieg mit Aufbietung aller Hülfsmittel zu Ende zu führen. Er sprach über den Kurfürsten von Bayern und dessen Bruder, den Erzbischof von Köln, die Acht aus, vereinigte, was von Bayern nicht schon verschenkt war, mit Oesterreich, ließ die

Söhne des Kurfürsten als Grafen von Wittelsbach nach Klagenfurt bringen, und das älteste regierende Geschlecht in Deutschland schien dem Untergange geweiht. In gleicher Weise verfuhr Joseph I. nach den Siegen seines Heeres in Italien, er ächtete den Herzog von Mantua, als den Bundesgenossen Frankreichs und gab das Land dem Herzoge von Savoyen, weil dieser dem Bündnisse mit Frankreich entsagt hatte, und er zeigte sich eben so wenig schonend gegen den Papst als weltlichen Herrscher und Freund des Königs von Frankreich. Vergebens erließ der Papst abmahnende Schreiben an ihn und erinnerte an die Frömmigkeit und treue Anhänglichkeit des Oesterreichischen Hauses an den Stuhl des heil. Petrus, und vergebens drohte er sogar mit dem Bann. Der Kaiser entgegnete in derselben Weise und zwang den Papst zur Anerkennung seines Bruders Karl als König von Spanien, wo Dieser immer größere Fortschritte gegen Philipp machte und nahe daran war, die Franzosen ganz zu verdrängen. Dorthin wendete deshalb Ludwig XIV. alle seine Kräfte, während sein Heer in den Niederlanden bei Rommilies (23. Mai 1706) durch Marlborough eine große Niederlage erlitt. Da für den König Unglück auf Unglück folgte, machte er die ersten Versuche zu Friedensunterhandlungen, wobei er wieder seine alte List anwenden wollte, die Verbündeten zu trennen. Diesmal gelang es ihm noch nicht.

Zwar wurde in Deutschland der Krieg in alter lässiger Weise fortgeführt zum Theil aus Abneigung gegen den Kaiser, dessen gewaltiges Vorgehen gegen alte Gewohnheiten und Rechte man fürchtete, zum Theil wegen der fortdauernden Zwistigkeiten unter den Anführern. Nach dem Tode des Markgrafen von Baden berathschlagte man lange, ob nun ein Katholik oder ein Protestant sollte Führer des Reichsheeres sein. Der hierauf gewählte Markgraf von Anspach konnte dem französischen General Villars nicht genug Widerstand leisten und dankte ab. An seine Stelle trat Georg I. von Hannover, welcher aber von den Ständen wenig unterstützt wurde, und so schleppte sich der Krieg in Deutschland zum Spotte der Engländer und Holländer nur mühsam ohne Erfolge fort, während Diese immer neue Siege errangen.

Durch die fortwährenden Kriege hatte Ludwig XIV. zuletzt die Hülfsquellen seines Landes gänzlich erschöpft und am Schlusse des Jahres 1708 sah er sich auf's Aeußerste gebracht und zeigte sich ernstlich zum Frieden geneigt. Die Unterhandlungen begannen mit Holland: Die spanische Monarchie sollte zwischen Karl und Philipp getheilt werden, Ludwig alle Festungen am Rhein schleifen und Straßburg und Breisach mit dem Breisgau an Deutschland zurückgeben. Dies wollte er bewilligen, als sich aber dagegen der französische Nationalstolz erklärte, wurde der Krieg mit Aufbietung der äußersten Kraft von Frankreich fortgesetzt. Aber das alte Glück hatte den König verlassen, Trauer erfüllte das Land, dazu kam der furchtbar harte Winter 1709—1710, und es erlag in dessen Folge eine

große Menschenmenge in Frankreich. Dadurch noch mehr gebeugt, wendete sich Ludwig im Mai dieses Jahres wieder an Holland, bereit, Alles heraus zu geben, was er nicht weiter behaupten zu können schien: Gänzlich auf Spanien zu Gunsten Oesterreichs zu verzichten, für den Kaiser und das Reich die Dinge wieder so herzustellen, wie es der Friede zu Münster bestimmt hatte; eben so sollten England und Holland erhalten, was sie verlangten. Das alles bewilligte der König und trug sein Unglück gelassen. Aber seine Gegner konnten sich in ihrem Glücke nicht mäßigen und verlangten: er selbst solle mit ihnen seinen Enkel, für welchen mit einem Mal sich fast ganz Spanien erklärte und in Waffen trat, bekämpfen und aus Spanien vertreiben helfen. Das wollte, das konnte Ludwig nicht thun und kämpfte fort.

Da kam die endliche Entscheidung, nicht durch das Schwert, sondern wie das in wichtigen Augenblicken fast immer nach des Himmels Rathschluß zu geschehen pflegt, durch ein plötzlich eintretendes Ereigniß. Der Kaiser Joseph I. starb am 17. April 1711, und sein Tod änderte mit einem Mal die ganze Lage der Dinge, dazu kam noch eine an sich unbedeutende Sache mit wichtigen Folgen. Die Gemahlin des zum Herzog erhobenen Marlborough beleidigte durch ihren Stolz die Königin Anna von England, fühlte sich dann selbst zurückgesetzt, goß der neuen Günstlingin der Königin ein Glas Wasser über ein kostbares Kleid und mußte den Hof verlassen. Bald glaubte man auch ihres Gemahls nicht weiter zu bedürfen, und als die bisher den Staat leitenden Whigs den friedlich gesinnten Torys weichen mußten, wurde das englische Heer zurückgerufen, Marlborough noch in der Ferne seiner Aemter und Würden entsetzt. Er kehrte erst nach dem Tode der Königin nach England zurück.

So wenig die Seemächte die Vereinigung Spaniens mit Frankreich zugeben konnten und wollten, eben so wenig wollte man dulden, daß das Haus Habsburg durch den Besitz der ganzen spanischen Monarchie seine Macht noch mehr vergrößere und eine drückende Herrschaft über die anderen Staaten ausübe. Am Ende Januars 1712 unterhandelten die verschiedenen kriegführenden Mächte zu Utrecht, schlossen Frieden unter sich und überließen das deutsche Reich sich selbst. Philipp V. erhielt Spanien mit seinen Kolonien, er aber verzichtete feierlich für sich und seine Nachkommen auf den französischen Thron, die französischen Prinzen auf die spanische Krone. Frankreich erkannte die protestantische Thronfolge in England an und leistete dem Prätendenten keinen Beistand mehr. Andere Bestimmungen betrafen Abtretungen Spaniens an England. Oesterreich sollte, wenn es den sogenannten Barriere-Traktat zwischen Holland, England und Spanien annehme, die spanischen Niederlande erhalten, wie sie Karl II. besessen hatte. So wurde am 29. Jan. 1713 zu Utrecht der Friede geschlossen.

Karl der Sechste. — Deutsche Fürsten Könige.

Nach dem Tode seines Bruders, des Kaisers, verließ Karl Spanien, kehrte über Italien nach Deutschland zurück und wurde am 12. Okt. zu Frankfurt zum Kaiser gewählt und am 22. Dez. gekrönt (1711). Der Krieg gegen Frankreich dauerte am Rhein noch zwei Jahre ohne besonderes Glück für Oesterreich fort, worauf der neue Kaiser sich auch zu Unterhandlungen und zur Annahme der französischen Friedensanträge geneigt zeigte. Dieselben begannen in Rastatt, wurden zwischen Frankreichs und des Kaisers Gesandten geführt, genehmigt und am 6. März 1714 unterzeichnet, dann zu Baden in der Schweiz auch vom deutschen Reich angenommen. Demgemäß willigte Frankreich ein, daß Oesterreich in den Besitz der spanischen Niederlande trete und sicherte ihm Mailand, Neapel und Sardinien zu. Die Kurfürsten von Bayern und Köln erhielten ihre Länder und Würden, das deutsche Reich Breisach, erhielt Kehl und Freiburg zurück.

So war denn nach langem Kampfe der Frieden errungen, doch durfte sich der neue Kaiser nicht lange desselben erfreuen, denn alsobald wurde Oesterreich wieder in einen Krieg mit den Türken verwickelt, welche in ungeheueren Schaaren zugleich Italien und Wien bedrohten. Gegen sie brach der Prinz Eugen, dem die Statthalterschaft der Niederlande bestimmt war, sogleich von dort auf, sammelte die österreichischen Heerschaaren und die des deutschen Reiches und begegnete den Feinden. Schon am 15. August 1715 griff er die ihm an Zahl weitüberlegenen Türken bei Peterwardein an und errang einen glänzenden Sieg. Darauf folgte die Einnahme von Temeswar und im Fortgang des Krieges am 18. Aug. 1717 nach einer Schlacht und Belagerung auch die von Belgrad. Weil darauf sowohl der Sultan als der Kaiser Frieden wünschten, erfolgte der Abschluß im Juli 1718 zu Passarowitz auf zwanzig Jahre. Oesterreich behielt Belgrad, den Temeswarer Bannat und einen Theil von Serbien und der Walachei. Eugen aber, der Held so vieler siegreichen Schlachten, fand sich bei seiner Rückkehr aus dem Felde verläumdet, weil er die letzte Schlacht, durch welche er das Heer vom Untergange rettete und siegte, gegen den Befehl des Kriegsrathes in Wien geschlagen hatte. Doch gelang es ihm, die Gunst des wankelmüthigen Kaisers wieder zu gewinnen und durch seinen weisen Rath noch manches Unheil abzuwenden.

Denn Karl VI., in der Jugend für den geistlichen Stand bestimmt und von Jesuiten erzogen, war stets der Spielball der Parteien, bald vorzugsweise der Priester, dann der Adeligen oder Höflinge. Er hatte aus Spanien spanisches Hofceremoniel, spanische Tracht und Umgangssprache, spanische geheime Räthe und selbst

spanische Kapuziner mitgebracht, seine Räthe waren meistens Spanier oder Italiener, welche mehr für sich und ihre Angehörigen, als für das Wohl des Landes sorgten. Doch schien der Kaiser selbst eifrig den Geschäften obzuliegen, wohnte den Sitzungen des geheimen Rathes bei und unterschrieb, was man ihm vorlegte, aber Musik, Jagden und prunkvolle Feste galten ihm als wichtige Angelegenheiten, die allerwichtigste jedoch war die Sorge um die Nachfolge in seinem großen Reiche. Da ihm das Schicksal Söhne versagt hatte, trachtete er dasselbe seiner Tochter Maria Theresia zu hinterlassen. Den Plan dazu hatte er bereits 1713 entworfen und er war in den Erbstaaten anerkannt worden. Aber das Schwierigste war, diese als pragmatische Sanktion bekannte Verordnung als Erbfolgegesetz durch die europäischen Mächte bestätigen zu lassen; um deren Einwilligung zu erlangen, brachte er gern manches Opfer. Der Prinz Eugen empfahl dagegen vielmehr eine gefüllte Schatzkammer und ein schlagfertiges Heer bereit zu halten.

Während der letzten Kriege mit Frankreich waren in Deutschland manche, besonders für die Folgezeit wichtige Veränderungen eingetreten ohne Krieg und Kampf. Zuerst geschah dies in Sachsen, als August II., berühmt durch seine außerordentliche Leibesstärke und Gewandtheit, durch seinen Kunstsinn und seine vielen Liebschaften, nach dem Tode seines älteren Bruders Johann Georgs IV. Kurfürst wurde, 1694. Er hatte als einer der Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres gegen die Türken gekämpft und trat nach dem Tode des Königs Johann Sobiesky als Mitbewerber um die polnische Krone auf. Durch den Verkauf mehrerer Rechte und Ansprüche in seinem Lande verschaffte er sich Geld, um damit die einflußreichsten Stimmen des polnischen Reichstages zu bestechen, dann nahm er, um seiner Bewerbung jedes Hinderniß zu entfernen, am 23. Mai 1697 zu Baden in Oesterreich die katholische Religion an und wurde darauf am 7. Juni zum König gewählt, ihm entgegen aber von der anderen Partei der französische Prinz von Conti, der schon in Danzig war. Allein sein Geld und die Furcht vor seinem an der Gränze aufgestellten Heere verschaffte ihm den Sieg und er wurde am 15. Sept. in Krakau als Polens König gekrönt. Von da an vernachlässigte er sein Stammland Sachsen und benutzte dessen Kräfte blos zur Erhaltung und zum Glanze seiner neuen Krone und schloß, um einige abgetretene polnische Provinzen wieder für Polen zu erwerben, was er bei der Krönung versprochen hatte, ein Bündniß mit Dänemark und Rußland gegen Karl XII. von Schweden. Bei der Jugend dieses Königs hofften die Verbündeten leicht Alles zu erobern, was sie ansprachen, wurden aber in ihrer Erwartung bitter getäuscht.

Der verachtete Gegner erschien plötzlich als ein Held, der jeden Feind niederwarf, den König August aus Polen vertrieb und den Woiwoden Stanislaus Leszinzki an dessen statt wählen ließ.

Vergebens waren alle Anstrengungen August's, sich in Polen zu behaupten. Im Lager zu Altranstädt unterzeichnete er einen schimpflichen Frieden und kehrte nach Sachsen zurück. Karl XII. hatte sogar den Muth, ihn unerwartet in Dresden zu besuchen. Da rieth der Minister Flemming, man solle denselben gefangen zurückhalten; doch August wies dieses Ansinnen mit Abscheu zurück, Karl reiste ungehindert ab. Als er aber nach wenigen Jahren noch einen abenteuerlichen Zug nach dem Süden Rußlands unternahm und dort von Peter dem Großen geschlagen, in der Türkei eine Zufluchtstätte für mehrere Jahre fand: da gelang es dem Könige August, wieder nach Polen zurückzukehren. Er behauptete sich unter mancherlei Kämpfen und Versuchen, die Macht des polnischen Adels zu brechen und die dem Staate verderblichen Wahlgesetze zu ändern. Zumeist lebte er dem Vergnügen, doch dabei die königliche Würde bewahrend, abwechselnd in Warschau und Dresden. Hier und dort verdrängte ein Fest das andere und er überbot an Pracht und Aufwand und an sinnlichen Genüssen die meisten Fürsten seiner Zeit.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem Dresdener Hofe bildete der Brandenburgische unter dem großen Kurfürsten, dessen ausdauerndem Muthe und klugem Walten es gelang, sein Gebiet zu vergrößern. Er endete den langen Streit mit den Herzogen von Neuburg und erhielt für sich und seine Nachkommen das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg. Trotz seiner großen Ausgaben für das stehende Heer sammelte er durch weise Sparsamkeit einen Hausschatz und schuf manches nützliche Werk, wie den neuen Kanal aus der Spree in die Oder, und gewann durch die Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Reformirten geschickte treue Unterthanen, die sich unter ihm schnell eine neue Heimath gründeten und manche Gewerbe und Künste, aber auch manche Unsitte einführten. Durch sie wurde die deutsche Sprache am Hofe zurückgedrängt, die Erziehung der adeligen Jugend, insbesondere in der Hauptstadt, kam bald ganz in die Gewalt der Franzosen und wurde durch ganz Deutschland nachgeahmt, und es galt dann ein zierliches Benehmen mehr, als das gerade deutsche Wesen. Nach dem Beispiele Ludwig's XIV. suchte nicht blos Friedrich Wilhelm, sondern auch jeder kleine Fürst nach dem Grundsatze zu walten: Ich bin der Staat! Darin wurden sie durch das stets bereite Heer unterstützt.

Friedrich Wilhelm, der den Grund zur Größe des Hohenzollernschen Hauses legte, starb im Mai 1688 und hinterließ den vergrößerten und wohlgeordneten Staat, dazu ein geübtes Heer und einen bedeutenden Hausschatz seinem Sohne Friedrich aus seiner ersten Ehe. Dieser erhielt erst nach dem Tode seines älteren Bruders Aussicht auf die Thronfolge, welche jedoch durch Mißhelligkeiten mit seiner Stiefmutter sehr getrübt war, weswegen der Vater

ihn völlig enterben wollte. Zuletzt bestimmte dieser, von seinen Ministern bewogen, ihm nur einen gleichen Landestheil mit den Brüdern im Testamente. Friedrich aber erklärte dieses nach des Vaters Tode mit Oesterreichs Beistimmung für ungültig, nahm von allen Ländern seines Vaters Besitz und verglich sich mit seinen Brüdern mittels Ertheilung von Aemtern und Einkünften. Sogleich nach dem Regierungsantritte zeigte sich sein Streben, durch ungewöhnliche Prachtentfaltung zu glänzen, und es beschäftigte ihn vor allem die eine Sorge, wie er gleich seinem Nachbar — dem Kurfürsten von Sachsen — sich den Königstitel verschaffen könne. Ob er dazu schon während einer Unterredung mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem anerkannten Könige von England, angereizt wurde, weil ihm ein Lehnstuhl bei einer Unterredung versagt worden, ob ihn die Aufmunterung des Königs von Frankreich oder Peter's des Großen von Rußland dazu trieb, genug: nach diesem Ziele strebte er fortan, das er nur durch den Kaiser erreichen konnte.

Die Unterhandlungen begannen, Oesterreich bedurfte zur Führung des spanischen Erbfolgekrieges Geld und Mannschaft; Beides bot Friedrich, der Kurfürst, dem Kaiser und dieser willfahrte ihm gegen das Versprechen: den rückständigen österreichischen Hülfsgeldern zu entsagen, zehntausend Mann auf seine Kosten im Feld zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten mit dem Kaiser zu stimmen und bei der künftigen Kaiserwahl einen österreichischen Prinzen zu wählen und seine deutschen Reichslande der Verbindlichkeit gegen das Reich nicht zu entziehen. Weil aber Brandenburg wegen dieser Abhängigkeit vom deutschen Reich nicht zum Königreich konnte erhoben werden, nannte sich der Kurfürst „Friedrich I. König in Preußen“ und fortan war es sein und seiner Nachfolger Streben, eine europäische Machtstellung zu erringen. Mit großer Pracht setzte er sich und seiner Gemahlin, 18. Jan. 1701, in Königsberg die Krone auf, trotz des Widerspruches des Papstes und des deutschen Ordens. Der Königstitel war ein Sporn für das Hohenzollern'sche Geschlecht, der neuen Würde Achtung und Macht zu verschaffen. Wenige ahnten damals die künftige Größe des neuen Königreiches, nur Eugen von Savoyen sah die für Oesterreich von dorther kommende Gefahr und sagte: der Kaiser solle seine Räthe hängen lassen, die ihm dazu gerathen. Dem Volke kam die neue Würde ihres Fürsten noch nicht zu gute, vielmehr wurden zur Bestreitung des königlichen Hofhalts die Steuern erhöht und neue eingeführt, deren Erträgnisse französischen Pächtern überlassen wurden, die dabei ihren großen Gewinn fanden. Durch seine Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover, Schwester des nachmaligen Königs Georg I. von England und durch ihren Lehrer und Freund Leibnitz veranlaßt, stiftete Friedrich I. in Berlin eine Akademie der Wissenschaften und in Jena eine Universität. Er starb 25. Febr. 1713.

Nach sonderbarer Schicksalswendung erlangte das in Deutschland unglückliche Geschlecht der Stuarte noch den Thron von England. Elisabeth, die Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz, die in Haag mit ungebeugtem Muthe ihr Geschick trug, erlebte die Hinrichtung ihres Bruders Karl, des Königs von England, die Errichtung der Republik unter Cromwell und dann die Wiederherstellung des Königthums durch Karl II., ihren Neffen, 1660, worauf sie nach der Heimath ihrer glücklichen Jugend zurückkehrte, wo nur noch wenige alte Freunde ihr bis an ihren Tod, 1662, treu ergeben waren. Die jüngste und schönste ihrer Töchter — Sophie — hatte im J. 1658 sich mit dem Fürsten Ernst August von Braunschweig, dem jüngsten und fähigsten Sohne des Herzogs, vermählt, der ohne Aussicht auf Alles das war, was man hohes Glück nennt! Deshalb war ihre Mutter, die noch immer den alten königlichen Muth und Trotz bewahrte, über diese Verbindung höchst unzufrieden. Aber von allen Kindern des pfälzisch-stuartischen Hauses sah Sophie im steigenden Wachsthum Glück und Segen für ihre Kinder und Enkel erblühen. Ihr Gemahl gelangte zum Besitz des Fürstenthums Hannover, 1672, und erhielt die neunte Kurwürde vom Kaiser Leopold wegen des ihm und dem Reiche geleisteten Beistandes im Kriege.

Indessen waren in England unter Karl II. und seinem Bruder Jakob II. von Neuem große Zerwürfnisse mit dem Parlamente entstanden, weil die Jesuiten von den Königen begünstigt wurden und Jakob II. sich sogar offen zur katholischen Religion bekannte. Er wurde vertrieben und Wilhelm von Oranien gerufen, dessen Gemahlin Maria die erste Tochter Jakob's war, sie starb 1694 und im J. 1702 Wilhelm kinderlos. Darauf folgte als Königin von England Anna, die Schwester der Maria, vermählt mit dem Prinzen Georg, dem Bruder des Königs Christian V. von Dänemark. Da ihr einziger Sohn bereits vor ihr (1699) gestorben war, hatte Wilhelm von Oranien mit Beistimmung des Parlaments die Erbfolge zur Krone dem Hause Hannover gesichert. Und im Jahre 1701, drei Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, erhielt Sophie die Botschaft: es sei für sie und ihre protestantischen Nachkommen mit Ausschluß der Kinder und Erben ihres in Frankreich zur katholischen Kirche übergetretenen Bruders Eduard, welche nähere Ansprüche gehabt hätten, die Erbfolge auf Englands Thron festgesetzt worden.

Sophie erlebte den Glückswechsel nicht, sie starb wenige Tage nach der Königin Anna (20. Juli 1714), und am 1. August bestieg ihr Sohn als König Georg I. den englischen Thron. Zu seinen deutschen Ländern gewann er in Folge seines Beitrittes zum Bunde gegen Karl XII. die Herzogthümer Bremen und Verden, Preußen aber bekam Stettin und Vorpommern. Schweden wurde allmälig aus Deutschland verdrängt, denn Friedrich von Hessen, welcher als

Gemahl der Ulrike Eleonore, der jüngsten Schwester Karls XII. und Erbin von Schweden, auf dem Throne folgte (1720), konnte, ganz von den Parteien des Adels beherrscht, die alte Macht und den Glanz Schwedens nicht wieder herstellen. Georg I. starb während eines Besuches seiner deutschen Länder in Osnabrück 1727, 20. Juni. Ihm folgte als König von England und Kurfürst von Hannover sein Sohn Georg II., eben so edel gesinnt, als tapfer und den Wissenschaften und Künsten hold und berühmt durch die Stiftung der Universität Göttingen, an welche durch den Minister Frhrn. von Münchhausen hochsinnige und gelehrte Männer kamen, daß dieselbe bald ihre älteren Schwestern übertraf durch den rühmlichen Wetteifer der Lehrer und Studirenden. Die ehemals hochberühmte Universität Heidelberg aber verfiel unter den katholischen Kurfürsten durch die neue von den Jesuiten gegebene Richtung.

Fürstliches Streben und Leben.

Die Erhebung deutscher Fürsten auf fremde Throne und die Einreihung mehrerer gräflicher Geschlechter durch die Gunst des Kaisers in den Fürstenstand hatte alsobald wichtige Folgen: Sie alle suchten die Mittel zur Behauptung ihrer Würde und des damit gesteigerten Aufwandes bei ihrem Volke und trachteten ihre Herrschaft auf alle Weise zu erweitern und zu stärken. Die Fürsten-Könige strebten sich der Abhängigkeit vom Kaiser und Reich immer mehr zu entziehen und völlige Freiheit für ihr Walten zu erlangen. Sie sahen ihr Fürstenthum als ihr Eigenthum an, als wahre Landesherren und allen Ertrag als fürstliches Gut und ihre Unterthanen als ihre zinspflichtigen Leute, die alten Rechte der Gemeinden, der Stände und die Stadtfreiheiten erschienen in ihren Augen nur als Unfug, wodurch der fürstlichen Hoheit der Glanz und Ruhm entzogen würde, sie nannten und geberdeten sich als die Vormünder des Volkes, welches sie gegen seinen eigenen Willen leiten müßten, und sie leiteten es mit straffer Hand, je nach Laune, jetzt als milde Väter, dann als Despoten. Zur Zügelung desselben bedienten sie sich des stehenden Heeres, welches ein jeder Fürst, groß oder klein, nach seiner Neigung und nicht nach dem Bedürfnisse hielt. Frankreich und Preußen galten darin als Muster.

Der Aufwand für das stehende müßige Heer, durch welches viele Hände dem Ackerbau und den Gewerben entzogen wurden, vermehrte die Steuern. Doch ward anfangs noch schonend dabei verfahren und manche der kleineren Fürsten zeigten sich noch väter-

lich wie gegen ihre Kinder gesinnt. So äußerte der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahre 1654: Steuern und Auflagen seien im Grunde gegen die Natur einer Staatsgesellschaft, niemals habe sich ein Mitglied seines Eigenthums dergestalt begeben, daß entweder die Obrigkeit oder einer seiner Nebenbürger damit nach Gefallen schalten könne, im Gegentheil würde man deswegen ein Bürger, damit man das Seine in Ruhe und Frieden behalte, der Unterthan sei immer zuerst da und besitze das Land, ehe Jemand die Regierung darüber bekomme.

Aber solche Worte verhalten ungehört oder unbefolgt bei den meisten Fürsten, und die Geistlichen verstummten, und Bischöfe und Erzbischöfe übten als Landesherrn dasselbe gleich den weltlichen Fürsten. Die Unterhaltung der nöthigen und unnöthigen Festungen und Gesandtschaften in die Nähe und Ferne kostete ungeheuere Summen, die von den Ständen gefordert und erzwungen wurden. Um jedem Widerspruche für immer zu begegnen, erklärte auf dem Reichstage der Gesandte von Mecklenburg-Schwerin mit Beistimmung anderer, insbesondere der Gesandten von Bayern und Hildesheim: daß die Landstände, Landsassen, Städte und Unterthanen eines jeden Reichsstandes nicht blos zur Landesvertheidigung, sondern auch zur Handhabung und Erfüllung aller dem Reichsvertrag nicht zuwiderlaufenden Bündnisse, wie auch zur Erhaltung und Besetzung aller Festungen, Oerter und Plätze, ob es nöthig oder nicht, überhaupt Alles, was und so oft es an sie begehrt wurde, gehorsam und unverweigerlich geben sollen; ferner, daß alle Klagen von Unterthanen nur vor dem Gerichte ihres Fürsten oder Standes angebracht werden und ihnen in Zukunft keine Vorrechte, wessen Natur immer, zustatten kommen sollen.

Damals widersprachen solchen Behauptungen noch einige, zumal die kleineren Reichsstände und alle Städte, und auch der Kaiser entschied gegen eine so ungerechte Forderung, 3. Febr. 1671, ließ aber den Fürsten Raum und Freiheit genug, alle Forderungen auszudehnen. Was halfen dann Klagen am Reichskammergericht, wenn sich der Mächtige jedem ihm unlieben Spruche entziehen konnte? Noch in demselben Jahre schlossen die Kurfürsten von Köln, Bayern und Brandenburg, Pfalz, mit Neuburg, Mecklenburg-Schwerin, Hildesheim, Lüttich und Berchtesgaden eine Verbindung, zu welcher sie die übrigen Reichsstände einluden: gegen jeden, wer es auch sei, mit gesammter Macht zu handeln, der sie in ihrem behaupteten Vergrößerungsrecht zu beeinträchtigen gedenke; sie gelobten auf ewig, ihren Landständen dawider nichts einzuräumen, noch sich durch ihre Widersetzlichkeit hindern zu lassen, sondern Alles zu begehren und zu nehmen, was für ihre Landesvertheidigung erforderlich sei. Hierzu versprachen sie sich wechselseitige Mittheilung, bewaffneten Beistand, überhaupt solche Fassung, daß Jeder seiner Landstände und Unterthanen Meister bleibe. Manche erneuerten

oder schlossen erst in der Folge, selbst gegen des Kaisers Abmahnung, Bündnisse zur Unterdrückung der Reichsritterschaft oder — wie sie sagten — zur bewaffneten Abwehr gegen die ihren Gerechtsamen zuwiderlaufenden Unternehmungen.

Auf diese Weise war der Bund der Fürsten geschlossen, ihre Landstände, welche während des dreißigjährigen Krieges durch ihre Bürgschaft den Nationalbankerot aufgehalten, planmäßig zu unterdrücken und dazu legten sie sogleich Hand an: die Stadt Erfurt mußte sich dem Erzbischofe von Mainz unterwerfen, die Stadt Braunschweig ward durch Belagerung gezwungen, fürstliche Besatzung einzunehmen und zu huldigen. Ein kleiner Fürst behauptete, es gebe keine Landschaft, denn alle Strahlen seien im Mittelpunkte der landesherrlichen Machtvollkommenheit vereinigt. Was er aussprach, danach handelten beinahe alle übrigen, Jeder wollte in seinem Lande oder Ländchen so unumschränkt prächtig herrschen, wie der König in Frankreich. Die Abgaben wurden beinahe alljährlich erhöht oder vermehrt, willig oder nicht mußten die Stände die Privatschulden der Landesherren als Schulden des Landes übernehmen, deren Ausgaben mit jedem Tage wuchsen. Kein altes Schloß, kein altes Wohnhaus, sonst immer als Denkmäler der Ahnen den Enkeln ehrwürdig, war den neuen Herren prächtig und angenehm genug, neue Gebäude, Jagd- und Lustschlösser, Sommer- und Winter-Residenzen mit geräumigen Sälen und schön mit Marmor und Schiefer getäfelten Gemächern, mit dem köstlichsten Geräthe, mit aus der Fremde verschriebenen theuer bezahlten Stoffen, herrliche kostspielige Lustgärten mit Spring- und anderen Wasserwerken, seltenen ausländischen Gewächsen und Thieren aller Art wurden angelegt und zum fürstlichen Vergnügen, selten zu dem des Volkes unterhalten. Volksschulen zu errichten, daran dachten die allerwenigsten.

Seitdem die Fürsten Landesherren geworden und sich Fürsten von Gottes Gnaden hießen und den Glauben hatten, dem Himmel allein Alles und den Völkern nichts schuldig zu sein, da wagte es auch kein Höfling mehr auszusprechen, was einst ehrwürdige Edle offen ihnen sagen durften: Ihr seid für das Volk da, nicht das Volk für euch. Seit dieser Zeit achteten sie die alten Sitten und Gebräuche wenig, deutscher Sinn und deutsches Ritterthum verschwanden allmälig und kaum ein anderer Fürst wie Moritz zu Sachsen-Naumburg mahnte in seinem Testamente, 1681, seinen Sohn, er solle sich nicht bedünken lassen, daß man bei fürstlichem Stande in aller Freiheit eigenwillig leben und verfahren möge oder, daß die Unterthanen darum vorhanden, daß sie mit Dargebung des Ihrigen und äußerster Erschöpfung, Pracht und Aufwand bei Hof erhalten müßten, sondern er habe wohl zu erwägen, daß Gott den obrigkeitlichen Stand nicht um Müßiggangs, Gewalt und Wollust willen, sondern den Unterthanen zu Trost und Schutz gestiftet.

Wie aller Welt Herrlichkeit vergeht, verschwand auch die alte hohe Doktors-Glorie; früher waren beinahe überall und stets die Doktoren die Lieblinge der Fürsten und die vertrautesten Rathgeber; bald waren nur winkgehorsame Soldaten, schmeichelnde Franzosen und demüthige Höflinge ihre einzige Umgebung, selten konnte ein Laut, eine Klage des gedrückten Volkes an ihr Ohr dringen. War auch ein Fürst rechtlich und einsichtsvoll genug, den ungeheueren Aufwand zu mäßigen und Sparsamkeit und Ordnung in seinem Haushalt einzuführen, so hatte er doch meistentheils nicht die Kraft dazu, und die Höflinge, an Schwelgerei und Heuchelei gewöhnt, wußten es bald wieder in's alte Geleise zu bringen. Vor solchen Schmeichlern und Hofkatzen hatte der Kurfürst von Bayern seinen Sohn Ferdinand Maria gewarnt, und als dieser einst seinem Rathe Mandl auftrug, Besserungs- und Ersparungsvorschläge im Hofwesen zu machen und dieser in edler Treue die Verschwendung der Diener, die eitle Pracht und Betrügereien aufdeckte und der Fürst seinen Günstlingen die Schrift wie zur Verantwortung mittheilte, ruhten die treulosen Diener nicht eher, als bis sie den biederen Mann um Vertrauen, Amt, Ehre und Vermögen und durch gehäufte Kränkungen um das Leben gebracht. Solch ein Leben war an den meisten Höfen, daß man glaubte, sie seien blos zum sinnlichen Genusse geschaffen. Als edle Männer den Höflingen des Kurfürsten Max Emanuel dringend gegen die erhöhten und vermehrten Steuern sprachen, wie der Bürger und Bauer die Lasten unmöglich mehr tragen könne, antworteten sie im Hohn: der Bauer ist ein Mehlsack, er staubt, wenn man ihn schlägt, wenn er auch nicht Mehles die Fülle gibt.

Wie ein Zauberkreis von lauter heuchelnden demüthigen Dienern war um die Fürsten gezogen, daß auch eine edelangelegte Natur verderben mußte. Nicht blos ihre nächste Umgebung, sondern auch Priester und Aerzte wetteiferten, ihnen das Leben angenehm zu machen und sie aller Sorge um die Regierung zu entheben. War es ein Wunder, wenn der junge Fürst die alten treuen Räthe für zu rechtlich und altklug hielt, wenn er lieber in allen Vergnügen schwelgte, als im Rathe mit saß, oder gar zu dem Reichstag nach Regensburg gehen sollte, wo man, wie spottend die Rede ging, über Formen und Kraut und Rüben langweilig verhandelte. Bald liebten die Fürsten auch nur jene, welche französische und italienische Freuden recht mit ihnen genießen konnten, neue Lustbarkeiten erfinden, Jagden und sogenannte Wirthschaften, ländliche Vergnügen, Ballette und Schauspiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke anordnen konnten.

Das fleißige sächsische Volk, sagt der berühmte Geschichtschreiber Schlosser, mußte mit seinem Schweiße bezahlen, daß sein Kurfürst den Titel eines polnischen Königs führte und in Hinsicht auf die Pracht seiner Hofhaltung alle anderen Könige zu überbieten suchte.

Die gutwilligen Landstände verordneten, damit er mit seinen Günstlingen und Geliebten in Prunk und Genüssen schwelgen konnte, eine neue Abgabe nach der andern, und übernahmen eine Million Schulden nach der andern, und während eine furchtbare Hungersnoth die Bewohner des Erzgebirges drückte, hielt der König ein kostspieliges Hoffest nach dem andern. Bei einem solchen wurde einst ein sogenannter Götteraufzug in einer solchen sinnlichen Weise vorüber geführt, daß die Gemahlin des Königs gar nicht zugegen sein durfte. Und das Alles wurde in Büchern dem Volke wie ein wichtiges Ereigniß geschildert.

Um neue Vergnügen kennen zu lernen, reisten die Fürsten gern nach Italien, dem Lande der sittlichen und religiösen Verführung, in welchem mancher protestantische Fürst durch List, Schmeichelei und Versprechen der katholischen Kirche zugeführt wurde. Vergebens machte der geheime Rath von Hannover gleich nach dem dreißigjährigen Kriege dem jungen Fürsten die dringendsten Vorstellungen gegen eine solche zweite Reise: ob es wohl recht sei, Land und Leute, die ihm Gott anvertraut, so willkürlich zu verlassen, ob es recht sei, bloßer Lust halber die Liebe der Unterthanen auf's Spiel zu setzen, und wer wohl den Fürsten noch lieben könne, der sich nicht selbst der Regierung annehme? Vergebens schickten die Landstände Abgeordnete an ihn, daß er die Reise aufgebe, er ließ sie nicht vor sich, reiste ab, und machte noch eine dritte und vierte Reise dahin.

Bald wußte der Adel nicht mehr, wie dem Aufwande am Hofe zu genügen, an dem er schon häufiger erschien: da machten die Junker den kaufmännischen Brauer, und selbst Fürsten führten auf ihren Gütern Bier- und Brotzwang ein, und es mußte der verarmte Bürger und Bauer, der ehemals sein schmackhaftes Bier selbst braute, Brot und Bier um jeden Preis bei den Herren nehmen. Manche Bierarten blieben den Fürsten zum alleinigen Verkauf, so wie Alleinhandel mit gar manchen, zuweilen selbst den unentbehrlichsten Dingen von ihren Unterbeamten und Unterhändlern getrieben ward. Zuletzt, da alle diese neuen Mittel nicht hinreichten, weil die großen Einkünfte bald wieder in der Lust des Fürsten oder in Küchen, Kellern, Kästen und Palästen der Diener verschwanden, prägte man schlechte Münzen und verkaufte die Söhne der Unterthanen oder die angeworbenen Fremdlinge in auswärtige Kriegsdienste, und schämte sich nicht, Menschenhandel und förmlichen Menschendiebstahl zu treiben, worüber die Fürsten von Engländern und Holländern oft bitteren Spott hören mußten. Endlich spielte man sogar mit dem Volke, damit auch der Aermste, durch trügerische Hoffnung zum Gewinne verleitet, seinen letzten Pfennig opferte, und so ward jenes heillose Lotteriespiel in den meisten Fürstenthümern aus Italien eingeführt zum sittlichen und bürgerlichen Verderben, auf daß nur Geld gewonnen würde, denn Geld war die Triebfeder der neuen Staatsmaschine.

Dieser Name ward ganz passend in dieser Zeit erfunden, da die Fürsten Selbstherrscher nach eigenem Belieben und Willkür, oder nach der Laune und dem Rath ihrer Günstlinge den ehemals freien Verein der Menschen unter althergebrachten Rechten und Gesetzen — Staat genannt, — nun nach ihrem Belieben regierten. Ungewohnt eines Widerspruches, ohne höhere Bildung, unbekannt in jeder Wissenschaft, blos an das Befehlen der Soldaten gewöhnt, welche Maschinen gleich, ohne eigenen Willen, nach dem Machtworte ihres Gebieters gehen oder stehen mußten, rechts und links sich drehten, glaubten die Fürsten auch den Staat in derselben Weise behandeln zu können und zu dürfen. Die neue Art der Erziehung der fürstlichen Kinder nährte den Hang zur uneingeschränkten despotischen Gewalt. Selten wurde von biederen Rechtsgelehrten in ihrem Gemüthe das Gefühl der allgemeinen Menschenwürde geweckt: von Jugend auf in den Militärrock gekleidet, von Offizieren geschult und begleitet, lernten sie nur befehlen, sahen sie nur gehorchen. Selten kam den protestantischen Fürsten der Hofprediger so nahe, daß er mit dem vollen Ansehen des Mannes, der auch zu Königen im Namen Gottes spricht, als Beichtiger sprechen konnte. Die strenge wahre Frömmigkeit wollte sich für die Höfe nicht mehr schicken. Als der edle Spenner es wagte, zu predigen, daß auch in der protestantischen Kirche viele Mißbräuche herrschen und er den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg III., bei Gelegenheit eines feierlichen Bußetages ehrerbietige, doch nachdrückliche, Vorstellungen machte über sein Leben, daß der Fürst erschüttert ward: da stellten diesem die Hofleute die wahren Worte als für einen so hohen Herrn als unziemend dar und der Kurfürst sah seinen Prediger nie wieder. Katholische Beichtväter fanden selten ein freies Wort und verstummten bei dem Anblicke der fürstlichen Unthaten und fanden in der Größe und Hoheit, oder in der Freigebigkeit ihrer fürstlichen Beichtkinder gegen die Kirche leicht Gründe zur Nachsicht. Die Jesuiten hatten für jeden Stand eine eigene Tugend- und Sittenlehre erfunden und wußten geschickt jede Sünde zu vergeben, und die Fürsten sanft nach ihrem Willen zu lenken, wobei ihre Güter täglich sich vermehrten. Nicht undeutlich zeigte sich ihr Plan, ihre Herrschaft durch den Ankauf oder Erwerbung von Gütern und Ländereien mittels frommer Vermächtnisse auszubreiten. In ihrem Bunde und nach ihrem Plane mußten Künste und Wissenschaften thätig sein zur Verherrlichung der Kirche im Allgemeinen und ihres Ordens insbesondere. Und wie sie die Herzen der Fürsten und der Fürstinnen und des Adels zu gewinnen wußten, hatten sie nach einhundertfünfzig Jahren seit der Gründung ihres Ordens sich ein Reich gegründet, das größer war, als das der deutschen Kurfürsten, und das mehr durch den Glauben des Volkes, als durch Waffengewalt geschützt wurde.

Die Regierung und die Beamten.

Die Staatsmaschine wurde fortan nach Belieben von den Fürsten oder ihren mächtig waltenden Günstlingen gedreht und die Unterthanen mit Gesetzen und Verordnungen überschwemmt, von welchen schnell eines das andere aufhob, ein neues wieder das bestätigte oder wieder aufhob, und es ward dann auch die Gerechtigkeit zur feilen Dirne und zum listigen Fang der Menschen erniedrigt. Selten wußte Jemand, nach welchen Gesetzen er gerichtet wurde, da die neuen Gesetze kaum bekannt waren, das Volk las sie nicht, konnte dieses selten und ward doch nach ihnen gerichtet. Wie eine verderbliche Fluth schwollen sie an, daß am Ende Niemand mehr wußte, was eigentlich Rechtens war. Um so eifriger bezeigten sich die Richter, abhängig durch die Besoldung von der Willkür ihrer Herren, und verloren war, wen man verderben wollte, trotz des besten Rechtes. Jeder neue Minister oder Günstling veranlaßte, seine Weisheit und Macht zu zeigen, neue Gesetze und Verordnungen; über Handel und Verkehr, Erwerb und Gebrauch wurden die abenteuerlichsten Pläne ausgeheckt und mit Gewalt oft zum Verderben von Tausenden durchgeführt. Da fand sich Niemand mehr, der mit altdeutscher Treue dem Fürsten antwortete, wie (1526) Seckendorf dem Markgrafen Kasimir von Anspach. Als dieser ihn fragte, wie ihm die neuen Satzungen gefallen, erwiderte er offenherzig: Ach du lieber Gott! wie viel neu Gebot, laßt es in Güte walten, wer kann sie alle halten! Oft erst lange nachher, wenn das Unheil geschehen und selten mehr gut zu machen war, erfuhr es der Fürst, und mancher dieser Selbstherrscher durfte wie Friedrich Wilhelm I. ausrufen: Die Teufel von meinen Ministern haben mich betrogen.

Dies beständige Aendern, Wechseln und Befehlen ohne Kenntniß und Achtung der alten Sitten und Gewohnheiten des Landes und der Menschen, wobei Papier in ungeheuerer Masse verschrieben ward, hieß Regieren, und es wurde Alles regiert, beinahe nichts mehr der freien Thätigkeit und Entwickelung überlassen, bis endlich der Mensch in allen seinen Handlungen von der Wiege bis zum Grabe nach einer gegebenen Richtschnur sich halten sollte. Zu den vervielfältigten Geschäften schuf man neue Aemter und bedurfte man einer Menge Diener, da die Aemter in neue Abtheilungen zerfielen und des Schreibens immer mehr wurde. So entstand allmälig das Heer von Beamten, das ohne zu erwerben verzehrte und als mitbewegender Hebel der Staatsmaschine lebte. Nach und nach kam es so weit, daß sie einen wahrhaft geschlossenen Staat oder Stand, dem Bürger gegenüber eine Art Adel bilden, dessen Söhne und Mitglieder sich keinem anderen Geschäfte mehr widmen zu können glaubten, als erniedrigten sie ihren Stand durch Erlernung

und Ausübung eines bürgerlichen Geschäftes. So sah denn diese Zeit zwei neue Stände, den der Soldaten und Beamten entstehen, die sich gewaltsam zwischen Volk und Fürsten drängten und welche dasselbe um so mehr drückten, da sie blos von dessen Fleiße zehren mußten.

Aber der neu geschaffene Stand der Beamten hatte kein neidenswerthes Loos. Erst durch lange Studien erlangte er seine Berufsbildung, durch welche er dem Bürger immer mehr entfremdet wurde, weil er die ganze lange Lernzeit über nur die lateinische Sprache und Alterthum und alte Gesetze und Einrichtungen, aber selten oder nie die Sitten und Gesetze seines Volkes kennen lernte, und am Ende dann ein einfaches Geschäft schlecht besorgte, was der schlichte Bürger ohne Gelehrsamkeit weit besser konnte. Ungerne geduldet von den Fürsten, als ein Haufen von Leuten, die nichts eintragen, die nicht unterhalten wie Jäger, Sänger und Tänzerinnen; die ihnen weniger Glanz gewähren, als ihr Hofstaat; die nichts zu ihrer Bequemlichkeit thun, wie ihre Kammerdiener, und selten so wink- und wortgehorsam, wie die Soldaten — lebten sie meist schlecht besoldet, weswegen sie durch Forderungen von Gebühren das Volk aussaugen und verderben halfen, ihr täglich wiederkehrendes Schreiberleben in den Schreibstuben, und ihre Zeit zubrachten mit Abschreiben, Beschreiben, Einschreiben, Umschreiben und Ausfertigen. Geboren zum Verzehren, kannten sie weder die Mühen noch Freuden des Bürgers- und Bauernstandes, welche allein für alle Uebrigen bauen, pflanzen, ernten, verarbeiten, Geld und Früchte geben mußten und ihres Lebens wenig froh wurden. In dem neuen Staatssystem ging alle Wirthschaft dahin, den höchsten Ertrag um den niedrigsten Lohn und die meiste Arbeit für den geringsten Preis zu haben; alle Staatskunst war nur bedacht, die Steuern zu vervielfältigen und zu erhöhen, so daß Millionen leben, um gerade nicht Hungers zu sterben, und blos zu leben um zu arbeiten, nicht zu arbeiten um zu leben. Wie viel ging an Menschenbildung und Würde, Liebe und Kenntniß verloren, seitdem die schreibselige Kammerregierung hervorkam!

War früher eine aristokratisch moralische Regierung, so zeigte sich damals entgegen die volle Despotie und Willkür nicht so fast durch die Fürsten selbst, als durch ihre Günstlinge und Diener, welchen sie beinahe alles überließen. Jene alte, persönliche und ehrwürdige Zutraulichkeit zwischen den Fürsten und ihren Räthen verschwand und Titel und Namen änderten sich. Die Tochter eines Fürsten, bisher deutsch Fräulein genannt, hieß nun nach Frankreich's Sitte Prinzeß, die Fürsten und deren Söhne Prinzen, der erste Rath Minister und so in unzähligen Abstufungen mit neuen Aemtern und Würden abwärts. Selbst die bisher üblichen Stunden der Mahlzeit änderten sich. Früher aßen selbst die Kaiser um elf oder zwölf Uhr zu Mittag und um sechs Uhr eröffneten die Ahnen ihren

frohen Abend, jetzt nahm man in den Häusern der Großen erst um diese Stunde oder wenig früher das Hauptmahl, — Mittagsspeise; früher ritt Alles, selbst Frauen und Jungfrauen, statt dessen fuhren alsbald selbst Kriegs-Obersten und Ritter gemächlich in Kutschen. Ehedem ergötzten ritterliche Spiele, jetzt Feuerwerke und Schauspiele. Früher bewillkommten Kaiser und Fürsten und Städte die hohen Gäste mit Fässern Wein und Bechern als Ehrengeschenken, die doch nützlich waren, jetzt ehrten Fürsten ihre Diener und die fremden Gesandten mit Titeln und Ordensbändern, die Städte aber die ankommenden Fürsten mit Kanonenschüssen, flüchtigem Feuerwerk, mit Musik und auch mit Fackelzügen. Kunstvolle Ceremonien und eine gezierte Sprache, von den Niederen gegen den Fürsten voll der tiefsten Unterwürfigkeit, von den Hohen dagegen gnädig herablassend und im Grunde voll tiefer Verachtung, denn er sprach mit dem vor ihm Stehenden wie mit einem Abwesenden in der dritten Person — Er! Dies alles entfremdete Fürsten und Volk immer mehr einander. Bald sah der Fürst aus der erkünstelten Entfernung Land und Menschen nicht mehr im alten Lichte, der alte ehrliche Rath, der früher oft durch treuherzige Mahnung die Würde und Ehre des fürstlichen Hauses gerettet und zum Rechten gerathen hatte, ward nun als Diener angesehen und der Diener nur gnädig beibehalten. Als die Menge der Halbgelehrten, der nach Brot lungernden und selbst die Wissenschaft feilbietenden Menge zunahm, als Schwelgerei und damit die Abhängigkeit der Menschen von ihren eingebildeten Bedürfnissen stieg, da verlor sich auch die alte Freimüthigkeit der Räthe und auch sie gehorchten blindunterthänig jedem Befehle der Mächtigen, der sie mit Brot versorgte. Soldatischer Gehorsam und soldatische Schnelligkeit wurde überall und stets gefordert und jede freimüthige Vorstellung, die zuweilen noch ein Rath wagte, wurde als das fürstliche Ansehen beleidigende Anmaßung zurückgewiesen, als werde die Landeshoheit angegriffen und die Majestät gekränkt. Das erfuhren auch die Landstände, man bedurfte ihrer nur zum Bewilligen und zum Geben und nicht zum Ermahnen und Rathen. Freilich brachten sich manche derselben durch unkluges, knickerisches Verweigern des Nöthigsten um Einfluß und Würde, daß die Fürsten ihre Einsprüche wenig mehr achteten. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es ohnehin dahin gekommen, daß die Landstände von den Fürsten nicht mehr einberufen wurden, man wendete sich vielmehr nur an die Ausschüsse derselben, die bald als ständige und sich selbst stets ergänzende in den Residenzstädten versammelt und mit dem Hofe in stetem Verkehre waren. Von ihnen konnte der Fürst mittels verschiedener Gunstbezeugungen erhalten, was er wollte.

Gut oder schlecht besoldete Lehrer auf den hohen Schulen bewiesen und lehrten aus dem römischen, Hofweise aus dem Vernunftrechte und Hof-Gottesgelehrte selbst aus der heiligen Schrift mit

französischer Spitzfindigkeit und Rechtsverdrehung, daß jeder Fürst in seinem Lande unumschränkt sei, ja für Geld und gute Worte, Titel und Länder vertheidigten sie alles, was man wollte. Urkunden galten nur, wenn sie zum Vortheile der Fürsten etwas enthielten; der Ausspruch des Fürsten Johann Friedrich von Hannover: „Ich bin Kaiser in meinem Lande," galt als Wahlspruch aller Fürsten und sie verstanden darunter nichts anderes, als unumschränkte Herrschaft nach jeder Laune und Willkür gegen ihre Untergebenen; erhaben über alle Gesetze, die sie gaben, achteten sie sich auch erhaben über alle Naturgesetze, sich kaum mehr Menschen gleich, längst uneingedenk, wie sie und ihre Vorfahren die Herrschaft erlangt. In hoher, abgemessener, eigensinniger und freudenarmer Fürstlichkeit lebten sie nun von dem Volke entfernt, mehr und mehr nach der Sitte des Morgenlandes, welche ehemals selbst den deutschen Kaisern fremd geblieben. Einer überbot den Anderen in Erfindung neuer Titel, die seine Hoheit bezeichnen sollten, und in Kursachsen kostete der Druck des langen Titels, der selbst vor den kleinsten Gesetzen stand, während siebenzig Jahren über dreißigtausend Thaler. Ganz Deutschland war in eine Menge hierarchisch despotischer Fürstenthümer getheilt, deren Herrscher, Katholiken wie Protestanten, sich für unfehlbar in ihren Verordnungen hielten und jede Prüfung, ja selbst die leiseste Rüge ihres Lebens, oder einzelner Befehle, als Majestätsverbrechen zu ahnden entschlossen waren, wie dieses ein kleines Beispiel von einem kleinen geistlichen Fürsten zeigt. Als zu Bruchsal ein durchreisender Fremder die Wirthin des Gasthauses, wo er einkehrte, fragte, was der Fürst mache, und diese ärgerlich antwortete: „Ich wollte, daß er im Himmel wäre," wollte sie der Bischof von Speier durch Dragoner abholen und auf ein halbes Jahr zum Zuchthause verurtheilen!

Jeder Fürst hatte in seinem Lande nun ein Gericht eingesetzt, aber die Oeffentlichkeit der Gerichte, wie sie früher bestand, als Schutz und Quelle aller Freiheit gegen Willkür und ungerechte Richter, und das Urtheil von seines Gleichen war schon lange verbannt. Geheimnißvoll, wie die ganze Staatsmaschine regiert wurde, ward auch geurtheilt und man hätte bei dem Spruche eines Gerichtes oder Fürsten oft ausrufen können: Herr, deine Gerichte sind wunderbarlich und unerforschlich!

Hexen und Zauberer wurden noch immer gemartert und verbrannt, alte Frauen aus niederem Stande waren am meisten dieser Gefahr ausgesetzt, oder wer sich durch rothe Haare, widerwärtige Gesichtsbildung, oder schnell erworbenen Reichthum bemerkbar machte. Der Wahnsinn jener Zeit schonte selbst der Kinder nicht, und es sollten eines Tages aus einem Dorfe Bayerns zwölf Kinder nach München abgeführt werden, weil sie angeblich in der Zauberei unterwiesen waren, und nur mit großer Anstrengung gelang es dem wackern Pfarrer Harband, die Unschuldigen vor dem Tode zu retten. Die

Todesstrafe, auf viele Verbrechen gesetzt, war in den meisten Ländern eingerichtet, den schmählichsten Tod recht fühlbar zu machen, und mancher Verbrecher empfand durch die Jahre lang zaudernde Langsamkeit der sogenannten Gerechtigkeit die bittersten Qualen, die Folter ward beinahe überall angewendet. Aber schon wagten es manche freisinnige, edle Männer, gegen solchen Glauben und solche Grausamkeit offen zu schreiben, unter ihnen Christian Thomasius, Lehrer auf der hohen Schule in Leipzig, dann auf der neu errichteten in Halle, wo man das alte Zunftwesen, welches sich auf den Universitäten eingeschlichen, rüttelte, prüfte und untersuchte und keine Wissenschaft, kein Lehrgebäude als geschlossen betrachtete, weil der menschliche Geist immer größere Vollkommenheit anstrebt, worüber die protestantischen Gottesgelehrten heftig zürnten, weil sie ihre Glaubensnorm nach streng bestimmten Grundsätzen für ewige Zeit erbaut glaubten. Thomasius lehrte zuerst in seiner Muttersprache zum Aerger der Schulweisen, zum Nutzen aber und zur Freude der Jugend und des Volkes. In Zeitschriften, damals schon gerne gelesen, legte er seine Ansichten und Untersuchungen nieder, drang auf Anwendung des Naturrechts, die Abschaffung der Folter und Hexenverfolgung mit so siegreichen Gründen, daß nach wenigen Jahrzehnten diese Gräuelgerichte endlich verschwanden. Milder, tiefer und umfassender war das schriftliche Wirken des Gottfried Wilhelm Leibnitz, der anfangs von seinem glühenden Eifer nach Erkenntniß getrieben, sich den Alchemisten anschloß, dann eine geraume Zeit hindurch den schönen Traum einer Vereinigung der christlichen Religionsparteien in's Leben rufen wollte, der als Geschichtsforscher von ehrwürdiger Treue und deutschem Fleiße und als Weiser voll Gottesglauben und endlich als Entdecker der wichtigen Differentialrechnung für alle Nachwelt denkwürdig ist, wie ihn seine Zeit schon ehrte und der Kaiser ihn zum Freiherrn erhob.

Den Ruhm und Einfluß dieser beiden Männer erreichte damals kein anderer, die Gelehrsamkeit widmete sich unfruchtbarem Forschen und beschäftigte sich wenig mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, der Ausbildung und Verbesserung der Staatsverfassung und der sittlichen Veredlung der Menschen. Viel zu wissen, galt als das Wichtigste und breite Abhandlungen über die albernsten aufgeworfenen Fragen zu schreiben. Stritt man doch in vielen Schriften mit großem Ernste, ob das Jahr 1700 zum siebenzehnten oder achtzehnten Jahrhundert gehöre. Kalt, leer und eitel abgemessen in langathmigen Sätzen waren die meisten Schriften verfaßt, die biedere, einfache, kräftige deutsche Sprache verunstaltet durch französische eingemengte Wörter und Sätze, wie schlecht schimmernde Lappen auf einem gediegenen Kleide, Lobhudelei und kriechende Schmeichelei, wie im Leben, so beinahe in jeder Schrift. Hofgeschichtsschreiber verherrlichten Stammbäume bis zu dem Ahnherrn Herkules und Aeneas hinauf, Hofdichter besangen

Zusammenkünfte, Hochzeiten und Taufen in erbärmlichen, oft unzüchtigen Versen; jede Jagd und Musterung, jedes Zeichen des Menschengefühls ward mit Doppelzungen austrompetet. Die Religion der meisten Fürsten war in Hof- und Ceremoniendienst ausgeartet, vom wahren Christenthume an den Höfen wenig oder gar keine Spur. Unglauben und eine alles Heilige verachtende Zweifelsucht und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen hatte sich der Großen bemächtigt, welche sie den Franzosen abgelernt und welche sie öffentlich zum Aerger des Volkes zur Schau trugen. Dagegen hielten sie an ihren Höfen Feuerphilosophen, meist betrogene Betrüger, die wohl besoldet und mit dem fürstlichen Vertrauen geehrt, nach dem Steine der Weisen forschten, Verjüngungsarzneien und Wundertinkturen versuchten, das flüchtige Leben zum längeren Genusse zu erhalten; beinahe an jedem Hofe fanden sie Zugang, und daß wirklich einige die Kunst besaßen, unedle Metalle in edle zu verwandeln, wollen an wiederholten Proben und Erfahrungen Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere, gesehen haben.

Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wanderte Laskaris (angeblich griechischer Bettelmönch) in Deutschland umher, der ein Pulver austheilte, mittelst desselben alle die zu beschämen und zu überzeugen, welche nicht an die Umwandlung unedler Metalle in edle glauben wollten. Die Beschenkten prahlten mit der Gabe, unter denselben auch Joh. Friedr. Böttiche, Apothekerlehrling in Berlin, und Friedrich I., König in Preußen und August II., König von Polen, ließen ihm nachstellen im Glauben, derselbe besitze das Geheimniß der Pulverbereitung selbst. August II. erhob ihn zum Freiherrn, daß der Unerfahrene, leicht bethört von der Weltlust, in allen Genüssen schwelgte, als wäre sein Vorrath nicht zu erschöpfen, während er zugleich rings in seinem Glanze von Spähern umlauscht ward, damit man endlich bei seinen neuen Versuchen die geheimnißvolle Kunst absehen könnte. Als endlich seine Pulver zu Ende waren, wollte er aus Scham und Verdruß nach Oesterreich entweichen, ward aber nun wirklich gefangen gehalten; Laskaris suchte aus der Ferne seinen Günstling zu befreien und bot durch einen Abgesandten eine ungeheure Summe für dessen Auslösung; um so weniger befreite man ihn, als sei sein Anerbieten ein neuer Beweis, daß er die edle Kunst besitze, und hielt auch den Abgesandten zurück. Böttiche, gedrängt und bedroht, begann endlich zum Scheine seine Arbeiten, mischte alles bunt durch einander, erfand auf diese Weise zwar nicht die Goldtinktur, aber das braune und weiße Porzellan, und mußte, damit man das Geheimniß bewahre, sein Leben lang Gefangener in Dresden bleiben. Dies Verfahren und ähnliche Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen andere Männer, welche die Kunst selbst oder nur Pulver besaßen, machte die Alchemisten vorsichtiger, während ihre Schüler noch häufig als Betrüger gebrandmarkt, verfolgt und hingerichtet wurden, wenn sie den Gold-

durst der Fürsten nicht stillen konnten. Jene mieden deswegen, unbekannt einherwandelnd, die Belästigung der Fürsten; zufrieden und reich genug brauchten jene Künstler nicht wie andere die Gunst der Großen, daß man deswegen zuversichtlich sagen kann: alle die, welche die Höfe gern besuchten, waren Betrüger, denn wer diese Kunst recht weiß und kann, beut um Geld sich Niemand an, wie ein altes Sprichwort sagt.

Friedrich Wilhelm der Erste, König von Preußen.

Den schwelgerischen Fürsten seiner Zeit gegenüber erscheint dieser König in einem ganz eigenthümlichen Gepräge, als ein Mann von echt deutscher ungebildeter Kraft und starrem Eigenwillen, voll Berufstreue, strenge Ordnung im Hof- und Staatshaushalte handhabend. Sogleich nach dem Tode seines Vaters schaffte er die überflüssigen Hofstellen ab, verkaufte Juwelen, Pferde und Hausgeräthe. Rauh und derb, von Jugend auf dem Soldatenstande zugewendet, übte er seine Herrschaft mit soldatischer Strenge zunächst gegen seine Familie. Einfach und sparsam hielt er die von ihm eingeführte Ordnung straff aufrecht, und Gemahlin und Kinder mußten sich ihr fügen. Ein Muster ehelicher Treue, ganz im Gegensatz gegen die an anderen Höfen allgemein üblichen entehrenden Liebschaften, lebte, speiste und redete er wie ein schlichter Privatmann, ein Verächter spanischer und französischer Weine und Leckerbissen, trieb er die Sparsamkeit so weit, daß er für geizig galt. Die Abende verbrachte er häufig mit einigen Auserlesenen im sogenannten Tabakscollegium, zu welchem auch Fremde zuweilen eingeladen wurden, da ward über allerlei zwanglos geredet, während jeder seine Pfeife im Munde hatte, auch wer nicht rauchte.

Seine Regierungsweise war militärisch-polizeilich, er betrachtete den Staat wie sein großes Familienhaus, in welchem er nach Willkür, gleich einem strengen Vater, gebot, um die ihm nöthig scheinende Zucht anfrecht zu erhalten. Er bestimmte die Tracht der Leute, stellte ihm Begegnende über Dies und Jenes zur Rede und handhabte, wenn ihm etwas nicht gefiel, selbst den Stock, weshalb ihm besonders Frauen und Kinder auszuweichen suchten; er bestimmte durch Gesetze den Preis des Getreides und verkaufte erledigte, selbst ganz geringe Stellen, von eben so geringem Ertrage, unverhältnißmäßig theuer. Ueber Verbrecher verhängte er die grausamsten Strafen, ließ Kindesmörderinnen in Säcken ertränken, welche sie selbst verfertigen mußten, und schickte junge Verschwender in's Zuchthaus. Den Bürgern erschien er häufig als Beschützer gegen

den Uebermuth der Junker und als einst der Sprößling einer alten adeligen Familie, weil er arme Leute um eine große Summe betrogen hatte, vom Gericht zur Festungsstrafe verurtheilt, diese nach altem Vorrecht durch Geld vom Könige abkaufen wollte, rief ihm dieser zu: Ich will dein schelmiges Geld nicht, und ließ ihn hängen.

Zwar hatte er bei dem Antritt seiner Regierung die Versicherung gegeben, er werde die Rechte der Stände und die ganze Landesverfassung aufrecht erhalten, aber bald ward in ständischen Angelegenheiten Alles geändert. Was vorher die Stände gewesen, das ward nun er mit seinen Ministern und von seinem Kabinet aus wurde Alles geleitet. Sein Grundsatz war: das Volk solle in Allem blind gehorchen; es solle sich blos um seine Nahrung bekümmern und nicht räsonniren, wie der allgemein übliche Ausdruck war. Deshalb verbot er auch die ohnehin dürftigen Zeitungen, nur der Fleiß und die Anstrengung erfreuten sich einiger Ermunterung, wenn sie augenscheinlichen Nutzen schafften. Seine Verachtung traf deshalb alle Gelehrte und gelehrten Anstalten und er zeigte dies recht auffällig, da er den J. P. Gundling, seinen Zeitungsberichterstatter, zum Vorstand der Berliner Akademie ernannte, einen Mann, der wegen seiner mancherlei Kenntnisse einen gränzenlosen Stolz besaß und wegen seiner Unreinlichkeit und Trunksucht bald allen Höflingen zum Gespötte ward und sich wie ein geschmeidiger Hofnarr gebärdete. Der König überhäufte ihn mit Titeln und Würden, als wollte er an ihm das Streben nach solchen Auszeichnungen überhaupt lächerlich machen.

Dem launenhaften königlichen Willen mußte Alles gehorchen; so gebot er, um sein Berlin und Potsdam zu vergrößern und zu verschönern, daß Jeder, den er dazu ausersehen, gerade auf dem ihm angewiesenen Platze und auch nach seinem, dem königlichen Plane baue, dann, daß Alle, welche Kutschen und Diener hatten, im Sommer bei schönem Wetter Sonntags nach geendetem Gottesdienste eine Spazierfahrt in der Gegend des königlichen Schlosses machen sollten und zur Winterzeit in Schlitten. So bedachte er bei Sauhetzen seine Beamten und auch die Juden reichlich mit dem erlegten Wilde und bestimmte willkürlich den dafür zu zahlenden Preis und ließ das dafür bezahlte Geld in die Armenhäuser abliefern. Er liebte aber über alle Maßen das Jagdvergnügen und insbesondere die Thierquälerei der Hetzjagden, welche von den meisten Fürsten bis in die neuesten Zeiten ein viel begehrtes und gepriesenes Vergnügen blieb. Er befahl sogar, den religiösen Glauben seiner Unterthanen nicht achtend, und nur um, wie er meinte, die Zwistigkeiten und beständigen Fehden zwischen den protestantischen Parteien zu enden, daß sich der Gottesdienst der Lutheraner dem der Reformirten gleichförmig gestalte, und er ließ sich durch keine Vorstellung von seiner Willensmeinung abbringen und verjagte die widerstrebenden Prediger.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung brachte er sein Heer auf sechzig, nachmals gewöhnlich auf fünfundsiebenzigtausend Mann, was weit über die Hälfte der Einnahmen verschlang. Seine größte Freude war der Anblick eines schönen, wohl geübten Regiments. Jedes wetteiferte, die größte Zahl von starken, ansehnlichen Soldaten in sich zu vereinigen, und die Führer erwarben sich dadurch am sichersten die Gunst des Königs. Das ganze Land war militärisch eingetheilt und jedes Regiment hatte seinen bestimmten Umkreis zum Ausheben der eingebornen Söhne. Wer eingereiht war, stand auch (gewöhnlich zehn Monate beurlaubt) unter dem Kriegsgerichte und durfte sich ohne Erlaubniß des Regiments nicht von seinem Orte entfernen und nicht heirathen. Die Einreihung selbst geschah oft unter großer Willkür, weil durch Reichthum, Ansehen und Fürsprache mancher befreit und ein Armer für ihn eingestellt wurde; den schöngebildeten, großgewachsenen Jüngling aber rettete nichts, selbst Familienväter und Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern, wenn sie ungewöhnlich groß waren, wurden mit List oder Gewalt aus den Häusern und zur Nachtzeit aus den Betten geholt und zu Soldaten gemacht, in welchem Stande sie mehrere Jahre, einige selbst bis in ihr hohes Alter bleiben mußten. Wegen des hohen Ansehens, dessen der Soldatenstand bei dem Könige und danach auch bei dem Volke sich erfreute, wählte ihn der Adel, insbesondere für die jüngeren Söhne, die sich dadurch für ihr ganzes Leben, wenn auch nicht glänzend, versorgt sahen. Es bestanden zu ihrer Aufnahme nur noch sehr wenige protestantische Stifter. Für einen Krieg hatte Friedrich Wilhelm Alles wohl bereit und große Kornvorräthe und Zeughäuser angelegt, doch liebte er mehr das Bild des Krieges, als ihn selbst, und es ging über ihn das Sprichwort: Er hat den Hahn immer gespannt, drückt aber nie los.

Von diesem im Grunde edlen, aber derb gearteten Fürsten wendet sich der Blick mit Wehmuth auf das Gebiet der Herzoge von Würtemberg, über welches gleich nach dem dreißigjährigen Kriege Eberhard, kein Freund des drückenden Soldatenwesens, wahrhaft zum Frommen des Volkes regierte. Das Walten seines Nachfolgers Wilhelm Ludwig's war nur kurz, dann kam 1677 Eberhard Ludwig, der nach geendeter Vormundschaft die Regierung übernahm und seine vorzüglichste Liebe den Soldaten widmete, aus deren kostspieligen Kleidungen und häufigen Uebungen man ersah, daß sie der junge Herr zu seiner Freude halte. Der Hof wurde glänzender als je eingerichtet, dazu liebte er die Jagd und seine Hofjunker die Freuden der Tafel, bald wußte man an dem ehemals so eifrig protestantischen Hofe nichts mehr von der Eintrachtsformel. Die alte Wirksamkeit der Stände verschwand allmälig und der Hofprediger durfte als Gewissensrath nicht mehr mahnend sprechen. Als dann der Fürst die Bekanntschaft des halb verblühten Fräuleins von Grävenitz machte (1708), die ihn ganz zu fesseln wußte, war aller Gewalt-

herrschaft das Thor geöffnet, und so arg trieb sie mit ihren Günstlingen ihr Wesen, daß die Buhlin endlich auf den Befehl des Kaisers das Land verlassen mußte. Sie ging nach Genf, der Herzog ihr nach, dorthin flossen dann alle Staatseinkünfte, daß man froh war, als er zurückkehrte. Mit ihm kam die Grävenitz, die er verheirathete, ihren Mann zum Landhofmeister Excellenz machte, ihm aber sogleich abzureisen befahl; sie blieb am Hof, von dem sie alle entfernte, die ihr nicht huldigen wollten. Wer für die unglückliche, zurückgesetzte Herzogin sprach, mußte das Land räumen oder sie brachte ihn durch ihre Ausspäher und durch Gewalt auf die Festung. Ihr zu gefallen errichtete der Herzog ein geheimes Kabinet, von dem Alles abhing, in welchem sie mit ihren nächsten Verwandten herrschte. Als sie endlich sich an der Demüthigung der Herzogin gesättigt hatte, wurde gleichsam zum Dank ihr zu Liebe Ludwigsburg erbaut, wo sie gern weilen wollte. Dorthin wanderten in die unfertigen Häuser die Kanzleien mit Räthen und Dienern, dort wechselten Jagden und Hoffeste: der Marstall, die Hofhaltung mit einem Hof- und Oberhofmarschall und Kammerherrn verschwenderisch, alle Einkünfte voraus genommen, alle Finanzkünste erschöpft, um Geld zu erhalten und dazu eine große Schuldenlast auf das Land gehäuft. Ueber zwanzig Jahre lag der Herzog in den unwürdigsten schmachvollen Fesseln und das Land unter hartem Druck: da löste endlich Alter und Häßlichkeit das Band. Der Herzog verreiste, sie erhielt Befehl, Hof und Land zu verlassen und als sie sich dessen im Vertrauen auf ihre Macht weigerte, ließ er sie durch Husaren auf die Veste Urach bringen. Nach langer Haft erhielt sie die Freiheit, nachdem sie die ihr geschenkten Güter und Dörfer ausgeliefert hatte, ihre Erhebung zur Gräfin hatte einst am kaiserlichen Hofe über zwanzigtausend Gulden gekostet. Um alles öffentliche Urtheil über solches Leben und solche Willkür zu unterdrücken, hatte der Herzog wiederholt befohlen, man dürfe über ihn und seine Handlungen nicht urtheilen — nicht räsonniren.

Ihm folgte Karl Alexander von einer Seitenlinie, bisher im Kriegsdienste des Kaisers, rauh und ungebildet. Bei seiner Ankunft stürzte er die Grävenitz'sche Partei ganz, herrschte aber nicht besser. Ihm galt eine Sängerin Theresia und der Jude Süß Oppenheimer Alles. Dieser verkaufte die Aemter, errichtete ein eigenes Fiskalatamt, darin er den Vorsitz und seine Geschöpfe Stimme hatten, sie setzten alle Strafen nach Willkür an, zogen allmälig alle Gerichtssachen an sich und machten die Gerechtigkeit käuflich. Als der Herzog starb, (1737), fand man bei der Sängerin bei anderen großen Geschenken einhundertfünfzig Sackuhren. Auf ihn folgte Karl mit ähnlichen Neigungen, ähnlicher Willkürherrschaft, die Stände wurden verhöhnt, überall blinder Gehorsam gefordert. Welche schwelgerischen Feste wurden gefeiert, und von bezahlten Hofgeschichtschreibern im orientalischen Style beschrieben! Durch die Lustlager der Soldaten, die

er in übergroßer Zahl hielt, standen die Felder oft meilenweit verödet, zu den Uebungen derselben mußten die Unterthanen die Pferde umsonst borgen und dem Herzog die ausgestoßenen seines Marstalls um theures Geld abkaufen. Zu den herzoglichen Bauten nahm man alles Holz weg, wo man es fand, um Geld zu erhalten schickte man den kleinsten Dörfern große Salzladungen zu und ließ große Summen dafür eintreiben, die vielen Jagdhunde gab man den Bauern zum Füttern, hob Soldaten nach Willkür aus und gab ihnen für Geld die Freiheit wieder. Vergebens waren alle Klagen des landschaftlichen Ausschusses, der sich endlich ganz auflöste, nachdem er feierlich die Rechte der Stände und des ganzen Landes gegen alle Verletzung durch den Herzog verwahrt hatte.

Ruhiger und glücklicher in mancher Beziehung lebte das Volk nach dem dreißigjährigen Kriege im Gebiete der geistlichen Fürsten. Diese gelangten meist erst im späteren Lebensalter durch Wahl zur Regierung, wenn die Natur selbst zu milderem Handeln geneigt macht, auch war das Wirken derselben durch alte Gesetze und Verfassung und die geistliche Körperschaft beschränkt, daß sie wohl Gutes thun, aber selten übermäßig drücken konnten, zumal die theure und Gewaltherrschaft schützende Soldatenlast in ihren Ländern nicht gedeihen konnte. Freilich auch an ihren Höfen wucherte unter den Adeligen, wie beinahe an allen weltlichen Höfen, das verderbliche Laster der Trunksucht.

Der Krieg wegen Polens und gegen die Türken.

Daß die Fürsten-Könige und insbesondere Oesterreich bei den vielen Berührungspunkten nach außen hin nothwendig bald in manche Verwickelungen gerathen würden, zeigte sich schon nach kurzer Zeit. Der Kaiser trachtete zumeist nur, daß die pragmatische Sanction anerkannt würde, während Philipp V. die abgerissenen Nebenländer wieder mit Spanien zu vereinigen oder seiner zweiten Gemahlin Elisabeth Farnese zu lieb gewinnen wollte, für ihren Sohn Don Karlos. Diesem, der den Thron in Spanien nicht bekommen konnte, wollte sie ein Land erwerben und suchte es durch Krieg in Italien zu erhalten. Dagegen schlossen sich England, Holland und Frankreich an den Kaiser, der sich jedoch bald mit Spanien verständigte und gegen die Gewährleistung der pragmatischen Sanction dem Don Karlos die Anwartschaft auf Toskana, Parma und Piacenza verlieh, in deren Besitz er 1732 kam.

Als aber nach dem Tode des Herzogs Leopold von Lothringen, dessen zwei Söhne nach Wien kamen, um dort als die künftigen

Schwiegersöhne des Kaisers erzogen zu werden und Lothringen daher in der Folge an Oesterreich fallen würde, wollte der Hof in Frankreich zwar nicht sogleich gewaltsam dagegen verfahren und ließ der Wittwe des Herzogs noch die Verwaltung des Landes, hielt aber schon seine feste Hand darauf. Der Kardinal, Minister Fleury, welcher seit dem Tode Ludwig's XIV. die Vormundschaft über dessen schwächlichen Sohn Ludwig XV. führte und lange noch behielt, löste das freundschaftliche Verhältniß mit Spanien, die dem Könige bestimmte Braut wurde zurückgeschickt und Ludwig XV. mit der Tochter des Stanislaus Leszinky vermählt. Es war im Plan, diesen nach dem Tode des Königs August II. auf den polnischen Thron zu bringen.

Als derselbe 27. März 1729 starb, begannen sogleich wieder die verschiedenen Parteien ihre Wahlumtriebe; die eine Hauptpartei war von Frankreich mit Geld bestochen für Stanislaus, die andere für den Kurfürsten von Sachsen, August III., den Sohn des verstorbenen Königs. Für diesen wirkte die russische Kaiserin Anna, und auch Oesterreich leistete ihm Beistand, weil er die pragmatische Sanction gewährleistete. Es kam zu einer Doppelwahl: zuerst wurde Stanislaus, 12. September 1733, nach wenigen Wochen jedoch August III. gewählt, der sich mit Hülfe russischer und österreichischer Heere den Thron sicherte. Stanislaus hielt sich noch eine Zeit lang in Danzig, als sich aber die hart belagerte Stadt ergab, flüchtete er sich unerkannt nach Königsberg und dann nach Frankreich.

Darauf erklärte Ludwig XV. an Oesterreich den Krieg, Spanien trat ihm bei und sogleich rückte das französische Heer an den Rhein vor, während ein anderes mit spanischer Unterstützung auch in Italien vordrang. Der Kaiser war von der Kriegserklärung überrascht und unvorbereitet, dem Könige zu begegnen und wendete sich um Beistand an das Reich. Darauf erfolgte zwar das Reichsgutachten: man wolle dem Kaiser mit Rath und That entgegenkommen, um Ruhe und Freiheit der deutschen Nation sicher zu stellen. Aber wieder waren die Fürsten nicht einig und die drei Kurfürsten von Köln, Bayern und Pfalz verlangten, parteilos zu bleiben und riethen, man solle das Reich nicht in einen ungewissen Krieg stürzen. Doch beschloß der Reichstag eine ansehnliche Hülfe zu stellen und während mehrere Fürsten zuwarteten, schickte der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ein treffliches Heer in's Feld, dem er und sein Sohn Friedrich selbst nachfolgten. Der bereits gealterte Eugen von Savoyen war wieder oberster Anführer, nächst ihm war Graf Seckendorf der Tüchtigste. Doch war zwischen dem kaiserlichen und dem Reichsheere kein planmäßiges Zusammenwirken und nirgends der rechte Eifer, so daß Philippsburg nach standhafter Vertheidigung von den Franzosen genommen wurde.

Indessen neigte sich der Krieg in Polen zu Ende. Fleury that nichts, den Stanislaus wieder nach Polen zurückzuführen, setzte aber den Krieg in Italien und am Rhein fort, und als in Italien

beinahe schon Alles für den Kaiser verloren war, sandte die russische Kaiserin ein Hülfsheer an den Rhein, mit welchem verstärkt Seckendorf, der nach Eugen's Abgang den Oberbefehl führte, am 20. Oktober 1735 in der Schlacht bei Klausen oder am Salmbach über die Franzosen siegte, in Folge dessen Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden, die seit Juni 1735 unmittelbar zwischen dem Kaiser und Fleury geführt, erst im November 1738 mit dem Friedensvertrage in der Art endeten: Stanislaus, der Schwiegervater Ludwig's XV., verzichtet auf die polnische Krone, behält Königstitel und Ehren und seiner und seiner Gemahlin Güter, und Stephan tritt ihm das Herzogthum Lothringen ab, welches nach seinem Tode an Frankreich fällt; Franz Stephan erhält dagegen sogleich Parma und Piacenza und nach dem Tode des letzten Medizäer's, der schon während der Verhandlungen erfolgte (1737), Toskana; dem spanischen Prinzen Don Karlos wurde für diesen Verlust vom Kaiser Neapel und Sicilien abgetreten. Der König von Sardinien erhielt einige Reichslehen. Auf diese Weise glaubte der Kaiser die Erbfolge für Maria Theresia, welche seit dem 12. Februar 1736 mit Franz von Lothringen vermählt war, am Besten gesorgt zu haben. Der Prinz Eugen von Savoyen starb am 21. April desselben Jahres. Er hatte den österreichischen Staat in Krieg und Frieden viele Jahre hindurch meistens glücklich geleitet.

Nach seinem Tode zeigte sich am Hofe und im Staat von Oesterreich bald große Uneinigkeit und Schwäche beinahe in jeder Hinsicht: der Kaiser schwach, der von jeher alles Andern überließ, sein Schwiegersohn gutmüthig, aber ebenso wenig zur Regierung geschickt, Maria Theresia, als künftige Regentin schon nach Selbstständigkeit strebend, das Heer unverhältnißmäßig gering für den großen Staat, die Einnahmen und Ausgaben nicht geregelt und am Hofe eine Menge von Adeligen, Geistlichen und gewöhnlichen Dienern, die bald einig miteinander, bald uneinig, jetzt Dieses, dann Jenes anstrebten, so daß nirgends eine kräftig leitende Hand sichtbar war. Dazu kam, daß sich der Kaiser verleiten ließ, am Türkenkriege Theil zu nehmen, welchen die Kaiserin Anna im Jahr 1736 auf den Rath ihres Günstlings Biron begann, wie um die Schmach zu rächen, welche Peter der Große am Pruth von den Türken erlitten hatte.

Das österreichische Heer stand unter dem Grafen von Seckendorf, welchen Eugen als den Fähigsten bei einem künftigen Kriege bezeichnet hatte, und unter dem Prinzen von Hildburghausen und dem Grafen von Wallis. Anfangs drang das Heer unter der einigen Leitung weit in das türkische Gebiet ein, da es beinahe keinen Widerstand traf; als aber die Türken sich gesammelt hatten und mit Macht heranrückten, wichen die Oesterreicher immer weiter zurück, während die Russen siegreich vordrangen und schon damals sich als die den Türken gefährlichsten Feinde erwiesen. Dem Lutheraner

Seckendorf wurde die hauptsächlichste Schuld an der schlechten Führung des österreichischen Heeres beigemessen, er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und drei Jahre lang in's Gefängniß gesetzt; aber die nach ihm den Oberbefehl führten, Wallis und der Graf Neipperg, haßten sich auf den Tod und es vollzog der Eine die Befehle des Kaisers, der Andere die der künftigen Thronerbin. Eine Festung nach der anderen ging verloren und mit ihnen der Ruhm des österreichischen Heeres, welches in jener Gegend unter Eugen die herrlichsten Siege errungen hatte. Die Schuld lag offenbar an der Unfähigkeit und Uneinigkeit der Anführer, und Maria Theresia zeigte sich zum Frieden geneigt, um bei ihres Vaters Tode nicht zugleich Krieg gegen die Türken und gegen die Mächte führen zu müssen, welche ihr die Erbfolge bestritten. Darauf erfolgte unter Frankreichs Vermittelung der Friede in Belgrad (18. September 1739), in welchem Oesterreich nicht nur diese wichtige Festung, sondern Alles verlor, was der Prinz Eugen erobert hatte. Auch Wallis und Neipperg wurden verhaftet, erhielten aber durch den Einfluß ihrer mächtigen, den Hof beherrschenden Freunde bald die Freiheit und gelangten wieder zu hohen Ehren und Würden.

Stadt- und Landvolk.

Deutschland, das in viele kleine und große Fürstenthümer, Herrschaften und Gemeinwesen unter den verschiedenen Fürsten und Herren getheilte, entbehrte der gemeinsamen inneren Verbindung und Lebens: jeder Fürst herrschte nach seinen Gesetzen, und was in dem einen Lande oder Ländchen galt, das galt in dem angrenzenden nur zum Theil oder gar nicht. Jeder setzte an seine Grenze Schlagbäume und umzäunte gleichsam sein Land, daß jeder Durchgang mußte erkauft, beinahe jede Waare verzollt werden. Jeder wollte, daß seine Unterthanen — seine Leute — des gemeinsamen Vaterlandes vergäßen, der allgemeine Name — ein Deutscher — wurde beinahe nicht mehr gehört; es gab nur Oesterreicher, Bayern, Sachsen, Würtemberger, Hessen, Schwaben, Augsburger, Nürnberger und Frankfurter und wie sie alle von den größeren Ländern bis zu der kleinsten Reichsstadt sich nannten. Das Eine ist hervorzuheben, daß die fürstlichen Städte als die Haupt- und Residenzstädte in mancher Hinsicht gewannen, zumeist an Ausdehnung an ansehnlichen Gebäuden und Reinlichkeit und manche gute, dem Volke ersprießliche Anstalten. Die Volksmenge wuchs durch die vielen Beamten am Sitze der Regierung und es bildete sich ein immer lebendigerer

Verkehr zwischen dem Land- und Stadtvolk, wenn auch nur des einen Landes; der Landmann wußte für seine Lieferungen den Absatzmarkt, und die Sicherheit wuchs durch die Durchführung polizeilicher Maßregeln. Aber unter den meist schnell entstehenden Bauwerken jener Zeit ragt keines an die ehrwürdige Größe und Festigkeit jener Werke, welche durch das Zusammenwirken der Fürsten, des Adels und des Volkes in religiöser Begeisterung sich allmälig erhoben hatten.

Mit der wachsenden Menschenmenge siedelten sich in den Städten auch manche Unsitte und manches Laster an, die man früher kaum kannte, Ueppigkeit und Schwelgerei verbreiteten sich von den höheren Ständen herab unter das Volk, die Reichen fröhnten einer grenzenlosen Genußsucht, Kaffe, Thee und Chocolade verdrängten bald die sonst am Morgen übliche Milch, Brot und Biersuppen; französische Süßbackwaaren und glühende Weine, Punsch und Bischof kamen an die Stelle der einfachen heimischen Weine und des Methes selbst in bürgerlichen Kreisen, und der Branntwein, früher nur als Arznei gebraucht, fing schon an, das berauschende geist- und kraftvergiftende Lieblingsgetränk des gemeinen Volkes in den Städten zu werden. Wenige nur bewahrten mit alttreuem deutschen Sinne die Genügsamkeit daheim im Familienkreise. Wirths-, Gast-, Kaffe-, Bier- und Weinhäuser mit ihren verschiedenen Namen vermehrten sich in auffallender Weise, dahin eilte das Heer der Beamten, der Soldaten und der Handwerker und Alle, die sich den Tag über durch Nichtsthun ermüdet hatten. Die ständige Tracht änderte sich häufig wechselnd, wie es eben die von Frankreich eingeführte Mode wollte, und als die Höflinge ihrem jungen unbärtigen Könige Ludwig XIV. zu Ehren und aus Schmeichelei den Bart sich schoren, wurde diese Sitte in Deutschland schnell nachgeahmt.

Der Landadel wurde zum angenehmen Leben von seinen alten Burgen und Schlössern in die Städte und an die fürstlichen Höfe gelockt und die Enkel vergeudeten in Spiel und Schwelgerei und im unmäßigen Aufwande der Hauseinrichtungen das Vermögen der Ahnen, viele ehemals hochberühmte Geschlechter, deren Väter in ritterlichen Tugenden glänzten, versiechten in ohnmächtigen Nachkommen und starben aus, andere warben um die Gunst der Fürsten und deren Günstlinge, um besoldete Aemter, insbesondere die mit dem Briefadel begnadeten, welche wohl Titel, aber mit diesem kein Vermögen bekamen. Doch ahmten auch sie steifmodisch die Höheren nach, vertrauten Fremden die Erziehung ihrer Kinder und wollten aus Kindesmunde nicht mehr das treuherzige, treuliche Du hören und ließen sich gnädige Mama und Papa nennen. Aehnliches zeigte sich in den Reichsstädten, in welchen wenig mehr von der alten Herrlichkeit sichtbar war, es herrschte Furcht vor den mächtigen Nachbarn, man bewarb sich um besoldete Aemter, die früher blos

Ehrenämter waren und die meisten derselben waren in den Händen der Vettern und Basen.

Doch war der alte Geist des deutschen Volkes noch lebendig, noch lebte es auf dem Lande und in den kleineren und zum Theile in den größeren Städten, des harten Druckes ungeachtet, in alter Sitte fort, treu und bieder, wo es nicht durch die Lockung der Höfe verführt, in seinem Heiligsten getäuscht und gehöhnt, zu sclavischer Demuth und List sich gezwungen sah. Mit alter Liebe und Biederkeit unterstützte und gründete es Armen- und Waisenhäuser, von welchen das von dem edlen Franke zu Halle die Bewunderung der Nachwelt verdient, wie er mit frommem Sinn die armen und versäumten Kinder um sich sammelte, sie geistig und körperlich pflegte und nährte und dann, von Gleichgesinnten unterstützt, jene herrliche, noch blühende Waisen- und Erziehungsanstalt gründete. Mit seinem Fleiße nährte das Volk die alten und neuen Stände, Bettler, Vaganten, Ausreißer und Krüppel aus dem Soldatenstande, die ganze Woche in strenger Arbeit sich abmühend, geduldig und meist mit seinem Loose zufrieden. An Sonn- und Festtagen, Kirchweihen und bei anderen Gelegenheiten zeigte sich Einfalt, Frohsinn, Scherz und muntere, oft derbe Laune, oft auch blutiger Zwist desselben aus geringen Ursachen beim Bier- oder Weintrunk, deren es die Woche über entbehren mußte. Es feierte alljährlich das Mittesommerfest durch das Johannisfeuer und sprang und tanzte nach alter Weise seine Schleifer, Walzer und Dreher, und statt des Schwertertanzes den Reifentanz, während der Adel in steif abgemessenem Schritte nach französischer Weise sich bewegte. Es sang und pfiff seine Nationallieder, Leiden und Freuden und äußerte derb und beißend Spott und Witz und redete über Regierung und Fürsten, trotz aller Verbote dagegen, unterhielt sich Abends vor den Häusern, auf den Bänken sitzend, nachbarlich traulich. Die Kleidung wechselte in den einzelnen Gegenden beinahe nie, und derselbe Brautrock oder Halsschmuck erbte oft noch auf die Enkel zu gleicher Zier, während in den größeren und zumal in den Residenzstädten eine Mode die andere verdrängte und das alte Vermögen in Flittern verzehrte. Die Jugend aller Handwerke wanderte liederfroh durch die Welt, überall mit dem deutschen Fleiße und alter Treue willkommen; schon wanderten aber auch Manche aus den Ländern der alten harten Herren, vorzüglich aus der Rheinpfalz und aus Würtemberg, nach der neuen Welt, dort den Lohn des eigenen Fleißes zu ernten und ein neues Vaterland zu gründen. In seinem Glauben, oder vielmehr Aberglauben, bei dem Mangel an Schulen und tüchtigen Priestern blieb es den Vätern treu, wenig theilnehmend an den Zänkereien der Gelehrten, welche aus der Religion ein trockenes, stachelichtes, unangreifbares Gebäude von Glaubenssätzen erbaut hatten. Der Gottesdienst der Katholiken war sinnlich prächtig, oft rührend; auf dem Lande in jedem hohlen Baume, in jeder Blende

des Hauses ein geschmücktes Bild irgend eines Heiligen; an Waldbäumen die eingenagelten fünf Wunden, beinahe auf jeder Brücke das Bild des geheiligten Johann von Nepomuk. Wallfahrten, Kreuz- und Bittgänge dauerten fort. Katholiken und Protestanten hielten ihre Kirche im Allgemeinen für die alleinseligmachende, vergebens hatte der Kaiser durch ganz Deutschland alles Schmähen in Staats- und Glaubenssachen verboten, die Eiferer beider Parteien, zumal die Jesuiten, achteten dessen nicht, die Kanzelreden von den Priestern Beider waren wenig belehrend und ermunternd, meist eifernd und schmähend, voll Schulgezänkes und leeren Wortschalles oder süßfrömmelnder, einschläfernder Empfindelei oder anmaßenden Stolzes und selbst voll Gotteslästerung; sagte ja noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein katholischer Priester von der Kanzel herab, die Priester seien auf gewisse Weise selbst über Gott erhaben, da er auf ihr Wort und auf ihren Befehl schnell vom Himmel auf die heiligen Altäre herabsteige. Darum las das Volk gern die alten Erbauungsschriften und Volksbücher, die Sprüche der Handwerker, Wetter- und Traumbüchlein, Sagen und Legenden von Fortunat mit seinem Säckel und Wunschhütlein, dem gehörnten Siegfried, den vier Heymonskindern, der schönen Magelona und Melusina, der Genovefa, dem Eulenspiegel, des Doktor Faust abenteuerliche Thaten und Höllenfahrt, und des ewigen Juden, der zwölf Sybyllen Weissagung oder das Kinderbuch unseres Herrn Jesu oder die kräftigen Predigten und phantastisch dichterischen Gemälde des Pater Abraham a. S. Clara, der die Laster und Modethorheiten des Hofes und der Stadt Wien geißelte. Die höheren Stände aber schlürften die französische Weisheit in ihren sittenverderbenden, geisttödtenden, süßlichen Schriften ein. Deutsche Innigkeit, Treue und Einfalt bewährte in jener und für eine späte Zeit Ch. F. Gellert, der in Fabeln und Erzählungen, in geistlichen Liedern und Betrachtungen tröstend, bessernd, stärkend und begeisternd auf die Erziehung des vernachlässigten Volkes mit hohem Segen in weite Fernen wirkte, mehr als der berühmte Kanzelredner Mosheim durch seine Predigten voll warmen überzeugenden Glaubens, oder Rabener durch seine Satyren, in denen er sein Zeitalter geißelte.

In den Städten und auf dem Lande erfreute sich das Volk an den Spielen, die es vorzugsweise Schauspiele nannte. Wie bei den Griechen war bei den alten Deutschen zuerst religiöse Feier der Inhalt der öffentlichen Darstellungen. Dem Volke, welches gern Alles lebendig verhandelt sieht und Mummereien liebte, gaben kirchliche Feste dazu Veranlassung. Am Thomas- und Lucientage und anderen, kamen und kommen in manchen Gegenden noch jetzt vermummte Gestalten, das Christkind anzukünden, die Kinder zu erschrecken und dann zu beschenken. Das Leben Jesu, von seiner Geburt an bis zu seinem Tode und seiner Auferstehung ward in Bildern dargestellt, auch andere Scenen aus der heiligen Schrift,

des alten und neuen Bundes wurden in lebendigen, das ganze Gemüth ergreifenden, auf Anhöhen oder in der Ebene vom Volke in der Volkssprache gegeben, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten geschah und jetzt noch im südlichen Theile Bayerns mit der religiös-feierlichen Darstellung des Leidens und Todes Jesu geschieht. Schon das Absingen der Geschichte des Leidens Jesu in der Kirche glich einer lebendigen Handlung. Später kamen durch die Bekanntschaft mit den Werken der Römer Nachahmungen in lateinischer Sprache (schon unter Otto I. durch die Nonne Rhoswitha von Gandersheim), und die Schüler führten an Festtagen Spiele in den Klöstern und Schlössern auf; in den Reichsstädten, vorzüglich in Augsburg und Nürnberg, entstanden darauf die Fastnachtspiele, lustigen Inhalts, um das Volk zu ergötzen, das an Mummereien fort und fort seine Freude hatte und den Hanswurst, Narren und Pritschenmeister als komische Personen bei allen Festlichkeiten, Schießen und Tänzen liebte, die in deutschen Sprüchen deutschen Scherz und manche Derbheit äußerten, während die Gelehrten und Fürsten sich noch an schlechten lateinischen Nachahmungen erfreuten. Lange wußte man in Deutschland von keiner stehenden Bühne. Bretter und Gerüste waren bei besonderen Veranlassungen schnell aufgeschlagen und verziert, die Gesellschaften, anfangs aus fahrenden Schülern, denen sich leichte Mädchen oft als Frauen zugesellten, spielten unter einem Meister ihre Volksstücke meist aus der biblischen Geschichte, von Stadt zu Dorf wandernd, mit wenig Würde oder Kunst, dann beinahe lauter Nachahmungen der Franzosen und Engländer. Diese Spiele waren von den protestantischen Geistlichen ungern geduldet, wie sie denn (1695) in Berlin eine zum Vergnügen des Hofes aufgerichtete Schaubühne abbrachen, als die Schauspieler eben auftreten wollten. Die Jesuiten aber, welche gern mit Prunk jeder Art auf das Volk wirkten, ergriffen diese Gelegenheit, die Gunst desselben noch mehr zu gewinnen und ließen durch ihre Schüler politisch-moralische Stücke auf einer feststehenden Bühne in ihren Gebäuden meist mit großer Pracht aufführen, wie denn zu München einst in einem großen Singspiel der Kampf des heil. Michael mit dreihundert Teufeln vorgestellt wurde. Später errichteten die Fürsten zu ihrem und des Hofes Vergnügen ähnliche Anstalten, auf denen in regelmäßiger Abwechslung Sing-, Tanz- und Schauspiele von gut besoldeten Gesellschaften gegeben wurden, bei denen die Schönheit der Schauspielerin mehr geliebt und beachtet wurde, als der Inhalt des Stückes, weswegen diese Kunst sich lange Zeit nicht erheben konnte, die Hoftheater aber oft verderblich auf das Volk wirkten. Dieses besuchte seine Possen- und Fastnachtsspiele, Haupt- und Staatsaktionen, geschichtliche Handlungen, in welchen Länder und Völker, Tugenden und Laster als Personen auftraten, so wie die Hanswurste weit lieber, als die leeren, eitel abgemessenen Trauerspiele, die selber von den Schauspielern auch nur in der ärmlichsten Ausstattung

gegeben wurden, wenn sie Streifen Goldpapiers statt des Goldes auf den Kleidern hatten. In ihrer buntphantastischen Tracht umherwandernd, zogen sie Aller Augen auf sich, und lebten in leichtsinniger Begeisterung, von den Mühen und Sorgen des Lebens abgewendet, mit den Reichen und Mächtigen in gleicher Schwelgerei so gut oder schlecht als möglich wetteifernd, vom Volke bewundert und zugleich verachtet, unbekümmert, ob sie im Alter betteln müßten, was beinahe immer geschah.

Die Protestanten in der Pfalz und im salzburgischen Gebiet.

Jener Vorbehalt im Ryswicker Friedensschlusse, daß die katholische Religion solle in den von Frankreich abgetretenen, von ihm aber vorher mit Gewalt katholisch gemachten Ortschaften aufrecht erhalten werden, blieb trotz der fortdauernden Gegenreden der meisten evangelischen Stände im Vertrage selbst stehen und Frankreich hatte damit einen Zankapfel in das deutsche Reich geworfen, der noch lange fortdauerte und der stete Anlaß zu Spaltungen ward. Das hatten die Jesuiten mit der römischen Curie so geplant und Oesterreich dazu, wenn nicht thatsächlich geholfen, doch geschwiegen und der neue Kurfürst Johann Wilhelm war damit einverstanden. Er hatte seinen bleibenden Sitz in Düsseldorf genommen und es beschäftigte ihn, den Jesuitenzögling, alsobald weniger die Sorge für die Wiederaufrichtung der gedrückten Pfalz aus der Nothlage, als der Plan, das Kurkollegium wieder im ausschließlich katholischen Geiste zu lenken und die katholische Religion in den abgetretenen Ortschaften zu erhalten und diesseits des Rheins wiederherzustellen. Die ganze Pfalz sollte katholisch und insbesondere die Reformirten ausgetrieben werden, indem man behutsam und glimpflich anfangs vorgehe, ja er meinte sogar: Das Nächste wäre wohl, daß man katholischerseits die Evangelischen aneinander hetze. Und die gewaltsame Durchführung jenes verhängnißvollem Friedenszusatzes begann, und in 39 Orten des kurpfälzischen und zweibrückischen Gebietes wurden die Kirchen ausschließlich den Katholiken eingeräumt, wenn auch die Zahl der protestantischen Einwohner die der Katholiken um das Doppelte überstieg, über hundert andere Orte mußten ihre Kirchen mit den Katholiken theilen, nur etwa 40 Dörfer blieben von diesen Anordnungen auf wirksame Fürsprache verschont. Aber alle reformirten Kirchen wurden zum Gottesdienst der drei christlichen Confessionen bestimmt. Wie der Kurfürst darin gewaltsam vorging, eben so gewaltsam verfuhr Ludwig XIV. gegen ihn, indem er noch

lange trotz des Friedensschlusses pfälzisches Gebiet besetzt hielt und durch Steuern drückte. Vergebens wendete sich Johann Wilhelm dagegen an den König, schmeichelnd dessen Großmuth und Billigkeit rühmend, und ihm zu lieb vertrieb er die fleißigen aus Frankreich ausgestoßenen Reformirten, die darauf nach Amerika oder Preußen auswanderten.

Die Jesuiten aber mehrten sich in der Pfalz und eine kurfürstliche Zuschrift empfahl sie der Heidelberger Regierung als besonders geeignet zur Zunahme der katholischen Religion, diese sollte allmälig die alleinherrschende sein und die Lutheraner mußten sich beugen, wenn vom katholischen Priester getragen das Sanctissimum öffentlich erschien, und sie mußten bei den Prozessionen Zierbäume aufrichten und Anderes gegen ihren Glauben thun.

Bald widerhallte Deutschland von den Klagen und Beschwerden der gedrückten Protestanten in der Pfalz und dieselben drangen endlich auch nach Regensburg zu den evangelischen Reichsständen. Der evangelische Verein (corpus evangelicorum) übergab darauf dem pfälzischen Gesandten eine in scharfen, verurtheilenden Ausdrücken verfaßte Schrift über die Maßregeln des Kurfürsten, wie man die während des Krieges gewaltsam Bekehrten jetzt ebenfalls mit Gewalt abhalte, ihren früheren Glauben wieder anzunehmen, und wie man die Kinder aus gemischten Ehen und Unmündige zur katholischen Kirche bekehre. Diese Vorstellung wurde auch dem Kaiser und den katholischen Reichsständen mitgetheilt. Der Kurfürst suchte darauf in nicht maßvollen Antworten seine Anordnungen zu vertheidigen, und es wechselten Schriften und Gegenschriften, bald nahm sich auch Schweden der Unterdrückten an und es begannen Unterhandlungen zu Düsseldorf mit dem Kurfürsten, welche besonders von Brandenburg eifrig betrieben wurden (Jan. 1700).

Gedrängt, erließ Johann Wilhelm öffentlich mildernde Verordnungen, während er duldete, daß insgeheim und offen dieselbe Verfolgung wie bisher fortdauere, ja Beamte wagten es sogar, die Veröffentlichung der mildernden Verfügungen zu verbieten. Er selbst blieb in Düsseldorf, ließ sich von seinen Beamten Bericht erstatten, welche nur Gutes meldeten, und die Verfolgung, mit jesuitischer List angefacht, dauerte fort. Und doch ließ sich der pfälzische Kalvinismus nicht ganz vernichten. Die Gemeinden hielten fest zusammen und alle Gewaltschritte änderten in ihren Gesinnungen nichts, Viele wanderten lieber nach Amerika aus, die Mehrzahl setzte dem unmittelbaren und heftigen Druck muthigen Widerstand entgegen, die Pfarrer auf dem Lande blieben ungebeugt. In gleicher Weise bewiesen sich die Lutheraner standhaft gegen alle Verlockungen und ungeachtet des auch auf ihnen lastenden Druckes.

Da übergaben die evangelischen Reichsstände dem Kaiser eine Beschwerdeschrift über das Verfahren der pfälzischen Regierung, insbesondere gegen die Reformirten, und es ward eine Commission

zur Untersuchung der Beschwerden (1703) aufgestellt, aber von den Evangelischen sogleich als parteiisch gescholten, weil darin Kur-Mainz, Kur-Sachsen, Pfalz-Neuburg, Magdeburg, Köln und Regensburg thätig sein sollten. Darauf entschloß sich Preußen, die Willkür der pfälzischen Regierung mit gleichen Waffen zu bekämpfen, und es wurde im Februar 1705 den katholischen Geistlichen in den zu Preußen gehörigen Fürstenthümern — darunter Domstiftern und Klöstern — mit Einziehung ihrer zahlreichen Güter gedroht, wenn sie nicht sogleich bei der pfälzischen Regierung und den katholischen Ständen vermittelnd für die bedrängten Protestanten in der Pfalz einträten. Das wirkte und die pfälzische Regierung erklärte: die Gewissensfreiheit dem Westphälischen Frieden gemäß handhaben, in Betreff der Simultankirchen Alles auf die Zeit vor dem Regierungsantritt des Kurfürsten Johann Wilhelm zurückführen und den Reformirten ihre Kirchengüter und Gefälle zurückgeben zu wollen. Doch setzte Preußen die Unterhandlungen fort und am 21. November 1705 kam der Vergleich, die sogenannte Religionsdeklaration, zu Stande, welche fortan als gesetzliche Grundlage der pfälzischen Kirchenverhältnisse gelten sollte, vor Allem völlige Religionsfreiheit. Aber die Deklaration ist doch, wie Häusser in seiner Geschichte der Pfalz sagt, nicht das Ende der kirchlichen Händel, sondern eine neue fruchtbare Quelle derselben geworden.

Von den gesegneten Fluren und den mit Reben bekränzten Höhen am Rhein wendet der Forscher mit Staunen seinen Blick zu einem armen genügsamen und hart gedrückten Volke Deutschlands zwischen den Schluchten und auf den Höhen der Alpen, welchem Treue und Gottesfurcht heiliger war als Reichthum, Heimath und Leben.

Die evangelische Lehre hatte zur Zeit der Reformation auch einen Weg in das Gebirge des geistlichen Fürstenthums Salzburg gefunden, dessen Bewohner, beinahe stets in der freien Natur mühsam ihr Leben lebend, um so größere Freiheit in That und Wort behaupteten; selbst die Bergleute in den reichen Salzwerken unter der Erde hatten sie angenommen und Luther's Bibel ging als Gebet- und Erbauungsbuch und als theure Erbschaft vom Vater auf Sohn und Enkel. Von den Gebirgen verbreitete sich der Protestantismus bis in die Hauptstadt, den Sitz des Erzbischofes, und schon verlangten manche Gemeinden sogar offen evangelische Prediger. Da glaubten die Erzpriester durch Strenge schnell die fremde Lehre zu unterdrücken. Georg von Kuenburg und Wolf Dietrich von Raitenau (1587—1612) erließen strenge Befehle: jeder Nichtkatholische sollte binnen dreißig Tagen entweder katholisch werden, oder seine Güter verkaufen und auswandern; die Käufer mußten dem Erzbischofe angenehm sein, die sich bekehrten, mit brennenden Kerzen öffentlich Kirchenbuße thun. Die Hauptstadt wurde bald gereinigt; nicht so leicht ging es auf dem Lande, wo die Menschen in einzelnen Hütten

weit zerstreut, nur wenige in Dörfern und Märkten, arm, aber mit hohem Freiheitsgefühl wohnten. Da schwur man, eher das Leben als die Religion und das Vaterland zu verlassen, daß der Erzbischof allmälig von seiner Strenge abließ. Doch einzelne suchten das Volk weiter zu reizen, es empörte sich und verweigerte eine mäßige Steuer. Darauf sandte der Erzbischof Schaaren von Söldlingen, diese stellten die Ruhe her; sie fingen die vornehmsten Empörer, von denen der Fürst drei enthaupten, andere mit Ruthen peitschen und aus dem Lande jagen ließ. Die evangelische Lehre keimte und gedieh indessen still weiter, die Zahl wuchs mit jedem Tage, daß die Gemeinden im Gebirge, da der Winter sie von den fernen Kirchen abschnitt, übermüthig oder in ihrer Lage allzu kühn von dem Erzbischofe Markus Sittikus von Altems (1612—1619) einen lutherischen Prediger verlangten. Dies machte ihre Sache offen und schlimm; der Fürst sandte ihnen statt des Verlangten zuerst Kapuziner, die von Hütte zu Hütte mitten durch Schnee und Eis drangen, um die Widerstrebenden zu gewinnen. Als dies vergebens war, unterstützten Soldaten mit Waffen die Bußpredigten und nun gingen viele aus Furcht, manche vielleicht überzeugt, zur katholischen Kirche über, während der größte Theil sich blos äußerlich dazu bekannte und den strengen und klug überdachten Maßregeln der Regierung List in heimlicher Behauptung der verbotenen Lehre entgegensetzte. Entlegene Höhlen wurden zu Kirchen, wo man sich zur Erbauung, zum Bekenntnisse versammelte, die Bibel ward als theuerstes Kleinod in Felsenklüften verborgen, man unterwies die Kinder in Luther's Katechismus, während man öffentlich alle römisch-katholischen Gebräuche beobachtete. So blieben sie lange ungestört, weil die Priester ja meist nur nach dem Aeußern urtheilten und überhaupt wenig in die Gebirge kamen und weil während des dreißigjährigen Krieges der Erzbischof von Paris, Graf von Lodron (bis 1653), seine Lande nach außen sicherte und nicht den Streit im Innern selbst wecken wollte. Milde waltete er, ein weiser und großer Fürst, gründete eine Universität, vollendete den Dom und begann andere herrliche Bauten, sorgte für bessere Bildung der Landgeistlichen und lebte in wahrhaft christlicher Sinnesduldung. Aber seine Nachfolger suchten Einheit in Glaubensdingen herzustellen und die Ueberbleibsel der Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen. Ungeachtet mancher angewendeten Strenge, indem man selbst die Eltern vertrieb und die minderjährigen Kinder ihnen entriß und zurückbehielt, gelang es nicht, bis unter Leopold Firmian durch Ernst und Nachdruck endlich die Sache zum schrecklichen Bruche kam. Dieser überließ die Regierung seines Landes seinem Kanzler Röll, der sich vom Dorfrichter des Grafen Arco durch Talente und List emporgeschwungen hatte, und den Jesuiten. Er selbst lebte auf seinem Lustschlosse Klesheim der Jagd und dem Vergnügen. Der Kanzler, geldsüchtig und scheinheilig, suchte zugleich Reichthum, Ehre und Ansehen, und

begann mit den Jesuiten seinen Plan, die Protestanten durch alle Neckereien und Qualen, welche feilen gottlosen Beamten und Fürstendienern zu Gebote stehen, zur Selbsthülfe zu zwingen, alle ihre Bewegungen wurden als Aufruhr in der öffentlichen Meinung gestempelt, sie des Schutzes der protestantischen Mächte zu berauben und dann ganz seiner Willkür zu opfern, daß ihre Güter an ihn oder den Fiskus fielen. Alsobald durchzogen die Jesuiten mit größeren Vollmachten als Bußprediger das Gebirge, führten den eigenthümlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ — in Ewigkeit“ ein und befahlen auch Rosenkränze und Skapuliere zu tragen, welche das unwissende Volk als Zauberformeln und Hexenpulver gegen den bösen Feind betrachtete.

Die Protestanten weigerten sich vorzüglich des Grußes, da sie den heiligen Namen nicht jeden Augenblick entheiligen wollten. Da eiferten die Prediger auf offener Kanzel gegen die Abgefallenen und befahlen, daß ihnen zu jeder Zeit die Thüren geöffnet würden, um nach protestantischen Büchern zu suchen, schon wurden Einige solcher Bücher wegen verhaftet, dann des Landes verwiesen. Die Gerechtigkeit, seit Langem in den Händen feiler, demüthiger Beamten, half zum Drucke, die Forderungen der Kirche wegen Unterlassungssünden, Tauf- und Begräbnißkosten, so wie die gerichtlichen Abgaben wurden bald unerschwinglich, die Untersuchungen häuften sich, nach langem Gefängnisse ward, man wußte selbst nicht warum, eine große Geldstrafe gefordert, der Wohlstand unwiederbringlich zerrüttet. Wohin der weltliche Arm der Peiniger nicht reichte, kam der geistliche. Jedes Heilmittel ward den Armen versagt, den Todten läutete keine Glocke, tönte kein Gesang, über den Säugling ward der schreckliche Fluch der Verdammniß gesprochen. Dadurch kam Gährung, Haß und Rachsucht in die Gemüther, die Gedrückten versammelten sich auf Höhen, in Schluchten und Wäldern, dann in Schänken, berathschlagten, sangen Psalmen und geistliche Lieder, unruhige Bewegungen durchliefen die Gemeinden, das Gefühl des Elend's stieg zur furchtbaren Höhe, die Verzweiflung preßte Drohungen gegen die Regierung aus. Einige versäumten es, die Steuern zu zahlen, die Sprache der Furcht ward Trotz und schon verspotteten auch Einige die Gebräuche der katholischen Kirche. Der Aufruf zum Aufruhr geht durch die Gemeinden, das Zeughaus zu Werfen wird erbrochen, die Gewehre entwendet. Andere wandten sich an den Reichstag in Regensburg, klagend über unerhörten Druck, und wie sie fern von aller geistlichen Lehre blieben, da man von den Kanzeln nichts anderes höre, als von Fegfeuer, Messe, Rosenkranz, Skapulier und Anrufung der Heiligen.

So ward das Zeichen zum Aufruhr, der Vorwand zur Waffengewalt gegeben. Eilboten gingen nach Wien um Hülfe gegen die Empörer, und während man in Regensburg Schriften und Gegenschriften wechselte, die Gedrückten und Empörer vertröstete, hinhielt,

wurde in Eile das Loos der Unglücklichen in ihrem eigenen Lande entschieden. Vergebens ergriffen achtzehn Männer den Wanderstab, dem Kaiser in Wien selbst ihre Sache vorzutragen, an Oesterreichs Grenzen wurden sie als Rebellen verhaftet, gefesselt nach ihrem Vaterlande zurückgebracht. Unter harten Strafen wurden alle Zusammenkünfte verboten, Truppen überall hin vertheilt, beobachteten jedes Zeichen und alle Reden wurden verdächtigt. Da erwuchs in ihrem Gemüthe der Gedanke, insgesammt auszuwandern. Mehr als hundert der Aeltesten kamen zusammen (5. August 1731) in der Stille der Nacht, knieeten vor einen Tisch, den sie in die Mitte gestellt und auf dem ein Salzfaß war, tauchten die benetzten Finger in das Salz, streckten die Rechte gen Himmel und schwuren dem dreimal einigen Gott den Eid: den evangelischen Glauben nie zu verlassen, gelobten sich selbst Einigkeit, Treue und brüderliches Herz im Unglück, rathschlagten, wie das Elend zu erleichtern und kamen überein, Abgeordnete nach Regensburg und an protestantische Fürsten zu senden, um Schutz und Schirm für die Auswanderung und um ein neues Vaterland zu bitten.

Von nun an wurden die Gemüther freudiger, feuriger. Statt auf die religiösen Zusammenkünfte zu verzichten, hielten sie dieselben offener, Schüsse riefen statt der Glocken die Gemeinden zur Andacht, die Verfolgung einzelner mehrte den Muth aller. Der Dechant zu Werfen ließ Luther's Bibel und protestantische Erbauungsbücher verbrennen, bewaffnete Schaaren des Erzbischofs holten die Vornehmsten und Edelsten der Protestanten aus der Mitte ihrer Gemeinden. Diese ließen es geschehen, obgleich zur Verzweiflung getrieben, und alle Untersuchungen wegen einer angeblichen Verschwörung endeten mit leeren Vermuthungen, Anschuldigungen und Besorgnissen; ungeachtet zuweilen Drohungen durch die Verzweiflung ausgepreßt wurden, geschah keine Gewaltthat. Dies mußte man selbst in Wien gestehen, wo doch die Jesuiten herrschten, während man in Salzburg alle Formen des gerichtlichen Verfahrens überging, ganz nach Willkür verfuhr und mit Recht den Vorwurf verschuldete: man bediene sich des Namens einer Empörung ohne Beweise, und der Erzbischof trete als Kläger und zugleich als Richter gegen seine Unterthanen auf.

Unterdessen waren die verlangten Kriegsschaaren aus Oesterreich angekommen, denn der Kaiser, ganz den Jesuiten ergeben, zögerte mit seinen Höflingen nur, um die Gewähr der pragmatischen Sanction von den protestantischen Fürsten früher zu erhalten, und nun erfüllte sich der Plan des erzbischöflichen Kanzlers ganz, denn plötzlich wurden die Armen mit List ihrer Waffen beraubt, dann erging (am 31. Oktober) der Befehl, Männer und Weiber über zwölf Jahre alt, die um Taglohn arbeiteten, auch Salz- und Bergwerksleute, Handlanger und Holzknechte sollen binnen acht Tagen das Land verlassen, die weniger als einhundertfunfzig Gulden

besäßen binnen eines, die mehr als jenes, in zwei Monaten, die aber über fünfhundert hatten, binnen drei Monaten. Auch befahl er, die protestantischen Handwerker und Künstler sollten sich bis zu ihrer Auswanderung ihres Handwerks und ihrer Kunst enthalten oder ihr Recht an Katholiken vermiethen.

Da hallte der Schrei des Entsetzens durch alle Schluchten des Gebirges, jetzt erkannte man die List, welche den Vereinten selbst den letzten Trost der gemeinsamen Theilnahme am Unglücke nahm und die Geängstigten unbarmherzig mitten im Winter ihrer Heimath, ihres Obdaches beraubte und sie in die Fremde hinaus stieß. Dann lagerte sich Todtenstille über das verzweifelnde Land. Am bestimmten Tage drangen die Soldaten mit Kriegsgeschrei in die bezeichneten Ortschaften, die Säumenden aufzujagen, trieben die Einen vom Pflug, die Andern aus den Hütten, aus den Umarmungen der Ihrigen und wiesen Diener und Herren von einander; in wilder Verzweiflung stehen ganze Dörfer auf, durch welche der Zug geht, um mitzuwandern, aber sie werden zurückgetrieben, bis auch ihre Zeit naht. Durch das katholische Bayern wendet sich der Zug, wozu man die Erlaubniß nur mit Mühe erlangt, streng bewacht, damit ja der Anblick so vieler Dulder nicht Mitleiden oder gar Bewunderung des Heldenmuthes erzwinge, und die Meisten ließen sich in Augsburg oder Würtemberg nieder. Vergebens suchten indessen die Reicheren ihre Güter zu verkaufen; durch ein Gewebe von Chikanen untersagte man bald den Fremden, bald den Einheimischen den Kauf, daß sie am bestimmten Tage ihr natürliches Eigenthum entweder katholischen Verwaltern ohne Verantwortung oder verlassen der Willkür preisgeben mußten, während die richterlichen Behörden dasselbe unter allen Arten von Strafen schmälerten und Kirche und Staat einen großen Theil des Vermögens als Abzuggeld an sich rissen, während die Häupter der Gemeinden, Familienväter, zur Untersuchung in die Gefängnisse abgeführt wurden, und Mönche und Priester dann in die Häuser drangen, die Bibeln verbrannten und Frauen und Kinder zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bewegen suchten. Die Gesandten in Regensburg versuchten in lang ausgesponnenem Briefwechsel vergebens das Loos der Armen zu mildern, weil manche protestantische Fürsten an ihren katholischen Unterthanen dasselbe übten.

Als die Zeit nahte, daß auch die Uebrigen auswandern sollten, kletterten einzelne Züge über die Alpen von Tyrol nach der Reichsstadt Kempten, um dem Spott und dem Uebermuthe der Soldaten zu entgehen, Andere kamen unter allen Mühseligkeiten nach Kaufbeuren. Die durch Salzburg zogen, erweckten durch ihren Heldenmuth Hunderte von Katholiken, selbst Priester, daß sie sich dem Zuge der Auswanderer anschlossen, die von Preußen, Schweden und den Niederlanden gastfreundlich aufgenommen wurden und dort eine neue Heimath gründeten.

Aber noch war der Protestantismus in Salzburg nicht ganz vertilgt, in den Schachten des Dürrenberges bei Hallein lebten die Bergknappen noch dieses Glaubens ungekränkt, bis ein furchtbarer Eid, den der Erzbischof alle seine Unterthanen schwören ließ, sie aus ihrer Ruhe aufschreckte, da man forderte, sie sollten sich nicht allein mit Herz und Mund zur römisch-katholischen Kirche bekennen, sondern auch glauben, daß alle Auswanderer dem Teufel angehören. Da erhoben sich alle insgesammt, vergebens waren die Bußpredigten der Mönche, sie verlangten auszuwandern, schickten Abgeordnete nach Regensburg, ein neues Vaterland zu suchen, und die Niederlande versprachen die Aufnahme. Dahin wendeten sie sich; im Jahre 1732 folgten ihnen die noch Uebrigen. Auch aus dem nahe gelegenen Reichsstifte Berchtesgaden wanderten die Bergknappen, und so schien das Gebirge von allen Nichtkatholischen gereinigt. Mehr als zwanzigtausend fleißige Einwohner waren vertrieben, die Beamten bereichert, der Erzbischof zum Lohn seiner katholischen Treue vom Papste mit dem Titel Hoheit beschenkt. Jetzt suchte man neue Ansiedler, sie fanden sich bald. Aber von nun an ward eine förmliche Inquisition eingeführt, alle Reden der Eingewanderten wie der Eingeborenen wurden belauert, nach Salzburg berichtet, die Auswärtigen mußten einheimische Dienstboten nehmen, diesen ward aufgetragen, auf alle Worte und Handlungen ihrer Dienstherren zu achten und sogleich dem Pfleger anzuzeigen, wenn sie etwas gegen die katholische Lehre wahrnähmen, selbst alle Briefe mußten die Boten vorher an die Pfleger übergeben.

Die Herrnhuter.

Um eben diese Zeit bildete sich in Deutschland durch den frommen Eifer eines edlen Mannes eine Brüdergemeinde im Geiste Christi, die sich bald vergrößerte und zum Heile und Segen mitten durch Druck und Verfolgung über die ganze Erde verbreitete. Nikolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf (geboren 26. Mai 1700 zu Dresden) dessen Großvater der Religion wegen aus Oesterreich mit Zurücklassung aller Güter geflohen war, hatte schon in frühester Jugend auf Schulen, welche damals gewöhnlich der Sitz wüsten Lebens und Treibens, eitler Wortgelehrsamkeit oder frömmelnder Anmaßung waren, sich vor Anderen durch ächte Frömmigkeit ausgezeichnet. Wenig bewegt von den Streitigkeiten sich verketzernder Theologen seiner lutherischen Kirche, hatte er die Bibel und Erbauungsschriften des sanften Spener liebgewonnen und sein Leben nach ihren Vorschriften zum Aerger und Spott der damaligen

vornehmen Welt eingerichtet, überall gern kleine, vertrauliche Gesellschaften errichtet, in welchen er Gebet, freie Geistesmittheilung und gegenseitige Unterstützung zur Hauptsache machte. Widerspruch, Verfolgung und Spott trieben ihn mehr und mehr in sich und auf seinen Plan zurück, das wahre Christenthum und die alte Kirchenzucht bei so vielen nur möglich neu zu gründen. In diesem Vorhaben wurde er bestärkt auf seinen Reisen, indem er sich bestrebte, gute Menschen aus allen Ständen und Kirchen kennen zu lernen, mitten im Geräusche der volkreichsten Städte. Und er beschloß, an einem stillen Orte eine Herrschaft an sich zu kaufen, sein Hauswesen treulich zu verwalten und seine Unterthanen glücklich zu machen. Dies gelang ihm durch den Ankauf von Bertholdsdorf in der Lausitz und durch die Vermählung mit der ebenso klugen, häuslichen und gebildeten als frommen Gräfin Erdmuth Dorothea von Reuß (1722), die das ganze Hauswesen mit musterhafter Ordnung führte, während er beinahe ganz den geistigen Geschäften lebte! Doch dachte er damals noch nicht an die Gründung einer eigenen Gemeinde, bis seine Gattin auf dem Gute drei Männer, zwei Frauen und fünf Kinder aus Mähren aufnahm, wo sie, zur sogenannten Bruderkirche gerechnet, viele Verfolgungen erduldet hatten, weil sie in ihren Privatzusammenkünften die heilige Schrift lasen, Lieder sangen, die alte Kirchenzucht handhabten und sonst ein musterhaftes Leben führten. Sie bauten ein Haus, welches Zinzendorf mit einem Gebet einsegnete und so den Grund zum nachmaligen berühmten Herrnhut legte. Die Kunde von dieser Ansiedelung verbreitete sich schnell, zog den zurückgebliebenen Anverwandten die Verfolgung der Jesuiten zu, daß in kurzer Zeit mehrere mit Verlassung aller Güter und unter großer Lebensgefahr nachfolgten und voll Glaubens und frohen Muthes, Armuth und Beschwerden ertrugen, zufrieden nach ihrer Weise in Thätigkeit leben zu können. Schnell vergrößerte sich die Gemeinde, ungeachtet der Graf öffentlich erklärte, er wolle nicht, daß ihr Alles zulaufe und er selbst, die ohne Beruf gekommen, mit Unterstützung zurückwies; er gab ihr eine eigene Verfassung, machte sie von aller Dienstbarkeit und Leibeigenschaft auf ewige Zeiten frei, gebot daß jeder Einwohner arbeite und sein eigen Brot esse, Unvermögende und Kranke aber von der Gemeinde ernährt werden, daß kein Streit über acht Tage dauern und von den Aeltesten geschlichtet werden solle.

Bald erkannte Zinzendorf den unvertilgbaren Charakter der Stiftung, der darin bestände, daß sie klein bliebe, nicht richte, was außer ihnen wäre, über dem Worte Jesu halte und die erste Liebe immer frisch wieder anzünde, ja, sollte die Gemeinde auch ganz aufhören, so wäre es genug, daß sie ihre Zeit gehabt. Nicht in die mährische Kirchenverfassung, sondern in das allgemeine Band der christlichen Gemeinschaft wollte er alle Anhänger Jesu vereinigen, wo sie auch immer wären; diesem Plane opferte er Vermögen und Ruhe und ertrug muthig Verfolgung, Verläumdung und Verbannung.

Er arbeitete mit den Predigern an der Erbauung seiner Unterthanen, am Unterrichte der Kinder, verkaufte seine Güter, da ihm von Dresden aus, wo er sich durch seine Freimüthigkeit am verschwenderischen üppigen Hofe vorzüglich viele Feinde gemacht, dazu der Befehl kam, ohne Weigerung entschlossen, fortan nichts Eigenes in der Welt zu haben und ein Pilger zu sein. So ward auch sein früherer Entschluß wieder rege, unter die Heiden zu gehen und zu lehren. Von seiner Gemeinde erboten sich darauf sogleich zwei Brüder, nach den dänischen Zuckerinseln, andere zwei nach Grönland zu gehen, und dies war der Anfang des frommen, weiterreichenden Bekehrungswerkes, das mit unglaublichen Mühen, Gefahren und Kosten in allen Theilen der Erde blos aus Liebe zur Christuslehre und zur Menschenbeglückung bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurde, daß die Zahl der Brüder schon über eine halbe Million geschätzt wird. So sehr gedieh das Werk der Liebe durch des Himmels Segen zum Zeichen, daß ächte christliche Lehre noch bestehen könne und solle, und daß ein christlich begeisterter Mann über alles siegen könne. Alle Verläumdungen, die ihn und seine Gemeinde trafen, wurden durch gewissenhafte richterliche Untersuchung widerlegt, die Pläne der Feinde zum plötzlichen Sturze der Gemeinde vereitelt, er selbst nahm darauf die priesterliche Würde an, that Reisen in viele Länder Europas und nach Amerika, stets lehrend, ermunternd, tröstend, helfend, überall von den Guten bewundert, geliebt, von trägen Frömmlingen und Gottesverächtern gehaßt, verläumdet, verfolgt, bis er wieder in sein Vaterland aufgenommen, ruhig in den Tod — heim zu seinem Herrn ging (i. J. 1789) — nachdem er seine Gemeinde entstehen, sprossen, grünen und blühen gesehen.

Die Mitglieder sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältnissen in Chöre getheilt, deren jedes seinen Chorhelfer, der weibliche Chor einen weiblichen zur Seelsorge und Sittenzucht hat, die ledigen Brüder wohnen im großen Brüder-, die ledigen Schwestern im Schwesterhause zusammen, beschäftigt mit allerlei Handwerken und Künsten; die Beamten der Gemeinde sind die Bischöfe, wachend über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung. Sie und die Aeltesten jeder Gemeinde leiten die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft, ohne sie kann nichts Wichtiges geschehen, eingeführt oder abgeändert werden. Ihr Gottesdienst ist einfach, für tägliche Erbauung kommen sie dreimal zusammen. Da und vorzüglich am Sonntage wechseln Gebet, Gesang und biblische Vorlesungen, die Stelle der Beichte vertritt das mündliche Besprechen mit dem Chorhelfer, jeden vierten Sonntag genießen sie das Abendmahl, begehen feierlich jeden Jahresschluß und bedienen sich der Musik zur Erhebung, Stärkung und Beruhigung, ihre Schulen fördern mehr Frömmigkeit als Gelehrsamkeit. Sie werden für das Leben gebildet zum Fleiße, zur Ausdauer, zum Gehorsam und Vertrauen, im Handel sind sie treu, Karten und Würfel sind überall verbannt, im Wandel rein und fromm, mäßig

und genügsam; die Absonderung und Arbeitsamkeit der Geschlechter wehrt der Unsittlichkeit, das Loos fragen sie oft in entscheidenden Dingen, die schlechten Mitglieder bessern sie durch Bann oder stoßen sie aus der Gemeinde. Ihre Aufgabe ist: lieben, trösten, ein brüderliches familienmäßiges Leben unter einander führen, da einer dem andern Liebe und Barmherzigkeit erweist.

Während dieses Zeitraumes verbreitete sich der Bund der Freimaurer in immer weiteren Kreisen in Deutschland und äußerte seine stille Wirksamkeit in mannichfacher Art. Man leitet die Entstehung dieses Bundes von der Brüderschaft wirklicher Baukünstler her, wie sie bereits im heidnischen Rom bestand und im Mittelalter in Deutschland eine große Innung bildete, welche die herrlichen Bauten ausführte, und als mit dem Stillstand der großartigen Bauten die sogenannte Bauhütte sich auflöste, doch als inniger Bund Gebildeter fortbestand und über die germanischen Länder sich stets ergänzend ausbreitete. Die Mitglieder wollen als Christen die Idee Christi wahrhaft lebendig darstellen, die rein menschliche Vollendung in Religion, Tugend und Geselligkeit, denn der ächte Freimaurer soll alle Menschen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses als seine Brüder ansehen und behandeln. Weil sich aber nur wenige Menschen zu dieser erhabenen Ansicht erschwingen können, will der Bund nur fähige und durch mancherlei Prüfungen erprobte Männer nach alten und allmälig wirklich veralteten Gebräuchen aufnehmen. Dem Papstthum ist der Bund der Freimaurer nothwendig feindlich gesinnt und von den Päpsten deshalb immerdar verketzert und verflucht.

Zwanzigstes Buch.

Oesterreich und Preußen.

Friedrich der Zweite, König von Preußen.

Zu der Zeit, da die Fürsten im weichlich-üppigen und an höheren Zielen armen Leben sich erfreuten, das Volk aber unter hartem Drucke seufzte und kaum eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft schimmern sah: erschien ein Mann so sehr mit geistiger Kraft ausgerüstet, daß er wie ein Sturm die träge Masse aufrüttelte, Alles gewaltsam zu einem neuen Leben weckte und so die künftige Zeit einleitete, welche alle bisher bestehenden Verhältnisse der Staaten und Menschen umzustürzen schien: Dieser Mann war Friedrich II. von Preußen.

Nach seines Vaters Vorschrift ward er einfach, religiös und streng soldatisch erzogen, wie in den Häusern der Gemeinsten mußte der königliche Knabe sein Morgengebet laut beten, in seiner Gegenwart sollte keine Rede sein von schädlichen, religiösen Sekten und Irrungen, unter die der Vater auch die katholische Lehre rechnete, und gegen welche sein Abscheu mußte geweckt werden, es wurde aber auch bei Katholiken gegen die lutherische und reformirte Lehre geeifert. Oft mußte der Knabe zur Strafe Psalmen Davids auswendig lernen, weswegen er nachmals die Religion selbst, in welcher er nie zweckmäßig unterrichtet ward, gering schätzte. Von Komödien und Opern abgehalten, so wie vom Scheine der Büchergelehrtheit, der sein Vater Feind war, in Sparsamkeit, strenger Ordnung, geregeltem Fleiße geübt, zur Kriegswissenschaft allein angeführt, um

einst einen tüchtigen Befehlshaber spielen zu können, sollte er seinen ganzen Ruhm im Soldatenstande suchen, weil nach seines Vaters Ansicht nur dieser einem Fürsten Ehre und Ansehen zu geben vermöge, lernte er Ruhm und Ehrbegierde frühe kennen, bei des Vaters Härte aber auch Verstellung, die er sein ganzes Leben hindurch übte. Wie ein gemeiner Soldat im strengsten, kleinlichen Dienste gefesselt, täglich auf Wachtparaden mit unablässigem Einüben der Soldaten im steifen Zopfe und knappen Dienstkleide gequält und beengt, so wie durch die Wachsamkeit und Geldwirthschaft des Vaters vielfach in Jugendfreuden gehemmt, sehnte sich sein Geist nach edleren Genüssen, von welchen der König keine Ahnung hatte. Da führte ihn das Geschick mit seinem Vater an den üppigen Hof von Dresden, wo alle Lust wechselte und man Alles aufbot, den künftigen Thronerben zu fesseln und zu ergötzen, und der empfängliche Jüngling verlebte von da an eine wüste Zeit, ganz dem wilden Umgange leichter Frauen lebend. Das soldatisch-abgemessene Leben ward ihm täglich verhaßter, er liebte Bücher und Flötenspiel, das er heimlich, von der Königin unterstützt, ohne des Vaters Wissen trieb, und als dieser ihn einst überraschte, verbrannte er ihm die Bücher, verkaufte andere, schalt ihn einen Ausgearteten, da er solche Beschäftigungen lieben könne, und von Tag zu Tag vermehrte sich die Unzufriedenheit des Vaters, so wie des Sohnes Neigung und Thun sich endlich ganz ihm entfremdete.

Friedrich zeigte sich ernst, wenn der Vater oft über gewöhnliche und gemeine Dinge lachte und scherzte, rügte dessen grausame Härte gegen die Soldaten, verachtete Jagdlust und Kartenspiel als geistlosen Zeitvertreib, nur das Schachspiel als ein königliches ehrend, und machte sich endlich bei dem Könige ganz verhaßt, daß dieser ihn einen Querpfeifer hieß, welcher sich nichts aus dem Soldatenstande mache und alle seine Mühe und seinen bisherigen Ruhm verderben werde. Deswegen wollte er ihn sogar von der Thronfolge ausschließen zu Gunsten seines andern Sohnes August Wilhelm. Der kaiserliche Gesandte, Baron Freitag, benützte unredlich diesen häuslichen Zwist, um den Kronprinzen gegen den Vater zu verlocken, während bald darauf der neue Gesandte, Graf Seckendorf, des Königs Vertrauen gegen seinen ältesten Sohn erschlich, um die alten Verhältnisse Oesterreichs mit Preußen zu erneuern, und dieses vom Bunde mit England abzuziehen, da Friedrich eine Königstochter von dorther sich zur Gemahlin ausersehen hatte. So ward die Spannung zwischen Vater und Sohn durch Ohrenbläser immer größer, und Friedrich faßte den Gedanken, zu entfliehen, die Lieutenants Keith und Katte wußten und begünstigten ihn. Schon im Lustlager bei Mühlberg, wohin der König von Polen Vater und Sohn geladen, sollte die Flucht geschehen (1730), ward aber verschoben, bis der Vater Oberdeutschland bereisen würde. Dieser erfuhr es, schwieg, weil die Beweise fehlten, beobachtete aber um so strenger und so empfing

er in Frankfurt einen Brief, den sein Sohn in dieser Sache an Katte geschrieben. Mit ihrem Kopfe mußten nun die Obersten für die Sicherheit des Thronerben stehen und es so leiten, daß er statt zur Flucht auf das Schiff geführt ward, das für den König zur Wasserfahrt nach Wesel bestimmt war. Hier im Schiffe faßte der Vater den Flüchtling bei der Brust, stieß ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig, daß Friedrich mit verbissenem Schmerz ausrief: nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten! Auf der ganzen Reise ward er streng bewacht und als er in Wesel vor seinem Vater erschien, hätte ihn dieser im ersten Zorne erstochen, wenn nicht der Festungskommandant sich dazwischen geworfen. Der gewarnte Keith entging seinem Verderben, Katte aber ward gefangen, vom Könige selbst mißhandelt und vor ein Kriegsgericht gestellt; seine Strafe lautete auf Festungsbau, der König aber änderte aus eigener Machtvollkommenheit dieses Urtheil in Todesstrafe, und zwar aus Gnade durchs Schwert. Unter den Fenstern Friedrich's, der in Küstrin in strenger Gefangenschaft saß, war die Todesbühne errichtet, daß er selbst schon sein Ende erwartete, vor seinen Augen wurde Katte hingerichtet, er selbst blieb in furchtbarer Ungewißheit über der Dinge Ausgang, während sein Vater den Vorfall allen Höfen berichtete. Da kamen von allen Seiten her Vorstellungen und Bitten für das Leben Friedrich's, die Gesandten, zumal der größeren Reiche, eiferten jetzt für dessen Erhaltung, und jeder wollte ihn gerettet haben, doch nur der Gerechtigkeit und dem Muthe der Oberanführer des preußischen Heeres, welche die täglichen und beständigen Gesellschafter des Königs waren, an dessen Krankenbette sie sogar Tabak rauchten und Kriegsabenteuer erzählten: Wilhelm Dietr. von Buddenbrock, Herzog von Holstein-Beck, Waldow und Flans gelang es, den harten Sinn des Vaters und Richters zu mildern. Als er im Kriegsgerichte heftig für den Tod stimmte, entblößte Buddenbrock seine Brust und sagte kühn: wenn Euere Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf. So ward der Ausspruch verschoben, aber immer lebte Friedrich in Ungewißheit, kaum Gnade hoffend, daß sich sein Herz endlich der Religion und den Trostsprüchen des lutherischen Feldpredigers H. E. Müller öffnete, er sich ganz zerknirscht in den Willen der Vorsehung und des Königs ergab und eifrig in der Bibel las.

Auf dies folgte die Begnadigung, doch nicht die Zulassung am Hofe. Als jüngster Kriegs- und Domainenrath mußte er in der neumärkischen Kammer in Küstrin arbeiten, verlebte dort eine lehrreiche Zeit, wo er sich aus innerem Antriebe den Geschäften widmete und große Einsicht erlangte, wie er nachmals zeigte, dabei war seine Flöte seine liebliche Trösterin. Bei der Vermählung seiner Schwester Wilhelmine an den Erbfürsten von Baireuth (20. Nov. 1731), welchen sie von den ihr vorgeschlagenen Bewerbern

blos deswegen gewählt, weil sie ihn nicht gesehen, erschien er plötzlich Allen unerwartet auf des Königs Willen und gleichsam als Gegengeschenk für Mutter und Tochter, weil diese sich willig in des Königs Wünsche ergeben hatten. Im folgenden Jahre ward er Oberst und Befehlshaber eines Regimentes und fügte sich von nun an schweigsam dem Willen seines Vaters, der unwiderruflich auch über sein Eheglück entschied. Er vermählte sich nach Oesterreichs Plänen mit der Tochter des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern, nach seiner Neigung hätte er Katharina von Mecklenburg, die nachmalige gewaltige Kaiserin von Rußland, gewählt. Nie liebte er seine Gemahlin, die wenig äußeren Anstand und große Unbehilflichkeit im Sprechen hatte, nachmals lebte er vom Antritte seiner Regierung an ganz von ihr getrennt. Darauf erkor er Rheinsberg zu seinem beständigen Aufenthalte, wo er ganz den Wissenschaften und Musen sich hingab, leider an Deutschlands damaligen Geistern und Sprache keinen Geschmack fand und finden konnte. Die französische Sprache war seine Lieblings-, ja Muttersprache, die er in frühester Jugend durch eine französische Erzieherin eingesaugt, wie denn die vornehme Jugend Gefahr lief, die deutsche Sprache ganz zu verlernen, hörte und lernte diese nur dürftig und einseitig aus dem Umgange in den unerfreulichen Lehrstunden und bei Waffenübungen, und später aus Bitt- und Kanzleischriften. Deshalb las und liebte er nur die französische, in welcher er Meister des Ausdrucks, wenn auch nicht der Rechtschreibung war, auch las er Griechen und Römer nur in solcher Uebersetzung, und liebte Frankreichs Dichter, zumal Voltaire über die Maßen, da er ihn selbst über Homer setzte, und für den einzig großen Schriftsteller hielt. Bald darauf kam er mit den französischen Gelehrten in Briefwechsel, schmeichelte ihnen, rief manche in seine Gesellschaft, bewirthete die Fremdlinge freundlich, saugte aber aus ihren Schriften und ihrem Umgang das Gift des Zweifels an allem Heiligen ein; die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele ward wieder wankend, und die gründlichsten Schriften der Deutschen vermochten sie ihm nicht zu erweisen, obgleich er Wolf las, den von seinem Vater Vertriebenen nachmals ehrenvoll zurück rief, später aber verächtlich von seinen Werken sprach und schrieb. Nur französischer Witz und Schimmer, Anmaßung und Spott fand bei ihm Bewunderung, in seiner Kapelle aber waren nur Deutsche — die beiden Graun, Benda und Bach. Während solcher Beschäftigungen vergaß er des Vaters nie, der unruhig geworden über den Briefwechsel seines Sohnes mit Voltaire und andern verschrieenen Freidenkern. Friedrich wandte immer größeren Fleiß und größere Summen auf sein Regiment, schickte dem Könige kleine Geschenke, frühen Spargel, Melonen, Weintrauben und Lieblingsweine von seinem Landgute, ließ Soldaten von seltener Größe und Schönheit für ihn in der ganzen Welt aufsuchen, und so waren eine Heerschau, wobei Friedrich's Regiment die Waffen auf's Fertigste handhabte, ein

wenig Mehl auf den Kopf der Soldaten gestreut, Leute von sechs Fuß und viele Rekruten, die stärksten Beweise der Liebe, mehr vermögend als alle Angebereien seiner Feinde. Nie verlor er von nun an die Zuneigung seines Vaters wieder. Im Kriege Deutschlands gegen Frankreich wegen der polnischen Angelegenheiten kam er mit Preußens Heer zu Eugen an den Rhein, und bat um die Erlaubniß, daß er zusehe, wie ein Held Lorbern sammle; diese errang aber weder das Reich noch Preußen, und Niemand ahnete damals in ihm den großen Kriegshelden, noch den mächtig waltenden König, der sein Reich unter die Ersten von Europa stellen würde, als er nach dem Tode seines Vaters (31. Mai 1740) die Herrschaft übernahm.

Er fand an neun Millionen Thaler im Schatze, ein schlagfertiges Heer, das Land in Ruhe: Reiz genug für einen ehrgeizigen Mann, sie nach Gelegenheit zu seinem Ruhme und seiner Vergrößerung zu benützen. Doch schien der Anfang seiner Regierung von den bisherigen Herrschergrundsätzen milde abzugehen, indem er an die Kammern schrieb, er wolle nicht, daß sie ihn mit Kränkung der Unterthanen bereichern, sondern sie sollten trachten, seinen und des Landes Vortheil miteinander zu fördern, zugleich ließ er bei der allgemeinen Theuerung Getreide aus seinen Kornspeichern zu wohlfeilen Preisen verkaufen, schaffte die Folter bis auf wenige Fälle, in der Folge aber (1754) ganz ab, worin ihm die andern Fürsten in Europa nachfolgten, und gestattete den christlichen Parteien freie Religionsübung in ihrer Weise: denn in seinem Lande sei erlaubt, daß Jeder nach eigener Weise selig werde und Jeder könne nach seinem (alles religiöse Gefühl verletzenden) Ausdrucke singen: „Nun ruhen alle Wälder" und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Das galt ihm gleich, wie sie Gott verehrten, wenn nur Alle gehorsame Unterthanen waren: unumschränkte Selbstherrschaft ganz nach seines Vaters Beispiele und Sicherung des Landes durch Heeresmacht, schien auch ihm das Höchste; doch liebte er darin weniger Prunk als sein Vater, und löste das Potsdamische Regiment wegen seiner Kostbarkeit auf, da mancher Mann bei der Werbung über viertausend Thaler kostete. Das Heer sollte keine Spielerei sein, man sah, er hielt die Soldaten, um sie einst zu gebrauchen; aber obgleich der Kriegsdienst unter ihm menschlicher, der Druck erträglicher, die Aushebung nicht mehr den Heerführern allein überlassen wurde, sondern auch die bürgerlichen Behörden mitwirkten und der König bei Beurlaubungen den ersparten Sold einzog und davon die Werbungen bezahlte, so war und blieb doch das Heer auch unter ihm Maschine, nur der Befehlshaber nicht. Stets geputzt und gepudert stand der Gemeine stets unter dem Stock, den er auf den Uebungsplätzen, ja selbst in der Schlacht mehr als die Kugeln fürchtete. Beim Feuern warf sich die erste Reihe regelmäßig auf das Knie und wartete auf das Kommandowort; blinder Gehorsam

unter die Befehle der Oberen galt als das strengste heiligste Gesetz, auf das geringste Vergehen dieser Art stand die Kugel, oder wenigstens Spießruthenlaufen, selbst Offiziere wurden deswegen erschossen. Das Losungswort ward im Krieg und Frieden wie ein Orakelspruch mit allen Zeichen der Ehrfurcht empfangen, was der König selbst immer beobachtete, der sich häufig mit dem Kriegsspiel beschäftigte und eine Linie in viele Haufen theilen, hinter einander schieben und wieder entwickeln lehrte. Von seinem Kabinete aus beherrschte er ganz allein seine Länder, darin wollte er keinen Theilhaber; so eröffnete er zwar einen Landtag, berief ihn aber nachmals nie wieder; seine Räthe waren nur seine Schreiber, in seiner Thätigkeit erscheint er groß, mit der er Alles zu umfassen versuchte, obgleich die bürgerlichen Angelegenheiten meist durch die Hände der Räthe gingen. Er war Selbstherrscher wie kein Anderer vor ihm bis zu seinem Tod, fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm; beinahe der ganze Morgen, — und er stand um 3 oder 4 Uhr auf — gehörte den Regierungsgeschäften, alle Eingaben las er selbst und ließ sie an demselben Tage beantworten, nur Todesurtheile verschob er meist; häufige Leibesübungen, Spiel der Flöte, Gespräch mit geistreichen Männern, meistens Fremden, erhielten Geist und Körper rege, gesund. Diese Weise setzte er fort, so lange er lebte. — So hatte sich der Mann in der innern Verwaltung seiner Länder angekündet, der bald auch Alles nach außen um sich her und weithin bewegte, um seinen Plan durchzuführen, Preußen in die Reihe der ersten Mächte Europa's zu stellen. Veranlassung dazu gab ihm der Tod des Kaisers Karl VI. (20. Okt. 1740).

Der österreichische Erbfolgekrieg.

Mit vieler Mühe und Aufopferung hatte Karl VI. die schriftliche Gewährleistung für die pragmatische Sanction erlangt, daß seine älteste Tochter Maria Theresia die Erbin seiner sämmtlichen Staaten sein solle. Es waren aber von den Töchtern seines älteren Bruders Josephs I. die ältere, Maria Josepha, vermählt mit August III., König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die jüngere, Maria Amalia, mit dem Kurfürsten Karl Albert von Bayern, und beide Fürsten machten Ansprüche auf das österreichische Erbe, Karl Albert sogar auf die gesammte Monarchie, gestützt auf alte Familienverträge zwischen den Häusern Oesterreich und Wittelsbach. Weil aber die deutsche Reichsversammlung die Sanction durch einen förmlichen Schluß angenommen, Frankreich sie gewährleistet und auch Preußen zugestimmt hatte, wenn ihm die Jülich'sche Erbschaft

zugesichert würde, und weil Andere nicht offen widersprachen oder ihre Ansprüche auf gelegene Zeit verschoben: so glaubte Maria Theresia wenig für die Zukunft von etwa auftauchenden Einsprüchen befürchten zu müssen.

Nach dem Tode des Vaters überblickte sie den Zustand ihrer Erbschaft: der Schatz war durch die langen Kriege erschöpft, das Heer, welches man immer erst bei herannahender Kriegsgefahr ergänzte, nicht dreißigtausend Mann stark, die Regimenter in Italien und den Niederlanden nicht gerechnet. Dazu kam Mangel an Lebensmitteln und das Gerücht: die Regierung sei aufgelöst, der Kurfürst von Bayern werde das Land in Besitz nehmen. Doch die Polizei stillte gleich anfangs die Bewegung, die mündliche und schriftliche Einsprache des bayerischen Gesandten gegen den Regierungsantritt der Maria Theresia war vergeblich. Ungarn zeigte sich seiner jungen anmuthvollen Königin zugethan, die Antworten der meisten Mächte auf Maria Theresia's Ausschreiben lauteten freundlich, selbst der König von Polen zeigte sich ihr noch gut gesinnt, Frankreich gab keine öffentliche Antwort, weshalb England rieth, Oesterreich solle sich gegen das Bourbon'sche Haus, welches so oft der feindliche Nebenbuhler gewesen und so viel Ungemach bereitet habe, geradezu erklären, und die Seemächte waren bereit, einen großen Bund gegen Frankreich zu Gunsten der Maria Theresia zu Stande zu bringen. Dies schien ihr unnöthig, da ihre Gegner, insbesondere Bayern, ihre Ansprüche nur mit Schriften durchzusetzen meinten. An den gefährlichsten Feind, der bewaffnet und lauernd in der Nähe war, dachte man in Wien nicht.

Friedrich hatte von seinen Vorfahren alte Ansprüche auf einige Theile Schlesiens ererbt, jetzt schien ihm die günstigste Gelegenheit, sie zu erringen. Nach Berathung mit seinen fähigsten Heerführern, die seiner Beredtsamkeit und Zuversicht wichen, reiste er plötzlich nach einem Maskenballe (13. Dez. 1740) von Berlin ab, während sein Heer sich vorwärts bewegte, und am 16. standen schon achtundzwanzigtausend Mann Preußen in Schlesien, das schlecht besetzt und ohne Ahnung einer Gefahr dem Eindringling sich ergab. Zugleich ließ er durch den Grafen Gotter ganz Schlesien fordern, verhieß dagegen Oesterreich in der bedrängten Lage seine Freundschaft und seine Kurstimme für Franz, den Gemahl der Maria Theresia, dazu reiche Geldhilfe und kräftigen Waffenbeistand gegen die übrigen Mächte, welche noch Ansprüche machten. Im Unwillen verwarf man aber in Wien seine Forderungen, verweigerte jede weitere Erörterung, so lange noch ein Preuße in Schlesien stände und äußerte bitter: wie ein Fürst, dessen Amt es gewesen, dem verstorbenen Kaiser als Erzkämmerer das Waschbecken zu reichen, es wage, seiner Tochter Gesetze vorzuschreiben! Vergebens beruft sich Maria Theresia auf die geleistete Gewähr Preußens, Friedrich besetzte rasch das Land bis auf einige Festen, daß er sein Heer ins Winterlager führen und

nach kaum sechs Wochen (26. Jan. 1741) wieder in Berlin sein konnte. Jetzt wendete sich Oesterreich an die andern Mächte um Hülfe und Rache gegen solchen Ueberfall. Versprechen kamen, aber keine Hülfe. Georg von England rieth zum Vergleiche, bot seine Vermittlung an und versprach erst dann Mannschaft, wenn sie mißlinge. So mußte dem Oesterreich allein im Kampfe das Recht gegen seinen Feind suchen, und während Friedrich zu Oppeln beinahe gefangen wird, schlägt sein Feldherr Schwerin die Oesterreicher entscheidend bei Mollwitz, daß Theresia erschreckt Englands Vorstellungen billigt und den Frieden wünscht, nur wollte sie nicht das Mindeste opfern. Unterdessen hatten sich, durch Friedrich's Kühnheit gereizt, auch die andern Gegner offen erklärt, Frankreichs Gesandter, der Marschall Belle-Isle, begab sich zum Könige nach Mollwitz und schlug ihm die Zerstückelung Oesterreichs vor, Spanien erneuerte seine Ansprüche dringender, eben so August trotz des Vertrages, den er mit Maria Theresia geschlossen, und kampfrüstig erhob sich auch Bayern. So vielen Feinden schien schwer zu widerstehen, die Bedrängte überläßt England die Vermittlung, welches auf Abtretung der drei Herzogthümer Glogau, Schwiebus und Grünberg anträgt; allein Friedrich antwortete, dies sei nach dem gemachten Aufwande und erprobten Glücke zu wenig, er fordere die vier an sein Land gränzenden Herzogthümer Glogau, Wohlau, Liegnitz und Schweidnitz; würden sie nicht gewährt, wolle er eine neue Schlacht liefern, die Oesterreicher aus Schlesien jagen, dann würde man ihm wohl andere Vorschläge machen. Er sei kein Feind des Friedens, aber ein Fürst müsse zuerst seinen Vortheil bedenken. So nimmt er Stadt um Stadt, Gegend um Gegend; der Gewalt half die List, durch sie nahm er Breslau, durch welches er freien Durchzug begehrte, behielt aber die geöffnete Stadt. Sie hatte bisher, ohne eigentliche Reichsstadt zu sein, als Hauptstadt Schlesiens durch ihren alten Handelsreichthum beinahe völlige Unabhängigkeit erlangt und während des dreißigjährigen Krieges, da Alles umher der Verwüstung erlag, stolz auf ihre Festungswerke und bewaffnete Macht zwischen Schweden und Oesterreich glücklich durch Verträge sich Parteilosigkeit gesichert und Frieden erhalten. Jetzt war durch Friedrich der alte Bürgerstolz gebrochen, er bestieg den Thron im Soldatengewande wie zum Zeichen, das fortan die Gewalt herrschen sollte und ließ sich huldigen; die protestantischen Geistlichen huldigten ihm gern, die katholischen nach vergeblichem und hart gestraftem Widerstande.

Solches Glück weckte Frankreichs alten Plan, die Lande Oesterreichs unter mehrere Fürsten zu theilen, deren Keiner in Zukunft mit ihm um den Vorrang in Europa streiten könnte, die vielmehr stets unter sich neidisch und entzweit Frankreichs Entscheidung erkennen müßten. Deshalb begünstigte es alle, die auf die österreichische Erbfolge aus welchen Gründen immer Anspruch machten. Welterfahrene und redliche Männer hatten dem Kurfürsten von Bayern

dringend gerathen, seine Ansprüche auf die ganze österreichische Monarchie aufzugeben, einen Theil aber würde er gewiß erhalten: er möge sich nicht von Frankreich, das nur für sich sorge und Deutschlands Schwäche wolle, verlocken lassen: er folgte dem Rathe nicht und am 18. Mai 1741 ward zwischen Frankreich, Spanien und Bayern ein geheimer Vertrag geschlossen, daß Karl Albrecht mit Frankreichs Hülfe in Oesterreich eindringe. Schon hatte man in Gedanken ganz Oesterreich getheilt. Ein Bote des Königs Georg meldete der Maria Theresia die Gefahr, doch glaubte sie noch Rettung möglich. Ihre größte Hoffnung ruhte auf England, aber weder Bitten noch Drohungen bewogen dieses ohne die vereinigten Provinzen zum Kriege. Neue Unterhandlungen wurden durch England eingeleitet, Bürgschaften an Friedrich geboten, worauf dieser bitter zum Hohne der Fürsten antwortete: Wer achtet heut zu Tage noch Bürgschaften? Haben nicht England und Frankreich die pragmatische Sanction verbürgt und wer eilt Oesterreich zu Hülfe? Ja, weil der Wiener Hof meinen Antrag auf die vier Herzogthümer verwarf, fordere ich ganz Niederschlesien mit Breslau; stellt mich die Königin nicht zufrieden, werde ich noch vier Herzogthümer mehr haben. Die den Frieden brauchen, sollen mir geben, was ich brauche. Zwar ward darauf Waffenruhe bestimmt, Friedrich vollzog aber die Urkunde nicht, sondern schloß insgeheim ein Schutz- und Trutzbündniß, erhielt darin die Bürgschaft des Kurfürsten von Bayern für das zu erobernde Glatz, während er ihm Böhmen, Ober- und Niederösterreich und Tyrol gewährleistete. Am Ende dieses Jahres hatte er auch in einem Vertrage mit Kurpfalz dem Wittelsbacher-Zweige Sulzbach seine Rechte an Jülich-Cleve abgetreten. Karl Albrecht hatte unterdessen seinen Zug nach Oesterreich begonnen, Passau durch Ueberraschung genommen, Ober-Oesterreich ohne bedeutenden Widerstand besetzt und als Erzherzog von Oesterreich in Linz die Huldigung der Landstände empfangen. Schon eilte er Nieder-Oesterreich zu, nur wenige Tage stand sein Heer von Wien entfernt; schon waren einzelne Schaaren bis St. Pölten vorgedrungen, während Friedrich in Schlesien immer weitere Fortschritte machte. Da erschrak Maria Theresia, bot Luxemburg an Frankreich, die Niederlande und Vorder-Oesterreich an Bayern, Anderes an Sachsen, wenn sie von ihnen Frieden und Beistand gegen den verhaßten Gegner empfinge, dessen Länder sie unter sich theilen wollten. Doch Karl Albrecht, von Frankreich abhängig, das nur Oesterreichs gänzliche Zersplitterung wollte, hörte nicht. Maria Theresia, in ihrer Hauptstadt nicht mehr sicher, eilte nach Ungarn. Da wendete sich der Kurfürst von Bayern, statt auf Wien loszugehen, nach Prag hin, aus Eifersucht und Furcht, Sachsen möchte Böhmen für sich erobern, er nimmt Prag nach kurzem Widerstande und empfängt die Huldigung der Stände. Doch bald zeigte sich Eifersucht und Mißtrauen zwischen den Verbündeten, Bayern und Sachsen, die Oesterreich als Beute wünschten, befehdeten sich in ihren

Forderungen, der französische Marschall Belle-Isle, der mit einer Armee den Bayern zu Hülfe gekommen, behandelte die deutschen Fürsten als Lehensträger seines Herrn, Friedrich war unzufrieden mit Karl Albrecht, weil er nach Böhmen vorgedrungen und mit diesem Lande auch Schlesien fordere, oder weil Frankreich ihn selbst an neuen Eroberungen hindern möchte. Und er zeigte sich deshalb den neuen Anträgen Oesterreichs geneigt, begehrte aber nun ganz Schlesien bis an den Fluß Neisse. Nach langem Unterhandeln wurde der Vertrag abgeschlossen, dessen Geheimhaltung Friedrich wollte, daß er seine Verbündeten nicht zu verrathen schiene, die kleinen Gefechte sollten zum Scheine fortdauern, der ganze Vertrag aber null und nichtig sein, sobald ihn Oesterreich bekannt mache.

Maria Theresia konnte nun ihre ganze Macht gegen Bayern wenden, dessen übelberathener, ehrgeiziger Kurfürst, von Frankreich verleitet, nach der Kaiserkrone strebte und in Frankfurt auf den Ausgang der Waffenverhandlungen wartete. Er wurde gewählt und schwelgte als Karl VII. in der Freude über sein Glück in Festen und aller Lust, während er nicht einmal die Krönungskosten zahlen konnte und wegen seiner Abhängigkeit von Frankreich beißenden Spott erfahren mußte. Es kümmerte ihn wenig, wie er seine schnell eroberten Länder mit den wenigen eigenen und Frankreichs Schaaren sichern könne. Indessen hatte Maria Theresia die ganze Nation der Ungarn begeistert, als sie Hülfe flehend in Trauerkleidern, in ungarischer Tracht, die Krone des hl. Stephan auf dem Haupte, mit dem königlichen Schwerte umgürtet die Rednerbühne bestieg, daß ihre Jugend, Schönheit und das äußerste Unglück noch mehr als ihre Beredtsamkeit die ganze Versammlung rührte, die in den Ruf ausbrach: Wir wollen für unseren König sterben, was der Königin Thränen auspreßte, wodurch sich die Begeisterung für sie noch erhöhte. Schnell, gegen die bisherige Gewohnheit Oesterreichs, war das Heer gerüstet und drang unter Khevenhüller's Anführung nach Bayern, das er seinen plünderungssüchtigen Schaaren zum Raube überließ. Die Bewohner von Tyrol, voll treuer Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, kamen aus ihren Schluchten und Bergen und streiften bis München, so daß bis zum März ganz Bayern bis auf einige Striche an der Donau in den Händen der Oesterreicher war, während der Prinz Karl von Lothringen, gegen die Preußen geschickt, gleiches Glück hoffte. Aber hier fand er den wachsamen Friedrich. In der Schlacht bei Czaslau siegten die Preußen entscheidend, daß Maria Theresia jetzt um so mehr zum Frieden mit diesem Gegner geneigt war, als sie sonst fürchten mußte, auch die Früchte auf der anderen Seite zu verlieren. Nach Englands Rath trat sie Schlesien mit Ausnahme wenigen Gebietes an Preußens König ab, von dem es in England damals schon hieß, er halte Europas Gleichgewicht in Händen, dessen Gerechtigkeit aber in Erwerbung dieses Landes erst neuere Schriftsteller zu rechtfertigen suchen.

Mit gesammter Macht wendeten sich darauf die Oesterreicher gegen Bayern und Frankreich, die feindlichen Heerschaaren wurden überall zurückgedrängt, die Franzosen in Prag eingeschlossen, da sie allzu sorglos auf Friedrich's Hülfe vertraut. England zahlte bedeutende Hülfsgelder, der König von Sardinien schloß sich an Maria Theresia und drängte die Franzosen auch in Italien; Holland und Rußland waren für Oesterreich, Alles verkündete Bayerns Untergang, sogar Frankreichs Sturz. Vergebens machte jetzt der Kardinal Fleury selbst Friedensanträge, Oesterreich wies sie, von England ermuntert, stolz zurück; schon dachte es an die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen und an Frankreichs Zerstückelung, zumal nach Fleury's Tod kein bedeutender Mann die öffentlichen Angelegenheiten dieses Reiches leitete und seine Heerschaaren, ungeachtet sich die in Prag belagerte Abtheilung mit großem Ruhme gerettet, nirgends glücklich waren; schon schrieb auch Georg an Maria Theresia: was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu nehmen, offenbar auf Schlesien deutend. Nur Mangel an Einheit zwischen den Verbündeten, da die Holländer noch eine günstigere Zeit abwarten wollten, die Engländer aber eifersüchtig waren, weil ihr König die Hannoveraner zu begünstigen schien, verzögerte die schnelle Entscheidung. Ludwig XV. von Frankreich erklärte endlich (1744) offen den Krieg an England und Oesterreich, übernahm selbst den Oberbefehl in den Niederlanden und war auf dieser Seite glücklich, während vom Oberrheine her die Oesterreicher in Elsaß eindrangen und die Krankheit Ludwig's sie in ihrem Unternehmen förderte: da fiel plötzlich Friedrich in Böhmen ein und wendete dadurch die ganze Lage der Dinge.

Mißtrauisch und aufmerksam hatte er den Gang der Begebenheiten verfolgt; dann bei dem unerwarteten entschiedenen Glücke Oesterreichs, bange um sein schnell erworbenes Schlesien, zu Frankfurt (13. Mai) mit dem Kaiser, Frankreich, Kurpfalz und dem Könige von Schweden als Landgrafen von Hessen einen Bund geschlossen, die Freiheit des deutschen Reiches vor Oesterreichs Uebermacht, dem Kaiser sein Ansehen und Europa die Ruhe zu erhalten. Seinen Fortschritten zu begegnen, rief Maria Theresia das ungarische Volk auf. Prinz Karl ging über den Rhein zurück und zwang, durch Beistand der sächsischen Schaaren, Friedrich Böhmen wieder zu verlassen, worüber seine Gegnerin außerordentliche Freude äußerte, in der sichern Hoffnung, Schlesien wieder zu bekommen.

Es kümmerte sie wenig, daß Freiburg, das vorderösterreichische Bollwerk, von den Franzosen genommen war und sich der Kaiser seines Erblandes Bayern wieder bemächtigt hatte, das alles hoffte sie leicht wieder gewinnen zu können, um so mehr, da Karl VII. (1745, 20. Januar) unvermuthet starb. Dieser Fürst, der als Privatmann großmüthig und verschwenderisch und der Spielball seiner Höflinge und Frankreichs gewesen, hinterließ sein Land im tiefsten Elend. Doch wies sein junger hoffnungsvoller Sohn Maximilian III.

die Friedensanträge der Maria Theresia zurück im Vertrauen auf Friedrich's Hülfe. Da brachen schnell die österreichischen Schaaren wieder in Bayern ein und der junge Kurfürst schloß, da die Hülfe von Preußen und Frankreich noch fern war, überredet von falschen Dienern, die Oesterreich mehr als ihm ergeben waren, Frieden, gab alle Ansprüche auf Oesterreichs Erbe auf, versprach seine Stimme zur Kaiserwahl dem Gemahle Maria Theresia's und erhielt dann sein Land wieder. Friedrich gerieth dadurch in große Gefahr. Der Frankfurter Verein war gelöst, sein Schatz allmälig erschöpft, sein Ruhm durch den Feldzug des letzten Jahres verdunkelt. Sachsen nahm von England Hülfsgelder und gab seine geworbenen Schaaren an Oesterreich zur Wiedereroberung Schlesiens; doch Klugheit und Tapferkeit rettete ihn. Obgleich von einer weit überlegenen Anzahl angegriffen, behauptete er sich nicht nur glücklich, sondern blieb Sieger, daß er freudig ausrief: Nun, haben sie mich diesmal nicht geschlagen, so schlagen sie mich nimmermehr!

Durch kühn ausgedachte und glücklich vollführte Bewegungen, da er selbst in die Lausitz vordrang und die Oesterreicher nach Böhmen zu ziehen zwang, der Fürst von Dessau aber in Sachsen einbrach, theilte und schreckte er die Feinde. Dessau traf bei Kesselsdorf den Feind und betete mit eigener Frömmigkeit vor der Schlacht: „Lieber Gott! stehe mir heute gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern sieh' zu, wie's kommt.“ Die Sachsen wurden geschlagen, ihre Hauptstadt selbst fiel in der Preußen Hand, das Land wurde durch Forderungen aller Art vom Sieger hart gedrückt, daß Maria Theresia, dadurch bewegt, endlich zu Dresden Frieden schloß, um den bedrängten Bundesgenossen zu befreien, indem sie selbst Schlesien und Sachsen und noch eine Million Thaler an Preußen opferte; Friedrich räumte Sachsen und erkannte das böhmische Stimmrecht, so wie Franzen's Wahl, der unterdessen zu Frankfurt zum Kaiser gewählt war. Den siegreich heimkehrenden König Friedrich priesen Lieder als den Großen, welchen Namen ihm nicht blos sein Volk damals aus Schmeichelei, sondern das Ausland und die Nachwelt billigend zugestanden hat. So kam Schlesien an Preußen. Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre ohne besondere Entscheidung fort; das Glück auf der einen Seite wog das Unglück auf der andern Seite auf, da in so verschiedenen Gegenden, in Italien und den Niederlanden, zu Land und Meer gekämpft wurde; aber im Frieden zu Aachen (1748, 30. April), den endlich Frau von Pompadour herbeiführte, welche den lüsternen und geistesarmen König Ludwig XV. ganz beherrschte, erhielt Frankreich nichts.

Oesterreichs Bund mit Frankreich.

Schmerzlich fühlte Maria Theresia den Verlust Schlesiens, Tag und Nacht sann sie, das Verlorne wieder zu erringen und Oesterreich die erste Stelle unter den europäischen Mächten zu verschaffen. Ihr hoher Geist leitete den Staat allein, selbst mit ihrem Gemahle theilte sie die Macht nicht, der zwar schön und liebenswürdig mit seinen milden und anmuthigen Sitten, aber wenig geistreich war; vergebens suchten auch ihre Minister anfangs hofmeisterisch Geschlecht, Jugend und Unerfahrenheit der Königin zu nützen; sie entzog sich klug ihrem Rathe und ihrer Gewalt, sie war ihr eigener Minister, führte einen geheimen Briefwechsel mit ihren Gesandten, alle wichtigen Angelegenheiten zuerst und allein zu erfahren, um danach zu handeln. Lange Freundschaft, oft erprobte Treue in Gefahren, die Lage der Länder und das Ende des letzten Krieges, der nur durch die ihr gewährte Hülfe der Seestaaten für sie so glücklich schloß, schien sie für immer an dieselben zu knüpfen: als der Eintritt des Grafen und nachmaligen Fürsten Kaunitz plötzlich die bisherigen Verhältnisse änderte. Als im geheimen Rathe Alle zur Fortsetzung des alten Bundes mit den Seemächten stimmten, entwickelte er mit feuriger Beredsamkeit die Vortheile eines Bundes mit Frankreich, wie nur Anschließen an diese Macht den nächsten gefährlichen Feind Preußen wieder schwächen könnte, den Oesterreich seit Beginn dieses Jahrhunderts erhoben und der nun selbst Oesterreich gefährlich werde. Seine lebendige Darstellung gewann Maria Theresia, welcher die Wiedererwerbung Schlesiens selbst Gewissenssache schien. Der eigenliebige, eitle, anmaßende und hartnäckige Mann, den viele Reisen gebildet und der tief in die Verhältnisse der Höfe geschaut, er, ein geschickter Unterhändler und unergründlich in Geheimnissen, suchte seinen eigenen und seiner Kaiserin Ruhm und Glanz durch den treuen Bund zu gründen. Deswegen ging er selbst nach Paris, huldigte der königlichen Buhle Pompadour, wendete alles an, sie zu gewinnen, wiederholte den Räthen beständig die Gefahr vor Preußens Vergrößerung und vermochte endlich selbst die andächtige, stolze Maria Theresia, welche sonst alle Sittenlosigkeit heftig tadelte und ahndete, daß sie an Pompadour freundlich und wie an ihres Gleichen schrieb. Es galt ja Schlesien und Rache an dem gefährlichen Feinde. Lange ward durch Preußens Bemühung die Annäherung Oesterreichs und Frankreichs vereitelt, selbst die Pompadour wollte nicht offen gegen die öffentliche Meinung und die alten Vorurtheile das Bündniß empfehlen; aber Kaunitz ruhte nicht, wechselte beständig Briefe, schilderte Friedrich als ehrgeizigen, länderbegierigen, treulosen Fürsten auch bei dem Hofe von Großbritannien, entfernte in Paris alle vom Einflusse am Hofe, die dem

neuen Bunde entgegen schienen, suchte aber doch das alte Verhältniß mit England, wenn möglich, beizubehalten. Als aber dieses Reich in einen weitaussehenden Krieg mit seinen Kolonien in Amerika verwickelt wurde, welche Frankreich heimlich unterstützte, und es den Beistand Oesterreichs forderte, da zögerte dieses Reich, sich offen auszusprechen. Darauf erklärte England, es wolle sich wegen Deutung der bisherigen Verträge in keinen Federkrieg einlassen und verband sich mit Friedrich. Kaunitz und Maria Theresia waren entzückt über den Gang der Dinge, weil nun auch sie sich offen an Frankreich schließen konnten, dessen König gern einwilligte, weil Friedrich über seinen frömmelnden Sinn und seine Buhle offen gescherzt hatte.

Alle bisherigen Schritte zur Vereinigung geschahen ohne des Kaisers Wissen, der sich gern mit Handelsunternehmungen beschäftigte. Als er den ersten Vortrag über dies Bündniß hörte, stand er entrüstet auf und mit der Hand auf den Tisch schlagend, rief er aus: Solches Bündniß ist unnatürlich und soll nicht statthaben! worauf er heftig bewegt den Saal verließ. Dessen ungeachtet ward der Vertrag am 21. Mai 1756 abgeschlossen, aber noch vierzehn Tage lang wollte Maria Theresia gegen den britischen Gesandten den Schein des alten freundlichen Verhältnisses behaupten, dessen Bruch doch bald offen war. Beide beschuldigten sich gegenseitig des Stolzes, der Hartnäckigkeit und des Undankes, weil sie einen Bund zerrissen, der über ein Jahrhundert zum Vortheil beider gedauert. Die Kaiserin hoffte nur Gutes, obgleich ihre Minister ein düsteres Schweigen beobachteten, ihr Gemahl und die Stimme des Volkes Unglück aus dem Bruche mit England weissagten. Jetzt, in Freundschaft mit Frankreich, brauchte sie weder in Flandern noch in Italien und am Rhein zu kämpfen, die katholischen Fürsten Deutschlands wurden nicht mehr von jener Macht gegen Oesterreich aufgeregt: so schien Preußens Untergang gewiß, gegen das sie alle Kräfte aufbieten konnte; dazu hoffte sie auch Rußland von England abzuwenden und Spaniens Beitritt. Die meisten deutschen Fürsten wurden von Kaunitz auf's Engste mit Oesterreich verbündet, da Friedrich den Fürsten von Wittelsbach schon früher beim geheimen Vertrage zu Nymphenburg und später wiederholt zu erkennen gegeben hatte, er wolle Bayerns Macht durch Vertreiben der geistlichen Fürsten und Einziehen der Kirchengüter, so wie durch Unterdrückung der kleineren Mächte vergrößern. Die geistlichen Fürsten und die Städte fürchteten die Uebermacht Friedrich's und der größeren weltlichen Fürsten und suchten Schutz bei Oesterreich und waren bereit, ihre Mannen zum Kriege zu stellen. Der Kurfürst König August, ganz in den Händen seines treulosen, stolzen und herrschsüchtigen und ebenso habsüchtigen Verschwenders, des Grafen Brühl, über dessen Herrschaft Friedrich beißend spottete, so wie Elisabeth von Rußland, deren Ausschweifungen er ebenso stark, selbst öffentlich tadelte,

verbanden sich deswegen mit Oesterreich; auch Schweden ward gewonnen. Mit Hülfe dieses Bundes glaubte Kaunitz, der keinen großen Feldherrn gegen Friedrich fand, ihn plötzlich durch Massen zu erdrücken. Der Frühling des Jahres 1757 sollte die schnelle Entscheidung bringen.

Während so langsam und vorsichtig Alles zum Untergange Friedrich's bereitet wurde, lebte er in süßer Muße auf seinem neuerbauten Schlosse Sorgenfrei (Sanssouci) zu Potsdam ebenso, wie er zu Rheinsberg der Ruhe gepflegt. Es war ein eigenes Schauspiel, wie der Fürst eines im Ganzen wenig erleuchteten Volkes, seinen Hof aus schönen Geistern, französischen Dichtern und Weisen bildete, wie der militärische Palast in eine französische Akademie umgewandelt wurde, und Voltaire mit großer Schmeichelei und Belohnung gerufen, dem siegreichen Könige, von ihm häufig der Salomo des Nordens genannt, und den Gliedern des königlichen Hauses Vorlesungen über den Geschmack und die vorzüglichsten Werke der Franzosen gab. Gleich im Anfang mit der Kammerherrnwürde und dem Verdienstorden bekleidet und von Friedrich mit Vergeltung der Schmeichelei über alle Dichter und Weise der Vorzeit gesetzt, erbitterte er bald durch seine Habsucht, schmutzigen Geiz und selbst Betrügereien den König, daß er ihn mit Unwillen entließ. Dafür gab ihn der Undankbare im beißenden öffentlichen Spotte wegen seines Privatlebens der Mit- und Nachwelt preis, gleichwohl wechselte Friedrich in der Folge wieder Briefe mit ihm. Die Akademie der Wissenschaften wurde erneuert, aber so sehr nach französischer Art gemodelt, daß die wenigen deutschen Mitglieder — die meisten waren Franzosen — ihre Abhandlungen in dieser fremden Sprache schreiben mußten und durchaus nicht die geoffenbarte Religion, bürgerliche Rechte, Rede und Dichtkunst berühren durften. Die Oper war glänzend bestellt und bezahlt, manche Sängerin hatte vier- bis sechstausend Thaler Gehalt, den die höchsten Beamten nicht empfingen, während die Volkslehrer in tiefster Armuth schmachteten und die gesammte königliche Familie sich im Hof- und Haushalt sehr knapp halten mußte, wie der König selbst mit seinem Beispiele voranging. Baukunst und Malerei ward gepflegt, dabei manches nützliche Werk für das ganze Land geschaffen, Straßen und Kanäle angelegt; aber überall galt nur sein Plan, sein Gesetz; wie das Militär, war nun auch bei ihm die Staatsverwaltung abhängig von seinem Willen, der auch hier Alles zu verstehen glaubte, dessen Anordnungen blinder Gehorsam werden mußte. Beinahe nirgends erlaubte er den freien Gebrauch der Kräfte, er leitete sein Volk nach allen Richtungen obervormundschaftlich, bestimmte und beschränkte oder beförderte den Handel im Ganzen oder nach einzelnen Theilen, nach Willkür und Neigung; die Prediger predigten für den Kartoffelbau und gegen den Taback und Kaffee, die er selbst unmäßig liebte, weil er es befahl. Alles war bestimmt, gemessen eingetheilt, die Hoffeste und

Neujahrswünsche, so auch die Regierung bis auf die kleinsten Dinge. Den Adel begünstigte er für dessen gänzlich verlorne Selbstständigkeit bei Anstellungen. In die Kadettenhäuser wurden nur Adelige zugelassen, bürgerliche Offiziere nur bei der Artillerie, weil mehr Kraft und Kenntnisse erfordert wurden. Die Lage des Bauers durch das ganze Land war traurig: Hörigkeit, Hofdienste, Vorspann, Lieferung in die Vorrathhäuser zu bestimmten Preisen und andere Lasten ließen ihn seines Lebens nicht froh werden, ja es schienen Bürger und Bauern nur deswegen heirathen zu dürfen, damit der König Soldaten bekäme, von denen sie oft unbarmherzig behandelt wurden. Nur für die Gerechtigkeitspflege und schnellere Erledigung der Prozesse that er manches und verordnete weise, um den Zustand seines Landes kennen zu lernen, daß Jeder seine Bitten, Gesuche und Beschwerden eigenhändig bei ihm anbringen und der genauesten Erwägung versichert sein dürfe. Dies Versprechen hielt er ungeachtet mancher thörichten Belästigung treu. Fort und fort war seine Zeit den Musen und Staatsgeschäften gewidmet, er regierte. Jagd, Karten, Kebsweiber, Höflinge und Ränke waren und blieben ihm fern und dies söhnt mit seiner oft harten Selbstherrschaft aus, mit der er Alles erfassen wollte, nicht bedenkend, daß er doch seinen Kabinetsräthen in manchen Dingen vertrauen mußte, deren Vortrag oft eine Sache nach Gutdünken wendete, und daß kein Mensch die Kenntnisse von so unendlich vieler Art besitzen könne, welche zur richtigen Beurtheilung aller Regierungssachen nothwendig sind. Für Pferde und Hunde zeigte er außerordentliche Vorliebe und ließ manchen derselben schöne Denkmäler errichten. Das Kriegs- und Schachspiel liebte er auf Papier und Karten zu spielen, wie zur Vorübung zum ernstlichen Kampfe gegen seine Feinde, deren geheimste Pläne er verfolgte und zu erfahren suchte. Darin war beinahe keinem Hofe etwas heilig und jeder Gesandte war bemüht, die Geheimnisse des andern zu erspähen, gleichviel ob durch Bestechung, List oder sonstige Täuschung. Einzelne Winke über den großen Bund zu seiner Vernichtung machten ihn noch behutsamer, lauernder; der Großfürst Peter von Rußland, sein eifriger Verehrer, soll ihm einiges mitgetheilt haben und durch die Treulosigkeit eines Kabinetsschreibers, Menzel in Dresden, erhielt er Abschriften von allen Verhandlungen des sächsisch-polnischen Hofes mit den beiden Kaiserinnen.

Der siebenjährige Krieg.

Als Friedrich die Beweise des feindlich gegen ihn geschlossenen Bundes in Händen hatte, verlangte er durch seinen Gesandten in

Wien (26. Juli) Aufschlüsse über die Rüstungen Oesterreich's, forderte auf die ausweichende Antwort einen minder orakelmäßigen Bescheid und die bestimmte Versicherung, daß er weder in diesem noch in dem nächsten Jahre angegriffen würde. Als auch darauf die Antwort unbefriedigend war, und auf die dritte Anfrage jede weitere Erklärung ungestüm und stolz abgeschlagen wurde: beschloß er, da er den gewissen Sturm voraussah, ohne Sorge, ob er als Friedensstörer vor der Welt angeklagt würde, dem feindlichen Unternehmen zuvorzukommen, ihre Pläne zu vereiteln, sie zu schrecken, den Krieg in ihr Land zu tragen, sein eigenes dadurch zu decken und die Hülfsmittel sich aus Feindesland zu verschaffen. Er fiel mit seinem Heere so plötzlich in Sachsen ein (29. August), daß sich Dresden schnell ergab und die ganze sächsische Armee sich eilig in das unangreifbar verschanzte und für die Gefahr schon früher gebildete Lager bei Pirna zurückzog, um dort die versprochene Hülfe von Oesterreich zu erwarten. Auf diese Nachricht schmähte alle Welt auf Friedrich, der Kaiser erließ an ihn ein Abmahnungsschreiben, er solle nach Hause ziehen und von der Empörung ablassen, durch ein anderes Schreiben ruft er allen preußischen Kriegs-Obersten zu, ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen. Die Vereinigung Preußens mit England wurde allen Katholiken als ein Bund gegen die Religion geschildert, der Einfall als eine Verletzung alles Rechtes und der öffentlichen Ruhe, welches Verbrechen man mit Einziehung der Lehen und Würden strafen müsse. Dagegen erschien, durch Friedrich veranlaßt, ein Abriß der Ursachen, welche ihn bewogen, den Absichten des wiener Hofes zuvorzukommen, indem er alle von Menzel erhaltenen Schriften den europäischen Fürsten öffentlich mittheilte, zugleich eilte er zur schnellen Entscheidung, wohl wissend, daß der Glückliche in der Meinung bald gewinne. Er schließt das sächsische Heer immer enger ein und stürmt, auf die Nachricht vom Anrücken der Oesterreicher zum Entsatze, diesen unvermuthet entgegen, schlägt sie bei Lowositz (1. Oktober), kehrt zurück und zwingt die eingeschlossenen, durch Mangel an Brod und bereits durch die Niederlage der Oesterreicher entmuthigten Sachsen zur Uebergabe (16. Oktober). Die Hauptleute werden auf ihr Ehrenwort entlassen, die siebenzehntausend Soldaten aber mit den Unterführern mußten ihm den Treueid leisten, worauf er ihnen andere Kleidung und Führer gab, das Kurfürstenthum behielt er bis zu Ende des Krieges in Versatz, daraus so viel Menschen, Geld und Lebensmittel und sonstige Kriegsbedürfnisse schöpfend als nur möglich; übte aber auch an den Schlössern des ihm verhaßten Grafen Brühl unwürdige Rache.

So war denn der Krieg begonnen, der sieben Jahre lang nicht nur den ganzen Norden von Europa umfaßte, sondern auch in Amerika und Indien zwischen England und Frankreich geführt wurde, dessen Hauptheld Friedrich allein die ganze Mitwelt mit

Bewunderung und Erstaunen fesselte, da er zeigte, wie die Kraft der Staaten nicht in Größe, Ausdehnung und Reichthum, sondern durch den Geist seiner Führer bestehe und wie im Unglücke erst die Größe eines Mannes erscheine. Nicht die einzelnen gewonnenen oder verlorenen Schlachten oder die kleinen Kriegsbegebenheiten, weder für den im königlichen Kriegsspiel Erfahrenen, noch für den Unkundigen lehrreich, will ich hier alle wiederholen, da nicht darin ausgezeichnete Klugheit und Geist sich zeigt, indem meist die klug ausgesonnenen und berechneten Pläne und die thätigste Vorsicht ein sogenanntes Ungefähr und ein kleiner Fehler zur glücklichen oder unglücklichen Entscheidnng bringt: sondern wie Friedrich aushielt gegen die Menge seiner Feinde mit seinen wenigen Kriegsfreunden, dem Herzoge Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, dem Herzoge Friedrich III. von Sachsen-Gotha und Altenburg, dem Grafen Friedrich Wilhelm zur Lippe-Bückeburg und dem thätigsten und mächtigsten von ihnen, Georg von Hannover und England, mit dem er sein Bündniß während des Winters enger knüpfte und unbekümmert um die künftigen Gefahren in Dresden wie in seinem Berlin lebte, Gedichte schrieb, die Opern besuchte, Flöte blies, Gesellschaften gab, dabei den Generalen seine Kriegsvorschriften zum fleißigen Studium schickte und alles Nöthige für den neuen Feldzug anordnete, zu dessen Entscheidung auch Maria Theresia Alles aufbot.

Der Reichstag entbot mit Beginn des Jahres 1757 die Reichsarmee, deren Führer der Prinz von Sachsen-Hildburghausen wurde; Friedrich selbst ward vorgeladen und, da er natürlich nicht erschien, als Kurfürst und Markgraf von Brandenburg in des Reiches Acht erklärt; Maria Theresia verstärkte ihr Heer und mahnte die Bundesgenossen zur eifrigen Theilnahme. Aber da zeigte sich Eifersucht von allen Seiten, wenig Einheit, vielmehr große Hemmung, und überraschend begann Friedrich wieder seinen Zug. Auf vier Straßen in Böhmen eindringend, überfällt er den sorglosen Feind und schlägt die Oesterreicher unter den Mauern von Prag, in welche Stadt sich der Herzog Karl wirft, den Friedrich belagert und dann plötzlich auf die Nachricht, Daun komme mit einem Heere zum Entsatze, mit dem größten Theile seiner Schaaren diesem entgegenzieht, auch ihn bei Kollin zu überraschen. Die Schlacht beginnt ganz zu seinem Vortheile, schon scheint Daun geschlagen, schon befiehlt er den Rückzug, als sich plötzlich durch die Unvorsichtigkeit zweier preußischer Oberanführer das Glück wendet, welche gegen ausdrücklichen Befehl die rechte Linie durchbrachen, um einen Kroatenposten zu entfernen, und mit großem Verluste geschlagen werden. Schnell dringt die sächsische Reiterei in den entstandenen Riß und zerstreut oder mordet Alles vor sich her; Daun nutzt schnell besonnen den Fehler des Feindes, ermuntert die Seinen und schlägt die preußische Reiterei, so oft sie auch stürmend andringt. Vergebens

sammelt Friedrich die Entmuthigten von Neuem und ruft, so sagt man allgemein, im Zorne: Wollt ihr denn ewig leben! Auch dieser Anfall wird abgeschlagen, in Verzweiflung verläßt er beinahe der Letzte das Schlachtfeld mit dem Verluste von vierzehntausend Soldaten, dreiundvierzig Kanonen und zwei Fahnen. Große Schuld an der verlorenen Schlacht gab Friedrich seinem Bruder, dem Kronprinzen von Preußen, dem er seit diesem Tage nie wieder freundlich begegnete, so daß er bald darauf an Gram oder der Kunst der Aerzte starb. Seinen Rückzug aus der verlorenen Schlacht nahm Friedrich zur Bewunderung des Feindes mit solcher Klugheit und Ordnung, daß er ruhig weiter ziehen konnte; das Unglück dieser Schlacht entschied auch das Schicksal von Prag, die Belagerung ward aufgehoben und die Preußen verließen Böhmen. Nun galt der Name Kollin Franzosen, Russen, Schweden und den Reichsvölkern als Aufruf zum Angriffe; schon hoffte man in Wien die schnelle Entscheidung des Kampfes und gänzliche Demüthigung des Königs, den man zum Markgrafen erniedrigen wollte. Maria Theresia gab glänzende Feste und ließ Denkmünzen prägen, die Franzosen unter dem Marschall Estrees waren unterdessen an der Weser vorgerückt, hatten Hannover heimgesucht, den Herzog von Cumberland, Führer der verbundenen Hessen, Braunschweiger und Hannoveraner bei Hastenbreeck geschlagen, ihn endlich selbst von der Elbe abgeschnitten und bei Kloster Seeven zur Uebergabe unter der Bedingung gezwungen, daß alle seine Schaaren auseinander gehen sollten, was denn auch geschah. Der Herzog reiste nach England zurück und Friedrich verlor auf dieser Seite eine Hülfe, auf die er in seiner Lage großes Vertrauen gesetzt. Die Franzosen machten immer weitere Fortschritte, verloren aber durch die Abberufung des bisherigen Führers ihre größte Stütze, da die Pompadour den Herzog von Richelieu an seine Stelle setzte, welcher einen großen Theil seiner Schaaren an Soubise abgab, der sich mit dem Reichsheere vereinte und im stolzen Selbstvertrauen Friedrich entgegenzog, welcher das Heer in Schlesien verlassen hatte, um hier eine unerwartete Entscheidung herbeizuführen. Bei Roßbach, 5. November, trafen sich die Heere. In seiner Eile gerieth Friedrich, da er allein auf Kundschaft ausritt, in große Gefahr, der Edelmuth Orillon's rettet ihn vom Tode. Das kleine Häuflein der Preußen schien verloren, gefangen, und Soubise eilte, den Kreis immer enger zu ziehen, damit ihm ja der König nicht entfliehen könne: als dieser plötzlich auf die Sorglosen einbricht und sie so entscheidend schlägt, daß sie wie von panischem Schrecken ergriffen in eiliger Flucht nach allen Seiten auseinander stoben.

Schnell kehrt er darauf nach Schlesien zurück, wo die Oesterreicher unterdessen glücklich gewesen und Schweidnitz und nach der Schlacht bei Breslau auch diese Stadt genommen hatten, so daß Schlesien für Friedrich ganz verloren schien; allein seine Ankunft

änderte wieder alles. Die Schlacht bei Leuthen, wohin ihm der Prinz Karl entgegengerückt, ward siegreich gewonnen, Breslau darauf belagert und übergeben; die Oesterreicher in einzelnen Schaaren, nachdem die Masse auseinandergesprengt, angegriffen und überall geschlagen, daß sie wie Flüchtlinge aufgelöst Schlesien verließen und über die böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Nicht glücklicher waren im Ganzen die Russen und Schweden. Jene hatten, Alles verheerend, die ostpreußischen Länder überschwemmt, Berlin durch Haddik gebrandschatzt und Wilden gleich Grausamkeit geübt, wie man sie unter gebildeten Völkern kaum kennt, gegen Menschen und Gebäude, Wehrlose und Bewaffnete gewüthet. Lehwald, der mit wenigen Schaaren ihrer Menge entgegenzog, ward bei Großjägerndorf geschlagen, aber nicht verfolgt, und sonderbar genug verließen die Russen bald alle ihre Eroberungen, Memel ausgenommen, und zogen über ihre Grenze zurück. Darauf wandten die Preußen alle Macht gegen die Schweden, welche nichts Bedeutendes unternommen hatten, und jagten sie bis unter die Kanonen von Stralsund; die Franzosen, welche nach dem Vertrage von Seeven gleich wohl Hannover, Braunschweig und Hessen wie ein erobertes Land gedrückt und ausgepreßt, gaben Veranlassung, daß jenen Vertrag nun auch England nicht weiter anerkannte, sondern seine Schaaren von Neuem sammelte. Statt des Herzogs von Cumberland führte sie nun der in Friedrich's Kriegsschule gebildete Prinz Ferdinand von Braunschweig als Oberst und Haupt des Regiments in preußischen Diensten, das sein Bruder, der regierende Herzog Karl, dem Könige stellte. Vor ihm wichen auch die Franzosen zurück und so war das Ende dieses Jahres allenthalben für die Verbündeten unglücklich. Maria Theresia mußte ein neues Heer schaffen, dazu Waffen, Speicher und Gepäcke mit ungeheueren Kosten herstellen, blos aus ihrem eigenen Lande, da sie nicht mehr von Englands Begeisterung unterstützt wurde, Friedrich dagegen ergänzte sein Heer durch freiwillige Landwehr, welche der nachmalige Minister Herzberg geschaffen, durch Ausländer und Ueberläufer, welche sein Ruhm anlockte. Auch erhielt er thätigen Beistand von den Engländern, besonders seit William Pitt Staatssekretär geworden, der Amerika in Deutschland gegen die Franzosen erobern wollte, weswegen man Preußen unterstützen müsse.

So begann im folgenden Jahre (1758) der Krieg mit erneueter Anstrengung. Schon im Februar erhob sich der kampffertige Ferdinand von Braunschweig, schreckte die Franzosen aus ihren bequemen Winterlagern auf und trieb mit dreißig Tausend Entmuthigten achtzig Tausend noch auf ihre Thaten prahlende Franzosen, wie in einem Treibjagen vor sich her bis über den Rhein, überschritt diesen Fluß, erreichte und schlug die Franzosen (23. Juni) bei Crefeld und kehrte siegreich zurück. Unterdessen hatte auch Friedrich mit alter List und Thätigkeit den Feldzug begonnen und wollte, ehe er sich gegen die

immer weiter herandringenden Russen wendete, unvermuthet die Oesterreicher wieder überraschen, ging nach Mähren, begann die Belagerung von Olmütz; als er aber hierin von dem wachsamen Feinde auf alle Weise gehindert, selbst in Gefahr gerieth, hob er die Belagerung auf und rettete sich glücklich durch alle Nachstellungen, die ihm der vorsichtige Daun auf dem Wege nach Schlesien bereitet hatte, plötzlich nach Böhmen und dann erst nach Schlesien, von da aus den Russen zu begegnen. Ostpreußen ward von ihnen überschwemmt, und gleich, als wäre und bliebe es fortdauernd Eigenthum Rußlands, ziemlich geschont, auch mußten die Einwohner schon den Eid der Treue schwören, und deswegen war Friedrich für die ganze übrige Zeit dieser Provinz abgeneigt, obgleich sein ganzes Reich und Volk von diesem Lande den Namen führte; in den übrigen Ländern war namenloses Elend verbreitet, daß russische Grausamkeit allgemein zum Sprichworte wurde. Um so mehr eilte jetzt Friedrich, sie in ihrem Laufe zu hemmen; bei Zorndorf traf er sie, voll zürnenden Muthes schlug er die Schlacht, drang in seinem Eifer so weit voran in das Feuer der Russen und Kosaken, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her gefangen, verwundet und getödtet wurden: Gnade ward von keiner Seite genommen oder gegeben. Nach fürchterlichem Morden bei der grenzenlosen Erbitterung entschied sich die Schlacht durch Seydlitz für Friedrich; er blieb Herr des Wahlplatzes und verfolgte den fliehenden Feind noch eine Zeit lang, und wendet sich dann wieder gegen die Oesterreicher, welche durch Daun's kühne Pläne ihm jetzt gefährlicher, als je drohten. Dieser wollte Sachsen wieder nehmen, das am wenigsten vertheidigt war; dahin wendete er unvermuthet alle Kraft, drängte den Prinzen Heinrich, Friedrich's scharfsichtigen Bruder, zurück und schickte sich an, Dresden zu belagern und die Preußen in Sachsen aufzureiben oder doch gänzlich aus dem Lande zu treiben. Dazu schien er nur Zeit zu bedürfen und er schrieb deswegen an den russischen Heerführer Fermor, er möge sich vor dem Könige hüten und ihn hinhalten, daß er unterdessen seine Pläne in Sachsen vollführen könne. Der Bote mit dem Briefe aber war in Friedrich's Hand gefallen, die Zorndorfer Schlacht war geschlagen und von Friedrich selbst an Daun als Antwort auf jenen Brief berichtet, worauf dieser seinen Plan änderte und von Dresden weg dem heranrückenden König entgegenzog, der sich schon mit seinem Bruder Heinrich vereinigt hatte.

Darauf begann das Kriegsspiel in mannigfachen Hin- und Herzügen, schnellen Bewegungen, langsamen Zaudern, um einen günstigen Augenblick zur glücklichen Schlacht zu erlauern; aber Daun zögerte, und vergebens schien alle Mühe des Königs, ihn diesmal nach Böhmen zurückzudrängen; seine Heerschaaren waren ermüdet und bedurften der Ruhe; schon nahte der Winter und um desto eifriger suchte Friedrich die Entscheidung. Daher neue Bewegung und Gegenbewegung, bis er sich bei Hochkirch unter die

Kanonen des Feindes wagt und sein Lager nicht einmal befestigt. Vergebens warnte Keith, einer seiner besten Feldherrn: die Oesterreicher verdienen, gehängt zu werden, wenn sie uns hier ruhig lassen. Friedrich entgegnete mit stolzem Selbstvertrauen nur: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns fürchten, als vor dem Galgen". Und unbesorgt, ohne die sonst immer beobachtete Vorsicht, lagert sich das Herr zur Ruhe, während Daun nach einem kühn entworfenen Plane Laudon's die allzu Sicheren mit einigen Schaaren umzieht, während er zur Täuschung die Gezelte stehen ließ, seitwärts vorrückte, und um 5 Uhr des Morgens plötzlich mit Gewalt auf die Schlummernden einstürzt und Tod und Schrecken überall verbreitet. Ein entsetzliches Wüthen geschah im Dunkeln und in der allgemeinen Verwirrung; der bisherige Zauderer hatte mit kühner Zuversicht und trefflicher Anordnung den Ueberfall ausgeführt und nur die stets gehandhabte Kriegszucht rettete die Preußen vom gänzlichen Untergange. So gelingt es Friedrich, unverfolgt auf seinem Rückzug, nur eine halbe Meile vom Wahlplatze ein Lager aufzuschlagen, wo kein neuer Angriff auf ihn geschah, der ihn bei dem gänzlichen Mangel an Schießbedarf und dem Verluste der Kanonen zu Grunde gerichtet hätte. Dies Unglück wirkte tief auf seine Seele, zumal in derselben Stunde der unglücklichen Schlacht seine Lieblingsschwester starb, er sah kein Ende des Kampfes, nur den gewissen Untergang bei der Fortsetzung von der Menge der Feinde. In dieser Noth äußerte er wohl: „auf jeden Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu enden". Rühmlich fallen wollte er in der Schlacht oder doch der Gefangenschaft und Schmach entgehen. So ist jetzt sein Sinn nur auf Abwehr gerichtet, kaum erfreuen ihn, während des Winterlagers in Breslau, seine alten Lieblingsbeschäftigungen, während Daun von Laudon und Lascy mächtig unterstützt, wieder nach Sachsen dringen und Maria Theresia nach so glücklichen Erfolgen Alles aufbietet, den Kampf zur Entscheidung zu bringen. Mit Frankreich wird ein neuer Vertrag geschlossen, neue Heerschaaren ziehen über den Rhein her nach Preußen, während Rußland und Oesterreich's Heere ihre Bewegungen zur Vereinigung beginnen.

Immer mehr erschöpft sich die Kraft Friedrich's, nicht seines Geistes, aber der Kriegsbedürfnisse: das Heer ist verringert, die Kasse leer, der großväterliche Schmuck von Brillantknöpfen und andere Kostbarkeiten verkauft. Zwar büßt Sachsen fortwährend für seinen Kurfürsten, auch in Mecklenburg wird eingetrieben, was möglich ist, zur Rache gegen den Herrn des Landes, der sich den Feinden Friedrich's angeschlossen und am meisten gedrängt hatte, daß die Acht über ihn verhängt werde; wohl wird das Heer so viel nur möglich ergänzt von Friedrich, die berittene Artillerie erfunden, aus den englischen Guineen geht immer leichteres Geld hervor, die Beamten erhielten meist nur Besoldungsscheine, die sie kaum mit

großem Verluste umsetzen konnten, fliegende namenlose Blätter, oft von Friedrich selbst geschrieben, verkünden Preußens Ruhm, und gießen Schmach und Schimpf auf seine Feinde, aber alle diese Mittel und Quellen schienen von kurzer Dauer, die Gefahr wächst mit jedem Tage.

Das Jahr 1759 schien seinen Untergang durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse zu beschleunigen, zu vollenden. Zwar siegte Ferdinand von Braunschweig, trotz Lord Sackville's feigem und neidischem Zaudern, über Contades und Broglie's französische Schaaren bei Minden (1. Aug.) entscheidend; aber die meisterhaften Züge der Oesterreicher und Russen, von dem Reichsheere unterstützt, das zur Theilung der Macht Friedrich's in Sachsen einfiel, hinderten ihn, den einen Theil mit überlegener Macht anzugreifen; Wedell, der die Russen von ihrem Zuge abwenden und die Vereinigung mit Oesterreich hindern sollte, ward von der weitüberlegenen Zahl geschlagen, die Vereinigung geschah, Brandenburg schien verloren, Friedrich in Schlesien eingeschlossen. Da ließ er dieses Land seinem Bruder Heinrich zur Vertheidigung und ging mit so viel Mannschaft er aufbringen konnte auf den Feind los, entschlossen, ohne Verzug eine Schlacht zu liefern. Bei Kunersdorf erwarteten ihn die feindlichen Heerführer im wohlverschanzten Lager auf einem ihm wenig bekannten Boden. Mit Ungestüm greift er die Russen in ihren Bollwerken an, seine Tapferen ersteigen nach fürchterlichem Widerstande die Batterien des Feindes, werfen ihn aus allen Verschanzungen, und jagen ihn in wildverwirrte Flucht. Friedrich glaubte sich des glücklichen Ausgangs so sicher, daß er einen Eilboten an die Königin sandte mit der Nachricht: Wir haben die Russen aus ihren Verschanzungen gejagt, ehe zwei Stunden vergehen, siegen wir vollständig! Aber furchtbar entschied das Loos. Die Verfolgung, welche eine gänzliche Vernichtung der Russen werden sollte, ward, trotz des Abrathens der klügsten Führer unternommen, durch die sumpfige Gegend gehemmt; eben so der Angriff auf des Feindes rechten Flügel. Die Russen sammeln sich, während die Preußen in einzelnen Abtheilungen sich zerstreuen; da fällt auch Laudon, der bisher keinen Antheil an der Schlacht genommen, mit seinen Oesterreichern herab, der Kartätschenhagel wüthet in die Glieder der Preußen, vergebens sind alle Angriffe, die vom langen Wege und Siege Ermatteten empfängt ein frischer Feind, vergebens stürzt sich Friedrich zur Ermunterung der Seinen in die größte Gefahr, während dessen wird er auch von Laudon umgangen und nun ist an keinen Kampf mehr zu denken. Betäubt stürzt sich Alles in die Flucht, die Niederlage ist so entschieden, daß er selbst der russischen Reiterei in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht der Rittmeister Prittwitz mit Wenigen gerettet hätte. Die Bestürzung der Truppen war so groß, daß das Fußvolk bei dem bloßen Geräusche der Kosaken auf Tausend Schritte weit floh, ehe man es zum Stehen brachte.

Jetzt sah er keine Rettung mehr. Dem ersten Boten folgt nach zwei Stunden ein zweiter mit den Worten: Alles ist verloren! Die Urkundensammlung nach Potsdam, die königliche Familie von Berlin weg, die Hauptstadt mag sich nur mit dem Feinde vertragen!

So sehr hatte sich seine Lage geändert. Sein ganzes Geschütz und zwanzig Tausend seiner besten Soldaten waren verloren. Aber die Russen versäumten, wie er selbst sagt, ihm den Todesstoß zu geben. Sie vergaßen in der Freude ihres Sieges beim Trunke der Verfolgung, oder es war Uneinigkeit und Stolz gegen die Oesterreicher daran Ursache, da der russische Feldherr Soltikow auf das Ansinnen Laudon's, die Feinde zu verfolgen, sagte: Ich habe zwei Siege gewonnen und warte, bis auch Sie zweimal gesiegt haben. Solche Eifersucht, Uneinigkeit und der Mangel an Lebensmitteln bei den Russen rettete Friedrich vom Verderben und er konnte dem Offiziere, der ihm die Siegesnachricht von Minden brachte, sagen: „Es ist freilich schlimm, daß ich auf so gute Botschaft nur eine schlechte bieten kann; aber finden Sie noch einen Rückweg und Daun und die Russen nicht schon in Berlin, und Contades vor Magdeburg, so können Sie dem Herzog Ferdinand mein Wort bringen, daß noch nicht viel verloren sei.“ Die Mißhelligkeiten zwischen den Oesterreichern und Russen dauerten fort, zumal Maria Theresia nicht genug für Lebensmittel für das große vereinigte Heer gesorgt hatte, weswegen Soltikow auf ihr Anerbieten von Geld bitter antwortete: Meine Leute essen kein Geld. So ward die lang von beiden Seiten gewünschte und gesuchte und endlich gelungene Vereinigung, statt zum Verderben vielmehr zum Heile Friedrich's. Soltikow sonderte sich allmälig ganz ab und zog nach Polen, Friedrich aber erholte sich wieder von seinem Falle und deckte Niederschlesien. Allein nun drohte ihm von einer andern Seite der Untergang: die Reichstruppen hatten unterdessen in Sachsen bedeutende Fortschritte gemacht und trotz Heinrich's kluger, muthiger Abwehr eine Stadt nach der andern genommen, endlich Dresden selbst; doch konnte Daun durch alle seine Bewegungen den Prinzen Heinrich weder ganz aus Sachsen vertreiben, noch ihn einschließen und überlisten. Bei dieser Lage der Dinge wollte Friedrich den feindlichen Führer durch eine kühne gewagte Stellung aus Sachsen nach Böhmen zurückdrängen; er schickte deshalb den General Fink nach Maxen, damit der mit dem Verluste der Zufuhr aus Böhmen bedrohte Daun sich zurückziehe. Fink folgte ungern dem Befehle, da er ganz allein dem Feinde preisgegeben war, der seine Lage bald erfahren konnte. Er machte deswegen einige Vorstellungen, allein Friedrich antwortete ihm unwillig: „Mache er, daß er fort kommt“, und so zog der General seinem Verhängnisse entgegen. Daun rückte aus Sachsen mit Uebermacht heran, bemächtigte sich schnell der Anhöhen, während Fink im Grunde mit seinen Schaaren stand, und nahm ihn mit neun andern Generalen und zwölf Tausend

Preußen gefangen. Dieser Schlag beugte Friedrich am meisten, der am Ende auch dieses Jahres wie sonst das Mißgeschick der früheren Monde wieder bessern wollte. Jetzt schien sein froher Sinn, sein Feuer und seine Lebhaftigkeit für immer verloren, langsam, aber unaufhaltsam, unrettbar sah er seine Kraft schwinden, jeder auch unbedeutende Unfall brachte ihn dem Verderben näher; selbst die Gefangenen löste man nicht mehr aus, nur um ihm zu schaden. Allmälig wollte man ihn durch beständige Angriffe ermüden, schwächen, vernichten, so daß auch die beiden folgenden Jahre noch ohne Entscheidung vorübergingen.

Zwar ergänzte er sein Heer, aber es waren junge Soldaten; zwar vertheidigte sich Tauentzien in Breslau gleich den Helden der alten Welt sich selbst zum Ruhme, seinem Könige zum Troste, und die Bürger mancher Städte opferten Gut und Blut für ihn; aber andere Festungen gingen verloren. Zwar errang er bei Torgau (3. Nov. 1760) über Daun, der mit seiner Wunde am Fuße krank die Schlacht schlug, einen Sieg, den er nach seiner eigenen Aeußerung nur der Wunde des feindlichen Heerführers dankte, der dadurch an seinem Ruhme nichts verlor. Dagegen war Fouqué bei Landshut gefangen, Brandenburg überschwemmt und Berlin von den Feinden genommen. Was er selbst in Sachsen übte, welches arme Land er ganz ausspreßte, das vergalten die Feinde in seinem Lande. Sein Ruhm erscholl in die weiteste Ferne, eine Gesandtschaft kam 1761 im Oktober vom Tatar-Chan, dem Heldenkönige seine Ehrfurcht zu bezeugen; in Marokko ward sein Name mit Bewunderung genannt, die hohe Pforte schloß mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag und zog drohend bei Belgrad ein großes Heer zusammen, im Reichsheer war Unordnung und Auflösung; aber dies alles brachte keinen entscheidenden Gewinn, nicht Erleichterung von den mächtigen Feinden. Er dachte und sah nur seinen Untergang, obgleich er auch in Mußestunden sich mit Brief- und Versschreiben, Musik und Gesprächen erheiterte. Die verlornen, alterprobten Regimenter waren mit neuen unbrauchbaren Schaaren, halb aus sächsischen Bauern, halb aus feindlichen Ausreißern ergänzt, angeführt von jungen unerfahrenen Hauptleuten; dazu fehlte es an Geld, denn auch die Verfälschung reichte nicht immer aus; das Heer selbst fing an, seine sittliche Kraft zu verlieren und das eigene Land zu mißhandeln. In dieser Lage, da er seinen Untergang schon Jahre lang vorauszusehen glaubte, war er doch solcher Gesinnung, daß er seinen Freunden sagte: Keine Beredsamkeit wird mich je dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen, entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn selbst dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke zu süß erscheinen sollte, mein Unglück zu enden wissen. Aber so lang er nur noch einen Rettungsweg sah, hielt er aus, ertrug alle Beschwerden eines gemeinen Soldaten und suchte

zu retten, zu helfen, sich von Neuem zu erheben. Doch als Georg II., sein standhafter Freund, gestorben, Pitt sich zurückzog, und Lord Bute den neuen König Georg III. in England beherrschend, die bisherigen Pläne nicht fortführen mochte und zum Frieden mit Frankreich hindrängend, den alten Vertrag mit Preußen nicht erneuerte; als in Schlesien die Oesterreicher wichtige Festungen nahmen, und Maria Theresia, obgleich auch erschöpft, alle möglichen Kriegsrüstungen, und Daun, der ehemalige Zauderer, in seinen Unternehmungen rasch ward: ging er nach Breslau, die dort im vorigen Feldzuge angefangenen Verschanzungen eines Lagers zu vollenden, und es schien, als wolle er unter den Mauern dieser Stadt sein Leben ruhmvoll enden. Er entzog sich aller Gesellschaft, sprach wenig, speiste allein; seine meisten Landschaften waren verheert oder vom Feinde besetzt, er wußte nicht, woher Ergänzungsvolk und Lebensmittel zu nehmen. Alles schien seinen Sturz zu verkünden, als plötzlich das Jahr eintausendsiebenhundertzweiundsechzig wie ein Rettungsstern für ihn anbrach.

Seine heftige Feindin, die russische Elisabeth, starb. Peter III., schon lange sein eifriger Verehrer, bestieg den Thron und hatte nichts eiligeres zu thun, als Gesandte an Friedrich zu schicken, ihm Glückwünsche, Achtung und Freundschaft zu bringen und die Nachricht, daß alle preußischen Gefangenen von Rußland frei seien. Ja so weit ging sein Eifer und seine Zuneigung, daß er sich sogar eine Stelle im preußischen Heere ausbat und den Titel Generallieutnant in Friedrich's Heer mehr zu achten schien, als den eines Selbstherrschers. Jetzt ging Friedrich aus seiner Einsamkeit und zeigte sich seinen Schaaren, er fing an wieder zu hoffen, die Provinz Preußen ward ihres Eides von Rußland entlassen und mit Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Solcher Wechsel der Dinge erhob Friedrich, entmuthigte dagegen Maria Theresia, welche nun den Krieg allein führen sollte, dessen Ende nicht abzusehen war, ihr Bundesgenosse, Frankreich, war in allen Unternehmungen zur See gegen England unglücklich und wünschte Frieden, das Reichsheer und Schweden wirkten nichts Bedeutendes. Aber ehe Friedrich sein neues Glück noch recht gefaßt, kam ihm die Nachricht: Peter sei von seiner Gemahlin Katharina entthront und todt, und die russischen Heerschaaren, mit denen er sich eben zum Angriffe auf die Oesterreicher bei Burkersdorf verbunden, müßten ihn verlassen. Schnell besonnen nützte er die Gegenwart der Russen, ehe noch die Kunde der großen Veränderung bei dem Feinde bekannt wurde, zum Angriffe und schlug die Oesterreicher, welche ihre ganze Kraft nicht gegen Friedrich zu richten wagten, in dem Wahne, die Russen würden mit jedem Augenblicke gegen sie losbrechen. Diese zogen mit Friedrich's Dank ab, schlossen sich aber nicht mehr an Oesterreich, und als Schweidnitz (9. Okt.) wieder an Friedrich fiel, schien Schlesien für Maria Theresia unwiederbringlich verloren und Daun und Friedrich begaben

sich nach Sachsen, dort die Entscheidung herbeizuführen. Bei Freiberg wurden die Verbündeten vom Prinzen Heinrich, der im ganzen Kriege nach seines Bruders Urtheil keinen Fehler gemacht, geschlagen, und als Frankreich erschöpft wirklich mit England friedete, konnte auch Maria Theresia den Krieg nicht weiter führen. Dies sah Friedrich wohl und wendete daher alles an, den Kampf für sich zur glücklichen Entscheidung zu bringen. Er verstärkte sein Heer, befahl den Einen nach Franken, den Andern gegen Bayern vorzudringen und überall Kriegssteuern einzutreiben, und es wurden auf den Streifzügen Bamberg, Würzburg und Nürnberg gebrandschatzt, der Reichstag in Regensburg erschreckt, daß weltliche und geistliche Fürsten den Frieden verlangten, ihre Schaaren zurückriefen und so das Reichsheer auflösten. Maria Theresia fehlte es an Geld, ihre Minister und Feldherrn waren uneins, die Türken drohten und der sächsische Hof drängte am meisten. Da neigten sich Aller Gemüther zum Frieden, der nach einem Waffenstillstande im Schlosse Hubertusburg geschlossen wurde (i. J. 1763, 15. Febr.). Schlesien blieb bei Preußen.

Preußen und Sachsen nach dem Krieg.

Die beiden Gegner hatten von allem Blutvergießen und Geldaufwande nichts, als daß sie ihre Kraft gemessen und den Wunsch hegten, einen so furchtbaren Kampf nicht zu erneuern. Friedrich aber, glücklich seine Erwerbung behauptend, stellte sich nach diesem Kampfe in die Reihen der ersten Staaten Europas, der Ruhm des Königs erhob das Volk zum selbstbewußten Stolze, fortan verschwand der Name Brandenburg und mit ihm Liebe und Anhänglichkeit zu Deutschland beinahe ganz. Land und Volk wurden preußisch, obgleich Friedrich gerade nach diesem Kriege die Provinz Preußen nicht mehr liebte und besuchte, so wie seinem Vater das Volk daselbst für sehr gottlos, faul und ungehorsam galt. Die Völker hatten gegenseitig am meisten gelitten, sie waren und galten als bloße Werkzeuge wie Schwerter in der Hand des Mächtigen. Preußen hatte mehr als eine halbe Million an Bevölkerung verloren, im gleichen Verhältnisse Sachsen. Dies Land schien ganz verderben zu müssen, kaum hatten es die Preußen nach dem langen Drucke und ungeheueren Erpressungen verlassen, kamen die sächsischen Beamten und riefen: Bezahlt, bezahlt! der König von Polen bedarf Geld. So sahen sie die Rückkehr ihres Herrn für ein allgemeines Unglück an, für eine grausamere Landplage als Krieg und Hungersnoth. Friedrich bemühte sich, die Wunden seines Landes zu heilen durch

neue Einrichtungen, Beförderung des Ackerbaues, des Handels. Alle konnte und wollte er nicht entschädigen, das Kriegsübel galt ihm für ein Verhängniß, wie die Sintfluth oder ein Erdbeben, wen es trifft, der möge es muthig tragen. Einzelne unterstützte er, seinen Feldherren Schwerin, Winterfeldt, Keith, Seydlitz wurden in der Folge Marmorstatuen in Berlin errichtet, Ferdinand von Braunschweig aber zog sich im Unmuth von ihm zurück. Ausgediente Offiziere verwendete er als Oberforstmeister, Forstmeister oder Räthe, Postmeister, Zollaufseher und Salzbeamte oder in ähnlichen Stellen, Ruhestandgehalte gab er nach Gutdünken aus bloßer Gnade, die Freiwilligen, welche Vieles geleistet, entließ er ohne alle Entschädigung, Jünglinge und Männer, mit den schönsten Anlagen, aus dem Bürgerstande, welche in den Tagen der Gefahr zum Ruhm und Heil ihres Vaterlandes und Königs gekämpft, verabschiedete er, als es Friede ward, denn er wollte nur adelige Offiziere. Unteroffiziere und Soldaten verwendete er in niederen Diensten, häufig als Dorfschulmeister, obgleich sie wenig oder gar nichts verstanden, denn für die Erziehung der Jugend that er wenig, für Volksschulen nichts, zwar erließ er den Befehl zum Schulbesuche, aber von Verbesserung der äußern Lage der armen Lehrer war keine Rede. Die Menschen beurtheilte er meist nach Klassen und Ständen, nur dem Soldatenstande günstig, und ein Fähnrich stand im Range höher als ein Gesandtschaftsrath.

Sein ganzer Lebensplan bestand darin, daß er den Platz, den ihm die wunderbare Fügung im Reiche der Wesen angewiesen, auf die würdigste Art ausfüllen möchte, daher seine Liebe des Nachruhms, die kräftigste Triebfeder seiner Handlungen, und kalte Berechnung und Vorsicht in seinem Leben vorherrschend erscheinen. Damit beurtheilte er die Begebenheiten immer richtig und wählte dann das Nützliche, nicht immer aber das Rechte, und als er jetzt nach dem langen Kampfe ohne Bundesgenossen war und die letzte Zeit und die gefahrvolle Zukunft überdachte, schloß er sich an Rußlands machtvolle Selbstherrscherin Katharina, deren thätiges Walten seinen Geist am meisten ansprach. Von da an gründete sich der Bund mit jenem damals noch halb barbarischen Land und seinen asiatischen Sitten, der bis auf unsere Tage beinahe ununterbrochen zur sichtbaren Vergrößerung Preußens nach außen fortdauert.

Gegen Katharina, die stolze und herrschsüchtige Kaiserin, welche, eine deutsche Fürstentochter, in Rußland gar bald orientalischen Despotismus sich angeeignet, lernte er mit französischer Geschmeidigkeit schmeicheln, sich dieselbe gewogen zu erhalten, doch gegen ihre mächtigen Günstlinge, die allen Höfen Europas zu befehlen, statt Vorstellungen zu machen, geneigt waren, vergab er sich nichts in seiner Würde.

Neuer Streit um Polen.

König August III. war nach dem siebenjährigen Kriege in sein Erbland — nicht zum Segen, sondern zum neuen Jammer seines Volkes — zurückgekehrt. Seine ganze Regierung hatte er in sorgloser Ueppigkeit zugebracht, Alles dem Grafen Brühl überlassend, der mit Härte, Argwohn und Sklavensinn seinen Gebieter bewachte, daß Niemand ihm nahen konnte, der ihn wie sein eigener Schatten immer begleitete und so gefangen hielt, daß dem Könige selbst auf seinem Gange zur Kirche Niemand begegnen konnte, den er nicht wollte. Tagelang blieb er in stummer Dienstfertigkeit um den Fürsten, der rauchend, geschäftslos umherging und den winkgehorsamen Grafen nur manchmal fragte: Brühl, habe ich Geld? worauf jedesmal die Antwort erfolgte: Ja, Sire! Der Schein um den König zeigte nur Glanz, Pracht und Wohlhabenheit; der Hof war glänzend, schwelgerisch. Brühl selbst hielt allein zweihundert kostbar gekleidete Diener und eine Leibwache, besser bezahlt, als die des Königs; seine Tafel war köstlich, seine Kleider ungezählt, reich, üppig; Sachsen seufzte unter immer erhöhten Auflagen, den ungeheuern Aufwand des Königs mit seinem Hofe zu bestreiten; doch war die Kasse stets leer, das Land mit Schulden belastet. Aber die allmächtige Hofpartei wußte den sorglos weichlich gütigen Fürsten in der unseligen Täuschung zu erhalten, man lebe in seinem Lande so froh und glücklich, wie an seinem Hofe. Niemand öffnete ihm die Augen und als einst ein edler Engländer aus Erbarmung über das hart gedrückte, biedere Volk ihm eigenhändig Papiere überreichte, die den Zustand seines Landes getreu schilderten, bebte er wie durch einen Blitz vom heitersten Himmel aufgeschreckt vor Unruhe, aber nur zwei Stunden. Die Höflinge, erst darniedergedonnert, umringten ihn huldigend und wußten ihn schnell wieder zu besänftigen. Der Ausländer ward für einen Getäuschten erklärt, reiste ab, die Papiere wurden vernichtet und alles blieb im alten Geleise bis zum Tode des Königs, der wenige Tage nach seiner Ankunft in Dresden erfolgte (5. Okt. 1763); noch in demselben Monate verschied Brühl.

Polen aber eilte unrettbar seinem selbstgeschaffenen Verhängniß entgegen, es war eigentlich ein Reich ohne Volk, der herrschende Stand waren die Adeligen, welche alle trotz ihrer Verschiedenheit an Reichthum und Bildung einander gleich gestellt waren. In ihren Händen war auf dem Reichstag alle gesetzgebende Gewalt durch die von ihnen erwählten Landboten und der Widerspruch eines Einzelnen — das liberum veto — vernichtete alle Beschlüsse der übrigen. Die Jesuiten aber hatten es in den Jahren 1733 und 1736 dahin gebracht, daß durch die überwiegende Mehrzahl der katholischen Adeligen die protestantischen Mitglieder als die Dissidenten von den

Stellen der Landboten und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden und die Verfolgung begann ihr Werk. In der Gewalt der Jesuiten verkümmerten die Schulen, das religiöse Leben erstarrte in Formen; die Bürger in den Städten waren arm und abhängig vom Adel in Handel und Gewerbthätigkeit; die Bauern unfrei. Durch harte Gesetze hatte der Adel die Majestät des Königs beschränkt und seine Thatkraft gefesselt, jede Erledigung des Thrones führte zu einer Unterbrechung der höchsten Herrschaft und öffnete allen Leidenschaften freien Spielraum. Und der Adel, dieser Bund kleiner Tyrannen gegen das Volk, fühlte sich geschmeichelt, wenn Fremde sich um die polnische Krone bewarben, und bei der Entscheidung spielten die Weiber eine wichtige Rolle, während die Männer im Parteienhader versenkt schienen und sich betranken. Vor und nach der Wahl standen sich die Parteien einander feindlich gegenüber und waren den benachbarten Fürsten zum Spott und zum Anreiz, sich einzumischen.

Der Tod des Königs August III. gab der herrschsüchtigen Kaiserin Katharina von Rußland Gelegenheit, ihren Einfluß auf Polen geltend zu machen und dies Land allmälig ganz als ihre Provinz zu betrachten und zu behandeln, schon während des siebenjährigen Krieges durchzogen russische Heerschaaren Polen und übten ungescheut jeden Druck auf die Einwohner. Die Wahlumtriebe begannen, ein Theil des Adels und Maria Theresia und der Hof von Frankreich warben für den Sohn des verstorbenen Königs, Andere hatten andere Wünsche und Pläne. Aber im März 1764 hatte sich insgeheim Friedrich der Große mit Katharina verbündet, daß Polen ein Wahlreich und die Verfassung unverändert — das heißt, die Anarchie dauernd bleiben solle — und Katharina hatte bereits einen Mann zum König ausersehen.

Als der Reichstag am 7. Mai 1764 eröffnet ward, stand russische Mannschaft und Geschütz bereit; die Berathungen begannen in wilder Verwirrung, dauerten Monate lang fort. Als die Einen sich an Friedrich den Großen wendeten, andeutend, sie wollen seinen Bruder, den heldenmüthigen Prinzen Heinrich wählen und sie auf die Frage, ob sie den Prinzen schon gesehen hätten, Nein antworteten, rief er: So geht und sehet ihn nicht. Auch äußerte er: die Schwächeren müssen eben überall nachgeben. Bald waren von 300 Landboten nur etwa noch 80 auf dem Reichstag und Katharina ließ dann ihren ehemaligen Liebling, den Polen Stanislaus Poniatowsky, zum Könige wählen, 7. Sept. 1764. Er war und blieb das Werkzeug der Kaiserin zur Ausführung ihrer Pläne, die auf Polens Untergang zielten. Damit ja keine Einigung der Parteien stattfinde, weckte sie geflissentlich den Fanatismus, indem sie nicht blos Duldung, sondern politische Gleichheit für die Dissidenten forderte. Die russische Partei gebot auf dem Reichstag, wer widersprach, galt als Feind der Kaiserin. Der König wollte das liberum veto aufheben, um das Land zu beruhigen, aber Katharina

und Friedrich widersprachen, wie sie früher einander gelobt hatten. Der russische Gesandte ließ in der Nacht vom 13.—14. Okt. 1767 die Bischöfe von Krakau und Kiew und später auch Senatoren und Landboten verhaften und nach Sibirien abführen. Der Bürgerkrieg wüthete mit allen seinen Schrecken, und Frankreich und Oesterreich ließen geschehen, was geschah. Da trieb die Verzweifelung zur Bildung einer Partei zur Absetzung des Königs und die Pforte erklärte an Rußland den Krieg, 1768, 30. Okt., um die Selbständigkeit Polens zu retten. Katharina aber erklärte darauf öffentlich: Sie bekriege die Türken nur für die Freiheiten Polens, dessen Unverletzlichkeit der stete Gegenstand ihrer Sorgfalt sei! Und während ihre Feldherren siegreich gegen die Türken kämpften, hielt sie in Polen ihre errungene Macht fest. Das Ende des Wahlreiches nahte.

Franz der Erste. Maria Theresia. Joseph der Zweite.

Während Friedrich II. freiwillig dem ehelichen Glück entsagte und nur seinen Herrscherpflichten und den Musen zu leben schien, erfreute sich Maria Theresia selbst während des Krieges eines glücklichen Familienlebens an der Seite ihres Gemahls Franz von Lothringen-Toskana, mit dem sie seit dem Jahre 1736 vermählt war, und umgeben von blühenden Kindern. Nach ihres Vaters Tode hatte sie ihn zum Mitregenten aller österreichischen Erblande ernannt und er war nach Karl's VII. Tode zum Kaiser gewählt und am 4. Oktober 1745 in Frankfurt gekrönt worden. Aber Maria Theresia führte in ihren Erblanden als wahre Selbstherrscherin die Regierung ganz allein, in Deutschland hatte der Kaiser ohnehin nichts zu befehlen und die ihm von den Fürsten noch verbliebene Macht konnte er nur noch zeigen in Standeserhöhungen, Ertheilung von Adelsbriefen und der formellen Bestätigung errichteter Zoll- und Münzstätten. Die Fürsten waren in ihrem Gebiete Selbstherrscher geworden und die Einheit des deutschen Reiches war nur wahrzunehmen am Reichstag in Regensburg, am Reichskammergericht zu Wetzlar und am kaiserlichen Hofe in Wien. Preußen stand damals gewissermaßen außer dem Verbande mit Deutschland, dessen es nicht bedurfte und Friedrich zeigte dieses ganz auffällig, indem er das in ganz Deutschland übliche Gebet für den Kaiser bei dem Gottesdienste in seinem Staate verbot.

Der Kaiser Franz war zur Unthätigkeit gezwungen, was auch seiner Natur gemäß war; bei den wichtigsten Angelegenheiten, die

Oesterreich betrafen, entschied nur seine Gemahlin, welcher er ganz ergeben und untergeordnet war, am meisten beschäftigt mit der Ordnung seiner Einkünfte, und seine Geldliebe bewog ihn, Lieferung von Waffen und Pferden, während des Krieges sowohl für Oesterreich als für die Feinde zu übernehmen; Friedrich II. nannte ihn den Hofbanquier. Nach dem siebenjährigen Kriege übertrug ihm seine Gemahlin die oberste Leitung des Finanz- und insbesondere des Schuldenwesens der österreichischen Staaten, weil er seine eigenen Geldangelegenheiten in bester Ordnung hielt. Als er am 18. August 1765 in Innsbruck starb, feierte sie ihr ganzes übriges Leben hindurch seinen Todestag still und legte nie die Trauerkleider um ihn ab, den sie — die schönste Frau ihrer Zeit — trotz seiner Untreue leidenschaftlich geliebt hatte, und bewies sich ebenso als Muster einer Gattin wie als Hausfrau und Mutter ihrer Kinder und als eine für das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Regentin.

Von ihren sechszehn Kindern wurde der älteste Sohn nach des Vaters Tode zum Kaiser gewählt und hat sich als Joseph II. neben Friedrich II. ein glänzendes Denkmal in der Geschichte gestiftet. In voller Jugendkraft, ehrgeizig, nach hohem Ruhm strebend, schien er sich Friedrich zum Vorbilde gewählt zu haben. Da er schon von früher Jugend an zu den Berathungen zugelassen war, hatte er mit seinem natürlichen Verstande bald die mancherlei Gebrechen im Staate erkannt, sich darüber in Gesprächen belehrt und seine Bemerkungen aufgezeichnet und nun wollte er umgestalten und verbessern voll Eifers und Thätigkeit und erfüllt von mancherlei Plänen. Aber bald mußte er erkennen, daß die Macht der Verhältnisse und Gewohnheiten ihm überall hemmend entgegen trat. Seine Mutter hatte ihn zwar zum Mitregenten ernannt, aber zugleich öffentlich erklärt, daß es ihr fern liege, sich von der ihr zustehenden Beherrschung der für allezeit untrennbaren österreichischen Staaten etwas zu vergeben. Er nahm also zwar an allen Sitzungen der Minister Theil, aber seine Stimme war nur eine mitberathende, keine entscheidende. Wie der Fürst Kaunitz bisher schon der eigentliche Rathgeber der Kaiserin gewesen und nicht blos die auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch die wichtigsten inneren geleitet hatte, so blieb es auch noch mehrere Jahre hindurch.

Deshalb richtete Joseph sein Auge auf Deutschland und versuchte, welche Verbesserungen er einführen könnte. Doch da standen ihm dieselben Hindernisse wie seinem Vater entgegen. Welche Wirksamkeit war einem deutschen Kaiser geblieben? Kein Fleck deutschen Landes war der unmittelbaren Regierung des Reichsoberhauptes überlassen, keine Einkünfte ihm angewiesen, jeder neue Wahlvertrag hatte die Macht des Kaisers noch mehr beschränkt, so daß Joseph oft mit bitterem Witz über sein kaiserliches Unvermögen spottete und die Berathungen des Reichstages in Regensburg geißelte, wo man sich über die erbärmlichsten Kleinigkeiten, lächerliche Cere-

monien, Vorsitz- und Vorgangs-Ansprüche, als um Dinge höchster Wichtigkeit stritt, dagegen alle Unternehmungen des Kaisers zum Besten Deutschlands als Angriffe auf die Selbstherrlichkeit der Fürsten verschrie. Obgleich der Mangel guter Rechtspflege überall fühlbar und deshalb nach dem siebenjährigen Kriege Abhülfe beschlossen war und der Kaiser eigene Bevollmächtigte zur Untersuchung der Gebrechen und deren Besserung berief, geschah auch hierin nichts. Nach neunjähriger Arbeit löste sich unter gegenseitiger Erbitterung die Gesandtschaft auf, ohne ihr Werk vollendet zu haben, und Mißbräuche, Willkür dauerten fort. Ebenso vergeblich waren Joseph's Versuche, den Beschwerden protestantischer Unterthanen über den Druck katholischer Regierungen zu steuern: da schrieen sie von allen Seiten, hier die Katholiken, dort die Protestanten. Gab er einem Kapuzinerkloster Recht, weil er glaubte, es habe Recht, so sagten die Protestanten, er trachte ihre Religion zu stürzen; fand er dagegen die Klagen der Protestanten gegründet, so schrieen alle Mönche und Priester, des Reiches Oberhaupt verlasse die Religion. Die Reichsstände zeigten sich entschieden abgeneigt, seine Reformpläne zu unterstützen; bald sah er sich von allen Seiten gehemmt, zurückgestoßen.

Dann suchte er in den österreichischen Staaten seine Thätigkeit zum Besten des Volkes geltend zu machen. Die Liebe zum Vaterlande, schrieb er seinem Bruder Leopold, das Wohl der Monarchie ist die einzige Leidenschaft, die ich fühle und die mich bei allen Unternehmungen leitet. Seine erste von ihm leidenschaftlich geliebte Gemahlin starb ihm früh an den Blattern, seine zweite, die er nur seiner Mutter zu lieb aus Gehorsam gewählt hatte, war nicht geeignet, seine Zuneigung zu gewinnen, und so wendete er seine ganze Liebe dem Volke zu. Diese Gesinnung äußerte sich unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, der ihn zum Universalerben eingesetzt, dem jüngeren Sohn Leopold aber Toskana bestimmt hatte. Joseph wollte die ganze Erbschaft — mehrere Millionen — dem Staate überlassen, dazu auch die Geldsummen, welche der Vater von Toskana bezogen, aber dort gelassen hatte. Er verlangte deshalb diese Summe als zum Privatgut des Verstorbenen gehörig, daß sie nicht länger todt in Toskana liegen bleibe, denn der Staat brauche nothwendig Geld, schrieb er seinem Bruder. Dieser war anfangs darüber ungehalten, erkannte aber bald die rechtliche Forderung an und erfüllte bedingungslos das Begehren des Bruders. Und Joseph widmete die ganze ihm vom Vater allein zugewendete Summe dem Staate, ungefähr zweiundzwanzig Millionen an baarem Gelde, dazu noch zahlreiche Güter in Böhmen und Mähren. Dadurch gelang es, die Zinsen der Staatsschulden-Verschreibungen herabzusetzen ohne Schädigung des Staates. Als er im Sommer 1766 das waldige Jagdgebiet an der Donau bei Wien, das nur der Adel besuchen durfte, dem Volke öffnete, gewann er die Herzen der Wiener und bald wurde er der populärste aller Kaiser, die seit den Zeiten

Ferdinand's I. in Oesterreich gewesen, als er die bisher übliche spanische Hofsitte nicht ferner duldete. Er war und blieb ein deutscher Fürst, sein Haushalt und seine Tagesordnung war einfach, seit Jahrhunderten war er der erste Fürst seines Stammes, der in die Volkskreise trat, der erste Fürst, der ein erträgliches Deutsch sprach und schrieb, an den Höfen und unter den Adeligen hörte man nur romanische Sprachen.

Obgleich Kaiser, überließ er, als guter Sohn, die Regierung seiner Mutter, wenn er auch oft ungeduldig das Mißliche seiner Stellung ihr gegenüber fühlte. Beide hatten nur das eine Ziel vor Augen: Oesterreich groß und glücklich zu machen. Friedrich II. konnte mit Recht von ihm sagen: er opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf. Seiner Vorliebe für's Militär gewährte die Mutter, selbst gegen die Abmahnung des erprobten Daun, freien Spielraum, ebenso verständigte sie sich mit ihm in vielen Dingen und führte die von ihm empfohlenen Verbesserungen ein. Seit dem Jahre 1769 trat er mit seinen Verbesserungsvorschlägen immer bestimmter auf und weil er zuweilen auf eben so bestimmten Widerspruch von seiner Mutter traf, bat er mehrere Mal von der Theilnahme an der Regierung zurücktreten zu dürfen, was sie jedoch nicht zugab. Allmälig wurde sie nachsichtiger gegen ihn und gegen die Forderungen einer neuen Zeit.

Auf häufigen Reisen, die Joseph beinahe stets als einfacher Privatmann machte, untersuchte er das See- und Kriegswesen, die Gerichtshöfe, Stiftungen und Fabriken; er besuchte die Hütten der Armen, erleichterte das Loos mancher Bedrückten, erkundigte sich nach den Bedürfnissen der Unglücklichen, tröstete und unterstützte, wo er konnte und zeigte sich überall menschenfreundlich und trotzte Mühen und Gefahren. Und es entstanden wohlthätige Stiftungen, Schulen und Waisenhäuser, der Ackerbau wurde gefördert, im Heere mancher Mißbrauch abgestellt, statt der Werbung die Wehrpflicht eingeführt, die Folter abgeschafft, das Zufluchtsrecht in Kirchen und Klöstern aufgehoben, eine Akademie der morgenländischen Sprachen errichtet. An allen diesen nahm Joseph seinen Theil, das half seine Mutter fördern. Aber wenn sie auch in manchen Dingen sich mit ihm verständigte, in dem einen Punkt — über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche — war kein Verständniß zwischen ihnen möglich. Sie betrachtete die katholische Kirche mit ihren Formen für die allein selig machende und deshalb auch für die allein berechtigte. Und es erschien ihr als ein wahrer Gräuel, da er ihr einmal schrieb: Die guten Seelen glauben Alles erreicht und einen großen Staatsmann gebildet zu haben, wenn ihr Sohn in der Messe ministrirt, seinen Rosenkranz betet, alle vierzehn Tage beichtet und nichts anderes liest, als was der beschränkte Verstand seines Beichtvaters ihm gestattet. Die Mutter verlangte ein streng geordnetes, ceremoniell kirchliches Leben, durch welches die Religion sich äußere.

Häufig klagte sie über die zunehmende Irreligiösität und die Verschlechterung der Sitten, was sie den Philosophen und den verderblichen Büchern zuschrieb und deswegen eine strenge Censur handhaben ließ.

Joseph konnte seine Ueberzeugung nicht ändern und als sich in Mähren, wie früher schon in Steiermark, viele zur protestantischen Lehre bekannten, verlangte er Glaubensfreiheit und erklärte sich gegen das Vorgehen der Regierung, welche nach den bestehenden Gesetzen gegen die Abtrünnigen verfuhr: denn dies sei gegen die Grundsätze der christlichen Religion und einer guten Verwaltung, ja gegen den gesunden Verstand. Ihm schien bei seinen Entschlüssen wohl zumeist das Beispiel Friedrich's des Großen vorzuschweben, dessen Bewunderer er war und den er deshalb auch persönlich kennen zu lernen wünschte. Dieser Wunsch wurde 1760 bei ihrer Zusammenkunft im Lager zu Neisse erfüllt; da sagte der vielerfahrene, in französischer Artigkeit gewandte Friedrich: Ich sehe diesen Tag für den schönsten meines Lebens an und als den Ausgangspunkt der Vereinigung beider Häuser, die zu lange getrennt gewesen, während es doch frommte, sich gegenseitig zu unterstützen. Darauf entgegnete Joseph: Für Oesterreich gibt es kein Schlesien mehr. — Welche Leiden und Gräuel wären dem deutschen Volke erspart geblieben, hätten die beiden mächtigsten deutschen Fürstengeschlechter im Frieden und in Eintracht über Deutschland gewaltet! Aber diese Zusammenkunft blieb ohne Erfolg, Friedrich suchte das gute Vernehmen mit Rußland zu erhalten, dessen Macht und Ansehen durch die Siege über die Türken wuchs, Oesterreich dagegen schloß sich der Pforte an; das Betragen Friedrich's blieb zwischen den beiden Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia abgemessen. Als Joseph bei einer neuen Zusammenkunft dem Könige eine Verbindung gegen das übermächtig herandrängende Rußland vorschlug, wich Friedrich einer bestimmten Zusage aus, erbot sich aber die beiden Kaiserinnen gegenseitig zu versöhnen. Der ganz verschiedene Charakter der beiden Frauen hinderte eine aufrichtige Annäherung und bereits war bei Friedrich ein Plan gereift, zu dessen Ausführung er Rußlands Beistimmung nöthig hatte.

Die erste Theilung Polens.

Während des russisch-türkischen Krieges dauerten die Wirren in Polen fort, die eine Partei hatte selbst den Thron für erledigt erklärt und den König aus seiner eigenen Residenz entführen lassen. Katharina, die Kaiserin, wendete ihre ganze Aufmerksamkeit jenem

Kriege zu, Oesterreich begann allmälig Rußlands Uebermacht zu fürchten und wollte nicht, daß Polen blos eine russische Provinz wurde. Friedrich der Große hatte sein Auge auf jenen Theil Polens gerichtet, der Preußen von seinen deutschen Ländern trennte, und so reifte der Plan, einige Landstriche von Polen sich anzueignen. Aber Niemand wird vielleicht die eigentliche und alleinige Quelle angeben können, aus welcher jener Plan sich entwickelte, welcher die erste Theilung Polens und dann die allmälige Vernichtung dieses in sich stets uneinigen und darum leicht angreifbaren Staates herbeiführten. Einige erzählen, die Theilung sei schon bei der Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich besprochen worden, Oesterreich besetzte einige Gespannschaften, welche Ungarn vor mehr als drei Jahrhunderten als Pfand an Polen überlassen hatte, und Friedrich schob seine Soldaten gleichsam als Wehre gegen die Pest immer weiter nach Polen vor, schrieb ungeheuere Lieferungen aus, entführte zwölftausend Familien ihrem Vaterlande und schaltete wie in Feindesland, wobei besonders Danzig litt. Katharina zeigte sich mit Friedrich's Vorgehen unzufrieden und äußerte dies offen dem Prinzen Heinrich von Preußen bei seinem Aufenthalte in Petersburg, doch beifügend, wie sie Friedrich wegen seiner großen Aufopferungen im Bunde mit ihr im Türkenkriege gern eine Entschädigung zuwenden möchte. Heinrich ging schnell auf den Plan einer Theilung Polens ein, Friedrich sträubte sich Anfangs, weil man sich vor Europa darüber nicht rechtfertigen könne; aber Katharina erklärte, sie wolle alle Verantwortung auf sich nehmen, und als die Friedens-Unterhandlungen mit den Türken dazu kamen, welche an Rußland Bedeutendes abtraten, wurde Oesterreichs Eifersucht und Habsucht aufgeregt und es scheute sich nicht, die mit ihm verbündeten Türken um Land zu betrügen. Dann fand man den Plan einer Theilung Polens ganz annehmbar und verstrickte sich ganz in denselben, während man den darüber eifersüchtigen anderen Höfen dreist mündlich und schriftlich auf ihre Anfragen darüber antwortete: es sei von einer Theilung keine Rede. Rußland und Preußen hatten vor einigen Jahren offen erklärt, sie wollten keine Eroberungen und würden die Freiheiten und Besitzungen Polens unangetastet lassen. Dessen ungeachtet ging man immer weiter, Friedrich billigte den Plan, der seine Staaten ohne Krieg abrunde; Kaunitz aber handelte nach dem Grundsatze: „Rußlands Vergrößerung kann man nicht hindern, also muß man daran theilnehmen,“ er dachte nur an Erhaltung des sogenannten Gleichgewichts zwischen den Mächten, das durch gleichen Zuwachs eines Jeden fortbestehe; Joseph war für Alles, was Land und Macht brachte: so vereinte man sich zur Zerstückelung Polens, ohne selbst Frankreich, das mit Oesterreich im Bunde war, etwas zu entdecken. Maria Theresia schwankte zwischen Gewinn und Schamgefühl, hatte aber nicht Muth genug, sich für das Rechte zu entscheiden; sie schrieb beklommen, wie all das daraus entstehende Unheil ahnend,

an Kaunitz: „Als meine Länder angefochten wurden und ich nicht wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und Gottes Beistand. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend gegen uns, sondern auch alle Billigkeit und gesunde Vernunft wider uns ist: muß ich bekennen, daß ich Zeitlebens nicht so beängstigt mich gefunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Beispiel geben, wenn wir für ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei Ehre und guten Namen geben.“ Aber Alles war vergebens. Da Preußen und Rußland zur Theilung entschieden waren, schien das Gleichgewicht gleiche Vergrößerung für Oesterreich zu fordern. Nach einer langen Erörterung zog Maria Theresia einen Theil des Raubes einem gefährlichen Krieg vor. Nachdem die Theilung aber beschlossen (Jahre 1772), rückten die Heere der drei Mächte von verschiedenen Seiten in Polen ein und nahmen jedes seinen bestimmten Antheil, dabei bezog sich Friedrich in öffentlichen Ausschreiben auf einen in der Folge zu druckenden Beweis seiner Rechte, Oesterreich auf alte Ansprüche, Katharina allein verschmähte diesen Schein von Recht und gab gar keine Gründe an, versprach nur den neuen Unterthanen alle russischen Freiheiten und Vorrechte und erwarte deswegen aufrichtige Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit an sie und erlaubte Jedem, binnen drei Monaten auszuwandern; wer sich nach dieser Zeit der Huldigung weigere, dessen Güter sollten eingezogen werden. Das ganze übrige Europa staunte vor solcher Ungerechtigkeit, die Polen hatten zwar bisher immer von Rußland und Preußen gefürchtet, aber nicht von Oesterreich, und als daher mit den Heerschaaren jener Mächte auch die Oesterreicher einrückten, begrüßte man diese als rettende Freunde. Vergebens war der Nothschrei der mißhandelten geächteten Nation, vergebens die Weigerung des Königs Stanislaus, der sich jetzt ermannte: die Herrscher drohten ihm, dem Herrscher, mit Absetzung, Verhaftung seiner Familie und Plünderung der Hauptstadt, wenn er widerspreche. Gegen solche Gewaltthat schien kein Recht mehr auf Erden; aber Gott wollte nach den Worten eines unserer gefeierten Geschichtsschreibers damals die Moralität der Großen zeigen.

Mit dem zugewiesenen Theil der Beute waren aber Oesterreich und Preußen nicht zufrieden, sie griffen immer weiter. Katharina, noch mit den Türken beschäftigt, ahnte es anfangs nicht, dann aber verlangte sie, Beide sollten sich an den russischen Theilungsvertrag halten und das Andere herausgeben; Maria Theresia that es zuerst und Friedrich folgte. Bald darauf log aber Thugut die Bukowina den Türken heraus, welches Land Maria Theresia mit Beistimmung derselben besetzte, um bei den Friedens-Unterhandlungen zu Kainardgi zwischen der Pforte und Rußland die Zurückgabe der Moldau und Wallachei zu sichern; jetzt blieb es in Oesterreichs Händen als Lohn für die gute Dienstleistung zum Frieden. Katharina zürnte anfangs

darüber, gab aber endlich nach, weil sich Maria Theresia auch bei Polens Theilung gefällig gezeigt hatte. Von nun an galt die That als Recht, welchen Grundsatz selbst sogenannte Welt- und Staatsweise aufstellten, die Bündnisse wechselten nach Laune und Willkür, um ein Gleichgewicht zu schaffen, Zahlen galten allein, nach Zahlen maß man Land und Volk, an einen höheren Maßstab dachte man nicht. Je mehr Quadratmeilen, je mehr Einkünfte und Soldaten, um so glücklicher, fester, gesicherter schienen den Fürsten und ihren Günstlingen die Völker oder vielmehr, um so sicherer schien ihnen die Herrschaft.

Die Auflösung des Ordens der Jesuiten.

Unter Vorwürfen, als wollten sie in Amerika ein eigenes Reich gründen, in dem sie die Menschen zwar zu friedlichen Beschäftigungen, aber wahrhaft nur als Maschinen nach beliebiger Weise, zu beliebigen Zwecken erzogen, dann, als vertheidigten sie den Königsmord in manchen dringenden Fällen; als wollten sie selbst den Handel zu ihren Zwecken leiten und als übten sie über alle Könige und Völker durch die wichtigsten, oft unscheinbaren Aemter als Prediger, Jugenderzieher und beliebte Beichtväter der Höchsten wie der Niedrigsten, der Geistlichen und Weltlichen, eine ungezügelte Herrschaft, und im Neid um ihren Reichthum und ihr sorgenloses ansehnliches Leben: aus diesen Gründen vertrieb sie eine mächtige Hofpartei aus Portugal, Spanien und Frankreich, daß Klemens XIV. endlich 16. Aug. 1773 auf die fortgesetzten Anklagen und das Drängen jener Höfe den Orden der Jesuiten förmlich aufhob. Aus jenen Ländern verjagte man sie gewaltthätig ohne Schonung, allmälig und milder lösten sich ihre Verbindungen, wenigstens öffentlich dem Scheine nach, in Deutschland, obgleich sie in althergebrachter Unterordnung und zu denselben Zwecken unter geheimen Vorständen noch fortdauerten, da sie auch meist vorher schon ihre Reichthümer gerettet hatten, indem sie dieselben den ihnen ergebenen weltlichen Ordensmitgliedern aber nur zur Nutznießung anvertrauten. Denn sie hofften ganz zuversichtlich ihre Wiederherstellung. Maria Theresia zauderte lange, die Gesellschaft der beliebten Gewissensräthe in ihrem Lande aufzulösen, bis ihr, wie man sagt, Kaunitz einst eine Generalbeichte zustellte, die sie in früheren Jahren einem Jesuiten abgelegt, welche ihm von Rom aus zugekommen war, worauf sie entrüstet die Auflösung unterschrieb. Der gewaltige spähende Friedrich aber, der Nichts von ihnen fürchtete, duldete sie in seinen Landen, äußerte sogar beißend, er wolle sie den Fürsten für die kommenden Zeiten aufbewahren.'

So fiel dieser Orden, der nicht allein die päpstliche Macht, sondern selbst das wahre Christenthum wiederherzustellen berufen schien, aber keines erreichte. Die hohe Aufgabe zur Menschenentwicklung, zum Recht und zur geistigen Freiheit war bald aus seinem Auge verschwunden, eigene und des Papstes Herrschaft war deutlich sein Ziel, für das er Alles erlaubt hielt: die Völker unter ewiger Vormundschaft zu halten schien, ihm nicht allein billig, sondern nothwendig und aus ihren Früchten erkennt man deutlich, was sie gewirkt und gewollt. Alle Länder, in welchen sie lehrten und herrschten, waren in tiefe Sclaverei der Fürsten und ihrer Günstlinge, sowie der Priester versenkt, in Frankreich, Spanien und Portugal war die Despotie heimisch, und nicht weniger unumschränkt eigenmächtig herrschten die Fürsten des katholischen Deutschlands, nur die Jesuiten selbst waren bei dem allgemeinen Druck heiter und frei. Während langer Zeit handhabten sie die Herrschaft in Oesterreich und die Minister stiegen und fielen durch sie. Kaiser Joseph II. selbst sagte von ihnen: „Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnung, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, — alles war ihrer Führung anvertraut, aber man weiß auch, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt und welche Fesseln sie den Nationen aufgelegt.“ Bayern insbesondere war ihr Paradies, das sie aber so sehr in aller Geistesbildung verkümmeren ließen, daß Friedrich das Land „ein Paradies von wilden Thieren bewohnt“ nannte. Prunk und Schwelgerei der Fürsten, wie Aberglauben, Unwissenheit und Roheit zehrten an dem Marke des kräftigen Volkes; die Schulen blieben in alter Unverbesserlichkeit. Die Jesuiten verstanden es, den Geist mit Wenigem abzufinden und mit todten Zahlen und Namen zu betäuben. In keiner Wissenschaft und Kunst, was auch ihre Lobredner sagen mögen, sind sie fortgeschritten; Manches haben sie gerettet, was sonst etwa verloren, aber noch mehr haben sie zerstört und zumal jene Wissenschaften geflissentlich unterdrückt und geächtet, welche bürgerliche und geistige Freiheit anstreben und entwickeln. Wie die alten Römer, wollten sie ihre Sprache, ihre Gesinnungen und Gesetze über alle Völker verbreiten, ein Reich in ihrem Geiste gründen. Das war gegen die Natur: so mußten sie und ihr Werk vergehen, als von allen Seiten dazumal, auch von dem beißenden Spotte der Gelehrten, denen sie selten zu ihrer Ehre antworten konnten, und von der öffentlichen Meinung die Angriffe geschahen. Ein berühmter Staatsmann, der nachmals in Deutschland mächtig waltete, äußerte: die Jesuiten sind in einem großen Staate, wo die Argusaugen der Polizei nicht alles durchspähen können, die unentbehrlichsten Werkzeuge der Regierung, weil das Ansehen der Religion ihnen den Weg zur Auffindung aller Familienverhältnisse anbahnt. Das also war ihre vorzüglichste Wirksamkeit.

Der bayerische Erbfolgekrieg.

Der wachsenden Macht und dem Ansehen Preußens gegenüber suchte der Fürst Kaunitz, im Besitze des vollsten Vertrauens der Kaiserin Maria Theresia, die alte Größe des österreichischen Hauses zu erhalten und wenn möglich zu steigern. Dies glaubte er am Schnellsten und Sichersten zu erreichen durch das feste innige Anschließen an Frankreich und es gelang ihm, alle Bourbonen durch Vermählungen mit dem von ihnen so lange und unversöhnlich gehaßten Geschlechte Lothringen zu verbinden. Der Thronerbe und nachmalige König von Frankreich Ludwig XVI. vermählte sich mit der Erzherzogin Maria Antoinette und von Wien aus wurde Alles aufgeboten, die österreichische Partei am Hofe von Versailles zu erhalten und ihren Einfluß zu erhöhen, wer dagegen war, mußte weichen. Kaunitz stiftete die Verbindungen mit Neapel, Madrid und Parma, und durch die Erbtochter Beatrix von Modena, Massa und Carara kam dieses Gebiet an das österreichische Haus. Maria Theresia empfahl ihren Töchtern beim Scheiden Demuth und Gehorsam gegen ihre Gemahle, sie sollten allen Unterthanen in treuer Anhänglichkeit vorleuchten, zugleich mahnte sie, zu verharren in deutscher Gesinnung und Frömmigkeit. Durch diese Verbindungen hoffte Kaunitz ein mächtiges, festdauerndes Gegengewicht gegen Preußen zu schaffen, das er haßte.

Joseph reiste nach Frankreich, gewann durch seine Anmuth den Hof, und für immer glaubte er die Verbindung der beiden Häuser gegründet. So konnte er leicht den Wechsel der Dinge erwarten, er schien für Oesterreich nur neuen Glanz, neue Macht zu bringen. An die Fortdauer des deutschen Reiches glaubte er bei Preußens wachsender Macht um so weniger, da er selbst Oesterreichs alte Pläne auszuführen hoffte und die kleinen süddeutschen Fürstenthümer, selbst Bayern an sich zu bringen strebte. Dagegen schien jetzt wenig Widerstand, die Edlen des ganzen vorzüglich süddeutschen Reiches betrachteten Wien fort und fort als ihre Hauptstadt, ihre jüngeren Söhne erhielten nach langem Harren und Demüthigen Militärstellen oder besoldete Aemter und Pfründen, selbst die Töchter suchten und fanden dort Versorgung auf die eine oder andere Art: so waren die Geheimnisse aller kleineren Höfe offen und Wien die eigentliche Heimath des Adels, der deswegen die Herrschaft Oesterreichs überall begünstigte. Dazu bediente sich aber Kaunitz noch anderer Mittel, sowohl um seine eigene als seines Fürstenhauses Herrschaft zu erhalten und auszubreiten. Eine eigene geheime Polizei — ähnlich der Inquisition — ward planmäßig unter ihm, Anfangs wie gegen die heimlichen Umtriebe der Jesuiten geschaffen, dann beibehalten und vervollkommnet, Angeber und Auflaurer aus allen Ständen förmlich

gedungen, der eine und zwar der schlechtere Theil des Volkes besoldet, um den andern durch ihn zu bewachen. Da war kein Land, kein Geheimniß so heilig, das nicht die heimliche Polizei erkundete, löste, welche mit ihren zahlreichen schlechten Mitgliedern das Verbrechen förderte, um die Ehre und die Belohnung der Entdeckung zu haben, welche das Briefgeheimniß verletzte, nach Laune oder persönlichem Hasse anschuldigte, Ungnade ohne Vergehen, ja selbst Verbannung und Gefängniß ohne Anklage, Gehör und Urtheil verursachte. Sogar die Kaiserin, sonst wohl religiösen Sinnes, lieh Kundschaftern und Angebern ihr Ohr und drang in die Familiengeheimnisse. Wie von einer unsichtbaren Hand ward die Staatsmaschine durch unsichtbare Hebel bewegt, gerüttelt, gezerrt, oder sie verlangte, wie ein reißendes Thier von Hunger instinktmäßig getrieben, immer größere Länderbeute. Dazu kam denn bald wieder Gelegenheit, um so lieber, weil ganz in der Nähe.

In Bayern hatte bisher mit biederem Sinne und treuer Liebe, wie damals kaum Einer in einem anderen Lande, Maximilian Joseph III. gewaltet und sich die Liebe seines Volkes durch Wohlthun, Freundlichkeit und manche gute Einrichtung gewonnen. Obgleich von Jesuiten erzogen und umgeben, sah er doch, wie weit Land und Volk in jeder Verbesserung zurückgekommen und hatte den Muth, den Eifer edler Männer zu kräftigen und zu schützen, welche Licht durch Wissenschaft zu verbreiten strebten. Denn bisher war Bayern, seitdem es die Jesuiten gesehen, wie von allen übrigen deutschen Ländern abgeschlossen und kein Buch, kaum ein Gedanke drang in das Land und Herz, den nicht die Jesuiten zuerst gestempelt. Die Schulen verwahrlost, die deutsche Sprache vernachlässigt, fast barbarisch, das Volk mit Andachten, Bruderschaften und sogenannten Liebeswerken, so wie von vielen Steuern darniedergedrückt, im Aberglauben, Gespensterfurcht dumpf hinlebend, dabei Bettler, Strolche, abgedankte und entlaufene Soldaten, Schinder und Schergen von seinem Fleiße nährend. Der gute Fürst kannte das Elend desselben nicht, denn feile, lügnerische Höflinge und Beamte betrogen auch ihn, wie die anderen Fürsten guter Gesinnung, und selbst, da in den theuren Jahren 1770—1773 in Zeitungen allgemeine Klage über das Elend und den Jammer deutscher Völker erscholl, erfuhr er auf die oftmalige Frage über den Zustand seines Volkes niemals die Wahrheit, ja die Höflinge brachten ihm selbst gewichtiges, schönes und wie sie sagten, wohlfeiles Brot, bis einst auf dem Rückzuge von der Kirche ausgehungerte Schaaren seinen Wagen umringten und flehend um Brot riefen. Da erkannte er den Betrug und gab was er konnte. Mehr als dieses, er gab auch geistige Nahrung, indem er die Akademie der Wissenschaften gegen die Ränke der Jesuiten und selbst seines Beichtvaters schützte. Aus freiem Antriebe, aus Liebe zur Wahrheit, Wissenschaft und zum Vaterlande hatten sich geistes- und geburt-edle Männer vereint, in Wort und Schrift das Volk

zu belehren, die alte Unwissenheit und den Aberglauben zu vertreiben und durch Mittheilung aus der Geschichte zur Erweckung der Vaterlands- und Menschenliebe zu wirken und die Muttersprache zur Erheiterung und Belehrung aus ihrer Schmach zu erheben. Die Grafen Haimhausen, Salern, Spreti und Töring, die edlen Männer Lori, Linbrunn und Obermayer schlossen den Bund 1759, dem sich bald mehrere anreihten, und die ihr segensreiches Wirken begannen in öffentlichen Versammlungen und Schriften. Von Allen leistete in der Folge keiner mehr, als der Priester und Lehrer Lorenz Westenrieder, der Geschichtschreiber jener Gesellschaft und seines geliebten Bayern, dessen Schicksale er dem Volke und der Jugend anmuthig-wahr vorüberführte. Gegen Hexerei und Zauberei schrieb Sterzinger zum Aerger der Jesuiten und ihrer Freunde, welche diesen Glauben noch immer vertheidigten, und im Volkskalender ward manche Belehrung niedergelegt.

So konnte sich das lang verwahrlosete Volk allmälig erheben zur Freude und zum Schmerze seines Fürsten, der ohne Kinder das Erbe einem Andern überlassen sollte. Gemäß der alten oft erneuten Hausverträge war Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz, als Haupt der älteren wittelsbachischen Linie, der Erbe; ein Wissenschaft und Kunst liebender Mann, aber ohne Halt und Festigkeit, schwelgerisch, wollüstig und an die heiteren Rheingegenden und dessen Bewohner gewöhnt, ohne Liebe zu dem alten Stammlande Bayern. Mit lauernder Sorgsamkeit wartete Kaunitz auf den entscheidenden Augenblick, vorher schon Alles bereitend. Joseph war für den Plan einer Abrundung von Oesterreichs Ländern mittelst der Erwerbung Bayerns ganz eingenommen und als Maximilian, der Geliebte, starb — Ende des Jahres 1777 — besetzten schnell die Oesterreicher den größten und schönsten Theil des Landes, schreckten durch Drohen und gewannen durch Versprechen den Kurfürsten Karl Theodor, daß er sein Erbe zersplittern ließ, und schon war der Theilungsvertrag durch bestochene Diener desselben unterzeichnet und die ganze Sache schien abgethan. Der österreichische Hof fürchtete von keiner Seite Widerspruch, zumal nicht von auswärtigen Mächten, die entweder mit Oesterreich befreundet oder in andere Kriege verwickelt waren: als plötzlich die Herzoge von Zweibrücken, die nächsten Erben des Wittelsbacher Gutes, durch den heimlichen Abgesandten Friedrich's — den Grafen Eustach Görtz — ermuntert, gegen den Vergleich sich öffentlich erklärten und Friedrich's Schutz anriefen, den er sogleich gewährte. Vergebens waren alle Unterhandlungen Oesterreichs mit den Herzogen und mit Friedrich, dem man im Voraus alle andere Vergrößerung und die Einverleibung von Anspach und Bayreuth an Brandenburg gewährte, welche Fürstenthümer aber den Hausverträgen gemäß ohnehin einst an ihn übergehen mußten: nichts führte die friedliche Ausgleichung herbei. Friedrich fürchtete jetzt mehr Oesterreichs Vergrößerung, als er seine eigene suchte. Nach Bayerns Falle war die Zertrümmerung

des alten deutschen Reiches gewiß und nur Oesterreich und Preußen noch vorhanden, die sich feindlich gegenüber standen, darum wollte er in Bayern sich selbst schützen, zumal er wußte, Katharina neige sich mehr zu Oesterreich, um mit dessen Hülfe oder Stillschweigen ihren lang genährten großen Plan der Türkenvertreibung aus Europa zu vollziehen. So begann der Krieg. Joseph stellte sich dem alten siegerprobten Feldherrn muthig und kühn, doch mit Vorsicht gegenüber; mit Vorsicht, dem Glücke mißtrauend, begann den Krieg auch Friedrich, er drang mit Heinrich und den ihm verbündeten Sachsen, welche Ansprüche auf die Allodialerbschaft Maximilian's machten, in Böhmen ein, lagerte dort und wagte es nicht, die Oesterreicher aus ihrer festen Stellung an der Oberelbe zu vertreiben; der Ausgang schien ungewiß, daher Zögerung von beiden Seiten. Während dessen schrieb Maria Theresia, die für ihren Sohn bangte, im Gefühle des Alters und mit religiösem Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Sache eigenhändig an Friedrich, suchte zu vermitteln, zu frieden: sie sei in Verzweiflung, zu sehen, wie sie einander ihre vom Alter gebleichten Haare auszuraufen streben. Maria Theresia konnte es nach der Theilung Polens nie verschmerzen, ihre reinen Hände mit dieser That gleichsam beschmutzt zu haben, und als der Krieg wegen Bayern begann, schrieb sie an Joseph: Unser Herr Gott kann uns nicht segnen, denn es ist eine ungerechte Sache. Frankreich redete zur Versöhnung; endlich erklärte auch Katharina von Rußland auf die dringenden Vorstellungen ihres Ministers selbst gegen ihre Neigung und früheren Aeußerungen an Maria Theresia: sie könne den Unruhen in Deutschland, dem Mittelpunkte der europäischen Angelegenheiten, nicht länger ruhig zusehen und fordere von Oesterreich Ausgleichung in dieser Sache, widrigenfalls sie Friedrich mit einem Heere unterstützen würde. Dies brachte die Entscheidung und den Frieden zu Teschen unter Frankreichs Vermittelung (J. 1779). Durch denselben erhielt Oesterreich einen Theil von Niederbayern, Sachsen aber sechs Millionen Thaler; Friedrich verlangte großmüthig für die Kriegskosten nichts. Aber Alle, außer Frankreich, waren unzufrieden: Friedrich hatte seinen Zweck nicht ganz erreicht; Oesterreich nicht alles Gesuchte gewonnen, Bayern verloren. Laut klagte der Wiener Hof über Frankreichs Benehmen, nannte dasselbe treulos und zweideutig und wandte sich um so lieber zu dem ihm entgegenkommenden Rußland, selbst Kaunitz zog seine Empfindlichkeit zu Katharina und England. Der thatenbegierige Joseph, welcher Katharina's Pläne gegen die Türken kannte und eifrig Theilnahme wünschte, weil er sich überall gehemmt sah, suchte ihre persönliche Bekanntschaft. Die Reise nach Rußland wurde verabredet und, ungeachtet Preußen alles anwandte, sie zu vereiteln, auch ausgeführt. Joseph zeigte sich der eiteln unternehmenden Katharina ganz gefällig, bequemte sein ganzes Betragen nach der Gemüthsart und dem Sinn der Kaiserin, vereinte Ehrfurcht mit Offenheit und Schmeicheln so

geschickt und gab selbst ihren abenteuerlichen Plänen Beifall, daß er sie gewann. Ihre Bewunderung für Friedrich sank, jetzt war er in ihren Augen nur ein räuberischer Alter, der lediglich auf seinen Vortheil sah und eine ränkevolle Staatsklugheit übte; dagegen ward Joseph bei seiner Abreise mit Lob überhäuft und der Bund mit ihm gemacht, ehe er noch förmlich geschlossen war.

Vergebens suchte Friedrich das alte gute Verhältniß wieder herzustellen; vergebens sandte er den Kronprinzen, seinen Neffen, nach Petersburg. Dieser vermochte mit der sparsamen Ausstattung und dem wenigen Gefolge bei dem geschenkesüchtigen Hofe und den mächtigen Großen nichts, machte auf die Kaiserin selbst nur einen üblen Eindruck und hob dadurch Joseph's Verdienste um so mehr; ja, Katharina verhehlte es gar nicht, daß der Besuch sie langweile. Vergebens war auch die Absendung des edlen klugen Görtz, die Freundschaft für Preußen war aufgelöst, Vortheile noch mehr als Neigung zogen sie zu Joseph, um mit ihm die Türken zu vertreiben. Görtz fühlte dies wohl, suchte aber die ruhm- und gewaltliebende Herrscherin auf einen andern Gegenstand zu lenken und ward Ursache, daß Rußland sich endlich entschieden in Deutschlands Angelegenheiten mischte, die es bisher noch gleichgültig betrachtete. In mehreren Schriften und Unterredungen zeigte er den Ministern das Nützliche und der Kaiserin das Rühmliche, wenn Rußland die deutschen, durch den Westphälischen und Teschner Frieden festgesetzten Verfassungen schirme, Frankreich von seinem bisher überwiegenden Einflusse ausschließe und die kleineren Fürsten beschütze. Auf diese Weise hoffte er den Eroberungsplänen Joseph's in Deutschland zu begegnen. Der Antrag schmeichelte der Kaiserin, sie ernannte 1781 Gesandte in Deutschland, die an den wichtigsten Höfen weilten, den Fürsten und Ständen des deutschen Reiches die Absicht ihrer Kaiserin erklären und sich bemühen sollten, Vertrauen und Dankbarkeit gegen eine Macht zu wecken, die so großmüthig ihr Beschützer und Wohlthäter werden wollte. So schien nach Friedrich's Plane die Macht Oesterreichs über Deutschland von Neuem, vielleicht für immer geschwächt und Joseph in seinem Unternehmen gehemmt, der sich nicht gescheut, ihm durch den Prinzen Heinrich die Theilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich in die nördliche und südliche Hälfte vorzuschlagen, da die bisherige Feudalverfassung ohnehin nicht mehr im Gleichgewicht mit den übrigen europäischen Staaten war. Friedrich wich klug aus, wollte Ruhe für sich und Deutschland und den Ruhm, am Ende seines Lebens Deutschland erhalten zu haben. Joseph erkannte mit den ihm ergebenen Fürstenhäusern die Absicht jener russischen Erklärung deutlich und äußerte sich offen und bitter über die Einmischung Rußlands in Deutschlands Angelegenheiten; doch bald kam der Augenblick, wo Oesterreich den Einfluß Rußlands schlau gegen Preußen für sich benutzte.

Joseph der Zweite, Alleinherrscher.

Der Tod Maria Theresia's (1780) entledigte den feurigen Joseph endlich vom lang geduldeten hartgezähmten Zwang. Jetzt wollte er Selbstherrscher sein und ward es. Plötzlich sollte Alles anders werden, was er seit langem beobachtet und durchdacht, sollte in's Leben treten nach seinem Willen, unbekümmert, ob er alte Rechte und allgemeine Freiheit verletze oder nicht. Der Scepter sollte ihm ein Zauberstab sein, alles Alte zu zertrümmern und aus den Trümmern Neues zu schaffen. Aus den verschiedenen Völkern und Verfassungen seines großen Reiches wollte er ein Reich, ein Volk gestalten, allen Unterschied der Sprachen und Gewohnheiten vertilgen, das Lehensjoch zerbrechen, die Last der Landbewohner erleichtern, den Aberglauben verscheuchen, die Herrschaft der Geistlichen demüthigen, Gewerbfleiß, Ackerbau, Künste und Handel beleben, wobei ihn Kaunitz mit seinen großartigen Plänen unterstützte, der den Handel Oesterreichs im Schwarzen und Mittelmeere frei wollte. Kaum wußte Joseph, wo zuerst beginnen, darum begann er Vieles zugleich in solcher Hast, daß er statt das Bessere allmälig zu gewähren und zu wecken, manches blos zu zerstören schien. Die besondere Gerichtsbarkeit der Einzelnen unterdrückte er zuerst, weil nur vom Landesherrn alle Gerichtsbarkeit ausgehe. Bei allen Verordnungen und Unternehmungen aber zeigte sich klar, daß der unumschränkte Wille des Fürsten allgemeiner Grundsatz der Staatsverwaltung werde, und daß die Ausführung seiner Entwürfe oft durch Gewalt geschehen und so gebilligt werden mußte. Daher erklärte er die katholische Kirche für die herrschende, vernichtete aber das Ansehen des Papstes beinahe ganz, keine seiner Bullen durften die Bischöfe ohne des Kaisers Willen verkünden, die Geistlichen kamen unter weltliches Gericht; beinahe alle Mönchs- und Nonnenklöster wurden aufgehoben, er schonte nur derer, die der Jugenderziehung gewidmet waren; aus den aufgehobenen bildete er Siech-, Schul- und Waisenhäuser, dabei vertrieb er aber mit schreiender Ungerechtigkeit Mönche und Nonnen aus ihren Wohnungen und ließ sie beinahe verschmachten, da das ausgesetzte Gehalt sehr gering war. Die Wallfahrten wurden verboten, mehrere Bilder ihres kostbaren Schmuckes verlustig; zur Erziehung der Jugend ein Staats- und Sittenkatechismus verfaßt; Alles sollte sich unter die Gewalt allgemeiner Gesetze beugen, die Herrschaft und der Einfluß der Geistlichen, auf deren Ansehen er eifersüchtig bei seinem Willen zur Alleinherrschaft war, aufhören; „er habe es nicht gerne, daß Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen, sich so viele Mühe geben, das Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Sie, vor deren geschornen Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfalle,

haben sich die größte Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben; er wolle sein Volk von diesem Aberglauben befreien.“ Das Recht der Erstgeburt, welches das Vermögen an wenige Häuser brachte, hörte durch ihn bei Privatpersonen auf, die Ehe ward blos zum bürgerlichen Vertrag, die Scheidung leicht, auch die kostspielige Leichenfeier verboten. Nicht durch Lehre und Unterricht, sondern blos durch Befehl ward dies alles vollführt; am wichtigsten und rühmlichsten für ihn erscheint sein Duldungsbefehl. Jeder sollte von nun an seine religiöse Ueberzeugung frei und öffentlich bekennen dürfen. Dadurch erklärte er alle Christen einander gleich, gewährte ihnen freie Uebung ihrer Gottesverehrung, besorgte eine neue deutsche Bibelübersetzung, für die Messe einen deutschen Gesang durch Denis, den Jesuiten und Dichter, erlaubte den Juden Handwerke und Künste zu treiben und den Besuch der öffentlichen Schulanstalten und Akademien, ermunterte Künste und Wissenschaften, freilich mehr dem Nutzen und seinem Ruhme zu dienen, errichtete Lehrstühle für Heilkunst, Wundarzneikunst, Pflanzen- und Naturlehre und Naturgeschichte, ermunterte die inländischen Manufacturen, legte neue Kanäle und Straßen an, und weckte durch sein ganzes Reich ein reges erwartungsvolles Leben. Jetzt erschollen die Stimmen der Gebildeten, lange Unterdrückten in Wort und Schrift über die Mißbräuche in der Kirche, sie geißelten Aberglauben, Zauberei und Hexerei. Andere eiferten gegen die kleinen despotischen Herren, welche als Gutsbesitzer die Menschen an die Scholle gefesselt hielten, und Joseph hob in Deutschland alle Herrenrechte, Zehnten und Frohnrechte auf. Jedermann sollte fortan nur einen Herrscher über sich haben und seiner bürgerlichen Rechte sich freuen. Der Adel, in seinen bisherigen Genüssen und Vorrechten gekränkt und geschmälert, klagte vergebens und trug endlich schweigend, was die Nothwendigkeit gebot; die Geistlichkeit arbeitete im Stillen, aber gegen seinen gewaltigen Willen waren Bitten und Vorstellungen vergebens. Da machte sich Pius VI. im Jahre 1782 von Rom auf, den Kaiser in Wien zu besuchen und in persönlicher Unterredung zu erlangen, was ihm bisher in vertrauten Briefen nicht gelungen war.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche wurde mit aller Pracht und Ehrenbezeugungen empfangen und bedient, aber zugleich wie ein Gefangener mit Wachen umstellt, daß ihn Niemand ohne Vorwissen des Kaisers sprechen konnte. Joseph wich jeder Unterredung über Kirchendinge aus, als gehöre dies vor seinen geheimen Rath, so ward der Papst hingehalten und schied endlich, ohne etwas erreicht zu haben, tief bekümmert über Joseph's Unbeugsamkeit und gedemüthigt durch eitle Förmlichkeit und erheuchelte Ehrfurcht. Er wandte sich nach München, dem deutschen Rom, wo unter Karl Theodor das ganze kirchliche Mittelalter und die geistliche Herrlichkeit noch lebte oder wiederzukehren schien. Der Streit Joseph's mit Rom dauerte in Briefen fort. Seine immer engere Freundschaft mit

8*

Katharina, welche ihm für den Beistand gegen die Türken und zur Vergrößerung Rußland's gern die Herstellung und Erweiterung des alten römisch-deutschen Kaiserreichs gewähren wollte, regten den ruhm- und landbegierigen Kaiser gewaltig auf, obgleich er an der Möglichkeit der Ausführung mit Recht zweifelte. Im Fortgange des Streites wollte er endlich förmlich sich vom römischen Hofe trennen und sich völlig unabhängig in der Leitung aller geistlichen Angelegenheiten seiner Staaten machen. Er glaubte sein Volk reif für eine so große, so plötzliche Veränderung; der Zustimmung der meisten seiner Bischöfe gewiß, hoffte er durch Herstellung eines Nationalkoncils den Gottesdienst und Religionsunterricht so zu ordnen, wie es dem allgemeinen Besten zuträglich wäre; der Papst, dessen Ansehen und Gewalt damals selbst der fromme katholische Weihbischof von Trier, Hontheim, in einer eifrig und viel gelesenen Schrift angriff, sollte bloßer Bischof von Rom werden, und plötzlich reiste Joseph selbst dahin, um durch sein Ansehen und seine Macht Alles nach seinem Willen zu lenken. Doch die Unterredungen mit dem klugen Cardinal Bernis und dem Ritter Azara, welche ihm ernstlich riethen, die Frucht der Zeit nicht voreilig zu brechen und das so lang in Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk nicht für reif zu achten, brachten ihn von seinem Vorhaben ab. Von nun an verfolgte er auch seine kirchlichen Angelegenheiten weniger eifrig und nahm dadurch den Einen das Zutrauen zur Regierung, den Anderen die Furcht, aber ungescheut verfolgte er seine Pläne zur Abrundung sowohl weltlicher als geistlicher Gerichtsbarkeit, seinen Staat jedem Einflusse von außen zu verschließen. Als der Fürstbischof von Passau (13. März 1783) starb, trennte er sogleich alles Land, was zu Oesterreich gehörte, von dem bisherigen Kirchensprengel desselben und theilte es theils dem Erzbisthume Wien, theils dem neu errichteten Bisthume Linz zu, als fordere dies das Heil der Seelen. Vergebens war die ohnmächtige Klage des Hochstiftes, von dessen dreiundzwanzig Domherren nur sieben gegenwärtig waren, während die anderen die Einkünfte ihrer Pfründen sorglos anderswo verzehrten. Der neuerwählte Bischof billigte die Abtretung und zahlte noch eine bedeutende Summe, worauf er die dem Bischofe und dem Kapitel entrissenen Güter wie durch Wiederkauf zurück erhielt. Auf gleiche Weise trennte Joseph den eger'schen Kreis in Böhmen vom Bisthum Regensburg und nahm denen von Kostnitz und Chur die ihrigen in den vorderösterreichischen Ländern, weil er fremden Bischöfen keine Gewalt in seinen Erblanden gewähren könne. Vergebens waren alle Vorstellungen, selbst Mahnungen, daß die Kirchenbezirke und Rechte in der deutschen Verfassung gegründet wären, immer deutlicher zeigte sich sein Streben, Oesterreich ganz von Deutschland zu trennen oder dieses so viel möglich in jenes zu verschmelzen. Schon ward die alte Verfassung in ihren innersten Fugen gerüttelt, schon erkannten Manche den nahen Sturz,

vor allen die geistlichen Fürsten. Aber ihre Klagen verhallten unbeachtet. Was geistlichen Ständen geschah, kümmerte die weltlichen nicht, und die Protestanten sahen mit Vergnügen die Prälaten gedemüthigt und ihrer Rechte beraubt, und jeder der Fürsten suchte nach dem Beispiele der beiden Mächtigen zu erwerben und, nach dem Lieblingsworte und Plane, sein Land abzurunden, unbekümmert um die Kränkung Anderer. Gründe etwas anzusprechen erfanden die besoldeten Hofgelehrten und Richter leicht.

Friedrich's des Zweiten letzte That.

Durch eine neue Reise nach Frankreich gewann der Kaiser Joseph diesen Hof ganz, er ward jetzt mit Vertrauen und selbst Schmeichelei aufgenommen; das alte freundschaftliche Verhältniß, welches seine Mutter geknüpft, ward erneuert und so sehr hielt er den Bund mit Frankreich für dauernd und aufrichtig, daß er den Grenz- (Barrièr-) Vertrag eigenmächtig aufhob und die Holländer, welche bei der Uebergabe der spanischen Niederlande an Oesterreich im Utrechter Frieden (1715) die wichtigsten Festungen Belgien's gegen Frankreich hin aus Furcht vor dieser Macht besetzt hielten, vertrieb und aller Gegenvorstellungen ohngeachtet die meisten derselben schleifen ließ. Seine Reisen hatten ihm die Wehrlosigkeit Holland's enthüllt und so forderte er jetzt die freie Schifffahrt auf der lang gesperrten Schelde. Vergebens warnte selbst Kaunitz und widerrieth den Krieg. Joseph rechnete auf Frankreich's und Rußland's Beistand und glaubte, das erschreckte Holland werde alles bewilligen und auf seine Schiffe nicht schießen. Die Schiffe fuhren ab, aber die vereinten Provinzen, insgeheim von Preußen ermuntert, widersetzten sich und Kaunitz ließ seinem Herrn wissen: die Holländer haben geschossen. Alles deutete auf einen allgemeinen Krieg; da erklärte Frankreich sich für Holland, bot seine Vermittlung an und Joseph entsagte der freien Schifffahrt auf der Schelde, seinen Ansprüchen auf Mastricht und erhielt dagegen eine Geldsumme, versuchte aber gleich darauf anderswo seine Kraft. Der Plan, Bayern zu erwerben, schien sein und Kaunitzen's Lieblingsziel; die Erb- und Machtansprüche auf dieses Land waren durch Friedrich's Wachsamkeit mißglückt, gegen einen Tausch schien jeder Einspruch vergebens und sogar ungerecht von fremden Mächten, wenn die Wittelsbacher einwilligten; zum Austausch war Karl Theodor bereit. Mit Widerwillen weilte er bisher in Bayern, seiner Unredlichkeit sich bewußt, er habe das Land an Oesterreich preisgeben wollen; finster und verschlossen, den Mönchen ergeben, der Wollust fröhnend — und Oesterreich that viel für seine Maitressen- und

Bastarden-Wirthschaft — verfolgte er die Männer, welche unter Max III. an die Spitze der Volksbildung sich gestellt und Andere, welche offen und muthig sich dem alten Geistesdrucke entzogen. Er förderte heimliche Angeberei und Verfolgung, ließ die Höflinge und Mönche nach Belieben walten, die Schulen verfallen und ertrug mit Unwillen die freien Aeußerungen des kräftigen Volksstammes, der im Gefühle seines Rechtes und seiner Vaterlandsliebe über des Fürsten Thun sich aussprach, daß er mit Freuden dem alten Stammlande entsagen und dafür die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund beherrschen wollte, das der Rheinpfalz benachbart und einst leicht abzurunden und mit demselben ganz zu vereinen wäre. Katharina von Rußland, welche Joseph's Freundschaft wegen ihres Planes gegen die Türkei eifrig wünschte, versprach selbst ihre Mitwirkung. Alles schien abgethan, der russische Gesandte Graf Romanzow glaubte die Einwilligung der Herzoge von Zweibrücken leicht erhalten oder durch Drohen ertrotzen zu können: aber sie wendeten sich schnell an Friedrich, ihren alten Beschützer und dieser machte nun zum Staunen der Bayern und Deutschlands die Verhandlung bekannt, worauf Karl Theodor und Joseph der Unterhandlung als einem Gerüchte vergebens widersprachen. Friedrich aber, der die Gefahr der Auflösung der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse bei Joseph's ungestümen Eroberungsplänen deutlich erkannte, gründete zum Schirm und zur Ruhe der deutschen ständischen Gerechtsame nach den Reichsgesetzen und Friedensschlüssen den deutschen Fürstenbund (3. Juli 1785) gegen Oesterreich's Eingriffe.

Dies war sein letztes Werk, im folgenden Jahre starb er, (17. August 1786), mehr bewundert als geliebt von der Mitwelt und seinen Unterthanen. Ohne Zweifel ist er der Gründer der Größe Preußens, dessen Bewohner alle in der Folge ihren Ruhm an den dieses Königs knüpften und kaum des deutschen Verbandes dachten, da sie an Friedrich selbst das Beispiel hatten, der als König selbstherrlich waltete, als Mensch beinahe ausschließlich dem kleinen Kreise der Franzosen angehörte, die er gerufen oder die sich wegen freier Ansichten verfolgt zu ihm flüchteten.

Beim Antritte seiner Regierung hatte er zwei Millionen und dritthalbhunderttausend Einwohner, am Ende nahe an sechs Millionen, dazu einen bedeutenden Schatz, ungeachtet seiner Kriege und des großen Heeres, da er die Geldmittel auf alle Weise zu vermehren suchte, wozu seine Sparsamkeit und die Steigerung der Zölle am meisten beitrug. Alle in's Land gebrachten Waaren zahlten eine hohe Abgabe, welche von eigenen Beamten erhoben wurden, die roh und lauernd, mißtrauisch überall nach verbotenen unverzollten Waaren forschten, zu jeder Stunde die Wohnung eines jeden Unterthanen durchsuchten und Wortbruch, Verrath der Bekannten, Lügen und falsche Eidschwüre und den gefährlichen Schleichhandel

erzeugten um Gewinn und Belohnung zu erhalten, oder der Strafe und den hohen Zöllen zu entgehen. Allgemein war der Unwille des Landes, als er diese an die Franzosen verpachtete und sie zu Zollbeamten setzte, welche ihren Vortheil so gut verstanden, daß sie reichlicher als die ersten Staatsdiener bezahlt wurden. Er selbst trieb Alleinhandel mit vielen, den Menschen wirklich oder scheinbar unentbehrlichen Dingen, als Zucker, Kaffee, Tabak und selbst mit dem Salze, oder er verkaufte ihn gegen hohe Abgaben. Der geheimen oder höheren Polizei, welche nachmals Alles zu erspähen suchte und kein Geheimniß heilig achtete, bedurfte er in seiner Herrscherkraft nicht.

Das Leben und Wirken der übrigen Fürsten Deutschland's verschwindet gegen die alles umwälzende und neugestaltende Kraft dieser beiden Herrscher, welche wie an Ländergebiet so an Geist und Thätigkeit alle anderen übertrafen und die alten Verhältnisse erschütterten, daß die Reichsverfassung bald zu enden schien. Dieses sahen viele Fürsten voraus, lebten darum in altgewohnter sorgloser Weise dahin, den Freuden der Jagd, der Wollust oder Bauliebhaberei ergeben, häuften Schulden auf Schulden, unbekümmert um ihre Erben und Unterthanen; jeder regierte nach Belieben, zufrieden, wenn es nur hält und hebt so lang er lebt, nach ihm mag die Welt und das Reich einstürzen! Joseph und Friedrich waren in der Selbstherrschaft ihre Muster und wie jener zu einem politischen Hierarchen und Papst in Uniform und Degen sich erheben wollte, so jeder andere nach seiner Weise. Die Militärherrschaft hatte sich stolz überall hervorgedrängt, das deutsche Staatsrecht war ein militärisches, aus der Landeshoheit eine despotische Gewalt geworden, alles zu thun und zu lassen, was einem Fürsten oder dessen Lieblingen beliebte, ein starkes Heer war das Mittel, alles durchzusetzen. Jeder Befehl mußte ohne Widerrede vollzogen werden, es schien, als habe sich der Staat in ein Mönchkloster oder eine Kaserne verwandelt. Die Geschäfte der Regierung wurden spielend behandelt, die ergötzenden Anstalten zuerst besorgt, die Diener und Werkzeuge derselben am besten besoldet, die ernstlichen und nützlichen Unternehmungen hinausgeschoben, biedere und verlässige einfache Männer übergangen, Schmeichler überall hervorgezogen, die Gerechtigkeit meist vom Kabinet abhängig, daß selbst Friedrich einst an den Markgrafen Christian von Kulmbach eine Vorstellung über dessen Kabinetsschurken erließ, welche die Aemter verkaufen und jedes Verbrechen nach Gunst erlassen. Ein schmähliches Andenken stiftete sich Friedrich II. von Hessen-Kassel, der an England zu dessen Krieg in Nordamerika zwölftausend Hessen lieferte, für welche er von 1776—1784 über 21 Millionen Thaler erhielt, davon er einen prächtigen Hofstaat hielt. Und die meisten kleinen Fürsten lieferten für die sogenannten Subsidiengelder ihre geworbenen Soldaten den zahlenden Staaten England oder Holland zu deren Kriegen in den fernsten Welttheilen.

Land und Menschen galten ja wie in den frühesten barbarischen Zeiten als Eigenthum der Gewaltherren. Der schleppende Rechtsgang machte beinahe jede Klage gegen solche unväterliche Regierung und Gerechtigkeit vergeblich, weder das kaiserliche Ansehen noch die Reichsgerichte vermochten etwas. Da erhob sich ein Feind gegen sie, den sie anfangs wenig geachtet und selbst gegen einander genährt und der plötzlich in furchtbarer Größe dastand: die Freiheit der Presse und die öffentliche Meinung. Vergebens suchten die kleinen Despoten ihre Herrlichkeit durch Schaugepränge dem Volke verständlich zu machen und sie erschienen statt ehrwürdig, nur eitel und anmaßend. Dies zeigte sich deutlich bei einem Auftritte mit dem Herzoge Karl von Würtemberg, welcher hier als ein Beispiel der Sitte jener Zeit erzählt wird. Derselbe hielt, aus den Bädern zurückkehrend, in einer kleinen preußischen Stadt, aus Gefälligkeit für seine Gemahlin, die den daselbst lebenden Dichter Göcking, den jetzt längst und mit Recht vergessenen, wollte kennen lernen. In Eile wurde in dem Wirthshause, welches das herzogliche Paar mit seiner Einkehr beehrte, ein Thron aus einer Himmelbettstelle zugerichtet, mit Teppichen behängt und der Wirth angewiesen, die Beamten des Städtleins zur Aufwartung bei dem Herzoge zu bewegen, dann würden sie wohl zur fürstlichen Tafel gezogen werden. Zuversichtlich erwartete der Herzog, auch Göcking würde erscheinen. Aber dieser kam nicht und deswegen bat ihn der Wirth, er möge doch ihm zu Lieb' am nächsten Tage kommen. Und Göcking kam, wurde aber erst nach langem Harren in das Zimmer eingeführt, in welchem der Herzog mit seiner Gemahlin auf dem schnell und schlecht gezimmerten Throne saß und den Dichter vornehm freundlich anredete: Ist er der Göcking, der Verse macht? Darauf entgegnete dieser schnell: „Ich bin Göcking, königlich preußischer Obersteuereinnehmer und heiße nicht Er!" wandte sich und ging, der Herzog aber reiste eilig ab.

Geistige Bestrebungen in Deutschland.

Zuerst der Kampf der beiden mächtigsten Staaten in Deutschland und dann der Friede hatten eine große geistige Regsamkeit entwickelt, die von da an des Volkes edleren Theil durchdrang, das nicht verführt, weder von den sittenlosen, noch von den gotteslästerlichen alles Recht und die Tugend verhöhnenden Schriften des Auslandes der alten deutschen Sitte treu blieb und dessen edle Söhne sich tiefer Forschungen widmeten. Preußen, zumal unter Friedrich dem Großen, die Zufluchtstätte der verfolgten freisinnigen Denker, hegte Männer, welche in Forschung über Kunst und Wissenschaft anderen vorleuchteten. Da erklärte Friedrich August Wolf die besten Schriften der Griechen

und Römer, forschte Humboldt mehr als ein halbes Jahrhundert in allen Zweigen der Natur, enthüllten Hamann und Mendelssohn ihre Gedanken über die tiefsten Wahrheiten, und Kant, der eine Welt von Gedanken in seinem Geiste herbergte und durch deren Mittheilung andere zum Selbstdenken anregte, — erhob die Vernunft zur Richterin über alle reinmenschlichen Angelegenheiten gegen die Anfeindungen geistlicher und weltlicher Frömmelei und blinden Glaubens und erwarb sich durch alle deutsche Gauen begeisterte Schüler, während schwache Nachbeter den Geist in barbarischer unverständlicher Redeweise an ihre Kaste fesseln zu können glaubten.

Der Mittelstand des deutschen Volkes arbeitete mit biederem Sinne für leibliche und geistige Nothdurft, fand seine Freude an eigenen Schöpfungen zur Bequemlichkeit; Handel und Verkehr brachten Schätze und Kraft, neue Waaren und Gedanken; die Sitten wurden feiner und geselliger, das Streben nach Unabhängigkeit und freier Entwickelung steigerte sich täglich und durch Pflege des Handels und der Wissenschaften hatte sich der Mittelstand zu einem bedeutenden Gegengewicht gegen den Adel erhoben und wer immer durch Reichthum oder geistige Thätigkeit sich auszeichnete, konnte seines Einflusses auf die Gesellschaft gewiß sein, während die ärmsten Haus- und Grundlosen, die Söldner oder Bauern ihr kümmerliches Dasein fortschleppten unter den alten von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Lasten. Schon sprachen in offenen Schriften Menschenfreunde für Verbesserung ihres Looses, von Anerkennung allgemeiner Menschenwürde, würdige Priester wirkten durch Verkündigung des göttlichen Wortes zur besseren Behandlung der hart Gedrückten, für die verwahrloste Jugend in den Städten und auf dem Lande schrieben, baten und sorgten edle Menschenfreunde, für deren und des Volkes Erziehung gründeten Andere, unter ihnen ausgezeichnet Pestalozzi, Waisen- und Unterrichts-Anstalten, schrieb der gemüthvolle biedere Justus Möser seine patriotischen Phantasien, die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfend und am tiefsten erkennend, was das deutsche Volk sein und werden könne.

Weil die Prüfung der inneren Staatenzustände und die Rüge derselben unter der straffen Selbstregierung der beiden gewaltigen Herrscher nicht ungefährlich war, wendeten sich Manche zur Untersuchung der kirchlichen Einrichtungen und der Glaubensvorschriften, rüttelten an dem seit Jahrhunderten gegründeten Bau der Kirche, schmähten und spotteten mit Gelehrsamkeit und Witz. Dinge, an deren Heiligkeit zu zweifeln man früher für Verbrechen hielt, verloren ihr altehrwürdiges Ansehen. Wohl viele Vorurtheile, mancher Aberglaube und Mißbrauch, aber bei Vielen wich auch der Glaube an das Heilige aus den Gemüthern, zumal der Großen. Spott über religiöse Dinge ward allgemein und bald wollten die Meisten nach Friedrich's des Großen Beispiel starke Geister sein — oder keine Religion haben und bedürfen und nie in die Kirche gehen, während

des alten deutschen Reiches gewiß und nur Oesterreich und Preußen noch vorhanden, die sich feindlich gegenüber standen, darum wollte er in Bayern sich selbst schützen, zumal er wußte, Katharina neige sich mehr zu Oesterreich, um mit dessen Hülfe oder Stillschweigen ihren lang genährten großen Plan der Türkenvertreibung aus Europa zu vollziehen. So begann der Krieg. Joseph stellte sich dem alten siegerprobten Feldherrn muthig und kühn, doch mit Vorsicht gegenüber; mit Vorsicht, dem Glücke mißtrauend, begann den Krieg auch Friedrich, er drang mit Heinrich und den ihm verbündeten Sachsen, welche Ansprüche auf die Allodialerbschaft Maximilian's machten, in Böhmen ein, lagerte dort und wagte es nicht, die Oesterreicher aus ihrer festen Stellung an der Oberelbe zu vertreiben; der Ausgang schien ungewiß, daher Zögerung von beiden Seiten. Während dessen schrieb Maria Theresia, die für ihren Sohn bangte, im Gefühle des Alters und mit religiösem Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Sache eigenhändig an Friedrich, suchte zu vermitteln, zu frieden: sie sei in Verzweiflung, zu sehen, wie sie einander ihre vom Alter gebleichten Haare auszuraufen streben. Maria Theresia konnte es nach der Theilung Polens nie verschmerzen, ihre reinen Hände mit dieser That gleichsam beschmutzt zu haben, und als der Krieg wegen Bayern begann, schrieb sie an Joseph: Unser Herr Gott kann uns nicht segnen, denn es ist eine ungerechte Sache. Frankreich redete zur Versöhnung; endlich erklärte auch Katharina von Rußland auf die dringenden Vorstellungen ihres Ministers selbst gegen ihre Neigung und früheren Aeußerungen an Maria Theresia: sie könne den Unruhen in Deutschland, dem Mittelpunkte der europäischen Angelegenheiten, nicht länger ruhig zusehen und fordere von Oesterreich Ausgleichung in dieser Sache, widrigenfalls sie Friedrich mit einem Heere unterstützen würde. Dies brachte die Entscheidung und den Frieden zu Teschen unter Frankreichs Vermittelung (J. 1779). Durch denselben erhielt Oesterreich einen Theil von Niederbayern, Sachsen aber sechs Millionen Thaler; Friedrich verlangte großmüthig für die Kriegskosten nichts. Aber Alle, außer Frankreich, waren unzufrieden: Friedrich hatte seinen Zweck nicht ganz erreicht; Oesterreich nicht alles Gesuchte gewonnen, Bayern verloren. Laut klagte der Wiener Hof über Frankreichs Benehmen, nannte dasselbe treulos und zweideutig und wandte sich um so lieber zu dem ihm entgegenkommenden Rußland, selbst Kaunitz zog seine Empfindlichkeit zu Katharina und England. Der thatenbegierige Joseph, welcher Katharina's Pläne gegen die Türken kannte und eifrig Theilnahme wünschte, weil er sich überall gehemmt sah, suchte ihre persönliche Bekanntschaft. Die Reise nach Rußland wurde verabredet und, ungeachtet Preußen alles anwandte, sie zu vereiteln, auch ausgeführt. Joseph zeigte sich der eiteln unternehmenden Katharina ganz gefällig, bequemte sein ganzes Betragen nach der Gemüthsart und dem Sinn der Kaiserin, vereinte Ehrfurcht mit Offenheit und Schmeicheln so

geschickt und gab selbst ihren abenteuerlichen Plänen Beifall, daß er sie gewann. Ihre Bewunderung für Friedrich sank, jetzt war er in ihren Augen nur ein räuberischer Alter, der lediglich auf seinen Vortheil sah und eine ränkevolle Staatsklugheit übte; dagegen ward Joseph bei seiner Abreise mit Lob überhäuft und der Bund mit ihm gemacht, ehe er noch förmlich geschlossen war.

Vergebens suchte Friedrich das alte gute Verhältniß wieder herzustellen; vergebens sandte er den Kronprinzen, seinen Neffen, nach Petersburg. Dieser vermochte mit der sparsamen Ausstattung und dem wenigen Gefolge bei dem geschenkesüchtigen Hofe und den mächtigen Großen nichts, machte auf die Kaiserin selbst nur einen üblen Eindruck und hob dadurch Joseph's Verdienste um so mehr; ja, Katharina verhehlte es gar nicht, daß der Besuch sie langweile. Vergebens war auch die Absendung des edlen klugen Görtz, die Freundschaft für Preußen war aufgelöst, Vortheile noch mehr als Neigung zogen sie zu Joseph, um mit ihm die Türken zu vertreiben. Görtz fühlte dies wohl, suchte aber die ruhm- und gewaltliebende Herrscherin auf einen andern Gegenstand zu lenken und ward Ursache, daß Rußland sich endlich entschieden in Deutschlands Angelegenheiten mischte, die es bisher noch gleichgültig betrachtete. In mehreren Schriften und Unterredungen zeigte er den Ministern das Nützliche und der Kaiserin das Rühmliche, wenn Rußland die deutschen, durch den Westphälischen und Teschner Frieden festgesetzten Verfassungen schirme, Frankreich von seinem bisher überwiegenden Einflusse ausschließe und die kleineren Fürsten beschütze. Auf diese Weise hoffte er den Eroberungsplänen Joseph's in Deutschland zu begegnen. Der Antrag schmeichelte der Kaiserin, sie ernannte 1781 Gesandte in Deutschland, die an den wichtigsten Höfen weilten, den Fürsten und Ständen des deutschen Reiches die Absicht ihrer Kaiserin erklären und sich bemühen sollten, Vertrauen und Dankbarkeit gegen eine Macht zu wecken, die so großmüthig ihr Beschützer und Wohlthäter werden wollte. So schien nach Friedrich's Plane die Macht Oesterreichs über Deutschland von Neuem, vielleicht für immer geschwächt und Joseph in seinem Unternehmen gehemmt, der sich nicht gescheut, ihm durch den Prinzen Heinrich die Theilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich in die nördliche und südliche Hälfte vorzuschlagen, da die bisherige Feudalverfassung ohnehin nicht mehr im Gleichgewicht mit den übrigen europäischen Staaten war. Friedrich wich klug aus, wollte Ruhe für sich und Deutschland und den Ruhm, am Ende seines Lebens Deutschland erhalten zu haben. Joseph erkannte mit den ihm ergebenen Fürstenhäusern die Absicht jener russischen Erklärung deutlich und äußerte sich offen und bitter über die Einmischung Rußlands in Deutschlands Angelegenheiten; doch bald kam der Augenblick, wo Oesterreich den Einfluß Rußlands schlau gegen Preußen für sich benutzte.

Joseph der Zweite, Alleinherrscher.

Der Tod Maria Theresia's (1780) entledigte den feurigen Joseph endlich vom lang geduldeten hartgezähmten Zwang. Jetzt wollte er Selbstherrscher sein und ward es. Plötzlich sollte Alles anders werden, was er seit langem beobachtet und durchdacht, sollte in's Leben treten nach seinem Willen, unbekümmert, ob er alte Rechte und allgemeine Freiheit verletze oder nicht. Der Scepter sollte ihm ein Zauberstab sein, alles Alte zu zertrümmern und aus den Trümmern Neues zu schaffen. Aus den verschiedenen Völkern und Verfassungen seines großen Reiches wollte er ein Reich, ein Volk gestalten, allen Unterschied der Sprachen und Gewohnheiten vertilgen, das Lehensjoch zerbrechen, die Last der Landbewohner erleichtern, den Aberglauben verscheuchen, die Herrschaft der Geistlichen demüthigen, Gewerbfleiß, Ackerbau, Künste und Handel beleben, wobei ihn Kaunitz mit seinen großartigen Plänen unterstützte, der den Handel Oesterreichs im Schwarzen und Mittelmeere frei wollte. Kaum wußte Joseph, wo zuerst beginnen, darum begann er Vieles zugleich in solcher Hast, daß er statt das Bessere allmälig zu gewähren und zu wecken, manches blos zu zerstören schien. Die besondere Gerichtsbarkeit der Einzelnen unterdrückte er zuerst, weil nur vom Landesherrn alle Gerichtsbarkeit ausgehe. Bei allen Verordnungen und Unternehmungen aber zeigte sich klar, daß der unumschränkte Wille des Fürsten allgemeiner Grundsatz der Staatsverwaltung werde, und daß die Ausführung seiner Entwürfe oft durch Gewalt geschehen und so gebilligt werden mußte. Daher erklärte er die katholische Kirche für die herrschende, vernichtete aber das Ansehen des Papstes beinahe ganz, keine seiner Bullen durften die Bischöfe ohne des Kaisers Willen verkünden, die Geistlichen kamen unter weltliches Gericht; beinahe alle Mönchs- und Nonnenklöster wurden aufgehoben, er schonte nur derer, die der Jugenderziehung gewidmet waren; aus den aufgehobenen bildete er Siech-, Schul- und Waisenhäuser, dabei vertrieb er aber mit schreiender Ungerechtigkeit Mönche und Nonnen aus ihren Wohnungen und ließ sie beinahe verschmachten, da das ausgesetzte Gehalt sehr gering war. Die Wallfahrten wurden verboten, mehrere Bilder ihres kostbaren Schmuckes verlustig; zur Erziehung der Jugend ein Staats- und Sittenkatechismus verfaßt; Alles sollte sich unter die Gewalt allgemeiner Gesetze beugen, die Herrschaft und der Einfluß der Geistlichen, auf deren Ansehen er eifersüchtig bei seinem Willen zur Alleinherrschaft war, aufhören; „er habe es nicht gerne, daß Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen, sich so viele Mühe geben, das Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Sie, vor deren geschornen Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfalle,

haben sich die größte Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben; er wolle sein Volk von diesem Aberglauben befreien.“ Das Recht der Erstgeburt, welches das Vermögen an wenige Häuser brachte, hörte durch ihn bei Privatpersonen auf, die Ehe ward blos zum bürgerlichen Vertrag, die Scheidung leicht, auch die kostspielige Leichenfeier verboten. Nicht durch Lehre und Unterricht, sondern blos durch Befehl ward dies alles vollführt; am wichtigsten und rühmlichsten für ihn erscheint sein Duldungsbefehl. Jeder sollte von nun an seine religiöse Ueberzeugung frei und öffentlich bekennen dürfen. Dadurch erklärte er alle Christen einander gleich, gewährte ihnen freie Uebung ihrer Gottesverehrung, besorgte eine neue deutsche Bibelübersetzung, für die Messe einen deutschen Gesang durch Denis, den Jesuiten und Dichter, erlaubte den Juden Handwerke und Künste zu treiben und den Besuch der öffentlichen Schulanstalten und Akademien, ermunterte Künste und Wissenschaften, freilich mehr dem Nutzen und seinem Ruhme zu dienen, errichtete Lehrstühle für Heilkunst, Wundarzneikunst, Pflanzen- und Naturlehre und Naturgeschichte, ermunterte die inländischen Manufacturen, legte neue Kanäle und Straßen an, und weckte durch sein ganzes Reich ein reges erwartungsvolles Leben. Jetzt erschollen die Stimmen der Gebildeten, lange Unterdrückten in Wort und Schrift über die Mißbräuche in der Kirche, sie geißelten Aberglauben, Zauberei und Hexerei. Andere eiferten gegen die kleinen despotischen Herren, welche als Gutsbesitzer die Menschen an die Scholle gefesselt hielten, und Joseph hob in Deutschland alle Herrenrechte, Zehnten und Frohnrechte auf. Jedermann sollte fortan nur einen Herrscher über sich haben und seiner bürgerlichen Rechte sich freuen. Der Adel, in seinen bisherigen Genüssen und Vorrechten gekränkt und geschmälert, klagte vergebens und trug endlich schweigend, was die Nothwendigkeit gebot; die Geistlichkeit arbeitete im Stillen, aber gegen seinen gewaltigen Willen waren Bitten und Vorstellungen vergebens. Da machte sich Pius VI. im Jahre 1782 von Rom auf, den Kaiser in Wien zu besuchen und in persönlicher Unterredung zu erlangen, was ihm bisher in vertrauten Briefen nicht gelungen war.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche wurde mit aller Pracht und Ehrenbezeugungen empfangen und bedient, aber zugleich wie ein Gefangener mit Wachen umstellt, daß ihn Niemand ohne Vorwissen des Kaisers sprechen konnte. Joseph wich jeder Unterredung über Kirchendinge aus, als gehöre dies vor seinen geheimen Rath, so ward der Papst hingehalten und schied endlich, ohne etwas erreicht zu haben, tief bekümmert über Joseph's Unbeugsamkeit und gedemüthigt durch eitle Förmlichkeit und erheuchelte Ehrfurcht. Er wandte sich nach München, dem deutschen Rom, wo unter Karl Theodor das ganze kirchliche Mittelalter und die geistliche Herrlichkeit noch lebte oder wiederzukehren schien. Der Streit Joseph's mit Rom dauerte in Briefen fort. Seine immer engere Freundschaft mit

Katharina, welche ihm für den Beistand gegen die Türken und zur Vergrößerung Rußland's gern die Herstellung und Erweiterung des alten römisch-deutschen Kaiserreichs gewähren wollte, regten den ruhm- und landbegierigen Kaiser gewaltig auf, obgleich er an der Möglichkeit der Ausführung mit Recht zweifelte. Im Fortgange des Streites wollte er endlich förmlich sich vom römischen Hofe trennen und sich völlig unabhängig in der Leitung aller geistlichen Angelegenheiten seiner Staaten machen. Er glaubte sein Volk reif für eine so große, so plötzliche Veränderung; der Zustimmung der meisten seiner Bischöfe gewiß, hoffte er durch Herstellung eines Nationalkoncils den Gottesdienst und Religionsunterricht so zu ordnen, wie es dem allgemeinen Besten zuträglich wäre; der Papst, dessen Ansehen und Gewalt damals selbst der fromme katholische Weihbischof von Trier, Hontheim, in einer eifrig und viel gelesenen Schrift angriff, sollte bloßer Bischof von Rom werden, und plötzlich reiste Joseph selbst dahin, um durch sein Ansehen und seine Macht Alles nach seinem Willen zu lenken. Doch die Unterredungen mit dem klugen Cardinal Bernis und dem Ritter Azara, welche ihm ernstlich riethen, die Frucht der Zeit nicht voreilig zu brechen und das so lang in Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk nicht für reif zu achten, brachten ihn von seinem Vorhaben ab. Von nun an verfolgte er auch seine kirchlichen Angelegenheiten weniger eifrig und nahm dadurch den Einen das Zutrauen zur Regierung, den Anderen die Furcht, aber ungescheut verfolgte er seine Pläne zur Abrundung sowohl weltlicher als geistlicher Gerichtsbarkeit, seinen Staat jedem Einflusse von außen zu verschließen. Als der Fürstbischof von Passau (13. März 1783) starb, trennte er sogleich alles Land, was zu Oesterreich gehörte, von dem bisherigen Kirchensprengel desselben und theilte es theils dem Erzbisthume Wien, theils dem neu errichteten Bisthume Linz zu, als fordere dies das Heil der Seelen. Vergebens war die ohnmächtige Klage des Hochstiftes, von dessen dreiundzwanzig Domherren nur sieben gegenwärtig waren, während die anderen die Einkünfte ihrer Pfründen sorglos anderswo verzehrten. Der neuerwählte Bischof billigte die Abtretung und zahlte noch eine bedeutende Summe, worauf er die dem Bischofe und dem Kapitel entrissenen Güter wie durch Wiederkauf zurück erhielt. Auf gleiche Weise trennte Joseph den eger'schen Kreis in Böhmen vom Bisthum Regensburg und nahm denen von Kostnitz und Chur die ihrigen in den vorderösterreichischen Ländern, weil er fremden Bischöfen keine Gewalt in seinen Erblanden gewähren könne. Vergebens waren alle Vorstellungen, selbst Mahnungen, daß die Kirchenbezirke und Rechte in der deutschen Verfassung gegründet wären, immer deutlicher zeigte sich sein Streben, Oesterreich ganz von Deutschland zu trennen oder dieses so viel möglich in jenes zu verschmelzen. Schon ward die alte Verfassung in ihren innersten Fugen gerüttelt, schon erkannten Manche den nahen Sturz,

vor allen die geistlichen Fürsten. Aber ihre Klagen verhallten unbeachtet. Was geistlichen Ständen geschah, kümmerte die weltlichen nicht, und die Protestanten sahen mit Vergnügen die Prälaten gedemüthigt und ihrer Rechte beraubt, und jeder der Fürsten suchte nach dem Beispiele der beiden Mächtigen zu erwerben und, nach dem Lieblingsworte und Plane, sein Land abzurunden, unbekümmert um die Kränkung Anderer. Gründe etwas anzusprechen erfanden die besoldeten Hofgelehrten und Richter leicht.

Friedrich's des Zweiten letzte That.

Durch eine neue Reise nach Frankreich gewann der Kaiser Joseph diesen Hof ganz, er ward jetzt mit Vertrauen und selbst Schmeichelei aufgenommen; das alte freundschaftliche Verhältniß, welches seine Mutter geknüpft, ward erneuert und so sehr hielt er den Bund mit Frankreich für dauernd und aufrichtig, daß er den Grenz- (Barrièr-) Vertrag eigenmächtig aufhob und die Holländer, welche bei der Uebergabe der spanischen Niederlande an Oesterreich im Utrechter Frieden (1715) die wichtigsten Festungen Belgien's gegen Frankreich hin aus Furcht vor dieser Macht besetzt hielten, vertrieb und aller Gegenvorstellungen ohngeachtet die meisten derselben schleifen ließ. Seine Reisen hatten ihm die Wehrlosigkeit Holland's enthüllt und so forderte er jetzt die freie Schifffahrt auf der lang gesperrten Schelde. Vergebens warnte selbst Kaunitz und widerrieth den Krieg. Joseph rechnete auf Frankreich's und Rußland's Beistand und glaubte, das erschreckte Holland werde alles bewilligen und auf seine Schiffe nicht schießen. Die Schiffe fuhren ab, aber die vereinten Provinzen, insgeheim von Preußen ermuntert, widersetzten sich und Kaunitz ließ seinem Herrn wissen: die Holländer haben geschossen. Alles deutete auf einen allgemeinen Krieg; da erklärte Frankreich sich für Holland, bot seine Vermittlung an und Joseph entsagte der freien Schifffahrt auf der Schelde, seinen Ansprüchen auf Mastricht und erhielt dagegen eine Geldsumme, versuchte aber gleich darauf anderswo seine Kraft. Der Plan, Bayern zu erwerben, schien sein und Kaunitzen's Lieblingsziel; die Erb- und Machtansprüche auf dieses Land waren durch Friedrich's Wachsamkeit mißglückt, gegen einen Tausch schien jeder Einspruch vergebens und sogar ungerecht von fremden Mächten, wenn die Wittelsbacher einwilligten; zum Austausch war Karl Theodor bereit. Mit Widerwillen weilte er bisher in Bayern, seiner Unredlichkeit sich bewußt, er habe das Land an Oesterreich preisgeben wollen; finster und verschlossen, den Mönchen ergeben, der Wollust fröhnend — und Oesterreich that viel für seine Maitressen- und

Bastarden-Wirthschaft — verfolgte er die Männer, welche unter Max III. an die Spitze der Volksbildung sich gestellt und Andere, welche offen und muthig sich dem alten Geistesdrucke entzogen. Er förderte heimliche Angeberei und Verfolgung, ließ die Höflinge und Mönche nach Belieben walten, die Schulen verfallen und ertrug mit Unwillen die freien Aeußerungen des kräftigen Volksstammes, der im Gefühle seines Rechtes und seiner Vaterlandsliebe über des Fürsten Thun sich aussprach, daß er mit Freuden dem alten Stammlande entsagen und dafür die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund beherrschen wollte, das der Rheinpfalz benachbart und einst leicht abzurunden und mit demselben ganz zu vereinen wäre. Katharina von Rußland, welche Joseph's Freundschaft wegen ihres Planes gegen die Türkei eifrig wünschte, versprach selbst ihre Mitwirkung. Alles schien abgethan, der russische Gesandte Graf Romanzow glaubte die Einwilligung der Herzoge von Zweibrücken leicht erhalten oder durch Drohen ertrotzen zu können: aber sie wendeten sich schnell an Friedrich, ihren alten Beschützer und dieser machte nun zum Staunen der Bayern und Deutschlands die Verhandlung bekannt, worauf Karl Theodor und Joseph der Unterhandlung als einem Gerüchte vergebens widersprachen. Friedrich aber, der die Gefahr der Auflösung der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse bei Joseph's ungestümen Eroberungsplänen deutlich erkannte, gründete zum Schirm und zur Ruhe der deutschen ständischen Gerechtsame nach den Reichsgesetzen und Friedensschlüssen den deutschen Fürstenbund (3. Juli 1785) gegen Oesterreich's Eingriffe.

Dies war sein letztes Werk, im folgenden Jahre starb er, (17. August 1786), mehr bewundert als geliebt von der Mitwelt und seinen Unterthanen. Ohne Zweifel ist er der Gründer der Größe Preußens, dessen Bewohner alle in der Folge ihren Ruhm an den dieses Königs knüpften und kaum des deutschen Verbandes dachten, da sie an Friedrich selbst das Beispiel hatten, der als König selbstherrlich waltete, als Mensch beinahe ausschließlich dem kleinen Kreise der Franzosen angehörte, die er gerufen oder die sich wegen freier Ansichten verfolgt zu ihm flüchteten.

Beim Antritte seiner Regierung hatte er zwei Millionen und dritthalbhunderttausend Einwohner, am Ende nahe an sechs Millionen, dazu einen bedeutenden Schatz, ungeachtet seiner Kriege und des großen Heeres, da er die Geldmittel auf alle Weise zu vermehren suchte, wozu seine Sparsamkeit und die Steigerung der Zölle am meisten beitrug. Alle in's Land gebrachten Waaren zahlten eine hohe Abgabe, welche von eigenen Beamten erhoben wurden, die roh und lauernd, mißtrauisch überall nach verbotenen unverzollten Waaren forschten, zu jeder Stunde die Wohnung eines jeden Unterthanen durchsuchten und Wortbruch, Verrath der Bekannten, Lügen und falsche Eidschwüre und den gefährlichen Schleichhandel

erzeugten um Gewinn und Belohnung zu erhalten, oder der Strafe und den hohen Zöllen zu entgehen. Allgemein war der Unwille des Landes, als er diese an die Franzosen verpachtete und sie zu Zollbeamten setzte, welche ihren Vortheil so gut verstanden, daß sie reichlicher als die ersten Staatsdiener bezahlt wurden. Er selbst trieb Alleinhandel mit vielen, den Menschen wirklich oder scheinbar unentbehrlichen Dingen, als Zucker, Kaffee, Tabak und selbst mit dem Salze, oder er verkaufte ihn gegen hohe Abgaben. Der geheimen oder höheren Polizei, welche nachmals Alles zu erspähen suchte und kein Geheimniß heilig achtete, bedurfte er in seiner Herrscherkraft nicht.

Das Leben und Wirken der übrigen Fürsten Deutschland's verschwindet gegen die alles umwälzende und neugestaltende Kraft dieser beiden Herrscher, welche wie an Ländergebiet so an Geist und Thätigkeit alle anderen übertrafen und die alten Verhältnisse erschütterten, daß die Reichsverfassung bald zu enden schien. Dieses sahen viele Fürsten voraus, lebten darum in altgewohnter sorgloser Weise dahin, den Freuden der Jagd, der Wollust oder Bauliebhaberei ergeben, häuften Schulden auf Schulden, unbekümmert um ihre Erben und Unterthanen; jeder regierte nach Belieben, zufrieden, wenn es nur hält und hebt so lang er lebt, nach ihm mag die Welt und das Reich einstürzen! Joseph und Friedrich waren in der Selbstherrschaft ihre Muster und wie jener zu einem politischen Hierarchen und Papst in Uniform und Degen sich erheben wollte, so jeder andere nach seiner Weise. Die Militärherrschaft hatte sich stolz überall hervorgedrängt, das deutsche Staatsrecht war ein militärisches, aus der Landeshoheit eine despotische Gewalt geworden, alles zu thun und zu lassen, was einem Fürsten oder dessen Lieblingen beliebte, ein starkes Heer war das Mittel, alles durchzusetzen. Jeder Befehl mußte ohne Widerrede vollzogen werden, es schien, als habe sich der Staat in ein Mönchkloster oder eine Kaserne verwandelt. Die Geschäfte der Regierung wurden spielend behandelt, die ergötzenden Anstalten zuerst besorgt, die Diener und Werkzeuge derselben am besten besoldet, die ernstlichen und nützlichen Unternehmungen hinausgeschoben, biedere und verlässige einfache Männer übergangen, Schmeichler überall hervorgezogen, die Gerechtigkeit meist vom Kabinet abhängig, daß selbst Friedrich einst an den Markgrafen Christian von Kulmbach eine Vorstellung über dessen Kabinetsschurken erieß, welche die Aemter verkaufen und jedes Verbrechen nach Gunst erlassen. Ein schmähliches Andenken stiftete sich Friedrich II. von Hesen-Kassel, der an England zu dessen Krieg in Nordamerika zwölftausend Hessen lieferte, für welche er von 1776—1784 über 21 Millionen Thaler erhielt, davon er einen prächtigen Hofstaat hielt. Und die meisten kleinen Fürsten lieferten für die sogenannten Subsidiengelder ihre geworbenen Soldaten den zahlenden Staaten England oder Holland zu deren Kriegen in den fernsten Welttheilen.

Land und Menschen galten ja wie in den frühesten barbarischen Zeiten als Eigenthum der Gewaltherren. Der schleppende Rechtsgang machte beinahe jede Klage gegen solche unväterliche Regierung und Gerechtigkeit vergeblich, weder das kaiserliche Ansehen noch die Reichsgerichte vermochten etwas. Da erhob sich ein Feind gegen sie, den sie anfangs wenig geachtet und selbst gegen einander genährt und der plötzlich in furchtbarer Größe dastand: die Freiheit der Presse und die öffentliche Meinung. Vergebens suchten die kleinen Despoten ihre Herrlichkeit durch Schaugepränge dem Volke verständlich zu machen und sie erschienen statt ehrwürdig, nur eitel und anmaßend. Dies zeigte sich deutlich bei einem Auftritte mit dem Herzoge Karl von Würtemberg, welcher hier als ein Beispiel der Sitte jener Zeit erzählt wird. Derselbe hielt, aus den Bädern zurückkehrend, in einer kleinen preußischen Stadt, aus Gefälligkeit für seine Gemahlin, die den daselbst lebenden Dichter Göcking, den jetzt längst und mit Recht vergessenen, wollte kennen lernen. In Eile wurde in dem Wirthshause, welches das herzogliche Paar mit seiner Einkehr beehrte, ein Thron aus einer Himmelbettstelle zugerichtet, mit Teppichen behängt und der Wirth angewiesen, die Beamten des Städtleins zur Aufwartung bei dem Herzoge zu bewegen, dann würden sie wohl zur fürstlichen Tafel gezogen werden. Zuversichtlich erwartete der Herzog, auch Göcking würde erscheinen. Aber dieser kam nicht und deswegen bat ihn der Wirth, er möge doch ihm zu Lieb' am nächsten Tage kommen. Und Göcking kam, wurde aber erst nach langem Harren in das Zimmer eingeführt, in welchem der Herzog mit seiner Gemahlin auf dem schnell und schlecht gezimmerten Throne saß und den Dichter vornehm freundlich anredete: Ist er der Göcking, der Verse macht? Darauf entgegnete dieser schnell: „Ich bin Göcking, königlich preußischer Obersteuereinnehmer und heiße nicht Er!" wandte sich und ging, der Herzog aber reiste eilig ab.

Geistige Bestrebungen in Deutschland.

Zuerst der Kampf der beiden mächtigsten Staaten in Deutschland und dann der Friede hatten eine große geistige Regsamkeit entwickelt, die von da an des Volkes edleren Theil durchdrang, das nicht verführt, weder von den sittenlosen, noch von den gotteslästerlichen alles Recht und die Tugend verhöhnenden Schriften des Auslandes der alten deutschen Sitte treu blieb und dessen edle Söhne sich tiefer Forschungen widmeten. Preußen, zumal unter Friedrich dem Großen, die Zufluchtstätte der verfolgten freisinnigen Denker, hegte Männer, welche in Forschung über Kunst und Wissenschaft anderen vorleuchteten. Da erklärte Friedrich August Wolf die besten Schriften der Griechen

und Römer, forschte Humboldt mehr als ein halbes Jahrhundert in allen Zweigen der Natur, enthüllten Hamann und Mendelssohn ihre Gedanken über die tiefsten Wahrheiten, und Kant, der eine Welt von Gedanken in seinem Geiste herbergte und durch deren Mittheilung andere zum Selbstdenken anregte, — erhob die Vernunft zur Richterin über alle reinmenschlichen Angelegenheiten gegen die Anfeindungen geistlicher und weltlicher Frömmelei und blinden Glaubens und erwarb sich durch alle deutsche Gauen begeisterte Schüler, während schwache Nachbeter den Geist in barbarischer unverständlicher Redeweise an ihre Kaste fesseln zu können glaubten.

Der Mittelstand des deutschen Volkes arbeitete mit biederem Sinne für leibliche und geistige Nothdurft, fand seine Freude an eigenen Schöpfungen zur Bequemlichkeit; Handel und Verkehr brachten Schätze und Kraft, neue Waaren und Gedanken; die Sitten wurden feiner und geselliger, das Streben nach Unabhängigkeit und freier Entwickelung steigerte sich täglich und durch Pflege des Handels und der Wissenschaften hatte sich der Mittelstand zu einem bedeutenden Gegengewicht gegen den Adel erhoben und wer immer durch Reichthum oder geistige Thätigkeit sich auszeichnete, konnte seines Einflusses auf die Gesellschaft gewiß sein, während die ärmsten Haus- und Grundlosen, die Söldner oder Bauern ihr kümmerliches Dasein fortschleppten unter den alten von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Lasten. Schon sprachen in offenen Schriften Menschenfreunde für Verbesserung ihres Looses, von Anerkennung allgemeiner Menschenwürde, würdige Priester wirkten durch Verkündigung des göttlichen Wortes zur besseren Behandlung der hart Gedrückten, für die verwahrloste Jugend in den Städten und auf dem Lande schrieben, baten und sorgten edle Menschenfreunde, für deren und des Volkes Erziehung gründeten Andere, unter ihnen ausgezeichnet Pestalozzi, Waisen- und Unterrichts-Anstalten, schrieb der gemüthvolle biedere Justus Möser seine patriotischen Phantasien, die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfend und am tiefsten erkennend, was das deutsche Volk sein und werden könne.

Weil die Prüfung der inneren Staatenzustände und die Rüge derselben unter der straffen Selbstregierung der beiden gewaltigen Herrscher nicht ungefährlich war, wendeten sich Manche zur Untersuchung der kirchlichen Einrichtungen und der Glaubensvorschriften, rüttelten an dem seit Jahrhunderten gegründeten Bau der Kirche, schmähten und spotteten mit Gelehrsamkeit und Witz. Dinge, an deren Heiligkeit zu zweifeln man früher für Verbrechen hielt, verloren ihr altehrwürdiges Ansehen. Wohl viele Vorurtheile, mancher Aberglaube und Mißbrauch, aber bei Vielen wich auch der Glaube an das Heilige aus den Gemüthern, zumal der Großen. Spott über religiöse Dinge ward allgemein und bald wollten die Meisten nach Friedrich's des Großen Beispiel starke Geister sein — oder keine Religion haben und bedürfen und nie in die Kirche gehen, während

sie doch das gemeine Volk damit zu zügeln oder zu schrecken hofften, bei welchem Rohheit, Zank und Verläumdungssucht, Hang zur Schlägerei und Unmäßigkeit aller Art herrschten. In Süddeutschland strömte es in hellen Haufen zu Gaßner, der die meisten Krankheiten für Wirkungen des Teufels erklärte und sie durch sein bloßes Wort heilen wollte. Kranke aller Art, jeden Geschlechtes und Alters, daß die Menge häufig auf dem freien Felde übernachtete, nahten sich gläubig dem neuen Wunderthäter, hörten sein Wort anfangs aufgeregt und sich selbst täuschend, bis Kaiser Joseph durch sein Verbot schnell Alles endete. Bei den Vornehmen zeigte sich ehrloses Leben und Ausschweifungen aller Art, mit Heißhunger verschlangen sie die Geist und Herz vergiftenden französischen Schriften; sonst lasen sie selten oder nie ein deutsches Buch, schützten darum auch des armen Schriftstellers Eigenthum nicht und ungescheut druckten besonders in Oesterreich und in Würtemberg viele nach, was Gewinn zu bringen geeignet schien. Die Lesesucht artete bald in Wuth aus und vermehrte die Bücher ins Ungeheure. Jeder Halbgelehrte ward Schriftsteller, die Meisten schrieben um Brot; eine Fluth von wässrigen Lust- und Trauerspielen und Romanen überschwemmte Deutschland, man las nur um zu lesen. Im Jahre 1772 lebten über dreitausend Schriftsteller in Deutschland, im Jahre 1790 schon über sechstausend, deren Werke von dem großen Büchermarkte in Leipzig, wohin sich der Buchhandel von Mainz und Frankfurt gezogen, über alle deutschen Länder verbreiteten. Sachsen, an Bildung und Gelehrsamkeit den übrigen deutschen Stämmen voran, pflegte die deutsche Literatur, urtheilte in kritischen Blättern nach allgemeinen Regeln über die neuesten Schriften, weckte und ermunterte manches Talent, machte aufmerksam auf die herrlichen Erzeugnisse des Geistes, maßte sich aber häufig stolze Alleinherrschaft in Dingen der Wissenschaft und des Geschmackes an, hegte und erhob nicht selten das Mittelmäßige und förderte mit seinen vielen Buchhandlungen die unselige Schreibwuth, welche aus drei Büchern ein viertes macht, oder alle Schranken des Sittlichen bricht, um nur Käufer zu finden.

Im Stillen hatten indessen die höheren Lehranstalten im nördlichen Deutschland ihre Aufgabe zu lösen unternommen, die Jünglinge zum Studium der Wissenschaften anzuleiten, und durch das Lesen der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller ward der Sinn für das Schöne geweckt und der rohe bisher auf den Universitäten herrschende Geist allmälig gemildert. Das Lesen der unerreichten Muster weckte das Streben nach geistiger Freiheit, nachdem man lange am Buchstaben und an der Nachbildung der alten Sprachen festgehalten, drang man in den Geist der Schriften und der Verfassungen, die einst in den mächtigsten Staaten lebendig gewesen. Die Heldenbilder entzündeten manches Herz zur Tugend, Ausdauer und Vaterlandsliebe und zur Gründung einer geistigen Verbindung zwischen den edelsten und fähigsten Jünglingen, die

nachmals als geistliche und weltliche Beamte auf Volksbildung einwirken konnten.

Göttingen zeichnete sich damals vor allen anderen aus. Da lehrte Albrecht Haller, der Schweizer, bekannt durch seine Gedichte voll religiösen Gefühls und seine poetischen Erzählungen und noch mehr durch seine Forschungen über den inneren Bau des Menschen. Da erfand Tobias Mayer die Umlaufszeit des Mondes als richtige Seeuhr, weswegen er von England belohnt wurde, da schrieb Plank seine Geschichte der christlichen Religion, forschten die Eichhorn in der heiligen, wie in der weltlichen Geschichte mit Freimuth und Scharfsinn, erklärte Heyne die Alten und gewann den Musen von Hellas und Latium begeisterte Schüler, welche das Beste der bewunderten Schriften in deutscher Sprache wiedergaben und diese unendlich bereicherten. Dort entwickelten der tiefe, freisinnige Spittler und Heeren das seelenvolle Gemälde der Menschengeschichte und Völkerkunde, erklärte Bouterweck die Dichtungen der romanischen Völker, erklärte Sartorius das Wesen der Staaten, ihr inneres Triebwesen, ihre Fehler und Mängel, geißelte Lichtenberg die Irrthümer und Albernheiten in Leben und Kunst, enthüllte Schlözer in öffentlichen Schriften, gestützt auf das Vorrecht der Preßfreiheit, die Gewalthandlungen der kleinen Fürsten und Herren und ließ über sie ein unbarmherziges Gericht ergehen, was Friedrich und Joseph billigten, in der stillen Absicht, dieselben dem Tadel und Hasse preiszugeben, um sie dann ganz zu unterdrücken. Sie selbst fühlten sich in ihrer Größe und Macht über Spott und Tadel erhaben und ließen die an den Straßenecken angehefteten Pasquille und Carikaturen ihrer Person niederer hängen, damit das Volk sie desto leichter lese.

Die seit dem dreißigjährigen Kriege durch Frankreichs Uebergewicht niedergedrückte deutsche Art und Weise und die von Fremdwörtern überwucherte deutsche Sprache rang mit steigendem Erfolge um ihr ursprüngliches Recht der Selbständigkeit. Sie wurde darin nicht unterstützt von den Fürsten und Großen, die fort und fort in Nachahmung französischer Moden und französischer Redeweise sich gefielen, und die deutsche Sprache, als die Sprache des gemeinen Volkes, eben so verachteten, wie dies während des Mittelalters die Mönche gethan. Und wie aller Fortschritt und alle Veredelung nur im Kampfe sich bildet, so geschah es auch in Hinsicht auf die deutsche Sprache. Die sogenannten Pietisten, insbesondere Spener, Franke und Arnold förderten dieselbe, indem sie die christlichen Religionslehren aus der heiligen Schrift, und nicht aus den scholastischen verwirrenden Abhandlungen schöpften und in ihren Predigten einfach, klar in deutscher Sprache vortrugen, in einfacher Prosa schrieben, und so auf Gemüth und Geschmack des Volkes läuternd wirkten. Christian Thomasius, Professor in Leipzig und dann in Halle, machte die Deutschen mit den besseren Schriften der

Engländer und Franzosen bekannt, mahnte sie nachzuahmen und sich der deutschen statt der lateinischen Sprache in der Wissenschaft zu bedienen und übte seine Zuhörer selbst in deutschen Aufsätzen und im Vortrage. Insbesondere aber wirkte für die Verbesserung der deutschen Schriftsprache Gottsched, der seit dem Jahre 1733 in Leipzig Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, eine deutsche Gesellschaft und eine ästhetische Zeitschrift nach dem Beispiele der Engländer gründete, aber als Dichter ohne Geist doch seine Grundsätze über Schönheit den Deutschen als die allein wahren aufdringen wollte. Er brachte französische und englische Schauspiele in Uebersetzungen auf die Bühne, und ließ den Hanswurst, die ursprünglich deutsche komische Person, ganz von der Bühne vertreiben, statt ihn den ästhetischen Anforderungen gemäß umzubilden. Seine herrische Art erweckte ihm bald heftige Gegner an den Zürichern Bodmer und Breitinger und darauf an Baumgarten in Berlin, der als der erste deutsche Professor eine Aesthetik lateinisch schrieb, die sein Freund Meier übersetzte. Gegen die anmaßende literarische Herrschaft Gottsched's kämpften Sulzer aus Winterthur, Nikolai und Weiße in Berlin, und gaben denselben dem Spotte preis. Leipzig und Berlin galten und blieben lange Zeit die Förderer für deutsches Schriftenthum.

Aber auf das deutsche Volk wirkten am meisten die Dichter. Ohne Begünstigung der Fürsten und Reichen erwachte die deutsche Muse aus langem Schlummer, geweckt von Vereinen, durch Jünglinge, welche beseelt von der Sehnsucht nach Schönheit und Freiheit und in Frömmigkeit Anderen vorleuchtend, die Pflege des geistigen Lebens zu ihrem Ziele sich setzten, und bald in schwärmerischen Liebesklagen, bald in begeisterten Freiheitstönen oder im Himmel anstrebenden Odenfluge, bald in süßer Weise der Fabel und Erzählung ihre und des deutschen Volkes Sehnsucht, Wehmuth, Andacht und Hoffnung voll bezaubernder Wirkung aussprachen und die jugendlichen Herzen entzündeten. In Göttingen entstand der Hainbund, zu dessen Mitgliedern gehörten Bürger, der Wiedererwecker der deutschen Ballade, der zarte, schwärmerische Hölty, die Grafen von Stollberg und J. H. Voß, welcher die Heldensänger der Alten im kräftigen Deutsch wiedergab, Klopstock sang seinen Messias, Ramler in Berlin verherrlichte in Oden die Thaten seines Königs, was auch Gleim, der Sänger von Liebesliedern, versuchte, und in Wien pries Denis als Barde Sined die Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. Andere schlossen mit kindlichem Sinne die Idyllenwelt als Oase in der Wirklichkeit auf.

Mehr als für die deutsche Sprache und die Redekünste sorgten die Fürsten zunächst zu ihrem Vergnügen für die bildenden und Tonkünste. Der Kaiser Joseph begründete mit dem deutschen Nationalsingspiel die deutsche Oper und erklärte das kaiserliche Haustheater zum Hof- und Nationaltheater, um auch dem Volke den

Kunstgenuß zu verschaffen. Diesem Beispiele folgten die übrigen Fürsten noch nicht und öffneten ihre Opernhäuser, in welchen meist nur italienische Musik und theuerbezahlte Gesangkünstler beliebt waren, nur dem Hofe und dem Adel, und die deutsche Bühne blieb wie früher, zurückgesetzt und vernachlässigt; doch rangen auch für die Veredlung des deutschen Schauspiels einzelne tüchtige Unternehmer in Norddeutschland und die Schauspielkunst regte ihre Schwingen zum allmäligen Kunstfluge.

Das gemüthreiche deutsche Volk liebte und pflegte aber vor allen anderen Künsten die Musik und drückte immerdar, wie in den ältesten Zeiten und während des ganzen Mittelalters und selbst während der unseligen Kriege, alle seine tiefsten Empfindungen in Liedern aus, und der deutsche Volksgesang flüchtete sich zuletzt in die protestantischen Kirchen, und der Dichter Joh. Pet. Uz erwarb sich durch die Ausarbeitung des neuen Ansbachischen Gesangbuches den Dank seines Fürsten und des Volkes, und gar viele Lieder weltlichen Inhalts fanden durch ihre ansprechenden Tonweisen schnelle und weite Verbreitung unter dem Volke. Die tiefste Sehnsucht aber nach den edelsten Zielen Ringender sprach sich in vollen, feierlichen Klängen der Musik aus, und deutsche Frömmigkeit und Liebe und der Drang nach Freiheit aus des Lebens gemeinem Drucke schien aus dem Himmel selbst die Töne zu rufen, in welchen sie bald im vollen Männerchore, wie Gewitter brausend, erschütternd oder im Jubelgesang wie die Chöre der Seligen heranwogte, bald im schmelzenden Zusammenklange in Flöten, Harfen und Geigentönen, tröstend, erheiternd, belebend zum Herzen sprach. Die ersten und größten Meister dieser Kunst, welche auch anderen Nationen als Muster galten, waren: Georg Friedrich Händel, geb. 1685 in Halle, lange Zeit der Liebling England's, wo er 1759 starb, berühmt vornehmlich durch seinen Messias im höchsten und vollendetsten Kirchenstyl, wahrhaft eine christliche Epopöe in Tönen, dann durch seine Oratorien, Cantaten, Sonaten und Opern; Joh. Seb. Bach aus Eisenach, geb. 1685, ausgezeichnet im Klavier- und Orgelspiel, dessen Stücke meistens religiöse Begeisterung athmen; Christ. Gluck, geb. 1714 zu Weißenwangen in der Oberpfalz, dessen tiefer, kräftiger Styl in den Opern allgemein bezauberte und der zuerst die dramatische Musik schuf; Joseph Haydn, geb. 1732 in Rohrau, dessen Schöpfung und Jahreszeiten die tiefste Fülle seines Geistes auf die folgenden Jahrhunderte noch bringen werden und deren malende Töne nicht von ihm, sondern von oben kamen, wie er selbst begeistert und überwältigt von der Gewalt der Harmonien vor seinem Tode ausrief; dann Wolfgang Amadeus Mozart, geb. zu Salzburg 1756, genannt der Raphael der Tonkünstler und das Entzücken der Nation durch seine Opern, Hymnen und Messen: Namentlich seine Oper Don Juan erschöpft Alles, was die Seele des Menschen in ihren tiefsten Tiefen ahnet und empfindet und in seiner sittlichen Richtung

als ein jüngstes Gericht für alle Verruchtheit erscheint. Sein sanfter Tod erfolgte, während er in höchster Begeisterung eine von einem Unbekannten bestellte Seelenmesse — für sich selbst, wie er sagte — in Töne setzte. Er starb 1792.

Die Vorboten der Revolution. Joseph's des Zweiten Tod.

Seitdem sich Preußen als Königreich gestaltet und zu einer anerkannten europäischen Macht erhoben hatte, war Deutschland eigentlich in Nord- und Süd-Deutschland getheilt und es war vorauszusehen, daß über kurz oder lang zwischen Beiden der Kampf um die Oberherrschaft über ganz Deutschland beginnen würde. Aber zunächst hatte Oesterreich von dem Neffen und Nachfolger des großen Königs in Preußen, von Friedrich Wilhelm II., nichts zu fürchten, denn er war wenig geistig entwickelt, vielleicht mit Wissen und Absicht Friedrich's, des großen Königs, wie denn nach vielfacher Erfahrung ein König an seinem Nachfolger noch bei Lebzeiten nicht gern einen Theilnehmer an der Regierung duldet. Und es lebte der neue Herrscher über Preußen, nach dem Beispiele der meisten Fürsten seiner Zeit, im angenehmen Nichtsthun dahin, unbekümmert um die Regierung; Weiber, Fremdlinge und Wunderseher erfreuten sich zumeist seiner Gunst, ihnen gab er Aemter und Würden und sie leiteten Alles. Um so ungeduldiger und eifriger strebte der Kaiser Joseph nach größerer Herrschaft, wie im Inneren so nach außen, und that Alles, um neue Länderschätze zu gewinnen und dadurch seine Macht und sein Ansehen zu steigern und zu befestigen. Erst schmeichelte er dem britischen Staatsrathe, knüpfte Unterhandlungen an, enthüllte dann dem Hofe zu Versailles die Mittheilungen von England, so wie er auch trotz seiner bestimmten gegentheiligen Versicherungen zugab, daß seine Unterthanen in den Niederlanden mit Englands abgefallenen Kolonien in Amerika Handel trieben. Dann schloß er sich enger an Katharina von Rußland, deren Ehrgeiz und Habsucht durch den leichten Erwerb der Krim nur gereizt war. Als sie diese Länder bereiste, eilte Joseph (18. Mai 1787) zu ihr; was sie miteinander beredeten, ward nie bekannt, aber daß ihr Bund dadurch fester als je ward, zeigten die Folgen, und die Pforte fand sich durch die gewaltigen Zurüstungen der beiden Kaiserhöfe bewogen, an Rußland den Krieg zu erklären. Joseph suchte zu vermitteln, erklärte, er würde der Kaiserin beistehen und hoffte mit seinen Schaaren Belgrad durch schnellen Sturm zu nehmen, ehe

noch die Türken in ihm einen Feind ahnen konnten; aber die sorglos Anrückenden wurden von den Türken entdeckt und waren verloren, wenn diese nicht selbst der schlecht geführten Entschuldigung geglaubt und sie frei entlassen hätten. Dieser schlechte, bedeutungsvolle Anfang beschämte Joseph weder, noch wendete er ihn von seinem Plane ab; er erklärte offen den Krieg, weil er seinen Beistand der russischen Kaiserin versprochen und die Pforte sich hartnäckig gegen alle Vorschläge derselben gezeigt habe.

Der Krieg begann 1788. Oesterreich rief selbst die Vasallen und Statthalter der Pforte zur Empörung, aber bald scheiterten die anfangs glücklichen Fortschritte an unvermutheten Hindernissen, Natur und Menschen schienen sich plötzlich zu ändern und den Untergang Oesterreichs vorzubereiten. Der Pascha von Scutari tödtete die österreichischen Hauptleute, die er unter sein Heer aufgenommen und friedete mit dem Sultan, die übrigen Pascha's folgten seinem Beispiele. Während dessen zögerte Joseph, verlor die kostbare Zeit und seinen Ruf bei dem Heere und in Europa, und als er endlich die Belagerung von Belgrad begann, zeigte sich deutlich seine Untüchtigkeit als Feldherr. Nach einem Angriffe der Feinde auf sein eigenes Lager zog er sich eilig und erschreckt zurück, daß ihm die Seinen kaum folgen konnten. Krank an Gemüth und Körper, aus Kummer und von den vielen Beschwerden, kehrte er nach Oesterreich zurück und überließ seinen Feldherren den Krieg fortzuführen. Laudon und der Prinz von Koburg stellten die Ehre der österreichischen Waffen wieder her, das neue Jahr 1789 brachte Glück und Siege. Sultan Abdul Hamid starb, sein Nachfolger Selim wußte seinen Feinden nicht stark und muthig zu begegnen, Oesterreich und Rußland drangen immer weiter in seinem Gebiete vor und Alles deutete für Joseph auf einen glücklichen Ausgang, der seine Hoffnungen auf Erwerb krönen würde: als gerade im entscheidenden Augenblicke England und Preußen sich erhoben, um die Vergrößerung der beiden Mächtigen zu hindern und zu gleicher Zeit eine gefährliche Gährung in den Niederlanden Joseph's Pläne gänzlich zu vernichten drohte.

Als diese Lande im Utrechter Frieden von Spanien an Oesterreich kamen, erhielten sie die Versicherung, daß sie ungekränkt in alter Verfassung, alten Gesetzen und Gewohnheiten sein sollten. Dies wurde treu gehalten, und nur mit der Stände Bewilligung, selbst in der Volksvertretung von Brabant, unter Maria Theresia, einige Veränderungen gemacht. So regierte sich denn jede Provinz, ja jede Stadt nach ihrer besten Einsicht, in rühriger, schöpferischer und erhaltender Thätigkeit ihr Bestes besorgend, die gewöhnlichen Abgaben an Oesterreich zahlend, dessen Oberhoheit, als der Herzoge oder Grafen sie erkannten. Die Stände — die Versammlung aus den Geistlichen, dem Adel und der Bürgerschaft — theilten mit des Reiches Oberhaupte oder dessen Oberstatthalter die höchste Macht-

vollkommenheit. Die Richterstühle waren nach alten Gesetzen geordnet, die Geistlichkeit mit ihren vielen Mitgliedern, sieben Bisthümern über hundert Abteien und vielen Klöstern, übte großen Einfluß in allen Zweigen der Regierung, zumal auf die Erziehung und bewahrte, ganz dem Papste ergeben, klug die alte Art und Gesinnung bei der sie sich wohl befanden. Als Joseph die Regierung übernahm, suchte er auch hier seine Ansicht geltend zu machen, seine allgemeinen Gesetze und Verordnungen auch hier einzuführen, und mit einem Male wurden beinahe alle bisherigen religiösen Verbindungen, Wallfahrten, Brüderschaften und Aufzüge aufgehoben, die Freiheit der Universität Löwen beschränkt, wie in seinen österreichischen Erblanden mehrere Klöster aufgehoben, eigene Anstalten für Erziehung und die Bildung der jungen Geistlichen errichtet. Auf gleiche Weise wurden in der bürgerlichen Regierung viele Veränderungen eingeleitet, neue Eintheilung des Landes getroffen, um die alten Bande allmälig zu lockern, und neue Gerichtshöfe errichtet. Dies Alles wurde in dem Augenblicke am meisten betrieben, als Joseph sich nach Cherson zur Kaiserin Katharina begab, seine Plane gegen die Pforte durchzuführen. Zwar hörte er von der allgemeinen Gährung in den Niederlanden, wie Geistliche und Weltliche sich gegen die allgemeinen Verfügungen, welche ihre bisherige Verfassung, Freiheit und Sicherheit beunruhigten, zum gemeinsamen Widerstande verbanden; aber er wies alle Vorstellungen und Mahnungen zurück, wollte auf dem Wege nicht weiter beunruhigt werden und antwortete im stolzen Vertrauen auf seine Kraft, als man ihn anging, mit Gnade und Umsicht zu verfahren: Das Feuer des Aufruhrs löscht man nur im Blut.

Als er dann mißmuthig, niedergeschlagen und aufgeregt aus dem Kriege zurückkehrte und erfuhr, die Niederländer hätten die Waffen ergriffen, die Statthalter zu manchen Zugeständnissen gezwungen, welche selbst Fürst Kaunitz gebilligt hatte, mit dem Versprechen, sie vom Kaiser bestätigen zu lassen: eiferte er heftig dagegen, tadelte das bisherige milde Verfahren und war fest entschlossen, seine Entwürfe mit Gewalt durchzusetzen. Er rief seine Schwester mit ihren Gemahl, den Herzog von Sachsen-Teschen, den Oberstatthalter ab, gab seinen Schaaren Befehl zum Aufbruch nach jenen Landen und befahl den Ständen, ihre Beschwerden und Vertheidigung in Wien vorzutragen. Die Abgeordneten vertheidigten ihre Landesrechte. Obgleich dies in einer muthigen, festen Rede geschah, blieb doch der Kaiser bei seinem Entschlusse, und nur dann, wenn man sogleich gehorche, wolle er die alten Richterstühle wieder herstellen und die Abteien bei ihren Freiheiten lassen. Aber sie, welche seine gefahrvolle Lage mit den Türken erkannten, rüsteten zum Kriege, und er suchte dann durch List zu erlangen, was er durch Gewalt nicht vermochte. Seine klugen Statthalter wichen dem Sturme, versprachen, besänftigten und stellten die Ruhe wieder her. Während dessen erhielt Trautmannsdorf von ihm den Befehl, alle

öffentliche Beamten unmerklich abzusetzen, neue, dem Hause Oesterreich ergebene, dafür aufzustellen und vor Allem im hohen Rathe zu Brabant gänzliche Aenderung zu treffen. Als aber der neue Statthalter ankam und Alles in großer Gährung fand, verschob er die Ausführung und gewann allmälig das Volk, nur nicht Joseph's Beifall, der heftig und herrisch schnell Vollzug forderte, was auch folgen möge, nicht achtend Kaunitzen's milden Rath, dem er allmälig die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten entzog und oftmals gerade das Gegentheil von dem that, was dieser klug gerathen, weswegen sich der alte, vielerfahrene Minister oft durch beißenden Spott an ihm rächte. Der Befehl ward vollzogen, bald zeigte sich lautes Mißvergnügen, es entstand eine Schlägerei, die Soldaten, beleidigt, schossen und schon floß Blut. Während Trautmannsdorf nun milder wurde, lobte Joseph die Soldaten und belohnte den Offizier, welcher zu schießen befohlen; heftiger als je drang er auf schnellen Vollzug seiner Befehle, änderte wirklich die alte Verfassung und glaubte schon den Sieg errungen zu haben, weil Anfangs Alles wie betäubt von dem plötzlichen Schlage starrte. Nur Trautmannsdorf traute der Stille nicht, ahnte den nahen Sturm und verlangte, überzeugt, daß Frankreich und Preußen die Unruhen nährten, von Joseph dringend Verstärkung an Soldaten. Dieser aber sandte ihm, seine Furcht lächerlich zu machen, nur ein Regiment. Das Volk erhob sich einzeln, bald hier, bald dort, dann zugleich an mehreren Orten, befreite die verhafteten Personen, schmähte, beunruhigte und griff die Soldaten an, verübte dabei, wie es bei solchen Gelegenheiten immer geschieht, Muthwillen und Raub an den Häusern der Obrigkeit. Darauf wollte Trautmannsdorf den Einwohnern von Brüssel die Waffen abnehmen, weil sich auch hier Unruhen befürchten ließen, und voll Verachtung gegen die Bürger äußerte Alton, der Befehlshaber der Truppen, er wolle ihm die Waffen dazu geben; viele junge Leute, welche aufrührerische Reden geführt, wurden sogleich ohne weiteres Urtheil zum Heere nach Ungarn abgeführt. Nun flohen Mehrere nach Holland, die Unzufriedenheit und Gährung wuchs mit jedem Tage, bis sich endlich der aufgeregten Menge auch ein gewandter Führer zeigte, — van der Not — ein Brüsseler Anwalt — auf dessen Betrieb der dritte Stand die Hülfsgelder versagt hatte und der darauf als Hochverräther verhaftet und verurtheilt, sich glücklich nach England geflüchtet und zurückkehrend sich in Breda niedergelassen hatte. Vergebens bot jetzt Joseph Versöhnung an. Seine Nachgiebigkeit ward von Jenen als unstäte Schwäche verachtet, bald lösten sich alle Bande, Alles erhob sich und van der Not erklärte endlich im Namen der Geistlichkeit, des dritten Standes und eines großen Theils des Adels die Oberherrschaft Joseph's über die Niederlande für beendet. Die österreichischen Heerschaaren wurden von einer Stadt zur anderen zurückgedrängt, Statthalter und Anführer handelten nicht immer in Uebereinstimmung. Nachdem die Soldaten abgezogen,

wurde die Regierung überall aufgelöst, beinahe überall erklärten sich die Stände für unabhängig. Joseph, noch in den Türkenkrieg verwickelt, krank, mit unrettbar schwindender Kraft, brach bei diesen Nachrichten in Thränen aus. Rußland konnte ihm keine Hülfe senden, Frankreich wollte nicht und konnte es bald nimmer, Preußen zeigte sich unversöhnlich, und England, das er früher getäuscht und verrathen, wollte den Bund mit Preußen nicht lösen und ließ ihn bei seiner Annäherung ohne Trost.

Zu gleicher Zeit entstanden Unruhen in den österreichischen Erblanden, besonders in Ungarn; von allen Seiten kamen Vorstellungen gegen die gemachten Anordnungen, die Spaltung kam selbst in die Familie von Habsburg; Joseph zeigte besondere Vorliebe für seinen Neffen, den Erzherzog Franz, der unter seiner Leitung erzogen war, lebte aber mit seinem Bruder Leopold gespannt, da er dessen Mißbilligung seiner Thaten kannte. Mit Schmerz sah er seine Gesundheit immer mehr schwinden, geängstigt, — bedroht, — gemahnt von allen Seiten, widerrief er mehrere seiner Befehle und als er am 20. Febr. 1790 starb, war Freude über seinen Tod. In den Niederlanden waren für Oesterreich alle Provinzen bis auf Luxemburg verloren. Es kam die Zeit, da alle klug berechneten Verbindungen, die der umsichtige Kaunitz zur Ehre und zur Vergrößerung und zum Ruhme des habsburgischen Hauses geschlossen, gelöst und gewaltsam getrennt wurden und Unglück auf Unglück folgte und das gewaltige Schicksal alle von den Machthabern der Erde zu ihrer Vergrößerung ausgedachten Plane schaudervoll zu Schanden machte.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland im Kampf mit Frankreich.

Frankreich unter den Kapetingern.

Das Frankenreich, welches von Karl dem Großen aus beinahe allen deutschen und romanischen Völkerschaften in Mitten Europas gebildet war, zerfiel schon unter seinen Enkeln, den Söhnen Ludwig's des Frommen, in drei verschiedene Reiche, von welchen nur das westliche fortan den Namen Frankreich führte. Während der Regierung der schwachen aufeinander folgenden Könige des Karlingischen Geschlechtes rissen die großen Vasallen — die Herzoge und Grafen — den größten Theil der königlichen Güter und Rechte an sich und walteten über ihr Ländergebiet beinahe in unumschränkter Macht. Nach dem Tode Ludwig's V., des Letzten aus dem Geschlechte Karl's des Großen, wählten dieselben nicht den Oheim des Verstorbenen, den Herzog Karl von Niederlothringen, sondern den mächtigen Herzog Hugo Kapet, Grafen von Paris und Orleans, zum Könige, und dessen Nachkommen gelang es durch Tapferkeit und kluge Benützung der Gelegenheiten, die Macht der großen Vasallen allmälig zu schwächen und dagegen das Ansehen des Königs zu stärken und zu erhöhen und ein Erbkönigthum herzustellen. Begünstigt wurde diese Gründung durch die lange Lebensdauer der ersten kapetingischen Könige, zumal sie immer schon bei Lebzeiten ihre Söhne zu ihren Nachfolgern erklärten, ihre Kräfte nicht durch auswärtige Unternehmungen zersplitterten und durch kluge Heirathen ihr eigenes Gut immer mehr vergrößerten und während der Kämpfe der Großen

unter einander an Macht und Ansehen gewannen. Auf diese Weise bildete sich schon im elften Jahrhundert in Frankreich die erbliche Monarchie aus, während Deutschland ein Wahlreich blieb. Den glücklichen Königen huldigte die gesammte hohe und niedere Geistlichkeit und der gedemüthigte Adel. Allmälig bildete sich darauf in Paris, dem Königssitze, ein asiatisch-üppiger Hof, an den sich alle Großen des Reiches drängten, mitzugenießen und mitzuregieren, denn selten übte der König die Herrschaft, welche meistens in die Hände der Parteien und Günstlinge kam, die sie denn auch meist zu ihrem, nicht des Landes Besten führten. Adel und Priesterschaft waren im Besitze des größten Vermögens wie Ansehens; zu allen höheren Aemtern und Würden nur sie befähigt, dabei von allen Lasten des Staates frei und nur wie zum Genusse geboren; die freien Landleute waren verschwunden, größtentheils Pächter und Leibeigene, der Bürger in den vielen großen und kleinen Städten gedrückt.

So war der Zustand im allgemeinen, als Ludwig der Vierzehnte die Herrschaft begann, anfangs mit großer Kraft und Würde, bald mit unmäßigen Leidenschaften und Streben, dem in seiner Vergrößerungssucht nichts heilig galt. Während er die ungerechtesten Kriege führte und glücklich eine Provinz nach der andern an sich riß, übertraf der Glanz seines Hofes alle frühere Zeit. Alle Großen des Reiches waren um ihn versammelt, Paris wuchs an prachtvollen Gebäuden und an Menschenmenge und ward der Mittelpunkt des großen Reiches. Hier sammelte sich der Adel, stolz auf Geburt und Würden, übermäßig im Reichthum, anmaßend und gebieterisch gegen Niedere, Bürger und Untergebene, kriechend, höflich in den Vorzimmern des Königs, liederlich bei nächtlichen Gelagen und Buhldirnen, verdorben und verderbend, während er den Schein der alten Einfalt und Würde in steifen Röcken, gepuderten Haaren und abgemessenen Schritten zu erhalten suchte. Hier sammelte sich die hohe Geistlichkeit, aus dem Adel genommen, und mit ihm eng verbunden durch Reichthum, Ansprüche und gleiche Vorzüge wie Vergnügen; hier sammelten sich die geschicktesten Handwerker und Künstler, eine Menge von Dienern aller Art zur Sicherung, Erleichterung und Bequemlichkeit des Lebens der Großen, hier sammelte sich aber auch Alles, was die Provinzen ausgeworfen: Gaukler, Buhldirnen, Ohrenbläser, geheime Angeber, Kuppler, Diebe und Betrüger, die von dem Ueberflusse und der Schwelgerei und den Lastern der großen Welt reichlich lebten, einen furchtbaren Pöbel bildeten, daß der König endlich zum ruhigen und sicheren Genusse seines Lebens nach Versailles zog, wo auch sein Nachfolger nicht der Herrschaft, sondern den Lüsten lebte.

Durch ganz Europa war die Kunde vom Hofe des prächtigen großen Ludwig erschollen, staunend kamen dahin die Fürsten zur Huldigung und verpflanzten Sitten und Sprachen an ihre schlecht nachgebildeten Höfe; jeder Fürst wollte ein Ludwig sein. Franzö-

sische Diener und Erzieherinnen, schlechte Salben und Schriften wanderten durch die Länder und verkündeten Frankreichs Ruhm. Das Uebermaß der Schmeichelei betäubte Ludwig und seinen Hof; aber unter der Weihrauchwolke der allgemeinen Huldigung verbargen sich die Gebrechen und Leiden des Staates nur schlecht. Der Bürger, gedrückt durch Auflagen aller Art, deren Summen in Feuerwerken, Bällen, Maskenzügen, Lustschlössern und Buhlerinnen verloren gingen, sah mit stillem Schmerz die Huldigung der Fremden. Die Stände des Reiches (Reichsparlament), des Königs Stütze und des Reiches Schutz bei freier, geregelter Wirksamkeit, wurden seit Langem nicht mehr berufen und alle Befehle nur durch den obersten Gerichtshof (auch Parlament genannt) als Gesetze durch das Reich verkündet. Die Mitglieder desselben, ganz vom König abhängig, thaten willenlos wie er befahl und nun häufte er Steuern auf Steuern, die Feste des Hofes vermehrten sich, der Aufwand wuchs, aber das Land verarmte, der Handel war gehemmt. Ludwig selbst sah noch den Schein seiner Größe schwinden; ernst mahnte die göttliche Gerechtigkeit, Unglück folgte auf Unglück, alle seine Kinder starben vor ihm, am Hofe vernahm man die Warnung nicht. Nach seinem Tode erhoben sich die Parteien um Herrschaft und Genuß, der junge Thronerbe ward zu Spiel und Lust, doch nicht zu Ernst und Volksbeglückung erzogen, die Edlen hüteten sich, einen Herrscher heranzubilden. Während der Regent und seines schändlichen Lebens Lehrer und Genosse, der Kardinal Dubois, von Vergnügen zu Lust rannten und alles Heilige durch Spott und Frechheit entweihten, den Glauben des Volkes verhöhnten und Ehren und Aemter an feile Diener vergeudeten, wuchs der König auf, ohne Sinn und Kraft für alles Höhere und that nach seinen Lehrern; Liebelei, Spiel und Jagd war seine Beschäftigung; herrschen mochte wer wollte; er schien zum Genusse geboren; der Hof von Versailles war der Aufenthalt aller Laster und Ausschweifungen unter Ludwig XV.

Von nun an walten Frauen und Günstlinge, Maitressen regieren im Kabinete wie auf dem Schlachtfelde, ihren Launen huldigte der König, schmeichelten die Edlen und gehorchte schweigend und büßte das Land.

Das Ende zeigte die Weisheit: die Heere geschlagen, die Verwaltung des Staates zerrüttet, Schulden häuften sich auf Schulden, um die Lüste der Lieblinge zu befriedigen, das Verderben der Sitten, die Verachtung alles Heiligen, der Spott über Göttliches und Menschliches ging durch das ganze Land und bald war alles Vertrauen und die heilige Scheu vernichtet; Ackerbau und Gewerbe gedrückt, Kunst und Wissenschaft im Dienste der Großen und zu jeder Schmeichelei feil. Die Schriftsteller, welche eine Partei gerne als die Quelle aller Verschlechterung und Umwälzung Frankreichs anklagen möchte, waren die Lieblinge der höheren Gesellschaften, zum

großen Theil aus ihnen hervorgegangen, von ihnen gehägt und bewundert, sprachen nur die Grundsätze, Ansichten und Neigungen des Hofes aus, und je freier, kühner, frecher und sittenloser ihre Werke, um so lieber wurden sie von dem großen und kleinen Pöbel gelesen. Die wenigen Edlen klagten in Wehmuth über die gesellschaftliche Verschlimmerung und vertheidigten die ursprünglichen Rechte des Menschen, wie Vernunft und Christenthum es lehren, das vom Hofe verbannt schien, in gediegenen Werken und fanden bei dem gedrückten gebildeten Bürger und bei den mittleren Ständen allgemeine Theilnahme. Frankreichs Ruhm, Glanz und Macht schwand, Polen wurde ohne seine Theilnahme getheilt. Frankreichs Machthaber liebten die ernste Geschichtschreibung nicht, sondern sie ergötzten sich dagegen an den Erinnerungen (memoires) aus dem Leben eines wollüstigen Hofes: Zofen und Kammerdiener, Edle und Unedle haben die schändlichen Scenen sich selbst und der Mitwelt zur kitzelnden Ergötzung, jedoch ihren Herren und sich selbst zur Schande und der Nachwelt zum traurigen Zeugnisse tiefer Versunkenheit geschildert.

Die Revolution in Frankreich.

So war Frankreichs Zustand, als Ludwig XVI. die Regierung übernahm. Gebildet in Kunst und Wissenschaft, voll Liebe für sein Volk, aber schüchtern, ohne Willenskraft zu schneller kühner Entscheidung, sah er mit Schmerz die Lage der Dinge und die Saat, die seine Ahnen gesäet, reifen. Er war entschlossen, sein Volk zu retten, die Würde des Reiches wieder herzustellen. Aber er allein vermochte es nicht, nichts mit dem Beispiele seiner Einfachheit und Mäßigkeit gegen den schwelgerischen Hof, und da aller Kredit verloren, alle Kraft des Volkes durch Steuern, freiwillige und erzwungene Anleihen erschöpft und ungeheuere Schulden auf die spätesten Enkel gehäuft und nirgends mehr Rettung für den Staat war: rief er die Edlen des Landes, Adel und Priester (Notabeln), entdeckte ihnen des Reiches Lage und verlangte ihre Hülfe. Aber sie, die sich gewöhnlich die Stützen des Thrones rühmen, fanden keine; sie wollten von ihren Reichthümern und Vorrechten nichts opfern und schieden nach kurzer Berathung, unbekümmert um die Zukunft.

Darauf wechselten Minister auf Minister, keiner konnte Geld, keiner Rettung in der wachsenden Noth schaffen. Da entschloß sich der König, nach dem Rathe Necker's, seines bei dem Volke beliebten Ministers, ungeachtet des heftigen Widerstrebens des Hofes, die alten Reichsstände zu rufen und der gesammten Nation die Berathung

und Rettung des Staates zu vertrauen. Im Mai 1789 versammelten sich die Abgeordneten zu Versailles, und der Hof sorgte ängstlich, sein Ansehen zu erhalten, die Uebermacht des dritten Standes, der allein so viel Mitglieder zählte, als Adel und Geistlichkeit mit einander, dadurch zu beschränken, daß nur nach Ständen, nicht nach Köpfen gestimmt würde, weswegen jeder Stand besonders rathschlagen sollte. Dies verweigerten jene und wollten, daß man gemeinsam berathe, nach Stimmenmehrheit der Einzelnen beschließe, und als Adel und Geistlichkeit, gestützt auf ihre alten Rechte, dies verweigerten und der Streit schon offen und heftig wurde, so daß der König die ganze Versammlung auflöste und auseinander gehen hieß: blieben die vom dritten Stande, erklärten sich zur National-Versammlung und für unverletzlich, berufen von ihren Mitbürgern, die Gebrechen des Staates aufzudecken, zu heilen, die Lasten zu mildern und gesetzmäßige Freiheit herzustellen. Sie schwuren einstimmig, ihren Auftrag mit Eifer, Treue und Furchtlosigkeit zu erfüllen, begannen sogleich die Berathung und luden die anderen Stände zur Vereinigung ein. Diese zauderten, wankten, der Hof war unentschlossen, die Nation erklärte sich laut für ihre Abgeordneten. Der Name Volk ward erhoben, geadelt und wirkte mit Zaubergewalt auf die große Masse; vergebens wendeten Hof, Adel und Geistlichkeit Alles an, die Vereinigung zu hindern: in der Nähe von Paris und Versailles war das königliche Heer aufgestellt, aber allmälig bewaffneten sich die Bürger von Paris, des Volkes Abgeordnete zu schützen, furchtbar drohte der Sturm. Da schlossen sich Adel und Geistlichkeit auf Befehl des Königs (27. Juni) dem dritten Stande an und sie bildeten von da an miteinander die große Nationalversammlung, und eine neue Geschichte beginnt für Europa.

Mit gewaltiger Kraft begann die Berathung der Mitglieder, deren bei weitem fähigste, beredteste, umsichtigste und feurigste der dritte Stand zählte, deren Viele den Freiheitskrieg in Amerika gegen England mitgekämpft und welche die Grundsätze jenes neu gestalteten Landes jetzt als einziges Heil für Frankreich, ja für die ganze Menschheit ansahen. Sie waren entschlossen, jene Mängel der Staatsverfassung, welche Reich und Volk in so großes Unglück gebracht, für immer auszutilgen, und in diesem Sinne erfolgte am 4. August der denkwürdige Beschluß: Alle Leibeigenschaft und Hörigkeit hört auf, alle Lehens- und Zinsrechte an todte Hand; alle Privilegien der Einzelnen, Provinzen und Städte, alle Geldbefreiungen, alles ausschließliche Jagdrecht, ebenso die Zehnten und die Gerichtsbarkeit der Gutsherren. Alle grundherrlichen Rechte sind ablösbar, alle Abgaben werden nach dem Vermögen gleich vertheilt, jeder Bürger kann zu allen Aemtern im Staate gelangen. Am 13. Februar 1790 hob die Versammlung alle Klöster und Orden auf, erklärte ihre Güter für Eigenthum der Nation (2. November), machte (am 16. März) alle schändlichen, willkürlichen Verhaftsbefehle

ungültig, verbot weiter (30. Juli) alle Ritterorden, jede Körperschaft und jedes äußere Zeichen, das einen Unterschied der Geburt begründen soll. Nach eifriger fortgesetzter Berathung wurde am 3. September 1791 die neue Verfassung angenommen, welche der König am 13. bestätigte. Die Grundlage derselben bildet die Erklärung der Rechte, welche jedem Menschen als natürliche, unverjährbare und unveräußerliche zukommen: Freiheit in Handlungen, Meinungen, Rede und Schrift, Gleichheit Aller vor dem Gesetze, Eigenthum, persönliche Sicherheit, Widerstand gegen Unterdrückung; alle Souveränetät ist ursprünglich bei dem Volke, welches diese durch Uebertragung ausübt, sie zerfällt in vier Gewalten: die gesetzgebende, mit dem Rechte, Auflagen zu bestimmen, den Volksvertretern zustehend; die vollziehende, ganz dem Könige überlassen; die verwaltende, in den Händen verantwortlicher Staatsdiener; die richterliche, von allen vorhergehenden wesentlich getrennt und von eigenen, vom Volke gewählten Richtern geübt.

Dies waren die Grundsätze, welche Frankreich neu gestalten und beglücken sollten. Wer dabei zu gewinnen hoffte — der ganze dritte Stand — schwur mit Entzücken auf dieselben, dagegen Adel und Geistlichkeit sie haßten, anfeindeten und wieder umzustürzen suchten. Damit begann der Kampf im Innern. Aber zu schwach zum offenen Widerstande gegen die begeisterte Erhebung des Volkes, fügte sich ein Theil der ehemals so sehr bevorrechteten Stände den gewaltigen Ereignissen, ein großer Theil aber wanderte aus, rief Fürsten, Adel und Priester von ganz Europa um Rache und Beistand an gegen unerhörte Ungerechtigkeit. Deutschland — die Rheingegenden zunächst — wurden der Sammelplatz der Ausgewanderten, welche mit geschmeidiger Feinheit jetzt im Unglücke Mitleiden erregten, an den Höfen und auf den Schlössern des Adels und von den Priestern als Märtyrer begrüßt, ungemeine Theilnahme erhielten und wie zum Danke durch ihre verderbten Sitten viel Unheil und Verderben brachten, während sie Trost und Versprechen zu thätiger Hülfe erlangten. Man fürchtete die Verbreitung jener Grundsätze; der Adel Deutschlands machte die Sache derselben zur eigenen, denn er hatte dasselbe zu fürchten und weil seine Glieder als Räthe der Fürsten den entscheidendsten Einfluß übten und auch die Beichtväter das Ihrige thaten, war der Krieg schon gleich anfangs in ihrem Sinne beschlossen, um den Adel in seinen Vorrechten jenseits des Rheines wieder herzustellen und auch diesseits in allen deutschen Ländern die Aristokratie geistlicher und weltlicher Dienerschaft zu erhalten.

Deutsche Zustände.

Ihre Furcht war nicht unbegründet, denn im langen Frieden hatte sich die Kraft des Adels auch in Deutschland geschwächt, der Bürger sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und seinen Reichthum vermehrt, seine Kraft entwickelt und war durch die lange Ruhe, die Sicherheit seines Besitzthumes, verwöhnt und den Neuerungen nicht abhold. Der Kampf der amerikanischen Kolonien zur Gründung eigener Verfassung und Selbständigkeit hatte alle Gebildeten lebhaft aufgeregt und das Glück derselben alle erfreut; um so sehnsuchtsvoller, erwartungsvoller sahen jetzt alle Edelgesinnten auf den großen Nachbarstaat, dessen neue Schöpfung sich so herrlich ankündete. Gegen solche Entwickelung, solches Streben und Denken des gebildeten Mittelstandes war der Adel zurück. Er hatte seine Selbständigkeit mit der Einfalt und Genügsamkeit des Landlebens geopfert und geizte an den Höfen nach Auszeichnungen, hing nicht mehr an dem altererbten Boden und Gütern als heiligem Vermächtnisse der Ahnen; er siedelte sich da und dort an, tauschte und verkaufte, um zu gewinnen und seinen größeren Aufwand zu bestreiten. Man fand ihn überall, wo es Brot und Fische zu vertheilen gab, wie er sich vor den jeweiligen Günstlingen am Hofe demüthigte, mit den Feinen fein und mit den Uebermüthigen und Stolzen stolz und schwelgerisch sich zeigte und nach dem beliebten Beispiele Frankreichs alles Heilige schmähte und in allen Lüsten schwelgte. Zugleich deckte er oft schonungslos die Gebrechen der Regenten und der Regierung auf, wenig treu gesinnt folgte er jedem Rufe, der mehr Gewinn versprach und wechselte Heimath und Vaterland wie seine Kleider. Seitdem bei dem beständigen Streben nach äußerlicher Auszeichnung — bloßen Gunstzeugnissen — die verschiedenen Klassen des Adels sich selbst anfeindeten und offen und heimlich befehdeten: seitdem war seine alte Kraft unwiederbringlich verloren. Neue Gewalten erhoben sich, der Geldreichthum der großen Kaufleute verdunkelte bald den Glanz der Geburt, und die Bildung der unteren Stände erwarb sich bedeutende Aemter im Staate, und bald gestattete dieser Dienstadel, diese Dienstehre dem gebornen Adel keine ausschließenden Ehrenvorzüge.

Jene Zeit war vorüber, da der Adel in stolzer Freiheit auf dem freien Edelsitze Jagd und eigene Verwaltung seiner Güter höher schätzte, als Sold und Rang in den Städten, wo er in wachsendem Aufwande schnell Alles verzehrte und dort und auf dem Lande eine Menge Diener unterhalten mußte; fern die Zeit, da er auf seinen Gütern Gastrecht übte und in den Städten nahm, bald wurde er in seinem eigenen Besitzthume Gast, ja Fremdling und drängte sich in alle Beamtenstellen. Solches Leben gewann weder Liebe noch

Achtung und zeigte offen die veränderte Lage und Kraft der Stände, so wie die Gewalt der Neuerungen; es schien die Zeit gekommen, daß nicht blos Fürsten und Adel sich den Lehren und Beispielen Frankreichs hingaben, sondern auch das Volk von dorther Glück und Grundsätze nehmen wollte; auch diesseits des Rheines waren häufig die Menschenrechte gekränkt, das Leben und Walten mancher Fürsten nicht Liebe, sondern Haß erzeugend.

Schon die letzten Tage Joseph's schienen den gewaltsamen Bewegungen günstig, die Niederlande waren in Empörung, in Köln erhoben sich die Bürger der Stadt gegen den Magistrat und nahmen das Stadtsiegel, in Aachen und Nürnberg lagen seit Jahren die Bürger in Streit mit dem Magistrat und forderten die Einführung einer neuen Verfassung und Verwaltung, in Lüttich verlangte das Volk ungestüm vom Bischofe die Wiederherstellung des alten ihnen widerrechtlich entrissenen Grundvertrages und die Freiheit, seine Stellvertreter selbst und allein wählen zu dürfen: da entfloh der Bischof, betheuernd, er wolle bei Niemanden Hülfe suchen, klagte aber darauf beim Reichskammergericht in Wetzlar. Dies gebot den Fürsten des niederrheinischen Kreises, die Störung des Landfriedens sogleich zu strafen und die Ruhe herzustellen. Neue Unruhe durch das ganze Land. Vergebens suchte Preußen zu vermitteln, der Bischof weigerte sich der Rückkehr, weil sein Leben gefährdet sei und drängte auf die Vollziehung des Spruches. Da bot Brabant, noch in vollem Aufstande gegen den Kaiser, sein Bündniß an und jetzt sandte Preußen Kriegsschaaren in das Land, um Ruhe und Aussöhnung zu bewirken, damit Lüttich sich nicht vom Reiche trenne; es verfuhr mild, beschränkte sich nur auf Erhaltung des inneren Friedens und zog seine Schaaren endlich wieder zurück, als die andern Reichsfürsten seine Schonung tadelten; darauf kamen (Anfangs 1791) die Oesterreicher, siegten und es ward die alte Verfassung wieder hergestellt.

Leopold hatte den von Joseph unglücklich geführten Krieg mit den Türken unter Preußens Vermittelung, das anfangs mit Gewalt gedroht, durch den Frieden von Sistowa (19. September 1790) geendet, war am 30. September zum Kaiser gewählt, beruhigte Ungarn durch kluges, mildes Benehmen und gewann auch Belgien wieder. Es hatte in Berlin wegen Hülfe und Anerkennung der Selbständigkeit unterhandelt, durch Preußens und Oesterreichs Aussöhnung aber der Hoffnung auf fremde Hülfe beraubt, dem alten Herrscherhause wieder gehuldigt und allmälig Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Diese glücklichen Ereignisse schienen den Frieden in den deutschen Ländern zu befestigen; Leopold selbst war friedliebend und der Meinung, man müsse den Brand in Frankreich durch Krieg nicht nähren. Aber das Schicksal wollte es anders.

Dort hatten die Freunde der neuen Verfassung den Kampf gegen deren Feinde begonnen, welche List und Gewalt aufwandten, sie zu stürzen. Man wollte die Verbesserung nicht und steigerte sie

durch Widerspruch und Anfeindung zur Alles verheerenden Umwälzung. Bald schoß neben der jungen Freiheit die Frechheit üppig auf, im wachsenden Streite wurden die Gemäßigten zurückgedrängt, bald standen sich zwei Parteien gegenüber, welche durch Lösung aller alten Bande eine ganz neue Gestaltung zu gründen hofften; die Einen eine volle Freiheit durch eine Republik, die Andern volles, unbeschränktes Königthum, härter als zuvor. Der Pöbel von Paris übte furchtbaren, verderblichen Einfluß auf die Berathungen und Beschlüsse; er allein wollte das Volk sein und die Abgeordneten sollten ihm gehorchen. Paris war an Frankreichs und eine wüthende Partei an des Volkes Stelle getreten und trieb im tollen Wüthen immer weiter vorwärts. An die Stelle der Nationalversammlung trat die gesetzgebende (1. Oktober 1791), die, gereizt durch das Widerstreben der gebliebenen und ausgewanderten Priester und des Adels, strenge Gesetze gegen dieselben erließ; schon übten die sogenannten Volksgesellschaften (Clubs) entscheidenden Einfluß auf die Berathungen; bald fand man die Verfassung nicht frei genug, nicht gesichert gegen die Ränke von innen und außen; sie zu erhalten und volle Freiheit zu erringen müsse man alle Fürsten vertreiben, alle Völker in eine große freie Gesellschaft vereinen. Der König entfloh, ward eingeholt und wie ein Gefangener bewacht. Damals schrieb der Kaiser, eben auf der Reise in Italien, an mehrere Fürsten Europas und empfahl ihnen das Schicksal des unglücklichen Monarchen als gemeinschaftliche Sache aller übrigen; doch bald beruhigte er sich wieder. Er wollte den Krieg nicht rufen; aber so wie in Frankreich die herrschende Partei denselben unwiderruflich beschlossen hatte, um das Königthum ganz zu stürzen und die eigene Noth und die Verbrechen und Ausschweifungen zu decken, ebenso drängten auch in Deutschland die Ausgewanderten und der Adel. Zumal in Preußen war Krieg die allgemein herrschende Stimmung, man hoffte die ruhmvolle Zeit Friedrich's II. zu erneuen und leichte Lorbeern zu sammeln, welchen Glauben der Zug nach Holland belebte. Denn als hier ein Aufstand gegen den Erbstatthalter, den Schwager Friedrich Wilhelm's von Preußen, sich erhob, die sogenannten Freunde des Vaterlandes die Aemter an sich rissen und durch das ganze Land Kampf für oder gegen Oranien war, entwich der Statthalter. Als seine Gemahlin zurückzukehren gehindert wurde, glaubte sich Preußens König selbst beleidigt und sandte den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit einem Heere ab, um Genugthuung zu fordern. Die Preußen fanden keine Gelegenheit zum Kampf, denn die Freiheitsfreunde liefen, wie in einem Treibjagen gejagt, überall bei Annäherung derselben davon; der Statthalter kehrte zurück und übernahm ungehindert wieder alle vorigen Aemter und Würden.

Deutschlands Krieg gegen Frankreich.

Dieser unblutige Sieg schmeichelte den Kriegern, zumal sie seit Jahren ihre Tapferkeit zu erproben keine Gelegenheit hatten, auch der König zeigte sich dem Kriege nicht mehr ganz abgeneigt, insbesondere, weil die französischen Ausgewanderten den Wahn nährten: der bloße Rheinübergang und der Einfall in Frankreich stürze daselbst die übermüthige Partei und Alles kehre sogleich zur alten Ordnung zurück und Preußens Könige blühe ewiger Nachruhm. Dazu kamen noch gegründete Ursachen für viele Fürsten und Edle Deutschlands, welche in Frankreich mehrere ansehnliche Rechte und Landstriche besaßen, obgleich den dortigen Königen unterworfen. Viele Fürsten und Bischöfe genossen einen bedeutenden Theil der Einkünfte und Rechte jener Länder, die ihnen und ihren Erben bei der Besitznahme durch Frankreich gesichert waren, so daß dort die Besitzungen der Kurpfalz des Deutschen und Johanniter-Ordens, des Herzogs von Würtemberg und Hessen-Darmstadt, der Markgrafen von Baden, der Fürsten von Nassau-Weilburg und Saarbrücken und der unmittelbaren Reichsritter zusammen über hundert Städte, Dörfer und Schlösser mit fünfzigtausend Einwohnern begriffen. Durch die allgemein durch ganz Frankreich geltenden neuen Beschlüsse wurden ihre Rechte vernichtet, die Zehnten und Einkünfte zurückbehalten, anfangs zwar gerechte Entschädigungen versprochen, im Verlaufe der Unterhandlungen aber der Zwist genährt und durch gegenseitige Vorwürfe gesteigert, daß bald zu einer friedlichen Ausgleichung keine Hoffnung war. Die Fürsten wandten sich an den Kaiser und dieser an Frankreich, dies aber betrachtete jene Deutschen, weil sie in seinem Lande begütert wären, als seine Vasallen, schmähte über deren Klage beim Kaiser und klagte selbst über die Duldung der Ausgewanderten; die friedliche Partei in Frankreich ward immer schwächer.

Da kamen der Kaiser, der König von Preußen und einige Prinzen von Frankreich in Pillnitz zusammen (27. August 1791) und erklärten, sie betrachten die Lage, in der sich der König von Frankreich befinde, als einen Gegenstand, der die Aufmerksamkeit aller Souveräne Europa's verdiene; sie hoffen, daß alle Mächte, um Beistand angerufen, dies anerkennen und dann in gemeinsamer Verbindung sich nicht weigern werden, die wirksamsten Mittel anzuwenden, dem König seine Freiheit wiederzugeben. Dann wolle Oesterreich und Preußen mit der Macht einschreiten, die zur Erreichung des vorgestellten Zweckes nöthig, unterdessen hätten ihre Kriegsschaaren Befehl, sich zum Aufbruche bereit zu halten. Als dies in Frankreich bekannt wurde, war die Aufregung furchtbar; laut brach der Haß gegen Oesterreich, gegen die lange widernatürliche

Verbindung Frankreichs mit dem Hause Habsburg, und gegen alle Fürsten aus, welche ein freies Volk von Neuem in die Sklaverei zurückführen wollten. Die kriegerische Partei verstärkte sich mit jedem Tage durch Flugschriften und andere Aufregungsmittel, Freiheitsprediger wurden in die benachbarten Länder ausgesandt, um Freunde und Theilnahme zu gewinnen, die empörten, kaum befriedigten Niederlande von Neuem aufgereizt und ihnen thätige Hülfe versprochen. Der Krieg war unvermeidlich, dort zur Erhaltung der alten, hier zur Befestigung der neuen Herrschaft. Der Kaiser trat zu seiner Sicherheit mit Preußen in nähere Verbindung (7. Februar 1792), die Erbitterung wuchs mit jedem Tage, die herrschende Partei häufte geflissentlich Beleidigung auf Beleidigung, die Geduld der auswärtigen Mächte zu ermüden, und als der Kaiser seine Rüstungen fortsetzte, ward ihm eine Frist zu deren Einstellung und zur Entsagung seiner Verbindungen gesetzt. Da erklärte, als Leopold am 1. März 1792 gestorben, sein Sohn und Nachfolger Franz durch den Staatskanzler Kaunitz am 18. März: die bisherigen unbedeutenden Rüstungen seien auf Befehl des verstorbenen Kaisers geschehen, zur Unterdrückung der Unruhen, welche Frankreichs Beispiel und die strafbaren Umtriebe einer Partei in Belgien geweckt und unterhalten; möge die Nation ihr Ansehen, ihre Ruhe und Unabhängigkeit nicht selbst einer blutdürstigen Partei preisgeben, sondern Ruhe und Ordnung herstellen und andere Staaten nicht gefährden. Noch ehe diese Antwort in Frankreich ankam, war die friedliche Partei gestürzt, und am 20. April mußte der König den Krieg an Franz, den König von Ungarn und Böhmen, erklären, weil er die Ausgewanderten in ihren Umtrieben gegen Frankreich geschützt, eine Verbindung mit mehreren Mächten gegen dessen Sicherheit und Unabhängigkeit geschlossen, in den Forderungen an dasselbe wegen der betheiligten deutschen Fürsten, unziemende Grundsätze geäußert, zum Kriege sich gerüstet, und diese Rüstungen einzustellen sich geweigert habe. Beinahe mit der Kriegserklärung nahmen französische Heerschaaren das Bisthum Basel in Besitz, eine andere fliegende Schaar machte Einfälle in Lüttich.

Damals wollten Wenige in Deutschland erkennen, daß der Krieg ein Vertheidigungskrieg gegen die Umwälzungssucht und gegen bestimmte, willkürliche Angriffe auf Eigenthum und alte Rechte sei, Deutschland war uneins, die Fürsten schauten mißtrauisch auf die Freundschaft Oesterreichs und Preußens und fürchteten von daher größere Gefahr, als von Frankreich; sie blieben ruhig bei deren Rüstungen, und als Preußen seine Theilnahme erklärte, schloß sich keiner der deutschen Fürsten an. Die beiden Mächtigen mahnten zwar, aber drängten nicht zum Anschluß, Jene suchten jeden Vorwand zum Kriege für die Einen oder Anderen zu entfernen; diese hofften Frankreich, das in sich uneinige, zerrissene mit leichter Mühe zu

überwältigen und die Beute zu theilen. Monate vergingen mit Zögern, nirgends zeigte sich Ernst, Begeisterung, während in Frankreich die ungeheuere Aufregung schnell mehrere Heere schuf. Erst im Juni bewegte sich das verbündete Heer gegen den Rhein; der Herzog Ferdinand von Braunschweig, als Oberfeldherr an der Spitze der preußischen und österreichischen Heere glaubte nach dem Rathe der Ausgewanderten und der leichtsinnigen Zeitungsschreiber, die Gährung in Frankreich und in Paris durch heftige Drohungen in seinen Ausschreiben zu stillen, die Empörer zu schrecken, und drohte, wenn nicht alsobald der alte Zustand hergestellt und der König in seine Rechte eingesetzt würde, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, in Paris keinen Stein auf dem andern zu lassen. Der Erfolg war gerade das Gegentheil seiner Hoffnung. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung, Alles schwur, frei zu leben und frei zu sterben, und glühender Haß ward den Fremden, den Tyrannen und ihren Günstlingen geschworen; der furchtbare Ruf ward überall verkündet: das Vaterland sei in Gefahr, die Bürger möchten sorgen, daß es der allgemeinen Freiheit nicht an Vertheidigern fehle. Die Parteien benutzten klug die Aufregung, der Pöbel von Paris, verstärkt von dem feilen Gesindel von Marseille und anderen Städten, gebot im Namen des Volkes von ganz Frankreich, die wüthendsten Leidenschaften brachen ungezügelt los; tobende Parteihäupter verlangten im Namen des Volkes die Absetzung des Königs, der am furchtbaren 10. August in seinem Schlosse überfallen und gehöhnt, sich kaum mit seiner Familie in die Nationalversammlung rettete, dann nach dem Tempel geführt, noch am nämlichen Tage den Beschluß seiner Absetzung erfuhr. Neun Tage darauf (19. August) überschritt das Heer der Verbündeten von Luxemburg her die Grenze.

Die französischen Krieger zogen sich mit ihrem Lager ohne Widerstand immer weiter zurück, erschreckt übergab sich bei der ersten Aufforderung die Feste Longwy; im leichten Siegeszuge drangen die Preußen bis vor Verdun, auch dies fiel wie betäubt. Schon jauchzten die Ausgewanderten, schon hoffte der König von Preußen, der selbst beim Heere war, triumphirend in Paris einzuziehen. Aber bald wich die Täuschung, mit jedem Schritte vorwärts wuchs die Gefahr, Niemand vom Volke erhob sich für die Verbündeten, kein Krieger ging zu ihnen über, einzelne Aeußerungen von Heldenkühnheit ließen bald den Geist ahnen, der die Franzosen beseele; der Oberanführer von Verdun zerschmetterte sich durch eine Kugel den Kopf, als durch Stimmenmehrheit die Uebergabe beschlossen war, die abziehende Besatzung rief: Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons! Langsam, ohne Plan, rückte man vorwärts, bald wußte man nicht mehr, was man wollte. Die Entschlüsse des Herzogs wurden durch die Gegenwart des Königs gelähmt, der von frömmelnden Männern umgeben und geleitet, auch hier den Schein als Selbstherrscher und umsichtiger Regent behaupten wollte; Abgesandte

der Kaiserin von Rußland brachten vom ersten Plane ab, warnende, namenlose Briefe kamen an den König und den Herzog, schilderten die Wünsche und Stimmung Frankreich's und nannten die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen treulos, unklug; dieses könne und werde nur mit Frankreich gewinnen. Der Stachel blieb in den Herzen des Königs und des Herzogs, ein anderer in den Herzen der Unterbefehlshaber, welche man durch Gespräche und Schriften für die Freiheit zu gewinnen suchte, die nicht von den Launen eines Königs abhänge. Dazu kam die Langsamkeit der österreichischen Bewegungen, auch hatte der Kaiser, geschwächt vom Türkenkriege, die Streitkräfte unter den Feldherren Hohenlohe und Clairfait nicht nach dem Versprechen vollzählig gestellt; ihre Unternehmungen waren nicht entscheidend. So ward die Höhe von La Lune schon der Wendepunkt für die Deutschen. Unter großen Beschwerden wurde der Rückzug angetreten, mit unbegreiflicher Sorglosigkeit war nicht einmal für Brot genug gesorgt, die nasse Kälte erzeugte die Ruhr, unreife Trauben vermehrten das Uebel, das ganze Heer schien sich aufzulösen, Todte, Kranke, zerbrochene Wagen, gefallene Pferde, bezeichneten den Weg der Zurückweichenden, die zu ihrem Glücke der Feind nicht verfolgte, Mißmuth war in allen Herzen, alles Vertrauen zum Könige als Feldherrn dahin. Am 23. Oktober war mit ihrem Einzuge in das Luxemburgische für dieses Jahr der Feldzug geendet, ohne Gewinn für Deutschland, mit vielem für Frankreich.

Die Nachricht von dem Falle Verdun's hatte in Paris den Pöbel bis zum Wahnsinne entflammt; in blinder Wuth rasete er gegen die Gefangenen, schlachtete mit Mordlust Edle und Unedle jeden Alters, Geschlechtes und Standes, bis alle Gefängnisse leer waren, und Tags darauf (4. September) schwuren die Mitglieder der Nationalversammlung bis zum Tode die Könige und das Königthum zu bekämpfen und nie die Herrschaft eines Fremden über Frankreich zu dulden. Darauf betrieb man die Anstalten zur Vertheidigung mit flammendem Eifer, kündete dem König von Sardinien den Krieg an, und nahm solche Maßregeln, wie sie nöthig schienen, ohne das deutsche Reich zu schonen, dessen Schwäche man kannte. Die kleineren deutschen Fürsten lebten wie im tiefsten Frieden, die diplomatischen Schreiber kannten und ahneten die Größe der Gefahr nicht und warnten nicht; keine Verbindung, keine Vertheidigungsanstalt war getroffen, der französische Befehlshaber Custine überfiel unvermuthet Speier und Worms, und nahm durch Verrath des Obersten Eikenmayer auch Mainz (19. Oktober), drang sogar am Main bis Frankfurt vor, legte zwei Millionen Buße auf, weil die Bürger es mit den Ausgewanderten gehalten. Zwar bemächtigten sich die Preußen schnell dieser Stadt wieder, aber weiter vermochten sie in diesem Jahre nichts. Dagegen suchte Frankreich durch Aufwieglung der Völker die Macht seiner Grund=

sätze zu stärken, Denkschriften wurden am Rheine verbreitet, der Krieg sei nicht gegen die Völker, sondern blos gegen die Despoten, welche die öffentliche Gewalt an sich gerissen; dabei nahmen die Freiheitsbringer Geiseln und große Geldsummen, gewannen aber doch durch Ueberredung und Gewalt leicht entzündbare Jünglinge und Männer, denen der Name Freiheit das höchste schien. Die Franzosen wurden wie Befreier begrüßt, Freiheitsbäume errichtet, Mainz ward nach den neuen Grundsätzen geordnet, hier war der Mittelpunkt der Umwälzungsversuche; die benachbarten Rheinländer wurden als Freunde und Brüder aufgerufen, Volksvertreter zu wählen und eine eigene Verwaltung zu bilden. Die meisten kleinen Herrschaften und Städte von Speier bis Bingen, die pfälzischen Lande ausgenommen, folgten dem verführerischen Rufe, bildeten einen Nationalverein zu Mainz, der sich für unabhängig erklärte, alle erblichen Aemter, Würden und Vorrechte abschaffte und den Landesherren mit dem Aeußersten drohte, wenn sie ihre vermeintlichen Rechte weiter behaupten wollten. Wohl herrschte hier ehemals großer Druck durch Adel und Geistlichkeit, Unwissenheit bei dem Volke; die Gerechtigkeit war feil und ungerecht, und manche Fürsten walteten in maßloser Verschwendung und Willkür, andere dagegen walteten milde und erhoben das Volk auf alle Weise; doch jetzt schienen nur die schlechten Regierungen mit all ihren Fehlern im Gedächtnisse geblieben, alles andere Andenken verschwunden.

Unterdessen hatte der Convent, der an die Stelle der Nationalversammlung (21. September) getreten war, Frankreich schon am folgenden Tage als Republik erklärt und durch den vollziehenden Rath den Befehl ertheilt, nicht eher die Waffen niederzulegen und die Winterlager zu beziehen, bis die Feinde über den Rhein getrieben, den sie also damals schon als Grenze wollten. Dem heranstürmenden Dumouriez konnten die Oesterreicher unter Albert, dem Herzoge von Sachsen-Teschen, unter Clairfait in den Niederlanden nicht widerstehen, nach dem Siege bei Gemappe drang er ungehindert vor, nahm Mastricht, Breda, die freie Reichsstadt Aachen und Jülich, rückte über die Maas und erpreßte in diesen Gegenden durch täuschenden Aufruf und durch Säbelhiebe Wünsche zur Vereinigung mit Frankreich, welche der Convent großmüthig genehmigte. Lüttich fiel im Februar 1793, ganz Niederland in den folgenden Monaten, auf der anderen Seite drangen andere Heerführer in die reichslehnbaren Länder Savoyen und Nizza ein und schlugen diese Eroberungen sowie das Bisthum Basel und andere den deutschen Fürsten gehörige Herrschaften zu Frankreich. Während man bei den Verbündeten rathschlagte, schritt die mächtige Partei in Paris, welche mit ihren tollkühnen Führern alle Staatsgewalt an sich gerissen, unaufhaltsam in ihren alles umwälzenden Plänen weiter: der König ward in Anklagestand erklärt, der Unverantwortliche von feilen Henkern ver

Gericht gefordert, gerichtet, und das Haupt des Gekrönten fiel 21. Januar 1793 und büßte unschuldig für die vielen Schulden seiner Väter. Darauf erging der Fehdebrief gegen alle nicht republikanischen Regierungen, der Krieg sollte fortdauern zur Vertilgung aller Bevorrechteten, zur Herstellung einer allgemeinen Gleichheit; wohin die französischen Heere drängen, sollten sie nichts übrig lassen von der alten Regierung. Da zuckte durch ganz Europa nur ein Gefühl des Abscheues, des Unwillens. Alle auf Deutschlands Fürstenstühlen schraken zusammen, Adel, Geistliche und Fürsten, mit einander in die Acht erklärt, mußten jetzt sich zum gemeinschaftlichen Kampfe vereinen; die Umwälzung schritt verheerend vorwärts, aus bloßen Vorwänden wurde der Krieg gegen England, Holland, Spanien und Neapel, und alle Kriegsschiffe und Kaper für befugt erklärt, die neutralen Schiffe wegzunehmen, wenn nur ein Theil der Ladung für den Feind bestimmt sei; auf alle Güter der deutschen Fürsten wurde Beschlag gelegt, diese aller ihrer Rechte auf Frankreichs Boden beraubt (5. Februar 1793). Solche Beschlüsse brachten endlich auch das deutsche Reich in Bewegung. Denkende vorsichtige Männer hatten schon seit mehreren Jahren die Veränderung der Dinge, den kommenden Sturm, vorausgesehen und gesucht, den deutschen Fürstenbund für die Zeit der Gefahr zu erneuen und auszudehnen. Der Herzog von Weimar Karl August und der Kurfürst von Mainz sahen das wahre Bedürfniß von Deutschland und wollten den Nationalgeist im Vaterlande anregen, die träge Schlafsucht zerstreuen, deutsche Freiheit, Sitten und Gesetze wecken und erhalten, jede Eifersucht unter den Fürsten heben und vereint die Verbesserungen, wie die Zeit sie gebiete, allmälig begründen. Selbst in der Schweiz zeigte sich Neigung zum Anschlusse an den deutschen Bund. Aber sie fanden keine Theilnahme. So blieb Alles vereinzelt, bis jetzt in der höchsten Gefahr die Noth zur Vereinigung drängte, und am 21. März der Krieg an Frankreich von dem Reichstage zu Regensburg erklärt wurde, der in alter Weise die neuen Wirren der Zeit zu lösen suchte. Ungeachtet Deutschlands alte Verfassung im Grunde längst vernichtet war und Preußen und Oesterreich alle Gewalt an sich gebracht hatten und das Reich blos zur Vergrößerung eigener Herrschaft benützten und das Meiste und Wichtigste ohne den Reichstag entschieden, dem sie oft spät erst den Beschluß oder das Geschehene zur Zustimmung anzeigten: waren die Abgesandten noch immer versammelt, langweilten, neckten und quälten sich mit den alten lästigen Formen oder schwelgten bei diplomatischen Gastmahlen und Frauen, und so wenig Theilnahme übten Fürsten und Städte, oder für so unwichtig hielten sie die Verhandlungen dort, daß von zweihundertundsiebenzig Städten und Fürsten, welche vertreten waren, nur neunundzwanzig Gesandte anwesend waren, welche die Stimmen aller übrigen führten. Seit Langem hatte der Reichstag nichts mehr gewirkt, sondern den Beschlüssen nur die

herkömmliche Form gegeben, die Verhandlungen und Schriften waren in's ungeheuere angewachsen, Geist fand sich wenig. Jetzt offenbarten sich alle Gebrechen und Mängel der deutschen Verfassung. Die Mitglieder, größere und kleinere Fürsten, Grafen und Ritter, Bischöfe, Aebte und Städte, von denen jeder bisher seinen Vortheil gesucht, die mit einander seit vielen Jahren keinen gemeinschaftlichen Krieg geführt, mußten, durch Stimmenmehrheit gezwungen, sich rüsten und ihren Antheil zur allgemeinen Bewaffnung und Vertheidigung stellen. Die meisten betrachteten den Krieg noch immer als eine ihnen ganz fremde Sache, eilten wenig mit der Ausrüstung und als das Heer aus den verschiedenen Gebieten zusammen kam, welch' bunte Mischung zeigte sich da! Die größeren Stände stellten ganze Heerschaaren, die geringeren nur wenige Mannen verschieden gekleidet, verschieden besoldet und verpflegt, im Herzen häufig Haß gegen den Nachbarn nach dem Beispiele ihrer Herren. Die Eintheilung und Uebung nahm Wochen und Monate weg, ein starker Troß von Lieferungs- und Verpflegebeamten, die nur sich bereicherten, folgte. Zwar gaben auf Preußens Vorschlag manche Reichsstände blos Geld statt Mannen, damit Preußen und Oesterreich seine Heere stärke und erhalte, im Allgemeinen aber blieben die Gebrechen.

Fortsetzung des Krieges. Polens Untergang.

Der Feldzug begann schon im Februar und März in den Niederlanden. Die Oesterreicher, unterstützt von dem Gelde Englands, das den Mittel- und Vereinigungspunkt des großen Bundes gegen die übermüthige Republik bildete, eröffneten ihn unter dem Prinzen Coburg durch die Siege bei Aldenhofen (1. März) und Neerwinden (18. März); Dumouriez, vertrieben vom untern Rhein, aus Holland und Brabant, übergab, da er seine Verurtheilung durch den Convent voraussah, sich und seine trefflichen Pläne den Oesterreichern; das ganze französische Heer war in Auflösung, die Festungen im schlechten Zustande, die Muthlosigkeit allgemein; im Innern Frankreichs selbst der heftigste blutigste Kampf der Parteien, die Vendee im vollen Aufstande. Die Machthaber in Paris schienen zum Frieden, selbst zur Entschädigung der deutschen Fürsten bei der Herstellung der deutschen Grenzen geneigt; aber der Kaiser zögerte, schon hoffte man auf Erweiterung und Vergrößerung des habsburgischen Hauses, der Adel billigte den Plan, Frankreich, den Heerd der Empörung, zu theilen und zu schwächen, Alles versprach ein glückliches Ende. Die Preußen hatten, nachdem man in vergeblichen Gegenschriften gekämpft, die Belagerung von Mainz begonnen, am 22. Juli es

durch Uebergabe erhalten und die Freiheitsvereine sogleich aufgelöst, deren Mitglieder und Freunde in dem Vertrage preisgegeben, nun alles im doppelten Maße litten, was sie im unsinnigen Fürsten- und Adelhaß verschuldet hatten. Alle Kriegsverständigen erwarteten nun schnelle entscheidende Thaten gegen Frankreich; vor allen war jetzt der Blick auf die Weißenburger Linien im Elsaß gerichtet, wo der österreichische Feldherr Wurmser sich zwar tapfer mit den Feinden schlug, aber den Eroberungsschlüssel zu den Festungen nicht fand. Unterdessen zauderten, rathschlagten die Preußen: der König habe Mainz erobert, jetzt wäre es an Oesterreich, etwas zu unternehmen. Schon dachten sie an Beziehung der Winterlager und es blieben die blutigen fortdauernden Gefechte jenes Feldherrn ohne Entscheidung. Allmälig entfernte die Eifersucht die Verbündeten, ihre Bewegungen und Unternehmungen geschahen nur vereinzelt. Bis Ende September lag das preußische Heer still und als endlich Wurmser die Linien umgehen wollte und die Franzosen sich zurückzogen, der Herzog von Braunschweig endlich zur Unterstützung der Oesterreicher aufbrach und in des Königs Abwesenheit eine Schlacht gewann, daß Landau in wenigen Tagen fallen mußte: da hemmte Eifersucht des Königs über den Herzog die ferneren Fortschritte. Seine frömmelnde finstere Umgebung untergrub allen Einfluß und vereitelte alle Entwürfe des klugen Feldherrn, maß aber jedes Mißlingen ihm allein bei. Der König ward kälter gegen die Verbindung und gegen den Krieg, und als dem Herzog eine Unternehmung gegen das Städtchen Bitsch an den Grenzen von Elsaß mißlungen war und die Ausfälle dann heftiger auf Wurmser's Heer begannen, der seit der rückgängigen Bewegung der Preußen blosgestellt und deswegen allzubesorgt seine Stellung verließ und die Belagerung von Landau aufhob: zogen sich die Oesterreicher über den Rhein zurück, was dann als Beispiel auch für die Preußen galt, welche sich noch zwischen Mainz und Oppenheim behauptet hatten. Am unglücklichsten waren die Verbündeten in Westflandern, wo sie gegen alle Kriegskunst blos zum Besten der Engländer die Belagerung von Dünkirchen unternahmen, aber sie nach der Schlacht bei Hondsboote (8. September) aufheben mußten, worauf ihr Rückzug und der Verlust von Flandern und Holland folgte.

So endete der zweite Feldzug, der die uneinige Republik stürzen sollte, mit deren Befestigung; Mainz allein war um einen theueren Preis wieder errungen, Mißtrauen und Eifersucht wuchsen unter den Verbündeten, Muth und Thätigkeit bei den Feinden. In Preußen nahm die Deutschland verderbliche Ansicht überhand: Oesterreichs Schwäche sei Preußens Kräftigung, doch führte es den Krieg noch fort. Der Herzog von Braunschweig aber legte seine Feldherrnstelle nieder, da er sich überall gehemmt, beneidet und beargwohnt sah, an seiner Statt übernahm Möllendorf, der weniger dem alten Ruhme Preußens gemäß handelte, sondern vielmehr als

Englands Bundesgenosse. Schon war der große Schatz Friedrich's II. im Genußleben zerronnen, an Günstlinge verschleudert und im Holländischen Kriege ohne Vortheil verwendet, und aufgezehrt. Da erklärte Friedrich Wilhelm an das deutsche Reich: er wolle sich dessen Vertheidigung nicht entziehen, könne aber den großen Aufwand nicht länger bestreiten, die sechs vorderen Kreise sollten also unterdessen sein Heer verpflegen, bis das Reich allgemeine Bestimmungen getroffen habe; weigern sie sich dessen, so müsse er den größten Theil seines Heeres vom Rhein abrufen.

Darauf wurde ihm die Antwort: es sei ungewiß, ob Frankreich den Krieg begieriger mit Deutschland als ihn Preußen gegen Frankreich gesucht; unaufgefordert in eigenem Namen habe der König denselben begonnen; wie er denn jetzt Anderen den Unterhalt seines Heeres ansinne, damit vielleicht am Ende der Schützer seine Schützlinge verschlinge! Darauf riethen sie nach Frankreichs Beispiele das Volk insgesammt aufzubieten und zu bewaffnen, was minder kostspielig und wirksamer sei; aber dies fand keinen Beifall, Preußen zumal widerstrebte, schon zogen sich die Schaaren bis auf zwanzigtausend Mann zurück, als durch Vermittelung von England und Holland ein Vertrag zu Stande kam (April 1794), demgemäß Preußen eine viel stärkere Zahl mit dem Gelde jener beiden Mächte zu unterhalten und dorthin zu stellen versprach, wo es England und Holland verlangen, deren Vortheil forderte, Frankreichs Handel zu zerstören. So kämpfte Jeder für augenblicklichen Nutzen, Preußen richtete sein Augenmerk weniger auf den Krieg, als vielmehr auf neuen Ländergewinn durch eine abermalige Theilung Polens.

Dieses Volk hatte sich nach der unseligen Theilung, während die Kaiserin Katharina in den Krieg mit den Türken verwickelt war, mit Kraft und Selbstbewußtsein erhoben und suchte durch weise Gesetze sich zuerst im Innern zu kräftigen, den Zwiespalt auszugleichen, ein Ganzes zu bilden. Mit reger Theilnahme, ja Bewunderung, sah man die schnelle Erhebung des Staates, den man schon ganz vernichtet glaubte. Preußen zeigte seine Theilnahme am Wohle des Landes, forderte aber einige Städte; doch kam zwischen Beiden ein Schutzbündniß zu Stande und Friedrich Wilhelm billigte unzweideutig den Entwurf der künftigen verbesserten Regierungsform, auch Oesterreich erkannte die Unabhängigkeit, Untheilbarkeit und neue Verfassung Polens an. Aber plötzlich änderte sich Alles, als Katharina mit den Türken Frieden schloß; ihr Stolz war beleidigt, daß Polen, durch ihren Gesandten bisher beherrscht, sich mündig erkläre; der Untergang war beschlossen und Preußen durch das Versprechen eines neuen Antheils gewonnen, Oesterreich könne sich, als der Krieg gegen Frankreich ein glückliches Ende versprach, am Rheine vergrößern. So bereitete sich Alles zur Entscheidung. Katharina erklärte offen, sie könne die erhöhte, gesteigerte königliche Macht nicht zugeben und werde die Freunde der verletzten Freiheit und Unabhängigkeit Polens

unterstützen. Der König, ihr Werk und Werkzeug, that nach ihrem Willen, neue Heerschaaren rückten ein und besetzten das Land, die verrathenen Polen wandten sich Hülfe flehend an Preußen, dies schickte seine Mannen, die überall als Freunde und Retter begrüßt wurden; die Russen wichen zurück, die Preußen aber nahmen darauf für ihren König Danzig, Thorn, Elbing und fast ganz Großpolen. Mit Schrecken erwachten die Getäuschten, schrieen laut über unerhörte Ungerechtigkeit, riefen alle Welt zu Hülfe, aber Niemand hörte, half und konnte jetzt helfen, die Unterjochten mußten huldigen (Mai 1793). So sonderbar schienen die Grundsätze der Umwälzungspartei in Frankreich sich mit den Wünschen der Könige zu begegnen, alles Recht verschwand in der Gewalt und man handelte ohne Scheu vor Gott und den Menschen, vor der Mit- und Nachwelt. Die Franzosen aber erhielten Vorwand, das treulose Walten der Könige zu schmähen und alle Völker gegen sie aufzureizen. Damals mochten die kleineren Fürsten und die Städte Deutschlands ahnen, was ihnen drohe, ob Frankreich siege oder Preußen mit Rußland; bald schien es gleich, wer siege, ja den Völkern sogar Frankreichs Uebermacht erwünschter.

Der Anfang des Krieges 1794 war für die Verbündeten so glücklich, daß sie weder Frankreichs Rache noch die öffentliche Meinung wegen des Geschehenen fürchten durften. Von beiden Seiten hatte man sich auf's Neue gerüstet, neue Pläne entworfen, einander zu verderben. Die Verbündeten handelten nach demjenigen, welchen Mack, der österreichische Oberst, mit lauter Billigung und Bewunderung Oesterreichs und Englands geschaffen; der Kaiser selbst verließ Wien und eilte in die Niederlande. Sogleich nach seiner Ankunft (16. April) begann unter dem Prinzen Coburg in einer großen Ausdehnung der Kampf gegen die Linien der Franzosen, die zurückwichen. Als Sieger zog Franz in Brüssel ein und empfing von den Ständen die Huldigung; aber nirgends traf er Verbesserungen, wie die Zeit sie forderte; aus Mißtrauen verwarf er das Anerbieten der Stände, zur Vertheidigung des Landes selbst eine bedeutende Mannschaft zu stellen und zu unterhalten. Noch war der Glaube an die Unüberwindlichkeit und Treue der Soldaten fester, als der Glaube an Tapferkeit und Treue des Volkes. Noch war das Glück den Verbündeten günstig, die Festung Landrecis fiel, schon lag der Weg nach Paris offen und Alles hegte freudige Hoffnung. Aber jetzt entwickelten sich die Pläne der Franzosen: Alles gegen Alles zu setzen, ganz Frankreich wurde in Kriegsrevolutionszustand, jeder Bürger als Soldat und das ganze Land als Lager erklärt, bis Friede würde. Die Schreckensherrschaft unter Robespierre hatte begonnen, der sogenannte Wohlfahrtsausschuß herrschte mit einer Gewalt, wie Könige sie selten geübt, das ganze Volk stand unter dem Blutgericht. Wer immer sich der Verfolgung entziehen, dem häuslichen Jammer und Elend entrinnen und lieber dem stets

lauernden Schreckensrichter als dem Tode entfliehen wollte, der eilte zu dem Heere, welches von nun an eine Thätigkeit und Kraft entwickelte, wie man sie früher nur in den alten Freistaaten gesehen hatte. Massen um Massen wälzten sich heran, gingen freudigtrunken in die Schlacht, erneueten, geschlagen, immer wieder den Angriff, und das Unglück machte sie nur kühner und listiger. Alles, was den Sieg herbeiführen konnte, ward benutzt und mitten im Kriege neue Erfindungen gemacht: der Telegraph verkündete in wenigen Minuten auf Meilenweite die wichtigsten Ereignisse und Befehle, Luftballone mußten zur Auskundschaftung der feindlichen Stellung dienen, und Jeder, der sich durch Kenntnisse und Tapferkeit auszeichnete, machte sich schnell geltend und fand Beförderung. Seitdem die allgemeine Bewaffnung in Frankreich Gesetz war, verbreitete sich der kriegerische Geist durch alle Klassen der Bewohner, tägliche Waffenübung gewöhnte den Bürger und Bauer an den Krieg und weil die gestörten Handelsverhältnisse und das Versiechen mancher Gewerbs- und Erhaltungsquellen viele brodlos machten, wandten sich Tausende aus Noth, noch mehr als aus Begeisterung, zum ausschließlichen Waffendienste. Als darauf bei der wachsenden Tyrannei der wilden Volksführer nirgends Sicherheit war, Angeberei und Verfolgung überall Gut und Leben gefährdeten, da suchte man lieber den Tod in der Schlacht, als daß man ihn bang von Henkershand erwartete. Und wie bei bürgerlichen Unruhen immer der Mann sich geltend macht, der sich durch Kraft, Geistesgegenwart und Tapferkeit auszeichnet, daß er schnell über die Schranken der Geburt und des Standes sich erhebt, während im Frieden die Mittelmäßigen und nirgends Gefährlichen gehoben und gepflegt werden: so geschah es auch hier und bald bildete das Heer durch den Geist der Führer und durch die Willigkeit, Tapferkeit und Ehrliebe der Gemeinen ein Ganzes, dem nichts widerstreben konnte; es bildete einen geregelten kriegführenden Staat mitten in der allgemeinen Verwirrung und allmälig entwickelten sich die weit ausreichenden kühnen kaum glaublichen Pläne der Führer. Die Angriffslinien werden, da das ganze Volk in Bewegung ist oder leicht geräth, in's Ungeheure ausgedehnt, wie sie gewöhnliche Heerhaufen unmöglich wagen können, und umfassen ganze Länder; bald wird die Schlacht nicht mehr nach Stunden, sondern nach Tagen gezählt und die Festungen verlieren ihre alte Wichtigkeit. Gerade in dem Augenblicke, da die Verbündeten, mit ihrer ganzen Macht vereint, bei und in der Gegend von Landrecis standen, noch siegestrunken, fielen die Franzosen unter Pichegru in Flandern ein, drohten den rechten Flügel der Feinde zu umgehen, während die Moselarmee unter Jourdan sie von Luxemburg her bedrohte.

Von da an waren die Pläne der Verbündeten durchschnitten und sie bald nur auf Vertheidigung beschränkt; Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen erfolgte; Angriff und Gegenwehr war furchtbar,

viermal bringen die Franzosen über die Sambre vor und viermal werden sie zurückgeschlagen; die fürchterlichen Schlachten bei Tournai und Charleroi (12. Mai, 12. Juni) entscheiden nichts. Die Verbündeten, zwar stets tapfer kämpfend, wirken selten gehörig vereint, der Kaiser reist nach Wien zurück, darauf entscheidet der fünfte Sambre-Uebergang und die Schlacht bei Fleurus (26. Juni) das Schicksal der Niederlande: der Oberfeldherr der Franzosen hatte hoch herab in dem Luftballon Schlachtfeld, Stärke und Schwäche der Feinde erspäht, danach den Angriff beinahe allein durch das furchtbarste Kanonenfeuer geleitet und gesiegt. Die Verbündeten unter Coburg wichen, auf allen Punkten verfolgt, beunruhigt, immer weiter zurück, zuerst über die Maas, dann über den Rhein und suchten dringend Verstärkung nach. Während dessen nahmen Pichegru und Moreau Flandern und Brabant und bereiteten sich den Weg zur völligen Unterwerfung des Landes. Auch am Oberrhein kämpften die Verbündeten unglücklich. Nachdem die Preußen hier die Feinde aus der furchtbaren Stellung bei Kaiserslautern nach Pirmasenz zurückgedrängt, die Oesterreicher Speier besetzt und dann den Krieg nur in einzelnen unbedeutenden Gefechten fortgeführt hatten, geschah endlich vom Feinde solch stürmender Angriff, daß die Oesterreicher (16. Juli) sich wieder über den Rhein, die Preußen wieder gegen den Main zurückzogen. Vergebens ist ein neuer Versuch, sich jenseits zu behaupten, vergebens erringt Hohenlohe bei Kaiserslautern einige Vortheile; gerade im entscheidenden Augenblicke erhielt er von Friedrich Wilhelm Befehl, nach Südpreußen sich zu wenden, da in Polen der furchtbarste Aufstand und große Gefahr drohte. So siegen die Feinde bald überall, Festung um Festung fällt ohne Vertheidigung in ihre Hände, selbst das wichtige Valenciennes, wo die Oesterreicher ungeheure Vorräthe aufgehäuft hatten; Clairfait, der dem Prinzen Coburg im Oberbefehle folgte, ist nicht glücklicher. Am Ende des Jahres ist nach siebenundzwanzig Schlachten, nach einhundertundzwanzig Gefechten, welche den Verbündeten an achtzigtausend Todte und neunzigtausend Gefangene kosteten, Frankreich auf der ganzen nördlichen Seite vom Feinde befreit und Meister von Belgien, Holland und dem Rheinstrom; den Kaiserlichen blieb nichts mehr übrig als Luxemburg und dem Reiche nur Mainz. In den letzten Tagen des Jahres wurden die Oesterreicher aus Speier und Worms getrieben, die Preußen aus ihrer vortheilhaften Stellung, die Brückenschanze bei Mannheim war genommen und Mainz selbst hart bedrängt.

Solches Unglück, dazu auf der einen Seite Furcht vor Frankreich, auf der andern vor Preußen, da in vielen Schriften die Auflösung der alten Reichsverfassung und die Einziehung der geistlichen Güter, um größere Mächte in Deutschland zu schaffen, als einziges Rettungsmittel gepriesen, dagegen geheime Verbindungen zur Erhaltung der alten Verfassung geschlossen wurden, erregte bald

allgemein unter den kleineren Ständen den Wunsch nach Frieden. Diesen Wunsch theilten sie dem Kaiser mit (22. Dezember), der (10. Februar 1795) darauf versprach, nach Verabredung mit dem Könige von Preußen wegen Waffenruhe und Frieden zu unterhandeln, mahnte aber zugleich, die Pflichten, welche Reichsverband, Gesetze, Vaterland und Selbsterhaltung fordern, zu erfüllen und sich fortwährend mit aller Anstrengung zu rüsten, um nicht einst die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung zu unterzeichnen. Als die Gewalthaber Frankreichs dies bemerkten, suchten sie die verbündeten Mächte zu trennen, sich zuerst mit denen auszugleichen, deren Kraft am gefährlichsten, oder deren Unthätigkeit am wichtigsten schien, um mit gesammter Macht auf Oesterreich zu stürzen und es zu jedem beliebigen Frieden zu zwingen. Darum wendete man sich zuerst an Preußens König, der des Krieges schon lange überdrüssig, bei dem er keinen Gewinn sah, sich ganz seinen Günstlingen und Rußland überlassen hatte und in seinen innersten Gemächern dem Vergnügen lebte. So hatte er nach den heiligsten Versicherungen sein Wort den Polen gebrochen und die zweite Theilung zu seiner eigenen Vergrößerung gebilligt und die Rache der Unterdrückten gesteigert, daß mit dem Frühlinge 1794 von allen Seiten Empörung sich erhob und der Ruf: Freies Leben oder freier Tod! sich schnell durch ganz Polen verbreitete. Zweitausend Russen fielen am Gründonnerstage als erstes Opfer der Rache; unter der Anführung des tapferen edlen Kosciusko gewannen die Waffen der Begeisterten glücklichen Fortgang gegen die Preußen, diese mußten die Belagerung von Warschau aufgeben, Eilboten gingen an den Rhein und riefen von dorther preußische Schaaren zu Hülfe. Aber unterdessen nahten die Russen unter Suwarow, denn Katharina liebte gern allein zu handeln; Kosciusko fiel schwer verwundet und verrathen in ihre Hände, mit ihm alle Hoffnung. Die Verschanzungen von Praga, Warschau's Vorstadt, wurden im Sturme genommen und von Suwarow mit einer Grausamkeit gewüthet, die den schrecklichsten Gräuelscenen in Paris gleich kamen; achttausend Bewaffnete und zwölftausend Einwohner ohne Unterschied sanken ermordet (4. Nov.); Warschau ergab sich und schon am 5. Januar 1795 hatten sich die beiden Höfe miteinander vereint, Polen zu vernichten und die Beute zu theilen. Der König Stanislaus Poniatowski, von Katharina eingesetzt, bevormundet und gegängelt, mußte endlich abdanken und erhielt einen Gnadengehalt in Petersburg; darauf theilten Oesterreich, Rußland und Preußen das Land, ohne irgend einen Grund anzugeben, übten im Nordost die himmelschreiendste Gewalt, während sie im Westen für Recht und Wahrheit zu kämpfen vorgaben, und es schien, als hätten die Umwälzungspläne sich an den Höfen erzeugt und groß genährt. Zur Einrichtung und Befestigung der neuen Beute bedurfte Preußen jetzt Muße. Schon zu Ende des vorigen Jahres hatte der König den einen Bevollmächtigten nach Basel

abgesandt, um mit Franz Barthelmy wegen des Friedens zu unterhandeln, am 5. April 1795 erhielt er denselben auf gute Bedingungen, die nicht alle öffentlich bekannt wurden. Ueber die an Frankreich verlorenen Provinzen jenseits des Rheines wurde nichts bestimmt, nur insgeheim ausgesprochen, man wolle sich wegen einer Entschädigung verständigen.

Darauf wurde eine Abmarkungslinie (17. Mai) gezogen von der Ems bis Münster und um die hessischen und fränkischen Kreislande, hinter der alle Länder dem ferneren Kriege fremd bleiben, auch zur Fortsetzung als deutsche Reichsstände nichts weiter liefern sollten. Die sächsischen Häuser und Hannover schlossen sich nach einander diesem Vertrage an, Hessen-Kassel schloß seinen eigenen Frieden (28. August). So war Deutschland in der That in zwei Hälften getheilt, Frankreich konnte seine ganze Macht gegen Oesterreich und die süddeutschen Staaten wenden, Italien und die Erbstaaten des Kaisers bedrohen, um ihn zur Abtretung der Niederlande und der deutschen Länder jenseits des Rheines zu zwingen. Schon im Januar 1795 war Pichegru, begünstigt durch den ungemein strengen Winter, in Holland eingefallen, eroberte es und besetzte den ganzen unteren Rheinstrom und mit der Uebergabe der Festung Luxemburg waren die österreichischen Niederlande unwiederbringlich verloren. Die eroberten Länder wurden gänzlich abhängig von Frankreich und büßten die Freundschaft mit der Republik durch Lieferungen aller Art, durch den Verlust ihrer alten Verfassung und bisherigen Selbständigkeit. Der Geist der Eroberung war geweckt und fortan schützte der Rhein nicht mehr. Nachdem beinahe der ganze Sommer ohne bedeutende Waffenthat vorüber, Oesterreich durch das vorjährige Unglück und Preußens Abzug wie betäubt jeder muthigen Unternehmung vergaß, ging Jourdan über den Rhein, nahm Düsseldorf und Kaiserswerth, schloß Mainz und Kassel ein und belagerte Ehrenbreitstein; Pichegru nahm (28. September) Mannheim ohne Kampf, besetzte die Pfalz und drang schon weiter vor. Da wendete sich plötzlich das Glück, als für den Kaiser schon Alles verloren schien. Quosdanowich vertheidigte (15. Okt.) den Heidelberger Posten glücklich, Clairfait siegte 26. Oktober bei Höchst und als die Schanzen bei Hechtsheim auf dem linken Rheinufer erstiegen waren, ging Jourdan über den Rhein zurück, Mainz ward entsetzt, Ehrenbreitstein befreit, Mannheim wieder gewonnen. Ja die Kaiserlichen verbreiteten nach den blutigen Siegen bei Worms, an der Rehbach und bei Kreuznach solch einen Schrecken, daß die Franzosen zum Theil über die Saar zurückwichen und Waffenstillstand begehrten, der ihnen, angeblich wegen schlechter Witterung und allgemeiner Ermüdung des Heeres, in der That aber nur durch die Mißverständnisse der kaiserlichen Feldherren auf zehntägige Aufkündigung gewährt wurde. Im glücklichen Augenblicke stand man stille, gewährte dem Feinde Erholung und Clairfait legte zum Schaden des Kaisers

und der deutschen Sache den Oberbefehl nieder. Thätig ward von beiden Seiten zur Fortsetzung des Krieges gerüstet, an dem die süddeutschen Stände noch ferner Theil nehmen mußten, als die Verwendung der Könige von Preußen und Dänemark um Waffenstillstand für das deutsche Reich erst ausweichend, dann ganz ablehnend beantwortet war, weil Oesterreich sowie das deutsche Reich nichts abtreten wollten.

Das Kriegsjahr 1796.

Frankreich begann den Krieg in Italien, nachdem mit Toskana ein Friedensvertrag geschlossen war, um Oesterreichs Erbstaaten näher zu kommen und dasselbe durch den Verlust der fruchtbarsten und reichsten Provinzen zu zwingen. Die französische Regierung hatte die Ausführung einem sechsundzwanzigjährigen Manne übertragen, der damals noch wenig genannt, kaum gekannt, von Sieg zu Sieg immer größer, furchtbarer auf Deutschland drückte und endlich das Höchste anstrebend und an sich reißend, Alles in seiner Herrschaft zu verschlingen drohte: Napoleon Bonaparte. Er war den 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsika geboren, der Sohn eines Advokaten, wenig begütert, zu Brienne in der königlichen Kriegsschule gebildet. Als Unterbefehlshaber leitete er bei dem Sturme auf Toulouse den Hauptangriff und war die vorzüglichste Ursache, daß diese Stadt, die sich gegen Paris und die Gewalthaber empört, den Engländern wieder genommen wurde. Von da stieg er schnell zum Oberbefehlshaber empor, wirkte in Italien bei dem Heere ganz im Sinne der Schreckensherrschaft, weswegen er nach dem Sturze derselben gefangen nach Paris gebracht, aber bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Durch die Verwendung seiner Freunde erhielt er eine neue Anstellung und wollte eben nach Holland abgehen, als in Paris (5. Okt. 1795) ein Aufstand gegen die neue Verfassung und Regierung ausbrach; er errang für die neuen Gewalthaber (die Direktoren) den Sieg, und mit ihrem Danke den Oberbefehl in Italien, wo er seine glänzende Heldenbahn beginnt. Er begeisterte das ganz entmuthigte, an Allem Mangel leidende Heer zu neuen Thaten, in den schnell aufeinander folgenden Schlachten bei Montenotte und Millesimo schlägt er die Oesterreicher, bei dem Dorfe Dago diese und die Piemonteser entscheidend, schließt mit letzteren einen Waffenstillstand und wendet sich dann mit gesammter Kraft gegen die Oesterreicher. Diese müssen, von Stellung zu Stellung vertrieben, geschlagen, immer weiter zurück weichen, und bald von allen Bundesgenossen in Italien verlassen, dem Andrange des Feindes allein

begegnen (18. Mai). Der König von Sardinien hatte mit den Franzosen Friede gemacht, die Herzoge von Parma und Modena Waffenstillstand eingegangen. Am 30. Mai zieht sich der Oberfeldherr Oesterreichs, Beaulieu, mit den Trümmern seines Heeres nach Tyrol zurück, und an demselben Tage hört am Rhein der Waffenstillstand auf, den die Oesterreicher aufgekündet hatten, weil man hier auf glücklichen Erfolg hoffte: da kam die Nachricht von den Unfällen in Italien und der Befehl, Hülfstruppen dahin zu senden. Dadurch wurde das Heer am Rhein geschwächt, die Franzosen unter Kleber, Moreau und Jourdan stürmten nun kühner heran, verdrängten die Oesterreicher zuerst vom linken Rheinufer, überschritten siegend den Strom, zwangen durch die Siege bei Renchen, Rastatt und Herrenalb den Erzherzog Karl zum Rückzug nach Schwaben, und Wartensleben zum Rückzuge durch Franken. Moreau drang gegen Bayern, Jourdan gegen Böhmen heran, Würtemberg und Baden, der schwäbische und fränkische Kreis schlossen Waffenstillstand, dann Frieden. Schon war der Erzherzog nach den blutigen Schlachten bei Heidenheim und Nördlingen auch über den Lech zurück gezogen, und schon wollten sich die französischen Feldherren vereinen, um dann auf Wien loszugehen: als es ihm gelang, die Heerschaaren unter Jourdan bei Amberg zu schlagen und zurückzutreiben. In wilder Flucht eilten sie dem Rheine zu, die Rache der fränkischen Bauern that den Fliehenden großen Abbruch, wer einzeln in deren Hände fiel, wurde erschlagen, und als der Erzherzog Karl auch bei Würzburg siegte und aus dem Spessart eine furchtbare Masse bewaffneter Bauern hervorbrach, ganze Schaaren der Flüchtlinge überfiel, sie zerstreute, schnell sich wieder sammelte, und anderswo einen neuen Angriff machte, ging Jourdan nach großem Verluste bei Neuwied über den Rhein zurück. Dies hemmte auch Moreau in seinen Fortschritten, der schon in München war, er wendete um, zog sich, rings von Feinden umschwärmt und gedrängt, in kühner, umsichtiger Flucht über den Schwarzwald durch das Höllenthal, wo auch er von den Bauern großen Schaden erlitt.

Damals schon hätten die Fürsten erkennen können, was ein gereiztes, treues Volk für sein Vaterland vermöge. Aber sie wußten nicht, was sie dem Volke zutrauen durften, das sie nicht unmittelbar durch traulichen Umgang, sondern blos durch Beamte, Söhne des niedern und hohen Adels kannten, denen es thöricht und gewagt schien, solche ihre bisherigen Rechte und Vorzüge umwälzende Maßregeln einzuführen, um die Revolution des fremden Landes zu bekämpfen. Und das Volk der Deutschen war zu redlich und fromm, um sich schnell dem wilden Freiheitsschwindel hinzugeben; jene ersten Vereine in Mainz und am Rhein gingen schnell vorüber, weil sie nicht allgemein vom Volke kamen, dessen Edelgesinnte sie sogar verabscheuten; nirgends erhob es sich zur Vertreibung seiner

Fürsten, ja selbst auf dem von den Franzosen eroberten linken Rheinufer verweigerten mehrere Gemeinden im Kölnischen die Errichtung der Freiheitsbäume; so sehr liebte es Gesetzlichkeit und Ordnung, treu der Zukunft harrend, die das Bessere reifen sollte. So wichen die Franzosen im offenen Kampfe, nur von den Heeren bekämpft und gedrängt, in stolzer Haltung Schritt für Schritt zurück. Die Treffen bei Emmendingen und Schlingen, obwohl siegreich für die Oesterreicher, brachen die Kraft des Feindes nicht, in Ordnung zieht Moreau glücklich nach den vielen Gefahren bei Hüningen über den Rhein zurück. Darauf beginnt der Sturm auf Kehl und den Brückenkopf von Hüningen, beide werden genommen, und so endete hier das Jahr nach einem furchtbaren Wechsel, der jetzt Deutschlands Zertrümmerung, jetzt Erhöhung fürchten und hoffen ließ, ohne neuen Verlust. Gewaltiger und erschütternder war der Verlust in Italien.

Bei Gewährung des Friedens oder Waffenstillstandes hatte Bonaparte ungeheuere Geldsummen und alle Kriegsbedürfnisse überreichlich erpreßt, dazu die köstlichsten Kunstwerke, welche er als glänzende Siegeszeichen nach Paris sandte. Das Heer war durch ihn neu geschaffen, die stärksten Festungen, welche Jahre lang den Feind aufhalten konnten, fielen mit allem Geschütz und Vorräthen in seine Hand und gewährten ihm Mittel zur Fortsetzung des Krieges. Als auch Neapel bei seinem weiteren Vordringen und der wachsenden Gefahr, auch der Papst Waffenstillstand mit ihm geschlossen, drang er unaufhaltsam gegen die Hauptfestungen der Oesterreicher, Mailand und Mantua vor. Während um sie der heftigste, hartnäckigste Kampf begann, sicherte Napoleon die bisherigen Eroberungen durch gänzlichen Umsturz der alten Verfassung, überall wurden nach Frankreichs Beispiel Republiken gegründet. Auch Tyrol rief er zur Empörung auf, versprach Freiheit und Unabhängigkeit, doch das deutsche Volk blieb seinem Herrn und seiner Verfassung treu. Aber nach dem Falle von Mantua (2. Februar 1797) war für die Franzosen der Sieg in Italien entschieden und stolz hatte Napoleon schon an Oesterreich den Frieden geboten und die Abtretung Belgiens und eines Theiles der deutschen Länder jenseits des Rheines gefordert. Weil aber am Ende des Jahres hier sich das Kriegsglück gewendet, in Italien noch nicht Alles verloren war, zögerte der Hof von Wien und wies die Anträge zurück. Da erklärte Bonaparte seinen Soldaten: er führe sie nach Wien, um dort den Frieden, den man verschmähe, zu erkämpfen, wenn auch die übrigen französischen Heerführer nicht zur Unterstützung seines Planes über den Rhein dringen können. Sogleich begann er, nachdem er mit dem Papste Frieden geschlossen und sich auf dieser Seite gesichert hatte, den Angriff, schlug den Erzherzog Karl am Tagliamento, verfolgte ihn unermüdet und nahm schnell nach einander Gradiska, Triest, Klagenfurt und Laibach, nachdem Massena zu seiner Linken die

wichtigsten Pässe erobert. Und noch vor Ende März war beinahe ganz Kärnthen und Krain und ein Theil von Tyrol in seiner Gewalt. Da bot er von Neuem Unterhandlung an. Seine Lage war gefährlich: im Rücken das gereizte Italien und Venedig, zur Linken die ihrem Kaiser treuen Tyroler und wohlbesetzten Salzburger Berge, vor sich den Landsturm von Oesterreich und das Aufgebot Ungarns und den Erzherzog Karl in starker Stellung an der Donau; er selbst achtzig Stunden von Italien weg, ohne hinlängliche Geld- und Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse, rings vom Feinde eingeschlossen, der von allen Seiten auf ihn herstürzend, ihn erdrücken konnte; vom Rheine her die Hülfe fern und in kurzer Zeit unmöglich. Er täuschte sich über seine Stellung nicht, bot dringender den Frieden an, schmeichelte dem Erzherzoge mit dem Ruhme des Retters von Deutschland und Wohlthäters der Menschheit, die man endlich schonen müsse. In Wien war man über die Kühnheit seines Zuges erstaunt, erschreckt, der Schrecken der Hauptstadt wirkte auf die Familie des Kaisers, die ungeheuere Menschenmasse übte auch hier großen Einfluß und störte die ruhige Betrachtung: so nahm man allzuleicht, statt auf die erfahrenen Feldherren zu hören, welche auf ihrem Kriegsstandpunkte die Lage des Feindes ganz anders beurtheilten, die Unterhandlung an, Waffenstillstand wurde geschlossen, worüber in Wien außerordentliche Freude war, und bald darauf auch, ungeachtet sich Bonaparte's Lage täglich verschlimmerte, zu Leoben der (Präliminar-) vorläufige Friede (18. April). Mit der öffentlichen Bekanntmachung folgte auch die Auflösung des allgemeinen Aufgebotes und die Entlassung der Freiwilligen. Alle Augen und Herzen waren nach dem Frieden gerichtet.

Damit Preußen nicht mehr am Kriege Antheil nehme, wurde ihm die Friedenslinie (5. August 1796) erneuert, in geheimen Verträgen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gewährt und die Mitwirkung Preußens versprochen gegen Entschädigung durch geistliche Güter in Westphalen. Der Zwist mit Oesterreich sollte fortdauern, die kleineren, vorzüglich die geistlichen Stände geopfert werden, und im Vertrauen auf die Freundschaft Frankreichs, begann Friedrich Wilhelm seit dem Anfalle der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (1792) unter mancherlei Vorwänden neue Ansprüche auf Nürnberg, als Burggraf dieser Stadt, sowie auf die Besitzungen der Reichsritterschaft und der Hochstifter von Würzburg und Eichstädt und des Hoch- und Deutschmeisters. Die freien, unmittelbaren Reichsritter, deren Besitzungen in seinem Gebiete lagen, erlitten die willkürlichste Behandlung, alle Stände zitterten und Niemand wußte, wo Preußens Forderungen enden würden, schon wollte sich Nürnberg ganz an dasselbe ergeben: vergebens waren die Abmahnungsschreiben des Kaisers. Erst der Tod des Königs (16. November 1797) endete die Furcht vor Preußen in Etwas und man erwartete von der Rechtlichkeit und Milde seines

Nachfolgers, Friedrich Wilhelm III., nicht blos für dessen eigenes Land, sondern auch für Deutschland günstige Veränderungen.

Der Rastadter Congreß und der Friede von Campo Formio.

In Rastadt sollte auf einem Congresse zwischen den Gesandten des französischen Direktoriums und den Abgeordneten der deutschen Reichsstände über den Reichsfrieden entschieden werden. Es war aber über Deutschland schon im Voraus die Zersplitterung verhängt; Preußen, seit Jahren von Frankreichs Gunst abhängig, hatte sich von diesem Vergrößerungen aus deutschem Reichsgebiete versprechen lassen, dasselbe hatte aber Frankreich auch an Oesterreich zugesagt und suchte zwischen beiden das alte Mißtrauen zu erhalten. Die kleinen und mittleren Staaten Deutschlands sollten durch Drohungen gezwungen werden, Allem zuzustimmen, was Frankreich wolle. Die Verhandlungen begannen in der ersten Hälfte Dezembers 1797. Napoleon war selbst gekommen und wollte hier eben so wie auf dem Schlachtfelde schnell fertig alles entschieden wissen, er entfernte sich, als die Verhandlungen in der weitläufigen Form des alt hergebrachten schriftlichen Verfahrens begannen. Gleich anfangs zeigte sich unter den deutschen Abgesandten ein so großer Zwiespalt, daß an keine Vereinigung mehr zu denken war. Die beiden größten Mächte, Oesterreich und Preußen, führten einen diplomatischen Krieg gegen einander und jede suchte nur die Vergrößerung der anderen zu hindern und trat in Sonderverhandlung mit Frankreich und ließ sich von diesem mit Versprechen bethören. So suchte auch jeder andere Stand zunächst nur für sich so viel möglich zu retten, zu erhalten, unbekümmert um des Reiches Fortbestand. Die geistlichen Fürsten sorgten wenig um das linke Rheinufer, ihnen bangte nur vor dem drohenden Grundsatz der Auflösung ihrer weltlichen Herrschaft — der Säkularisation — der Einziehung ihrer Länder. Das Gerücht von geheimen Verträgen gewann immer größere Wahrscheinlichkeit und die beunruhigten Hansestädte konnte eine deshalb beschwichtigende Erklärung Preußens nicht beruhigen. Frankreichs Gesandte erkannten mit Freuden das gegenseitige Mißtrauen der Deutschen und zeigten sich im Bewußtsein der errungenen Siege und ihrer Macht trotzig stolz und behandelten die Abgeordneten mit geringschätzendem Spott und immer deutlicher zeigte sich, daß Frankreich nur nach Abtretung des linken Rheinufers Frieden gewähren wolle.

Indem die Verhandlungen mit steigender Erbitterung fortgeführt wurden, traten Ereignisse ein, die auf den Umsturz selbst fernerer Staaten deuteten. Aus der Regierung Frankreichs — dem Direktorium — mußten die gemäßigten, friedliebenden Männer ausscheiden und die neu eingetretenen begannen mit ungemäßigter Herrschbegierde zu walten. Weil sie aber das Ansehen und die wachsende Macht der siegreichen Heere und ihrer Führer fürchteten, wollten sie dieselben auswärts beschäftigen und sie zur Ausführung glänzender weitreichender Pläne zur Vergrößerung Frankreichs und zur Demüthigung England's entfernen. Und Bonaparte erhielt den Auftrag, mit einer Flotte nach Aegypten zu segeln, dies Land zu erobern und den Handel Englands auf dem Mittelmeer und in Asien auf alle Weise zu stören, wenn nicht zu vernichten. Ehe er sich einschiffen konnte, brach in Rom ein Aufstand aus gegen die übermüthigen Franzosen, während dessen der General Duphot ermordet wurde. Alsobald wurde auf den Beschluß des Direktoriums (15. Februar 1798) Rom als eine Republik erklärt, der achtzigjährige Papst Pius VI. als Gefangener nach Frankreich abgeführt, wo er im folgenden Jahre starb. Dann siegte die Revolution in der Schweiz, alle Kantone wurden als helvetische Republik erklärt, Genf aber mit Frankreich vereinigt.

Am 22. Mai segelte Bonaparte von Marseille ab, entging glücklich der ihm nachstellenden englischen Flotte unter Nelson, überraschte, nahm und besetzte die dem Malteser Orden gehörende Insel Malta, landete in Aegypten und führte sein Heer zu glänzenden Siegen am Nil aufwärts, während Nelson die französische Flotte bei Abukir traf und sie im furchtbaren Kampfe 1.—3. August vernichtete. Das französische Heer war sammt dem ausgezeichnetsten Führer von Europa abgeschnitten, schien dem Untergange geweiht und jetzt erhoben sich im furchtbaren Bunde die Türkei mit Rußland und England gegen Frankreich. Doch dieses erklärte sogar noch gegen das Ende des Jahres 1798 Krieg an den König Ferdinand IV. von Neapel, weil er den Sieg Nelson's gefeiert hatte, und an den König Karl Emanuel von Sardinien; die Franzosen drangen siegreich vor, Ferdinand entfloh auf englischen Schiffen und Neapel wurde 26. Januar 1799 als parthenopeische Republik ausgerufen.

Indessen nahten die Verhandlungen in Rastadt ihrem Ende. Nachdem die deutschen Abgeordneten jedes Mittel, Frankreichs Forderungen zu ermäßigen, erschöpft hatten, erklärten sie am 11. März ihre Einwilligung in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, dagegen hatte sich anfangs nur die zunächst bedrohte Kurpfalz erklärt. Und alle die großen und kleinen Fürsten und Staaten stimmten dafür, auch die geistlichen, welche alsobald unsanft aus dem Vertrauen, ihre Selbständigkeit zu retten, aufgeschreckt wurden. Denn die französische Entgegnung lautete: Frankreich nehme die Abtretung an, aber der Grundsatz der Entschädigung durch Säkularisation

müsse durchgeführt werden. Da hoffte denn jeder Stand, die größeren wie die kleineren, irgend ein Stück aus den preisgegebenen geistlichen Fürstenthümern zu erhalten; aber auch sie wurden getäuscht. Frankreich verzögerte den Abschluß der Verhandlungen und schon deutete Alles auf die Erneuerung des Krieges in Deutschland.

Als man in Wien am 13. April den Jahrestag des kriegerischen Aufgebotes feierte, steckte der französische Gesandte Bernadotte am Balkon seiner Wohnung eine große dreifarbige Fahne aus. Die Wiener wurden durch dieses früher nicht gebräuchliche Vorgehen gereizt, sie waren ohnehin schon durch den Uebermuth der zudringlichen Franzosen in der Umgebung des Gesandten empört, und die Fahne wurde vom Pöbel herabgerissen. Alsobald verlangte Bernadotte seine Pässe, ließ sich durch keine Entschuldigung besänftigen und reiste ab. Das war ein Zeichen der bald folgenden Kriegserklärung. Aber Oesterreich war gerüstet und hatte sich den gegen Frankreich Verbündeten angeschlossen, und England war die Seele und der Mittelpunkt des großen Bundes. Da versuchte Paul, seit 17. November 1796 Kaiser von Rußland, vom glühenden Haß gegen die Republik durchdrungen, Preußen und Oesterreich zu versöhnen, und dasselbe zum gemeinsamen Kampfe zu gewinnen. Weil aber Oesterreich die geheimen Artikel des Baseler Friedens von Preußen, dieses jene des Friedens von Campo Formio zu wissen verlangte, deren Kenntnißnahme beide Mächte verweigerten, so zerschlugen sich die Verhandlungen und Preußen blieb im stolzen Selbstvertrauen dem großen Bündnisse fern, an welches sich Oesterreich angeschlossen hatte. Schon mit Frühlings-Anfang, noch vor der Ankunft der Russen, eröffnete es seinen Feldzug gegen die Franzosen in Italien.

Am 6. April sprach der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, die Ungültigkeit aller bisher in Rastadt geführten Verhandlungen aus, die österreichischen Vorposten streiften schon seit Mitte April bis vor die Thore der Stadt, die Versammlung löste sich auf, die französischen Gesandten veröffentlichten die geheimen Bedingungen von Campo Formio und gaben dadurch Oesterreichs Regierung dem allgemeinen Unwillen preis, als habe sie das deutsche Reich den Franzosen überliefert. Die österreichischen Minister ließen dagegen die Rache walten. Den reisefertigen französischen Gesandten wurde das sichere Geleit durch die Vorposten verweigert, ihnen erst bei Anbruch der Nacht abzureisen erlaubt, mit der Versicherung, sie könnten dieses ungestört thun. Aber kaum waren die Wagen aus dem Thor, als die Gesandten aus denselben gerissen und zwei ermordet wurden, indessen sich der dritte todt stellte und dann rettete. Szekler Husaren hatten den Ueberfall ausgeführt, 26. April 1799. Das Bestreben des Wiener Kabinets, die Ergründung dieser scheußlichen That zu hindern, bestärkte den Verdacht, dasselbe habe den Ueberfall, wenn nicht angestiftet, doch gebilligt, er

sei in der Absicht geschehen, alle Friedensvermittlung mit einem Mal zu vereiteln, zugleich war es abgesehen auf die geheimsten Papiere, doch waren diese von den Gesandten schon früher in Sicherheit gebracht worden. Insbesondere wollte man die Mittel finden, Bayern endlich mit Oesterreich zu vereinigen. Da war auf Karl Theodor (gest. 16. Februar 1799) der Prinz Maximilian Joseph aus der Linie Zweibrücken, früher französischer Oberst, gefolgt und hatte bei dem Antritt seiner Regierung mit Eifer und Klugheit, die gerechten Forderungen der Zeit beachtend, umfassende Verbesserungen eingeführt. Dessen Verhältniß zu Frankreich wollte man erkunden, ihn bei dem Kaiser Paul verdächtigen und verdrängen; aber der Kurfürst wußte mit seinen Räthen, an deren Spitze Montgelas stand, klug die ihm gefährlichen Pläne zu vereiteln und er ließ seine Heerschaar den Verbündeten sich anschließen.

Der neue Feldzug begann für diese unter den glänzendsten Aussichten zugleich in Italien, der Schweiz und in Ober-Deutschland; der Erzherzog Karl siegte über die Franzosen bei Ostrach und Stockach, überließ hier den Kampf einer Abtheilung Russen, während er selbst am Oberrhein den Kampf glücklich fortsetzte. Das vereinigte russisch-österreichische Heer drang siegreich in Italien vor und errang Sieg auf Sieg; vergebens sendet Frankreich neue Heerschaaren, auch diese erliegen, und nur Genua und Ankona blieben von den Franzosen noch besetzt. So schnell hatte sich Alles geändert, daß der Plan der Verbündeten nicht allzu kühn erschien, in Frankreich selbst einzudringen, als ein Stillstand erfolgte. Der Kaiser Paul wollte die Herstellung des Königthums in Frankreich, kurz die alten Zustände, das österreichische Kabinet dagegen wollte als Frucht der Siege Bayern und ganz Ober-Italien für sich gewinnen. Dazu kamen Zwistigkeiten zwischen Suwarow, dem trefflichen russischen Feldherrn und dem österreichischen Hofkriegsrath, der von Wien aus die Bewegungen der Heere leiten wollte, wodurch sich Suwarow vielfach gehemmt sah und bei seinem Kaiser klagte. Nachdem die Verbündeten bei Novi, 15. August, gesiegt hatten, befahl man von Wien aus, die bei Suwarow stehende österreichische Abtheilung solle sich nach Toskana wenden, während er sie bei sich behalten und Genua angreifen wollte; dann mußte er der russischen Abtheilung in der Schweiz zu Hülfe eilen, welche nach dem Abzuge des größten Theils der Oesterreicher den von Neuem vordringenden Franzosen nicht genug widerstehen konnten. Suwarow eilte mit übermenschlicher Anstrengung nur auf Hirten- und Jägerpfaden über den Gotthard und langte unter den größten Gefahren am 26. Sept. in Altorf an, aber doch zu spät, denn Tags vorher hatten die Franzosen bei Zürich über die Russen unter Korsakow gesiegt und die Schweiz darauf wieder besetzt. Suwarow rettete den Rest des geschlagenen Heeres mit den Seinigen an den Bodensee und suchte ein Verständniß mit Erzherzog Karl herbeizuführen, der vom Rhein nach dem

Schwarzwald aufgebrochen war. Sie konnten sich nicht verständigen, Suwarow maß der Treulosigkeit des österreichischen Kabinets die Schuld der Bedrängnisse des russischen Heeres bei, seine Klagen fanden bei Paul ein geneigtes Ohr, dazu kam, daß indessen eine englisch-russische Unternehmung in Holland gescheitert war, es folgten Klagen und Gegenklagen zwischen den Verbündeten und am 22. Okt. kündete Paul dem Kaiser Franz an, er werde aufhören mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Suwarow kehrte (Jan. 1800) auf den Ruf seines Kaisers, der auch mit England zerfallen war, nach Rußland zurück.

Unterdessen hatte Bonaparte in Aegypten die Schlacht bei den Pyramiden geschlagen, auf welche, wie er seinen Soldaten sagte, vier Jahrtausende herabschauen, deren Thaten zu bewundern, und er war siegreich immer weiter in das Innere vorgedrungen. Als er durch ein Zeitungsblatt die unglückliche Wendung der Dinge in Frankreich erkannte, verließ er mit wenigen seiner Gefährten den Schauplatz seiner Siege, segelte an Afrikas Küsten hin und landete bei Frejus, 9. Okt. 1799, und kam sehnsuchtsvoll erwartet und mit Freude begrüßt in Paris an. Durch klug berechnete Zurückhaltung, durch wiederholte öffentliche und geheime Vorwürfe gegen die Mitglieder des Direktoriums: Was habt ihr aus Frankreich gemacht? gestützt auf die ihn abgöttisch verehrenden Soldaten stürzte er das Direktorium, jagte die Abgeordneten mittelst der Bajonette der ihm treu ergebenen Soldaten auseinander und wußte es durch klug geleitete Anträge seiner Freunde, so wie durch die beunruhigenden Nachrichten über geschehene Angriffe auf sein Leben dahin zu bringen: daß nach dem Beispiele des alten Rom eine Consular-Regierung errichtet und er selbst erster Consul auf zehn Jahre mit wahrhaft königlicher Gewalt wurde. So war denn auch hier, wie bei jeder Umwälzung, der glückliche Führer Herrscher geworden durch das Heer, dessen Zuneigung und Treue ihm Sicherheit, Macht und Ruhm verlieh und mit dem er den Kampf zunächst gegen Oesterreich fortsetzen wollte.

Der große gegen Frankreich gerichtete Bund war gelöst und auf dem Festlande nur Oesterreich noch auf dem Kampfplatze, schwach unterstützt von Neapel und einigen Ständen Deutschlands. Die Abberufung des Erzherzogs Karl vom Heere bahnte den Franzosen schnell den Weg nach Deutschland, während sie auch in Italien vordrangen. Dieses Land wählte sich Bonaparte, seine Siege zu wiederholen, die staunend erschreckten Feinde von Schlacht zu Schlacht fortreißend, zermalmend und, da Alles verloren schien, Alles zu gewinnen. Während Massena heldenmüthig Genua vertheidigt, zieht er über den St. Bernhardsberg und am nämlichen Tage in Mailand ein, an dem sich jener, von Hunger gedrängt, ergiebt; die Oesterreicher, welche den Feind auf der Seeseite erwarteten, waren umgangen, die einzige Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800)

raubte den Geschlagenen die Früchte eines ganzen siegreichen Jahres: die Lombardei und alle Festungen bis auf Mantua kamen im Waffenstillstand an die Franzosen. Bonaparte kehrte im Triumphe nach Paris zurück und begann, vom Taumel des leicht erregbaren Volkes vergöttert, still und kräftig die großen Aenderungen im Staate, welche seine Alleinherrschaft gründen und sichern sollten. Unterdessen war Moreau über den Rhein vorgedrungen und unter beständigen Siegen rückte er bis Ulm und Bayern vor, während eine andere Abtheilung bis Graubündten vordrang.

Zu gleicher Zeit dauerten durch Einzelne die Versuche fort, Deutschland zu verwirren. Diesmal schien der Plan zu gelingen, ganz Süddeutschland in eine einzige Republik zu gestalten. Zwar das Volk selbst, seinen Herrschern als der von Gott, wenngleich oft im Zorne wie zum Strafgerichte, gesetzten Obrigkeit ergeben, blieb den Umtrieben fern und nur Wenige wurden verführt; aber unter den sogenannten gebildeten Ständen, dem armen Adel und dem Beamtenheere, welches durch den Umsturz zu gewinnen und sich empor zu schwingen hoffte, fanden sich viele Theilnehmer, Werber und Geworbene, Verführer und Verführte. In Bayern hatte schon unter der schlechten Regierung Karl Theodor's sich ein Verein von Aufgeklärten (Illuminaten) gebildet, dessen Zweck auf gänzlichen Umsturz der bisherigen Verfassung durch allmäliges Befördern ihrer Mitglieder zu den ersten und wichtigsten Stellen ging. Durch Verbreitung von sogenannten Geist- und Kraftschriften, welche bald alle Massen überschwemmten und frech alles Bestehende lästerten, warben sie die leicht entzündliche Jugend der hohen Schulen und suchten selbst Moreau für ihre Pläne zu gewinnen. Nur seine damals schon nicht undeutliche Abneigung gegen alle Volksherrschaft rettete vielleicht Süddeutschland vor den Gräueln der plötzlichen Umwälzung; er war nur auf Krieg bedacht und lieferte am 3. Dezember, da der geschlossene Waffenstillstand in Wien nicht genehmigt war, die Schlacht bei Hohenlinden, welche das Schicksal dieses Feldzuges und Deutschlands entschied. Oesterreich war zum Frieden geneigt, entsagte am Ende des Jahres noch der Verbindung mit England (31. Dezember), und darauf folgten die Unterhandlungen und der Friede zu Lüneville (9. Februar 1801), durch welchen der Friede von Campo-Formio und die zu Rastatt von Deutschland schon gemachten Bewilligungen auf's Neue bestätigt, das ganze linke Rheinufer abgetreten, die von Frankreich geschaffenen Republiken (batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische) anerkannt wurden.

Der Reichs-Deputations-Abschluß.

Für Deutschland blieb noch das große Werk der Entschädigung an den Herzog von Modena, der Breisgau erhielt und an den Großherzog von Toskana, so wie alle erblichen Fürsten Deutschlands, welche auf dem linken Rheinufer verloren. Schon in Rastatt war man übereingekommen, die geistlichen Fürsten sollten dieselbe geben, im neuen Friedensvertrage war nichts darüber ausdrücklich bestimmt und sie dachten deshalb an keine Auflösung, hoffend und erwartend, daß nach Recht und Billigkeit den allgemeinen Verlust auch Alle mit einigen Opfern tragen müßten. Aber insgeheim waren Oesterreich und Preußen und mit ihnen die weltlichen Fürsten, da man Frankreichs Beifall dafür kannte, schon lange für die gänzliche Einziehung der geistlichen Güter. Doch scheute man sich das Harte offen auszusprechen. Aber die geistlichen Fürsten konnten ihr Loos schon voraussehen, als der Kurfürst von Köln, zugleich Bischof von Münster nnd Hochmeister des deutschen Ordens, starb (27. Juli 1801) und die Kapitel den Bruder des Kaisers — Anton — zum Nachfolger wählten. Der König von Preußen erkannte die Wahl nicht an, weil das Entschädigungsgeschäft noch nicht beendet wäre; darauf legte der Gewählte seine Würde selbst nieder. Ein noch deutlicheres Wahrzeichen für das künftige Loos der geistlichen Fürsten zeigte sich, als nach dem Uebereinkommen Preußens und Oesterreichs zur Beendigung der schwierigen Angelegenheit die vier Kurfürsten von Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg und dazu Bayern und Würtemberg und der Landgraf von Hessen-Kassel gewählt wurden, welche mit außerordentlicher Vollmacht als Reichsausschuß die Entschädigung bestimmen sollten. Die größeren weltlichen Fürsten, durch gleiches Interesse miteinander verbunden, handelten nun gemeinschaftlich für ihren eigenen Vortheil. Vergebens hatten die übrigen durch mannichfache Einschränkungen und Bestimmungen der Gewaltentscheidung Schranken zu setzen und ihr eigenes Besitz zu wahren gesucht; noch hatte man bei der Wahl des Ausschusses die Prälaten und Grafen versichert, die Ausschließung solle ihnen nicht nachtheilig sein, der Städte aber dachte man nicht. Unter Furcht und Bangen, Grollen, Werben, Streiten und Haß dauerten die Unterhandlungen fort, weil Frankreich, noch mit England im Kriege, sich dieser Sache wenig annahm. Um so mehr suchten die deutschen Fürsten diese Zwischenzeit für sich zu nützen, jeder ließ einzeln heimlich in Paris für sich oft bei den unbedeutendsten Personen werben, selbst der Kaiser, obgleich am fruchtlosesten von Allen; jeder spendete Bitten und Geld, und opferte häufig die persönliche Würde, sich die verhaßten, übermüthigen Feinde zu seiner Rettung oder Vergrößerung zu gewinnen, häufte neue Lasten

auf die Unterthanen, und so nährte denn Deutschland, wie vorher im Kriege die Heere, jetzt bei den Friedensverhandlungen die zahllosen, geldhungrigen Diplomaten Frankreichs. Nach dem Frieden mit England zu Amiens begannen die Unterhandlungen mit Deutschland wieder, wobei der neue Kaiser von Rußland, Alexander (seit 24. März 1801) als Vermittler zu wirken wünschte, um seinen erst erworbenen und schon durch Bande des Blutes mit mehreren deutschen Fürsten vergrößerten Einfluß geltend zu machen und zu befestigen. Am 4. Juni 1802 wurden zwischen den preußischen und russischen Gesandten die Grundzüge der Entschädigung bestimmt, der Einfluß des deutschen Kaisers beseitigt, und Preußen erhielt (2. Juli) wegen seiner Gefälligkeit für Frankreich das Vorrecht, alle ihm bestimmten Länder sogleich zu besetzen. Da zeigte sich deutlich, wie Preußen wohl im Reichsverbande blieb, aber sich an die lang beneidete erste Stelle, statt Oesterreichs setzen wollte. Vergrößerung an Land schien der Wünsche höchster, als hinge davon des Reiches und Volkes Wohlfahrt ab. Die plötzliche, unerwartete, bewaffnete Besetzung der an Preußen zugesprochenen Länder, schreckte aus den langsamen Verhandlungen auf; nun drängte auch Kurbayern, drängten Andere nach gleicher Begünstigung, Furcht und Hoffnung, Mißtrauen und Unruhe, Habsucht und Eifersucht überall. Da übergaben am 24. August Frankreich und Rußland endlich den Plan: die geistlichen Staaten als Entschädigung aufzuheben und zu vertheilen. Dies zerschnitt den Knoten. Alle mächtigern Fürsten hatten sich gerüstet; Preußen hatte sich sein Loos selbst bestimmt und gerettet, Bayern, mit Frankreich befreundet, fürchtete Oesterreichs alte Mißgunst, nahm Passau weg; deutlich zeigte sich Bonaparte's Plan, in Deutschland einige größere Mittelmächte zwischen Frankreich und Oesterreich zu schaffen. Er begünstigte die Erbfürsten, verwarf die kleinen Wahl- und republikanischen Staaten, und so wurden fast alle geistlichen Staaten vernichtet, die freien Reichsstädte den einzelnen Landesherren unterworfen; nur sechs, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen retteten für den Augenblick noch ihr beneidetes, durch Jahrhunderte treu bewahrtes Dasein gegen große Geldopfer. Die ältesten Bande wurden gelöst, Fürsten den Völkern, Völker den Fürsten entrissen, Alles getheilt, getrennt, in neue Lagen gepreßt. Wer gewann, eilte sich festzusetzen, ehe neue Ansprüche den Besitz gefährdeten. Am 25. Februar 1803 war der Hauptabschluß der großen Theilung, welche Deutschland auflöste und die deutschen Fürsten, gewinnende und verlierende, an Frankreich knüpfte. Ohne daß die neue Einrichtung des Reiches bestimmt war, trennte man sich, und es war vorauszusehen, dieser Zustand könne und werde nicht lange dauern.

Von den drei geistlichen Kurfürsten war nur Mainz durch die Persönlichkeit des Kurfürsten Karl Theodor aus dem Geschlechte der Dalberge gerettet, der durch Reisen und tiefes Denken Menschen-

und Weltkenntniß erlangt, als Schriftsteller genannt und als Beförderer alles Großen, Guten und Schönen, Verbesserer der Schulen, Errichter und Wohlthäter von Kranken-, Armen- und Waisenhäusern, in seinem Gebiete allgemein geliebt und als Verbreiter der heiligen Schrift durch ganz Deutschland bekannt war. Auch hatte er schon früh (1797) Oesterreich den Rath gegeben, alles Volk gegen die Franzosen zu bewaffnen; jetzt übertrug er, da Mainz an Frankreich fiel, den erzbischöflichen Stuhl von dort nach Regensburg, hieß noch des Reiches Erzkanzler und Primas von Deutschland und lebte ganz der Beglückung seiner kleinen Herrschaft, die ihm geblieben. Dreiundzwanzig Reichsbischöfe, alle Reichsprälaten und Aebtissinnen verloren ihre Herrschaft und erhielten für ihre Lebenszeit Gnadengehalte; nur der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister blieben; die freien Reichsdörfer verschwanden insgesammt, fünfundfünfzig Reichsstädte, die über größeres oder kleineres Gebiet ihre Herrschaft geübt, wurden Landstädte, den Fürsten unterthan, und verloren dadurch ungemein. Mit der Selbständigkeit verschwand vollends alle Thätigkeit; Gewerbe und Betriebsamkeit wanderten aus, und die ehemaligen Residenzen mit ihren öffentlichen Gebäuden, Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten zeigten bald eine traurige Oede innerhalb ihrer Mauern. Entschädigung und Gewinn der Fürsten ward ganz nach Bonaparte's Laune und Willkür bestimmt. Durch Vergrößerung des Markgrafen von Baden, Karl Friedrich, der für acht Quadrat-Meilen und 25,500 Unterthanen, über 59 Quadrat-Meilen und 237,000 Einwohner erhielt, schien Napoleon sich selbst zu ehren und die Menschheit zu beglücken, weil dieser Fürst es sich zur höchsten Aufgabe gemacht hatte, seine Unterthanen zu einem freien, reichen, gesitteten, christlichen Volke heranzubilden. Er glaubte, daß das Wohl des Landes und Regenten innig mit einander verbunden seien, er hatte die Leibeigenschaft schon früh (1783) aufgehoben und durch seine Mäßigkeit und Milde schnell jeden Umwälzungsversuch erstickt, sein Land zum blühenden Garten umgeschaffen und so in Liebe gewaltet, daß seine Unterthanen in einem öffentlichen Denkmale, das sie dem Lebenden setzten, mit Recht rühmen durften: „Wanderer, sage deinem Land und der Welt unser Glück; hier ist der edelste Mann Fürst!“ Ihm ähnlich waltete in Bayern Maximilian Joseph, erzogen in der Schule der Leiden und gegen seine Erwartung zur Herrschaft geführt. Als der zweitgeborne Sohn eines minder mächtigen, beinahe unbedeutenden Fürsten, war er in seiner Jugend in Frankreichs Waffendienste, dann durch die Kriegsereignisse seines alten Erbes, das ihm durch den kinderlosen Tod seines Bruders geworden, verlustig, erhielt er Bayern und suchte früh, sich dem Drange der Zeit fügend, mit weiser Berathung an Frankreich sich anzuschließen, und begann in seinem Lande sogleich die tiefgreifenden, inneren Verordnungen, welche das so lang verwahrloste

Volk erheben konnten. Auch sein Gebiet wurde bedeutend vermehrt, er gewann gegen 100 Quadrat-Meilen und 370,000 Einwohner; im gleichen Verhältnisse Würtemberg. Am meisten erhielt Preußen: für 48 Quadrat-Meilen 235 und für 127,000 Unterthanen jetzt 558,000 als Lohn seiner Hinneigung zu Frankreich. Es schien Oesterreichs Rolle eingetauscht zu haben, und seines kriegerischen Ruhmes ganz zu vergessen, und feindlich stand ihm Oesterreich gegenüber, das am meisten von Allen verloren hatte, und mit der neuen Einrichtung sich unmöglich versöhnen konnte. Das Ansehen des Kaisers war dahin, nicht die vier neuen Kurfürsten: Hessen-Kassel, Baden, Würtemberg, und der Erzherzog von Toskana als Großherzog von Salzburg, gefährdeten seine Macht; aber daß von nun an Frankreich eigentlich herrschend wurde in Deutschland, da alle, die gewonnen, seines Schutzes zur Behauptung desselben bedurften und erbaten, das war des Kaisers und Deutschlands tiefste Demüthigung.

Süddeutschland von Frankreich bezwungen.

Im stolzen Gefühl der Uebermacht achtete Bonaparte, schon lebenslänglicher Consul (2. Oktober 1802), weder Völkerrecht noch Landfrieden: französische Soldaten überfielen auf Badens Gebiet den Herzog von Enghien (15. März 1804), schleppten ihn über den Rhein und erschossen ihn dort als Verräther seines Vaterlandes und angeblichen Theilnehmer einer Verschwörung gegen den Oberkonsul. Dieser erklärte sich dann, um, wie er sagte, die Revolution ganz auszutilgen, zum Erbkaiser von Frankreich (20. Mai), den der Papst selbst krönte. Er schuf darauf die ehemaligen, meist von ihm geschaffenen Republiken in erbliche Königreiche und Fürstenthümer um, für seine Familie, und suchte Macht und Einfluß nach außen auf alle mögliche Weise zu vermehren. Da England seinem Ehrgeize und seiner Gewalt allein unerreichbar blieb und die Friedensbedingungen zu erfüllen verweigerte, die er selbst nicht erfüllte, begann er seinen weitreichenden Plan, den Handel desselben auf dem Festlande gänzlich zu vernichten. Er verbot englische Waaren einzuführen, und sandte eine Heerschaar nach Hannover, dies deutsche Land dem Könige Englands zu entreißen. Erwartungsvoll schauten Aller Augen nach Preußen. Aber es blieb ruhig, suchte auch hier Vortheil, versprach gegen freie Fahrt für seine Flotte die Besetzung Hannovers und den Schirm des Volkes. Als dies verworfen wurde, rückten die französischen Schaaren ein, der kleine Heerhaufen der Eingebornen löste sich auf, das Land ward

besetzt und mit Lauenburg wie ein erobertes behandelt. Kein deutscher Fürst wagte, gegen dieses Unrecht sich offen zu erklären, das hier an einem deutschen Fürsten geschehen, und ohne Widerstand besetzten die Franzosen auch Ritzebüttel und Cuxhaven, welche dem friedlichen Hamburg gehörten, und erpreßten von dieser Stadt und von Bremen sehr große Anleihen. Schifffahrt und Handel wurden durch französische Zollwächter beinahe ganz vernichtet. England aber suchte nun zum neuen Kampfe Bundesgenossen. Rußland, beleidigt durch Frankreichs Stolz und die veränderte Lage in Deutschland, das nach seinem Plane geordnet war, wurde gewonnen, Oesterreich rüstete im Stillen, aber nicht unbemerkt von Napoleon; Preußen blieb bei allen Anträgen kalt und theilnahmlos. Bald zeigte sich der Bund der drei Mächte offen, im August 1805 rückten Russen in Galizien ein, Oesterreicher bewegten sich an der Donau herauf, nahmen Bayern, dessen Kurfürst sich anzuschließen weigerte. Da rief Napoleon die Seinen vom Ober-Rhein und Hannover nach Süddeutschland, wo die Oesterreicher bei Ulm und Memmingen in fester Stellung standen, das Gesicht gegen den Rhein gewendet, woher sie den Angriff erwarteten; ihnen nach rückten zur Verstärkung die Russen. Da erhielt Bernadotte, Napoleon's Feldherr, Befehl, von Hannover aus auf dem kürzesten Wege nach Nördlingen vorzudringen, und auf dessen Frage, ob er denn durch das fränkische Gebiet der Preußen solle? blos den wiederholten, geschärften Befehl, und er drang vor, ungeachtet Friedrich Wilhelm alle seine Länder für alle kriegführenden Mächte als geschlossen erklärt hatte. Dieser Zug, den Oesterreichs Feldherr, auch gewarnt, nicht glauben wollte, entschied sein und seines Heeres Unglück. Er war umgangen, von allen Seiten eingeschlossen, stand rathlos, statt sich schnell nach der einen Seite mit aller Macht muthig durchzuschlagen; nur wenige Haufen retteten sich in schneller Flucht, mehrere wurden noch eingeholt, die übrigen alle ihrer noch an sechszig Tausende, die Hoffnung des Kaisers Franz, überlieferten sich mit neunzig Fahnen und zweihundert Geschützstücken (17. Oktober) an Napoleon, dessen Wort beinahe schon erfüllt war, das er vor der Schlacht gesprochen: es genügt nicht der Sieg, sondern nur die Vernichtung des Feindes. Vergebens war ein Aufruf des Erzkanzlers (8. November) an sämmtliche Reichsstände, welche er vor Frankreich warnte, und aufforderte zur Abwehr des allgemeinen Unglückes, sich allgemein zu vereinen und die deutsche Reichsverfassung durch Behauptung ihrer Gesetze zu sichern und durch einstimmige Verwendung einen guten, ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu erzwingen. Schon hatten sich Bayern, Würtemberg und Baden an Frankreich geschlossen, und mit ihnen verstärkt hatte Napoleon im Sturmeszuge die Fliehenden verfolgt und zog schon am 13. November in Wien ein, besetzte die Stadt und bemächtigte sich auch der Donaubrücke durch trügliche List, als sei Waffenstillstand geschlossen, und eilte gegen Mähren,

wo die Russen sich ihren Freunden zu Hülfe in starker Macht sammelten.

Unterdessen war Preußen wie plötzlich aus einem langen Schlummer aufgeschreckt. Alles schrie über die Verletzung des Gebietes und der Ehre, jetzt sei der Krieg endlich unvermeidlich, solche Schmach müsse man rächen. Zumal die Hauptstadt war in großer Bewegung, kriegerische Darstellungen auf der Bühne forderte und beklatschte man, die jungen Krieger, selbst die königlichen Sprößlinge, waren der langen Ruhe überdrüssig: Preußen müsse seine kriegerische Ehre wieder retten, den alten Ruhm verjüngen, die Schriftsteller nährten die allgemeine kriegerische Stimmung, welche auf's Höchste stieg, als der Kaiser Alexander in Berlin ankam (25. Oktober). Er ward mit einem Jubel begrüßt wie kaum von seinem eigenen Volke, und nach der Ankunft des Erzherzogs Anton (30. Oktober) erfolgte schon am vierten Tage (3. November) zu Potsdam ein heimlicher Vertrag, den das Gerücht jedoch bald verkündete, dessen Zweck die Erfüllung und Behauptung des Lüneviller Friedens war. Frankreich sollte alles herausgeben, was es zur Vergrößerung seiner Herrschaft ungerecht an sich gerissen, wenn nicht, dann wolle Preußen noch vor dem Jahresschlusse den Kampf beginnen. Wie kriegsfreudig war von da an Berlin. Nach Alexander's Abreise dachte, träumte und redete man nur vom Krieg gegen Napoleon, nahm aber doch die Entschädigung von sechszigtausend Gulden, welche er zur Vergütung des Schadens in Anspach in die Bank nach Fürth gesendet hatte. Er selbst täuschte sich über den Geist in Preußen nicht und blieb ruhig, blos die nächste Gegenwart beachtend und auf die bevorstehende Schlacht gegen die Russen und Oesterreicher bedacht, welche sich am 18. November in der Gegend von Olmütz vereinigt hatten. So traf ihn der Graf Haugwitz, der seines Hofes Forderungen ihm zu Brünn vorlegte, als er sich eben mit der Vorbereitung zur entscheidenden Schlacht beschäftigte; darum ward dem Gesandten der Befehl, in Wien Ausgang und Antwort zu erwarten. Der Ausgang war anders, als Preußen hoffte. An seinem zweiten Krönungstage (2. Dezember) lieferte Napoleon die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, siegte trotz der ungeheueren Anstrengung der Russen und Oesterreicher durch die besonnene Benützung der geringsten Zufälle und das gut eingerichtete Kanonenfeuer, welches noch mehrere tausend Russen vernichtete, als von den herabstürzenden Kugeln die Decke des stark gefrorenen Sees brach, über den sie sich retten wollten. Der Kaiser von Oesterreich schloß einen Waffenstillstand, Alexander kehrte nach Petersburg zurück, und schon am 25. Dezember ward der Friede zu Preßburg geschlossen, der Oesterreich bedeutendes Ländergebiet entriß, mit welchem Napoleon seine und seiner Bundesgenossen, der süddeutschen Fürsten, Macht vergrößerte. Bayern und Würtemberg nahmen nach seinem Willen die Königskrone (1. Januar 1806), und entzogen sich dadurch ganz des Kaisers Oberhoheit, die

in den letzten Zeiten ohnehin nichts mehr vermocht hatte. Da rissen durch die neuen Theilungen die vielen alten Bande, welche bisher die Länder an Habsburg gekettet, für Salzburg und Berchtesgaden trat es ab den noch übrigen Theil des Breisgaues, die Ortenau, Konstanz und die Komthurei Mainau an Baden; an Würtemberg die fünf Donaustädte und Hohenberg, Nellenburg und Altdorf; an Bayern Oesterreichs Vorfeste, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenems, Königeck-Rothenfels, Tettnang und Argen und Lindau, Burgau, Eichstädt und die bisher noch freie Reichsstadt Augsburg, dagegen trat Bayern Würzburg ab. Mit diesen Vergrößerungen erhielten die drei Bundesgenossen als Fürsten auch die reichsritterschaftlichen Besitzungen und die volle Souveränität in ihren Ländern, wodurch sie ihre Rechte weiter ausdehnen konnten.

Noch waren diese Rechte nicht genau bestimmt, viel weniger ausgeführt, als Napoleon dem zu Wien harrenden Haugwitz, dessen Aufträge nicht für den Fall einer Niederlage der verbündeten Heere berechnet waren, Antwort gab und ihm seine Forderungen mittheilte, statt die von Preußen anzunehmen. Er wollte einen Ländertausch, Preußen sollte für Anspach den Rest von Cleve mit Wesel und Neufchatel und von England Hannover wegnehmen. Haugwitz, der seinen Hof gut kannte, schloß ab ohne Verhaltungsbefehle. Als dies in Berlin bekannt wurde, wo man sich lange mit einem Siege der Verbündeten täuschen ließ und Alles im Kriegseifer entflammt war, entstand neue größere Bewegung, vor Allem Tadel über den eigenmächtigen Gesandten, der Schmach auf den preußischen Namen gehäuft, und Alles wünschte den Kampf gegen einen Feind, den zu besiegen der höchste Ruhm schien. Die Hülfe war nah', der Kaiser Alexander bereit, seine Heerhaufen sogleich an Preußen zu überlassen. In Mitten dieser Bewegungen schwankte der König rathlos, er hatte bisher bei dem allgemeinen Kampfe der verschiedenen Mächte immer Worte der Mäßigung und des Friedens gesprochen und mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit den Kampf und Fall Oesterreichs und das Wachsen des stolzen Feindes gesehen, als schien er nicht zu ahnen, wohin dies endlich führen müsse. Jetzt galt es für Preußen selbst Krieg und Frieden, Ehre oder Schande, die Berathung war stürmisch getheilt; der Schluß aber: man könne und dürfe jetzt Frankreich nicht bekriegen, seinen Antrag auch nicht ganz ablehnen, bis zum allgemeinen Frieden soll zwischen beiden Alles im bisherigen Zustande bleiben, Preußen keines der versprochenen Länder räumen und Hannover nur unterdessen besetzen, damit England es endlich gutwillig und feierlich abtrete. Diesen Antrag brachte der Gesandte nach Paris, wo er von Napoleon freundlich empfangen wurde, der durch fortgesetzte Unterhandlung Preußen endlich zur Uebergabe von Anspach und Cleve, so wie zur Besetzung von Hannover mit Einschluß von Braunschweig-

Lüneburg vermochte (15. Februar 1806). Das Ungerechte geschah und während England in offenen Schriften Preußens Treulosigkeit und Hinterlist schmähte, wie sein Betragen vom Beginne des großen Krieges an blos zur eigenen Vergrößerung durch Verrath und Schwäche an seinen Freunden und den Deutschen berechnet war, ging Napoleon, der nun wußte, wie viel er wagen durfte, in seinen Forderungen immer weiter. Er begehrte den ganzen Ländertausch, ohne die früheren milden Bestimmungen für Preußen, es mußte die Mündungen der Elbe und Weser den englischen Schiffen sperren, Anspach an Bayern abtreten und war nun dem allgemeinen Hasse preisgegeben. England und Schweden verschlossen den preußischen Schiffen das Meer, hemmten den Handel und vernichteten viele Quellen des Reichthums; die selbständige Kraft und jener große Einfluß auf Europas Angelegenheiten und Preußens alter Ruhm war dahin, im Inneren Hemmung aller Geschäfte und heimliche Unzufriedenheit.

Von jetzt an war Napoleon in der That schon Oberherr Deutschlands und verfügte nach Belieben ohne Oesterreichs oder Preußens Theilnahme; Cleve und Berg übertrug er als Herzogthum seinem Schwager Joachim Murat; Kehl wurde dem Großherzoge von Baden entrissen und in eine französiche Festung umgewandelt und wehrlos lag Deutschland am Rheine, jedem Angriffe des Feindes offen, der in Heimlichkeit die gänzliche Auflösung des alten Reiches betrieb. Ohne gehörige Aufklärung trat jeder Einzelne nach dem Willen des Gewaltigen in den von ihm geschlossenen Rheinbund (12 Juli), daß am Ende alle erstaunt und unwillig, aber schweigend das Band trugen, daß sie an Frankreich kettete. Napoleon war Beschützer des Bundes, der sechszehn Mitglieder verschiedenen Ranges umfaßte, unter welchen Bayern, Würtemberg und Baden, der neue Großherzog von Berg, der Landgraf, nun Großherzog von Hessen-Darmstadt und das Fürstenhaus Nassau und der Erzkanzler die vornehmsten waren. Für seine Theilnahme erhielt Bayern die letzte freie Stadt im südlichen Deutschland, Nürnberg; Frankfurt kam an den Erzkanzler. Andere erhielten durch neue Verfügungen, Tausch und Abtreten Anderes, jedes Mitglied die volle Unabhängigkeit seines eigenen und Oberhoheit über die bisher selbständigen fürstlichen, gräflichen, und reichsritterlichen Geschlechter, deren Güter im Gebiete eines der Rheinbundsglieder lagen. Es war ein Vertheidigungsbündniß gegen Angriffe von außen unter Napoleon's Schutz: kein Mitglied solle Heerschaaren ausrüsten, als auf seine Aufforderung, dagegen sollen alle Kriege Frankreichs zugleich dem Rheinbunde gelten, der nach Frankreichs Schätzung und Anordnung die bestimmte Anzahl Streiter stellt; ohne seine Zustimmung darf kein neues Mitglied aufgenommen werden, er sichert das Gebiet eines Jeden, Streitigkeiten unter sich sollen von der Bundesversammlung in Frankfurt unter dem Vorsitze des Primas entschieden werden. Doch ward der Bundestag nie eröffnet. So lagen sie in der

Gewalt des Mächtigen. Die alten Reichsgesetze und Verhältnisse hörten auf, jedes Bundesmitglied wurde in seinem Lande oberster Richter und Gesetzgeber, das Reichskammergericht und der Reichshofrath löseten sich auf, welche bisher das höchste Gericht in Deutschland gewesen, selbst über Fürsten und Herren. Erst von da an waren diese unverantwortliche Selbstherrscher und ihr Wille und ihr Beschluß höchstes Gesetz in ihren Landen. Es gab kein Gericht in Streitigkeiten der Fürsten unter sich oder mit ihren Unterthanen. In die inneren Verhältnisse der Bundesmitglieder griff Napoleon nicht ein, da ließ er jeden walten, wie ihn Haß oder Liebe, Herrschbegierde oder Milde leitete. Wider ihren Willen hatte er sie zu Eroberern gemacht und kettete sie dadurch mehr an sich.

Auf die Mittheilung des Geschehenen erklärte der deutsche Kaiser, (6. August) öffentlich das Band, welches ihn bis jetzt an das deutsche Reich gebunden, für gelöst, das Amt und die Würde eines deutschen Kaisers erloschen und sich von allen dadurch übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgesprochen; er lege die Krone des deutschen Reiches nieder, entbinde alle Reichsstände und die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte ihrer bisherigen Pflichten gegen ihn als Oberhaupt und empfehle sie der Milde und Unterstützung der neuen Herren.

So ging das deutsche Reich nach tausendjähriger Dauer unter, ein Bild dieser Auflösung gewährten die Flammen, welche die gesandtschaftlichen, seit Jahrhunderten aufgehäuften Schreibereien in Regensburg verzehrten und den mühseligen Fleiß so vieler Jahrzehnte in wenigen Stunden vernichteten. Aber das Andenken an das alte, nun beinahe fabelhaft ausgeschmückte deutsche Reich erhielt sich im Gemüthe der Deutschen und schien niemals ersetzt zu werden, wenn auch Oesterreich (1804) nach Napoleon's Krönung zum erblichen Kaiserreiche erhoben wurde.

Norddeutschland unter Frankreichs Druck.

Als Napoleon die Gründung des Rheinbundes an Preußens König berichtete, forderte er ihn arglistig auf, einen ähnlichen in Norddeutschland zu errichten, was wohl Preußens heimlicher Plan und Bedürfniß selbst sein mußte, zu gleicher Zeit hinderte er aber die Gründung eines solchen Bundes gewaltthätig und lauernd. Schon zeigte sich deutlich, er wolle nur reizen und zum Kriege drängen, den Preußen schon seit Langem und gerade in den wichtigsten und günstigsten Zeiten gemieden. Kurhessen und Sachsen wurden aufgefordert, dem Rheinbunde beizutreten, den drei Hanse-

städten ward geradezu verboten, sich an Preußen anzuschließen, weil Frankreich sie in seinen besonderen Schutz nehmen wolle, zu gleicher Zeit knüpfte er die Freundschaft mit dem Kaiser Alexander fester. Noch mangelte jede gegründete Ursache zum Bruche; als aber während der Unterhandlungen Englands mit Frankreich als vorläufige Bedingung der Ausgleichung und des Friedens bestimmt ward, England solle seine deutschen Besitzungen wieder zurückerhalten und Preußen dieselben ohne irgend eine Entschädigung herausgeben: da klagte das preußische Volk entrüstet über diesen offenbaren Verrath und Hohn Napoleon's. Boten eilten durch das ganze Land, überall waffnete man zum entscheidenden Kampfe und der laute immer dringender anschwellende Ruf des Heeres und Volkes, welche schon längst den Krieg herbeigesehnt, erfüllte das Herz der Königin mit neuer Hoffnung und ihre Begeisterung und der Entschluß, alles für Preußens Ruhm und Ehre zu wagen, gewann zuletzt auch den behutsam zögernden König.

Gesandte gingen nach Rußland, mit Alexander zu unterhandeln, mit Schweden versöhnte man sich schnell; aus Lauenburg zogen die Preußen ab und die Schweden rückten ein und die Ostseehäfen wurden wieder frei, auch England war zur Aussöhnung bereit. Nicht so eifrig und willig zeigten sich Sachsen und Hessen-Kassel für Preußen, jenes traute dem Nachbar nicht, zögerte und wollte sich nur dann anschließen, wenn Preußen ihm das Land deckte und Dresden nicht als Festung ansähe; Hessen, das zwar heimlich für Preußen warb und rüstete, wollte doch erst den Ausgang der ersten Schlacht abwarten, begehrte und erhielt von Napoleon Theilnahmlosigkeit. Dieses hinderte die Bewegungen des preußischen Heeres, das langsam auf verschiedenen Wegen durch Sachsen und Thüringen heranzog, während die Franzosen alle nach einem Punkte hinströmten, die Leibwache aus Paris, die anderen Heerschaaren aus dem Innersten Frankreichs auf Wagen herbeieilten und der Rheinbund sich rüstete und zu gleicher Zeit der österreichische Erzherzog Kurfürst von Würzburg seinen Beitritt zum Rheinbunde erklärte. Dafür erhielt er alle Güter des Johanniter-Ordens in seinem Staate, dazu die Grafschaft Ortenburg, und man konnte daraus schließen, Oesterreich werde bei diesem Kriege ruhig sich verhalten, wie Preußen dies bisher gethan. Unentschlossen wie zum Kriege so zum Frieden, zauderte man in Berlin, rathschlagte und machte wenige bedeutende Vorkehrungen zum Kriege, daß die gemeinen Soldaten oft am Nöthigsten Mangel litten, während man im Hauptlager lustig zechte und aus eitlem Stolze nicht einmal Erkundigungen über des Feindes Zahl, Stellung und Bewegung einzog. Jeder der Oberfeldherrn entwarf einen andern Plan, daß man am Ende keinen hatte und Niemand recht wußte, wer den eigentlichen Oberbefehl habe. Um so sonderbarer erschienen bei solcher Lage der Dinge die fortdauernden Unterhandlungen und drohenden Forderungen an

Napoleon: er solle alsogleich über den Rhein zurückgehen, fortan Niemanden hindern, sich an den nordischen Verein zu schließen, Wesel und andere westphälische Abteien sogleich räumen. Der Kaiser erwiderte darauf mit bitterem Hohn und Stolz, erließ nach seiner Weise einen begeisternden Aufruf an sein Heer zu neuen Ruhmesthaten und begann an demselben Tage (7. Oktober), als er dem Rathe zu Paris die Nothwendigkeit des Krieges meldete, dessen Führung, rasch vorwärts dringend.

Gleich beim ersten Zusammentreffen fällt (10. Oktober), zur üblen Vorbedeutung für den ganzen Krieg, Prinz Ludwig, der im vollen Jugendmuthe und Selbstvertrauen, von dem das ganze Heer, zumal die niederen und höheren Führer adeligen Geschlechtes, wie auf errungene Siege stolz beseelt waren, Allen vorauseilte und sein und seiner Schaar Unglück herbeiführte. Dies wirkte schon entmuthigend auf das ganze Heer, dessen einzelne Abtheilungen beinahe alle am 11. Oktober in und um Jena vereinigt waren, angeführt von dem vielerprobten Ferdinand von Braunschweig. Dieser schien friedlich mitten in der großen Gefahr, wie den Feind verachtend, auf seinen alten Lorbeern zu ruhen: Niemand wußte um seinen eigentlichen Plan, der Geheimniß war; das Heer war weit ausgedehnt, während Napoleon in Sturmeseile, seine ganze Kraft zusammendrängend, heranzog. An demselben Tage begannen die Schlachten bei Jena und Auerstädt (19. Oktober); bald sahen sich die Preußen, welche allzu sorglos den Feind verachtet hatten, überall umgangen, angegriffen, in Verwirrung gebracht, und als der Oberanführer gefährlich an den Augen verwundet, seiner unbewußt aus der Schlacht getragen wurde, gerieth Alles in Furcht und Schrecken. Bald löste sich alle Ordnung auf und Schaar um Schaar stürzte sich in wilder Flucht dahin. Aber Niemand wußte, wohin sich zu wenden; endlich ward Prinz Hohenlohe zum Befehlshaber aller übrigen Schaaren und Magdeburg zum allgemeinen Sammlungsort bestimmt, wohin sich der König zuerst wandte.

Dieser eine Tag vernichtete zwei Heere Preußens und löste die erzwungene Freundschaft mit Sachsen, denn Napoleon bot durch die gefangenen und auf ihr Ehrenwort entlassenen Oberanführer dem Könige und den Herzogen von Sachsen Schonung ihrer Länder und Frieden und Freundschaft, wenn sie ihre Heere abriefen, was dieselben, ohnehin nicht aufrichtig am Kampfe mit Preußen theilnehmend, alsobald vollzogen. Die Nachricht von der verlornen Schlacht wirkte mit vernichtender Betäubung in Berlin, dessen gesellschaftliche Kreise erst vor Kurzem noch von leichten Siegen gesprochen, und durch das ganze Land ging der Schrecken.

Statt sich zu ermuthigen und nach neuen Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu forschen, überließ man sich unthätig dem Schmerze, während Andere selbst unpatriotisch, jetzt keck in offenen Schriften die Mängel und Gebrechen der Regierung und des Heeres

rügten, das vor allen anderen Ständen geehrt, sich stolz bisher als Stütze und Schirm des Königs und Vaterlandes gerühmt, jetzt in unaufhaltsamer Flucht vor dem Sieger dahinfloh, des alten Ruhmes und Stolzes vergessend. Dem Könige eines hochberühmten Staates blieben nur wenige Tausend Vertheidiger, weswegen er schon am 21. Oktober einen Gesandten an Napoleon schickte, um dessen Forderungen zu vernehmen. Sie lauteten hart, aber des Siegers Mahnung, der König möge sie zu bewilligen eilen, ehe neue Siege härtere Lasten auferlegen, gebot schnelle Zustimmung und schon an demselben Tage, an welchen Napoleon in Berlin einzog (27. Oktober), dessen Bewohner seinen bitteren Spott und Uebermuth fühlten und wobei er vorzüglich die Einmischung der Frauen in die Staatsangelegenheiten beißend und heftig rügte, brachte ein neuer Abgesandter die Zustimmung Friedrich Wilhelm's. Doch jetzt zögerte Napoleon, abzuschließen: denn das preußische Heer habe sich völlig aufgelöst. In Furcht und Schrecken, bald die höheren Offiziere der Sorglosigkeit und andere des Verrathes anklagend, eilte es in wilder Flucht dahin. Selbst größere Abtheilungen übergaben sich ohne Kampf dem Feinde, die für unüberwindlich gehaltenen Festungen fielen nacheinander, und manche Befehlshaber verließen wirklich treulos die Sache des Vaterlandes, unterhandelten, nur ihr eigenes Beste bedenkend, mit dem Feinde, ehe sie ihn noch gesehen oder von ihm aufgefordert waren.

Stettin und Küstrin fielen schimpflich, auch das feste Magdeburg ergab sich, Erfurt mit vierzehntausend Mann und dem Feldmarschall Möllendorf, die keinen Versuch zur Vertheidigung machten; ja, als die Gefangenen von einem anderen preußischen Heerhaufen wieder befreit wurden, kehrte keiner zu den Fahnen zurück, sondern zerstreuten sich alle in ihre Heimath. Ein unversehrtes Heer unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg gerieth bei Halle durch des Führers Schuld in's Verderben; vergeblich suchte Hohenlohe die Oder zu erreichen und ergab sich bei Prenzlau mit mehr als sechszehntausend Mann; nur ein Heerhaufe schweifte noch, von Blücher geführt, auf der Flucht umher, wendete sich gegen Norden und zog die Feinde nach sich; vergebens suchte er sich in dem freien parteilosen Lübeck zu halten: er brachte nur das Verderben über die Seinen und die Stadt, die, nach hartem Kampfe vom Feinde erstürmt, alle Gräuel eines eroberten Platzes erduldete. Nirgends war Widerstand, alles Land lag wehrlos vor dem Feinde und das Volk büßte nun unschuldig im vollen reichlichen Maaße die Fehler der Regierung und der Heerführer.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Der Kampf um Deutschlands Freiheit.

Die politischen Veränderungen.

Wie gewaltig auch die Umgestaltung war, welche durch das Zertrümmern der bisher bestehenden deutschen Reichsverfassung, durch die Vernichtung und Schmälerung der Einen Mitglieder, sowie durch die Erhebung und Vergrößerung des Gebietes der Anderen bewirkt wurden: so kamen sie doch der gewaltigen Umgestaltung nicht gleich, welche in den inneren Verhältnissen aller deutschen Länder erfolgte und für alle Nachwelt dauernde Folgen hatte. Dabei zeigte sich die deutsche Art und Weise wieder im allmäligen Umschaffen und Verbessern, und was in Frankreich durch Mord, Brand und Frevel aller Art endlich siegreich und geläutert sich erhob, das ward in den meisten deutschen Ländern durch das selbstherrliche Walten der Fürsten als Gesetz eingeführt.

Die Fürsten des Rheinbundes geboten nun, durch Napoleon veranlaßt, nach seinem Beispiele eben so selbstherrlich in ihrem vergrößerten Gebiete, wie es Oesterreich und Preußen seit vielen Jahren gethan, und so erfolgten, größtentheils nach Frankreichs Muster, die gewaltigen Verordnungen, welche beinahe alle bisher für heilig und unantastbar gehaltenen Verhältnisse umänderten und neu gestalteten. Dieses Loos traf zuerst die einst mächtigen, selbständigen Staaten unter geistlichen, wählbaren Fürsten. Von allen diesen hatte der einzige Erzbischof, Primas Dalberg von Mainz, ein kleines Gebiet als selbständig gerettet und glaubte diesen geistlichen Staat wie

ein theures Ueberbleibsel um so sicherer zu stellen, indem er den Oheim Napoleon's — den Kardinal Fesch — zu seinem Nachfolger ernannte. Allein zu dem Unwillen des Kaisers darüber ärntete er auch noch die Vorwürfe der Deutschen: denn Napoleon erhob den geistlichen Fürsten (3. März 1810) zum Großherzog von Frankfurt und bestimmte, daß nach dessen Tode das Land seinem eigenen Stiefsohne Eugen zufalle. Auch das Gebiet der geistlichen Ritterorden ging an die weltlichen Fürsten über. Alle geistlichen Güter wurden als Staatsgut erklärt, die Geistlichen verloren endlich die langbehauptete und ihnen angefochtene und beneidete Steuerfreiheit und ihr eigenes Gericht, sie zahlten und dienten fortan dem Staate, dessen Bürger sie waren und dessen Schutz sie genossen, und bei jedem weltlichen Vergehen standen sie ihm zu Recht wie jeder Laie. Das Kirchengut und das Vermögen der Stadt- und Landgemeinden wurde durch den Staat mittels der von ihm angestellten Beamten und gar häufig nicht auf das Beste verwaltet, vieles davon in kurzer Zeit verschleudert und große Verwirrung in die früher einfachen Verhältnisse gebracht. Die Klöster der Mönche und Nonnen wurden größtentheils aufgelöst, ihren Mitgliedern ein kärgliches Gnadenbrot gewährt, doch auch viele Mönche zur Seelsorge, insbesondere auf dem Lande als Pfarrer und Kapläne verwendet, Nonnen als Lehrerinnen und Erzieherinnen mit dreijährigen, immer zu erneuernden Gelübden geduldet.

Darauf erfolgte der Verkauf und die Zertrümmerung der Klöster und geistlichen Güter, weil die fortdauernden Kriege immer neue Hülfsmittel erforderten, und der Verkauf wurde oft mit einer Hast und Leichtfertigkeit betrieben, welche an die Zeiten der barbarischen Einfälle erinnerten. Statt allmälig zu verkaufen, wurde in kurzer Zeit Alles losgeschlagen und so der Werth bei überfülltem Markte herabgedrückt: Juden und christliche Wucherer brachten die größten Besitzungen um Spottpreise an sich, Günstlinge und gewissenlose Beamte bereicherten sich bei dem Verkauf, die großen Güter kamen nicht, wie die Regierung wollte, dem Volke durch theilweise kleinere Ankäufe und Fristenzahlungen zu Gute, erst später konnte es nach und nach von den neuen Herren zu außerordentlich gesteigerten Preisen kaufen, der Staat erhielt von allen geistlichen Reichthümern nur mäßige Summen, dieselben verschwanden, man wußte nicht, wohin? Da wurden altehrwürdige Tempel ihrer Zierden beraubt, Gemälde und Schnitzwerk, goldene und silberne Kirchengefäße, Orgeln und Glocken genommen, Statuen und Bücher mit wenigen Ausnahmen, welche in die Hauptstädte der vergößerten Reiche, dem Sammelplatze der höchsten Verwaltungs- und Richterstellen kamen, nach dem Gewichte verkauft, die Kirchen abgebrochen und zu Privatgebäuden verwendet, andere blieben halbzerstört als Denkmäler jener Zeit, der schauerlichen Verwitterung preisgegeben. Früher hatten sie von weit her das Volk versammelt und als Wallfahrtsstellen Leben und

Handel in eine einsame Gegend gebracht und die dürftigen Umwohner genährt. Zugleich erschienen die Verordnungen, welche die Wallfahrten einschränkten oder ganz aufhoben und die Zahl der Feiertage verminderten, die hie und da auf den Fluren errichteten Kapellen und Feldkirchlein abzubrechen befahlen, den Gottesdienst einfacher gestalteten und Belehrung zum Hauptzwecke machten.

Mit der Geistlichkeit theilte der Adel gleiches Schicksal. Viele ehemals selbständige, blos dem Reiche und dem Kaiser unterthane Fürsten verloren ihre Selbständigkeit und mußten den Anordnungen der neuen Herren gehorchen, in deren Ländermasse ihre Güter lagen. Das Loos der größeren Fürsten war durch Napoleon's Bestimmungen selbst gemildert und der Willkürherrschaft der neuen Gebieter entzogen: sie behielten ihr sämmtliches Eigenthum, die meisten auch herrschaftliche und Lehensrechte, Steuerfreiheit, das Recht der niederen und mittleren Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, das Recht der Jagd und Fischerei, des Berg- und Hüttenbaues und der Forsten, mit noch anderen wesentlichen Vorzügen. In peinlichen Sachen ward den noch regierenden Fürsten und Grafen ein Gericht von Ebenbürtigen zugesichert und bestimmt, ihr Vermögen könne nie zur Strafe eingezogen werden. Aber trauriger war das Loos des ehemaligen Reichsadels, über dessen Verhältnisse nichts bestimmt war, der also zumeist der Willkür der neuen Herren preisgegeben war, deren Unterthan er wurde und ganz in das Verhältniß des alten Landadels kam: die Steuerfreiheit wurde ihm entzogen, eben so auch die alten Ansprüche und Vorrechte auf Aemter und Pfründen, die fortan jedem durch Verdienste Ausgezeichneten, selbst aus dem niedersten Stande, zu Theil werden konnten und sollten. Damals gingen auch die letzten Reste der ehemaligen landständischen Verfassungen dahin, welche in den letzten Zeiten nur noch in bleibenden Ausschüssen, die sich durch eigene Wahl ergänzten, ohne Kraft und Ansehen fortgeebt hatten, als willfährige Diener der Fürsten. Diese walteten nun in vollkommenster, unumschränkter Macht, je ihrem Charakter gemäß, nach Laune und Willkür oder nach milden Grundsätzen, nach Recht und Billigkeit. Die Majestät ihrer Person galt als heilig und unverletzlich, jedes Verbrechen und Vergehen dagegen ward strenge bestraft, Napoleon gab dazu das Beispiel.

Eifersüchtig schloß jeder deutsche Fürst sein Gebiet gegen seinen Nachbar ab und aller Verband der deutschen Völker unter einander war erschwert, Schlagbäume und große Zölle hemmten den Handel und Verkehr. Selbst das Wandern der Handwerker in die Fremde ward verboten, auch das Auswandern in einen andern deutschen Staat beschränkt, die wissenschaftliche Ausbildung sollte nur im eigenen Lande geschehen. Die hohen Schulen wurden für Fremde gesperrt, die Fürsten verriefen wechselseitig die Münzen und sie duldeten nur ihre eigenen, manche suchten durch Verschlechterung

dieser einen Gewinn und neidisch beobachtete Jeder die Gebietsvergrößerung des Andern.

Am härtesten waltete in seiner neuen Würde der zum Könige erhobene Herzog von Würtemberg. Schon der Name, den er nach dem Antritte der neuen Regierung annahm, ließ auf strenge Selbstherrschaft nach dem Beispiele von Preußens großem Könige schließen, denn er nannte sich Friedrich II. Und er begann mit rauher Hand alles Alte zu zertrümmern und es brach eine Fluth von neuen Gesetzen über Würtemberg herein, die beständig wechselnd, sich erläuternd, wieder aufhebend, alte und neue Sitten und Rechte mit einander verschmelzen sollten und gränzenlose Verwirrung brachten. Kaum hat die frühere Zeit einen herrischeren Fürsten gesehen als ihn. Seine Hoheit zu zeigen und zu steigern, glaubte er den alten Adel und die ihm nun untergebenen Fürsten nicht genug demüthigen zu können. Keiner von ihnen durfte ohne seine ausdrückliche Erlaubniß länger als sechs Wochen außer Landes zubringen, wo und wie reich er auch sonst anderwärts begütert sein mochte; die meisten Rechte, welche ihnen bei der Uebergabe gesetzmäßig verbürgt waren, nahm er ihnen willkürlich, alles Gericht und Steuerfreiheit, ja selbst auf ihren Gütern durften sie nicht ungestört ihrem Schmerze leben, sie mußten wenigstens drei Monate im Jahre an seinem Hofe zubringen und dem Könige pflichtschuldig ihre Ehrfurcht bezeugen. Wie wegwerfend verachtend er sie auch behandelte, so duldete er doch nicht, daß sie mit Bürgerstöchtern sich vermählten. Sein Beispiel ahmten seine Beamten in der Behandlung des Adels nach, die er doch selbst wieder auf's Härteste drückte und seinem Grundsatze zu Folge: „es sei keinem Menschen zu trauen“ nach kurzer Frist aus ihrem bisherigen Wirkungskreise entfernte und ohne Vergütung in die entferntesten Gegenden seines Königreiches in andere Aemter versetzte und sie von da wieder nach kurzer Zeit zu anderen Geschäften anders wohin rief. Wer immer sich eines Fehlers oder eines Vergehens schuldig gemacht, wer wodurch immer seine Ungnade auf sich geladen, wurde ohne gehört zu werden, entlassen, selbst auf bloßen Verdacht hin mit der ganzen Familie ins Unglück gebracht. Er entwaffnete sein ganzes Volk, kaum gestattete er den einsam Wohnenden eine Wehr gegen Ueberfall, eine lauernde Polizei bewachte alle Handlungen und hatte den Willen, wenn auch nicht die Macht, die Gedanken selbst auszuspähen, und daß nicht eine heillose Angeberei den Staat in seinem Innersten vergiftete, dazu war das Volk zu redlich und offen. Seine Verachtung der Menschen konnte ihm nicht die Liebe des Volkes gewinnen. Seine Lieblinge stiegen schnell von Stufe zu Stufe zu den höchsten Würden und leiteten mit ihrer Sippschaft Alles nach Willkür.

Zu allem diesen kam noch die ungeheure Prachtliebe, denn seitdem er König hieß, wollte er alle Könige und Kaiser an Glanz übertreffen und bei jeder Gelegenheit mußte ihn ein Kreis neu-

geschaffener Grafen und Freiherren umgeben, sein Hofstaat verschlang jährlich Millionen, die Einnahmen, die vom Volke zu leistenden Steuern, mußten sich nach den Ausgaben richten und diese steigerten sich fort und fort ungeachtet der Lähmung des Handels und Verkehrs, dazu mehrten sich auch die Staatsschulden zur Last für die Enkel. Am meisten drückte seine ungezügelte Jagdlust Land und Leute. Im Herbst und Winter wurde das Wild aus dem ganzen Lande auf einen kleinen Raum zusammengetrieben und dazu die Menschen aus den entferntesten Winkeln aufgeboten und Tage und Wochen lang zur Bewachung desselben ohne Vergütung der Versäumnisse hingehalten und so sehr pflegte man das Wild, daß es ungestört des Landmanns Saaten durchwühlte und fraß, ja daß man in der Residenz und Hauptstadt kaum mehr vor den Wildsauen sicher war und es sich deutlich zeigte, dem Könige gelte das Wild höher als seine Unterthanen. Seine Behörden trieben zu seinem Vortheile Salz- und Tabakhandel, verkauften Kalender und Spielkarten und gestempeltes Papier, das in ungeheurer Ausdehnung verbraucht werden mußte; nur mit seinen Pferden durfte man reisen, wer sonst Miethpferde nahm, zahlte eine hohe Steuer; seine Gerichte, die man kaum mehr unabhängig nennen konnte, mußten strenge Urtheile fällen und statt des Begnadigungsrechtes übte er meist nur das der Verschärfung der Strafe. Ungeschickte Wagenlenker, wenn auch Beamte, die ihm begegneten, ließ er in das Heer und zwar zum Fuhrwesen einreihen. Nach Willkür gab und verweigerte er die Erlaubniß zum Studieren, liebte und achtete die Gelehrten nicht und beschränkte die Geistesthätigkeit auf alle Weise: er dachte allein für sein Volk, dieses sollte nur schweigend gehorchen und thun wie er befahl. Bald waren alle, zumal die ihm erst vor Kurzem zugewiesenen Einwohner muthlos, eingeschüchtert und erschreckt und viele suchten auszuwandern. Im Jahre 1808 verbündeten sich mehrere Studenten mit anderen jungen Leuten, von welchen jeder ein Handwerk treiben sollte, um über's Meer zu ziehen, der König erfuhr und verhinderte es. Man mußte württembergisch bleiben.

Wie ganz anders waltete dagegen Karl Friedrich, der weise bejahrte Großherzog von Baden, in milder menschenfreundlicher Weise, das Loos seiner Unterthanen zu deren Wohle lenkend, daß sein Andenken nach seinem Tode (1810) noch gesegnet bei seinem Volke fortlebt; wie edelsinnig walteten die Herzoge und der König Sachsens, wie väterlich Maximilian von Bayern, welche ihre Selbständigkeit nur zur Erhebung ihres Volkes und Einführung trefflicher Anstalten benützten: Zeitgemäße Umgestaltung der alten Verhältnisse, einfache Verwaltung, Vertilgung des beschränkenden Zunft- und Innungsgeistes, größere Bildung des Volkes durch gemeine Schulen und höhere Lehranstalten zur Gewinnung tüchtiger geistlicher und weltlicher Staatsdiener. Dazu kam die Aufhebung der Leibeigenschaft und

der Lehne, die Ablösbarkeit aller Lasten, die auf Grund und Boden haften, gleichförmige Besteuerung und gleiches Gericht für Alle, und dazu die wichtige Erklärung, daß Jeder ohne Unterschied seiner Abstammung je nach seinen Fähigkeiten zu allen Aemtern des Staates könne berufen werden. Angeordnet wurde die allgemeine Bewaffnung, wodurch der lang unterdrückte kriegerische Geist des deutschen Volkes sich wieder erhob. Schon begannen auch in einzelnen Staaten die Vorbereitungen zur Einführung einer allgemeinen Volksvertretung, zur Theilnahme an der Gesetzgebung, der Steuerbewilligung und zur Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung u. dgl. Alles schien berechnet, einen Stand freier Bürger zu bilden, und damals wurden die religiöse Duldung und die Rechte der drei christlichen Confessionon allgemein anerkannt und geübt. Selbst für die Juden sorgten die neuen Regierungen, menschenfreundlich gesinnt. Dieselben hatten bisher, wenig oder gar nicht berührt von den fortdauernden politischen Veränderungen, nach alter Weise fortgelebt und jeden Druck und jeden Wechsel der Herrschaft wie jede augenblickliche Erleichterung und Gunst zu ihrem Vortheile zu nutzen verstanden und durch Handel und Geldbarleihen an geistliche und weltliche Herren Reichthum und Manche selbst durch Güterkauf den Adel erlangt. Damals eröffneten einige Regierungen den vom Volke meistens verachteten und durch alte Gesetze gedrückten und doch, wie es schien, im Staate unentbehrlichen Nachkommen Abraham's den Weg zu den Gewerben, wie er allen Christen offen stand, um dieselben allmälig dem niedrig schmutzigen und betrügerischen Handel zu entwöhnen, dem der größte Theil allein oblag. Schon früher hatten einige Edelgesinnte ihres eigenen Volkes die niedere Klasse zu bilden und geistig zu erheben gesucht, keiner mit größerem Eifer als Mendelssohn, der nicht allein aus tiefster Armuth sich zu hoher geistiger Bildung erhob, sondern die Wohlthat dieser auch Andern verschaffen wollte. Er gründete eine Judenschule, wie früher keine noch gewesen, wirkte mit gleichgesinnten Freunden durch Volksbücher, und forschte mit eiserner Ausdauer nach den höchsten Wahrheiten, ein Philosoph, der Anderen als Muster vorleuchtete.

Es war damals die Zeit, da Deutschland unter fremdem Drucke lag, aber es war auch die Zeit der geistigen Thätigkeit und der staatlichen Verbesserung. Wie hatte sich überhaupt der Anblick des Landes geändert! Welche Erfindungen waren zur Vervollkommnung der bürgerlichen Gewerbe gemacht. Wo man früher aus den Wäldern trat und eine schöne Landschaft erblickte, da wurde der Einblick getrübt durch Galgen, auf welchen die Leichname der Missethäter von Raubvögeln umschwärmt moderten; Tafeln mit furchtbaren Inschriften und Gemälden warnten vor Perlenfischerei, vor Jagd und Diebstahl; vor den Städten lungerte ein Heer von Bettlern, Lahmen, Krüppeln und Aussätzigen; in den Städten selbst Schmutz auf ungepflasterten Straßen, schlechte oder gar keine

Beleuchtung: Jetzt war dies Alles durch strenge Anordnungen gehoben, Alles hatte ein heiteres Ansehen, die Häuser und Wohnzimmer höher und freundlicher, die kleinen Fenster mit den runden, grünlichen Glasscheiben verschwanden, und statt des eingemauerten Wandschrankes, des hölzernen, selten mit Leder gepolsterten Sessels und der Bank am Ofen kamen zierliche, zweckdienliche Geräthe. Geschmack und Einsicht hatte sich allmälig im Volke verbreitet, Anstalten für Arme und Waisen und Schulen erhoben sich überall, selbst auf dem Lande, religiöse, patriotische und gesellige und leidenschaftliche Lieder tönten von da und dort, und die deutsche, ernste, charaktervolle Tonkunst fand leicht Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Die hochdeutsche Sprache wurde immer reicher und schöner ausgebildet und verdankte ihre Verbreitung vorzüglich dem gebildeten Mittelstande, den protestantischen Landgeistlichen, den Beamten und Kaufleuten, insbesondere den Frauen und Töchtern derselben. Latein hatte schon lange aufgehört, Weltsprache zu sein.

Preußens innere Kräftigung.

Damals begann Preußen im Stillen seine Umgestaltung. Der König und seine ersten Diener als Leiter des Staates erkannten die Forderungen der Zeit, die Fehler und Gebrechen, durch welche Unglück und Schmach mit drückenden Leiden über Volk und Land gekommen waren. Vor Allem sollte die Eifersucht und der Kampf der Stände unter einander aufhören, der in der letzten Zeit um so heftiger entbrannt war, als die Bürger dem so sehr bevorrechteten Kriegerstande die bittersten Vorwürfe über den Ausgang des letzten unglücklichen Krieges machten, der über Alle das Verderben gebracht. Jetzt sollte still und allmälig die ganze Nation in den Waffen geübt werden, der edle Gerhard von Scharnhorst und Gneisenau leiteten das wichtige Geschäft der kriegerischen Uebungen in rastloser Thätigkeit zweckmäßig und vorsichtig; abwechselnd sammelten sich Jünglinge und Männer zum Waffendienst, kehrten volltüchtig eingeübt zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück, damit sie nicht im kleinlichen Kasernen- und Kamaschendienste verkümmerten und dem ohnehin auf's Aeußerste gedrückten Staate zur Last fielen, und so wechselten sie beständig, daß, um Napoleon's Argwohn nicht zu reizen, scheinbar stets nur die bestimmte Anzahl Soldaten im Dienste war; nach dem Frieden von Tilsit sollte nach dem Gebote des Siegers zur Demüthigung Preußens die Größe der Armee nicht stärker als 42,000 Mann sein, deren Waffenverhältnisse unter einander sogar

von ihm vorgeschrieben war. Jetzt aber wurde nach und nach die ganze Nation in den Waffen geübt, daß sie auf den ersten Wink schlagfertig bereit stand. Die schmählichen, früher üblichen Strafen bei dem Heere wurden zum größten Theile abgeschafft, wie dies in den Staaten des Rheinbundes schon geschehen war, und es berechtigte fortan nicht mehr die Geburt allein zu den oberen Stellen, im Frieden sollte alle Beförderung an Kenntnisse und Bildung, im Kriege an Tapferkeit und Auszeichnung geknüpft sein. Neue Waffenplätze wurden geschaffen und vorbereitet, Waffen aufgehäuft.

Dieselbe Thätigkeit und Umsicht zeigte sich in der Verbesserung der inneren Verwaltung, geleitet von dem Freiherrn Karl von Stein, dessen Hauptbestreben war, das Volk von den bisher hemmenden Beschränkungen zu entfesseln, daß jeder frei seine Kräfte innerhalb der natürlichen und gesetzmäßigen Grenzen entwickeln könne. Die Städte erhielten eine bessere Verfassung, die Bürgergemeinden die Verwaltung ihres Gemeinwesens, Besorgung der Kirchen-, Schul- und Armen-Sachen, nur die Bestätigung der Bürgermeister und Räthe und die Einsicht in die Rechnungen und die Entscheidung bei Streitigkeiten einzelner Bürger und der Gemeinde behielt sich der König vor. Eine Verordnung über Besitz und Gebrauch des Grundeigenthums erleichterte die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner und legte den Grund zu einem freien Bauernstande, gestattete Bürgern und Bauern den Ankauf und Besitz von adeligen Gütern: alle Stände der Nation sollten zu einem Ganzen nach dem Geiste des Christenthums verkettet werden. Das war die Absicht des frommen Königs. Und es wurde eingeführt: Gleichheit vor dem Gesetze, freie Benutzung des Grundes und Bodens und freie Verfügung darüber, Aufhören der Zwang- und Banngerechtigkeit und der bevorrechtete Alleinhandel, gleichmäßige Besteuerung nach gleichen Grundsätzen, Vereinfachung derselben und ihrer Erhebung, Aufhören der Gutsunterthänigkeit. Durch all dieses wurde der Grund zur Erneuerung und Erhebung des Staates gelegt und schon die allgemeine Volksvertretung vorbereitet. So wurde der Muth des preußischen Volkes mitten in den schweren Leiden geweckt, genährt und erhöht, überall zeigte sich eine Verbesserung der alten schadhaften Zustände, und obgleich im Streben, schnell Alles neu zu gestalten, auch manches wenig überlegt, oft unausführbar und für Einzelne selbst Kränkendes befohlen wurde, so ward doch wie durch wunderbare Einwirkung die Hoffnung auf eine baldige Befreiung in den Gemüthern immer lebendiger. Napoleon beobachtete argwöhnisch und lauernd und mit Sorgen die thätigen Bestrebungen der preußischen Regierung und des Volkes, verdächtigte den hochherzigen Freiherrn von Stein und ächtete ihn zuletzt, worauf sich der Edle nach Oesterreich und dann nach Rußland begab. Aber auch nach seiner Entfernung wirkten seine Pläne unter der Staatsleitung des Kanzlers Hardenberg zum Segen des Volkes noch fort. Zur Erleichterung

der Staatsschulden wurden sämmtliche Klöster, Stifter und Balleien eingezogen, das gesammte Zunft- und Innungswesen umgestaltet, für den Verlust von Halle eine Universität in Berlin gegründet, um die Jünglinge in Kunst und Wissenschaft und in Liebe zum König und Vaterland heranzubilden.

Aber alle diese trefflichen Einrichtungen in den einzelnen Staaten konnten zu keiner vollen Entwickelung gedeihen, so lang die schwere Hand Napoleon's auf denselben lastete, und noch schien ihm das getheilte, gedemüthigte deutsche Volk nicht unterdrückt genug, noch immer sann er auf neue Kränkungen für die Fürsten und das Volk, insbesondere um seinem Hasse gegen England zu genügen. Die Gebote zur Vernichtung des englischen Handels drang er allen Fürsten auf, ohne Widerspruch sollten alle englischen Waaren von Neapel bis Holland und von Spanien bis Rußland verbrannt werden, auch Oesterreich mußte seine Häfen den Engländern verschließen. Willkürlich erließ er Verfügungen in dem von ihm geschaffenen Königreiche Westphalen, und der König Hieronymus (Jerome), sein Bruder, war eigentlich nur sein Statthalter; seine Kundschafter waren über ganz Deutschland zerstreut, seine Polizei achtete kein Geheimniß für heilig, die Willkür seiner Beamten brachte Fessel und Tod, das freie Wort und die Druckschrift brachte Verderben, der Buchhändler Palm von Nürnberg ward erschossen, weil er eine Schrift verlegte, welche Deutschlands Schmach in Frankreichs Fesseln schilderte. Bei den großen Festen, welche Napoleon gab, erschienen die deutschen Fürsten im Kreise seiner Marschälle und Minister nur wie Vasallen zur Vermehrung des ihn umgebenden Glanzes, in ihren Ländern selbst wie seine Statthalter, welche jeden Befehl des Mächtigen vollziehen oder bei dem geringsten Widerspruche das Aeußerste fürchten mußten. Am meisten aber litt Preußen, als sollten König und Volk für den früheren Ruhm und für die Zuneigung zu Frankreich büßen. Wie zum Hohn mußte der König den von Stürmen verschlagenen englischen Schiffen seine Häfen öffnen und dann sich deren Ladungen bemächtigen lassen. Der französische Befehlshaber der Festung Glogau erklärte wegen geringer Veranlassung die Stadt in Belagerungszustand und erlaubte sich unerhörte Erpressungen; seine Gewaltthätigkeiten wurden von Napoleon mit übergroßem Diensteifer entschuldigt. Zu den sieben Kriegsstraßen durch Preußen gebot er den Bau einer achten, daß das Reich nach allen Richtungen durchschnitten, den Franzosen offen stand.

Dies Alles erzeugte in Deutschland und insbesondere in Preußen einen unversöhnlichen Haß gegen Frankreichs Herrscher und Volk, tiefes Mißvergnügen gährte allenthalben und sprach sich zuweilen laut und offen aus. Die alten einst so sehr bevorrechteten Stände — Adel und Geistlichkeit — haßten Napoleon und Frankreich als die Quelle und Ursache ihrer Demüthigung und all der gewaltsamen Umwälzungen, durch welche die alten Verhältnisse verwirrt und ihnen selbst Rechte

und Ansehen geraubt, deutsche Länder an Fremde verschenkt, das Volk durch Brandschatzungen und unerschwingliche Steuern niedergedrückt und mißhandelt waren. Seine Söhne lagen beständig zu Felde für Frankreichs und nicht für deutsche Sache. Die ungeheueren Heere, welche auch während des zweifelhaften Friedens mußten erhalten werden, verschlangen die Einkünfte der Länder, die Selbständigkeit der Staaten war nur Schein und die Fürsten ihres alten Erbes nicht mehr sicher.

Solcher Druck vereinte die Herzen der verschiedenen deutschen Völker, vereinte Fürsten, Hohe und Niedere zu einem Streben: Die gewaltigen Ereignisse, welche Alle trafen und unter welchen Alle litten, weckten die Erkenntniß der Vergangenheit, die Erinnerung an die Ruhmesthaten der Ahnen erwachte und Alle fühlten, daß nur der innere Zwist und die Eifersucht das Unglück herbeigeführt und daß nur in gemeinsamer Erhebung die Schmach, welche auf Allen lastete, getilgt werden könne. Und still ward der Bund der deutschen Völker gegen den Uebermuth der Fremden geschlossen: deutscher Sinn, deutsche Frömmigkeit und Kraft erwachte, keimte und wuchs, es bedurfte keiner gegenseitigen Eidschwüre und Verpflichtungen gegen den gemeinsamen Feind.

Diese allgemeine Gährung der Geister nährten die Lehrer auf den Hochschulen oft geflissentlich, zuweilen ihrer selbst unbewußt, durch das Gemüth erhebende und die Phantasie ergreifende Vorträge über die Geschichte und die Rechte des deutschen Vaterlandes. Andere richteten ihre Thätigkeit auf die Heranbildung einer kräftigen Jugend, und als Fr. Lud. Jahn in Berlin eine Turnanstalt errichtete, wurde sie alsobald von mehr als tausend jungen Leuten besucht. Er kämpfte durch Lehre und Schrift gegen jede Art von Ausländerei, wollte mit der Körperkraft zugleich die Willenskraft volksthümlich ausbilden und durch die Entwickelung der Volkskraft dieses zum Bewußtsein seiner geistigen Macht führen. In Königsberg entstand durch Professoren der Tugendbund, ein Verein, ursprünglich gegründet zum Zweck wissenschaftlicher Ausbildung, dann auch zur Stärkung der Vaterlandsliebe, er sollte Theilnehmer aus allen Ständen zu gewinnen trachten, und er verbreitete sich, obgleich verboten, immer weiter, selbst über die Gränzen Preußens.

Deutschlands geistige Erhebung.

Während auf diese Weise das deutsche Volk sich im Stillen zur letzten Entscheidung durch Waffengewalt gegen den übermüthigen Feind rüstete, hatte es bereits einen geistigen Sieg über das bisher in der höheren Gesellschaft und in der Literatur herrschende Franzosen

thum errungen. Bereits seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kämpften die edelsten Männer gegen die Bevormundung, welche von Frankreich in geistiger Beziehung, wie in der Mode, über Deutschland geübt wurde.

Die große, erfolgreiche Bewegung begann in Norddeutschland. Der einfache Königsberger Professor Imanuel Kant überragte durch die Gründlichkeit und Ergebnisse seiner philosophischen Untersuchungen selbst die Philosophen des griechischen Zeitalters, er belauschte wahrhaft die Thätigkeit des menschlichen Geistes und erhob die Vernunft zur Richterin über alle menschlichen Angelegenheiten gegen die Anfeindung geistlicher und weltlicher Frömmler und des blinden Glaubens. Nach seiner Lehre führe das Studium der Natur nicht von Gott ab, sondern vielmehr zu Gott, weil die Natur auch im Chaos nicht anders als gesetzmäßig wirken könne. Seine Schriften, in welchen seine tiefsten Gedanken so klar verständlich in deutscher Sprache ausgedrückt waren, übten auf die gebildeten Klassen einen bis dahin nie gekannten Eindruck. Er förderte den Fortschritt der Wissenschaft, indem seine Schüler bald auf allen deutschen Universitäten in seinem Geiste lehrten und selbst seine Gegner nur zur Befestigung und Verbreitung seiner Ansichten wider Willen beitrugen. Die falschen Begriffe der Franzosen über Schönheit in den redenden und bildenden Künsten zerlegte und zerstörte Winckelmann, der durch den Anblick und das Studium der plastischen Kunstwerke der alten Griechen begeistert, diese Werke auf eine so klare Weise erklärte, daß sie ihr eigentliches Wesen fortan gleichsam selbst enthüllten. Und Lessing stellte durch die Entwickelung des alten Kunstwerkes — der Gruppe des Laokoon — allgemein geltende Regeln als Richtschnur für die Schöpfungen Anderer auf, er schuf mit ächt deutschem Sinne ein deutsches Schauspiel in „Miß Sara Sampson“ und wirkte durch das Drama „Nathan der Weise“, dem vollendetsten seiner poetischen Werke, zur Aussöhnung und Vereinigung der religiösen Parteien mehr, als die theologischen Streitschriften je gethan.

Der einmal geweckte Aufschwung des geistigen Lebens wurde rege erhalten und immer mehr gesteigert durch die Philosophie Kant's und durch den unvergleichlichen Männer-Verein im Großherzogthum Weimar. Da waltete Karl August, dessen edelsinnige feingebildete Mutter Amalie nach dem frühen Tode ihres Gemahls (1758) die Erziehung des geliebten Sohnes dem Grafen Eustach von Görz, und nicht einem Offizier übergab, wie dieses sonst an den fürstlichen Höfen üblich war. Und Görz bildete den geistreichen Fürsten auf eine bis dahin seltene Weise zur Tugend und Liebe der Wissenschaften und leitete ihn an zum edlen Lebensgenuß und zur Beglückung seines Volkes. Der Lehrer sah seine Bemühung herrlich belohnt, da sein Zögling, der Stolz und Trost seiner Mutter, nachmals auch der Vater seines Volkes und der Gegenstand allgemeiner Liebe ward. Der Mutter gelang es, an die Universität Jena und

an ihren Hof in Weimar Männer von glänzenden Talenten und ausgebreitetem Schriftstellerruhm zu gewinnen und festzuhalten, und Weimar wurde bald mit dem nachmals anderwärts so oft mißbrauchten Zunamen „das neue Athen“ geehrt.

In Jena schlug die Kantische Philosophie ihren vornehmsten Sitz auf, indem Reinhold sie mit begeisterter Liebe lehrte, und ihr die studirende Jugend durch seinen lebendigen, überzeugenden Vortrag gewann. Seine Absicht war, die jungen Männer Selbstdenken zu lehren, was ihm so sehr gelang, daß auch ältere, ihn zu hören, nach Jena kamen, und er verschaffte dem Volke nicht blos gelehrte und einseitig, sondern innerlich durchgebildete Beamte, Aerzte und Geistliche. Als er im Jahre 1793 einem Rufe nach Kiel folgte, trat an seine Stelle Fichte, der als Dreißigjähriger eine so meisterhafte Schrift verfaßt hatte, daß die Schüler Kant's dieselbe für ein Werk dieses Philosophen selbst hielten. Fichte wagte es schon offen, Denk- und Lehrfreiheit von den deutschen Fürsten zu fordern, und als er von der lutherisch-sächsischen Kirchenbehörde wegen eines Aufsatzes als Freigeist verketzert, seine Lehrstelle aufgeben mußte, wanderte er nach Preußen, lehrte in verschiedenen Städten und hielt als Professor an der neu errichteten Universität Berlin die berühmten Reden an die deutsche Nation, durch welche insbesondere die Jugend zum geistigen Kampfe für die Freiheit angefeuert und dadurch auf den bevorstehenden Waffenkampf vorbereitet wurde.

Die Philosophie richtete damals ihre Forschungen und Lehren auf das Vaterland und die Menschenrechte, und strebte, vorzüglich den gebildeten Theil der deutschen Nation für die Ideale zu begeistern und es gelang dieses insbesondere dadurch, daß sie sich nicht blos an die Gelehrten und Studenten, sondern in klarer und angenehmer Weise ausgeführten Schriften unmittelbar an das Volk selbst wendete. An Fichte's Stelle in Jena trat Schelling mit seiner fesselnden Beredsamkeit und dem Streben, ein neues philosophisches System — Naturphilosophie und transcendentalen Idealismus — zu gründen, das mehr von der praktischen Wirksamkeit absieht. Mehr durch poetische als philosophische Auffassung der wichtigsten Fragen, insbesondere über theologische Gegenstände wirkte der vielseitig gebildete Herder in Weimar, er weckte unter den Theologen den poetischen Sinn, vertheidigte mit frommen Gemüthe die christliche Religion gegen Spott und Zweifelsucht einer maßlosen Kritik. Als Dichter und Forscher übte er durch seine Schriften wohlthätig, anregend auf die höhern Stände und lebte und wirkte, innig befreundet mit den Männern, welche im friedlichen Bunde in Weimar vereinigt, die geistige Erhebung des deutschen Volkes anstrebten.

Der hochsinnige Fürst hatte dieselben gerufen, und einen Kreis um sich gebildet, wie ihn kaum je eine Zeit früher gesehen hat, noch sehen wird, die er gleichsam gastlich beherbergte und ihnen Muße zu freiem Schaffen gewährte, und sie zollten ihm dafür den

innigsten Dank, nicht in seiner und ihrer unwürdigen Schmeicheleien, sondern durch Schriften, welche seinen und ihren Ruhm durch die Länder trugen und auf die fernste Nachwelt noch erhebend wirken werden. Zwei Männer insbesondere sind es, welche alle andern überragen durch die geistige Größe und die Naturwahrheit ihrer Schöpfungen: Goethe und Schiller.

Goethe (Wolfgang), der Sohn eines kais. Rathes, geb. 1749 zu Frankfurt a. M. Seine Jugend, genährt in reicher Fülle des freistädtischen Lebens, entfaltete sich in üppiger Kraft durch wissenschaftliche Studien, Reisen und Bekanntschaften mit den Höchstgestellten und dem Volke zum herrlichen Mannesstreben. Noch als Jüngling, erfahren in allen schönen Künsten und durch körperliche Schönheit und durch die ausgezeichnetsten geistigen Gaben hervorragend, hatte er sich die Zuneigung Karl August's erworben, der ihn fortan als theueren Freund liebte und mit ihm den kleinen Staat zum Musterstaat deutscher Kultur zu erheben trachtete. Und Goethe vereinigte als wirklicher geheimer Rath die Führung beinahe der sämmtlichen Staatsangelegenheiten in seiner Hand, unterstützt und geehrt von dem fortdauernden Vertrauen seines Fürsten. Aber er selbst ragt als Fürst unter den deutschen Dichtern unübertroffen und unübertreffbar hervor als Meister in jeder Gattung der Dichtung und in allen seinen Schöpfungen voll Liebe zu Deutschland, deutsche Art und Kunst fördernd und verherrlichend. Dies zeigte er schon in seinem ersten Werke: Götz von Berlichingen, einem lebensvollen deutschen Sittengemälde. Und von da an strömten aus seinem Geiste, wie aus einem goldenen unerschöpflichen Füllhorn die herrlichsten Dichtungen: Romane und Erzählungen voll Tiefe und Anmuth, Lustspiele und Trauerspiele, unter diesen die Iphigenie in Aulis im griechischen Geiste gedichtet, wie ein plastisches Kunstwerk wirkend, und Faust, der nach den höchsten Gütern ringend, dahinstürmt. Epistel, Elegieen und Oden, und unter den epischen Gedichten gleichsam die Perle, das deutsche Idyll, Hermann und Dorothea. Seine lyrischen Gedichte der verschiedensten Art, sind unmittelbar aus tiefstem Gemüthe hervorquellende Naturlaute, die in jedem Herzen einen Widerhall rufen: Laute glücklicher oder unglücklicher Liebe, der Freude und Sehnsucht oder des Schmerzes und der Verzweifelung, aus ihnen spricht der Frühling, der Herbst und das Meer in seiner Ruhe oder im Sturm und die Nacht ihre geheimnißvollen Laute aus. Seine Wirkung auf alle gebildeten Kreise des deutschen Volkes war eine ungeheuere, und er war nicht nur Dichter sondern auch tiefsinniger und glücklicher Naturforscher, Kunstkenner und Schriftsteller und gleich tüchtig als Geschäftsmann und liebenswürdig als Hofmann und Mensch. Neidlos erkannte und förderte er den ihm geistig ebenbürtigen Schiller zur höchsten Kraftentwickelung.

Schiller (Friedrich), 1759 zu Marbach in Schwaben geboren, hatte eine harte Jugend, zuletzt in der Karlsschule zu Stuttgart

durchlebt, wo er, zum Arzte bestimmt und gebildet, gegen seine Natur ankämpfte, bis er vom Zwange sich losreißend, zu freier Thätigkeit sich muthig erhob. Sein erstes in Prosa geschriebenes Drama — die Räuber — griff unmittelbar in das politische Leben ein und errang trotz oder vielmehr gerade wegen der schaudervollen Schilderung der damaligen staatlichen Zustände einen das Volk, und insbesondere die Jugend aufregenden Beifall, der lange andauerte, und von da an blieb des Verfassers Name im Munde des Volkes. Das Studium der Kantischen Philosophie reinigte allmälig seinen Geschmack, wie sich alsobald in seinen Aufsätzen über das Schöne und Erhabene zeigte. Als er durch Goethe's Vermittelung die Professur der Geschichte an der Universität Jena erhielt, erfaßte er diese Wissenschaft mit der ganzen Glut seines Geistes und entwarf ein so lebendiges Gemälde des Abfalls der vereinigten Niederlande und des dreißigjährigen Krieges, daß er dadurch die Theilnahme der Hohen und des Volkes für Geschichte weckte und vielleicht kein Geschichtswerk so eifrig fort und fort gelesen wird als dieses letzte, besonders bei seinem Erscheinen, als Deutschland eben so in sich zerrissen und unglücklich war. Darauf siedelte er nach Weimar über, da läuterte sich sein Sinn für Schönheit im täglichen Umgang mit Goethe, da unterstützte Einer den Andern im Erfinden und Ausführen der die Seele mächtig ergreifenden Stoffe, da entstanden die geistreichen Epigramme, die gefürchteten Xenien, da schuf jeder die überall mit Beifall aufgenommenen Balladen und Romanzen. Da erhob sich Schiller zum ersten deutschen dramatischen Dichter, indem er die Heldengestalten handelnd vorführte, wie er sie im Spiegel der Geschichte gesehen: Wallenstein erschien wieder lebend auf der Bühne, er und seine Umgebung mahnten an die Gegenwart; die Jungfrau von Orleans rief zum Kampf gegen die Unterdrücker, Wilhelm Tell aber forderte den Tyrannen zum Gerichte und was die Verbündeten auf dem Rütli schwuren: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern", das fand einen Widerhall durch ganz Deutschland. Goethe selbst brachte als leitender Vorstand des Theaters in Weimar seine eigenen und die Dramen Schiller's zur Aufführung, außerdem ließ er aber das Beste, was England, Frankreich, Spanien und Italien und selbst das alte Griechenland an dramatischen Werken geleistet hatten, zum Studium, zur Belehrung und zum geistigen Vergnügen durch die tüchtigsten Künstler zur Anschauung bringen. Weimar galt mit Recht für die erste deutsche Schaubühne als Muster für alle anderen, denn sie suchte nur das Vorzüglichste im Schau-, Trauer- und Lustspiele, wahrhaft poetische Schöpfungen zu geben, während in Mannheim am kunstsinnigen Hofe vorzüglich das bürgerliche Schauspiel in der gewöhnlichen Umgangssprache und zu Thränen reizende Trauerspiele zur Aufführung gelangten.

Die Dramen Schiller's wurden bald Gemeingut des deutschen Volkes, dessen Lieblingsdichter er ward und blieb, seine lyrischen

Gedichte, in welchen häufig philosophische Sprüche im poetischen Gewande zu dem Geiste sprachen, gingen wie seine Worte des Glaubens von Mund zu Mund und führten als Leitsterne durch das bewegte Leben.

Während Goethe und Schiller durch ihre Werke die deutsche Nation im tiefsten Gemüthsleben ergriffen und erhoben, suchten andere den harten Druck der Gegenwart mit frommem Sinne und in stiller Hoffnung auf Erlösung zu tragen und diese Hoffnung auch in Anderen zu erwecken, indessen zu dulden und das Unvermeidliche zu tragen und dann alles zu wagen. Bekannt sind vor allem Tieck, Novalis (Hardenberg) und Tiedge. Wieder Andere aber, insbesondere die Brüder Boisserée und auch Goethe lenkten die Blicke des Volkes auf die herrlichen Schöpfungen, die großartigen Denkmäler des Mittelalters hin, die vor Aller Augen hingestellt, seit langer Zeit nicht genug gewürdigt, sondern vielmehr durch französischen Spott als Werke einer barbarischen Zeit verhöhnt waren. Jetzt lernte man wieder die den Werken zu Grunde liegenden Gedanken und die Meisterschaft in der Ausführung erkennen und ehren. Jetzt wurde auch das herrlichste deutsche Heldengedicht „das Niebelungenlied" der Vergessenheit entrissen, vielfach verbreitet und erklärt und das Selbstgefühl der deutschen Nation auch durch diese Schöpfung erhöht. Und es harrte Deutschland geistig gestärkt des Rufes zum allgemeinen Kampfe gegen den Feind; aber noch schwiegen die Fürsten und beobachteten einander voll gegenseitiger Eifersucht und Mißtrauen.

Anfang der Freiheitskämpfe.

Nach dem Frieden von Tilsit hatte Napoleon keinen Feind mehr zu bekämpfen als England und Portugal, welches letztere sich offen gegen das Continental-System erklärte und Englands treuer Verbündeter blieb. Deshalb sollte es den Zorn des Mächtigen fühlen und der schwache König Karl IV. von Spanien mußte als Frankreichs Bundesgenosse ein französisches Heer durch Spanien nach Portugal ziehen lassen. Der Prinzregent schiffte sich auf englischen Schiffen nach Brasilien ein und die Franzosen besetzten am 30. Nov. 1807 Lissabon. Zugleich hatte Napoleon den Zwist der königlichen spanischen Familie mit beispielloser List benutzt, den König gegen den Kronprinzen einzunehmen und es dahin gebracht, daß Karl IV. im März 1808 wie freiwillig seinem Sohne Ferdinand VII. die Regierung übergab. Napoleon aber erkannte die Verzichtleistung auf die Krone nicht an, lud die ganze königliche Familie, wie um sie miteinander zu versöhnen, nach Frankreich ein, und da legte der

König am 8. Mai in Bayonne alle Rechte seines Hauses auf Spanien und Indien in die Hände Napoleon's, dieser aber übergab die spanische Krone seinem Bruder Joseph, dem bisherigen König von Neapel.

Ueber diese Gewaltthat fühlte sich die spanische Nation im Tiefsten gekränkt, eine dumpfe Gährung ging durch das Land und kaum vermochte das zahlreiche französische Heer den Ausbruch des offenen Aufstandes niederzuhalten, der sich jedoch schon nach wenigen Wochen erhob und allmälig über ganz Spanien verbreitete. Da hoffte Oesterreich, durch die eingetretenen Verwickelungen würden die französischen Heere in Spanien festgehalten und Deutschland könnte sich endlich seiner Dränger entledigen. Und es rüstete mit aller Macht zum entscheidenden Kampfe, ergänzte, vermehrte und übte sein Heer und schuf durch die Errichtung der Landwehr und des Landsturms einen viel versprechenden Nachhalt. Aber Napoleon beobachtete mit lauernden Blicken die beginnenden Rüstungen, der Tugendbund beunruhigte ihn und als wolle er fortan mit Oesterreich und Deutschland in Frieden leben, klagte er die Engländer als die allgemeinen Unruhestifter und Aufwiegler gegen ihn an, erklärte aber dann, der Krieg sei entschieden, wenn Oesterreich seine Rüstungen nicht einstelle. Schon befahl er den Mitgliedern des Rheinbundes ihre Heere bereit zu halten, und er kam selbst nach Deutschland und es versammelten sich um ihn eingeladen in Erfurt (vom 27. September bis 14. Oktober) die Könige des Rheinbundes und vierunddreißig Fürsten, vierundzwanzig Minister und dreißig Oberanführer der verschiedenen Heere, in deren Mitte er thronte; es kam aber auch der Kaiser von Rußland und die innigste Freundschaft schien die beiden Kaiser zu vereinen und den Frieden zu sichern, denn auch der Kaiser Franz II. von Oesterreich hatte einen Gesandten mit einem versöhnenden Schreiben an Napoleon geschickt. Und der Zürnende ließ sich dadurch besänftigen, feierte in der glänzenden Versammlung den Triumph seiner Macht und hieß dann die Heere des Rheinbundes sich auflösen. Darauf eilte er nach Spanien, um die Angelegenheiten dort persönlich zu leiten und seinem hartbedrängten Bruder beizustehen und auf dem Throne zu befestigen. Und es gelang ihm durch seine Gegenwart und die Macht seines Heeres, den Aufstand für den Augenblick niederzuschlagen und seinen Bruder wirklich als König in Madrid einzuführen; aber der Aufstand gegen den Eindringling und seine französischen Soldaten wogte da und dort stets vom Neuen auf und hinderte Napoleon's Entfernung; er mußte den Kampf fortkämpfen gegen die Spanier und gegen die mit ihnen verbündeten Heere der Engländer, welche siegend immer weiter vordrangen.

Die heldenkühne Erhebung des spanischen Volkes und dessen Ausdauer in der Bekämpfung ihres gewaltigen Feindes ermuthigte Oesterreich, von Neuem zu versuchen, ob es sich nicht endlich Freiheit

von der französischen Uebermacht erkämpfen und Deutschland retten könnte. Und es setzte seine Rüstungen fort, obgleich die Geldnoth durch die fortwährenden Kriege beinahe auf's Höchste gesteigert war und Verlust auf Verlust den Handel lähmte. Und nicht blos Oesterreich, sondern ganz Deutschland versank in Armuth, als die Wiener Bank gegen die vielen großen und kleinen Gläubiger, unter welchen selbst fromme und wohlthätige Stiftungen, sich zahlungsunfähig erklärte. Doch wußte die Regierung das Volk zu neuen Anstrengungen zu begeistern und suchte auch insgeheim die ihm entrissenen Völkerschaften durch Boten und Schriften aufzureizen und zum Beistande in dem beginnenden allgemeinen Kampfe zu ermuntern. Vorzüglich in Tyrol, der natürlichen großen Vorfeste von Oesterreich, waren Abgesandte thätig, den Samen der Zwietracht gegen Bayern zu säen und das Volk zum Kampfe für die alte umgestürzte Verfassung zu entflammen. Schon war in Vielen der Glaube lebendig: es gelte Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands gegen Frankreichs Druck. Aber Napoleon, durch treue Späher von Oesterreichs Werben unterrichtet, erließ von Spanien aus schon in den ersten Tagen des Jahres 1809 den Befehl an die Fürsten des Rheinbundes, sich zu rüsten. Sie gehorchten und französische Heerschaaren, schon auf dem Wege nach Spanien, wendeten sich nach Deutschland, Napoleon kam nach Paris zurück und bereitete sich zum bevorstehenden Kampfe.

Am 27. März erschien vom österreichischen Hofe eine Erklärung, eine lange Reihe Beschwerden, die Oesterreich seit dem Preßburger Frieden erduldet; der darauf folgende Aufruf des Erzherzogs Karl, als obersten Anführers an das Heer, sprach schon deutlich den Zweck der Rüstung aus: die Freiheit von ganz Europa habe sich unter Oesterreichs Fahne geflüchtet, sie zu erringen sei das feste Streben. Und ehe noch die offene Kriegserklärung (15. April) erschien, hatte der Krieg in der That schon begonnen, da der österreichische General Chasteler in Tyrol einrückte und den großen Aufstand erweckte, der sich von Thal zu Thal, von Gebirg zu Gebirg, durch Städte und Dörfer unaufhaltsam fortwälzte. Feuerzeichen auf den Bergen, schnell sich vermehrend und durch die Nacht hin leuchtend, verkündeten die nahe Hülfe und riefen die Verschwornen zur That. Man glaubte dem milden Könige Maximilian von Bayern keinen Gehorsam mehr zu schulden, denn das Schwert Napoleon's hatte ihn aufgedrungen, und weil die bayerische Regierung viele von der Zeit gebotene vortheilhafte Neuerungen eingeführt und vorzüglich, weil sie die Klöster aufgehoben hatte. Bald gerieth das ganze Land in Bewegung. Einzelne Heerhaufen der noch sorglosen Bayern wurden überfallen; gegen Kartätschenfeuer schob man Heuwagen vor sich her, Weiber und Mädchen traten in die Reihe der Kämpfenden, wählten zum sicheren Schusse sicheren Stand hinter Felsen und Bäumen auf den Bergen, rollten Steine, Felsblöcke und

gefällte Bäume in die Thäler gegen die anrückenden Soldaten und zerschmetterten sie. Die Häupter der großen Bewegung waren der Frhr. von Hormayr aus dem Adel Tyrols und der Sandwirth Andreas Hofer von Passayer, welcher, redlich und blind dem Alten und Oesterreich ergeben, ehrwürdig durch seine große Gestalt und den lang herabwallenden Bart, Ansehen und Gewalt besaß. In den meisten Gefechten leitete er den Befehl von seinem Wirthshause aus, in der einen Hand den Rosenkranz, in der anderen die Flasche. Im unteren Innthale war Speckbacher und im oberen Martin Teimer, Meister der Bewegung, welche durch Mönche genährt und weiter geführt wurde. Da war für die überraschten zerstreuten Bayern, welche sich in Freundeslande glaubten, keine andere Wahl als wehrloser Tod oder Gefangenschaft. Bald war ganz Tyrol bis auf Kufstein in den Händen der Oesterreicher, indem von Italien her auch der Erzherzog Johann vordrang. Der Oberintendant Hormayer versprach im Namen des Kaisers die Wiederherstellung der alten Verfassung für Tyrol, die jedoch später nicht erfolgte, viele der bayerischen Beamten, welche bei der neuen Gestaltung des Landes und insbesondere bei der schnellen Aufhebung der Klöster frevelnd Spott getrieben, geriethen in Todesgefahr und litten viel vom erzürnten Volke. Viele wurden als Geisel abgeführt, darauf das Land nach österreichischer Weise eingerichtet und der Landsturm geordnet.

Eben so glücklich begann der Krieg in Italien und Polen gegen Frankreich, aber bald wendete er sich furchtbar. Gerade die Zersplitterung der Mächte, die an vielen Orten zugleich den Kampf begannen, benutzte Napoleon zu ihrem Verderben und indem sich von Polen her auch der Kaiser Alexander gegen Oesterreich erhob und die französischen Feldherren in Italien siegten, bereitete derselbe in Deutschland, welches seit Jahrhunderten als der große Kampfplatz für ganz Europa gilt, die Entscheidung vor. Während die österreichischen Truppen den Inn überschreiten, gewaltsam in Bayern vordringen und hier und in Sachsen und Italien das Volk zur Empörung gegen seine Fürsten aufrufen, und im Wahn und mit dem Vorgeben, als sei schon Alles gewonnen, zur Theilnahme auffordern und nur die Wahl zwischen Aechtung oder Anschließen an Oesterreich lassen: bringt Napoleon an der Donau abwärts, erinnert die Bayern an Oesterreichs stetes Verlangen nach ihrem Lande und verspricht Bayern so mächtig zu machen, daß es fortan schon allein Oesterreich widerstehen könne. Er umgeht, drängt und verwirrt die österreichischen Heerschaaren auf dem rechten Donauufer durch seine kühn durchdachten und schnell ausgeführten Bewegungen, so daß er sie wie in einen Sack zwischen Donau und Isar treibt, in fünftägiger Schlacht bei Abensberg, Eckmühl und Regensburg völlig zersprengt, und während die Hauptmacht der Oesterreicher sich noch glücklich genug nach Böhmen rettet und auf Umwegen zur Deckung

Wiens eilt, verfolgt er die andere Abtheilung an der Donau, immer siegreich fortschreitend.

Unterdessen hatte sich das Volk auch in dem österreichischen Vorarlberg erhoben, ein Heer zu Fuß mit trefflichen Schützen, Reitern und selbst einige Schiffe auf dem Bodensee ausgerüstet und den Aufruf in die Nachbarländer erlassen. Schon fing auch das Gebirgsvolk um Salzburg an sich zu bewaffnen und der Sturm der Bewegung schien wie eine Lawine im Fortrollen von den Alpen herab zu wachsen. Aber nach den Siegen an der Donau drangen französische und bayerische Heerschaaren unvermuthet gegen Tyrol vor, nahmen oder umgingen im schnellen Sturm die wichtigsten Pässe und besetzten Innsbruck. Damals verübten die Bayern zur Rache für ihre hinterlistig und meuchlerisch angefallenen und ermordeten Brüder solche Thaten, daß der General Graf Wrede ihnen mahnend und drohend zurief, Soldaten und Menschen zu sein! Aber noch waren die höchsten Punkte und die unbezwingbaren Pässe in der Gewalt des Aufstandes, Hormayr rief auf's Neue zu den Waffen, ermunterte, tröstete, stärkte, versprach und belohnte und so dauerte der Kampf bald hier, bald dort aufflammend fort.

Zur selben Zeit entstand im Norden eine gefahrdrohende Bewegung gegen Frankreich. Im Vertrauen auf den Haß, der alles Volk gegen die Unterdrücker beseelte, wagten es einige Offiziere, die Fahne für Deutschland und seine Fürsten zu erheben und es schien plötzlich eine geheime Verbindung gegen Napoleon aufzustehen, während er noch im harten Kampfe gegen Oesterreich lag, um in seinem Rücken zu wirken und ihn zu zwingen, seine Kraft zu theilen. Als Dörnberg, Oberst der Jägerleibwache des Königs Hieronymus von Westphalen, gegen die aufrührerischen Bauern der Gemeinde Wolfshagen geschickt wurde (21.—22. April), vereinte er sich mit ihnen, eilte schnell auf die Hauptstadt Kassel los, in der Hoffnung, den König durch Ueberraschung gefangen zu nehmen, er wurde aber von den ihm entgegen gesandten Soldaten geschlagen und rettete sich nur durch eilige Flucht, die Bauern wurden entwaffnet und Ruhe und Gehorsam wieder erzwungen.

Noch war die Kunde des Unfalls nicht nach Berlin gedrungen, als der Major Schill, der sich früher in Kolberg und bei anderen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, einen ähnlichen Versuch machte. In geheimer Verbindung mit dem Bunde zur Wiederherstellung der deutschen Freiheit, anspruchlos und geliebt von Allen, übte er bisher seine Schaar, die er wie Brüder behandelte, in Berlin. Am 29. April zog er mit ungefähr 600 Mann aus, wie er es sonst gewohnt war, rückte unter mancherlei Uebungen gegen Potsdam, machte plötzlich Halt und eröffnete den um ihn Versammelten seinen Plan: „Kampf gegen Frankreich! Oesterreich hat ihn eröffnet, bald werden ihn alle Deutschen aufnehmen, es bedarf nur unseres kühnen Beispiels.“ Da begrüßte ihn allgemeiner Jubel, im Glauben, alles

Volk umher erhebe sich und der König von Preußen selbst und das Heer wisse und billige den Plan.

Darauf eilten sie auf das wenig besetzte, mit beträchtlichen Schätzen versehene Wittenberg los, es durch Ueberraschung zu nehmen. Es mißglückte, ebenso der Plan, Magdeburg zu überfallen. Und dann an Allem beschränkt, schon an dem Nöthigsten Mangel leidend und in der Irre umherziehend, mußten sie sich durch Plünderung erhalten, loses Gesindel gesellte sich zu den Tapferen und überall erschollen Klagen über Ausschweifung und Gewalt. Der König Westphalens ächtete Schill als den Häuptling einer Räuberbande, und der König von Preußen forderte ihn vor das Kriegsgericht, um Napoleon's Argwohn zu beschwichtigen. Da in Verzweiflung preisgegeben und schon von Feinden überall her umzogen, schrecklich getäuscht in seiner Erwartung eines allgemeinen Aufstandes und niedergedrückt durch die Nachricht von der Flucht Dörnberg's und der Niederlage Oesterreichs und überstimmt in seinem Plane, über die Elbe zurückzukehren: vertheidigte er die kleine Festung Dömitz neun Tage lang mit Heldenmuth, schlug sich glücklich durch die zahlreichen Feinde und eilte nach Stralsund, das er nahm und schuf die wehrlose Stadt schnell zum befestigten Platze um. Hierher folgten ihm die Franzosen und stürmten die Stadt. Der furchtbarste Kampf wüthete durch die Straßen, Schill sank tödtlich verwundet, wer gefangen ward, büßte als Räuber mit dem Tode. Ihr Loos wurde bedauert, ihr Andenken lebt in der Erinnerung fort.

Größere Folgen schien die Erhebung des Fürsten von Braunschweig-Oels nach sich zu ziehen. Von Napoleon seines väterlichen Erbes beraubt und deshalb vom glühenden Hasse getrieben, stand er seit Langem mit den Unzufriedenen und den deutschen Vaterlandsfreunden in Norddeutschland in Verbindung und warb bei dem Ausbruche des österreichischen Krieges, angeblich auf Kosten des vertriebenen Kurfürsten von Hessen, Streiter in Böhmen, von ihrer Kleidung, insbesondere von dem mit einem Todtenkopf gezierten Helm, die schwarze oder die Rachelegion genannt. Die Schaar bestand aus bunter Mischung aller Waffengattungen, alle ausgezeichnet durch Todesverachtung und treue Hingebung an den Führer, welchen Oesterreich als selbständigen Fürsten und Bundesgenossen anerkannte. Nach kleinen Streifzügen in Sachsen besetzten sie Dresden, suchten sich durch Werbung zu verstärken und durch Gewalt ihren Unterhalt zu verschaffen; aber nur Wenige schlossen sich an, wegen des Ausgangs bange. Die vielen Hin- und Herzüge schreckten nur augenblicklich und brachten keine Entscheidung, während von allen Seiten die Feinde andrangen.

Unterdessen war Napoleon, unbesorgt um diese Ereignisse, unter beständigen Kämpfen an der Donau abwärts gerückt und am 13. Mai siegreich in Wien eingezogen, Willens den Feind jenseits des Stromes aufzusuchen, wozu ihm die unbesetzte Insel Lobau unterhalb Wien

den Uebergang bahnte, welche von Natur schon zum Schutze eines Heeres gegen unvermutheten Angriff gelegen, jetzt durch Kunst noch mehr befestigt wurde. Die Oesterreicher bereiteten jedoch alles, um den Uebersetzenden zurückzudrängen und zu verderben. Und ehe er noch alle seine Hauptmacht hinübergebracht, begann der Erzherzog Karl von allen Seiten her in einem großen Halbkreise den Angriff. Die beiden Endpunkte Aspern und Eßlingen, von Napoleon besetzt, waren das Hauptziel des Angriffs und der Vertheidigung, weil von ihnen Gewinn oder Verlust der ganzen Schlacht abhing. Mehr als zehnmal wurde Aspern genommen und wieder verloren, bis die Oesterreicher es zuletzt behaupteten. Die Nacht endete den unentschiedenen Kampf und furchtbar begann er am folgenden Morgen. Weit umher bebte die Erde vom Donner der Kanonen, jene beiden Dörfer lagen noch immer als Kampfpreis vor Augen, ihr Gewinn mußte für die Oesterreicher den vollständigsten Sieg und für Napoleon die entscheidende Niederlage herbeiführen, da er dann im Brennpunkte zwischen die beiden Endpunkte und vom immer enger sich schließenden Halbkreise umschlossen in den Wellen der Donau oder im wüthenden Feuerhagel seinen Untergang finden mußte. Aber wie sehr auch die Tapferkeit der Oesterreicher glänzte, wie sehr auch der Erzherzog Karl, die Pflichten des Feldherrn für den Augenblick vergessend, sich selbst mit der Fahne in den dichtesten Haufen der Kämpfenden warf und die Seinen begeisterte: Alles war vergeblich, den Marschall Massena aus Eßlingen zu vertreiben, wo jedes Haus zur Besatzung und ein stark gebauter Kornspeicher zur Festung ward. Geschlagen, aber nicht vernichtet, zogen sich die Franzosen aus der furchtbaren zweitägigen Schlacht auf die Insel zurück. Den Oesterreichern aber hob sich der Muth und von da an hofften sie auf einen vollständigen Sieg. Der Ruf dieser Schlacht verbreitete und vergrößerte sich schnell durch Deutschland, einzelne Heerhaufen drangen durch Böhmen nach Baireuth und weiter, andere fielen in Sachsen ein, und der Herzog von Braunschweig-Oels hoffte starken Zuzug, ja die allgemeine Erhebung Deutschlands; in Würtemberg bewaffnete sich schon das Landvolk. Doch schnell wurde hier jede Bewegung unterdrückt.

Napoleon ordnete auf der Insel im Stillen alles zum unvermutheten Uebergang, die Entscheidung herbeizuführen. Täuschend durch mancherlei Anstalten lenkte er auch diesmal des Feindes Aufmerksamkeit vom wahren Angriffspunkte ab und stürzte mit indessen verstärkter Kraft so plötzlich und ungestüm auf den Gegner, dessen Zuzüge durch Hemmungen mancher Art im entscheidenden Augenblicke verzögert wurden, daß er nach heftiger Anstrengung die Linie der Oesterreicher bei Wagram durchbrach, den langsam zurückweichenden Erzherzog unter beständigen Gefechten verfolgte und drängte, daß bei Znaym eine neue Schlacht nahe schien: als der Fürst Lichtenstein im Namen seines Kaisers Waffenstillstand begehrte und erhielt (12. Juli). Der Herzog von Braunschweig aber

verschmähte ihn, zu stolz ein Feldherr Oesterreichs zu heißen und die Gunst der Waffenruhe zum eigenen Besten zu verwenden. Mit dem Trotze, alles für sich gewagt zu haben, rief er seine Mannschaft, entdeckte seinen Entschluß, mitten durch Feindesland sich nach England zu retten, empfing ihren jauchzenden Zuruf, — nur Wenige verließen ihn, — dann brach er unvermuthet auf, zog durch Hessen nach Braunschweig, nahm in seiner Hauptstadt feierlich von seinen Erblanden Besitz, die er schon am nächsten Tage wieder verließ, drang an der Weser vor, erpreßte Schiffe und Matrosen, ging mit seinen Mannen, — er von Allen der Letzte — jubelnd unter Segel (7. Aug.) und rettete sich glücklich nach England.

Eben damals standen Tyroler und Vorarlberger bereit, den Krieg in die Ebene zu versetzen, als sie durch öffentliche Blätter die Nachricht vom geschlossenen Waffenstillstand erfuhren. Noch harrten sie sehnsuchtsvoll auf die Aufkündigung desselben und den Wiederbeginn des Krieges, sie harrten vergebens. Da kam Zwiespalt unter die Anführer: Die Einen wollten den Krieg fortsetzen und alle Nachbarn mit sich fortreißen, Andere riethen, der Nothwendigkeit zu weichen. Dieselbe Unentschlossenheit theilte Hofer, wollte bald den Kampf erneuern, bald sich als Graf von Tyrol Schaaren werben, bald mit den Oesterreichern das Land verlassen. Da die Gefahr immer näher kam, entwich er, irrte von Gebirg zu Gebirg, von Höhle zu Höhle, bis er endlich einen sichern Schlupfwinkel fand. Die Oesterreicher zogen ab, mehrere Kriegshäuptlinge folgten, doch Speckbacher kehrte, vom heftigen Heimweh getrieben, auf dem Wege wieder um. Dann erschienen von allen Seiten französische und bayerische Soldaten, Vorarlberg ward schnell unterworfen, aber in Tyrol begann der Kampf von Neuem, Franzosen und Bayern wurden überfallen, zurückgedrängt und Tyrol schien wieder frei. Nur wenige Tage. Der Friede war indessen (14. Oktober) in Wien geschlossen, der Kaiser von Oesterreich mußte wieder Geld und Land opfern: Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel zur Vergrößerung des Rheinbundes, Anderes kam an Rußland.

Während der Friedensunterhandlungen drängte sich zur Heerschau in Schönbrunn, welche Napoleon selbst leitete, ein Jüngling mit Namen Stapf gegen die vordersten Reihen hin, ward zurückgewiesen, dann, von Neuem in die Nähe Napoleon's vordringend, wurde er ergriffen und gestand, er habe denselben ermorden wollen. Keine Drohung konnte ihm das Geständniß einer Theilnahme Anderer erpressen, darauf ward er erschossen.

Der Kaiser Franz konnte sein Versprechen, Tyrol und Vorarlberg nie von Oesterreich zu trennen, nicht erfüllen, nur Verzeihung des Geschehenen bedingte er ihnen, fortgesetzter Kampf schien thöricht, der Erzherzog Johann selbst mahnte zur Unterwerfung, dazu forderte auch Hofer auf. Und als darauf im blinden Parteieifer, mit Lug und Trug, doch Einige den Kampf fortsetzten und auch Hofer wieder

Theil nahm, siegten die Bayern bald überall. Sie fanden nirgends mehr den früheren Widerstand, und jetzt kam das Verderben über Viele und nur Wenige retteten sich nach Oesterreich. Hofer flüchtete im strengsten Winter in eine Almhütte, ward verrathen, nach Mantua abgeführt, verurtheilt und auf sein eigenes Kommandowort „Gebt Feuer!“ erschossen.

Von nun an schien die Ruhe im bezwungenen Deutschland gesichert. Von all seinen Fürsten, die sich einander in gegenseitiger Eifersucht getäuscht und verlassen hatten, waren die Einen unter dem Namen als Freunde und Bundesgenossen Napoleon's, die Anderen als Ueberwundene, die ihre Herrschaft nur der Großmuth desselben danken sollten, ihres künftigen Looses nicht sicher, und gewitterschwer lag es über Deutschland.

Ehe noch der Friede zu Wien geschlossen war, brachte das Verhängniß dem Kirchenstaate den Untergang. Weil der Papst die Engländer nicht aus den Häfen des römischen Gebietes ausschließen und sonst sich nicht den Befehlen Napoleon's fügen wollte, ließ dieser zuerst einige Provinzen des Kirchenstaates mit Frankreich vereinigen und erklärte darauf am 17. Mai 1809 von Wien aus die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben. Das Land wurde von Franzosen besetzt, die päpstlichen Truppen entwaffnet und die Kardinäle zerstreut. Pius VIII. selbst wurde aus den innersten Gemächern seines Palastes gerissen und als Gefangener nach Frankreich abgeführt, Rom zur zweiten Stadt des französischen Reiches erklärt. Zwar sprach der Papst den Bann über den Frevler und dessen Gehülfen bei der Gewaltthat aus und die Bannbulle wurde trotz aller Vorsicht der französischen Aufpasser schnell über Italien, Frankreich und Deutschland verbreitet und erschien an den Kirchthüren angeheftet: aber Napoleon wurde davon nicht bewegt, der Sieg schien ihm überall zu folgen. Seinem Glücke fehlte nur ein Erbe, den er von seiner mit aufopfernder Liebe ihm zugethanen Gemahlin Josephine geb. Beauharnais nicht erwarten durfte. Deshalb löste er im Jan. 1810 mit ihrer Einwilligung und der Beistimmung der vornehmsten Bischöfe Frankreichs diesen Ehebund und vermählte sich, nachdem er sich vergebens um die Großfürstin Anna, die jüngste Schwester des Kaisers Alexander, beworben hatte, am 1. April mit Maria Louise, der Tochter des Kaisers Franz. Und dem Bunde entsproßte 20. März 1811 ein Sohn, dem Napoleon seinen Namen und den Titel König von Rom beilegte.

Das Jahr 1812.

Napoleon schwelgte im Genusse seines Glückes und er fühlte sich als der gewaltigste Herrscher in Europa, nur England beugte sich nicht vor ihm. Vergebens hatte er Alles aufgeboten, durch Vernichtung des überseeischen Handels mittelst dessen Ausschließung vom Festlande die englische Regierung endlich zum Frieden zu bewegen. Im Grolle über das Mißlingen dieses einen Planes, erklärte er im Dez. 1810 die Vereinigung der Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbe-Mündungen mit Frankreich, damit kein englisches Schiff mehr an den nördlichen Küsten Deutschlands landen könne. Den durch solche Verfügung beschädigten Fürsten versprach er zwar Entschädigung, sie warteten aber vergebens auf dieselbe. Holland, die Hansestädte, Lauenburg und einige andere Gebiete, verloren die bisher scheinbar noch behauptete Selbständigkeit, am meisten beschädigt wurden die Herzoge von Oldenburg und Ahremberg. Bei der nahen Verwandtschaft des oldenburgischen Hauses mit dem Kaiser von Rußland gerieth Napoleon nothwendig in offenen Zwist mit Alexander, dazu kam, daß dieser die gegen Englands Handel ergriffenen Maßregeln Napoleon's nicht streng durchführte, sondern allmälig den Erzeugnissen der Kolonien seine Häfen öffnete und dagegen die Einfuhr von französischen Waaren verbot, mit welchen Rußland überschwemmt wurde. Darüber beschwerte sich Napoleon und es begann eine Reihe von Schriften und Gegenschriften zwischen den beiden Kaisern und der Zwist wurde bald offenkundig. Schon bewarb sich Alexander um Schwedens Beistand für den Fall eines Krieges. Dort hatte der alternde kinderlose König Karl XIII. im Jahre 1810 den Bernadotte, französischen Marschall und Verwandten Napoleon's und trefflichen Feldherrn, an Kindesstatt angenommen, und derselbe schloß als Kronprinz insgeheim mit Rußland ein Bündniß und erhielt dagegen die Versicherung, daß Norwegen nach der glücklichen Beendigung des Krieges solle mit Schweden vereinigt werden. Schon im Jahre 1811 deuteten alle Anzeichen auf den nahen Bruch. Noch unterhandelte man, während beide Kaiser sich zum entscheidenden Kampfe rüsteten.

Alexander entbot die Stämme aller Nationen aus seinen entferntesten Reichen zum Zuzuge, Napoleon zog die Heerschaaren von allen seinen Verbündeten zusammen, um sie gegen Rußland zu führen. Preußen, preisgegeben der furchtbaren Menschenmasse, die sich heranwälzte, und gedrängt von dem argwöhnischen Napoleon, schloß mit ihm (24. Febr. 1812) ein Bündniß, versprach mit ihm gegen Rußland zu wirken und die Engländer abzuhalten und zur Abtragung der noch rückständigen Kriegssummen für die heranziehenden Heere so viel nur möglich zu sorgen. Auch Oesterreich mußte

sich dem großen Vereine anschließen (14. März), da keine andere Wahl blieb, als für oder gegen Napoleon auszuziehen und das Letztere die größte Gefahr brachte. In Dresden (Mai 1812) versammelte Napoleon beinahe alle die verbündeten Fürsten um sich, welche in Mitten seiner hochmüthigen Marschälle und Generäle erschienen, die ihren Kaiser prunkvoll umgaben. Vergebens warnten damals treu Gesinnte, man könne nicht zwei Kriege zu gleicher Zeit führen, zumal nicht in so weit auseinander liegenden Reichen, in Spanien, das noch im vollen Aufstand gegen ihn anstürme, und im unwirthlichen Rußland. Der Krieg wurde beschlossen, der Zug geordnet und alsobald erfüllten in einer langen Reihe die Heerschaaren, aus verschiedenen Gegenden heranziehend und einander drängend, alle Hauptstraßen Preußens und wendeten sich gegen Rußland, für welches gegen eine solche Macht kein Widerstand, keine Rettung möglich schien.

Zweihundert Tausend Franzosen, dazu Spanier und Portugiesen, Schaaren aus allen Völkerschaften Italiens und Deutschlands, aus der Schweiz und Holland, Polen, Böhmen und Ungarn, zusammen über Vierhundertachtzig Tausend zu Fuß und siebenzig Tausend zu Pferd wälzten sich Verderben drohend gegen Rußland, dessen Schaaren sich noch innerhalb ihres Reiches sammelten, und wenig Anstalten trafen, den Feind schon an den Grenzen aufzuhalten. Am 24. Juni überschritt Napoleon den Niemen und zog, nicht ernstlich gehemmt auf seinem Zuge, in gewaltiger Eile, als wolle er in einem Feldzuge das ungeheuere Rußland stürzen, immer vorwärts drängend, den stets zurückweichenden Russen nach. Und er sah sie endlich Abends in ausgedehnter Reihe vor sich aufgestellt und rief seinen Generälen freudig zu: Morgen schlagen wir sie, sie halten Stand! Aber wenn der Morgen anbrach, war der Feind verschwunden und vergebens eilte er in ungeduldiger Hast ihm nach. Erst bei Smolensk harrten die Russen seiner, da kam es endlich zur Schlacht. Nach langem hartnäckigem Kampfe überließen ihm die Russen das Schlachtfeld und wendeten sich zurück. Am 18. August zog Napoleon in die öden Mauern der Festung ein, denn das Feuer hatte furchtbar gewüthet, und ohne seinen ermüdeten Schaaren Ruhe zur Erholung zu gönnen, stürmte er unaufhaltsam weiter, unbekümmert um die vielen Tausende, die auf dem Wege erlagen, vorwärts gegen Moskau, die Hauptstadt der alten Zaren, um nach seiner Gewohnheit dort das Schicksal des russischen Reiches nach dem Falle seiner ersten Stadt zu entscheiden und Frieden zu erzwingen oder doch sein Heer in den reichen Winterlagern zu versorgen und mit dem kommenden Frühjahre die Eroberung des Reiches zu vollenden.

Ohne die gewöhnliche Vorsicht zu üben und ohne seine Seiten zu decken — auf dem äußersten rechten Flügel seiner ungeheueren Armee zogen die Oesterreicher als eigene, selbständige Hülfsschaar, und auf dem linken Flügel die Preußen, beide in zweideutiger Treue,

selbst ohne für die nöthige Zufuhr zu sorgen — der Zuzug der Thiere und des Mehles konnte nicht schnell genug folgen — eilte er im Gewaltsturm dahin, während Freunde und Feinde die Gegend umher verwüsteten. Hinter den beiden Heeren — den Russen und Franzosen — lag eine furchtbare Oede auf dem Lande, um so mehr eilte Napoleon nach Moskau und langte endlich vor dessen Mauern an. Zu seinem Erstaunen und Unwillen stellte sich sogar hier der Feind nicht, um seine heilige Stadt zu schirmen und zu retten, keine Huldigung brachte dem Sieger die Schlüssel derselben entgegen und unter dem Ausruf: Die Barbaren wissen sich nicht einmal zu ergeben! zog er mit banger Ahnung in die Stadt ein und fand sie wie todt und ausgestorben. Alle die reichsten Geschlechter und die Bürger hatten sich geflüchtet und den größten Theil ihres Vermögens den fremden Eindringlingen preisgegeben, nur der niedrigste Pöbel war zurückgeblieben und durchstreifte in Schaaren, zu welchen sich die losgelassenen Verbrecher aus den Gefängnissen gesellten, die ungeheuere Stadt. Napoleon nahm Besitz von dem Kreml, dem alten Palast der Zaren und überblickte gedankenvoll die öde Stadt: da flammte es auf in den fernsten Theilen, jetzt hier, bald darauf an einer anderen Stelle, an mehreren zugleich. Die noch übrigen Einwohner dachten an keine Rettung, die Franzosen erst langsam, widerwillig, bald zu spät, als ein ganzes Flammenmeer über die Stadt hinwogte und Alles zu vernichten drohte und jede Rettung unmöglich machte. Vergebens war jetzt das Gebot des Gewaltigen, das entfesselte Element gehorchte keinem Befehle. Furchtbar mischte sich das Geheul des herumstreifenden, plündernden und Brand schürenden Pöbels in das Geschrei der betrunkenen Franzosen, welche die letzte Beute zu erhaschen trachteten, und in das Wimmern der von stürzenden Balken und Mauern Verwundeten, deren Hülfeschrei die sprudelnden Flammen verschlangen. Da erstarrte der kühne Gedankenflug Napoleon's wie gelähmt, er zauderte und wußte nicht zu wählen, dann wie von einem Blitzstrahl erleuchtet, wollte er nach Petersburg mit dem noch marschfähigen Heere vordringen und, wenn Alles verloren, doch mit den geretteten Schaaren zur See nach Frankreich entkommen. Aber seine Generäle widersprachen, Tage und Wochen gingen in eitler Berathung dahin. Dann machte er selbst Friedensanträge: der Feldzug möge nun enden! Aber hingehalten durch schlaue Unterhandlung erhielt er endlich die Antwort: Der Feldzug beginne jetzt erst. Darauf entschloß er sich, auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzukehren, um noch vor dem Einbruche des Winters schützende, sichere Lager zu beziehen.

Aber kaum war er aus Moskau's Thoren, sah er sich von den russischen, leichten Schaaren umschwärmt und angegriffen und in seinem Zuge gehemmt, jetzt galt es nur noch das Leben zu retten. Mühsam schleppten sich seine Heerhaufen im ungeheueren Zuge auf

denselben Straßen dahin, welche sie vor wenigen Wochen im Siegesgefühl durcheilt und als Wüsten hinter sich gelassen hatten. Schon fielen Menschen und Thiere vor Ermattung und Hunger, und zu diesen Unfällen brach der Winter mit seinen Schrecken, früher als gewöhnlich (6. Nov.) und mit furchtbarer Strenge auf die Unglücklichen ein, so daß die Erde borst und die Vögel todt aus der Luft fielen. Wie ein grauenerregender Leichenzug, maschinenartig, ohne irgend einen Laut, bewegte sich die Masse dahin, ohne Theilnahme fiel der Nebenmann, und unbewegt schritten die Folgenden über ihn weg, wer nur auf Augenblicke ruhte, stand erstarrt. Die sich vorwärts bewegten, schoben und drängten einander unwillkürlich, Haar und Bart, selbst die Augenbrauen waren gefroren, kein Blick rückwärts oder seitwärts, nur vorwärts, vorwärts! Kam dann die Nacht, da winkte nirgends Obdach, nirgends Nahrung und Labsal. Am Morgen waren sie zu Hunderten und Tausenden liegend oder stehend, in Reihe und Gliedern erstarrt; wer glücklich eine Scheune erreichte und Feuer fand, lagerte sich todtmüde an demselben, schob sich vor innerer Kälte in dasselbe und verbrannte, die Nachfolgenden setzten sich ungerührt auf die Leichname, wärmten sich und sanken ermattet in die Flammen und machten neuen Opfern Platz. Mit jedem Tage wurde das Verderben schauerlicher, keine Ruhe und Nahrung in Smolensk, keine Hülfe durch die herangezogenen Verstärkungen. Aber noch schien Hoffnung, einen Theil des Heeres zu retten, wenn es gelang, den Uebergang über die Beresina vor der Russen Ankunft zu vollenden. Dahin drängten nun Alle, die letzte Lebenskraft aufbietend, und Napoleon that damals Alles was er konnte, um zu retten. In größter Eile wurden Brücken geschlagen, darüber hin fluteten (26.—28. Nov.) im Ungestüme der Flucht die Massen, jeder nur an seine Rettung denkend, doch ward die Ordnung erhalten, bis das Gerücht und darauf die wirkliche Nähe des Feindes alle Bande des Gehorsams zerriß und die Flucht zur entsetzlichsten, gräulichsten Niederlage machte. Alles stürmte nun auf die Brücken, drängte, riß, zerschmetterte, ward gestoßen, heulte und jammerte, bat und fluchte. Im furchtbaren Menschengewühle überrannte der Starke den Schwachen, der Gesunde den Kranken. Dann brachen rechts und links vom Andrang die Geländer und die Aeußersten stürzten in den reißenden Strom. Mitten auf die Brücken hinein rollten die noch geretteten Kanonen und zerdrückten Alles unter sich; wer schwimmend Rettung suchte, sank erstarrt, von den Eisschollen zerstoßen und geschunden und von anklammernden Freunden beschwert, unrettbar in die Tiefe. Von da an allgemeine Auflösung! Die Geretteten suchten Wilna zu erreichen; um den Rückzug zu decken, rückten zehn Tausend Mann aus dieser Stadt, meistentheils Deutsche, ausgeruht, wohlgekleidet und genährt, aber schon nach vier Tagen waren sie ohne Kampf blos durch der Kälte Gewalt bis auf drei Tausend geschmolzen, und als zwei Tage später

die Leibwachschaaren des Königs von Neapel auszogen, kehrte schon nach wenigen Stunden der dritte Theil halberfroren zurück.

So furchtbar war das Gericht des Herrn, daß kein Mensch sich rühmen möge, den Gewaltigen besiegt zu haben, als nur Er. Nachdem in Rußland Alles unrettbar verloren war, eilte Napoleon vermummt, unerkannt in einem Schlitten nach Paris, wohin er die Kunde von seiner Niederlage schon vorausgeschickt hatte. Noch vor dem Ausgang des Jahres 1812 war Rußland vom Feinde frei. Ueber zweihundertfünfzig Tausend Leichname wurden dort bestattet, über Hunderttausend mit neunhundert Kanonen wurden des Siegers Beute. Die Heldenschaaren, mit deren Hülfe Napoleon seine Herrschaft erkämpft, vergrößert und bis dahin behauptet hatte, lagen auf den fernen Eisfeldern, die Soldatenherrschaft war vernichtet und ein neues Geschlecht erhob sich.

Ueber den furchtbaren Wechsel der Geschicke war anfangs dumpfes Erstaunen, darauf allgemeines Klagen durch alle Gauen, Städte und Dörfer Deutschlands, um die gefallenen, theueren Opfer, dann allgemeiner Ausbruch der Begeisterung, das Joch des Gewaltherrschers zu brechen. Die Sache der Fürsten, Edlen, Priester und des Volkes war Eines geworden. Zuerst erhob sich nach der Lage der Dinge und der Gegend Preußen, welches in diesem letzten Kriege durch Lieferungen aller Art und durch den Uebermuth der vorrückenden Franzosen am Meisten gedrückt und erbittert war und jetzt das Elend der früher so stolzen Ueberwinder in seiner ganzen Fülle schaute. Die Kunde von der entsetzlichen Niederlage ergriff alle Stände mit froher Ahnung der baldigen Befreiung, alles Gefühl der Menschlichkeit gegen die Erbarmungswürdigen schien zu erlöschen: sie waren die bis auf den letzten Augenblick gehaßten Feinde. Zwar der Gefürchtete selbst war entkommen und noch viele Festungen im Lande in seiner Gewalt, aber bei der Annäherung der Russen schwand alle weitere Bedenklichkeit, überall begrüßte man sie als die sehnsuchtsvoll erwarteten Freunde.

Noch am letzten Tage des Jahres 1812 schloß der General York, welcher das preußische Hülfsheer führte, zu Tauroggen eine Uebereinkunft mit dem russischen Feldherrn und trennte seine Heeresabtheilung von den Franzosen. Dieses kühne Unternehmen veranlaßte durch ganz Preußen eine allgemeine Bewegung, weil aber die Franzosen noch in Uebermacht im Lande standen, konnte und durfte der König, um nicht sein Volk und sich der Rache Napoleon's preiszugeben, jene Uebereinkunft nicht öffentlich anerkennen. Doch dem Kaiser Alexander ließ er mittheilen, er sei bereit, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm gegen Frankreich abzuschließen, wenn das russische Heer unverzüglich die Weichsel überschreite und bis gegen die Oder vorgehe. Napoleon war über die Nachricht von York's That anfangs erschrocken, ließ sich aber durch Versicherung, insbesondere des Ministers Hardenberg, täuschen, als halte Preußen noch an dem

französischen Bündnisse fest, ja er glaubte, wie er prahlte, sich noch für mächtig genug, um gegen Preußen und ganz Deutschland sich zu behaupten, wenn sie sich gegen ihn erklärten.

Der Entscheidungs-Kampf.

Das verhängnißvolle Jahr 1813 brach an unter allgemeiner Gährung, voll Sorgen und Hoffnungen. Als aber der König von Preußen am 22. Jan. erklärte, er werde Berlin eine Zeit lang verlassen und in Breslau sich aufhalten, und als die, durch Napoleon's Argwohn von seiner Seite entfernten edlen Männer: Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und Knesebeck ihn wieder umgaben, da errieth schon Jedermann die nahe Veränderung der bisherigen Verhältnisse, und Niemand täuschte sich, als er am Anfang des Februar den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger erließ und jede bisher übliche Ausnahme vom Kriegsdienste aufhob. Am 12. Februar ließ er durch einen Armeebefehl die Anerkennung der York'schen Uebereinkunft mit den Russen bekannt machen. Diese waren allmälig bis an die Grenze vorgedrungen, nachdem auch sie durch die Strenge des Winters in der Verfolgung der Franzosen gehemmt waren. Am 28. Februar wurde zwischen Friedrich Wilhelm und Alexander der Bund zu Schutz und Trutz geschlossen: Preußen wieder herzustellen und England und Oesterreich zum Beitritt einzuladen. Der Feldherr Kutusow erklärte, sein Kaiser ziehe mit Preußen verbündet heran, um den unterdrückten Völkern Europas die unvergänglichen Güter wieder zu geben, welche ihnen Gewalt und Unrecht entrissen, und er wolle vor Allem Deutschlands Unabhängigkeit wieder herstellen helfen.

Am 12. März zogen die verbündeten Herrscher unter dem Jubel des Volkes in Breslau ein, am zweiten Tage darauf befahl der König von Preußen allgemeine Volksbewaffnung — die Landwehr — und erließ einen Aufruf an sein Volk. Er schilderte, wie die Franzosen Unrecht, Gewaltthat und Schmach auf Schmach über Preußen gehäuft, wie die Jahre des Friedens verderblicher geworden, als die des Krieges. Jetzt sei der Augenblick gekommen, Preußens alten Ruhm zu erneuern und Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft zu retten. Und darauf erhoben sich in Begeisterung beinahe alle die norddeutschen Völker, was zwar bei Manchen Bedenken erregte, da alle anderen Gesetze für den Augenblick schwiegen und nur das Kriegsrecht gelten sollte. Männer in Amt und Würden, Jünglinge auf den hohen Schulen, ergriffen das Schwert und rüsteten sich selbst aus, die Mutter segnete den Sohn, die Braut den Bräutigam, voll hohen Vertrauens zum Kampfe.

Die Bürger, niedergedrückt durch die Leiden so vieler Jahre, erhoben sich und opferten das Letzte, was der Feind ihnen gelassen, zu dessen Vertreibung. In den Schulen und auf den Kanzeln ertönte der Ruf zum Kampfe für das Vaterland und was kein Gebot je bewirkt hatte, das that die Begeisterung: es war in Allen Ein Herz, Ein Gefühl und plötzlich stand ein Heer von mehr als hundert Tausend Mann zum Schlagen bereit, während die Landwehr sich mit rastlosem Eifer bildete. Das Eiserne Kreuz ward der Preis der Tapferkeit für den Einzelnen, das Panier für Alle in dem heiligen Kriege, den das Volk für seine Freiheit kämpfte. Flugschriften und die Lieder begeisterter Dichter: Körner's, Arndt's und Schenkendorf's und Anderer nährten die heilige Flamme.

Schon am 4. März waren die Franzosen aus Berlin zurückgewichen und die Russen eingezogen; von hier wendete sich der General Tettenborn gegen Hamburg, wo sich das Volk erhoben hatte, aber durch die furchtbare Grausamkeit der französischen Besatzung wieder niedergedrückt, nur der Annäherung der Russen harrte, um sich von Neuem gegen seine Peiniger zu erheben. Und als die Russen erschienen, wurden die Franzosen schnell verdrängt und die alte Verfassung in der Stadt wieder hergestellt, auch Mecklenburg wurde frei und seine Fürsten sagten sich als die ersten vom Rheinbunde los.

Napoleon hatte indessen sich zum neuen Kriege mit aller Kraftanstrengung gerüstet, er erkannte, es gelte diesmal nicht einen gewöhnlichen Kampf, nicht blos Heer gegen Heer, sondern er habe ein ganzes geeinigtes Volk vor sich, welches zu siegen oder zu sterben entschlossen war. In unglaublicher Schnelle und Thätigkeit waffnete und übte er sein neugeschaffenes, zahlreiches Heer, der demüthige Senat in Paris hatte ihm die Aushebung von zweihundertfünfzig Tausend Mann — mehr als Napoleon selbst wollte, — gewährt, und so drang er verstärkt mit den zusammengerafften Truppen des Rheinbundes nach wohl überlegtem Plane vor, alle seine alten Künste aufbietend. Die Elbe schied in ihrem Laufe, von ihrer Mündung bis nach Böhmen hin, die Gegner, obgleich drei preußische Festungen jenseits des Stromes, und Danzig, das die Russen schon belagerten, noch immer in der Gewalt der Franzosen waren. Die verbündeten Russen und Preußen hatten Dresden schon besetzt und waren bis Leipzig vorgedrungen, und es ward nun Deutschland wieder wie schon so oft und insbesondere Sachsen das Wahlfeld für den großen entscheidenden Kampf, in welchem zu siegen die Gegner Alles aufboten. Der König von Sachsen wurde zum Beitritte aufgefordert, weil aber noch keine Schlacht gegen Napoleon geschlagen und gewonnen war und der König mit seinem Volke die Rache des damals noch Mächtigen fürchtete, auch die Theilnahme Oesterreichs noch zweifelhaft war, begab er sich nach Regensburg.

Mit dem Mai begann der große Entscheidungskampf. Durch klug berechnete, wohl geleitete Zuzüge und das Eintreffen seiner

Heersäulen zur rechten Zeit am bestimmten Orte drang Napoleon vorwärts, suchte die Verbündeten zu umgehen, zu trennen, einzeln zu schlagen. Bei Großgörschen trafen sich die einander feindlichen Heerschaaren mit furchtbarer Gewalt, 2. Mai. Vor der überlegenen Menge des Feindes wichen die Verbündeten in guter Ordnung über die Elbe zurück. Napoleon sah seine Gegner weichen, aber nicht in Flucht zerstreut und zog triumphirend mit dem herbei gerufenen Könige von Sachsen in Dresden ein und folgte dann den Gegnern über die Elbe, welche ihn bei Bautzen (21. Mai) erwarteten. Zwei Tage lang dauerte die Schlacht und ward nicht entschieden, nur abgebrochen, obgleich Napoleon wieder gesiegt hatte. Blücher und Barklay de Tolly, die Oberfeldherren der Verbündeten, wichen nur langsam vor den verfolgenden Franzosen zurück, Blücher selbst legte Hinterhalt, stärkte und erhöhte durch einige glückliche Kleingefechte und durch das Einbringen von Gefangenen den Muth der Seinen, dann wendete er sich gegen Schlesien, ihm nach folgte Napoleon. Aber die Erschöpfung Beider und die Hoffnung, sich zu stärken und Bundesgenossen zu gewinnen, verursachte, daß man gegenseitig Waffenstillstand bot und annahm, der vom 4. Juni bis 26. Juli dauern sollte.

Unterdessen war Bernadotte, Schwedens Kronprinz, in Pommern gelandet (18. Mai), die Unterhandlungen mit Dänemark schienen für die Verbündeten günstig, dasselbe war bereit, sich ihnen anzuschließen und Hamburg und Lübeck zu besetzen; aber die geforderte Abtretung Norwegens an Schweden vereitelte den Anschluß: Rußland und Preußen erwarteten von Bernadotte eine schnelle und günstige Wendung des Krieges, wofür ihm vorhinein Norwegen als Preis bestimmt war, Dänemark aber trat zu Napoleon über. Die Franzosen drangen darauf gegen Hamburg, die Russen, zum Widerstande zu schwach, verließen die Stadt, welche am 30. Mai Davoust besetzte und die Einwohner für ihre kühne Erhebung furchtbar büßen ließ. Die Stadt ward in Eile mittels grausamer Gewaltanwendung zur Festung umgeschaffen, die ganze Umgegend verwüstet, das Vermögen der Einwohner der Habsucht und Raubgier der Soldaten preisgegeben und endlich auch die Bank geplündert.

Während von beiden Seiten Alles zur Fortsetzung des Kampfes bereitet wurde, bot Oesterreich seine Vermittelung zum Frieden an und der Kaiser Franz begab sich in dieser Absicht selbst nach Böhmen. Der Tag zur Unterhandlung wurde festgesetzt, durch die Zögerung Napoleon's hinausgeschoben, während dessen Rußland, Oesterreich und Preußen durch Abgesandte in tiefstem Geheimniß zu Reichenbach sich verständigten und den Bund, wenn auch noch nicht förmlich, abschlossen. Damals suchten einige Vaterland liebende Männer auch schon den Hof von München zu gewinnen, da man den allgemeinen Haß der Bayern gegen die Franzosen kannte.

Die Unterhandlungen begannen endlich in Prag, von keiner Seite jedoch mit ernstlichem Willen. Napoleon hoffte Oesterreich

für sich zu gewinnen, indem er Schlesien bot, denn für Preußen stehe jetzt nach dessen Abfall die gänzliche Auflösung bevor. Aber Metternich, der schlaue Unterhändler Oesterreichs, ließ sich nicht täuschen, und die ausweichenden Antworten Napoleon's verriethen deutlich, er wolle nur Zeit gewinnen und seine Oberherrschaft über Deutschland nicht aufgeben. Da kündeten Rußland und Preußen am 10. August den Waffenstillstand auf und zwei Tage darauf erklärte der Kaiser Franz: Weil denn alle Hoffnung dahin, durch Unterhandlung einen gerechten und billigen Frieden zu erlangen, wie ihn die Sicherheit Europas verlange, so bleibe ihm nichts übrig, als ihn mit den Waffen zu erkämpfen. Zugleich erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich.

Während dessen hatten die Verbündeten zur Ausrüstung und Stärkung ihrer Heere den Waffenstillstand auf's Trefflichste benutzt, Napoleon aber war in seinen Entschlüssen unsicher, selbst seiner alten Bundesgenossen nicht mehr gewiß und konnte keinen festen Plan wie sonst entwerfen und verfolgen. In Preußen herrschte eine beispiellose Thätigkeit, die Landwehr verstärkte sich tagtäglich, der Landsturm waffnete sich so viel nur möglich als die letzte entscheidende Nothwehr. England sandte Geld, Waffen und Kleidung, und die drei hohen Verbündeten persönlich in Mitten der Heere schienen wie Brüder in Eintracht und Liebe vereinigt. Es war nur Ein Heer, und Ein Gedanke beseelte Alle.

Der Kampf der Entscheidung begann. Auf allen Heerstraßen gegen die Elbe zu drängten sich die französischen Schaaren an drei Mal hunderttausend Mann, nicht weniger stellten ihm die Verbündeten entgegen. Die Gegenwart der Herrscher belebte alle Unternehmungen der Anführer des vereinigten großen Heeres: Schwarzenberg, Blücher und Barklay de Tolly leiteten miteinander ohne gegenseitige Eifersucht mit edlem Wetteifer die ausgedehnten Bewegungen. Vom Nordmeer bis nach Italien war eine einzige große Schlachtlinie, während zugleich in Spanien der Kampf gegen die Franzosen besonders seit der Landung der Engländer unter Wellington mit noch größerem Eifer und Erfolg, unterstützt von der deutschen Legion, fortdauerte. Beinahe kein Tag verging ohne Gefecht, schon suchte man den Feind mit seinen eigenen oft gelungenen Künsten zu täuschen und zu verwirren. Die Franzosen, welche im Norden plötzlich im Rücken der Verbündeten auf Berlin losgehen sollten, wurden bei Groß-Beeren (23. Aug.) von dem Kronprinzen Bernadotte und am 6. September bei Dennewitz von demselben und von Bülow geschlagen und der kühn ausgedachte Plan vereitelt. Während Napoleon in der Verfolgung einer Heeresabtheilung sich nach der Lausitz verlocken ließ, ward ein Angriff auf Dresden unternommen, der jedoch wegen des späten Eintreffens einzelner Schaaren auf den schlechten Wegen und durch die schnelle Rückkehr Napoleon's mißlang. Die Verbündeten wichen unter fortwährenden Kämpfen zurück

und es fiel damals auf dem Rückzuge der aus früheren Kriegen berühmte französische General Moreau, der von Napoleon's Haß nach Amerika vertrieben und erst vor Kurzem, zu dessen Bekämpfung von den Verbündeten eingeladen, über das Meer gekommen war. Napoleon aber erlitt einen großen Verlust, indem sein General Vandamme, um den Rückzug der Verbündeten abzuschneiden, allzu kühn vordringend, durch Kleist bei Kulm und Nollendorf heftig angegriffen wurde. Nach harter Gegenwehr wurden seine Schaaren zerstreut und er selbst mit den Meisten der Seinen (29. und 30. Aug.) gefangen. Dieser Sieg überraschte um so freudiger, weil er auf dem Rückzuge und im Augenblicke der höchsten Gefahr errungen ward.

Blücher rückte mit seinem gestärkten schlesischen Heere nach kurzer Rast wieder vorwärts und stürzte 26. August auf den Marschall Makdonald, von dessen Schaaren achtzehntausend gefangen, die andern zerstreut und das ganze Heer vernichtet wurde. Dies war der erste vollkommene Sieg, den die Verbündeten errangen und freudig gerührt bekannten: Der Herr sei mit ihnen gewesen! Zu der Begeisterung für die Freiheit entzündete sich auch, wie dies in Zeiten großer Noth und Drangsale beinahe immer zu geschehen pflegt, jener fromme Sinn wieder, der den Deutschen so eigen war, ehe die französische Modesucht und Leichtfertigkeit die höheren und mittleren Stände ergriffen hatte.

Von nun an folgten die Bewegungen der Heere nach einem einheitlichen Plane rasch und zuversichtlich und immer enger schloß sich der enge Halbkreis der Verbündeten um Dresden her, wo Napoleon noch immer im unbegreiflichen Eigensinn wie festgebannt blieb, schwankend und zaudernd, jetzt mit aller Macht bald nach Böhmen, bald nach Berlin durchzubrechen und zu umgehen suchte; weder das Eine noch das Andere gelang ihm. Schon schwärmten in seinem Rücken die leichten Kosakenschaaren, Czernischef wendete sich gegen Kassel und nahm es (30. September), Hieronymus war entwichen und dieses von Napoleon geschaffene Königreich löste sich auf. Während die großen Heere ihre Bewegungen ausführten, dauerte der kleine Krieg fort, der den Franzosen bald einzelne Schaaren, bald ihre Zufuhr von Lebensmitteln und Gepäck kostete und sonst ihnen großen Schaden zufügte. Schon traten viele Sachsen zu dem Heere der Verbündeten über, nur der König, in Napoleon's Nähe festgehalten, konnte nicht folgen. Immer näher rückte die Entscheidung und Napoleon verließ 7. Oktober das mit Kranken angefüllte und ausgehungerte Dresden und wendete sich, vergebens bemüht, die Gegner zu entzweien und einzeln zu überfallen, nach Leipzig, seinem Schicksale in der Entscheidungsschlacht entgegen. Das Gefecht am ersten Tage, 16. Oktober, blieb unentschieden, denn obgleich Napoleon die Wachauer Höhen nahm und die Verbündeten zurückdrängte und in der Stadt schon durch Glockengeläute seinen Sieg verkünden ließ, siegte Blücher bei Möckern. Und

während Napoleon den folgenden Tag mit Unterhandlungen verlor, welche seine Schwäche deutlich bekundeten, geschah am Abend die Vereinigung der Heere der Verbündeten, welche, wie durch wunderbare Begünstigung des Himmels und durch den Eifer und die Einigkeit der obersten Anführer, auf dem Einen Entscheidungspunkte im wichtigsten Augenblicke gelang.

Darauf geschah am 18. Oktober von allen Seiten der furchtbare Angriff auf Napoleon's Heer und brachte nach neunstündigem heldenmüthigen Kampfe die Entscheidung: Die Franzosen wichen am Abend bis an die Thore von Leipzig zurück, die sächsischen Truppen gingen zu den Verbündeten über, während der Nacht schickte Napoleon einen Theil des Gepäckes seines noch übrigen Heeres nach Thüringen und floh, als am 19. Oktober der Sturm auf die Stadt begann. Der König von Sachsen, eingeladen, ihm zu folgen, blieb jedoch, dem Edelmuthe der hohen Sieger vertrauend, welche seine bisherige Lage zu würdigen wissen würden. Leipzig fiel, im Sturm genommen. Der König wurde als Gefangener behandelt und mußte Sachsen, das unter die Verwaltung der Verbündeten kam, verlassen.

Deutschlands Sieg.

Das deutsche Heer verfolgte unaufhaltsam die Franzosen, welche von allen Seiten gedrängt, selbst von den erbitterten Landbewohnern angegriffen und durch die lange übermäßige Anstrengung erschöpft, zu Hunderten dahin sanken; die schmale Bahn ihrer eiligen Flucht war mit Kranken und Verhungernden furchtbar bezeichnet. Ehe sie noch den Rhein erreichten, erwartete sie bei Hanau ein neuer unvermutheter Widerstand. Maximilian von Bayern hatte schon am 8. Oktober durch den Vertrag zu Ried sich mit Oesterreich verbündet und Wrede, der Oberanführer des nun vereinigten bayerischen und österreichischen Heeres, war sogleich nach dem geschlossenen Vertrage im eiligen Zuge nach Franken aufgebrochen, nahm Würzburg und ordnete bei Hanau sein Heer in fester Stellung, in der Hoffnung, hier die flüchtigen französischen Schaaren zu vernichten, wenn sie, von den Siegern bei Leipzig verfolgt, ankämen. Aber auch die Heere der Verbündeten waren erschöpft von der dreitägigen Schlacht und folgten den Fliehenden nicht auf dem Fuße, und Napoleon warf sich mit Ungestüm auf die vereinigten Bayern und Oesterreicher, durchbrach nach hartem Kampfe ihre Reihen und eilte, die geretteten Trümmer seines großen Heeres — in Allem etwa noch siebenzigtausend Mann — in der Festung Mainz zu bergen. Die Vorfeste Kassel aber fiel schon am 9. November in die Hände der nachdrängenden Verbündeten.

Mit dem Austritte Bayerns löste sich der Rheinbund, Würtemberg, Baden und die übrigen Fürsten folgten alsobald und innerhalb vier Wochen hatten Alle dem erzwungenen Vereine entsagt, die vertriebenen Fürsten kehrten unter dem Jubel ihres Volkes zurück; nur der König von Sachsen war über sein Loos noch ungewiß. Der Großherzog Erzbischof Dalberg hatte nach der Schlacht bei Leipzig sein Land verlassen, sich nach Konstanz gewendet und seinen Botschafter in das Lager der Verbündeten gesendet. Als man weder diesen annehmen, noch ihn selbst anerkennen wollte, legte er seine weltlichen Würden nieder und lebte fortan als Bischof in stiller Zurückgezogenheit und ächt christlicher Wirksamkeit bis zu seinem Tode 1817.

Am Rhein ruhte der Krieg, dauerte aber im Norden gegen Dänemark und gegen die in Preußen von den Franzosen noch besetzten Städte und Festungen fort, bis sie eine nach der anderen, aller Hoffnung auf Entsetzung beraubt, in die Hände der Verbündeten fielen. Der Siegeszug der deutschen Heere drängte indessen gegen Holland hin und alsobald verbreitete sich der Aufstand gegen die französische Gewaltherrschaft über das ganze Land, die Franzosen wurden vertrieben und Abgeordnete riefen Oranien zurück.

In Deutschland glühte die allgemeine Begeisterung zur Wiederherstellung der völligen Unabhängigkeit fort und ebenso allgemein war der Glaube, der Sieg sei nicht vollständig, so lange der schlaue gefürchtete Korse in Frankreich herrsche und von dorther mit allen Künsten der Täuschung und Verführung die Fürsten Deutschlands wieder entzweien und dadurch die Freiheit gefährden könne. Deshalb müsse man den Löwen in seiner eigenen Höhle aufsuchen und beschränken, oder noch besser, ihn ganz unschädlich machen, vertreiben und das rechtmäßige Königsgeschlecht zurückrufen. So riethen erfahrene Staatsmänner, dies riethen die öffentlichen Blätter in gründlicher, kühner Ausführung, am Kräftigsten und Nachhaltigsten das von dem feurigen redegewaltigen Görres herausgegebene Blatt, der „Deutsche Merkur“. Und fort und fort erscholl der Ruf: Nach Frankreich über den Rhein hinein! und es eilten von allen Seiten die Freiwilligen herbei, um die Heere neu zu bilden und den Verlust zu ersetzen. Noch glaubten die Fürsten die allgemeine Erregung durch Aufmunterung und Versprechen mancher Art beleben und stärken zu müssen. In öffentlichen Aufrufungen pries man die deutsche Eintracht und Einheit, sie müsse man anstreben, erkämpfen, freie Verfassungen wurden versprochen, um Fürsten und Volk einander zu nähern und zu beglücken. Nur Oesterreich stimmte in diese Forderungen nicht ein, die Regierung strebte auf alle Weise, die alten Zustände im Inneren zu erhalten, während in ganz Deutschland neue und bessere Einrichtungen sich geltend machten; selbst die vom Kaiser Joseph II. angeordneten Einrichtungen verkümmerten allmälig oder wurden als staatsgefährlich beseitigt, zumal den Geist-

lichen galt die kirchliche Gesetzgebung des Kaisers als revolutionär und die Herstellung der alten Zustände als Gewissenssache. Alle Aufmerksamkeit der Regierung richtete sich auf das Kriegswesen und darin geschah manches zur Heranbildung eines tüchtigen Heeres, das Polizeiwesen aber gedieh zu einer Vortrefflichkeit, die zum Sprichwort wurde. Der Minister Thugut waltete mit einer beinahe unbeschränkten Vollmacht und hinderte im Glauben, die Gedankenfreiheit in Frankreich habe all das nachfolgende Unheil über Europa heraufbeschworen, jede freie Entwickelung des Geistes. Selbstdenken und Forschen, besonders über Staatsdinge, schien gefährlich, jede Mahnung zur Einführung der Besserung hieß Neuerung und ward verdächtigt, jedes neue Buch wurde von bestellten Richtern geprüft und nach deren Gutdünken erlaubt oder geächtet, selbst die von Joseph II. erlaubten wurden einer neuen Prüfung unterworfen und häufig verboten. Von allen großen Schriftstellern des Auslandes und Deutschlands, durch welche große Ideen angeregt, Geist und Gemüth durch die Schönheit der Formen erhoben wurden, war kein vollständiges Werk erlaubt, die meisten wurden nach österreichischen Regierungsansichten verstümmelt. Dies geschah insbesondere mit den geschichtlichen Werken, in welchen die Staatseinrichtungen anderer Völker und Zeiten geschildert und die Herrschenden in ihrer Persönlichkeit ohne Purpur und Krone gezeigt wurden. Auch die meisten großartigen tragischen Charaktere wurden von der Schaubühne entfernt oder in arger, beinahe unkenntlicher, oft lächerlicher Verstümmelung zur Darstellung gebracht. Der Mathematik, Mechanik und Tonkunst wurde freier Spielraum gewährt und darin leistete Oesterreich Vorzügliches und war darin Meister, wurde geschätzt und geehrt und auch sonst wurde das genußreiche Leben, besonders in der Hauptstadt, gepflegt als erprobtes Mittel, das Volk in Ruhe zu erhalten.

Während in den letzten Monaten des Jahres 1813 die Heere der Verbündeten den Rhein entlang bis zu seinen Mündungen sich ausbreiteten, begierig, den Fluß zu überschreiten, berietben die hohen Herren, wie der Friede und die allgemeine Ruhe herzustellen und die Völker mit ihren gerechten Wünschen für die großen Opfer zu belohnen seien. Und am 1. Dezember erklärten sie in öffentlicher Kundgebung: Sie kämpfen nicht gegen Frankreich, sondern gegen das Uebergewicht, welches Napoleon bisher über die Grenzen ausgedehnt habe, sie bieten ihm Frieden an unter der Bedingung gegenseitiger Unabhängigkeit Frankreichs und aller Staaten Europa's, sie bewilligen Frankreich ein Gebiet, größer, als es je unter seinen Königen gehabt: das Meer, der Rhein und die Pyrenäen seien fortan die natürlichen Grenzen; sie wollen keine Eroberung, sondern Ruhe und Frieden, der durch gerechtes Gleichgewicht die Völker vor den Leiden und Unbilden sichere, welche dieselben seit zwanzig Jahren drücken. Bis dieser Zweck erreicht sei, werden sie die Waffen nicht niederlegen.“ Aber Napoleon zauderte, suchte durch Unter-

handlungen Zeit zu neuer Kräftigung seines Heeres zu gewinnen, rüstete mit aller Anstrengung, befestigte selbst Paris und ertheilte endlich ausweichende Antwort. Darauf brach man die Unterhandlung ab. Die Heere der Verbündeten hatten sich indessen ergänzt und gestärkt, alle waren von gleichem Muthe und zuversichtlicher Eintracht beseelt, während sich in Frankreich schon der innere Zwiespalt offenbarte.

Und es überschritt die große Armee unter Schwarzenberg und Wrede vom 21.—25. Dezember den Oberrhein, die Neutralität der Schweiz ward nicht anerkannt, weil sie der allgemeinen Bewegung gegen den gemeinsamen Feind sich nicht anschloß, doch ward sie nicht feindlich behandelt, da sie selbst Frieden hielt. Die schlesische Armee unter Blücher setzte am 1. Januar 1814 über den Mittelrhein und die niederländische Armee unter Bülow. Napoleon aber hatte sich zum Entscheidungskampfe vorbereitet, den Ueberrest seines von den Engländern geschlagenen Heeres aus Spanien zurückgezogen und den König Ferdinand ohne alle Bedingung dahin abreisen lassen, auch der Papst durfte nach Italien zurückkehren. Und als dann der Kampf gegen ihn von den verschiedenen Heeren begann, entwickelte er eine Kraftanstrengung, welche alle früheren übertraf, er schien sich zu vervielfältigen: bald hier bald dort erscheinend, schlug er die einzelnen Heere der Verbündeten und siegte, so lange er an seinem Plan der Vertheidigung festhielt. Dadurch kam Mißmuth und Mißtrauen unter die Verbündeten, ihre Einigkeit schien sich bald zu lösen und die Eifersucht der Heerführer auf einander lähmte die Bewegungen der ihnen anvertrauten Abtheilungen.

Unter solchen Verhältnissen boten die Verbündeten Napoleon den Frieden an unter den früher gewährten Bedingungen und die Verhandlungen darüber begannen am 3. Februar zu Chatillon; aber Napoleon, stolz auf die letzterrungenen glücklichen Erfolge, suchte mit altgewohnter List auszuweichen und hinzuhalten und so dauerte der Krieg fort. Allmälig errangen die Verbündeten wieder einige Vortheile und als sie die Stimmung der Bevölkerung von Paris und Lyon für die Herstellung der Monarchie erfuhren, erneueten sie zu Chaumont (1. März) die Gültigkeit der zwischen ihnen geschlossenen Verträge auf zwanzig Jahre und am 19. März wurden die Unterhandlungen mit Napoleon abgebrochen und von nun an war Paris das Ziel der Verbündeten, welches insbesondere Schwarzenberg und Blücher anstrebten, denn mit der Hauptstadt wäre Frankreich erobert. Napoleon selbst erleichterte ihnen den Zug dahin, indem er, verblendet von seinem Glück, den kühnen Plan faßte, dieselben zu umgehen, sie im Rücken anzugreifen und vor ihnen ganz Frankreich gegen sie aufzuregen, dadurch aber den Weg nach der Hauptstadt offen ließ. Dies benutzten die Feldherren rasch, doch kam es vor Paris selbst (30. März) zur Schlacht, in welcher die Höhen von Montmartre erstürmt wurden. Am 31. März

zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in die Stadt ein, der Kaiser von Oesterreich war nach Nancy gegangen. Noch an demselben Tage erschien ihre Erklärung: nicht weiter mit Napoleon oder irgend Jemand aus seiner Familie unterhandeln zu wollen, darauf erklärte der zusammengerufene Senat unter Talleyrand's Vorsitz Napoleon für abgesetzt und das Geschlecht der Bourbonen in seine alten Rechte wieder hergestellt.

Da wankte die Treue der Marschälle, die Napoleon groß und reich gemacht hatte, und verlassen vom französischen Volk und Heer verzichtete er für sich und seine Erben auf seine bisherige Herrschaft (11. April), erhielt die Insel Elba als selbständiges Fürstenthum und von Frankreich jährlich 2 Millionen Francs und die Bewilligung einer Leibwache von 400 Mann. Dahin segelte er unter sicherem Geleite am 20. April ab, Ludwig XVIII. übernahm die Regierung Frankreichs und im Friedensvertrage (Paris 30. Mai) wurde dasselbe von den vier Verbündeten — Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen als eine Macht ersten Ranges hergestellt, nach den Grenzen, wie sie im Jahre 1792 war, mit einer Gebietsvergrößerung im Osten mit der Festung Landau und einem Landstriche bis an den Rhein, mit freier Schifffahrt auf diesem Strom und in Savoyen. Frankreich erkannte die Unabhängigkeit der sämmtlichen deutschen Staaten, die durch einen Bund verknüpft und deren Verhältnisse auf einer Versammlung zu Wien näher bestimmt und geregelt werden sollten.

Der Wiener Congreß.

Als die Grundzüge des Pariser Friedens bekannt wurden, durch welchen die Verbündeten sich so großmüthig gegen Frankreich bewiesen und selbst auf alle Summen verzichtet hatten, welche ihre Regierungen mit Recht für geschlossene Verträge, Lieferungen und Vorschüsse hätten fordern können, da entstand in Deutschland eine große Aufregung und allgemeiner Unwille äußerte sich in Wort und Schrift: Wie habe man den Augenblick versäumt, Lothringen und Elsaß wieder für Deutschland zu erwerben, welche Länder nur mit List und Gewalt Frankreich sich angeeignet habe. Diese und andere Klagen erschollen und um so erwartungsvoller richtete sich der Blick des deutschen Volkes nach Wien, wo mit dem Kaiser von Oesterreich der Kaiser von Rußland und der König von Preußen persönlich die wichtigen Verhandlungen leiten würden. Dahin kamen im Oktober auch die Könige von Bayern und Würtemberg, um Würden und Rechte zu wahren, der König von Dänemark, in Gefahr, Norwegen

zu verlieren, der Kurfürst von Hessen und andere Herzoge und Fürsten und dazu die Gesandten und bevollmächtigten Minister von beinahe allen europäischen Staaten. Und die Erwartungen Aller waren gespannt auf die Entscheidungen des großen Rathes. Nie vorher sah die Welt eine ähnliche Versammlung, welche die verschiedenen Forderungen und Ansprüche ausgleichen und einen dauerhaften Frieden gründen sollte. Das deutsche Volk insbesondere hoffte und erwartete nach hergestelltem Frieden Ermäßigung der drückenden Steuern, Verminderung des kostspieligen Heeres und festen Bund gegen alle künftigen Gefahren von außen her und eine innere feste und gemäßigte Regierung; die Geistlichkeit und der Adel forderten die Wiederherstellung ihrer ehemaligen Vorrechte und Güter, einzelne Städte und Körperschaften das, was sie im Laufe der Umwälzungen eingebüßt: Wer verloren, forderte Wiedererstattung oder Ersatz, und wer gewonnen, wollte nach menschlicher Weise dasselbe nicht mehr missen. Eines Gottes Macht hätte nicht hingereicht, Alle zu befriedigen, und so begannen denn unter den einander widersprechendsten Ansichten, Wünschen und Forderungen, zuerst die feierlichen, langandauernden und kostspieligen Festlichkeiten, dann mit religiöser Feier die Verhandlungen, auf welche Leidenschaften, Neigung oder Haß der Einen oder Anderen und alte und neue Vorurtheile einwirkten und die gegenseitige Verständigung verzögerten.

Zunächst suchte die katholische Geistlichkeit ihre früher behauptete Herrschaft wieder zu erlangen und fand bei diesem Streben an der römischen Curie treuen bereitwilligen Beistand, welche that, als habe die Zeit, welche alles menschliche verändert, in kirchlichen Angelegenheiten nichts geändert und dürfte nichts ändern. Der Papst aber äußerte seine Gesinnung und Pläne deutlich durch die Wiedererweckung des Jesuiten-Ordens (7. August 1814), und durch sein heftiges Schreiben gegen die Pest der Bibelgesellschaften, die scheußliche Erfindung, wie er sie nannte, welche über ganz Europa verbreitet, doch die edelsten Männer, die frömmsten und gelehrtesten Bischöfe zu ihren Mitgliedern zählte. Von ihnen wurden die heiligen Schriften, die Quelle des christlichen Glaubens, an die Armen unentgeltlich und an Andere wohlfeil ausgetheilt, damit sie daraus Trost und Belehrung schöpfen und endlich eine allgemeine christliche Vereinigung entstehe.

Durch den Reichsfriedensschluß zu Regensburg, durch die Unterhandlungen Napoleon's mit dem Papste und den Abschluß eines Konkordats, das Pius VII. aber nachmals als erzwungen widerrief, so wie durch das Abtreten deutscher Länder an Frankreich, war eine große Umbildung in der äußeren Gestalt der katholischen Kirche herbeigeführt, die alten Bischöfe waren allmälig beinahe alle gestorben und ihre Stellen blieben verwaist, dasselbe war der Fall mit den Pfründen der Stifter an den Domen und anderen Kirchen. Aber das deutsche Volk, durch den beständigen Wechsel der politischen

Verhältnisse in Aufregung erhalten, kümmerte sich wenig um den Abgang der Bischöfe und die Auflösung der Klöster, gleich als wären diese schon längst entbehrlich gewesen. Katholiken, Lutheraner und Reformirte vergaßen allmälig ihres gegenseitig bitteren Hasses und näherten sich als Christen und Deutsche einander, in Eintracht den fremden Druck zu tragen und dann das gemeinsame Joch abzuschütteln. Die Fürsten selbst gingen mit ihrem Beispiele voran, und was unter der Herrschaft der Jesuiten nie geschehen durfte, das geschah während der kriegerischen Zeiten: katholische Fürsten vermählten sich mit protestantischen Fürstinnen und diese behielten ihren eigenen Gottesdienst, und es verbreitete sich eine Duldung religiöser Meinungen, wie man sie früher nicht gekannt hatte. Das allgemein auf Deutschland lastende Unglück lehrte in Religionsansichten duldsam sein, die Religion selbst aber erwachte um so lebendiger in den Gemüthern, jenes Gottvertrauen, das tröstet und erhebt, und was man in den Kriegen, die früher blos der Eroberung wegen von Königen und Fürsten geführt wurden, nie oder selten gesehen hatte, das deutsche Volksheer sank vor der Schlacht auf die Kniee, den Beistand des Himmels zu erflehen und dankte knieend dem Herrn für die Rettung und den Sieg. Dem päpstlichen Hofe und seinen Anhängern aber war die Duldung und noch mehr das Streben nach einer allgemeinen christlichen Kirche ein Gräuel, der Papst forderte geradezu die Wiederaufrichtung des heiligen römischen Reiches und Wiederherstellung der geistlichen Fürstenthümer und was sonst die alten Zustände herbeiführen könnte. Und die Großmächte zeigten sich geneigt, die Kirchensachen in den Kreis ihrer Berathung zu ziehen, aber bald siegte der Antrag Bayerns: Jeder Fürst möge sich mit dem Papste selbst verständigen.

Am wichtigsten und dringendsten erschien die Entscheidung über Sachsen, dessen Verwaltung zuerst von Rußland geführt, dann aber an Preußen übergeben ward, mit der nicht undeutlichen Aeußerung: Sachsen werde ganz an Preußen übergehen. Rußland, welches für seine geleistete Hülfe Polen ansprach, wollte seinen Nachbar und treuen Waffengefährten Preußen durch Sachsen entschädigen, und obgleich man Rußlands immer weiteres Vorschreiten und Herandrängen gegen Deutschland schon zu fürchten begann, sprach doch keiner der mächtigen Fürsten dagegen. Der König Sachsens verwahrte sich zwar feierlich gegen die Besitznahme seines Landes, legte seine damalige Lage unter Napoleon's Druck klar vor Augen und erinnerte, wie Rußland und Preußen selbst als Zweck des nun so glücklich beendeten Krieges die Erhaltung und Befestigung der rechtmäßigen Throne angekündet hatten, zweimal habe es in der Macht Napoleon's gestanden, ihn zu verderben und er habe es nicht gethan, um so weniger fürchte er dieses jetzt. Doch seine Einreden waren erfolglos. Da übernahm der Gewandteste aller Unterhändler Frankreichs — Talleyrand — die Vertheidigung Sachsens nach den Grundsätzen

des öffentlichen Rechtes, des Gleichgewichts und der öffentlichen Meinung und zeigte, daß mit dem König von Sachsen, der weder gerichtet sei noch gerichtet werden könne, nothwendig die Würde aller anderen Herrscher sinken, die Umwälzungen sich in's Unendliche fortpflanzen würden, und er wußte so geschickt die ernstlichen Folgen dieses Verfahrens darzustellen, daß England sich allmälig für Sachsen erklärte und auch der Kaiser Franz sich milder dafür erzeigte.

Aber nicht blos in Wien wurde dieser Streit geführt, ganz Deutschland nahm Theil daran und die Gelehrten wetteiferten in Schriften gegen einander und für oder gegen Preußens Vergrößerung. Bald aber richtete sich der allgemeine Unwillen gegen Rußland, welches durch die scheinbare Herstellung Polens unter seiner Herrschaft, Preußen zu harten Gegenforderungen zwang, während es seine Ansprüche mit dem Mantel der Menschlichkeit zu decken und zu täuschen versuchte. Der Zwist wuchs und bald schien eine friedliche Ausgleichung nicht mehr möglich und ein neuer Krieg stand bevor. Schon schickte der Kaiser Alexander seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, nach Warschau und dieser erließ einen Aufruf an die Polen, die Waffen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Selbständigkeit zu ergreifen, welche ihnen Alexander großmüthig gewähre. Zu gleicher Zeit bemerkte man den Zug österreichischer Heerschaaren gegen Galizien, durch Wien selbst gingen andere Zuzüge; in Frankreich wurden die Beurlaubten eingerufen und die Nation bewaffnet. Damals endete der Friede Englands mit Nordamerika zu Gent den Krieg, welchen Napoleon angefacht hatte, und gestattete den Engländern eine größere Machtentfaltung auf dem Festlande. Als alle gütlichen Verhandlungen zu keiner Entscheidung führten und der König von Sachsen weder in einen Austausch seines Landes, noch in Abtretung willigen wollte: schlossen am 3. Jan. 1815 England, Oesterreich und Frankreich einen Bund, dem sich die Niederlande, Bayern und Hannover anreihten, während Württemberg sich für Rußland erklärte, indem der Kronprinz sich mit der Großfürstin Katharina zu vermählen hoffte, selbst Alexander vergaß Preußens, wenn es Württemberg galt.

Mitten durch diese, die wichtigsten Angelegenheiten stets verzögernden und aufreizenden Verhandlungen wegen Sachsens, und durch die fortdauernden Bälle, Feste und Gastmähler schlangen sich die verschiedenen Pläne über die künftige Gestaltung Deutschlands, wobei die Abgeordneten von Oesterreich, Preußen, Bayern, Württemberg und Hannover, das zu einem Königreich erhoben war, die Geschäfte leiteten. Es schienen diese fünf Mächte nicht blos alle Verhandlungen, sondern auch die übrigen kleinen Staaten Deutschlands unter sich theilen zu wollen, während in öffentlichen Schriften von Staatsmännern und Gelehrten über die beste Form der Neugestaltung Deutschlands gestritten wurde. Den Einen schien die Wiederherstellung des ehemaligen Kaiserthums als einer Vereinigung aller Deutschen,

zumal zur Erhaltung der kleinen Fürstenthümer nicht blos wünschenswerth, sondern Ehrensache und einziges Heil, dagegen beriefen sich Andere auf die ihnen von den drei Großmächten gewährleistete völlige Unabhängigkeit. Unmöglich konnte und wollte Preußen, wollten Bayern und Württemberg ihre errungene Selbständigkeit und Oberherrlichkeit in ihren Königreichen preisgeben und es sollte deshalb auch kein allgemeines Bundesgericht gebildet werden. Sie wollten in der Regierung ihrer Staaten frei und unabhängig sein. Diesen Zwist der Größeren benutzten die kleineren deutschen Fürsten und freien Städte und verlangten Antheil zu nehmen an den Berathungen zur Herstellung der neuen Ordnung in Deutschland, und es schien kein Ausgleich möglich. Da erscholl plötzlich die Nachricht: Napoleon ist von Elba abgesegelt, hat an Frankreichs Küsten gelandet (1. März) und ist wie im Triumphzuge, Heer und Volk mit sich fortreißend, in Paris eingezogen, das der König Ludwig XVIII. mit seinen Günstlingen eiligst verlassen hatte. Was Napoleon nachmals von dem ganzen Geschlechte der Bourbonen sagte: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen," das hatte derselbe in der That gezeigt und ganz unfähig zur Regierung, diese dem alten Adel überlassen, welcher alsobald die alten Zustände wieder herstellen wollte, wie sie vor der Revolution waren. Daher die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes und die Begeisterung für Napoleon.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel wirkte die Nachricht in Wien. Da galt es schnellen Entschluß, die allgemeine Gefahr brachte Versöhnung zwischen den Entzweiten und gemeinsames Zusammenwirken gegen den gefürchteten Feind, der sogleich nach seiner Ankunft in Paris die Verbündeten zu entzweien und seine ehemaligen Anhänger durch Versprechen und Schmeichelei zu gewinnen trachtete. Er überschickte den geheimen Vertrag, welchen Frankreich, England und Oesterreich geschlossen, welche Schrift Ludwig XVIII. bei seiner eiligen Flucht zurückgelassen hatte, an den Kaiser Alexander. Aber sein Plan mißlang, die Gefahr vereinigte schnell die auf einander eifersüchtigen und insgeheim schon zum Kriege gerüsteten Großmächte zum neuen festen Bunde, alle europäischen mit den deutschen Staaten traten bei und von Neuem erscholl der Waffenruf: Auf nach Frankreich! und von Neuem wogte die Begeisterung durch Deutschland.

Und von Neuem übersetzten die deutschen Heere den Rhein, um den Feind zu suchen und zu vertreiben. Wohl hatte Napoleon die wenigen Monde zur Bildung eines neuen Heere klug benutzt und die Ueberbleibsel der alten getreuen Legionen um sich gesammelt, aber ihm und den Seinen fehlte die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Er wendete sich gegen die Niederlande, da traf er auf Wellington, der ihn mit seinem Heere aus Britten, Hannoveranern, Niederländern, Braunschweigern und Nassauern bei Waterloo und Belle-Alliance (18. Juni) erwartete. Mit furchtbarem Ungestüm warf sich Napoleon auf seinen Gegner, schon glaubte er den Sieg errungen,

als Blücher mit seinem Heere heranstürmte. Napoleon kämpfte den Kampf der Verzweiflung, stürzte sich mitten in die Schlacht, aber sein Heer ward geschlagen, er mit in die Flucht fortgerissen, die Treulosigkeit seiner Feldherren vollendete seine Niederlage. Vergebens suchte er hinter der Loire seine zerstreuten Schaaren zum Widerstande zu sammeln, er sah sich verlassen und wollte sich nach Amerika retten. Aber der Weg dahin war ihm durch die Flotte der Engländer verlegt und überall gehemmt und schon eingeschlossen, schwankte er kurze Zeit, welcher Großmacht er sich anvertrauen solle, und legte dann sein Schicksal in die Hand des Prinz-Regenten von England, ergab sich (15. Juli) dem Kapitän Maitland, der ihn nach Plymouth führte. Die Verbündeten bestimmten jedoch, daß sie ihn als ihren gemeinschaftlichen Gefangenen betrachten, die Aufsicht über ihn und die Wahl seines Aufenthaltsortes der britischen Regierung überlassen. Diese ließ ihn darauf nach der Insel St. Helena im Süden des Atlantischen Ozeans abführen, wo er seinen großen Erinnerungen und seinem Schmerze bis zu seinem Tode (5. Mai 1821) lebte.

Im zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich einige Festungen an die Niederlande und an Deutschland Landau abtreten und Kriegsentschädigung zahlen, auch die von Napoleon geraubten Kunstwerke an die verschiedenen Staaten zurückgeben; aber vergebens drangen die Deutschen auf die Wiedererwerbung von Lothringen und Elsaß, sie blieben bei Frankreich, weder Rußland noch England wollten Deutschlands Gebiet und Macht vergrößern.

Die deutsche Bundes-Akte.

Während der eifrigen Zurüstungen zum letzten Entscheidungskampfe gegen Napoleon wurden auch die Verhandlungen zu Wien eifriger betrieben und die Großmächte verglichen sich dahin, daß Rußland einen Theil Polens an Preußen überlassen, daß dieses dazu auch einen Theil von Sachsen und nicht das ganze Land erhalten solle. Fortan war aller Einspruch des Königs vergebens und als er bei seiner Weigerung, die Theilung anzuerkennen, verharrte, erfolgte die Erklärung: der Mangel seiner Zustimmung könne die Vollziehung der Maßregeln nicht mehr aufhalten, welche die Nothwendigkeit gebiete. Dann erst willigte Friedrich August (18. Mai 1815) in sein hartes Geschick.

Indessen hatten sich die Verbündeten auch über die Wiederherstellung der durch Napoleon gestörten europäischen Verhältnisse in geographischer und politischer Hinsicht verständigt, dabei wurde, so weit es möglich war, das Jahr 1805 als allgemeiner Maßstab.

insbesondere bei Oesterreich und Preußen angenommen. Am wichtigsten erschien die Neugestaltung Deutschlands, an dessen Schicksal, wie die Geschichte oft klar genug zeigte, das Schicksal Europas selbst geknüpft war. Das deutsche Reich, ein Jahrtausend hindurch das erste Reich der Christenheit, war durch die französischen Revolutionsstürme und durch Napoleon's Machtwort zertrümmert und seit seiner völligen Auflösung im J. 1806, als der Kaiser Franz II. zuletzt freiwillig dem Titel eines deutschen Kaisers entsagte, in mehrere selbständige Staaten zerfallen und diese zu einer politischen Einheit zu verbinden, erschien als eine Forderung der Nothwendigkeit, darüber waren nicht blos die Großmächte, sondern die deutschen Fürsten und Völker einig, aber über die Form selbst mit einander im Zwist. Nach langem Berathen und nach dem Willen der Großmächte erstand Deutschland in Mitten Europas nicht mehr als Kaiserreich, sondern als ein Bund von verschiedenen Staaten von sehr ungleichem Umfange, wie dies in der am 8. Juni 1815 unterzeichneten Bundes-Akte ausgesprochen ist. Die Bundesglieder reihten sich in dieser Folge aneinander: Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Dänemark wegen Holstein, Niederlande wegen Luxemburg, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Koburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Mecklenburg-Strelitz, Holstein-Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold. Dazu später noch Hessen-Homburg. Dann die vier freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg.

Bestimmt wurde: Der Zweck des Bundes ist Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands. Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte, alle verpflichten sich die Bundesakte unverbrüchlich zu halten. Die Bundes-Angelegenheiten besorgt die Bundesversammlung, die in Frankfurt a. M. ihren Sitz hat, sie bedient sich bei allen Verhandlungen der deutschen Sprache, den Vorsitz bei der Versammlung hat Oesterreich. Alle Mitglieder versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff zu schützen, sie machen sich verbindlich, unter keinerlei Vorwand sich zu bekriegen, sie unterwerfen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten einem Austrägal — Gericht. In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden. Für alle christlichen Religionsparteien besteht Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte. — Die Gesammtmacht des Bundesheeres besteht aus 301,637 Mann, welche in zehn einzelne Corps vertheilt sind. Die drei ersten bestehen ganz aus Oesterreichern, die folgenden drei aus Preußen, das siebente Corps aus Bayern, die folgenden je aus verschiedenen Abtheilungen der einzelnen Staaten, die nach der Größe

ihrer Bevölkerung ihre größere oder geringere Zahl von Mannschaft stellen. Einzelne Bestimmungen dieser deutschen Bundesakte wurden in der Folge näher präcisirt oder umgeändert, im Ganzen blieb sie, wie sie in die Wiener Congreß-Akte aufgenommen war, durch welche eine neue politische Ordnung der Dinge in Europa und insbesondere in Deutschland geschaffen ward. Und nur eine Macht erklärte sich offen dagegen.

Als die einzelnen Artikel derselben bekannt wurden und in denselben weder die Gerechtsame des päpstlichen Stuhles, noch die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands berücksichtigt waren, übergab der Kardinal-Legat Consalvi eine feierliche Verwahrung wider alle Verfügungen und Unterlassungen der großen Versammlung in Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten. Und die römische Kurie wiederholte damit, was sie nach dem westphälischen Friedensschlusse gethan. Ihr geheimes Streben war Krieg gegen diese neue Ordnung und ihr Ziel die Wiederherstellung der päpstlichen Macht.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Zeit des deutschen Bundes.

Politische Strömungen.

Die Freude des deutschen Volkes über seinen mit höchster Kraftanstrengung gegen Frankreich errungenen Sieg war durch den Friedensschluß getrübt: denn Deutschland war und blieb in viele von einander unabhängige Staaten zersplittert, diese nur durch ein loses Band miteinander verbunden und, was Viele beklagten, nicht einmal die Freiheit des inneren Verkehrs errungen und kein oberstes Bundesgericht errichtet, um die Völker und Einzelne vor Willkürherrschaft und ungerechter Rechtspflege ihrer Fürsten zu schützen. Diesen blieb je nach ihrem eigenen Ermessen die Regierung ihres Volkes überlassen und man wünschte deshalb aus Furcht vor ungemessener Herrschaft der Fürsten die Herstellung des deutschen Kaiserthums mit einem nach außen und innen waltenden Kaiser an der Spitze.

Aber die Furcht vor neuer Willkürherrschaft schien für immer getilgt durch die Stiftung des heiligen Bundes, zu welchem sich die Kaiser von Oesterreich und Rußland mit dem Könige von Preußen noch während ihres Aufenthaltes in Paris (26. September 1815) vereinigt hatten. Sie unterzeichneten persönlich, ohne Mitunterschrift ihrer Minister, die Urkunde, in welcher sie erklärten: Sie wollen nach den Worten der heiligen Schrift, welche allen Menschen befehle, sich als Brüder zu lieben, sich einander durch die Bande der wahren unauflöslichen Bruderliebe gebunden bleiben, sich einander

stets Beistand und Hülfe leisten und als Familienväter ihre Unterthanen beherrschen und Religion, Frieden und Gerechtigkeit aufrecht erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder Einer und derselben christlichen Religion und von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren.

Diesem heiligen Bunde beizutreten, wurden alle Fürsten eingeladen und alle schlossen sich mittelst ihrer Unterschrift demselben an bis auf England, weil dessen Regent den Landesgesetzen gemäß nicht allein ohne die Minister unterzeichnen könne, den Papst und den Beherrscher der Türkei.

Im Vertrauen auf so offen und oft ausgesprochene Verheißerungen und insbesondere auf den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesverfassung: „In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung sein," begannen alsobald die deutschen Völker die Einführung derselben bald offen und laut in mancher Weise zu verlangen. Und viele, wenn auch nicht alle Fürsten, schienen geneigt, ihrem Volke darin zu willfahren und beriethen mit ihren Ministern, wie die Staatsverfassung den Forderungen der Zeit gemäß könne eingerichtet werden. Als aber der König Friedrich I. von Württemberg in selbstherrlicher Macht für sein Reich, das aus gar mannigfaltigen ehemals geistlichen und weltlichen Gebieten entstanden war, eine Verfassung zusammenstellte und zu deren Billigung Männer nach seiner Wahl einberief (Febr. 1815), rügten diese in bitteren Worten und Schriften das bisherige Walten des Königs, verwarfen die ihnen vorgelegte Verfassung uud forderten die Herstellung der früheren. Vor Allem verlangten sie eine eigene ständische Kasse und das Recht der Steuerbewilligung und der Prüfung ihrer Verwendung. Der König verwarf ihre Forderung, vergebens suchte der Kronprinz zu vermitteln, die Versammlung wurde aufgelöst, eine neue berufen, aber es kam keine Verständigung zu Stande. Da starb der König (30. Okt. 1816); sein Nachfolger, der deutschgesinnte Wilhelm I., wußte durch weise Mäßigung und Zurücknahme vieler harter Verordnungen der früheren Regierung das Vertrauen seines Volkes zu gewinnen und es wurden einzelne Punkte als Grundlage einer neuen Verfassung bestimmt und die alten Staatsverträge für das alte Württemberg als gültig anerkannt, bis eine allgemeine Landesverfassung zu Stande käme.

In Oesterreich wurden die Landstände von Tyrol ganz in alter Weise berufen, das Recht der Besteuerung blieb dem Kaiser in dem früheren Umfange, die von ihm beschlossene Ausschreibung der Grundsteuer wurde den Ständen alljährlich bekannt gemacht: sie kamen, hörten und genehmigten die Forderungen und gingen heim. Nur das Recht hatten sie, Bitten und Vorstellungen im Namen des Landes zu entwerfen, aber um diese an den Kaiser bringen zu dürfen, bedurfte es einer eigenen Gesandtschaft nach Wien und der Genehmigung des Kaisers.

Der König von Preußen erließ am 22. Mai 1815 eine Bekanntmachung, aussprechend: es soll eine Volksvertretung gebildet werden, dazu sind die Provinzialstände da oder herzustellen und dem Bedürfnisse der Zeit anzuordnen, aus welchen dann die Versammlung der Landesabgeordneten gebildet wird. Aber die Einwohner der verschiedenen Provinzen, aus welchen das Königreich Preußen bestand, waren noch nicht zusammen gewöhnt, die Provinz Sachsen klagte über erlittenen Zwang, Polen zeigte sich ganz feindlich, das Rheinland noch dem französischen Wesen zugethan, so daß es unmöglich schien, eine allgemeine Landesvertretung herzustellen. Deshalb suchte die preußische Regierung im Ganzen und in den einzelnen Provinzen so kräftig und zugleich so milde und weise zu walten, als nur möglich und allmälig die verschiedenen Völkerstämme zu einem Ganzen in treuer Anhänglichkeit zu vereinen.

In Hannover hatte, noch ehe in Wien etwas über ständische Angelegenheiten beschlossen war, der Prinzregent Herzog von Cambridge, im Namen des geisteskranken Königs von England und Hannover, die Stände seiner deutschen Landestheile aber ganz nach alter Ordnung einberufen; die größte Gewalt war und blieb bei dem Adel, nur die freien Gutsbesitzer waren vertreten, der Bauer blieb erbunterthänig, abhängig von seinem Herrn. Was aber in Kurhessen geschah, das übertraf alle Erwartung. Der Landgraf Wilhelm IX. hatte im Jahr 1803 für seine jenseits des Rheins abgetretenen Lande Mainzische Gebietstheile und den Kurfürstenhut erlangt, am Kampfe gegen Napoleon im Jahr 1806 Theil genommen und war von diesem seiner Staaten entsetzt worden, die fortan zum Königreich Westphalen gehörten. Nach dessen Auflösung kehrte er zurück 1813 und befahl, daß sogleich in seinem Lande Alles in demselben Zustande hergestellt werde, wie es bei seiner Abreise gewesen: er that, als hätte Land und Volk indessen geschlafen, und nach seinem Beispiele mußte das Heer wieder den Haarzopf tragen. Wer in Amt und Würde vorgerückt war, mußte zurück, wer vom ehemaligen Staatsgute etwas gekauft hatte, sollte es ohne Entschädigung herausgeben. Die alten Landstände wurden berufen, doch auch der Bauernstand; die Steuerfreiheit der Prälaten und Ritterschaft wollte weder der Kurfürst, noch der Bauernstand erkennen. Bald zeigte sich, die Geldangelegenheit allein hatte den Kurfürsten zur Einberufung der Stände bewogen: Sie sollten bewilligen und da sie dies verweigerten, wurden sie in Ungnade entlassen, nach einem Jahre wieder berufen und heimgeschickt. Zu den allgemeinen Wirren kamen die Klagen der kärglich besoldeten Offiziere und als diese sich um Verbesserung ihres Looses an die Stände wendeten, strafte der Kurfürst einige mit Gefängniß, andere mit Entlassung; als aber darauf über sechshundert ihre Entlassung begehrten, nahm er jene wieder auf. Klagen über Klagen erschollen aus dem Lande, dessen Fürst bei seiner Wiederkehr freudig begrüßt worden.

Indessen hatte der Herzog von Nassau seinem Lande eine Verfassung gegeben, welche der französischen nachgebildet war. Der Großherzog von Weimar aber berief 1816 die alten Stände und Abgeordnete aus den neuerworbenen Ländern; da zeigte sich denn, wie erfolgreich der Geist der Bildung und Duldung gewirkt hatte, der durch den Fürsten und die trefflichen von ihm gerufenen Männer geweckt war. Ehe noch vier Wochen vergingen, war die Verfassung vollendet, gemäß welcher Abgeordnete aus Bürgern und Bauern und den Besitzern der Rittergüter über des Landes Wohl berathen, jede Steuer oder Abgabe fortan nur mit Bewilligung der Stände erfolgen und ihnen über die Verwendung derselben Rechnung abgelegt werden solle. Gewährt war ihnen das Recht der Rüge über Gebrechen und Mängel der Verwaltung, und der Vorschläge, sie zu bessern, auch das Recht der Anklage in Beziehung auf Amtshandlungen der höchsten leitenden Beamten. Die französischen Kriegssteuern wurden zum Besten des Landes verwendet und in kurzer Zeit erfreuete sich der Großherzog der allgemeinen Liebe seines Volkes.

Weil aber die Könige und größeren Fürsten Deutschlands ihre Staaten in ähnlicher Weise noch nicht einrichten konnten oder wollten, erschollen bald dringende Mahnrufe um Abstellung der noch immer auch im Frieden fortdauernden großen Steuern und des zahlreichen Heeres, Klagen über die Hemmung des Handels und Verkehrs durch die vielen die Länder und Ländchen absperrenden Schlagbäume, über die hochbesoldeten vielen oberen Beamtenstellen, die in den Haupt- und Residenzstädten zusammengedrängt waren, wo neben Pracht und Schwelgerei die tiefste Armuth wohnte und die Unzufriedenheit der niederen Klassen steigerte. Jetzt wurde der Ruin vieler Familien offenbar, die durch den Krieg arm geworden, während Andere sich vom Kriege bereichert hatten. Zu diesen allgemeinen Klagen kam der Streit der Parteien, von welchen die Einen dringend die Herstellung eines einheitlichen Deutschlands, die Anderen die Wiederherstellung des Mittelalters mit einem Kaiser und den alten kirchlichen Einrichtungen verlangten; dazu kamen die Folgen des unfruchtbaren Jahres 1816 mit den theueren Getreidepreisen. Aus den gesegnetsten Ländern Deutschlands, aus Baden, Württemberg und den Rheingauen wanderten viele nach Amerika, nach Südrußland und Polen aus, weil sie sich daheim nicht ernähren zu können glaubten. Dazu kamen auch noch die Vorbereitungen zu der Feier des dritten Reformations-Jubiläums, welches den alten unseligen Streit zwischen Katholiken und Protestanten zu erneuen drohte, dessen man während des Unglücks und des Krieges vergessen hatte.

In den Streit der Parteien griffen die Schriftsteller thätig, aber wenig belehrend und versöhnend, ein. Die Presse war, um alle Gemüther zum Kampfe gegen Napoleon aufzuregen, eine furchtbare Macht geworden und sie wirkte auch jetzt noch in ungezügelter Freiheit. Der Sturm der Meinungen brauste wie in öffentlichen

Reden so in einer Fluth von Schriften verwirrend, aufregend einher. Alles wurde geprüft, getadelt, ein neuer Vorschlag verdrängte den andern und um die Verwirrung zu vermehren, wollten die Jünglinge, die aus den Freiheitskämpfen zurückgekehrt waren, als Staatsverbesserer und Gründer eines neuen Deutschlands sich geltend machen, da sie im thörichten Stolz glaubten, ganz allein Deutschland vom fremden Joche befreit zu haben. Und wie sie als Burschenschaftler sich durch lange Haare, einen breiten ausgeschlagenen Hemdkragen und eine auffallende enganschließende Kleidung auszuzeichnen liebten, so fühlten sich insbesondere die Turner berufen, durch Verachtung aller Ausländischen, wenn auch längst in Deutschland Eingebürgerten und durch die Heranbildung einer kräftigen Jugend ein deutsches musterhaftes Reich zu gestalten. Die im Kriege waltende Kraft war bei vielen Studenten durch die Vernachlässigung der schönen Wissenschaften und Künste in Ungebundenheit und Rohheit ausgeartet.

Und es beschlossen die Vereine von mehreren Hochschulen auf der durch Luther's Aufenthalt berühmten Wartburg, den 18. und 19. Oktober 1817 als Jubeltage zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands aus römischer und französischer Knechtschaft zu feiern und von allen Seiten her strömten Geladene und Ungeladene und zogen unter Gesängen mit Fahnen durch Eisenach nach der Burg. Der erste Tag verging in würdiger Feier, am folgenden äußerte sich der jugendliche Uebermuth in Reden über Staatsdinge und die Neugestaltung Deutschlands: die Burschen wollen kämpfen gegen die Ungethüme, die aus der vergangenen Zeit ihre Schlangenhäupter herüberstrecken, die Hochschulen sind die Werkstätten, wo die Arbeit beginnen muß. Im Taumel ihrer Bewegung hielten sie Gericht über Fürsten und Völker und Schriftsteller und verbrannten Bücher oder Titel von Büchern von achtundzwanzig Schriften damals sehr bekannter Männer, weil sie jene Bücher für Deutschlands Ehre und Neugestaltung für verderblich hielten. Sie wollten sogar die vielen Landsmannschaften oder Studentenverbindungen aufheben und eine allgemeine Verbrüderung gründen.

Das Gerücht von dieser Feier ging alsobald durch alle Länder, an alle Höfe, vielfach entstellt und gedeutet, bald als Ausbruch jugendlichen Leichtsinns entschuldigt, bald als Verrath und Verschwörung bezeichnet. Doch schienen sich die Höfe eher zu beruhigen, als die in ihrer Eitelkeit gekränkten Schriftsteller, deren Schriften man dem Feuer übergeben. Und darauf wechselten Schriften und Gegenschriften mit einer, für gebildete Männer unziemlichen Leidenschaft, wodurch jene Feier erst zu einem wichtigen Ereigniß gestempelt ward.

Zur selben Zeit (in den Monaten Oktober und November) kamen die leitenden Minister der verbündeten Großmächte in Aachen zusammen. Da geschah die völlige Aussöhnung mit Frankreich, welches bisher seine Verpflichtungen erfüllt hatte und noch weiter

erfüllen werde. Es erfolgte dann am 15. November die Erklärung: die Verbündung habe keinen anderen Zweck, als den allgemeinen Frieden zu erhalten, die Monarchen seien entschlossen, sich nie weder in ihren Verhältnissen unter sich, noch zu anderen Staaten von der genauesten Befolgung der Grundsätze des Völkerrechtes zu entfernen, die Unabhängigkeit jeder Regierung und die Festigkeit der allgemeinen Verbündung zu sichern, aber sie würden einschreiten, wenn eine Regierung ihre Dazwischenkunft förmlich anrufe.

Den Versammelten hatte ein junger Russe eine nur in wenigen Abzügen gedruckte Schrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands und insbesondere über das Gefahr drohende Universitätswesen übergeben. Die als Geheimniß bewahrte Schrift wurde jedoch bekannt, erregte den Zorn der Studenten gegen den Verfasser, der sich alsobald aus Deutschland entfernte, und gegen Rußland, als wolle dieses durch seine geheimen Kundschafter eine jede freie Entwickelung hemmen und auf die deutschen Fürsten drückend einwirken. Als ein solcher Berichterstatter war insbesondere Kotzebue bekannt, welcher als ein ungemein fruchtbarer dramatischer Dichter gegen hundert Lust- und Trauerspiele geschrieben, vom Glück begünstigt, Aemter und Würden und das Vertrauen der Großen und zuletzt des Kaisers Alexander erlangt hatte und, seines deutschen Vaterlandes uneingedenk, als russischer Staatsrath sich brüstend in Mannheim lebte. In Zeitschriften spottete er beißend über das Drängen nach Volksvertretung und maßte sich das Richteramt über alle Schriften an. Diesen Mann, als einen Verräther an Deutschland, ermordete (März 1819) der Student Karl Sand, bekannte sich als einzigen Urheber der That, die er dann mit dem Tode büßte. Darüber verbreitete sich das Gerücht und die Furcht vor geheimen Verbindungen und Verschwörungen, zumal bald darauf ein Mordanschlag auf den Nassauischen Regierungspräsidenten geschah.

An manchen Höfen war darüber großes Bangen vor einem heimlichen Bunde, dessen Zweck und Ziel sei, Deutschland in einen einzigen Staat umzugestalten; Viele nährten geflissentlich diese Furcht und verdächtigten Jugend und Volk, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen und alte Rechte auf Kosten des Volkes wieder zu erlangen. In Preußen wurden Untersuchungen verhängt, die Turner mißtrauisch beobachtet und ihrer manche gefangen gesetzt und so eifrig und heftig über das Bestehen der geheimen staatsgefährlichen Verbindungen und über die ungegründeten Verdächtigungen geschrieben, daß der König endlich jede fernere Streitschrift darüber streng untersagte. Aber fortan zeigte er sich weniger geneigt, eine landständische Verfassung einzuführen. Andere Fürsten ließen sich von ihrem einmal gefaßten Entschlusse und Versprechen nicht abbringen, weder durch das unbesonnene Drängen der Einen, die plötzlich alles umändern, noch durch die alles vergrößernde Furcht derjenigen, welche mit dem Beginn der Volksvertretung den nahen Umsturz

der Throne erblicken wollten. Und noch im Jahre 1818 erhielten Bayern, Baden und Würtemberg und einige andere Staaten landständische Verfassungen, als deren wichtigste Bestimmungen erscheinen: Freiheit der Gewissen und Freiheit der Meinungen mit gesetzlichen Beschränkungen gegen den Mißbrauch, gleiches Recht aller Eingeborenen zu allen Graden des Staatsdienstes, gleiche Berufung zur Pflicht und Ehre der Waffen, Gleichheit der Gesetze und vor dem Gesetz, Unparteilichkeit und Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege, Gleichheit der Besteuerung und der Pflichtigkeit ihrer Leistung, Ordnung durch alle Theile des Staatshaushaltes, rechtlicher Schutz des Staatskredits, Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wiedergabe der Verwaltung der Angelegenheiten, die ihr Wohl zunächst betreffen, und endlich eine Standschaft aus allen der im Staate ansässigen Staatsbürger mit den Rechten des Beirathes, der Zustimmung, der Willigung und Wünsche und der Beschwerdeführung wegen verletzter verfassungsmäßiger Rechte.

Von da an begann durch Deutschland nach Einberufung der Stände ein reges, vorher unbekanntes, kaum geahntes politisches Leben, genährt durch die öffentlichen Verhandlungen in zwei Kammern: einem Oberhaus oder einer Reichsrathskammer und dem Unterhaus oder der Kammer der Abgeordneten. Die im Unterhaus erschallenden Klagen über manche Verwaltungszweige, über Druck der Steuern und Beamtenwillkür, insbesondere über die ungeheueren alljährlichen Summen für das Militär, fanden ihren Wiederhall im Volke, erweckten aber hohes Mißvergnügen bei den größeren Staaten, insbesondere bei Oesterreich. Eine so kühne offene Sprache, wie sie der Regierung gegenüber geführt wurde, war bisher unerhört und es erhob sich ein gefahrdrohender Sturm gegen das konstitutionelle Wesen, zugleich verbreitete sich dann das Gerücht, eine Verschwörung sei entdeckt.

Da versammelten sich zu Karlsbad im August 1819 die Minister der vorzüglichsten deutschen Staaten unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich zur gemeinsamen Berathung über die Ergänzung der Beschlüsse des Wiener Congreßes, so fern sie die innere Bildung und den jetzigen gefährlichen Zustand von Deutschland angehen. Was dieselben dort beriethen, wurde als Beschluß des Bundestages am 20. September bekannt gemacht, und jede Regierung stellte darauf hin an den Hochschulen eigene Beamte zur Aufsicht über Lehre und Leben der Lehrer und Studenten auf; die Freiheit der Presse in den Zeitungen und anderen periodischen Schriften wurde beschränkt und eine allgemeine Untersuchungsbehörde von sieben in der Bundesversammlung ernannten Regierungen in Mainz eingesetzt, um den Ursprung und die mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und die innere Ruhe und volksaufwieglerischen Verbindungen zu untersuchen. Die bestimmte und deutliche Auslegung des 13. Artikels der deutschen

Bundesakte aber sollte auf einer neuen Berathung in Wien erfolgen, weil über den Sinn derselben Mißverständnisse und schwere Irrthümer herrschend geworden und sich auffallende Neigung zeige, fremde Verfassungen auf deutschen Boden zu verpflanzen und das monarchische Princip zu gefährden und eine Volksherrschaft zu gründen.

Nach solchen Erklärungen fürchteten viele die Zurücknahme oder doch große Beschränkungen der gegebenen Verfassungen, zumal in Hinsicht auf die Oeffentlichkeit; aber die Fürsten und insbesondere Maximilian I. von Bayern ließen in Wien durch ihre Minister die gegebenen Verfassungen so kräftig vertheidigen, daß sie erhalten blieben und in der Schlußakte (8. Juni 1820) ausgesprochen wurde: Da in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen stattfinden sollen, so hat die Bundesversammlung darüber zu wachen, daß diese Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt, einem jeden Fürsten aber überlassen bleibe, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früheren gesetzlich bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen. Kein Fürst solle durch eine landständische Verfassung in der Erfüllung seiner bundesmäßigen Verpflichtungen beschränkt werden. Die gesammte Staatsgewalt bleibt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt und der souveraine Fürst könne durch seine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. Wo die Oeffentlichkeit gestattet, sollen die gesetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen, noch bei den Bekanntmachungen durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaates oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden.

Wurden diese Bestimmungen streng gehandhabt, so hing der Erfolg der Thätigkeit der Landtage zumeist vom guten Willen der Fürsten ab, wie sich dieses auch in der That zeigte.

Die Konkordate.

Als eine der wichtigsten Angelegenheiten, noch wichtiger selbst als die Einführung einer Konstitution, erschien die Herstellung der kirchlichen Ordnung, zumal in Süddeutschland, in welchem weitaus die größere Zahl der Einwohner der katholischen Kirche angehörte. Es galt insbesondere die Bestimmung der Kirchensprengel nach den neuen politischen Verhältnissen, und der König Maximilian von Bayern war unter den Fürsten als der erste bemüht, sich mit dem römischen Stuhle zu verständigen. Sogleich nach der Auflösung der geistlichen Fürstenthümer im Jahre 1803 begannen die Unterhand-

lungen, wurden selbst während der folgenden Kriegsjahre fortgesetzt und im Jahre 1816 ein eigener Bevollmächtigter — Häffelin — nach Rom gesandt, um die wichtige Angelegenheit desto rascher zu einem glücklichen Ende zu führen. Die ihm mitgegebenen Vorschläge als Grundlage der Unterhandlungen waren einfache und wenige, nach welchen auf gleiche Weise die Rechte der Krone und das Ansehen der Kirche und das Beste der Gemeinden sollten berücksichtigt werden. Dem von vielen Seiten her bedrängten Könige lag vor Allem die Beschleunigung der Besetzung der Bisthümer am Herzen und man wollte jede Erörterung über Anderes zunächst vermeiden, in der Hoffnung, mit den Bischöfen in der Folge die kirchlichen Angelegenheiten ohne Mühe zu ordnen. Der umsichtige Minister Montegelas leitete eigentlich den Gang der Unterhandlungen, allein Rom zögerte von Tag zu Tag, es begann eine lange ermüdende Reihe von Schriften, die zu keiner Ausgleichung führten. Als aber Montegelas durch die in Bayern immer offener auftretende österreichische Partei und die dem römischen Stuhle ganz ergebenen Anhänger verdrängt war und die neuen Minister für solche Verhandlungen sich weniger umsichtig und leichter zu gewinnen zeigten; da wich der päpstliche Stuhl plötzlich von allen bisher schon genehmigten Zugeständnissen ab und übergab einen letzten Vertrag, welchen der Kardinal Consalvi im Namen des Papstes Pius VII. und Häffelin im Namen des Königs von Bayern am 5. Juni 1817 unterzeichnet hatten. Bei der Abfassung dieser Urkunde war der römische Hof von der Ansicht ausgegangen, daß die schon längst aufgehobenen Domkapitel bestehen und das Königreich Bayern sei noch das alte Herzogthum und die katholische Religion noch die allein herrschende.

Als diese Schrift als gültige Urkunde nach München kam, war das Erstaunen und der Unwille gleich groß. Die Regierung konnte und durfte die seit Jahren bestehende Einigkeit und den Frieden zwischen Katholiken und Protestanten durch die Annahme der von Rom gestellten Forderungen nicht gefährden lassen, noch den Vorwurf der andern Fürsten auf sich laden, daß Bayern durch die Annahme eines solchen Konkordates ihnen die Abschließung ihrer Verträge mit Rom erschwere. Es wurde deshalb ein Mann mit neuer Vollmacht abgesendet, um durch kluge Unterhandlung mit der Curie das schon früher Gewährte, wie das Recht der freien Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe durch den König aufrecht zu halten. Und im September 1817 begannen darauf die neuen Verhandlungen, während welcher man den Vertrauensmann der bayerischen Regierung bald durch Schmeicheleien, bald durch Drohungen zur Annahme der römischen Vorlagen zu bringen suchte. Als Beides nicht gelang, erfolgte die Erklärung: Man betrachte päpstlicher Seits die Unterhandlungen für abgebrochen. Sie wurden dann erst nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten durch die Vermittelung des Kronprinzen — nachmaligen Königs Ludwig I. — wieder

aufgenommen und der König Maximilian unterzeichnete am 14. Okt. den schon im Juni abgeschlossenen Vertrag, wozu die Minister riethen, als einem Beruhigungsmittel für die eifernden katholischen Priester und das Volk. Die Regierung hoffte noch immer genug Macht zu besitzen, durch einzelne Verordnungen, einzelne Bestimmungen des Konkordates zu erläutern und die übermäßigen Ansprüche Roms zu beschränken. Die Bestätigung des Papstes erfolgte am 13. Nov. in einer eigenen Bulle, welche er in einer Ansprache voll Freude den versammelten Kardinälen mittheilte und kund gab, was durch den Abschluß des Konkordates schon erreicht und ferner noch zu erreichen war.

„Eine vollkommen freie Ausübung der bischöflichen Gerichtsbarkeit ist festgesetzt, damit der katholische Glaube und die kirchliche Zucht aufrecht erhalten, die Gebräuche der Gläubigen geordnet und die Jugend richtig erzogen werden könne. Und damit auf keine Weise dem wahren Wohle der Religion Eintrag geschehen könne, sind nicht allein alle dem gegenwärtigen Uebereinkommen entgegenstehenden Gesetze, Anordnungen und Beschlüsse aufgehoben, sondern es ist auch festgesetzt, daß Alles, was die Angelegenheiten der Kirche betrifft, nach den Lehrsätzen der heiligen Kirche geordnet und nach der von ihr angenommenen und noch kräftigen Disciplin gehandhabt werden soll. Auch das zeitliche Wohl der Kirche haben wir nicht übersehen. Die Einkünfte kommen freilich den ehemaligen Schätzen des deutschen Clerus nicht gleich; übrigens ist der deutschen Kirche und Geistlichkeit durch die festgesetzte und bekräftigte Gestaltung neuer frommer Stiftungen und durch die Zusicherung des vollgültigen und uneingeschränkten Rechtes, vom Neuen zu erwerben und zu besitzen, der Weg geöffnet, wohl noch größere Reichthümer zu erlangen, und bei der erprobten Freigebigkeit des Königs und der bekannten Frömmigkeit des bayerischen Volkes verheißen wir sie ihnen in glücklicheren Zeiten.“

Die Freunde und Gegner der katholischen Kirche zeigten über manche Bestimmungen des Konkordates ihren Unwillen, beide erkannten, wie unbestimmt manches in der Vereinbarung ausgedrückt, ja der deutsche Text bei Einzelnen nicht mit dem Lateinischen übereinstimmend war und daher neue Verwickelungen entstehen könnten. Dies zeigte sich denn auch alsobald, als die bayerische Verfassungsurkunde erschien, in welche das Konkordat als wesentlicher Bestandtheil aufgenommen war. In derselben wurde aber jedem Einwohner des Reiches vollkommene Gewissensfreiheit zugesichert: die einfache Hausandacht darf Niemanden verwehrt werden, die drei christlichen Kirchengesellschaften genießen gleiche bürgerliche und politische Rechte, die Kirchen und Geistlichen sind in ihren bürgerlichen Handlungen und Beziehungen, wie auch in Ansehung des ihnen zustehenden Vermögens, den Gesetzen des Staates und der weltlichen Gerichte untergeben und können von öffentlichen Staatslasten keine Befreiung

ansprechen. Niemand darf in Gegenständen des Glaubens und Gewissens einem Zwange unterworfen werden, die Wahl des Glaubensbekenntnisses ist jedem Staatseinwohner nach seiner eigenen freien Ueberzeugung überlassen, keine Partei darf die Mitglieder der anderen durch Zwang oder List zum Uebertritt verleiten. Sind keine Eheverträge zwischen Eltern verschiedenen Glaubensbekenntnisses wegen Erziehung der Kinder errichtet, so folgen die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter werden in der Religion der Mutter erzogen.

Diese und ähnliche Bestimmungen des Ediktes über die äußeren Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften erregten in Rom einen Sturm des Unwillens. Ihn zu beschwichtigen, erklärte der alte Häffelin, der für seine Mitwirkung zum Abschlusse des Konkordates war zum Kardinal erhoben worden, geradezu wie im Namen des Königs: jenes Edikt gelte nur für die Nichtkatholiken. Der Papst darüber befriedigt, theilte diese Erklärung den Kardinälen mit und sandte einen Nuntius nach München, der alsobald der Mittelpunkt aller Freunde Roms nicht blos in Bayern, sondern selbst in Deutschland wurde. Und es begannen denn die vorausgesehenen Verwickelungen, der Papst wollte sogar das Konkordat zurücknehmen, wenn jenes Dekret nicht aufgehoben oder doch für die Katholiken als ungültig erklärt würde. Der König blieb jedoch standhaft und die Unterhandlungen wegen der Einsetzung der Bischöfe, was der Regierung noch immer als das Wichtigste erschien, dauerten fort und als die Einwendungen Roms wegen der den Bischöfen zu leistenden Geldsummen, statt der Ausstattung der Bisthümer mit Grund und Boden, glücklich beseitigt waren, erhoben sich neue Bedenken wegen der vom Könige ernannten Bischöfe. Und der Papst machte sein Recht oder vielmehr seine Macht rücksichtslos geltend, selbst die in jeder Beziehung tadellosesten Männer zurückzuweisen. Erst im September 1821 war der Vollzug des Konkordates gesichert und es erfolgte die Einsetzung der ernannten Erzbischöfe und Bischöfe und der Domkapitularen. Ueber Anderes beobachteten die Regierung und die Curie für den Augenblick Frieden, Rom bemüht, im Stillen und allmälig seine frühere Macht zu erringen, die Regierung wachsam, den versuchten Uebergriffen zu wehren. Wagte es doch schon der Nuntius, Geistliche vor sein Gericht zu ziehen, woran er mit Ernst verhindert wurde; einigen Bischöfen ward die Veröffentlichung ihrer Hirtenbriefe untersagt oder die Zurücknahme anbefohlen wegen der darin ausgesprochenen Grundsätze und des aufregenden Tones. So ward damals der innere Friede in Bayern erhalten; aber durch die im Konkordat ausgesprochene Bewilligung: es sollen einige Klöster errichtet werden, war eine Saat gesäet, welche bald üppig aufsproßte. In ähnlicher Weise wie Bayern, suchten auch andere deutsche Staaten sich durch Privatverträge mit Rom über die kirchlichen Angelegenheiten zu verständigen,

nachdem der von trefflichen Männern gehegte Plan zur Gründung einer deutschen Nationalkirche unter einem Erzbischof Primas vereitelt war. Preußen war mit Rom glücklicher als Bayern: der Staatsrath Niebuhr wußte durch gefälliges und besonnenes Betragen den Papst zu gewinnen, der sich gegen Preußen mit seinem protestantischen mächtigen Könige sehr nachgiebig zeigte, und so kam 18. Juli 1821 eine Uebereinkunft zu Stande, welche, ohne Glaubenssätze und sonst von der Kirche heftig angesprochene Rechte zu berühren, blos die Einrichtung, Ausstattung und Begränzung der Bisthümer und alle darauf sich beziehenden Gegenstände umfaßte und die Majestätsrechte der Krone, so wie die Rechte der evangelischen Unterthanen sicherte. Unter ähnlichen und beinahe denselben Bestimmungen wurde wenige Jahre darauf 1824 ein Konkordat mit Hannover geschlossen.

Bei weitem schwieriger war die Unterhandlung über die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, welche die Katholiken der Länder Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau, Oldenburg und Mecklenburg mit anderen kleinen deutschen Staaten und den freien Reichsstädten umfassen sollte. Die Fürsten und Regierungen dieser Länder waren bereits übereingekommen, den Freiherrn Heinrich von Wessenberg als Erzbischof aufzustellen. Dieser für Menschenbildung und Veredlung wahrhaft begeisterte Mann war von dem Fürsten Primas von Dalberg zum Verweser des Bisthums Konstanz ernannt worden und hatte in seinem Wirkungskreise alles aufgeboten, Priester und Volk zu belehren und ächtes Christenthum zur Beseligung der Gemüther zu fördern, während er in seinem geistlichen Amte und Leben überall als Muster gelten durfte. Aber er wurde in Rom als Neuerer verdächtigt, der von dem Grundsatze der katholischen Kirche abweiche und das Volk lutherisch machen wolle; er galt als Beschützer und Verbreiter der Stunden der Andacht, jenes christlichen Erbauungsbuches, das die Erhebung des Gemüthes, die Vereinigung mit Christus und die brüderliche Verbindung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse beabsichtigt, von Zschokke verfaßt, bald in vielen tausend Abdrücken über ganz Deutschland verbreitet wurde. Aber dieses Buch galt den eifrigen katholischen Priestern als ein Gräuel und wahrhaft ein Werk des Satans, gegen welches sie sogar öffentlich predigten. Um so mehr erregte also Wessenberg ihren Haß, da sie bei ihm ähnliche Ansichten fanden, zumal er auf die Streitfrage wegen der gemischten Ehen nach christlicher im Evangelium befohlenen Duldung entschied, die vielen oft überflüssigen Formen beim öffentlichen Gottesdienste beschränkte und selbst eine deutsche Liturgie zur Belehrung und Erbauung des Volkes einführte, welches mit freudigem Staunen und inniger Theilnahme zum erstenmale die oft herrlichen Gebete und Weisen der heiligen Messe jetzt in seiner Muttersprache hörte. Solches Beginnen brachte Rom gegen ihn auf und er sollte bei der neuen Eintheilung und Besetzung der Bisthümer ausgeschlossen werden. Vergebens war seine Reise nach

Rom, sich zu rechtfertigen; zwar forderte laut die öffentliche Meinung seine Ernennung zum Erzbischofe und der edle hochsinnige Großherzog von Baden, Karl, unterstützte ihn thätig. Als aber nach dessen Tode auch die weltliche Macht in Baden nicht mehr zu seinen Gunsten sprach, entsagte er freiwillig der ihm angebotenen und gebührenden Würde (1822).

Während dieses unwürdigen Streites waren die Anträge wegen neuer Bestimmung der Bischofsitze in den angegebenen Ländern durch die Bemühungen der Freiherren von Wangenheim, Türkheim und Schmitz-Grollenburg nach langwierigen, mehrmals abgebrochenen und wieder aufgenommenen Unterhandlungen endlich so weit gediehen, daß am 16. August 1821 die Umschreibungsbulle erlassen wurde, nach welcher ein Erzbisthum zu Freiburg im Breisgau und die Bisthümer Mainz, Rothenburg und Limburg errichtet wurden. Durch einen Vertrag vom 8. Febr. 1822 nahmen sämmtliche Fürsten und Städte die Bulle an und schritten zur Erwählung der Bischöfe. Bei allen Verhandlungen mit der römischen Kirche zeigte sich deutlich, daß sie das starre Festhalten am Buchstaben und alten Formen, an welche sich auch die Vorurtheile von manchem Vorrecht knüpfen, als vorzügliche Richtschnur ihres Handelns betrachtete; daß sie selbst die von der Zeit nothwendig gebotenen Verbesserungen verschmähe. So dauert denn bei der Ausspendung der Gnadenmittel wie bei der Feier des öffentlichen Gottesdienstes der Gebrauch der lateinischen, dem Volke unverständlichen Sprache fort und es lauten die Gebete statt zu erheben wie Zauberformeln. Das Streben des Papstes zeigte sich dann vorzugsweise dahin gerichtet, allmälig die lang behauptete Macht wieder zu gewinnen und die nachfolgenden Ereignisse gaben oft Gelegenheit, den Fürsten die früheren Zustände zu preisen und die Herrschaft der Geistlichen als Quelle der alten guten Ordnung anzurühmen und dazu auch die Unwissenheit, Armuth und Aberglauben als Unterpfand der Ruhe eines Staates zu empfehlen.

Wie diese für Herstellung der alten päpstlichen Gewalt und des überwiegenden geistlichen Einflusses auf alle bürgerlichen, öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten strebten und dieselben gern fort und fort als ersten Stand erhalten oder wieder erheben wollten, so bildete sich bei den Protestanten durch die Geistlichen eine dem thätigen Leben geradezu entgegengesetzte Ansicht, die in Unthätigkeit allen Ereignissen zu sehen lehrt und den eigenen sich selbst bestimmenden Willen aufgibt. Diese Ansicht verbreitete sich unter dem Namen Pietismus und Mysticismus vorzüglich von Preußen aus über einen großen Theil von Deutschland, und fand Eingang bei Katholiken und Protestanten, die sich hier freundlich begegnen.

Revolutionäre Bewegung im nördlichen Deutschland.

Während die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Deutschen auf die staatliche Entwickelung gerichtet und insbesondere die Berathungen während der Landtage und das Streben der römischen Curie nach immer größerer Macht mit spähenden Blicken verfolgt wurden, gingen die wichtigen Ereignisse bei anderen Völkern nicht theilnahmlos an ihnen vorüber. Und als das griechische Volk die Ketten brach, unter deren Druck es seit Jahrhunderten seufzte und sich heldenkühn gleich den Ahnen gegen seine Unterdrücker, die von Asien nach Europa herübergewanderten Türken erhob, da zeigte sich Deutschland vor Andern in Wort und That rüstig, den nach Freiheit und Selbständigkeit Ringenden beizustehen. Schon vor dem Ausbruche des Kampfes hatte es viele griechische Jünglinge gastlich beherbergt, die namentlich in München unter der Leitung des Friedrich Thiersch sich den Wissenschaften widmeten und schon Gedanken zur Befreiung ihres Vaterlandes nährten. Und als im Frühjahre 1821 der Kampf auf den Inseln und auf dem Festlande losbrach, da wetteiferten Deutschlands Dichter und Geschichtschreiber, ihnen die allgemeine Theilnahme zu gewinnen und den Enkeln der ruhmreichen Ahnen den Dank zu zollen, dafür, daß diese in Kunst und Wissenschaft kaum je erreichte Muster aufstellten. Die Werke der alten Griechen waren ja für Europa und vorzüglich für Deutschland nicht weniger als die Bibel die Lehrer und Bildner der Menschheit geworden.

Schnell bildeten sich Vereine im Norden und im Süden, — nur Oesterreich blieb fern — um die Kämpfer mit Waffen und Geld und Anderem zu unterstützen, viele Jünglinge und selbst Männer eilten nach Griechenland und traten in die Reihen der Kämpfer. Am hochherzigsten sie zu unterstützen, bewies sich Ludwig, seit dem Tode seines vom Volke geliebten und verehrten Vaters Maximilian, König von Bayern. Aber wie sehr auch das muthige Ringen der Griechen die Theilnahme der Gebildeten, und der Hohen und selbst der niederen Klassen in Deutschland erregte, sie blieb ohne leidenschaftliche Ausbrüche und ohne Wirkung auf die heimischen Zustände. Doch bald kam in der Nähe ein Ereigniß, durch welches Deutschland in seinem Innersten erregt wurde.

In Frankreich hatten nach der Herstellung der Bourbonen sich alsobald der Adel und die Geistlichkeit der Gunst des Königs Karl X. bemächtigt und rasch erfolgten Verfügungen, um den Zustand vor der Revolution neu zu gründen. Die Ausgewanderten kehrten zurück, erhielten für ihre Güter reichliche Entschädigung und die höchsten Aemter und Würden, die Jesuiten siedelten sich heimlich an und suchten durch die alten Mittel das Volk zu gewinnen, der Adel

huldigte ihnen und verehrte gläubig äußerlich wenigstens, was sie geboten. Der Bürger sah sich zurückgesetzt und mit Abgaben hart belastet. Da erhob die Presse erst schüchtern, dann immer drohender ihre Stimme und bald wurden alle Provinzen mit Flug- und Tageblättern überschwemmt, in welchen die gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse besprochen und bitter gerügt wurden. Die Gährung, die Unzufriedenheit steigerte sich von Tag zu Tag und die Regierung, ganz in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, that nichts zu versöhnen, zu bessern, vielmehr erließ sie Verordnungen auf Verordnungen, des Willens, durch sie ganz die alten Zustände herzustellen. Die Presse warnte, drohte, regte immer mehr auf und als die Regierung sie endlich beschränken wollte, in der Hoffnung, dann Alles nach ihrem Sinne gestalten zu können: da erhob sich in Paris ein furchtbarer Aufstand, drei Tage lang kämpfte das Volk, 27.—29. Juli 1830, gegen die königlichen Truppen, dann sah sich Karl X. von den Soldaten und vom Volke verlassen und gezwungen, zu entweichen. Bis an die Grenze wurde er von nachdringenden und ihn umgebenden Volksmassen geleitet, geschoben, darauf wurde einer seiner Verwandten, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, als konstitutioneller König ausgerufen.

Die Nachricht von dieser Gewaltthat regte die Fürsten und Völker von ganz Europa auf. Die Unzufriedenen wurden durch französische Sendlinge und Schriften gemahnt, gereizt, sich gegen ihre Fürsten zu erheben und dem Volke die Freiheit zu erkämpfen und Holland wurde zuerst der Schauplatz der Umwälzung. Dieser Staat war durch Beschluß der europäischen Mächte auf dem Kongreß zu Wien mit Belgien zu einem Königreiche erhoben worden, ungeachtet beide seit Jahrhunderten durch Religion, Sprache und staatliche Einrichtungen getrennt waren. Die Belgier, mehr Franzosen als Deutsche, erhoben sich gegen Holland, siegten und erklärten sich für ein unabhängiges Reich. Die Großmächte ließen es geschehen, um nicht einen allgemeinen Krieg zu erregen und die Empörung schritt weiter, fand aber in Deutschland noch wenig Theilnahme, obgleich da mancher Stoff zur Unzufriedenheit lag: Noch waren die versprochenen Verfassungen nicht überall eingeführt, und wo sie es waren, blieben sie ohne eigentliche Frucht, die Presse lag unter hartem Zwang, der Verkehr war und blieb durch Schlagbäume gehemmt und Deutschland in viele von einander abgesonderte, wie einander feindliche Theile zerstückt, noch war die freie Schifffahrt auf dem Rhein nicht errungen, und Holland, dieses deutsche Tochterland, durfte den Deutschen die Fahrt in das Meer verhindern. Doch blieb die allgemeine Ruhe gewahrt, und nur in Braunschweig brach die Unzufriedenheit des Volkes in offenen Widerstand aus.

Hier führte nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm, des Heldenkämpfers gegen Napoleon, der König von England und Hannover die Vormundschaft über Karl, den Sohn des Verstorbenen,

und das Land erholte sich allmälig von seinen früheren Leiden, ungeachtet Alles in den alten Formen blieb. Am 23. Okt. 1823 übernahm Karl nach vollendetem 19. Jahre die Regierung selbst und begann sogleich einen unedlen Streit gegen seinen königlichen Vormund und forderte den Grafen Münster, der die Vormundschaft im Namen des Königs geführt, zum Zweikampf, versenkte sich in niedere Lüste, verfolgte insbesondere die Landstände und suchte auf alle Weise sich Geld zu verschaffen. Das Land seufzte und duldete, der König von England aber klagte bei dem Bundestag, und Karl sollte widerrufen, was er nur gezwungen und nur auf eine für den König beleidigende Weise that, worauf er die Regierung seinen Günstlingen überließ und nach Paris reiste, 1830, sich dort mittelst seiner gesammelten Gelder zu vergnügen. Bei dem Ausbruche der Revolution (Juli) verließ er aber eiligst die Stadt und kam allein in Brüssel an. Mit Schrecken aber sah er auch hier bald nach seiner Ankunft den Aufstand des Volkes und kehrte nach Braunschweig zurück. Das Land litt durch Wasser, Hagelschlag und Mißwachs und hoffte von ihm Milde und Unterstützung, aber er zeigte sich herrisch, stolz und argwöhnisch und lebte in beständiger Furcht. Zu gleicher Zeit kränkte er die verdientesten Männer und soll sogar durch ausgesuchten Hohn den Tod seines Oberstallmeisters verursacht und an dessen Leichnam noch gefrevelt haben. Kummer und Schrecken bemächtigten sich der Einwohner, und als Abgeordnete ihm die bedrängte Lage des Volkes darlegten, um Hülfe und um Berufung der Landstände baten, 1. Sept., antwortete er ausweichend, rüstete dann wie zur Unterdrückung eines Aufruhrs, und erbitterte dadurch die Gemüther noch mehr. Um sein Schloß schaarten sich, während er im Theater saß, große Volkshaufen, und als er es auf diese Nachricht verließ, verfolgten sie seinen Wagen und schon ertönten Schmähworte. Er entkam, ließ das Schloß besetzen, und der General Herzberg suchte das Volk, statt auf dasselbe nach dem Willen des Herzogs schießen zu lassen, zu beruhigen. Von Abgeordneten der Bürger gedrängt, erlaubte er diesen, sich zu bewaffnen, um den Pöbel von Gewaltthat abzuhalten; ehe die Bürgerwache noch gebildet war, gelang es den Husaren, die versammelte Menge ohne Blutvergießen zu zerstreuen. Der Herzog aber ließ während der Nacht seine Schätze in ein festes Gewölbe bringen, rüstete zur Abreise, ließ die gesammte Besatzung im Hofe aufstellen. Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht von seiner beabsichtigten Reise und als gegen Einbruch der Nacht sich wieder viel Volk vor dem Schlosse versammelte, das seine Abreise verhindern zu wollen schien und Einige schon in das Schloß einzudringen suchten: entkam er glücklich im bereit gehaltenen Wagen durch das rückwärts gelegene Thor, umgeben von dem größten Theil der Soldaten. Der Pöbel aber brach darauf in das Schloß ein, warf Feuer in die Gemächer und die wildeste Rachsucht wüthete ohne Scheu und Zügel. Nur die Schatzkammer und die

Silbergeräthe wurden gerettet. Um die Ruhe herzustellen, bewaffneten sich die Bürger, durchzogen in Abtheilungen die Stadt, ein Ausschuß der Landstände verhieß deren Zusammenberufung in nächster Zeit und Ruhe und Sicherheit kehrten zurück. Als aber nach wenigen Tagen Wilhelm, der im preußischen Militärdienst stehende Bruder des entwichenen Herzogs, auf dem Lustschlosse Richmont in der Nähe der Stadt ankam, in der Absicht, die Dinge auszugleichen: richteten zuerst die Stadt Braunschweig und darauf alle Städte des Landes die Bitte an ihn, er möge die Regierung übernehmen. Und er übernahm sie mit der Aeußerung, daß er sich um die Zustimmung seines Bruders bemühen werde, und gewann das Volk durch zweckmäßige Verordnungen.

Karl war nach England geeilt, kehrte von dort ohne Hülfe nach Deutschland zurück und suchte durch geworbenes Gesindel in Braunschweig einzubringen und die Herrschaft wieder zu übernehmen. Als aber der an der Grenze aufgestellte Offizier seine Soldaten auf ihn anschlagen ließ, wendete er sein Roß und kam in mitleiderregendem Zustande nach Gotha zurück, von wo er ausgezogen war. Auf diese Vorgänge hin entschied der Bundestag, und man nahm es für ein Zeichen, daß er despotische Herrschaft nie gut heiße — und erklärte in der Ueberzeugung von der gänzlichen Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl, daß Wilhelm die Regierung bis auf Weiteres übernehme. Karl führte von da an ein Leben voll unwürdiger Abenteuer, nirgends geachtet trotz seiner Reichthümer und nur berühmt als Diamanten-Herzog, da er diese, wo er konnte, zur Schau trug und als das kostbarste Gut Tag und Nacht bewachte. Vergebens versuchte er es bald von Spanien, bald von Italien aus in sein ehemaliges Erbreich zu gelangen, er sah alle seine Versuche und Hoffnungen an der Wachsamkeit seines Bruders und des ihm feindlich gesinnten Volkes scheitern. Zuletzt nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Genf, dort starb er 1875 und hinterließ dieser Stadt seine auf Millionen gewertheten Schätze.

Eine ähnliche Bewegung aus ähnlichen Ursachen erhob sich auch in Kurhessen, wo nach dem Tode des alten Kurfürsten, 1821, sein Sohn Wilhelm II. die Regierung übernommen, die Zöpfe abgeschafft, aber sonst Alles im alten Zustande gelassen hatte. Die Käufer der Staatsgüter blieben nach deren erzwungenen Herausgabe unentschädigt, wurden mit ihrer Klage vom Bundestage abgewiesen, die Stände wurden nicht berufen und schwerer Druck lastete auf dem Lande und nährte insgeheim die Unzufriedenheit. Das häusliche Leben des Kurfürsten minderte die Hochachtung des Volkes für ihn, seit Jahren lebte er von seiner Gemahlin und dem Kurprinzen getrennt mit einer Gräfin, welche den größten Einfluß auf die Regierung übte. Eine scheinbare Versöhnung mit jenen gewann ihm das Zutrauen des Volkes nicht und sein ohnehin mißtrauisches Gemüth wurde durch Drohbriefe noch mehr erbittert. Er war in

Karlsbad, als er die Nachricht von der Revolution in Paris erhielt und schon auf dem Rückwege in Eisenach vernahm er, in Kassel seien Unruhen ausgebrochen, aber durch das muthige Auftreten des Kurprinzen schnell unterdrückt und die Ruhe hergestellt worden. Er ließ die Gräfin zurück, die Einwohner von Kassel begrüßten ihn freudig, er versprach die Landstände einzuberufen, auch die bisher von der Vertretung ausgeschlossenen Provinzen Hanau und Fulda sollten an den Wahlen theilnehmen. Als er aber zu gleicher Zeit in diesen Provinzen alle Waffen einliefern und die Hauptstadt mit Soldaten umgeben ließ, entstand eine große Gährung und als er den Abgeordneten von Hanau ihre Bitte um Abschaffung der Mauth zurückwies, wurden die Zollstätten in Hanau und an den Grenzen zerstört. Dem Kurprinzen gelang es, die Ruhe herzustellen, die Stände versammelten sich und am 5. Januar 1831 unterzeichnete der Kurfürst die verbesserte Verfassungsurkunde und der innere Friede schien gesichert. Da kam auch die vom Volke gehaßte Gräfin wieder, reiste zwar sogleich, von der drohenden Bewegung erschreckt, wieder ab, ihr nach jedoch der Kurfürst nach Hanau und erklärte, er werde nicht eher nach Kassel zurückkehren, als bis sich ein besserer Geist dort gezeigt hätte.

Die Bewegung gegen die Zollstätten in Kurhessen theilte sich auch dem Großherzogthum Hessen mit und es wurden vom erbitterten Pöbel die Zollanstalten und selbst die Wohnungen unbeliebter Standesherren und Beamten gestürmt und Vieles zerstört und gestohlen und der Zug ging verheerend durch die Dörfer ohne irgend einen politischen Zweck, sondern blos zur persönlichen Rache, um die Aufhebung der Mauthen zu erzwingen. Schon ward der Pöbel von den Dorf- und Stadtbewohnern selbst verfolgt, doch ließ die Regierung noch den Kriegszustand über die Gegend verhängen und die Soldaten erlaubten sich dann selbst gegen die friedlichen Dorfbewohner Gewaltthätigkeiten, wodurch das Volk zwar eingeschüchtert, aber auch erbittert wurde. Im April 1831 wurden die gutsherrlichen Frohnden mit wenigen Ausnahmen aufgehoben und die Bauern zur Leistung einer Geldsumme als Ersatz des Frohndienstes verpflichtet.

Im Königreich Sachsen galten noch die alten reichsständischen Formen und weder Friedrich August, noch sein Bruder und Nachfolger, der schon greise König Anton, konnten sich derselben entwöhnen, der Landtag förderte nichts, selbst die dringendsten, von der Zeit gebotenen Verbesserungen wurden aufgeschoben und es war vielfacher Grund zur Unzufriedenheit vorhanden, welche gesteigert wurde durch das Verbot, den Jahrestag des Augsburger Glaubensbekenntnisses (25. Juni 1830) mit Musik und Feuerwerk zu feiern, weshalb in Leipzig der Unwille des Pöbels gegen die Polizeibeamten sich durch Fenstereinwerfen und andere Gewaltthätigkeiten äußerte. Diesen Zügellosigkeiten zu wehren, drangen die Bürger auf die Bildung einer Nationalgarde und Absetzung verhaßter Beamten und Verminderung der Abgaben.

Die Behörden wichen der Uebermacht und bewilligten Alles. Dies Beispiel wirkte auf Dresdens Umgebung, da erhob sich ein förmlicher Aufstand und am 9. Sept. drangen zwei Volkshaufen in die Stadt ein, zertrümmerten die Fenster der Schloßwache und der katholischen Geistlichkeit und zündeten das Polizeigebäude und das Rathhaus an. Die heranrückenden Soldaten wurden mit einem Steinhagel empfangen und zurückgeschlagen und nur den Bürgern gelang es, die Ordnung herzustellen. Aehnliches ereignete sich in anderen Städten und das Volk forderte Abhülfe seiner Beschwerden. Da erklärte der König seinen bei dem Volke beliebten Neffen Friedrich August zum Mitregenten, und dessen Erklärung (5. Okt.), daß bereits eine neue Gestaltung der städtischen Verwaltung und ein Plan für Landesverfassung und Volksvertretung und Anderes angeordnet sei, beruhigte die aufgeregten Gemüther, indem die Regierung zugleich den Entschluß zeigte, jede Ruhestörung mit Gewalt zu unterdrücken.

Gefährlicher und weit verzweigter erschien Anfangs der Aufstand im Königreiche Hannover. Man klagte über die Bevormundung selbst der Privatthätigkeit durch die Beamten, über die Begünstigung des Adels durch Ertheilung der höchsten und einträglichsten Stellen und durch Befreiung der wichtigsten Staatslasten, über den Druck der Staats- und Gutsherrlichen Lasten, über Zehnden und Frohndienste, und daß selbst die Folter noch üblich sei. Im Stillen gährte die Unzufriedenheit und verbreitete sich weiter, Druckschriften nährten sie, und Holzentwendungen und Aufstände der Armen waren die Aeußerungen des Mißvergnügens und die Vorboten größerer Unruhen. Die Regierung suchte den nächsten Beschwerden abzuhelfen, aber im Januar 1831 brach, durch drückende Ortsverhältnisse veranlaßt, der Aufstand in Osterode offen aus. Es entstand ein Verein zur Ueberreichung einer Bittschrift an den König durch dessen Bruder, den Herzog von Cambridge, Generalgouverneur in Hannover, man gründete eine Bürgergarde, verbreitete aber zugleich eine Schmähschrift gegen den Minister Münster, dem man das Unglück des Landes zuschrieb. Als aber Soldaten in die Stadt rückten, zeigte sich nirgends Widerstand, die Bürger verhielten sich ruhig, gegen das Versprechen, daß die Beschwerden dem Könige vorgelegt würden. Die ganze Umgegend blieb in Aufregung und zur selben Zeit entstand auch in Göttingen durch Studenten und Bürger ein so gefahrdrohender Aufstand, daß die Vorlesungen geschlossen wurden. Man rief nach Verbesserungen in der Stadt und im ganzen Lande, sprach dabei von Bewahrung der Treue gegen den König und schickte Abgeordnete nach Hannover, wo man wie ohne alle Ahnung der Unzufriedenheit überrascht schien, den Bitten und Wünschen Gewährung versprach, der Herzog von Cambridge werde in Göttingen selbst erscheinen und den Stand der Dinge untersuchen. Zuerst müsse Ruhe und Ordnung zurückkehren und die getroffenen neuen Einrichtungen abgethan werden. Anfangs sträubte man sich, diese Forderung zu erfüllen,

als aber Soldaten anrückten, entflohen die vorzüglichsten Urheber und Theilnehmer der Unruhen, die alte Ordnung kehrte zurück und in einem Umlaufschreiben an alle Obrigkeiten gestand die Regierung, es seien die Beschwerden und Wünsche der Einwohner beinahe gänzlich unbekannt gewesen. Der Graf Münster wurde entlassen, der Herzog von Cambridge zum Vicekönig ernannt, die allgemeine Ständeversammlung zur allmäligen Einführung der Verbesserungen berufen und eine Staatsverfassung beinahe in derselben Weise (1833) hergestellt, wie sie in den konstitutionellen Staaten bereits bestand, der Bauernstand war durch eigene Abgeordnete vertreten. So wurde denn auch hier der Friede begründet, dessen Segen sich über ganz Norddeutschland verbreitete.

Revolutionäre Bewegung in Süddeutschland.

Im Süden Deutschlands blieb die Ruhe während des Jahres 1830 erhalten und schien dauernd gesichert, bis in Bayern eine zügellose Presse sich erhob und die Regierung durch übergroße Aengstlichkeit und übereilte Verfügungen die Bewegung hervorrief. Denn mit dem Anfang des Jahres 1831 erschien ein strenges Censuredikt, von dem berufenen Landtag wurden manche zu Abgeordneten gewählte Beamte ausgeschlossen, die wegen ihrer freien Gesinnung mißliebig waren und deren Einfluß auf die Verhandlungen man verhindern wollte. Dies regte gewaltig auf, die zweite Kammer verwarf das Censuredikt als verfassungswidrig und eiferte gegen dessen Urheber, den Dichter und Minister Schenk, daß er seine Entlassung nahm. Bald ward der Widerspruch gegen die Regierung immer kühner. Je heftiger aber die zweite Kammer vorschritt, um so stärker widersetzte sich die erste.

Zu derselben Zeit war der Landtag in Baden eröffnet und der Großherzog Leopold dem Volke so geneigt, daß er den Beinamen der Bürgerfreundliche erhielt; er suchte allmälig zu bessern und auszugleichen, was unter der vorigen Regierung gefehlt war und manche dem Volke vortheilhafte Gesetzentwürfe wurden dem Landtage zur Prüfung vorgelegt. Doch die Abgeordneten waren davon nicht befriedigt und statt des Landes Wohl zu berathen, dehnten Manche ihre langen Reden und Anträge auf die Angelegenheiten des deutschen Bundes aus und verlangten allgemeine Preßfreiheit. Diese überschritt damals schon alles Maß, die Tagblätter geriethen in die Hände roher Rabulisten, ehr- und geldgieriger Rechtsanwälte oder brauseköpfischer Jünglinge, die aus der Schriftstellerei ein Gewerbe machten und denen alles feil war und die sich in Umwälzungsversuchen

einander überboten. Jeder Begüterte, Bürger und wer sich durch Fleiß sein Loos gegründet hatte, blieb diesem Treiben fern, da gerade sie durch den Umsturz am meisten verlieren mußten.

Oesterreich und Preußen wahrten indessen mit Kraft und Umsicht die bestehende Ordnung im Inneren und gründeten im allmäligen Fortschreiten zum Bessern manche gute Einrichtung. Aber ein weit gefährlicherer Feind drohte ihnen von außen: der Aufstand der Polen, veranlaßt durch Abgesandte französischer Vereine und aufregende Briefe. So plötzlich brach er in Warschau aus, daß der Statthalter Großfürst Konstantin, nachdem seine Leibwache größtentheils ermordet war, nur mit Mühe entkam. Und wie verabredet, erhoben sich zugleich beinahe alle ehemals polnischen Provinzen, die unter Rußland standen, und errangen Siege auf Siege. Oesterreich und Preußen, im Besitze polnischer Gebietstheile, hielten mit Macht den Aufstand von diesen ab, aber die von den Russen besiegten Polen ergossen sich in einzelnen Abtheilungen nach Deutschland, mit den Russen war eine furchtbare pestartige Krankheit, die Cholera, aus Asien immer weiter vorgedrungen und drohte Verheerung dem offenen Lande und den Städten. Vergebens schienen alle Wehranstalten dagegen, Preußen und Oesterreich scheuten weder Mühe noch Kosten, sie von ihren Ländern abzuhalten, sie drang vor und brachte Schrecken und Tod nach Berlin und Wien und verlor erst im weiteren Fortschreiten an Kraft und Furchtbarkeit.

Während dessen neigte sich der Kampf mehr durch inneren Zwist der beinahe zu keiner Zeit einigen Polen und durch Verrath, als durch die Tapferkeit der Russen zu Ende, Warschau fiel im Sept. 1831 und darauf kam grenzenloses Unglück über das Volk und Tausend und Tausende, welche von Frankreich zum Kampfe ermuntert, darin bestärkt und endlich treulos geopfert waren, suchten, im erbarmungswürdigsten Zustande durch Deutschland ziehend und hier mitleidsvoll unterstützt, in Frankreich, wie sie wähnten, eine sichere Zufluchtsstätte und Mittel zum neuen Kampfe zu finden. Nach der Ueberwältigung dieses Aufstandes durch Rußland erhob sich auch der deutsche Bundestag zu einer bisher ungeahnten Thätigkeit, nachdem er alle Bitten und Beschwerden um Abschaffung der Mauthen und Verminderung der Heere als unstatthaft gegen die Bundespflicht zurückgewiesen hatte; am 27. Okt. 1831 verbot er die Adressen Einzelner an ihn, das Sammeln von Unterschriften als eine gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung und das Ansehen der Landesregierungen gefährdenden Versuch und verbot mehrere Tagesblätter (2. März 1832). Alle Regierungen hielten mit Kraft ihr Ansehen gegen jeden Versuch, die Ordnung zu stören, aufrecht, der König von Bayern entließ mit dem Jahreswechsel (1. Januar 1832) sein gesammtes Ministerium, weil es während der letzten Ständeversammlung nicht in seinem Sinne thätig war, ernannte ein neues und vollzog die Bundestagbeschlüsse, erließ aber durch den Minister

Fürsten Ludwig von Wallerstein die Erklärung: die Verwaltung Bayerns werde nie eine geheime Denunciationspolizei einführen oder eine polizeiliche Inquisition dulden, dagegen Alles anwenden, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Bewegung, welche in Rheinbayern sich gegen die Einführung der Bundesbeschlüsse zeigte, schien wenig gefährlich und der König reiste ohne Sorgen nach Italien.

Aber bald wuchs die Aufregung in Bayern, angeschürt durch die zügellose Presse und genährt von Frankreich her, mit jedem Tage mehr. Die Regierung mahnte und drohte und suchte durch alle friedlichen Mittel ihr Ansehen und die Ruhe zu erhalten. Die unbändigen Schriftsteller höhnten jedoch aller Sitte und alles Rechtes und führten endlich im blinden Vorstürzen die Entscheidung herbei. Als zur Feier des bayerischen Verfassungsfestes, wie zu einem allgemeinen Volksfeste auf dem Schlosse Hambach, ein Aufruf an alle Volksfreunde in Deutschland erging und die Regierung dasselbe zuerst verbot, dann gestattete: strömte eine Menge Menschen herbei, es kamen polnische Offiziere mit dem Banner Polens, Studenten von vielen Hochschulen, Musikchöre und Festjungfrauen, Fahnen und Fähnlein waren unter die Gruppen vertheilt und eine ungeheure Fahne flatterte auf des Schlosses Zinne mit den Inschriften: „Deutschlands Einheit. — Freiheit und Gleichheit". Dann begannen die mit Jauchzen begrüßten und belohnten Reden über Deutschlands Neugestaltung, mit Schmähungen auf die Könige und Fürsten. An demselben Tage wurde ein ähnliches Fest unter ähnlichem Vorwande in Gaibach bei Würzburg gefeiert. Die Folge war eine große Aufregung durch Rheinbayern und in den benachbarten Gegenden, in mehreren Städten wurden Freiheitsbäume errichtet und geriet der Pöbel mit den Soldaten in Streit.

Darauf gebot der Regierung die Pflicht der Selbsterhaltung und des friedlich gesinnten Volkes, die strengsten Maßregeln gegen die Frevler anzuwenden. Sie leitete sogleich Untersuchung gegen die vornehmsten Redner ein, die Meisten entflohen. Der aus Italien zurückgekehrte König sandte am 22. Juli den Feld-Marschall Fürsten Wrede mit unumschränkter Vollmacht und mehreren Regimentern nach Speier, und als dieser mit großer Klugheit und Mäßigung verfuhr und nur Einzelne verhaftet wurden, kehrte die Ruhe und Ordnung, er selbst schon am 31. Juli nach München zurück.

In Folge des auf dem Hambacher Feste ausgesprochenen Planes gegen die deutschen Fürsten und den deutschen Bund vereinigten sich diese, insbesondere auf Oesterreichs Ansuchen, inniger zur Abwendung der drohenden Gefahren zu den Bundestagsbeschlüssen 28. Juni 1832, gemäß welchen die Mitglieder des Bundes unter dankbarer Anerkennung der von Oesterreich und Preußen angeregten Sicherheits-Maßregeln sich verpflichteten, die Gerechtsame des Bundes gegen alle Eingriffe zu wahren, die Oeffentlichkeit der landständischen

Verhandlungen und deren Bekanntmachung zu überwachen, keine Zeitschrift und selbst keine politische Druckschrift unter zwanzig Bogen dürfe ohne Genehmigung der Regierung erscheinen, alle politischen Vereine, Volksfeste, das Tragen von Abzeichen wurden verboten. Die Stände dürfen die von der Regierung nothwendig erklärten Steuern nicht verweigern. Die Landesregierungen sicherten sich gegenseitig die schnellste militärische Hülfe zu. Zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen wurde vom Bundestag ein Schiedsgericht eingesetzt. Und durch die strengste Vollziehung der Beschlüsse wurde jede Auflehnung dagegen sogleich mit Gewalt niedergehalten.

Aber trotz der harten Verfolgung Einzelner dauerten die Burschenschaften fort, und statt ihren Fleiß den Wissenschaften zu widmen, versanken die Jünglinge in ein tolles Treiben und wollten als blinde Werkzeuge einer fremden Partei den deutschen Bund in seiner Verfassung umstürzen. In Würtemberg warben sie thätig unter dem Heere, zu einer und derselben Zeit sollte in Stuttgart und Ludwigsburg eine Revolution losbrechen, der König gefangen genommen und das Volk dadurch zum Aufstande bewogen werden. In ihrer Verblendung setzten sie sich in Verbindung mit den Polen in Frankreich, ja sie glaubten durch die Eroberung von Frankfurt und die Gefangennehmung oder Ermordung der Bundestaggesandten und die Vernichtung ihrer Schriften auch den ganzen deutschen Bund zu vernichten. Und am 3. April 1833 stürmte bei einbrechender Nacht ein Haufe von kaum zweihundert Menschen sonderbar bewaffnet, unter lautem Rufen und Schießen in die Stadt und gegen die Hauptwache. Aber schnell sammelte sich das Militär, die Stadtthore wurden geschlossen und die jungen Meuterer nach kurzer Gegenwehr überwältigt, ihrer Mehrere auf der Flucht oder in der Stadt gefangen, die übrigen entkamen nach Frankreich und der Schweiz, welche der Sammelplatz aller Unzufriedenen und der Heerd fortdauernder Umwälzungsversuche ward. Frankfurt wurde von Bundestruppen besetzt, die Verschwörung in Würtemberg entdeckt und unterdrückt. Alle diese tollen Unternehmungen dienten nur dazu, die Regierungen zu neuen und verschärften Maßregeln gegen die Presse und die Kammerverhandlungen zu veranlassen.

Der Zollverein. Mancherlei Bestrebungen.

Deutschland war und blieb nach den letzten unsinnigen Umsturzversuchen ruhig, das Volk war denselben ohnehin fern geblieben und erwartete von den Fürsten die Verbesserung der

drückenden Zustände. Dies geschah zunächst durch die Wegräumung der Zollschranken im inneren Verkehr. Zuerst näherten sich Bayern und Würtemberg und Hohenzollern und schlossen einen Zollverein, diesem Beispiele folgten andere Staaten und Deutschland war am Ende des Jahres 1828 bereits in vier größere und mehrere kleinere Handelsgebiete getheilt, denn der Haß gegen die Zollstätten war immer größer geworden, die hohen Zölle nährten den Schleichhandel und gefährdeten die Sittlichkeit und Sicherheit, insbesondere der Grenzanwohner. Am 9. August 1832 erklärten sich Hannover und am 25. Oktober auch Preußen am Bundestage zu Gunsten des freien Verkehres, Preußen that hierin am meisten, vereinigte zuerst in seinem eigenen Reiche die verschiedenen Provinzen, hob alle Binnenzölle auf, entschädigte die Privatpersonen für ihre Berechtigungen, vereinigte Land und Stadt und Provinz und gab mit wenigen Ausnahmen für die Ausfuhr Zollfreiheit, die Durchfuhr wurde möglichst erleichtert, gegen andere Staaten Beschränkung oder Erleichterung erwiedert und am 6. Juni 1833 brachte Preußen es dahin, daß seine Schiffe in den englischen Häfen ganz so behandelt wurden, wie die englischen Schiffe in fremden Häfen. Dann strebte es nach der Befreiung des inneren Verkehrs aller deutschen Länder untereinander, daß sich die Deutschen doch in Handelsverhältnissen als Ein Volk fühlen, deutscher Gewerbfleiß von den heimischen Fesseln befreit, sich auf gleiche Stufe mit dem Auslande erheben könnte. Erst allmälig erkannte Süddeutschland die Vortheile der preußischen Zollvereinigung, zuerst schlossen sich der bayerisch-würtembergische, dann der kurhessische Verein, später auch Baden und Frankfurt und beinahe alle die übrigen deutschen Staaten an. So ward ein wahrhaft volkswirthschaftlicher Bund geschlossen, der mehr als 22 Millionen Deutsche auf einem Flächenraum von mehr als 10 000 Geviertmeilen umfaßte: Freiheit des inneren Verkehrs mit Aufhebung aller Binnenzölle, Zulassung ausländischer Erzeugnisse gegen mäßige Abgaben, Erleichterung ihres Eingangs mittelst Handelsverträge und wechselseitig gewährter Vortheile, Erhebung der Zölle an den äußersten Grenzen und finanzielle Gleichstellung der Vereinsstaaten nach dem Maßstabe ihrer Volkszahl.

Durch die Schaffung dieses großen Zollvereins, von dem nur Oesterreich mit seinen verschiedenen Ländern fern blieb, wurden in der That Deutsche mit Deutschen inniger, als bisher verbunden, und es entwickelte Deutschland in steter Steigerung seine Kräfte nach innen und außen. Schon wies es jede Einmischung von Fremden in seine inneren Angelegenheiten eben so ernst als würdig zurück und behauptete seine Ansprüche auf Luxemburg. Nach einem langen Schriften- und Wortkampfe wurde von Holland endlich im Jahre 1831 die freie Schifffahrt auf dem Rheine bis in das Meer — allen Uferstaaten mit Ausnahme der Belgier zugestanden. Preußen besonders betrieb die Schifffahrt auf dem Rheine thätig und

sprengte zur Sicherung derselben die Felsen des Bingerloches; die Dampfschifffahrt auf dem Mittel- und Unterrhein wurde immer lebhafter und Bayern unternahm es, den von Karl dem Großen schon gehegten Plan einer Vereinigung der Donau mit dem Rhein auszuführen, durch ganz Deutschland wurden die Straßen zur Förderung des Handels verbessert und vermehrt.

Durch den Zollverein ward allmälig Handel und Verkehr, eine größere Thätigkeit und ein freundliches Zusammengehen der verschiedenen deutschen Stämme bewirkt, die sonst in ihren politischen Verhältnissen eigene Wege gehen mußten. Die Regierungen blieben einig in der Durchführung der Bundestagsbeschlüsse und hielten strenges Gericht über Städte und Personen, welche sich dagegen auflehnten. Manche Regierungen gingen, nach menschlicher Weise, in dieser Zeit der Aufregung zu weit, so daß selbst das Vertrauen an die Unparteilichkeit der Gerichte erschüttert ward. In Kassel aber traf Vieles zusammen, daß die Regierung bei dem Volke weder Achtung noch Liebe gewinnen konnte: der Kurfürst wollte trotz der ehrfurchtsvollsten wiederholten Bitten der Bürger der Hauptstadt nicht von Hanau zurückkehren, man glaubte, die wieder in seiner Nähe weilende Gräfin Reichenbach verhindere es; am 20. Sept. 1831 erklärte er seinen Sohn zum Mitregenten und übergab ihm die gesammte Regierungsgewalt. Der zog dann in Kassel ein, lebte aber in ähnlichen Mißverhältnissen wie sein Vater, hatte sich mit der geschiedenen Frau eines preußischen Offiziers verheirathet, sie zu einer Gräfin und darauf zu seiner Gemahlin erhoben. Das Volk nahm offen für seine Mutter — die Kurfürstin — Partei, es entstand aus geringer Veranlassung eine Ansammlung des Volkes, die Polizei schritt dagegen gewaltsam ein, und die Regierung gewann nicht an Vertrauen.

Nach dem Tode Wilhelms IV., Königs von England und Hannover (1837), erbte dessen Nichte Viktoria die Krone von Großbritannien, der Bruder des Verstorbenen, Ernst August, Herzog von Cumberland, aber erhielt den Thron von Hannover als selbständiges Reich. Bald nach seinem Regierungsantritt hob er die Verfassung auf, welche Wilhelm IV. und dessen Bruder, der Herzog von Cambridge, als Vicekönig von Hannover im Jahre 1833 gegeben hatten, als sei dieselbe ohne seine Beistimmung zu Stande gekommen, und erklärte, das Staatsgrundgesetz vom Jahr 1819 bestehe in alter Kraft fort, bis er mit den alten Ständen eine neue Verfassung vereinbart habe. Sieben Professoren der Universität Göttingen aber verweigerten den Eid auf die wiederhergestellte alte Verfassung, sie wurden entlassen und aus dem Lande verwiesen, fanden jedoch als treffliche Lehrer bald wieder in anderen deutschen Ländern Anstellung und Gelegenheit zu ersprießlichem Wirken. — Darauf begann ein erfolgloser Streit der Stände gegen die Regierung, die im Jahr 1838 vorgelegte Verfassung wurde verworfen und erst

im Jahr 1840 durch eigens von der Regierung aufgewendete Mittel anerkannt; die Stände hatten gerade bei den wichtigsten Angelegenheiten nur eine berathende Stimme. Vergebens hatten sich mehrere deutsche Juristen-Fakultäten und Landesvertretungen für die Aufrechterhaltung der Verfassung vom Jahre 1833 erklärt, der von der Stadt Osnabrück eigens zu diesem Zwecke angerufene Bundestag gab keine bindende Entscheidung und sprach in seiner Erklärung nur die Hoffnung aus, es werden Regierung und Stände sich bald einigen. So blieb der staatliche Zustand, wie ihn der König mit Aufwendung der ihm geeignet scheinenden Mittel festhielt. Die Konstitution aber verlor nicht blos in Hannover, sondern auch anderwärts, wo sie in deutschen Landen bestand, bei ihrer beschränkten Wirksamkeit immer mehr an Ansehen.

Die deutsche Kunst der Neuzeit.

In Süddeutschland blieb die Ruhe fortan durch die strenge Haltung der Regierungen ungestört, der Tod des vielgeprüften Kaisers Franz von Oesterreich, 2. März 1835, änderte nichts in diesem Staate, denn unter seinem Sohn und Nachfolger Franz I. blieb Alles beim Alten und der Fürst Metternich der eigentliche alleinige Leiter des Kaiserreiches. In Bayern genoß der König Ludwig I. mit dem Ruhme, der vorzüglichste Griechenfreund mit Wort und That zu sein, die Früchte seiner Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Volkes, indem sein zweitgeborner Sohn Otto von den drei Großmächten England, Frankreich und Rußland, welche das Loos Griechenlands bestimmten, zum Könige dieses Landes, 7. Mai 1832, ernannt wurde. Bis zu seiner Volljährigkeit waltete eine Regentschaft, deren vorzüglichste Mitglieder der Graf Ludwig von Armannsperg und der bayerische Staatsrath Maurer waren. Durch diese erhielt das neue Griechenland die erste staatliche Einrichtung mit Athen als Residenz und einem trefflichen Gesetzbuch.

Einen noch größeren Ruhm erlangte Ludwig als der Wiedererwecker der Künste in Deutschland. Die seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit wenigen Unterbrechungen fortdauernden Kriege hatten am Marke des Volkes gezehrt, die Macht und den Reichthum der Städte und Fürsten vernichtet und damit auch den Künsten ihren Lebensquell zur Fortentwickelung entzogen. Die großartigen Baudenkmäler früherer Zeit, die ehrwürdigen Dome harrten vergebens ihrer Vollendung, weder die Städtegemeinden, noch die Fürsten hatten Mittel und Neigung genug, dieselben fortzuführen oder neue ähnliche Bauten zu gründen und nur in der Errichtung

einiger Residenz- und Lustschlösser und deren Ausschmückung ward den Künstlern eine selten gewährte Gelegenheit, ihre Kräfte zu zeigen. Und dies geschah nicht in freier Selbstthätigkeit, sondern im Nachbilden und zumeist nur im Nachäffen dessen, was in Frankreich die Künstler je nach dem Gebote der Könige und der Laune einer ausschweifenden Phantasie geschaffen hatten. Davon zeugt noch jetzt der Anblick solcher sogenannten Kunstwerke. Nur dadurch, daß die größeren deutschen Fürsten, insbesondere die Hohenzollern in Preußen und die Wittelsbacher in der Pfalz und in Bayern, und die Habsburger in ihren Residenzen Kunstsammlungen anlegten und Bilder erwarben und Malerakademien errichteten, fristeten die Künstler ihr Leben, jedoch seltener in eigenen Schöpfungen als im Nachbilden wirkend. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wurden die Akademien in Berlin und Dresden gestiftet, später die in Wien und noch später die in Düsseldorf und München. Allen diesen Anstalten und den anderwärts bestehenden Kunstschulen galt die von Nürnberg als Muster, in welcher ehemals durch ihre Künstler berühmten Stadt die Kunstthätigkeit, wenn auch zumeist nur im Gewerbe, nie ganz erloschen war.

Aber die Wirksamkeit dieser Akademien beschränkte sich zumeist auf die Nachbildung der als vorzüglich anerkannten oder dafür geltenden Werke älterer Künstler oder der steifen Modelle, denn nicht die Natur galt als Lehrerin, sondern nur die Schule. Dieser engherzigen Beschränkung zu entgehen, wendete sich Jeder, welcher Höheres in der Kunst anstrebte, nach Italien. Dort fand er nicht blos die alten in vielen Museen zugänglichen, plastischen, unübertroffenen Kunstwerke der Griechen und Römer, sondern auch die besten der neueren Zeit, dort förderte insbesondere die Malerei gerade seit dem Ausgange des Mittelalters bis herein in die Gegenwart ihre herz- und augenerfreuenden Schöpfungen zu Tage, dort weckte der Anblick der herrlichen Bauten den Sinn für Schönheit und erhob den Geist.

In Rom fanden sich mehrere Kunstjünger aus Deutschland im traulichen anregenden Verkehr zusammen, schufen unter beschränkten Verhältnissen, nur dem Studium der alten Kunstwerke und der Natur lebend, ansprechende Gemälde aus der heiligen und weltlichen Geschichte mit dem Stifte, seltener in Oel und auf Wandflächen in Freskomalerei: Jak. Carstens, J. A. Koch, J. Chr. Reinhardt, Overbeck u. A. So traf sie Bayerns Kronprinz Ludwig auf seinen Reisen in Italien, und schon vorher ein eifriger Kunstfreund und einsichtsvoller Kenner, faßte er damals den Entschluß, in Bayern den Künsten eine Heimath zu gründen. Damals schon erwarb er durch Vermittelung des Bildhauers Wagner aus Würzburg einen in seiner Art einzigen Schatz alter plastischer Kunstwerke, welche er später in einem eigens dafür aufgeführten Bau — der Glyptothek — aufstellen ließ, in dessen Nähe dann später die beiden Gebäude zur Aufnahme der

Gemäldesammlungen — die Pinakotheken — sich erhoben. In diesen monumentalen Bauwerken waren die drei Künste Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei vereinigt und alle drei blieben auch fortan in den unmittelbar auf einander folgenden großartigen Schöpfungen des Königs thätig: im Residenz- und Festsaalbau, in den Kirchen und anderen Bauwerken. München erlangte durch diese und seine zahlreichen Künstler einen über ganz Europa und weiter sich erstreckenden Ruhm. Als die gefeiertsten Schöpfungen des Königs Ludwig I. gelten die Walhalla bei Regensburg, die Siegeshalle bei Kelheim und die Ruhmeshalle mit der kolossalen Bavaria bei München. In diesen drei dem Ruhme Deutschlands und Bayerns insbesondere gewidmeten Monumenten entfaltete die Plastik in einzelnen in Marmor oder im Erzguß dargestellten Figuren und in Gruppen eine Würde und Anmuth, welche an die Werke der Alten erinnert. Als die ausgezeichnetsten Künstler von den Dahingeschiedenen werden stets genannt: Rauch, Rietschel, Schwanthaler, Stieglmeier.

Durch die Ausführung der genannten und vieler anderer Aufträge des Königs erwachte und blühte in München eine Kunstthätigkeit, wie kaum jemals früher in solchem Grade in einer Stadt und verbreitete sich nach allen größeren Städten, insbesondere nach Berlin und Wien. Es entstanden in denselben großartige Bauten für öffentliche und Privatzwecke: Theater, Rathhäuser, Parlamentshäuser, Bauten für musikalische und wissenschaftliche Vorträge, Gebäude zur Aufnahme von Bilder- und Büchersammlungen, einer Universität mit ihrem Zugehör oder eines Polytechnikums, einer Akademie der bildenden Künste und andere, alle diese Bauwerke ersonnen und ausgeführt in großartigen harmonischen Formen. Die neuen Wohnhäuser des Adels und der Bürger erscheinen freundlich von außen und zweckmäßig eingetheilt mit hellen luftigen Räumen im Innern.

Zur Ausschmückung großer und kleiner Wandflächen gesellte sich zur Bau- und Bildhauerkunst die Malerei, welche ihre großartigen Darstellungen meistens in lebhaften Fresken gibt, oder auf Leinwand oder Holz in Oelfarben die Schöpfungen ihrer Phantasie zur Anschauung bringt: Schlachtenbilder, öffentliche Aufzüge, Volksfeste, lyrisch-idyllische Scenen, Bildnisse von Männern und Frauen oder selbst von Thieren. Bleibenden Ruhm erwarben sich durch solche Darstellungen: Adam, Dietz, Genelli, Ruben, Schwind, Stieler, Stilke, Begas, Lindenschmit u. A.

Die Landschaftmalerei, früher blos als Hintergrund oder Beiwerk auf den Gemälden erscheinend, rang sich zur Selbständigkeit empor und schildert die Natur in ihren Erscheinungen, nach ihrem Eindrucke auf das Auge und das Gemüth des Künstlers und des Beschauers: großartige Gebirgslandschaften oder stille Waldeinsamkeit, Sonnen-Untergang und Aufgang, das sturmbewegte Meer u. A.

Ein bleibendes Andenken bewahrten sich die Landschafter: Morgenstern, Haushofer, Rottmanner, Achenbach, Zimmermann, Heinlein u. A. In München entstand eine Malerschule, aus welcher eine Menge trefflicher Künstler hervorging, welche als Vorsteher an andere Akademieen berufen wurden und deren Werke sich weithin Beifall errangen. Der Aufschwung und Ruhm der Münchener Akademie, die schon unter den beiden Künstlern — Langer — blühte, begann mit Peter Cornelius, der, vom Könige Ludwig an die Spitze derselben berufen, in München und später in Berlin bis in sein hohes Alter seine schöpferische Thätigkeit bewahrte und sie vorzüglich in großartigen Darstellungen in Fresken entfaltete, indem er in der Glyptothek den ganzen Olymp und die wirksamsten Scenen aus der Ilias, in der Pinakothek Scenen aus dem Leben berühmter Maler und in der Ludwigskirche das jüngste Gericht in ergreifender Weise darstellte. Unter den vielen von ihm gebildeten Schülern überragte Wilhelm Kaulbach den Meister selbst in der Erfindung und Ausführung der großartigsten Stoffe, von welchen am meisten bekannt sind: die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems, Homer und die Griechen. Neben diesen Meistern wirkte Heinrich Heß auf das Gemüth durch seine Darstellungen in der Allerheiligen Kirche und in der Basilika.

Die vorzüglichsten Werke der Künstler sind größtentheils durch treffliche Stahlstiche, durch Nachbildungen auf Stein oder Holz oder durch die sogenannten Lichtbilder (Photographien) vervielfältigt und überall hin verbreitet. Durch diese und durch die über ganz Deutschland thätig wirkenden Kunstvereine wurde und wird der Sinn für die Künste im Volke geweckt und erhalten und ein Markt für den Absatz ihrer Werke eröffnet. Schon zeigt sich das Gewerbe im Nachbilden schöner Formen eifrig. Indessen richtete sich die Theilnahme des Volkes für die Kunstschöpfungen der Gegenwart auch im erhöhten Maaße auf die Baudenkmale der Ahnen, und was durch die Ungunst der Zeiten unvollendet geblieben, sollte ausgeführt werden ganz im Geiste der Meister, die dahingeschieden. Und durch die Unterstützung der Könige von Preußen und Bayern und die freiwilligen Geldbeiträge des Volkes geht der herrliche Dom in Köln seiner Vollendung entgegen, als ein Wahrzeichen deutschen einmüthigen Strebens; die beiden Thürme des Domes in Regensburg sind zur ursprünglich bestimmten Höhe aufgerichtet, und da und dort sind in die großen Fenster Glasgemälde in schimmernder Farbenpracht eingefügt. Die verloren gegangene, ehemals in Deutschland geübte Kunst, Farben in Glas einzuschmelzen, wurde in München wieder erweckt und nicht blos für kirchliche Zwecke, sondern auch zum Schmuck für fürstliche und bürgerliche Wohnungen vielfach angewendet. Nicht blos nach England und durch Europa, sondern auch nach Amerika hinüber gingen die Glasgemälde und zeugen von deutscher Kunst. Mit solchen wird auch der Dom in Ulm geschmückt werden, dessen Ausbau bevorsteht.

Während die bildenden Künste ihre unvergleichlichen Werke schufen, ließ auch die Poesie ihre Stimme in den mannigfaltigsten Weisen fort und fort ertönen. Unter den vielen Sängern, welche wie in einem großen Tonwerke je nach ihrer Weise Theil nehmen, gelten von den Verstorbenen als die Vorzüglichsten: Uhland und Platen. Jener strömte seine patriotischen Gefühle in kräftigen Gesängen aus, dieser aber zeigte sich als Meister im Bau seiner Verse, besonders in seinen satyrisch-dramatischen Dichtungen und lieblich ansprechenden Erzählungen. Rückert's Muse holte aus dem Orient einen nie verwelkenden Kranz lieblicher Dichtungen, der aus Frankreich eingewanderte und ganz zum Deutschen gewordene Chamisso und der biedere Hebel sprechen in ihren Gedichten die edelsten Gefühle ihrer eigenen Seele und die des Volkes aus. Bekannt sind Auersperg (Anastasius Grün) und Grillparzer, Hebbel, Heine u. A.

Als Tondichter übertraf die mit ihm zu gleicher Zeit lebenden Kunstgenossen Beethoven, geb. in Bonn, gest. in Wien, der das ganze Gebiet der Musik als Meister beherrschte, indem er für die geistige Bewegung und die mächtigen Zeitströmungen den rechten entsprechenden musikalischen Ausdruck fand. Seine Kunst ergreift die ganze Seele und trägt sie zu höheren Sphären empor. Beliebt sind noch fortwährend die Tondichtungen Schubert's, Spohr's, der Brüder Lachner und insbesondere C. M. Weber's, dessen liebliche Melodieen noch immer das Volk erfreuen. Und daß diese Kunst noch immer die schönsten Kränze ihren Meistern erringt, dafür sorgen alle, die jetzt noch in voller Kraft wirken. Als ein gewaltiger Meister in Wort- und Tonbildung wird jetzt Richard Wagner von Vielen gepriesen.

Kirchliche Zustände.

Weil der Papst auf dem Wiener Congreß die Wiederaufrichtung der geistlichen Fürstenthümer nicht erreicht hatte, suchte er mit Anwendung der alten erprobten Mittel und mit Hülfe neuer seine Macht im Stillen auszubreiten und zu befestigen. Dazu waren ohnehin die Bischöfe in ihrem Gewissen und durch besondere Eide verpflichtet, und in seinem und ihrem Dienste wirkten die Geistlichen und alle die über ganz Deutschland verbreiteten Mitglieder der verschiedenen Orden und insbesondere die seit der Wiedererweckung ihres Ordens ungemein thätigen Jesuiten. Dazu sollten auch die weiblichen Orden durch die ihnen anvertrauten Schulen in Heranbildung der Mädchen und durch diese auf das nachfolgende Geschlecht wirken. Und wie in Deutschland damals jede politische Bewegung niedergehalten wurde, so galt in der katholischen Kirche fortwährend

als erste unabweisbare Forderung: Alles zu glauben, was dieselbe — das heißt der Papst — vorschreibt, und nicht zu untersuchen. Weil aber der menschliche Geist stets nach Wahrheit strebt, wollten einige geistliche Lehrer auf den Hochschulen und Andere, unter ihnen als die Vornehmsten Hermes, Professor in Bonn, und Günther in Wien, die christliche Lehre durch philosophische Beweise als die wahre Religion bekräftigen. Doch ihre Schriften wurden alsobald von Rom mit dem Bann belegt; denn was die Kirche lehre, bedürfe keines Beweises, da sie vom heiligen Geiste geleitet werde. Die philosophische Forschung wurde auf jede Weise verdächtigt und die theologischen Lehrer mußten in herkömmlicher Weise zu lehren fortfahren auf den Universitäten, Lyceen und Gymnasien, und die Einprägung der von der Kirche vorgeschriebenen Glaubenssätze und die genaue Beobachtung der kirchlichen religiösen Uebungen war in den Augen der römischen Curie das vorzüglichste Merkmal eines gut katholischen Christen.

In dieser Beziehung galt Bayern bald wieder in Rom wie ehemals als die treue Provinz, geleitet zunächst von dem in München ständigen Nuntius. Der König Ludwig I. aber förderte, insbesondere später mit dem Minister Abel, das Streben der römischen Curie zur Befestigung ihres Ansehens, indem er eine strenge Ueberwachung der kirchlichen Lehre durch die Beamten handhaben ließ. Das that er mit vollem Vertrauen und in der Absicht, durch das glaubensfeste Volk werde am Wenigsten die Ruhe des Staates gestört. Er selbst dachte über kirchliche Dinge ganz frei, aber es war bei ihm Grundsatz: das Volk muß glauben. Deswegen begünstigte er auch zumeist die Künste und nicht die Wissenschaften. Als ein wahrer Selbstherrscher wahrte er sein Ansehen und seine Macht dem Papste gegenüber und welchen Mann er zum Bischof ausersehen hatte, den ließ er sich vom Papste nicht zurückweisen. Eben so wahrte er seine Oberherrlichkeit gegen die Bischöfe und bekannt ist seine Aeußerung gegen einen Bischof von Würzburg: „Sie glauben, der Herzog von Franken zu sein? Der bin Ich!“ und die andere: „Wer gegen den Papst ist, der ist gegen Mich“. Und Roms Einfluß ward immer sichtbarer in Bayern und von Jahr zu Jahr mehrten sich die Klöster und religiösen Bündnisse.

Diese verbreiteten sich ganz im Stillen auch im Königreiche Preußen und Friedrich Wilhelm III., der durch Unglück hart Geprüfte, fand sich nicht eher veranlaßt, den römischen Plänen zu wehren, als bis der Friede des Staates offen gefährdet wurde. Seit mehr als einem Jahrhundert wurden in Preußen die gemischten Ehen zwischen Katholiken und Protestanten von den Geistlichen eingesegnet und es bildete sich das Gewohnheitsrecht, daß die Kinder — wenn nicht anders vorher bestimmt war, — je nach dem Geschlechte, dem Glauben der Eltern folgten. Im Jahre 1825 aber verfügte die Regierung, daß sämmtliche Kinder im Glauben des Vaters sollten

erzogen werden. Weil sich aber häufiger protestantische Männer mit katholischen Mädchen vermählten als umgekehrt und dadurch für das Wachsthum der katholischen Kirche Gefahr entstand, so wendeten sich die rheinischen Bischöfe an den Papst um Verhaltungsnormen. Dieser entschied darauf, 25. März 1830, die gemischten Ehen dürfen nur dann mit kirchlicher Feier eingesegnet werden, wenn das Brautpaar vorher gelobt, die sämmtlichen Kinder katholisch erziehen zu lassen. Aber durch die preußische Regierung veranlaßt, duldeten die Bischöfe die Einsegnung gemischter Ehen nach der bisher üblichen Weise. Diese zu achten, gelobte auch der Weihbischof Clemens Droste zu Vischering vor seiner Ernennung zum Erzbischofe von Köln, 1836, gebot aber darauf seiner Geistlichkeit, fortan nur nach dem Befehle des Papstes zu handeln. Und alsobald begannen die Geistlichen ihre Wirksamkeit im Sinne der päpstlichen Vorschrift im Beichtstuhle, vor der Einsegnung und im häuslichen Kreise zu entfalten und den Frieden der Einzelnen und Familien zu stören. Vergebens erinnerte die preußische Regierung den Erzbischof an sein früher gegebenes Versprechen, er nahm seine Befehle nicht zurück, verfolgte zugleich die geistlichen Schüler und Anhänger des Hermes und verbot überhaupt den Besuch der Vorlesungen der ihm mißliebigen Professoren und wirkte ganz im Sinne des Papstes. Darauf ließ ihn die Regierung, 20. Nov. 1837, nach der Festung Minden abführen und untersagte den Geistlichen jeden Verkehr mit ihm. Dasselbe Schicksal theilte mit ihm wegen gleicher Ursachen der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen.

Darüber entstand unter den Katholiken in ganz Deutschland eine große Aufregung, als werde die katholische Kirche verfolgt. In Bayern aber wirkte der König Ludwig I. für die Erhöhung derselben und befahl, daß an den großen kirchlichen Feierlichkeiten auch die protestantischen Soldaten und Offiziere, gleich den katholischen in Reih und Glied aufgestellt, Theil nehmen sollten. Dagegen ging dann durch Deutschland der Ruf: Die bayerische Regierung regiere ohne Rücksicht auf die Protestanten, welche doch einen Dritttheil der Bevölkerung Bayerns darstellen, ganz im römisch-katholischen Sinne. Und um den protestantischen mitten in katholischer Bevölkerung lebenden Gemeinden durch freiwillige Beiträge die Mittel zur Feier des evangelischen Gottesdienstes zu verschaffen, wurde der Gustav-Adolf-Verein gegründet, der sich schnell über Deutschland verbreitete, in Bayern jedoch verboten wurde. Und so wurde denn der unselige religiöse Zwiespalt wieder erweckt und gesteigert und von beiden Seiten dauerten die Klagen über Gewalt in den heiligsten Angelegenheiten fort.

In der protestantischen Kirche selbst wurden große Zerwürfnisse offenbar und vergebens bemühte sich der König Friedrich Wilhelm III., den inneren Frieden durch die von ihm angeordnete Vereinigung des lutherischen und kalvinischen Glaubensbekenntnisses herzustellen

und eine einheitliche Kirche zu schaffen. Die Bekenner des strengen lutherischen Glaubens — die Altlutheraner — blieben der beabsichtigten Vereinigung — der Union — fern, Andere wollten sich mehr den Lehrsätzen und Formen der katholischen Kirche nähern, wieder Andere wollten den Staat ohne bestimmte Religionssätze. Erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. im Jahr 1840 brachte wieder einige Ruhe unter den religiösen Parteien. Er entließ die beiden Erzbischöfe ihrer Haft und setzte sie wieder in Amt und Würde ein; doch ernannte der Erzbischof von Köln dem geplanten Uebereinkommen mit der Regierung zu Folge den Bischof Geissel von Speier zu seinem Coadjutor und Nachfolger, der alsobald die erzbischöfliche Geschäftsführung übernahm und nach Droste Vischering's Tode (1845) als Erzbischof von Köln vermittelnd und geachtet zwischen Katholiken und Protestanten wirkte.

Plötzlich drohte in der katholischen Kirche sich eine Spaltung wegen geringer Ursachen geltend zu machen. Denn als im Okt. 1844 der sogenannte heilige ungenähte Rock als ein wunderthätiges Kleid Jesu mit großer Feierlichkeit in Trier von der Geistlichkeit öffentlich ausgestellt wurde und die Wallfahrer in Schaaren zur Verehrung des Heiligthums herbeiströmten: da schrieb der Priester Johannes Ronge aus Laurahütte in Schlesien öffentlich gegen die sonderbare Feier als ein Götzenfest. Der offene Brief wurde verbreitet und fand Beifall, und Flugschriften für und gegen folgten rasch aufeinander. Ein anderer Geistlicher, Czerski in dem preußisch-polnischen Städtchen Schneidemühl war mit Ronge gleicher Gesinnung und beide wirkten und warben zum Abfall von der katholischen Kirche. Bald gewannen sie immer mehr Anhänger und schon bildeten sich einzelne Gemeinden in Preußen, Sachsen, Baden, Würtemberg und Hessen, und die Führer dachten an nichts Geringeres, als eine neue der römischen entgegengesetzte christliche Kirche in Deutschland zu errichten und die Gemeinden hießen sich deshalb Deutschkatholiken. Daß ihr Vorhaben von so Vielen unterstützt wurde, galt als ein Beweis, daß die seit Jahrhunderten gepflegten und stets vermehrten Mißbräuche in der katholischen Kirche endlich erkannt und deren Besserung ernstlich gewünscht wurden.

Aber bald entzweiten sich die beiden Führer, Ronge's Plänen einer demokratischen Richtung, einer freien Kirche, stellte Czerski seinen Plan einer christkatholischen Gemeinde nach den Grundsätzen der ersten christlichen Kirche gegenüber. Beide Richtungen gewannen Anhänger, den Rongeanern schlossen sich die protestantischen Lichtfreunde an und alle, die mit der katholischen Kirche zerfallen waren. Aber das Volk selbst blieb diesem Treiben ferne, weder die Führer selbst, noch deren unklare Absichten und Lehren waren geeignet, dasselbe zu gewinnen; in Bayern und Oesterreich wurden sie anfangs durch strenge Maßregeln fern gehalten, und als sie in der Folge in Bayern Duldung erlangten, fand sich die Regierung doch bald veranlaßt,

den kleinen Gemeinden ihre ferneren Versammlungen zu verbieten und sie für immer aufzulösen. Sie hatten ihren religiösen Charakter ganz verloren. In einigen anderen Staaten dauerten sie unbeirrt und unbeachtet fort, und der sogenannte Deutschkatholicismus ging wie ein unbedeutendes Meteor vorüber. Aber das Streben nach einer kirchlich-religiösen Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse blieb nicht nur unter den Gebildeten, sondern auch im Volke lebendig.

Die Stürme der Jahre 1848 und 1849.

In die seit Jahren insgeheim und offen, trotz der strengen Wachsamkeit der Fürsten, genährten kirchlichen und staatlichen Bestrebungen, fiel wie ein Blitz mit lautem Donnerschlag die Nachricht: Ludwig Philipp, der als Bürgerkönig Frankreichs früher gepriesene, habe, durch einen furchtbaren Volksaufstand gedrängt, der Regierung zu Gunsten seines Enkels — des Grafen von Paris — entsagt, der Pöbel aber die Republik ausgerufen, 24. Februar. Dieses Ereigniß wirkte zuerst betäubend, dann fieberhaft aufregend auf alle Völker Deutschlands. Alle seit langer Zeit gehegten Wünsche und Hoffnungen traten mit einer Uebereinstimmung und Entschiedenheit auf, wie niemals früher. Jetzt forderte man die völlige Umgestaltung des gesammten Deutschlands zu einem einzigen Ganzen unter einer oberleitenden Gewalt, daß im Inneren die nöthigen Verbesserungen und nach außen das ehemals so mächtige Ansehen des deutschen Volkes wieder hergestellt würde. Es schien entschlossen, die Durchführung der gemachten Verheißungen diesmal mit Gewalt zu erzwingen, die Bewegung in den Residenzstädten und in den größeren Landstädten wurde immer heftiger, schon erregte der Pöbel Unruhen und früher in Deutschland kaum für möglich gehaltene Ausschweifungen fielen vor. Im Fürstenthum Hechingen hatte sich der Fürst vor den Aufständischen nach Stuttgart geflüchtet, in Oberfranken wurden Grausamkeiten gegen Adelige und Juden verübt, die Bauern erhoben sich da und dort gegen ihre Gutsherren und Personen und Eigenthum waren gefährdet.

An die in Baden einberufenen Landstände ergingen die dringendsten Forderungen um Einführung der Preßfreiheit und der Schwurgerichte, einer Bürgerwehr unter frei gewählten Führern und eines deutschen Parlamentes, aus den Vertretern des deutschen Volkes dem Bundestag als dem Vertreter der Fürsten zur Seite gestellt.

Die badische Regierung gewährte so viel in ihrer Macht stand, in Heidelberg aber traten am 5. März 51 Männer zusammen, über

die Neugestaltung Deutschlands zu berathen, und am 10. März erging vom Bundestag die Aufforderung an alle deutschen Regierungen: Männer des Vertrauens nach Frankfurt zu senden zur Besprechung der wichtigsten Angelegenheiten. Und von allen Gegenden her kamen die erfahrensten Männer, meistens berühmte Redner in den Ständeversammlungen oder tüchtige Rechtsgelehrte, welche miteinander als Vorparlament die Zusammensetzung und Einberufung des künftigen deutschen National-Parlamentes beriethen.

Während dessen griffen in Westphalen, in Schlesien und im Riesengebirge die Aufstände um sich, die Arbeiter zertrümmerten Fabrikgebäude und Maschinen und der König von Preußen ward stürmisch um Gewährung einer wahren Volksvertretung angegangen. In Bayern berief der König schon auf den 15. März die Stände zusammen zur Berathung umfassender Gesetzesvorlagen über die wichtigsten Volksangelegenheiten, und im festen Vertrauen auf die Ausführung der gegebenen Verheißungen beruhigte sich das Volk. Studenten, Künstler und Bürger bildeten in München schnell eine mächtige Landwehr zum Schutze des Eigenthums und des Friedens der Stadt, den Sendlinge von Frankreich vergebens zu stören suchten. Das Beispiel Münchens ward von den anderen Städten Bayerns nachgeahmt, die Versuche zur Ruhestörung wurden schnell unterdrückt und es floß kein Blut. Aber die ganze österreichische Monarchie wurde durch die Nachricht von der Pariser Revolution im Tiefesten aufgeregt: Ungarn wollte ein selbständiges Reich bilden, Aehnliches verlangte man in Böhmen, und Wien gerieth in eine fieberhafte Bewegung, welche insbesondere durch die Studenten veranlaßt und unterhalten ward, in stürmischen Verhandlungen wurden Adressen an den Kaiser entworfen um Gewährleistung der Preßfreiheit, um Neugestaltung des Reiches, um Volksvertretung. Der bisher alles leitende Fürst Metternich glaubte, den Sturm durch das Einschreiten des Militärs und durch Gewährung einzelner Forderungen noch beschwören zu können, aber bald sah er und der Kaiser sich immer heftiger bedrängt, und dieser enthob den Fürsten wie auf dessen Bitten der Amtsverwaltung (14. März). Er ging nach England. Darauf folgten durch den Pöbel Plünderung und Zerstörung, alle Ordnung ward aufgelöst, die allgemeine Bewaffnung gestattet und damit eine wahre Pöbelherrschaft eingeführt.

Dieselben Stürme erhoben sich in Preußen gegen den König, der dem Andringen um Preßfreiheit und Umgestaltung des Landtages widerstand, und das Eine und das Andere zu gewähren, nur einer eigenen Entschließung vorbehielt. Die durch das Zögern des Königs erzeugte Aufregung wurde durch die Nachrichten von den Wiener Vorgängen und durch auswärtige Hetzer, insbesondere von Polen, gesteigert, aber die da und dort in Berlin sich bereits zeigenden stürmischen Ansammlungen von Volkshaufen durch das Militär zerstreut. Gegen dieses richtete sich darauf der ganze Haß des Pöbels und er forderte

schreiend die Entfernung desselben. Als jedoch der König am 17. März die Presse unter einigen gesetzlichen Beschränkungen frei gab und Umgestaltung der Verfassung versprach, schien für den Augenblick die Ruhe zurück zu kehren, doch blieb der Haß gegen das Militär und heftiger wurden die Forderungen um die Entfernung desselben und die Herstellung einer Bürgerwehr zur Bewachung der Stadt, welche eigens dazu abgeordnete Studenten und Bürger dem Könige überbringen sollten. Während dessen sammelten sich Volkshaufen vor dem königlichen Schlosse, das Militär zog heran, dieselben zu zerstreuen, da fielen zwei Schüsse zufällig oder absichtlich und ungewiß von Wem, die Masse stob auseinander, schrie durch die Stadt über Verrath und Mord, rief alles Volk zu den Waffen und innerhalb weniger Stunden erstanden in allen Straßen Barrikaden. Das Militär rückte dagegen an und zertrümmerte sie durch Kartätschenschüsse, der Kampf zwischen den Soldaten und dem Volke wurde immer heftiger, da auch wohlhabende Bürger daran Theil nahmen, und dauerte bereits seit drei Tagen. In der Nacht vom 18—19. März aber erfolgte eine grauenvolle Schlächterei und erst als das Militär auf den Befehl des Königs die Stadt verließ, ward es ruhiger, die Bürger erhielten Waffen aus dem Zeughause, um zur Herstellung der Ordnung mitzuwirken. Der Prinz Wilhelm von Preußen, gegen welchen die Erbitterung damals am heftigsten war, als habe er dem Könige, seinem Bruder, zu den scharfen Maßregeln gerathen, mußte Berlin verlassen und ging nach London.

Zwar in Bayern und insbesondere in München ward trotz einzelner Pöbelausbrüche die Ordnung erhalten; aber die gewaltigen Ereignisse, welche von allen Seiten über Deutschland hereinstürmten, die zahllosen und oft stürmisch an den Thron gebrachten und schnelle Gewährleistung heischenden Wünsche, welche der König Ludwig von Bayern nicht befriedigen zu dürfen glaubte, veranlaßten ihn, am 20. März, zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II., die Krone niederzulegen. Und der neue König erschien in der Ständeversammlung und verkündete unter allgemeinem Jubel der Versammelten, welche Gesetzesvorlagen er an sie bringen werde zur Verbesserung der staatlichen Zustände, wie die Zeit und Deutschlands Wohl sie nothwendig mache. Der König von Preußen aber, erschüttert durch die unter seinen Augen sich offenbarende Macht des Zeitgeistes, war entschlossen, sich diesem ganz hinzugeben und erließ am 21. März eine Ansprache „an die deutsche Nation“, erklärend, er stelle sich an die Spitze von ganz Deutschland zu dessen Rettung und wolle als konstitutioneller König dessen Führer sein. Und es ward verbreitet: Preußen solle in Deutschland aufgehen. Die Erklärung des Königs aber fand weder in Preußen selbst allgemeinen Beifall, noch viel weniger bei den Fürsten und Völkern in Süddeutschland; insbesondere in Baden trachtete vielmehr die Umsturzpartei, ermuthigt durch Arbeiterhaufen, die von Frankreich eindrangen, alle Gewalt an sich zu reißen.

Am Bodensee und auf dem Schwarzwalde wurden zahlreiche Volksversammlungen gehalten, den brodlosen Arbeitern und Handwerkern in den Städten eine glänzende Zukunft gezeigt, die tollkühnen, nach der Herrschaft lüsternen Führer entflammten die um sie versammelten Abenteurer zu jedem Wagniß, während das Landvolk sich ferne hielt. Und auf den Antrag des Advokaten Struve beschloß eine solche Versammlung zu Freiburg in Breisgau, die Fürsten zu vertreiben und Deutschland in eine Föderativ-Republik umzugestalten. Für diesen Plan hoffte Struve die in Frankfurt tagenden Vertrauensmänner zu gewinnen; als aber diese in ihrer ersten Sitzung (31. März) seinen Antrag verwarfen, kehrte er mit seinen Genossen mit Groll im Herzen nach Baden zurück und forderte durch die Presse und in Versammlungen das Volk offen zum bewaffneten Aufstande auf. Auf dieses ermannte sich die Kammer der badenschen Abgeordneten, der deutsche Bund wurde gegen die Umsturzpläne aufgerufen, Bundestruppen zogen heran, Struve und sein Freund Advokat Hecker eilten nach dem Seekreis und brachen mit ihrer kleinen Schaar nach dem Schwarzwald auf (Mitte April).

Indessen hatte sich das Vorparlament (3. April) aufgelöst, nachdem es fünfzig Männer als bleibenden Ausschuß gewählt hatte, dessen Thätigkeit bis zur Eröffnung der allgemeinen auf den 1. Mai einberufenen Nationalversammlung dauern sollte. Der Ausschuß versprach dem Hecker Verzeihung, wenn er die Waffen niederlege, er aber entgegnete mit Hohn und Spott und zog gegen den Rhein herab, größeren Zuzug erwartend, weil sich Konstanz und Offenburg für die Republik erklärt hatten. Bei Kandern traf er auf die unter dem General Fried. von Gagern vereinigten Hessen und Würtemberger. Dieser wollte Blutvergießen hindern und hoffte ihn bei einer persönlichen Unterredung zur Besinnung zu bringen. Als er aber, von diesem zurückgewiesen, sich wendete, ward er von Freischärlern verrätherischer Weise erschossen, worauf die Bundestruppen im Sturm vordrangen und den tollen Haufen schlugen und zerstreuten. Hecker entkam nach der Schweiz. Zwar erhob sich der Aufstand auf's Neue in und um Freiburg und Mannheim, wurde aber vom Bundesmilitär — Bayerns, Hessens und Nassaus — niedergeschlagen und die Städte besetzt. Als die von den Aufständischen gerufene demokratische Legion aus Paris — ein Haufen brodloser Arbeiter und Abenteurer aus allen Nationen unter Anführung des Dichters Herwegh — in Straßburg einzog und von dem Geschehenen hörte, verließen ihn Viele, die Uebrigen gingen mit ihm über den Rhein und wurden vom würtembergischen Militär zerstreut oder gefangen genommen (27. April). Herwegh flüchtete nach der Schweiz. So endete der sogenannte Hecker-Sturm.

Während darauf durch ganz Deutschland eine andere Bewegung friedlicher Art ging, indem das Volk und die Fürsten nach den Männern des Vertrauens forschten, sie in's Parlament nach Frank-

furt zu senden, lenkte ein wichtiges Ereigniß den Blick Aller nach Schleswig-Holstein. Am 28. Januar 1848 war der König Christian VIII. von Dänemark gestorben, welcher einige Jahre früher durch einen offenen Brief erklärt hatte, die deutschen Fürstenthümer ganz mit Dänemark vereinigen zu wollen, aber doch nicht gewagt hatte, diesen Plan gegen den Willen derselben durchzuführen.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. hoffte dieses jedoch zu erreichen, nahm den offenen Brief, der eine große Aufregung in den Fürstenthümern erzeugt hatte, nicht zurück, sondern erklärte in einem Ausschreiben über eine Gesammtverfassung des Königreiches: die Einverleibung des Herzogthums Schleswig in den dänischen Gesammtstaat solle bald vollzogen werden, die des Herzogthums Holstein ward in nahe Aussicht gestellt. Dagegen aber erklärten die Stände der beiden Herzogthümer: Sie stehen unter dem Könige von Dänemark nur in so fern, als er durch die Wahlurkunde des Hauses Oldenburg beschränkter Herzog für Schleswig-Holstein sei, sie seien ein grundgesetzlich von Dänemark verschiedener Staat. Und ihre Abgeordneten suchten den König zur Zurücknahme seines Ausschreibens zu vermögen. Aber die Volkspartei in Kopenhagen drängte ihn, Schleswig von Holstein zu trennen, dieses könne bei Deutschland bleiben, jenes müsse, wenn nöthig, selbst mit Waffengewalt Dänemark unterworfen werden. Und der König antwortete den Abgesandten in diesem Sinne. Darauf erklärten aber die Herzogthümer, welche fortan treu zusammen stehen wollten, der König sei in seiner Entschließung nicht frei, und errichteten eine provisorische Regierung, in welcher auch der Prinz Friedrich von Augustenburg war, zur Wahrung der Rechte des Landes und des angestammten Herzogs. Die Einwohner und das Militär der Fürstenthümer stimmten bei. Da jedoch die Mittel der Herzogthümer gegen die von Dänemark drohende Gewalt nicht ausreichten, riefen sie in Berlin und Frankfurt Deutschlands Hülfe an, und alsobald strömten aus allen Gauen Freischaaren zum Kampfe für Schleswig-Holstein herbei. Die vorrückenden Dänen wurden zurückgeschlagen, darauf übertrug der deutsche Bund an Preußen die Vermittelung zur Einstellung der Feindseligkeiten und der Räumung der deutschen Länder von dänischen Truppen. Die Herzogthümer sollten in den deutschen Bund aufgenommen und die provisorische Regierung anerkannt werden. Die Preußen rückten im Sturme vor, die Dänen wurden vom Festlande vertrieben, Schleswig von den Deutschen besetzt und Alles schien für die Herzogthümer gewonnen.

In Oesterreich, besonders in Wien, dauerte indessen die unruhige Bewegung fort, die Minister wechselten, die am 25. April gegebene Verfassung fand nicht überall günstige Aufnahme und als die Regierung einen aus Studenten und Nationalgardisten gebildeten Verein nicht anerkennen wollte, erhob sich 15. Mai von Neuem ein furchtbarer Aufstand. Die akademische Legion, begleitet von National-

garden, zog gegen die Burg, und der Kaiser, auf's Höchste bedrängt, bewilligte ihre Forderungen und versprach die Umänderung der Verfassung, verließ aber am zweiten Tage darauf Wien und zog sich nach Innsbruck zurück.

In der Hauptstadt regierte neben dem Ministerium ein aus Studenten, Gemeinderäthen und Nationalgardisten bestehender Sicherheitsausschuß. Die ganze österreichische Monarchie schien sich in einzelne Theile aufzulösen, da in Ungarn und Böhmen die Aufstände sich mehrten. In Prag aber wurde die Empörung durch den Fürsten Alfred von Windischgräz mit Gewalt unterdrückt.

Indeß waren die Abgeordneten zum deutschen National-Parlament gewählt und es ward in Frankfurt am 18. Mai in der Paulskirche eröffnet. Da zeigten sich aber alsobald die Ansichten und Bestrebungen der verschiedenen Parteien im heftigen Widerstreit mit einander, die rechte Seite wollte Deutschlands Verfassung mittelst der Vereinbarung mit den Fürsten gestalten, die Linke aber alle Fürsten beseitigen und Deutschland in eine Republik — einen Bundesstaat — umgestalten; die wahrhaft für Deutschlands Größe und Wohl Begeisterten strebten ein einiges Deutschland zu schaffen, in diesem jedoch die Selbständigkeit der einzelnen Stämme zu wahren, wie sie unter manchen Kämpfen seit Jahrhunderten sich gebildet hatten. Darin stimmte jedoch die Mehrheit überein, vor Allem eine vollziehende Reichsgewalt an die Stelle des Bundestages zu setzen. Nach langen heftigen Wahlkämpfen wurde der Antrag des Präsidenten der Versammlung, Heinrich von Gagern, angenommen und am 29. Juni der Erzherzog Johann als Reichsverweser mit verantwortlichen Ministern gewählt. Der Kaiser von Oesterreich, die Könige und Fürsten billigten die Wahl, der Erzherzog kam 11. Juli in Frankfurt an und der Bundestag übergab sein Amt noch an demselben Tage in die Hand der neuen Reichsgewalt. Aber damit waren die Männer der Linken und alle diejenigen, welche überall Republiken gründen und sich an deren Spitze stellen wollten, unzufrieden, an mehreren Orten bildeten sich demokratische Vereine, welche den Beschlüssen der Nationalversammlung die Anerkennung versagten und zu einer neuen Vertretung aufforderten. Schon wurden hie und da wieder Aufstände erregt und die Wendung der Schleswig-Holstein'schen Sache gab der Umsturzpartei willkommene Veranlassung, gegen die Nationalversammlung zu wirken.

Im Juni landete schwedisches Militär auf Fühnen, schwedische und norwegische Freischaaren schlossen sich den Dänen an, der Kampf gegen die Deutschen, die vom Freiherrn von der Tann geführten Freischaaren, begann heftiger. Aber wieder siegten die Deutschen und die Reichsgewalt in Frankfurt sandte wieder neue Truppen zur Behauptung der Herzogthümer. Da erklärten sich Rußland, Schweden und England für Dänemark; unter den obwaltenden Verhältnissen konnte Deutschland keinen Krieg gegen dieselben führen und die

Reichsgewalt ertheilte Preußen Vollmacht, zu unterhandeln, und dieses schloß unter Schwedens Vermittelung am 24. August zu Malmöe einen Waffenstillstand auf sieben Monate. Jütland und sonst die wichtigsten Punkte auf dem Festlande blieben den Dänen, aber nicht die Herzogthümer Schleswig-Holstein, die unter Preußens Schutze standen. Gegen diese Uebereinkunft erhob sich in der Paulskirche ein furchtbarer Sturm, aber da jene drei Staaten und auch Frankreich sich für Dänemark erklärten und dieses weitere Zugeständnisse in Aussicht stellte, wurde der Vertrag am 16. Sept. mit Stimmenmehrheit bestätigt. Die Minderheit schrie über Verrath, die Gegner galten als Vaterlandsverräther, von allen Seiten her zogen Zuzüge von Demokraten-Vereinen gegen Frankfurt, die schnell aus Mainz herbeigerufenen österreichischen und preußischen Soldaten konnten jedoch den Ausbruch nicht hindern. Bewaffnete Volkshaufen drangen am 18. Sept. gegen die Nationalversammlung, welche mit Mühe von dem herbeieilenden Militär geschützt wurde, indessen begann schon der Kampf in den Straßen und an den Thoren, der Fürst Lichnowsky und der General Auerswald wurden, als sie aus der Stadt ritten, erkannt, verfolgt und vom Pöbel auf grausame Weise ermordet. Die Aufrührer erlitten alsobald eine völlige Niederlage und der Reichsverweser forderte die einzelnen Regierungen zur Handhabung der strengsten Maßregeln gegen die Umsturz-Presse und Vereine auf. Die nach der Schweiz geflüchteten Freischärler beunruhigten indessen durch mancherlei Umtriebe und insbesondere durch aufregende Flugblätter die deutschen Grenzländer und standen fortwährend mit den Demokraten in Frankfurt in geheimer Verbindung und im Vertrauen auf den Sieg derselben kam Struve mit seinen Genossen am 21. Sept. über den Rhein nach Lörrach, erließ den Ruf: „Freiheit, Gleichheit, Wohlstand und Bildung für Alle!" durch die Gründung der Republik und zog landabwärts. Die Haufen wurden aber vom badischen Militär auseinander gesprengt, Struve selbst von den Bauern gefangen genommen und in Freiburg vom Schwurgerichte zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Auch in Oesterreich war die Ruhe noch nicht fest hergestellt.

Der Kaiser Ferdinand war auf das dringende Bitten der Einwohner Wiens und der freigewählten Reichsstände von Innsbruck in die Hauptstadt (12. Aug.) zurückgekehrt. In Ungarn aber ward der Plan einer Lostrennung von Oesterreich immer stürmischer betrieben, der vom Kaiser am 25. Sept. dahin als Oberbefehlshaber gesandte Graf Lamberg ward am 29. Sept. auf offener Straße vom Pöbel ermordet, Kossuth, das Haupt der Umsturzpartei, fand für seine Pläne in Wien selbst thätige Unterstützung, und als am 5. und 6. Okt. Truppen nach Ungarn zur Bewältigung der Unruhen abgehen sollten, weigerte sich ein Theil derselben, dem Befehle zu gehorchen, widersetzte sich, vom Pöbel unterstützt, den treuen Soldaten, und der Aufstand verbreitete sich von außen her in die Stadt.

Der Pöbel schwelgte mit thierischer Lust in seinem Siege; der Kaiser verließ am 7. Okt. Schönbrunn und ging nach Olmütz, in Wien wurde das Zeughaus geplündert, der Kriegsminister Graf Latour ermordet, sein nackter Leichnam an einen Laternenpfahl aufgehängt und Wien, wohin sich auch Robert Blum, das Mitglied des Frankfurter Parlaments, begeben hatte, blieb drei Wochen lang in der Gewalt der akademischen Legion und der Arbeiter, die von Polen und Ungarn in Aufregung erhalten wurden. Die meuterische Stadt zu unterwerfen, rückte der vom Kaiser mit dem Oberbefehl betraute Fürst Windischgräz heran und da seine Anträge auf unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Hauptaufrührer verworfen wurden, ließ er die Vorstädte und am 31. Okt. die Stadt selbst im Sturm nehmen, wobei manches herrliche Gebäude durch Beschießen in Schutt sank. Wer von den Führern nicht entflohen war, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, welches Loos auch Rob. Blum traf, der Belagerungszustand eingeführt und durch das Standrecht jeder weitere Versuch zu neuen Unruhen niedergehalten. Der Kaiser berief den Reichstag nach Olmütz, stellte den Fürsten Felix von Schwarzenberg an die Spitze des neuen Ministeriums und legte am 2. Dez. zu Gunsten seines Bruders Franz Karl die Krone nieder, dieser aber übergab sie seinem Sohne Franz Joseph I.

Aehnliche stürmische Bewegungen durchwogten während des Sommers Berlin, wo die konstituirende Versammlung im Juni eröffnet worden, um über eine neue Verfassung zu berathen. Bei allen wichtigen entscheidenden Fragen drängten sich Pöbelhaufen um das Sitzungshaus, schreiend und drohend, und die Linke, dadurch ermuthigt, wollte wie im Sturm die Monarchie zur Republik umschaffen, Adel, Titel und Orden tilgen. Unter langen nutzlosen Reden verflossen Monate, ohne irgend eine wichtige Entscheidung zu fördern, Alles aber blickte erwartungsvoll auf den Ausgang des Kampfes um Wien. Als dort der Aufstand mit Waffengewalt unterdrückt und eine feste Ordnung hergestellt war, da übertrug der König Friedrich Wilhelm im vollen Vertrauen auf die Treue des Heeres, welches grollend und unthätig den Pöbel bisher mußte gewähren lassen, die Bildung eines neuen Ministeriums dem Grafen Fr. W. von Brandenburg, der sich mit Manteuffel verband, der das Ministerium des Innern übernahm. Darauf vertagte er die Nationalversammlung bis zum 27. Nov. und verlegte sie nach Brandenburg, sie den Umtrieben des Pöbels zu entziehen. Alsobald erhob sich dagegen ein wahrer Adressensturm, aber der König blieb unbewegt und befahl dem General Wrangel am 10. Nov., gegen Berlin anzurücken. Dieser zog mit seinen Truppen ohne eigentlichen Widerstand ein. Die Bürgerwehr löste sich auf, der Belagerungszustand wurde verkündet, die friedlich gesinnten Abgeordneten gingen auseinander. Militär besetzte dann trotz des Widerspruchs der Abgeordneten den Sitzungssaal und Wrangel

ließ diejenigen, welche sich bald da bald dort versammeln wollten, auseinander jagen und hielt die Ruhe aufrecht. Vergebens schrieen und drohten die Männer der Linken und forderten zum Beistand gegen das Ministerium, ja selbst zur Steuerverweigerung auf. In Frankfurt entstand auf die Nachricht von den Vorgängen in Wien und Berlin eine ungeheuere Bewegung unter den republikanisch Gesinnten, aber ihre Drohungen zeigten bereits ihre Ohnmacht, das Volk selbst war von den beständigen Unruhen müde gehetzt und sehnte sich nach friedlichen Zuständen. Als dann in der Domkirche zu Brandenburg die preußische Nationalversammlung sollte eröffnet werden und die Zahl der Anwesenden vollgültige Beschlüsse zu fassen nicht hinreichte, wurde sie ganz aufgelöst und eine neue Verfassung gegeben, in welcher die Forderungen der Zeit zum Besten des Volkes berücksichtigt waren und welche deshalb schnell die öffentliche Meinung für sich gewann. Die Vorlage, Prüfung und Billigung derselben ward der auf den 26. Febr. 1849 einberufenen neuen Versammlung vorbehalten.

In Frankfurt war indessen die am 4. Juli begonnene Berathung über die Grundrechte des deutschen Volkes unter heftigen Reden und Gegenreden fortgesetzt und am 27. Dezember 1848 als Reichsgesetz verkündet worden. Dieselben sollten den Verfassungen aller deutschen Einzelstaaten fortan als Norm dienen und keine Verfassung und Gesetzgebung eines Einzelstaates sollte sie aufheben oder beschränken können. Aber sie fanden überall Widerspruch bei den Völkern und den Fürsten, die sich in ihren Rechten gekränkt sahen. Wie sollten dieselben durchgeführt werden, da die Könige ohnehin die konstituirende Versammlung und die Oberherrlichkeit des Reichsverwesers noch nicht anerkannt hatten, und ihm eine Wirksamkeit in ihren Reichen zu üben nicht gewährt worden war. Desungeachtet setzte die Versammlung ihre Berathungen über die künftige Gestaltung Deutschlands fort und am 27. Dezember beschloß sie: die Würde des Reichsoberhauptes — des Kaisers der Deutschen — ist erblich und wählte am folgenden Tage mit 290 gegen 248 Stimmen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum deutschen Kaiser. Dreißig Auserwählte der Versammlung begaben sich nach Berlin, ihm den Beschluß der Nationalversammlung zu überbringen. Der König empfing sie am 3. April, gab jedoch eine unbestimmte Antwort. Oesterreich aber rief auf die Kunde von der Kaiserwahl seine Abgeordneten von Frankfurt zurück, der Erzherzog Reichsverweser Johann wollte sein Amt niederlegen und blieb nur noch auf Bitten der Reichsversammlung so lange, bis sein Scheiden ohne Schaden für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands geschehen könne. Bayern hatte der Nationalversammlung niemals das Recht zugestanden, die deutsche Verfassung einseitig ohne Zustimmung der Regierung festzustellen, erklärte sich gegen dieselbe, wollte jedoch dem deutschen Volke eine kräftige Reichsgewalt nach innen und

außen gesichert sehen; der König von Würtemberg war wohl für die Reichsverfassung, aber nicht für den Gewählten. Sachsen und Hannover erklärten sich nicht offen, nur die kleineren und mittleren Staaten waren für die unbedingte Annahme der Reichsverfassung.

Während in Deutschland die besorgten Blicke der weiteren Entwickelung der staatlichen Neugestaltung entgegen sahen, entging die Angelegenheit Schleswig-Holsteins der Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde nicht. Der im Vertrage zu Malmöe gewährte Waffenstillstand steigerte den Uebermuth der Dänen und im Vertrauen auf die Hülfe der Großmächte und auf den inneren Zwiespalt Deutschlands kündete Dänemark im Februar 1849 den Waffenstillstand auf, so daß am 26. März der Kampf wieder beginnen sollte. Die Reichsgewalt aber setzte darauf Statthalter in den Herzogthümern ein und sandte einen Theil des Reichsheeres dorthin, und am 26. März standen bereits 30 Bataillone mit 100 Geschützen in den Herzogthümern. Zwar rückten die Dänen Anfangs April über die Jütische Grenze und nahmen Hadersleben, zogen sich aber bei Annäherung des Reichsheeres zurück und dieses erfüllte durch ihre Thaten bald ganz Deutschland mit Jubel. Denn als am 5. April eine dänische Flotille in der Bucht von Eckernförde erschien, um diesen wichtigen Hafen zu erobern, erwiderten die zwei schwachen deutschen Strandbatterien das Feuer so lebhaft und erfolgreich, daß das größere Schiff „Christian VIII.“ in Brand gerieth und in die Luft flog, das kleinere, der „Gefion“ — sich sammt seiner Mannschaft ergeben mußte. Am 13. April aber erstürmten die Bayern und Sachsen die Düppler Schanzen und der preußische General Bonin schlug in der Schlacht bei Kolding (23. April) mit dem unter ihm vereinigten Schleswig-Holsteinischen Heere die Dänen entscheidend und rückte darauf in Jütland ein, und Alles deutete auf einen für die Herzogthümer glücklichen Ausgang.

Indessen schwankte die Entscheidung über die Annahme der Kaiserkrone noch immer. In Preußen war am 26. Febr. die neugewählte Kammer der Abgeordneten zusammengetreten und hatte unter heftigen Vorwürfen über die dem Volke gleichsam aufgedrungene Verfassung Gericht gehalten, dann beschlossen, in einer Adresse dem Könige die Annahme der deutschen Krone dringend zu empfehlen. Aber nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Rathe der treuesten Männer seiner Umgebung wies er (21. April) die ohne Beistimmung der deutschen Fürsten dargebotene Krone zurück, doch erklärte er sich bereit, an die Spitze des Bundesstaates zu treten, wenn dieser sich durch den freiwilligen Beitritt der deutschen Staaten bilde. Die über den Entschluß des Königs stürmisch bewegte zweite Kammer wurde aufgelöst, die erste vertagt.

Der Widerstand der größeren Staaten gegen die Reichsverfassung erregte unter den noch in Frankfurt weilenden Abgeordneten und unter der durch ganz Deutschland thätigen Umsturzpartei einen

ungeheueren Sturm, und diesmal war ihr Zusammenwirken so klug berechnet, daß ihr Plan gelingen zu müssen schien. In Würtemberg zwangen die Stände in Verbindung mit den Ministern den König, die Reichsverfassung anzuerkennen, der jedoch offen erklärte, er werde zurücktreten, sobald er könne. Als der sächsische Landtag in Dresden den König ebenfalls um die Anerkennung der Reichsverfassung bestürmte, löste er denselben (29. April) auf, darauf erhob sich in der Hauptstadt am 2. Mai der Aufstand, der durch Zuzüge von außen her verstärkt wurde, so daß Dresden ganz in der Gewalt der Revolutionäre war. Die sächsische Regierung wendete sich um Hülfe nach Berlin, das preußische Militär kam, stürmte gegen die Meuterer an, sie zerstreuten sich nach allen Seiten. Größeres Unheil drohte der rheinischen Pfalz, in welcher es seit dem Jahre 1832 im Stillen gährte und wohin während des verflossenen Jahres Freischaaren — fremde Abenteurer — von allen Gegenden her zusammengeströmt waren. Franzosen, Polen, Italiener schalteten in zügelloser Willkür, unter dem Vorgeben, die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten. Viele Soldaten, geborne Pfälzer, gingen zu ihnen über, nur mit Mühe vermochten die treu Gebliebenen die Festung Landau vor Verrath und Ueberfall zu behaupten, wobei die Offiziere selbst den Wachtdienst versahen. In Baden siegte (11. März) die Revolution vollständig, in Rastadt und Offenburg durch die Empörung der Soldaten gegen ihre Offiziere. Struve wurde aus dem Zuchthause befreit, und Volksvereine, an deren Spitze der Advokat Brentano, waren die gebietenden Herrscher, selbst in Karlsruhe erhob sich der Aufstand und der Großherzog verließ mit wenigen treu gebliebenen Soldaten sein Land, der Landesausschuß wählte eine provisorische Regierung, welche von treulosen Beamten unterstützt wurde. Sie herrschte auch in der Pfalz.

Indessen hatte der König von Preußen, vertrauend auf die Treue und Stärke seines Heeres, in seinem Lande die Aufstandsversuche, nachdem in Berlin selbst die Ordnung mit Strenge hergestellt und aufrecht erhalten war, überall, wo sie sich zeigten, in Schlesien und in den Rheinprovinzen, unterdrückt und war Willens, wenn nöthig, die Revolution in ganz Deutschland zu bekämpfen, und seine Heerschaaren rückten den Rhein herauf gegen die Pfalz.

Ueber diese war von dem kräftigen Ministerium von der Pfordten-Lüders der Belagerungszustand verhängt und Maßregeln ergriffen zur Herstellung des gesetzlichen Zustandes und ein Lager bei Donauwörth errichtet worden, um von da aus gegen die Empörer vorzurücken. Der Reichsverweser hatte die Reichstruppen aufgeboten, die unter dem General Peuker heranzogen; die Preußen hatten, geführt von dem Prinzen von Preußen, die von den Aufständischen hart heimgesuchten Städte der Rheinprovinz aus der Gewalt ihrer Dränger befreit, den Aufstand niedergeschlagen und

rückten von Kreuznach in die Pfalz ein (13. Juni). Da ergriff Schrecken die Freischaaren, nur wenige leisteten Widerstand, Alle versuchten nach Verübung mannichfacher Gewaltthaten über den Rhein nach Baden zu entkommen. Dahin wurden sie von den Preußen, und weiter von Ort zu Ort, von Thal zu Thal und Berg, unter manchem harten Kampf, verfolgt und rheinaufwärts gegen die Schweiz hin getrieben, während die bayerischen Truppen die Pfalz besetzten und die alte Ordnung herstellten, andere bayerische Abtheilungen in Verbindung mit anderen Reichstruppen die siegreichen Fortschritte der Preußen unterstützten. Am 11. Juli war ganz Baden von den Aufständischen befreit, die Festung Rastadt, in der Gewalt der Empörer, ergab sich erst am 13. Juli, Baden blieb von preußischen Truppen besetzt. Die eigentlichen Urheber der Revolution waren mit vielen anderen nach der Schweiz oder nach Frankreich entflohen und von da nach Algier oder nach Amerika, wo sie zum größten Theil verkümmerten. Der in seine Residenz zurückgekehrte Großherzog verzieh großmüthig den Verführten, nur wenige Gefangene wurden nach dem Standrechte erschossen. Deutschland athmete froh auf, die Haupthülfe zur Herstellung gesetzlicher Zustände war ihm von Preußen gekommen.

Die Nationalversammlung in Frankfurt hatte sich während dieses Kampfes allmälig aufgelöst, nachdem zuerst beinahe alle Oesterreicher und dann die Bayern auf den Ruf ihrer Regierungen ausgetreten waren. Am 30. Mai hatten die Zurückgebliebenen beschlossen, ihren Sitz vor den anziehenden Preußen nach Stuttgart zu verlegen. Dahin zogen die Trümmer des vor Jahresfrist unter den größten Erwartungen eröffneten Nationalparlamentes und setzten (am 6. Juni noch 105 Mitglieder) ihre erfolglosen Berathungen fort. Aber nach wenigen Wochen erklärte die würtembergische Regierung, sie sollen die Stadt verlassen, und als sie sich dessen weigerten, wurden sie am 20. Juni durch das Militär dazu gezwungen, ohne daß ihrer Einer verletzt oder verhaftet wurde. Das war das Ende der Nationalversammlung.

Wiederherstellung der alten Verhältnisse.

Die gewaltige geistige Bewegung, die seit dem Frühling des Jahres 1848 ganz Deutschland ergriff, gab dem öffentlichen Leben des Volkes einen neuen Aufschwung und viele Keime zu reicher Entwickelung wurden gelegt. Leidenschaft und Verblendung hinderten jedoch die gedeihliche, friedliche Fortbildung und die sehnlich herbei gewünschte Umgestaltung der bisherigen Bundesverfassung: daß das

deutsche Volk sich als Eine Nation erkennen und geltend machen könnte, war nicht erfolgt. Dies zu bewirken war der Vorsatz des Königs von Preußen, dessen Macht und Ansehen durch sein kräftiges Einschreiten zur Wiederherstellung der Ordnung nicht blos am Rhein, sondern insbesondere auch in Sachsen und Hannover diese zum Dank verpflichtete, und schon am 26. Mai 1849 einigten sich diese drei Königreiche zu einem Bunde, Union, dem allmälig 27 andere Regierungen beitraten, in der Absicht, die Verfassung des deutschen Reiches festzustellen. Es sollte bestehen aus den Gebieten und Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen, Preußen als Reichsvorstand die Oberleitung des Bundesstaates führen, der Bund aus einem Fürsten-Collegium und dessen Verwaltungsrath gebildet werden. Am 18. Juni trat ein Verwaltungsrath in Berlin zusammen und am 2. Juli ward ein provisorisches Bundesgericht in Erfurt aufgestellt. In Gotha aber versammelten sich allmälig über 140 Mitglieder des Nationalparlamentes, welche am Eifrigsten für die Einsetzung eines deutschen Erbkaisers gewirkt hatten und wurden einig, mit ihrer Macht und ihrem Ansehen das von Preußen gegründete Dreikönigsbündniß zu stützen und Deutschland zu einem Bundesstaat mit Preußen an der Spitze zu gestalten. Gegen diese Einigungspläne wirkte jedoch Oesterreich, das seine Stellung an der Spitze Deutschlands nicht aufgeben wollte, und Bayern und Würtemberg stimmten ihm bei. Dadurch ermuthigt, suchten sich Sachsen und Hannover dem Dreikönigsbunde zu entziehen und ohne Erfolg gingen die Schriften über Deutschlands Gestaltung während des Sommers 1849 zwischen den verschiedenen Höfen hin und her.

Am 30. Sept. endlich ward insbesondere durch Bayerns Vermittelung ein Vertrag über eine deutsche Centralgewalt vereinbart. Am 6. Okt. unterzeichnete der Reichsverweser Erzherzog Johann die Abdankungs-Urkunde und legte sein bisher verwaltetes Amt in die Hände des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen nieder. Diese übernahmen bis zum 1. Mai 1850 im Namen sämmtlicher Regierungen die Ausübung der Centralgewalt für den deutschen Bund. Der Zweck sollte sein: Die Erhaltung des deutschen Bundes als eines völkerrechtlichen Vereines der deutschen Fürsten und Städte zur Bewahrung ihrer Unabhängigkeit und zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands. Während dieser Zeit sollte die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten überlassen bleiben. So ward durch diese sogenannte Bundes-Commission die Centralgewalt zwischen Preußen und Oesterreich getheilt, und nur Wenige erwarteten, daß innerhalb eines halben Jahres durch gemeinsame Verständigung eine dauernde, einheitliche Reichsgewalt geschaffen werde. Die Pläne, welche Oesterreich und Bayern vorlegten, konnten es nicht bewirken und blieben ohne Erfolg.

Noch hielt Preußen an seinem Plane fest, und die von ihm berufene Unionsrichtung wurde am 20. März 1850 in Erfurt eröffnet, die Unionsverfassung angenommen und am 10. Mai darauf versammelten sich die Unionsfürsten in Berlin. Hannover und Sachsen hatten aber bereits ihren Austritt erklärt und an demselben 10. Mai kamen die dem alten Bunde geneigten Fürsten in Frankfurt zusammen. Die Versammlung in Berlin trennte sich schon am 16. Mai, die in Frankfurt wurde immer vollzähliger und nach zweimonatlicher Unterhandlung sprach Oesterreich auf den Antrag der Versammlung offen aus: Der deutsche Bund besteht noch und nimmt seine Thätigkeit wieder auf, und der Kaiser lud, kraft des Oesterreich zustehenden Vorsitzes, alle deutsche Regierungen zur Wiedereröffnung der Bundesversammlung auf den 1. September ein. Preußen mit den ihm noch ergebenen kleinen Staaten widersprachen, Union und Bund standen sich einander gegenüber, der innere Krieg drohte.

Am 2. Sept. 1850 wurde die Bundesversammlung in Frankfurt nach den Bestimmungen der Bundesakte von den mit Oesterreich verbündeten Staaten eröffnet, und die erste in ihren Folgen wichtige Handlung war die Entscheidung der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit. Bis vor die Festung Fridericia waren die siegreichen deutschen Schaaren im Frühjahr 1849 vorgedrungen. Während sie dieses vergeblich belagerten, unterhandelte Preußen in London wegen eines neuen Waffenstillstand, den es am 10. Juli in Berlin abschloß ohne Zuziehung der Reichsgewalt und der Herzogthümer, und in demselben bereits die Trennung der Herzogthümer anerkannte. Der nördliche Theil Schleswigs wurde von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und eine Landesverwaltung unter einem englischen und preußischen Mitgliede errichtet. Die Statthalterschaft der Herzogthümer verweigerte die Anerkennung, ihre Heerschaaren rückten nach dem Abzuge der Preußen in Schleswig bis Idstedt vor. Hier wurden sie geschlagen und die Dänen drangen ungehemmt weiter vor. Schon am 2. August 1850 erklärten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark den Vollbestand der dänischen Monarchie, wie er vor dem Kriege gewesen. Vergebens hofften die Herzogthümer, die deutschen Regierungen würden gegen diesen Beschluß sich erklären, Oesterreich und Preußen traten demselben bei, die Union billigte ihn schon in den ersten Tagen des September, und am letzten dieses Monats bestätigte ihn auch die Versammlung in Frankfurt. Allmälig zogen die deutschen Truppen ab und die verlassenen Herzogthümer kämpften darauf für ihre Selbständigkeit nur noch einen Kampf der Verzweiflung ohne Erfolg.

Indessen wurde der Schriftenwechsel zwischen Berlin und Frankfurt ebenfalls ohne Erfolg fortgeführt, bis die Wirren in Kurhessen zum offenen Kriege drängten. Der Kurfürst hatte nämlich den Minister Hassenpflug als ein von ihm schon früher erprobtes

Werkzeug zur Unterdrückung des ständischen Widerstandes im Jahre 1850 wieder berufen, und als dieser von der Ständeversammlung ohne Vorlegung eines Budgets Geld verlangte und es nicht erhielt, ward dieselbe aufgelöst; aber die neugewählte weigerte sich ebenfalls, zu bewilligen und verbot die Forterhebung der direkten Steuer bis zur verfassungsmäßigen Vorlage eines Budgets. Darüber ward der Zwiespalt zwischen Regierung und der Ständeversammlung immer heftiger und der Kurfürst verhängte endlich am 7. Sept. über das Land den Kriegszustand. Da aber das Volk standhaft blieb und auch diese Maßregel nicht den gehofften Erfolg hatte, verließ er in der Nacht (12.—13. Sept.) Kassel und ging nach Hanau und wendete sich an die Versammlung in Frankfurt. Diese erklärte die Steuerverweigerung für ungesetzlich und drohte mit Waffengewalt, Preußen aber bekämpfte diese Erklärung, betrachtete den Kurfürsten noch immer als Mitglied der Union und verlangte die ausschließliche Lösung der kurhessischen Angelegenheit, welches Ansinnen Hassenpflug zurückwies.

Diesen Zwist benutzte Oesterreich und trachtete mit den ihm befreundeten Königen und Fürsten die kurhessische und zugleich die schleswig-holstein'sche Angelegenheit mit einem Machtspruche zu wenden und den alten Bundestag wieder herzustellen. In dieser Absicht kam der jugendliche Kaiser am 10. Okt. selbst nach München, begab sich mit dem Könige Maximilian II. nach Bregenz, wo am folgenden Tage auch der König Wilhelm von Würtemberg eintraf und alle drei vereinigten sich zum gemeinsamen Handeln. Darauf erklärte die Versammlung in Frankfurt am 23. Oktober: sie wolle die Ordnung in Schleswig-Holstein herstellen und den Berliner Frieden durch Bundes-Truppen zum Vollzuge bringen. Gegen diesen Beschluß erhob Preußen keine Einsprache, ermahnte nur die Statthalterschaft in den Herzogthümern zum Frieden, zog seine Truppen von dort und selbst aus Hamburg zurück und schien nur in Kurhessen sich noch behaupten zu wollen und besetzte die ihm vertragsmäßig zustehenden Militärstraßen, während zu gleicher Zeit österreichisch-bayrische Heerschaaren anrückten und am 11. Nov. die Grenzen überschritten. Die Preußen zogen am folgenden Tage in Kassel ein, der König berief die Landwehr ein und stellte sein Heer auf Kriegsbereitschaft und rief auch seine in Baden stehenden Truppen herbei. In der Nähe von Fulda standen österreichisch-bayrische Soldaten den preußischen gegenüber und jeden Augenblick drohte der Kampf zwischen den deutschen Völkern zu beginnen und am 8. Nov. wurden bei Bronzell wirklich einige Schüsse gewechselt, zwei Mann getödtet und mehrere verwundet. Der erste Schuß war von einem preußischen Vorposten gefallen, doch hemmten die Anführer von beiden Seiten den Ausbruch des eigentlichen Kampfes, Preußen erklärte den Vorgang als ein Mißverständniß, zog seine Truppen zurück und überließ Fulda dem Bunde. Von diesem erging darauf an die kurhessischen

Beamten der Befehl, den Verordnungen ihrer Regierung Folge zu leisten.

Der eigentliche Streit der beiden mächtigen Gegner blieb unentschieden. Indessen waren die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit ihren Ministern in Warschau zusammen gekommen, und dem eben dahin gesandten preußischen Minister Grafen Brandenburg ward die unzweideutige Mahnung, Preußen möge in seine frühere Stellung zurückkehren. Und nach dem Tode des Ministers Brandenburg begannen zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Manteuffel Unterhandlungen, die unter Rußlands Vermittelung in Olmütz fortgeführt wurden und es kam die Versöhnung zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande, in der Art, daß die Herstellung der Ordnung in Kurhessen und die Ausführung des Berliner Friedens in Schleswig-Holstein ganz dem Ermessen Oesterreichs anheimgegeben wurden und Preußen sogar seinen Beistand im Norden zusagte. Zur völligen Regelung dieser Angelegenheiten und der künftigen Verfassung des deutschen Bundes sollten sich alle deutschen Regierungen an freien Berathungen in Dresden betheiligen. Oesterreich und Bayern besetzten indessen Kurhessen, die alte Ordnung wurde hergestellt und gegen Ende des Jahres kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück. Am 6. Jan. 1851 trafen österreichische und preußische Bevollmächtigte in Kiel ein, die schleswig-holstein'schen Heerestrümmer wurden entwaffnet, die Statthalterschaft und Landesversammlung unterwarfen sich, die Herrschaft des Königs von Dänemark war auf's Neue bestätigt, die Verbindung zwischen Schleswig und Holstein thatsächlich gelöst. Darauf wurde in Schleswig die dänische Sprache als Kirchen- und Schulsprache mit Gewalt eingeführt, die deutsch gesinnten Geistlichen und Beamten wurden abgesetzt und verbannt, und zu dem furchtbaren Druck auf das durch und durch deutsch gesinnte Volk wurde noch schmählicher Hohn gefügt.

Ohne die Stimme der Herzogthümer zu hören, bestimmte darauf der König Friedrich VII. als Erben für die dänische Gesammtmonarchie mit Einschluß der Herzogthümer den Prinzen Christian zu Dänemark — Herzog von Schleswig-Sonderburg-Glücksburg, und diese Erbordnung wurde von den europäischen Mächten durch Uebereinkunft zu London (8. Mai 1852) auch von Oesterreich und Preußen anerkannt. Die Versammlung in Dresden berieth indessen ohne Erfolg, und als sie auseinander ging, trat am Ende des Mai 1852 die alte deutsche Bundes-Versammlung, wie sie vor dem Jahre 1848 bestand, wieder in Wirksamkeit. Alle die Fürsten und Staaten, welche zum Bunde gehörten, übten fortan wieder selbständig ihre Regierungsgewalt mit dem Beirathe ihrer Minister und der Volksvertretungen, je nach schon früher gegebenen oder erst jetzt zu Stande gebrachten Bedingungen. Die Oeffentlichkeit und Freiheit der Verhandlungen war gerettet, und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens überall eingeführt. Das

war eine Errungenschaft für das deutsche Volk. Der mildgesinnte König von Preußen hatte selbst während der sturmbewegten Zeit eine mit seinem Volke vereinbarte Verfassung (1850 im Febr.) eingeführt und die Hohenzollernschen Fürstenthümer Sigmaringen und Hechingen mit dem preußischen Staate mittels eines Vertrages mit den ihm verwandten Fürsten schon am Ende des Jahres 1849 vereinigt. Preußens Macht und Ansehen stieg dadurch auch in Süddeutschland immer mehr.

Päpstliches und wissenschaftliches Streben.

Selbst das ewige Rom, wie es gewöhnlich genannt wird, sollte von den Stürmen der letzten Jahre nicht verschont bleiben, was ganz unglaublich erschien. Denn der am 16. Juni 1846 auf den pästlichen Stuhl erhobene Pius IX. erfreute sich der Liebe nicht nur seines Volkes, sondern auch der allgemeinen Achtung in allen Ländern. Gleich nach seinem Antritt hatte er eine umfassende Amnestie ertheilt und war entschlossen, eine vollständige Umgestaltung des Kirchenstaates vorzunehmen. Von allen Gegenden her kamen ihm die Glückwünsche zu, selbst vom Sultan, über den schönen vielversprechenden Anfang seiner Regierung, und auch die Protestanten priesen ihn in Wort und Schrift. Aber der Jubel über die gewährten Reformen verrauschte, die aus der Verbannung zurückkehrenden Flüchtlinge und die aus den Gefängnissen entlassenen politischen Stürmer drängten zu immer größeren Reformen, das politisch und sonst ganz ungebildete Volk war in ihrer Gewalt, es bildeten sich Parteien, die einander nicht blos mit Worten, sondern nach italienischer Art mit dem Dolche bekämpften. Aehnliches wie in Rom geschah in dem österreichischen Ober-Italien und in Unter-Italien, die ganze Halbinsel bot das Schauspiel eines wildbewegten Völkermeeres. Vergebens suchte der Papst mit Mahnungen und Bitten den Sturm zu beschwören. Er gewährte die Volksvertretung, ja er wollte nicht blos im Staate, sondern auch in der Kirche durchgreifende Reformen einführen, doch die Umsturzmänner ließen es nicht dazu kommen. Nach ihrem Willen wurden die Minister ernannt und gestürzt, der fähigsten Einer — der Graf Rossi — ermordet. Der darüber tief erschütterte und seines Lebens nicht mehr gesicherte Pius entkam in der Nacht des 24. November 1848 glücklich nach Gaeta und rief die katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich zur Wiederherstellung seines Staates zu Hülfe. Aber erst nachdem die Revolution in jenen Ländern selbst unterdrückt war, zogen die österreichischen Heerschaaren vom Norden her

und die französischen vom Westen gegen Rom an. Am 4. Juli 1849 besetzten die Franzosen schon die Stadt, errichteten im Namen des Papstes eine Verwaltung, und setzten ein Kriegsgericht nieder, welches durch seine Strenge die Ruhe und die alten Zustände herstellte. Die Franzosen waren und blieben thatsächlich die Herren von Rom.

Am 12. April 1850 kehrte der Papst in seine Hauptstadt zurück, lebte aber fortan in stiller Zurückgezogenheit, nur bedacht, die erste Periode seiner Wirksamkeit vergessen zu machen und auf dem kirchlichen Gebiete nach dem Beispiele seiner Vorfahren zu walten. Deshalb überließ er sich ganz den Jesuiten, um die seit Jahrhunderten angestrebten Grundsätze der Päpste endlich zur allgemeinen Geltung zu bringen. Der Papst sollte, die höchste geistliche und weltliche Macht in sich vereinigend, die in beständiger Gährung bewegte Welt nach seinem Plane ordnen und die Revolution für immer unterdrücken. Um diesen Plan allmälig in's Leben zu führen und die Völker dafür zu gewinnen, wurde eine eigene Zeitschrift in Italien von den Jesuiten gegründet und geleitet, andere in verschiedenen Ländern reichlich unterstützt.

Zunächst sollte Deutschland wieder gewonnen werden, wo von den Bischöfen die politischen Wirren des Jahres 1848 klug benutzt waren, um ihre alte Macht herzustellen. Denn kaum erscholl aus dem Frankfurter Parlament der Ruf nach der Trennung der Kirche vom Staate, da antwortete von den Bischöfen und Geistlichen der Ruf nach Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, was, wie sich bald zeigte, nur die Herrschaft der Kirche oder vielmehr des Papstes und der ihm ganz willenlos unterworfenen Geistlichen aller Grade bedeuten sollte. Und die Bischöfe strebten alsobald, ihre Ansprüche nicht blos auf das innere kirchliche Leben, sondern auf die Leitung des ganzen Schulwesens und auf die Schaffung eines eigenen kirchlichen Rechtes auszudehnen. Der tief religiös gesinnte protestantische König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., bewilligte ihnen in seinem Lande auf den Rath seiner Minister die weitgehendsten Forderungen, dasselbe geschah in Oesterreich. Um so leichter hofften die Jesuiten ihre Pläne in den anderen deutschen Staaten durchzuführen.

Am Anfang Oktobers 1850 versammelten sich zu Freising auf Veranlassung des ganz zum Römer gewordenen Erzbischofs Grafen von Reisach in München die bayerischen Bischöfe und verlangten nach gepflogener Berathung in einer ausführlichen Schrift vom Könige Maximilian II., es solle aus der bayerischen Verfassungs-Urkunde das Religions-Edikt entfernt und sie selbst in der Ausübung der ihnen von Gott und seiner heiligen Kirche übertragenen Rechte nicht beschränkt werden; die königliche Genehmigung — das Placet — der von ihnen zu erlassenden kirchlich gesetzlichen Vorschriften solle wegfallen, die Errichtung klösterlicher Anstalten ihnen freistehen, die

Lyceen je mit einer philosophischen und theologischen Fakultät als bischöfliche Anstalten untrennbar mit den Seminarien erklärt und die Lehrer an denselben nur von ihnen ernannt und selbst an den Universitäten nur von ihnen gebilligte Lehrer angestellt werden. Außerdem verlangten sie das Recht, sich von dem Zustande der gelehrten Schulen in Bezug auf Religion und Sittlichkeit überzeugen, sie überwachen, auch eigene Schulen stiften und leiten zu dürfen. Neues Kirchengut zu erwerben solle keiner Beschränkung unterliegen.

Diesen Forderungen zufolge sollte die ganze Erziehung der künftigen Geschlechter von den Bischöfen, Geistlichen und Nonnen nach den ihnen von Rom her gegebenen Vorschriften geleitet werden. Die Elementarschulen waren ohnehin schon mittels des ihnen allein zustehenden Religionsunterrichts ganz in ihrer Gewalt, ebenso das Volk und insbesondere das weibliche Geschlecht selbst in den höheren Ständen durch den Beichtstuhl. Unmöglich konnte der König alle Forderungen der Bischöfe gewähren, ohne das oberste Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche in seinem Lande zu opfern. Er wahrte dasselbe mit Nachdruck, gewährte aber zugleich den Bischöfen und der katholischen Kirche überhaupt so viel, wie noch kein Fürst Bayerns vor ihm, so daß die Verleihung der Pfarreien beinahe ganz den Bischöfen anheim gegeben wurde; er glaubte und hoffte umsomehr den religiösen Frieden zu wahren. Diesen strebte er auch in der protestantischen Kirche wieder herzustellen, der durch manche anmaßende Verfügung der geistlichen Oberbehörde gestört war. Er gestattete die Sammlung von Beiträgen für den Gustav Adolf Verein und wirkte nach seinem Grundsatze: Ich will Frieden haben mit meinem Volke.

Was in Bayern nicht ganz gelungen war, das erreichte der Papst in Oesterreich, als der Kaiser Franz Joseph auf das Drängen seiner Mutter — der Erzherzogin Sophie — ein Konkordat mit Rom schloß, 18. August 1855, gemäß welchem den Bischöfen, den Geistlichen und dem Volke der Verkehr mit Rom in allen geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten ganz frei gegeben ward, die Bischöfe in ihren Sprengeln alles das anordnen und üben durften, was sie zur Regierung ihrer Kirchensprengel für nothwendig erachten: sie überwachen und leiten fortan die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Anstalten, sie erlauben den ihnen angenehmen Lehrern Theologie oder Religionslehre vorzutragen. Alle Lehrer stehen unter kirchlicher Aufsicht und der Kaiser wird den Schuloberaufseher nur nach dem Gutachten des Bischofs ernennen. Die Bischöfe üben die uneingeschränkte Büchercensur in Beziehung auf Religion oder Sittlichkeit, eben so üben sie das Strafrecht gegen Geistliche und Weltliche, welche die kirchlichen Anordnungen übertreten; der kirchliche Richter erkennt über alle kirchlichen Rechtsfälle, insbesondere über diejenigen, welche die Ehe betreffen. —

Der Papst war über den Abschluß dieses Konkordates hocherfreut und die römische Curie rühmte laut: Nun ist das Josephinische System begraben! Aber während Pius IX. seine geistliche Macht immer weiter ausdehnte und befestigte, verlor er Stück um Stück von seinem weltlichen Besitzthum — vom Kirchenstaat — durch das treulose Benehmen des Kaisers Napoleon III., welchem er am meisten vertraut hatte. Denn dieser schloß mit dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien insgeheim ein Bündniß, um den Kaiser von Oesterreich aus Ober-Italien zu verdrängen, 1859. Das Kriegsglück begünstigte die beiden Verbündeten, die Oesterreicher wurden nach heldenmüthiger Anstrengung besiegt, Franz Joseph verzichtete zu Gunsten Napoleon's auf die Lombardei, welche dieser an Viktor Emanuel abtrat. Indessen hatten sich die Einwohner der Fürstenthümer Parma und Modena gegen ihre Fürsten empört und sie zur Flucht gezwungen. Bologna und andere päpstliche Städte riefen den König von Sardinien als ihren Herrn aus, ihm huldigten die Fürstenthümer und Napoleon billigte es. Die vertriebenen Fürsten konnten nicht mehr in ihre Länder zurückkehren, der Papst die von ihm abgefallenen Bezirke nicht wieder erlangen. Doch war Napoleon geneigt, den verkleinerten Kirchenstaat zu erhalten, wenn Pius ihm in Paris die Salbung ertheilen wolle. Dessen weigerte sich dieser und auf Napoleon's Mahnung, er solle freiwillig auf die abgefallenen Provinzen verzichten, erklärte Pius in einem Rundschreiben: nie könne und werde er auf irgend einen Theil seiner weltlichen Herrschaft verzichten, zugleich sprach er am 26. März 1860 den Bann über alle diejenigen aus, welche den Eingriff in die päpstlichen Staaten veranlaßt, begangen oder gebilligt hatten. Dann warb er selbst Truppen, um der französischen Besatzung in Rom los zu werden: er wolle sich selbst schützen. Doch die Franzosen blieben, als wollten sie Rom und das sogenannte Patrimonium Petri dem Papste noch erhalten, das übrige durfte dem geheimen Einverständniß zufolge Viktor Emanuel sich aneignen. Bald war Pius blos auf Rom beschränkt, kein Fürst schützte mehr das ehemals große weltliche Gebiet der Päpste, immer weiter dehnte sich die Herrschaft Viktor Emanuel's über Italien aus, der zum Dank für Napoleon's Beistand Savoyen und Nizza an Frankreich überließ, und am 17. März 1861 sich zum König von Italien erklärte.

In Deutschland schienen nach der Wiederherstellung des Bundes die alten politischen Verhältnisse befestigt, und die Fürsten förderten im Verein mit dem Volke die Künste und Wissenschaften, wie dieses schon im rühmlichen Wetteifer seit Jahrzehnten geschehen war. Die Universitäten nahmen einen hohen Aufschwung, zumal Göttingen, wo neben anderen berühmten Männern Gauß für Astronomie und Physik wichtige Entdeckungen machte, Leipzig und die in Berlin. Norddeutschland überragte in dieser Hinsicht den Süden, die neue Zeit weckte manche früher unbekannte oder ver-

dächtigte Wissenschaft; Staatswissenschaft, allgemeine Länder- und Völkerkunde wurden durch gründliche Forschungen aufgehellt durch Humboldt, Ritter, Martius, Zachariä, Weitzel und Pölitz. In der Rechtswissenschaft werden mit Auszeichnung genannt Feuerbach, Klüber, Eichhorn, Savigny, Mittermaier, Kleinschrod. Die deutsche Sprache wurde in ihren Quellen untersucht und gefördert durch Adelung, die Brüder Grimm, Schmeller, Hofmann, Heinsius und Heyse. — Als Geschichtforscher und Geschichtschreiber für ganz Deutschland oder für einzelne Provinzen wurden mit Auszeichnung genannt: Mich. Ign. Schmidt und Westenrieder, dann Niebuhr, Schlosser, Raumer, Hormayr, Zschokke, Stenzel, Dahlmann. Durch ihre Schriften über Kirchengeschichte, über die allmälige Entwickelung oder Ausartung des kirchlichen Lehrbegriffes sind ausgezeichnet Planck und Neander.

Gleich seinem Vater pflegte der König Maximilian II. die Künste, aber insbesondere bereitete er den Wissenschaften in Bayern eine freundliche sichere Heimath in der Ueberzeugung, daß das Streben nach Wissenschaft die geistige Kraft eines Volkes stärkt, seine Sittlichkeit hebt und dasselbe zum Genusse politischer Freiheit fähig macht. Zumeist und zunächst richtete der König sein Augenmerk auf die Förderung der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Wissenschaften, zu deren Pflege er mehrere berühmte Männer, unter ihnen den Freiherrn von Liebig, berief. Er hob die Hochschulen, schützte die akademische Freiheit, vereinigte die mit denselben verbundenen oder ihnen angehörigen Sammlungen und Anstalten, stiftete den Maximilian's-Orden für Wissenschaft und Kunst, sorgte für die Verbesserung der Land- und Gewerbeschulen und rief eine für ganz Deutschland nützliche und großartige Anstalt, das Nationalmuseum, in's Leben, eine Sammlung von Erzeugnissen der verschiedensten Art, welche die Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes von den frühesten Jahrhunderten bis nahe an die Gegenwart versinnlichen.

Für die deutsche Geschichte des Mittelalters waren die Quellen durch einen weitverzweigten, unermüdlich thätigen Verein unter der Leitung des tüchtigen Forschers Pertz in vielen umfangreichen Bänden allen Geschichtforschern zugänglich, die eigentlichen Quellen aber in Beziehung auf das politische Wirken und Familienleben der Fürsten und der ihnen zunächst stehenden Männer waren stets ein ängstlich verschlossener Schatz in den Archiven geblieben. Diesen Schatz eröffnete der König Maximilian II., indem er das bayerische Haus- und Staats-Archiv mit seinen wichtigen, kaum gekannten und noch weniger der Forschung zugänglichen Urkunden und Schriften bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts und je nach Umständen bis in die neueste Zeit der Forschung anheim gab. Berlin und Wien waren zum Theil in ähnlicher Weise schon vorangegangen und folgten dem gegebenen Beispiele. Auf die Veranlassung des Königs

und mit seiner wahrhaft königlichen Unterstützung bildete sich die historische Commission zur Herausgabe von Quellenschriften, welche das Gesammtleben des deutschen Volkes könnten erkennen lassen. An die Spitze derselben berief er den bewährten Altmeister Ranke, unter dessen Leitung seine Freunde und Schüler bereits eine große Reihe von Quellenschriften dem Drucke übergeben haben. Schon früher entstanden durch ganz Deutschland historische Vereine, deren jeder zunächst die Geschichte seiner Provinz durchforschte und schon wichtige Beiträge zur Beurtheilung vergangener Geschlechter und Landeszustände lieferte.

Wie diese Vereine das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Stämme wach erhielten und förderten, so geschah dieses insbesondere auch, als der König Maximilian II. im Jahre 1854 die allgemeine deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung und vier Jahre später die allgemeine deutsche Kunst-Ausstellung veranstaltete, um aller Welt zu zeigen, was deutscher Geist und deutscher Fleiß zu schaffen vermochten. Dasselbe bewirkten mit jenen genannten noch andere Vereine: schon im Jahre 1822 wurde durch Oken die Versammlung der Naturforscher und Aerzte gegründet, deren Mitglieder alljährlich in einer der größeren deutschen Städte zu gemeinsamer Belehrung und Besprechung wichtiger ihr Fach betreffender Fragen zusammenkommen. Es bildeten sich dann die Vereine der Rechtsgelehrten, der Philologen, der Schützen und Turner, Wandervereine der Landwirthe, aber von allen wirkten unmittelbar auf das Volk die vielen über Deutschland verbreiteten Sängervereine, und bei jeder ihrer größeren Versammlungen tönte der Schluß von Arndt's Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? im brausenden Chor: Ganz Deutschland soll es sein!

Der Kampf um Schleswig-Holstein.

Seit der Gründung des deutschen Bundes gingen nicht blos die süddeutschen Fürsten, sondern auch die Könige von Preußen Hand in Hand mit Oesterreich, welches durch Preußen gar oft die dem deutschen Volke unlieben Gesetze veranlassen und durchführen ließ. Dieses ärntete aber dafür weder von Oesterreich selbst, noch weniger von den Deutschen überhaupt Dank. Im preußischen Volke mehrte sich der Unwille gegen Oesterreich, seitdem der Fürst Schwarzenberg in Olmütz einen Sieg über Preußen errungen hatte. Der König Friedrich Wilhelm IV. fühlte es tief, doch die Liebe zum Frieden überwog seinen Schmerz über die erlittene Kränkung. Als er aber, gemüthskrank und kinderlos, seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm

deutsche Volk sich als Eine Nation erkennen und geltend machen könnte, war nicht erfolgt. Dies zu bewirken war der Vorsatz des Königs von Preußen, dessen Macht und Ansehen durch sein kräftiges Einschreiten zur Wiederherstellung der Ordnung nicht blos am Rhein, sondern insbesondere auch in Sachsen und Hannover diese zum Dank verpflichtete, und schon am 26. Mai 1849 einigten sich diese drei Königreiche zu einem Bunde, Union, dem allmälig 27 andere Regierungen beitraten, in der Absicht, die Verfassung des deutschen Reiches festzustellen. Es sollte bestehen aus den Gebieten und Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen, Preußen als Reichsvorstand die Oberleitung des Bundesstaates führen, der Bund aus einem Fürsten-Collegium und dessen Verwaltungsrath gebildet werden. Am 18. Juni trat ein Verwaltungsrath in Berlin zusammen und am 2. Juli ward ein provisorisches Bundesgericht in Erfurt aufgestellt. In Gotha aber versammelten sich allmälig über 140 Mitglieder des Nationalparlamentes, welche am Eifrigsten für die Einsetzung eines deutschen Erbkaisers gewirkt hatten und wurden einig, mit ihrer Macht und ihrem Ansehen das von Preußen gegründete Dreikönigsbündniß zu stützen und Deutschland zu einem Bundesstaat mit Preußen an der Spitze zu gestalten. Gegen diese Einigungspläne wirkte jedoch Oesterreich, das seine Stellung an der Spitze Deutschlands nicht aufgeben wollte, und Bayern und Würtemberg stimmten ihm bei. Dadurch ermuthigt, suchten sich Sachsen und Hannover dem Dreikönigsbunde zu entziehen und ohne Erfolg gingen die Schriften über Deutschlands Gestaltung während des Sommers 1849 zwischen den verschiedenen Höfen hin und her.

Am 30. Sept. endlich ward insbesondere durch Bayerns Vermittelung ein Vertrag über eine deutsche Centralgewalt vereinbart. Am 6. Okt. unterzeichnete der Reichsverweser Erzherzog Johann die Abdankungs-Urkunde und legte sein bisher verwaltetes Amt in die Hände des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen nieder. Diese übernahmen bis zum 1. Mai 1850 im Namen sämmtlicher Regierungen die Ausübung der Centralgewalt für den deutschen Bund. Der Zweck sollte sein: Die Erhaltung des deutschen Bundes als eines völkerrechtlichen Vereines der deutschen Fürsten und Städte zur Bewahrung ihrer Unabhängigkeit und zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands. Während dieser Zeit sollte die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten überlassen bleiben. So ward durch diese sogenannte Bundes-Commission die Centralgewalt zwischen Preußen und Oesterreich getheilt, und nur Wenige erwarteten, daß innerhalb eines halben Jahres durch gemeinsame Verständigung eine dauernde, einheitliche Reichsgewalt geschaffen werde. Die Pläne, welche Oesterreich und Bayern vorlegten, konnten es nicht bewirken und blieben ohne Erfolg.

Noch hielt Preußen an seinem Plane fest, und die von ihm berufene Unionsrichtung wurde am 20. März 1850 in Erfurt eröffnet, die Unionsverfassung angenommen und am 10. Mai darauf versammelten sich die Unionsfürsten in Berlin. Hannover und Sachsen hatten aber bereits ihren Austritt erklärt und an demselben 10. Mai kamen die dem alten Bunde geneigten Fürsten in Frankfurt zusammen. Die Versammlung in Berlin trennte sich schon am 16. Mai, die in Frankfurt wurde immer vollzähliger und nach zweimonatlicher Unterhandlung sprach Oesterreich auf den Antrag der Versammlung offen aus: Der deutsche Bund besteht noch und nimmt seine Thätigkeit wieder auf, und der Kaiser lud, kraft des Oesterreich zustehenden Vorsitzes, alle deutsche Regierungen zur Wiedereröffnung der Bundesversammlung auf den 1. September ein. Preußen mit den ihm noch ergebenen kleinen Staaten widersprachen, Union und Bund standen sich einander gegenüber, der innere Krieg drohte.

Am 2. Sept. 1850 wurde die Bundesversammlung in Frankfurt nach den Bestimmungen der Bundesakte von den mit Oesterreich verbündeten Staaten eröffnet, und die erste in ihren Folgen wichtige Handlung war die Entscheidung der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit. Bis vor die Festung Fridericia waren die siegreichen deutschen Schaaren im Frühjahr 1849 vorgedrungen. Während sie dieses vergeblich belagerten, unterhandelte Preußen in London wegen eines neuen Waffenstillstand, den es am 10. Juli in Berlin abschloß ohne Zuziehung der Reichsgewalt und der Herzogthümer, und in demselben bereits die Trennung der Herzogthümer anerkannte. Der nördliche Theil Schleswigs wurde von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und eine Landesverwaltung unter einem englischen und preußischen Mitgliede errichtet. Die Statthalterschaft der Herzogthümer verweigerte die Anerkennung, ihre Heerschaaren rückten nach dem Abzuge der Preußen in Schleswig bis Idstedt vor. Hier wurden sie geschlagen und die Dänen drangen ungehemmt weiter vor. Schon am 2. August 1850 erklärten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark den Vollbestand der dänischen Monarchie, wie er vor dem Kriege gewesen. Vergebens hofften die Herzogthümer, die deutschen Regierungen würden gegen diesen Beschluß sich erklären, Oesterreich und Preußen traten demselben bei, die Union billigte ihn schon in den ersten Tagen des September, und am letzten dieses Monats bestätigte ihn auch die Versammlung in Frankfurt. Allmälig zogen die deutschen Truppen ab und die verlassenen Herzogthümer kämpften darauf für ihre Selbständigkeit nur noch einen Kampf der Verzweiflung ohne Erfolg.

Indessen wurde der Schriftenwechsel zwischen Berlin und Frankfurt ebenfalls ohne Erfolg fortgeführt, bis die Wirren in Kurhessen zum offenen Kriege drängten. Der Kurfürst hatte nämlich den Minister Hassenpflug als ein von ihm schon früher erprobtes

Werkzeug zur Unterdrückung des ständischen Widerstandes im Jahre 1850 wieder berufen, und als dieser von der Ständeversammlung ohne Vorlegung eines Budgets Geld verlangte und es nicht erhielt, ward dieselbe aufgelöst; aber die neugewählte weigerte sich ebenfalls, zu bewilligen und verbot die Forterhebung der direkten Steuer bis zur verfassungsmäßigen Vorlage eines Budgets. Darüber ward der Zwiespalt zwischen Regierung und der Ständeversammlung immer heftiger und der Kurfürst verhängte endlich am 7. Sept. über das Land den Kriegszustand. Da aber das Volk standhaft blieb und auch diese Maßregel nicht den gehofften Erfolg hatte, verließ er in der Nacht (12.—13. Sept.) Kassel und ging nach Hanau und wendete sich an die Versammlung in Frankfurt. Diese erklärte die Steuerverweigerung für ungesetzlich und drohte mit Waffengewalt, Preußen aber bekämpfte diese Erklärung, betrachtete den Kurfürsten noch immer als Mitglied der Union und verlangte die ausschließliche Lösung der kurhessischen Angelegenheit, welches Ansinnen Hassenpflug zurückwies.

Diesen Zwist benutzte Oesterreich und trachtete mit den ihm befreundeten Königen und Fürsten die kurhessische und zugleich die schleswig-holstein'sche Angelegenheit mit einem Machtspruche zu wenden und den alten Bundestag wieder herzustellen. In dieser Absicht kam der jugendliche Kaiser am 10. Okt. selbst nach München, begab sich mit dem Könige Maximilian II. nach Bregenz, wo am folgenden Tage auch der König Wilhelm von Würtemberg eintraf und alle drei vereinigten sich zum gemeinsamen Handeln. Darauf erklärte die Versammlung in Frankfurt am 23. Oktober: sie wolle die Ordnung in Schleswig-Holstein herstellen und den Berliner Frieden durch Bundes-Truppen zum Vollzuge bringen. Gegen diesen Beschluß erhob Preußen keine Einsprache, ermahnte nur die Statthalterschaft in den Herzogthümern zum Frieden, zog seine Truppen von dort und selbst aus Hamburg zurück und schien nur in Kurhessen sich noch behaupten zu wollen und besetzte die ihm vertragsmäßig zustehenden Militärstraßen, während zu gleicher Zeit österreichisch-bayrische Heerschaaren anrückten und am 11. Nov. die Grenzen überschritten. Die Preußen zogen am folgenden Tage in Kassel ein, der König berief die Landwehr ein und stellte sein Heer auf Kriegsbereitschaft und rief auch seine in Baden stehenden Truppen herbei. In der Nähe von Fulda standen österreichisch-bayrische Soldaten den preußischen gegenüber und jeden Augenblick drohte der Kampf zwischen den deutschen Völkern zu beginnen und am 8. Nov. wurden bei Bronzell wirklich einige Schüsse gewechselt, zwei Mann getödtet und mehrere verwundet. Der erste Schuß war von einem preußischen Vorposten gefallen, doch hemmten die Anführer von beiden Seiten den Ausbruch des eigentlichen Kampfes, Preußen erklärte den Vorgang als ein Mißverständniß, zog seine Truppen zurück und überließ Fulda dem Bunde. Von diesem erging darauf an die kurhessischen

Beamten der Befehl, den Verordnungen ihrer Regierung Folge zu leisten.

Der eigentliche Streit der beiden mächtigen Gegner blieb unentschieden. Indessen waren die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit ihren Ministern in Warschau zusammen gekommen, und dem eben dahin gesandten preußischen Minister Grafen Brandenburg ward die unzweideutige Mahnung, Preußen möge in seine frühere Stellung zurückkehren. Und nach dem Tode des Ministers Brandenburg begannen zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Manteuffel Unterhandlungen, die unter Rußlands Vermittelung in Olmütz fortgeführt wurden und es kam die Versöhnung zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande, in der Art, daß die Herstellung der Ordnung in Kurhessen und die Ausführung des Berliner Friedens in Schleswig-Holstein ganz dem Ermessen Oesterreichs anheimgegeben wurden und Preußen sogar seinen Beistand im Norden zusagte. Zur völligen Regelung dieser Angelegenheiten und der künftigen Verfassung des deutschen Bundes sollten sich alle deutschen Regierungen an freien Berathungen in Dresden betheiligen. Oesterreich und Bayern besetzten indessen Kurhessen, die alte Ordnung wurde hergestellt und gegen Ende des Jahres kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück. Am 6. Jan. 1851 trafen österreichische und preußische Bevollmächtigte in Kiel ein, die schleswig-holstein'schen Heerestrümmer wurden entwaffnet, die Statthalterschaft und Landesversammlung unterwarfen sich, die Herrschaft des Königs von Dänemark war auf's Neue bestätigt, die Verbindung zwischen Schleswig und Holstein thatsächlich gelöst. Darauf wurde in Schleswig die dänische Sprache als Kirchen- und Schulsprache mit Gewalt eingeführt, die deutsch gesinnten Geistlichen und Beamten wurden abgesetzt und verbannt, und zu dem furchtbaren Druck auf das durch und durch deutsch gesinnte Volk wurde noch schmählicher Hohn gefügt.

Ohne die Stimme der Herzogthümer zu hören, bestimmte darauf der König Friedrich VII. als Erben für die dänische Gesammtmonarchie mit Einschluß der Herzogthümer den Prinzen Christian zu Dänemark — Herzog von Schleswig-Sonderburg-Glücksburg, und diese Erbordnung wurde von den europäischen Mächten durch Uebereinkunft zu London (8. Mai 1852) auch von Oesterreich und Preußen anerkannt. Die Versammlung in Dresden berieth indessen ohne Erfolg, und als sie auseinander ging, trat am Ende des Mai 1852 die alte deutsche Bundes-Versammlung, wie sie vor dem Jahre 1848 bestand, wieder in Wirksamkeit. Alle die Fürsten und Staaten, welche zum Bunde gehörten, übten fortan wieder selbständig ihre Regierungsgewalt mit dem Beirathe ihrer Minister und der Volksvertretungen, je nach schon früher gegebenen oder erst jetzt zu Stande gebrachten Bedingungen. Die Oeffentlichkeit und Freiheit der Verhandlungen war gerettet, und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens überall eingeführt. Das

war eine Errungenschaft für das deutsche Volk. Der mildgesinnte König von Preußen hatte selbst während der sturmbewegten Zeit eine mit seinem Volke vereinbarte Verfassung (1850 im Febr.) eingeführt und die Hohenzollernschen Fürstenthümer Sigmaringen und Hechingen mit dem preußischen Staate mittels eines Vertrages mit den ihm verwandten Fürsten schon am Ende des Jahres 1849 vereinigt. Preußens Macht und Ansehen stieg dadurch auch in Süddeutschland immer mehr.

Päpstliches und wissenschaftliches Streben.

Selbst das ewige Rom, wie es gewöhnlich genannt wird, sollte von den Stürmen der letzten Jahre nicht verschont bleiben, was ganz unglaublich erschien. Denn der am 16. Juni 1846 auf den päpstlichen Stuhl erhobene Pius IX. erfreute sich der Liebe nicht nur seines Volkes, sondern auch der allgemeinen Achtung in allen Ländern. Gleich nach seinem Antritt hatte er eine umfassende Amnestie ertheilt und war entschlossen, eine vollständige Umgestaltung des Kirchenstaates vorzunehmen. Von allen Gegenden her kamen ihm die Glückwünsche zu, selbst vom Sultan, über den schönen vielversprechenden Anfang seiner Regierung, und auch die Protestanten priesen ihn in Wort und Schrift. Aber der Jubel über die gewährten Reformen verrauschte, die aus der Verbannung zurückkehrenden Flüchtlinge und die aus den Gefängnissen entlassenen politischen Stürmer drängten zu immer größeren Reformen, das politisch und sonst ganz ungebildete Volk war in ihrer Gewalt, es bildeten sich Parteien, die einander nicht blos mit Worten, sondern nach italienischer Art mit dem Dolche bekämpften. Aehnliches wie in Rom geschah in dem österreichischen Ober-Italien und in Unter-Italien, die ganze Halbinsel bot das Schauspiel eines wildbewegten Völkermeeres. Vergebens suchte der Papst mit Mahnungen und Bitten den Sturm zu beschwören. Er gewährte die Volksvertretung, ja er wollte nicht blos im Staate, sondern auch in der Kirche durchgreifende Reformen einführen, doch die Umsturzmänner ließen es nicht dazu kommen. Nach ihrem Willen wurden die Minister ernannt und gestürzt, der fähigsten Einer — der Graf Rossi — ermordet. Der darüber tief erschütterte und seines Lebens nicht mehr gesicherte Pius entkam in der Nacht des 24. November 1848 glücklich nach Gaeta und rief die katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich zur Wiederherstellung seines Staates zu Hülfe. Aber erst nachdem die Revolution in jenen Ländern selbst unterdrückt war, zogen die österreichischen Heerschaaren vom Norden her

und die französischen vom Westen gegen Rom an. Am 4. Juli 1849 besetzten die Franzosen schon die Stadt, errichteten im Namen des Papstes eine Verwaltung, und setzten ein Kriegsgericht nieder, welches durch seine Strenge die Ruhe und die alten Zustände herstellte. Die Franzosen waren und blieben thatsächlich die Herren von Rom.

Am 12. April 1850 kehrte der Papst in seine Hauptstadt zurück, lebte aber fortan in stiller Zurückgezogenheit, nur bedacht, die erste Periode seiner Wirksamkeit vergessen zu machen und auf dem kirchlichen Gebiete nach dem Beispiele seiner Vorfahren zu walten. Deshalb überließ er sich ganz den Jesuiten, um die seit Jahrhunderten angestrebten Grundsätze der Päpste endlich zur allgemeinen Geltung zu bringen. Der Papst sollte, die höchste geistliche und weltliche Macht in sich vereinigend, die in beständiger Gährung bewegte Welt nach seinem Plane ordnen und die Revolution für immer unterdrücken. Um diesen Plan allmälig in's Leben zu führen und die Völker dafür zu gewinnen, wurde eine eigene Zeitschrift in Italien von den Jesuiten gegründet und geleitet, andere in verschiedenen Ländern reichlich unterstützt.

Zunächst sollte Deutschland wieder gewonnen werden, wo von den Bischöfen die politischen Wirren des Jahres 1848 klug benutzt waren, um ihre alte Macht herzustellen. Denn kaum erscholl aus dem Frankfurter Parlament der Ruf nach der Trennung der Kirche vom Staate, da antwortete von den Bischöfen und Geistlichen der Ruf nach Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, was, wie sich bald zeigte, nur die Herrschaft der Kirche oder vielmehr des Papstes und der ihm ganz willenlos unterworfenen Geistlichen aller Grade bedeuten sollte. Und die Bischöfe strebten alsobald, ihre Ansprüche nicht blos auf das innere kirchliche Leben, sondern auf die Leitung des ganzen Schulwesens und auf die Schaffung eines eigenen kirchlichen Rechtes auszudehnen. Der tief religiös gesinnte protestantische König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., bewilligte ihnen in seinem Lande auf den Rath seiner Minister die weitgehendsten Forderungen, dasselbe geschah in Oesterreich. Um so leichter hofften die Jesuiten ihre Pläne in den anderen deutschen Staaten durchzuführen.

Am Anfang Oktobers 1850 versammelten sich zu Freising auf Veranlassung des ganz zum Römer gewordenen Erzbischofs Grafen von Reisach in München die bayerischen Bischöfe und verlangten nach gepflogener Berathung in einer ausführlichen Schrift vom Könige Maximilian II., es solle aus der bayerischen Verfassungs-Urkunde das Religions-Edikt entfernt und sie selbst in der Ausübung der ihnen von Gott und seiner heiligen Kirche übertragenen Rechte nicht beschränkt werden; die königliche Genehmigung — das Placet — der von ihnen zu erlassenden kirchlich gesetzlichen Vorschriften solle wegfallen, die Errichtung klösterlicher Anstalten ihnen freistehen, die

Lyceen je mit einer philosophischen und theologischen Fakultät als bischöfliche Anstalten untrennbar mit den Seminarien erklärt und die Lehrer an denselben nur von ihnen ernannt und selbst an den Universitäten nur von ihnen gebilligte Lehrer angestellt werden. Außerdem verlangten sie das Recht, sich von dem Zustande der gelehrten Schulen in Bezug auf Religion und Sittlichkeit überzeugen, sie überwachen, auch eigene Schulen stiften und leiten zu dürfen. Neues Kirchengut zu erwerben solle keiner Beschränkung unterliegen.

Diesen Forderungen zufolge sollte die ganze Erziehung der künftigen Geschlechter von den Bischöfen, Geistlichen und Nonnen nach den ihnen von Rom her gegebenen Vorschriften geleitet werden. Die Elementarschulen waren ohnehin schon mittels des ihnen allein zustehenden Religionsunterrichts ganz in ihrer Gewalt, ebenso das Volk und insbesondere das weibliche Geschlecht selbst in den höheren Ständen durch den Beichtstuhl. Unmöglich konnte der König alle Forderungen der Bischöfe gewähren, ohne das oberste Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche in seinem Lande zu opfern. Er wahrte dasselbe mit Nachdruck, gewährte aber zugleich den Bischöfen und der katholischen Kirche überhaupt so viel, wie noch kein Fürst Bayerns vor ihm, so daß die Verleihung der Pfarreien beinahe ganz den Bischöfen anheim gegeben wurde; er glaubte und hoffte umsomehr den religiösen Frieden zu wahren. Diesen strebte er auch in der protestantischen Kirche wieder herzustellen, der durch manche anmaßende Verfügung der geistlichen Oberbehörde gestört war. Er gestattete die Sammlung von Beiträgen für den Gustav Adolf Verein und wirkte nach seinem Grundsatze: Ich will Frieden haben mit meinem Volke.

Was in Bayern nicht ganz gelungen war, das erreichte der Papst in Oesterreich, als der Kaiser Franz Joseph auf das Drängen seiner Mutter — der Erzherzogin Sophie — ein Konkordat mit Rom schloß, 18. August 1855, gemäß welchem den Bischöfen, den Geistlichen und dem Volke der Verkehr mit Rom in allen geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten ganz frei gegeben ward, die Bischöfe in ihren Sprengeln alles das anordnen und üben durften, was sie zur Regierung ihrer Kirchensprengel für nothwendig erachten: sie überwachen und leiten fortan die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Anstalten, sie erlauben den ihnen angenehmen Lehrern Theologie oder Religionslehre vorzutragen. Alle Lehrer stehen unter kirchlicher Aufsicht und der Kaiser wird den Schuloberaufseher nur nach dem Gutachten des Bischofs ernennen. Die Bischöfe üben die uneingeschränkte Büchercensur in Beziehung auf Religion oder Sittlichkeit, eben so üben sie das Strafrecht gegen Geistliche und Weltliche, welche die kirchlichen Anordnungen übertreten; der kirchliche Richter erkennt über alle kirchlichen Rechtsfälle, insbesondere über diejenigen, welche die Ehe betreffen. —

Der Papst war über den Abschluß dieses Konkordates hocherfreut und die römische Curie rühmte laut: Nun ist das Josephinische System begraben! Aber während Pius IX. seine geistliche Macht immer weiter ausdehnte und befestigte, verlor er Stück um Stück von seinem weltlichen Besitzthum — vom Kirchenstaat — durch das treulose Benehmen des Kaisers Napoleon III., welchem er am meisten vertraut hatte. Denn dieser schloß mit dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien insgeheim ein Bündniß, um den Kaiser von Oesterreich aus Ober-Italien zu verdrängen, 1859. Das Kriegsglück begünstigte die beiden Verbündeten, die Oesterreicher wurden nach heldenmüthiger Anstrengung besiegt, Franz Joseph verzichtete zu Gunsten Napoleon's auf die Lombardei, welche dieser an Viktor Emanuel abtrat. Indessen hatten sich die Einwohner der Fürstenthümer Parma und Modena gegen ihre Fürsten empört und sie zur Flucht gezwungen. Bologna und andere päpstliche Städte riefen den König von Sardinien als ihren Herrn aus, ihm huldigten die Fürstenthümer und Napoleon billigte es. Die vertriebenen Fürsten konnten nicht mehr in ihre Länder zurückkehren, der Papst die von ihm abgefallenen Bezirke nicht wieder erlangen. Doch war Napoleon geneigt, den verkleinerten Kirchenstaat zu erhalten, wenn Pius ihm in Paris die Salbung ertheilen wolle. Dessen weigerte sich dieser und auf Napoleon's Mahnung, er solle freiwillig auf die abgefallenen Provinzen verzichten, erklärte Pius in einem Rundschreiben: nie könne und werde er auf irgend einen Theil seiner weltlichen Herrschaft verzichten, zugleich sprach er am 26. März 1860 den Bann über alle diejenigen aus, welche den Eingriff in die päpstlichen Staaten veranlaßt, begangen oder gebilligt hatten. Dann warb er selbst Truppen, um der französischen Besatzung in Rom los zu werden: er wolle sich selbst schützen. Doch die Franzosen blieben, als wollten sie Rom und das sogenannte Patrimonium Petri dem Papste noch erhalten, das übrige durfte dem geheimen Einverständniß zufolge Viktor Emanuel sich aneignen. Bald war Pius blos auf Rom beschränkt, kein Fürst schützte mehr das ehemals große weltliche Gebiet der Päpste, immer weiter dehnte sich die Herrschaft Viktor Emanuel's über Italien aus, der zum Dank für Napoleon's Beistand Savoyen und Nizza an Frankreich überließ, und am 17. März 1861 sich zum König von Italien erklärte.

In Deutschland schienen nach der Wiederherstellung des Bundes die alten politischen Verhältnisse befestigt, und die Fürsten förderten im Verein mit dem Volke die Künste und Wissenschaften, wie dieses schon im rühmlichen Wetteifer seit Jahrzehnten geschehen war. Die Universitäten nahmen einen hohen Aufschwung, zumal Göttingen, wo neben anderen berühmten Männern Gauß für Astronomie und Physik wichtige Entdeckungen machte, Leipzig und die in Berlin. Norddeutschland überragte in dieser Hinsicht den Süden, die neue Zeit weckte manche früher unbekannte oder ver-

dächtigte Wissenschaft; Staatswissenschaft, allgemeine Länder- und Völkerkunde wurden durch gründliche Forschungen aufgehellt durch Humboldt, Ritter, Martius, Zachariä, Weitzel und Pölitz. In der Rechtswissenschaft werden mit Auszeichnung genannt Feuerbach, Klüber, Eichhorn, Savigny, Mittermaier, Kleinschrod. Die deutsche Sprache wurde in ihren Quellen untersucht und gefördert durch Adelung, die Brüder Grimm, Schmeller, Hofmann, Heinsius und Heyse. — Als Geschichtforscher und Geschichtschreiber für ganz Deutschland oder für einzelne Provinzen wurden mit Auszeichnung genannt: Mich. Ign. Schmidt und Westenrieder, dann Niebuhr, Schlosser, Raumer, Hormayr, Zschokke, Stenzel, Dahlmann. Durch ihre Schriften über Kirchengeschichte, über die allmälige Entwickelung oder Ausartung des kirchlichen Lehrbegriffes sind ausgezeichnet Planck und Neander.

Gleich seinem Vater pflegte der König Maximilian II. die Künste, aber insbesondere bereitete er den Wissenschaften in Bayern eine freundliche sichere Heimath in der Ueberzeugung, daß das Streben nach Wissenschaft die geistige Kraft eines Volkes stärkt, seine Sittlichkeit hebt und dasselbe zum Genusse politischer Freiheit fähig macht. Zumeist und zunächst richtete der König sein Augenmerk auf die Förderung der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Wissenschaften, zu deren Pflege er mehrere berühmte Männer, unter ihnen den Freiherrn von Liebig, berief. Er hob die Hochschulen, schützte die akademische Freiheit, vereinigte die mit denselben verbundenen oder ihnen angehörigen Sammlungen und Anstalten, stiftete den Maximilian's-Orden für Wissenschaft und Kunst, sorgte für die Verbesserung der Land- und Gewerbeschulen und rief eine für ganz Deutschland nützliche und großartige Anstalt, das Nationalmuseum, in's Leben, eine Sammlung von Erzeugnissen der verschiedensten Art, welche die Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes von den frühesten Jahrhunderten bis nahe an die Gegenwart versinnlichen.

Für die deutsche Geschichte des Mittelalters waren die Quellen durch einen weitverzweigten, unermüdlich thätigen Verein unter der Leitung des tüchtigen Forschers Pertz in vielen umfangreichen Bänden allen Geschichtforschern zugänglich, die eigentlichen Quellen aber in Beziehung auf das politische Wirken und Familienleben der Fürsten und der ihnen zunächst stehenden Männer waren stets ein ängstlich verschlossener Schatz in den Archiven geblieben. Diesen Schatz eröffnete der König Maximilian II., indem er das bayerische Haus- und Staats-Archiv mit seinen wichtigen, kaum gekannten und noch weniger der Forschung zugänglichen Urkunden und Schriften bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts und je nach Umständen bis in die neueste Zeit der Forschung anheim gab. Berlin und Wien waren zum Theil in ähnlicher Weise schon vorangegangen und folgten dem gegebenen Beispiele. Auf die Veranlassung des Königs

und mit seiner wahrhaft königlichen Unterstützung bildete sich die historische Commission zur Herausgabe von Quellenschriften, welche das Gesammtleben des deutschen Volkes könnten erkennen lassen. An die Spitze derselben berief er den bewährten Altmeister Ranke, unter dessen Leitung seine Freunde und Schüler bereits eine große Reihe von Quellenschriften dem Drucke übergeben haben. Schon früher entstanden durch ganz Deutschland historische Vereine, deren jeder zunächst die Geschichte seiner Provinz durchforschte und schon wichtige Beiträge zur Beurtheilung vergangener Geschlechter und Landeszustände lieferte.

Wie diese Vereine das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Stämme wach erhielten und förderten, so geschah dieses insbesondere auch, als der König Maximilian II. im Jahre 1854 die allgemeine deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung und vier Jahre später die allgemeine deutsche Kunst-Ausstellung veranstaltete, um aller Welt zu zeigen, was deutscher Geist und deutscher Fleiß zu schaffen vermochten. Dasselbe bewirkten mit jenen genannten noch andere Vereine: schon im Jahre 1822 wurde durch Oken die Versammlung der Naturforscher und Aerzte gegründet, deren Mitglieder alljährlich in einer der größeren deutschen Städte zu gemeinsamer Belehrung und Besprechung wichtiger ihr Fach betreffender Fragen zusammenkommen. Es bildeten sich dann die Vereine der Rechtsgelehrten, der Philologen, der Schützen und Turner, Wandervereine der Landwirthe, aber von allen wirkten unmittelbar auf das Volk die vielen über Deutschland verbreiteten Sängervereine, und bei jeder ihrer größeren Versammlungen tönte der Schluß von Arndt's Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? im brausenden Chor: Ganz Deutschland soll es sein!

Der Kampf um Schleswig-Holstein.

Seit der Gründung des deutschen Bundes gingen nicht blos die süddeutschen Fürsten, sondern auch die Könige von Preußen Hand in Hand mit Oesterreich, welches durch Preußen gar oft die dem deutschen Volke unlieben Gesetze veranlassen und durchführen ließ. Dieses ärntete aber dafür weder von Oesterreich selbst, noch weniger von den Deutschen überhaupt Dank. Im preußischen Volke mehrte sich der Unwille gegen Oesterreich, seitdem der Fürst Schwarzenberg in Olmütz einen Sieg über Preußen errungen hatte. Der König Friedrich Wilhelm IV. fühlte es tief, doch die Liebe zum Frieden überwog seinen Schmerz über die erlittene Kränkung. Als er aber, gemüthskrank und kinderlos, seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm

von Preußen, zuerst die Regierungsgeschäfte und am 8. Okt. 1857 die volle Regierungsgewalt übertrug, deuteten bald viele Anzeichen auf einen tiefgehenden Umschwung in Preußens Haltung.

Der deutsche Bund ließ theilnahmlos die Ereignisse im Krimkriege vorübergehen, als England in Verbindung mit Frankreich und mit dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien die Türkei gegen Rußland schützten. Als aber darauf Oesterreich gegen Frankreich und Sardiniens König den schweren Kampf in Ober-Italien zur Behauptung der Lombardei kämpfen mußte, konnte es den Beistand des deutschen Bundes wegen Preußens Widerstrebens nicht erlangen, denn der Prinz-Regent wollte Oesterreichs Macht nicht stützen helfen, und die Oesterreicher mußten aus Italien weichen. In der Ueberzeugung, daß die Einigung Deutschlands nur durch Preußen und nur durch einen Sieg auf dem Schlachtfelde errungen werden könne, richtete er sein ganzes Augenmerk zunächst auf die Umbildung des preußischen Heeres und traf solche Einrichtungen, daß das ganze Volk stets abwechselnd in den Waffen geübt, immer in Kriegsbereitschaft stehe. Dies zu erreichen, bestimmte er eine dreijährige Dienstpflicht aller zur Linie berufenen Mannschaften und ordnete die Landwehr zu einer festen Masse. Zwar verweigerte die Volksvertretung die Bestätigung der ganz allein von ihm ausgegangenen Heeresverfassung und die zur Durchführung derselben nöthigen Gelder und verlangte die Vorlage eines in das Einzelne gehenden Budgets, aber er ließ sich dadurch in seinem Wirken nicht hindern, regierte als wahrer Selbstherrscher nach seinem Plane fort und hielt mit Kraft und Umsicht die Ruhe und Ordnung in Preußen aufrecht. Selbst ein Mordanfall, als er im Juli 1861 in Baden-Baden weilte, schüchterte ihn nicht ein.

Am 18. Okt. nahm er bei der Krönungsfeier in Königsberg selbst die Krone vom Tische des Herrn und setzte sie auf sein Haupt zum Zeichen, er sei König von Gottes Gnaden. Und er wahrte die Rechte der Krone gegen jeden Versuch der Reichsstände, sie zu schmälern, vertagte und löste sie mehrmal nach einander auf, da sie das vorgelegte Budget nicht gut hießen. Im Jahre 1862 berief er den Freiherrn Otto von Bismarck-Schönhausen an die Spitze des Ministeriums und erkannte in ihm bald den treuesten und umsichtigsten Förderer seiner Pläne, dem er das höchste Vertrauen gewährte. Nach dessen Rathe nahm die Regierung fortan, ohne sich um den Widerstand der Abgeordneten zu kümmern, das nöthige Geld zur Durchführung der festgesetzten Maßregeln, wo man es fand. Und Deutschland folgte mit steigender Theilnahme dem Walten des Königs Wilhelm. Im April 1862 schloß er im Namen des Zollvereins, ohne dessen Mitglieder vorher darüber in Kenntniß zu setzen, einen Handelsvertrag mit Frankreich und gewährte denselben eine Frist, innerhalb welcher sie dem neuen Zollverein beitreten könnten.

Seit Jahren hatte Oesterreich mit Mißtrauen bemerkt, welches Uebergewicht Preußen an der Spitze der Zollvereinsmitglieder in Deutschland erlangt hatte und jetzt übte, deshalb suchte es gegen dasselbe zu wirken und forderte durch die Vermittelung der ihm ergebenen süddeutschen Staaten die Aufnahme in den Zollverein, in der geheimen Absicht, wenn ihm dies nicht gewährt würde, ihn zu lösen und einen eigenen Verein zu gründen, in der Gewißheit, die ihm zunächst liegenden Staaten leicht um sich vereinigen zu können. Preußen aber verweigerte Oesterreich den Eintritt in den Verein, weil es die schwankenden Finanzverhältnisse desselben kannte. Die Verhandlungen zwischen den bisherigen Mitgliedern und Preußen begannen, zögerten sich hin, doch konnte Oesterreich dieselben nicht für sich gewinnen. Darauf fühlte man in Wien die Nothwendigkeit, durch eine entscheidende That das ehemals geübte und in der letzten Zeit verlorene Ansehen über Deutschland wieder herzustellen. Und zur allgemeinen Ueberraschung lud der Kaiser Franz Joseph durch ein Schreiben alle Bundesfürsten auf den 16. August 1863 nach Frankfurt a. M., zu gemeinsamer Berathung über die Frage: wie die Bundesverfassung unter Beibehaltung ihrer wesentlichen Grundlage, zugleich aber auch unter wohl erwogener Berücksichtigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart neu befestigt und ausgebildet werden könne. Von den eingeladenen Fürsten erschienen die meisten persönlich, andere sandten ihre Vertreter, die Sitzungen wurden eröffnet, die Berathungen begannen und Manches wurde beschlossen; aber der König von Preußen blieb ferne und widersprach den ohne ihn gefaßten Beschlüssen, dasselbe thaten die Großherzoge von Baden, Weimar und Schwerin, Deutschland blieb in seinen Fürsten gespalten und der alte Zustand dauerte fort.

Da trat ein Ereigniß ein, welches Deutschland wieder gewaltig aufregte: Am 15. Nov. 1863 starb der König Friedrich VII. von Dänemark, nachdem er kurz zuvor ein Staatsgrundgesetz veröffentlicht hatte, durch welches Schleswig-Holstein ganz dem dänischen Staate mit Verlust seiner Selbständigkeit sollte einverleibt werden. Gerade damals aber hofften die Herzogthümer, von Dänemark frei zu werden, da alten Erbverträgen zufolge die weibliche Linie wohl in Dänemark erben konnte, nicht aber auch in Schleswig-Holstein, das dem Prinzen Friedrich von der Linie Holstein-Sonderburg-Augustenburg erbrechtlich zustand. Der neue Dänenkönig Christian IX. unterschrieb, vom Pöbel in Kopenhagen gedrängt, 18. November, das verhängnißvolle Staatsgrundgesetz, zumeist auf Englands Macht und Schutz vertrauend, denn es war der Prinz von Wales, Englands künftiger König, mit einer Tochter Christian's vermählt und dessen zweiter Sohn Wilhelm war zum Könige von Griechenland ausersehen. Gegen diese, von den Großmächten geplante Uebereinkunft, erklärten sich die tüchtigsten Rechtsverständigen und das gesammte deutsche Volk so wie die Bevölkerung von Schleswig-Holstein in ihrer weitaus größeren

Mehrheit, und durch ganz Deutschland ging der Ruf: dem Augustenburger zu seinem Recht zu helfen.

Die Kammern der Mittelstaaten des deutschen Bundes waren für denselben und stark besuchte Volksversammlungen sprachen und wirkten in diesem Sinne, und nach einem Beschlusse des Bundestages rückten am Ende des Jahres Hannöversche und Sächsische Heerschaaren in Holstein ein, um dieses Herzogthum als deutsches Bundesland zu besetzen. Am 30. Dez. kam Friedrich von Augustenburg zur allgemeinen Freude der Einwohner in Kiel an, und auf diese Kunde erklärten sich auch die meisten Schleswiger für ihn als rechtmäßigen Herzog.

Die beiden deutschen Großstaaten waren mit dem Gang dieser Ereignisse unzufrieden, und nicht Willens, sich der Mehrheit am Bundestage zu fügen, erklärten sie am 14. Jan. 1864, die Geltendmachung der Rechte des Bundes in Bezug auf Schleswig in ihre eigenen Hände zu nehmen; sie wollten die Herzogthümer dem Londoner Vertrag zufolge zwar bei Dänemark belassen, aber die deutsche Nationalität derselben gewahrt wissen. Bayern und andere Mittelstaaten verwahrten sich gegen diese Erklärung, aber sie mußten geschehen lassen, was Oesterreich und Preußen wollten, denn einen Bürgerkrieg gegen diese zu erwecken, scheute sich der König Maximilian, auch war unter den Mittelstaaten keine wahre Einigung. Und schon zwei Tage nach jener Erklärung forderten die beiden Großmächte, daß die Regierung in Dänemark die vertragswidrige Verfassung vom 18. Nov. 1863 aufhebe, außerdem sie Schleswig als Pfand nehmen würden.

Die Heerschaaren der beiden Großmächte rückten durch Holstein nach Schleswig vor, vergebens hofften sie, der König von Dänemark werde, durch die nahe Gefahr geschreckt, ihre gerechten Forderungen erfüllen, er aber wies, auf Englands Beistand vertrauend, dieselben zurück und die Heere überschritten am 1. Februar die Gränzen. Die Dänen standen hinter dem Danewerk — dem Hauptbollwerk — gaben es aber auf, weil es wegen seiner großen Ausdehnung schwer zu vertheidigen war und setzten sich hinter den Düppeler Höhen fest. Die Preußen besetzten am 7. Februar Rendsburg und schon wurden die Schleswiger gewarnt vor jeder Kundgebung in der Erbfolgesache. Die deutschen Mittelstaaten suchten zwar das Ansehen des Bundestages mittelst des Königs Maximilian aufrecht zu erhalten, jedoch vergebens. Oesterreichs Abgeordneter, der Erzherzog Albrecht, kam nach München und drang in den schwer erkrankten König, daß er billige, was geschehe, doch er blieb dem Bunde treu bis zu seinem allzufrühen Tode, 10. März. Die ganze Angelegenheit wegen Schleswig hing jetzt von dem Willen der beiden Großmächte ab und wenige Tage darauf, während Preußen erklärte, es werde die schwierige Frage reiflich prüfen, schritten seine Heere in Jütland vor, und am 18. April erstürmten diese unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl

die Düppeler Schanzen. Am 15. Mai sagte sich Preußen offen vom Londoner Vertrage los und Oesterreich folgte, und am 28. d. M. verlangten Beide, und ihnen schlossen sich die Vertreter des deutschen Bundes an, die vollständige Trennung der Schleswig-Holsteinschen Herzogthümer von Dänemark und ihre Vereinigung unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg, welcher vom deutschen Bunde und der Mehrheit der Bevölkerung anerkannt wurde.

Da aber Dänemark widerstrebte, die in London darüber eingeleiteten Unterhandlungen erfolglos blieben, wurde der Krieg fortgesetzt und schon am 29. Juni waren die verbündeten Heere bis an die äußerste Spitze von Jütland vorgedrungen, die Dänen vom Festlande ausgeschlossen und die Preußen setzten sogar unter dem General von Bittenfeld nach Alsen über und eroberten die Insel. Weil der König von Dänemark von keiner Seite her Unterstützung erhielt und noch größeren Verlust fürchtete, bat er um Frieden. Dieser wurde am 30. Okt. 1864 in Wien ohne Zuziehung eines Vertreters des deutschen Bundes zwischen Dänemark, Preußen und Oesterreich geschlossen. Dem zufolge trat der König Christian seine Rechte auf die Elbherzogthümer nicht an den Prinzen von Augustenburg, sondern an die beiden deutschen Großmächte ab, und damit erhielt die ganze Angelegenheit eine andere Wendung. Preußen hatte bisher dieselbe ganz nach seinem Willen geleitet und glücklich durchgeführt und Oesterreich war ihm dabei ganz zu Willen. Sollte es nun einen neuen Mittelstaat in seinem Rücken sich gestalten lassen, für den Augustenburger das Land errungen haben, daß es in der Folge in neue Verwickelungen dadurch geriethe? Diese Fragen legte Bismarck seinem Könige zur Erwägung vor und rieth, die Herzogthümer, mit den Waffen erobert, dem preußischen Staate anzufügen in der sicheren Hoffnung, mit Oesterreich wie bisher sich leicht zu verständigen. Nachdem dieser Entschluß fest stand, scheute er, um ihn durchzuführen, selbst nicht vor Gewaltmitteln zurück und rechnete dabei auf die Billigung durch die öffentliche Meinung. Die Siege des preußischen Heeres hatten nicht blos hohen Ruhm sich erworben, sondern auch das Selbstgefühl des preußischen Volkes gehoben.

Indessen waren die siegreichen Heere auf dem Wege nach ihrer Heimath, die österreichischen Heerschaaren hatten Holstein größtentheils verlassen, die Preußen blieben und verstärkten sich, die Hannoveraner und Sachsen mußten sich zurückziehen und Holstein räumen, welches wie Schleswig von österreichischen und preußischen Truppen besetzt wurde. Oesterreich stimmte dem allen bei und half Preußens Macht und Einfluß vergrößern, den deutschen Bund demüthigen, und sah, wie unbekümmert, sein eigenes Ansehen dadurch von Tag zu Tag mehr und mehr schwinden. Dagegen verlor sich das seit Jahren genährte Mißtrauen des preußischen Volkes in seine rücksichtslos, nach festen Plänen verfahrende Regierung, und während

dieses Krieges gewann selbst bei Preußens Gegnern der Glaube immer mehr Verbreitung: Es gebe keine Macht, die für Deutschland etwas leisten und wirken könne, als Preußen.

Während des Krieges dauerten die Verhandlungen wegen des Eintrittes der bisher widerstrebenden Staaten in den preußisch-französischen Zollverein fort, dem sich anzuschließen die meisten Mittelstaaten, Bayern an deren Spitze, aus bloßer Rücksicht für Oesterreich, aber gegen ihr eigenes Interesse gezögert hatten. Die ihnen zum Eintritt bewilligte Frist nahte ihrem Ende, sich auszuschließen war gefährlich und von Oesterreich nichts zu erwarten, und allmälig trat ein Staat nach dem andern dem Vereine bei, selbst ohne die bei dem früheren Eintritt gewährten Vortheile zu erhalten. Preußen war fortan wie bereits seit Jahren schon die leitende und entscheidende Macht in Deutschland, entschlossen, den ersten Rang zu behaupten, welchen Oesterreich bereits schrittweise aufgegeben hatte. Zunächst wollte Preußen sich Schleswig-Holstein aneignen.

Zu spät erkannte man am Hofe zu Wien, wohin der österreichische Staat durch seine Minister gebracht war, und suchte vergebens sein verlorenes Ansehen und seinen Einfluß bei den Mittelstaaten durch Begünstigung der Rechtsansprüche des Augustenburgers wieder zu gewinnen. Um so mehr trachtete Bismarck, obgleich noch nicht ausgesöhnt mit dem preußischen widerstrebenden Landtage, die Entscheidung herbeizuführen und ohne Hehl mit Krieg drohend, wenn Oesterreich nicht in sein Begehren willige. Und wieder wich dieses zurück und im Bade Gastein wurde am 14. Aug. 1865 ein Vertrag geschlossen, demgemäß die Herzogthümer getheilt wurden und Schleswig an Preußen, Holstein an Oesterreich kam, Lauenburg wurde um baares Geld von Oesterreich an Preußen überlassen.

Während in Schleswig Alles nach dem Willen und Befehl Preußens geordnet und die Anhänger des Augustenburgers allmälig aus allen einflußreichen Stellen entfernt und das Land bereits als preußisches verwaltet wurde, ließ Oesterreich die Holsteiner gewähren, der Herzog von Augustenburg blieb ungefährdet im Lande, wodurch die Theilnahme für ihn und die Aufregung im Norden genährt und die Eifersucht zwischen den beiden Großmächten erhalten wurde. Unter trüben Aussichten begann das Jahr 1866.

Das Ende des deutschen Bundes.

Der Zwist zwischen Oesterreich und Preußen dauerte fort und steigerte sich von Tag zu Tag. Oesterreich war für die Anerkennung des Augustenburgers, Preußen aber dagegen, indem es sich auf das

Gutachten seiner Kronjuristen stützte, und schon war es entschlossen, seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein nicht mehr aufzugeben und die Bildung eines unabhängigen Herzogthums im Norden von Deutschland zu hindern. Auf Grund des Wiener Friedens mit Dänemark verlangte es, daß ihm Oesterreich seinen Antheil an der Eroberung gegen einen angemessenen Preis überlasse. Oesterreich verweigerte es. Da konnten Aufmerksame schon erkennen, daß mit dieser Angelegenheit zugleich die Frage wegen Deutschlands Neugestaltung würde entschieden werden und zwar, wie Bismarck schon öfter in öffentlicher Rede angedeutet hatte, könne dies nur mit Blut und Eisen, durch einen Krieg geschehen.

Auf die Nachricht, daß darüber am 28. Febr. 1866 die Minister in Berlin Raths gepflogen hätten, entstand am Hofe zu Wien große Aufregung und am 15. März erging an verschiedene Befehlshaber die Weisung, Truppen nach Böhmen abgehen zu lassen. Davon nahm Preußen Veranlassung zu rüsten, dasselbe that Sachsen. Oesterreich glaubte des bei Weitem größten Theiles der Bundesmitglieder sicher zu sein, Preußen aber richtete am 24. März ein Schreiben geradezu an sämmtliche Regierungen mit der Anfrage: ob und wie es im Falle eines Angriffs von Oesterreich auf ihre Unterstützung rechnen könne? Die Antworten lauteten nicht befriedigend, die Stimmung Deutschlands war damals gegen Preußen. Von beiden Seiten dauerten die Kriegsrüstungen fort unter Versicherungen, daß man keinen Angriff beabsichtige. Der Aufforderung von Seite Oesterreichs, 7. April, Preußen solle abrüsten, entgegnete dieses: Oesterreich müsse es zuerst thun, weil es zuerst Veranlassung zur Rüstung gegeben. Die Schriften wechselten hin und her, während dessen hatte Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Viktor Emanuel abgeschlossen, damit bei dem Ausbruche des Krieges ein Theil der österreichischen Armee in Italien festgehalten würde. Der deutsche Bund aber schwankte rathlos hin und her und suchte in Wien und Berlin zu vermitteln und den Ausbruch des Krieges zu verhindern, jedoch vergeblich. Derselbe war seit Jahren schon lahm gelegt, der Krieg gegen Dänemark war ohne seine Zustimmung begonnen und fortgeführt, ohne ihn handelten Oesterreich und Preußen in der schleswig-holstein'schen Sache, und ohne denselben war zwischen diesen der Vertrag zu Gastein abgeschlossen. Und die mittleren und kleineren Staaten Deutschlands konnten in gegenseitiger Eifersucht zu keinem gemeinsamen Handeln sich vereinen und das kommende Ungewitter durch energischen Machtspruch bannen. Jede Macht rüstete einzeln, als könne sie die sogenannte Souveränität damit noch länger behaupten, während diese seit Langem nur noch zum Schein bestand, da die Könige und Fürsten im Norden von Preußen und im Süden von Oesterreich abhängig waren.

Um mit einem Schlage die Reformfrage zur Entscheidung zu bringen, trug Preußen auf die Einberufnng eines deutschen Parlamentes

an und zwar nach allgemeinem Stimmrecht. Dadurch wurde der alte Bundestag aufgeschreckt, durch ein solches Vorgehen schien Preußen alle alten Grundsätze umzustürzen und der Revolution freie Bahn zu öffnen, indem es nun die mittleren und kleinen deutschen Staaten gegen Oesterreich für sich gewinnen und das nach Verbesserungen strebende Volk sich geneigt machen wollte. Aber gerade dieser vom Bundestage zurückgewiesene Antrag Preußens führte die kleinen Staaten, welche durch das aufgeregte Volk zumeist für ihre Souveränität fürchteten, Oesterreich zu. Der Krieg war unvermeidlich, Preußen erließ den Befehl zur Marschbereitschaft seines Heeres auf den 15. Juni, und alsobald verwandelte sich das Land in ein großes Lager. In Oesterreich ging der Erzherzog Albrecht am 5. Mai nach Verona, um den Oberbefehl statt Benedek's zu übernehmen, dieser dagegen stellte sich am 12. Mai an die Spitze der Regimenter an der böhmischen und sächsischen Grenze. Darauf schlossen Sachsen, Würtemberg und Bayern sich an Oesterreich, dasselbe that nicht ohne großes Bedenken auch Baden; Hannover und Kurhessen aber, weil im Machtgebiete Preußens gelegen, vermieden noch zu rüsten. Am 1. Juni suchten Frankreich und England zu vermitteln, Oesterreich aber stellte den bundesgemäßen Abschluß der Herzogthümer-Frage der Entschließung des Bundestages anheim, mit der Zusicherung der bereitwilligsten Anerkennung und berief auch die holsteinischen Stände ein, daß diese ihre Willensmeinung kund gäben. Dagegen erklärte Preußen, durch dieses Vorgehen habe Oesterreich den Gasteiner Vertrag gebrochen und bringe den lang vorbereiteten Krieg zum Ausbruch, die Theilung der Herzogthümer sei nun aufgehoben. Sogleich rückten preußische Heerschaaren in Holstein vor, der österreichische Statthalter überließ ihnen das Land ohne Kampf mit der Erklärung, er weiche nur der Gewalt. Mit ihm schied auch der Augustenburger, Oesterreich aber legte Verwahrung gegen Preußens Vorgehen ein und trug auf Marschbereitschaft der sämmtlichen Truppen des Bundes binnen vierzehn Tagen an, und am 14. Juni stellte Oesterreich an die Bundesversammlung den Antrag auf Beschlußfassung über den Krieg. Als am 19. Juni bei der Abstimmung die bei Weitem größere Mehrzahl für Oesterreich und den Krieg gegen Preußen war, erklärte der preußische Gesandte auf Befehl und im Namen seines Königs: Preußen sehe den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und nicht mehr für verbindlich an, betrachte ihn als erloschen und werde demgemäß gegen denselben verfahren.

Und der Krieg mußte entscheiden. Zwar waren weder die Rüstungen Oesterreichs, noch die seiner Bundesgenossen vollendet, doch glaubte es sich durch die Menge seiner Mitstreiter überlegen und hoffte auf einen schnellen Sieg, während Preußen nach einem trefflichen Plane seine Heere ins Feld führte und im Rücken Oesterreichs an Viktor Emanuel einen mächtigen Bundesgenossen

hatte. Preußens Heere waren an Zahl geringer, aber Alle beseelte das Eine Gefühl, es gelte, für den Ruhm, die Ehre und Größe ihres Vaterlandes zu streiten. Seit Friedrich dem Großen war in Allen, besonders durch die Schriftsteller, der Gedanke lebendig: Preußen müsse an Deutschlands Spitze stehen.

Den Ausbruch des Krieges konnten nur noch die Großmächte hindern, aber Rußland ließ Preußen freie Hand und mit Napoleon hatte sich Bismarck durch kluges Unterhandeln verständigt. Dieser wollte ruhig den kommenden Ereignissen zuschauen, in der Hoffnung, die beiden Gegner würden sich gleich schwächen und Frankreich dann vermittelnd einschreiten können.

Preußens Heere standen kampfbereit in drei Abtheilungen, die eine unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Provinz Sachsen, die zweite unter dem Kronprinzen in Schlesien, die dritte unter dem General Herwarth von Bittenfeld an der Grenze des Königreichs Sachsen. Am 15. Juni forderte Preußen von Sachsen, Hannover und Kurhessen, sie sollen ihre Truppen auf den Friedensstand vom 1. März stellen, gewährte nur 24 Stunden Bedenkzeit und am folgenden Tage schon rückte Bittenfeld in Sachsen ein. Am 17. fiel Hannover, der König Georg hatte sich mit seinem aus 28 000 Mann bestehenden Heere von Göttingen nach Langensalza und Eisenach gewendet, am 18. fielen Dresden und Kassel. Das Hannover'sche Heer wurde von den schnell vorrückenden Preußen eingeholt, umschlossen, zur Niederlegung der Waffen gezwungen und nach der Heimath entlassen, dem Könige wurde sein Privatvermögen zugesichert und ihm freigestellt, seinen Aufenthalt außer dem Königreich nach eigener Wahl zu nehmen. Er ging mit dem Kronprinzen nach Wien, indeß ganz Hannover, Sachsen und Kurhessen von den Preußen besetzt, der noch feindlich widerstrebende Kurfürst, 23. Juni, als Gefangener nach Stettin abgeführt wurde.

Preußen war nach diesem glücklichen Waffengange in seinem Rücken frei und konnte seine ganze Kraft gegen Oesterreich richten. Ohne Widerstand rückten seine Heere vor und fanden zu ihrem Erstaunen die Bergpässe Böhmens vom österreichischen Oberbefehlshaber Benedek nicht besetzt. Er hatte es wie geflissentlich versäumt, die einzelnen preußischen Heeresabtheilungen bei ihrem Uebergange über und durch das Gebirge anzugreifen. Und am 29. Juni stand die ganze preußische Armee vereinigt den Oesterreichern gegenüber. Am 3. Juli wurde die entscheidende Schlacht geschlagen, während welcher von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft wurde. Gegen Mittag gelang es den Preußen, das Mitteltreffen der Oesterreicher zu sprengen, die darauf in wilder Flucht nach allen Seiten hin sich ergossen.

Das war die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa, und diese eine Schlacht entschied das Schicksal des ganzen Feldzuges, denn Oesterreich hatte keine zweite Armee den vorwärts drängenden

Siegern entgegenzustellen und sie zu hemmen. Wien selbst schien bedroht und die Ungarn hielten im zweideutigen Ueberlegen es für besser, das Schicksal über die eine Schwesterhälfte der österreichischen Monarchie frei walten zu lassen.

Zwar wurde beinahe zur selben Zeit Oesterreichs Waffenehre glänzend erprobt: der Erzherzog Albrecht schlug bei Custozza das italienische Heer auf's Haupt; doch hemmte dies den Fortgang der Preußen von Böhmen her gegen die Donau nicht. Deshalb entschloß sich der Kaiser, auch Venetien zu opfern, um das Heer des Erzherzogs Albrecht heranzuziehen und Wien zu decken. Aber er überließ Venetien nicht an Italien, sondern an Napoleon, um dessen Vermittelung zum Frieden zu erlangen. Dieser fühlte sich dadurch geschmeichelt und konnte sich vor der französischen Nation rühmen, er habe ohne Theilnahme am Kriege Frankreichs Ansehen erhöht. Preußen lehnte Napoleon's Vermittelung nicht ab, denn als die Hauptsache galt ihm nur die Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde, daß dadurch die Machtstellung Preußens befestigt und sicher gestellt würde. Dahin zielten gleich anfangs bei den Waffenstillstandsverhandlungen die Forderungen des Ministers Bismarck, und Oesterreich und Napoleon mußten dieselben, wenn auch widerwillig, gewähren. Doch sollten, wenn auch Preußen das ganze nördliche Deutschland als einen Bund unter sich vereine, die Staaten südlich des Mains sich selbst zu einem Vereine unabhängig von jenem verbinden können. Die klar durchschimmernde Absicht Napoleon's war, Deutschland getheilt zu erhalten und damit auch Frankreichs Einmischung und Uebergewicht zu sichern.

Indessen schritt das preußische Heer unter dem General Vogel von Falkenstein gegen die mitteldeutschen Staaten unter siegreichen Kämpfen gegen Süden vor, weder der greise Prinz Karl, der Oberanführer der bayerischen Truppen, noch der Prinz Alexander von Hessen konnten den Feinden Halt gebieten. Es war weder Zusammenhang zwischen den beiden Heeren des deutschen Bundes, noch überhaupt ein Plan, vielmehr nur Eifersucht und Mißtrauen, und statt nach Norden gegen Sachsen vorzudringen und gegen die in Böhmen siegreichen Preußen im Rücken zu wirken, erwartete Jeder die erste That von seinem Bundesgenossen. Die Preußen siegten bei Lauffach und Aschaffenburg, am 15. Juli zogen dieselben in Frankfurt ein, das Rumpfparlament hatte sich eilig vorher noch nach Augsburg in Sicherheit gebracht, der Großherzog von Hessen und der Herzog von Nassau ihre Länder verlassen.

Seit der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz dauerten die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich ohne Beiziehung der süddeutschen Staaten, ungeachtet sich Oesterreich vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges an Bayern förmlich verpflichtet hatte, mit Preußen nicht einseitig Frieden zu schließen, fort. Da Preußen sich weigerte, jene Staaten zu den Verhandlungen

zuzulassen, mußte Oesterreich dieselben dem guten Willen Preußens preisgeben. Darauf eilte der bayerische Minister Frhr. v. d. Pfordten am 21. Juli nach Nikolsburg in's Haupt-Quartier des Königs von Preußen, um für Bayern und seine Mitverbündeten Waffenruhe zu erlangen. Dahin wendeten sich durch ihre Gesandten auch Württemberg und Hessen. Und es erfolgte für Bayern am 25. Juli der Bescheid: es solle Waffenruhe vom 2. August an eintreten, man werde dem Oberbefehlshaber der Mainarmee Befehl ertheilen, weiter keine Entscheidung mit den Waffen zu suchen. Doch schon am Tage des Bescheides rückten von Sachsen her preußische Heerschaaren in Bayern ein, zur höchsten Bestürzung der Einwohner und selbst der überraschten und der Uebermacht preisgegebenen Soldaten und besetzten einen großen Theil des Landes, während andere von Böhmen her an die Donau vorzudringen sich bereiteten. In gleicher Weise wurden Landstriche in Württemberg und Baden besetzt. Denn Preußen hatte am 22. Juli zwar einen fünftägigen Waffenstillstand mit Oesterreich unterzeichnet, wollte jedoch, im Fall der Friede nicht schnell zu Stande käme, einen mächtigen Vorschub für sich haben. Wohl hatte die österreichische Flotte indessen am 21. Juli einen glänzenden Sieg durch die treffliche Führung Tegethofs über die italienische Flotte errungen, aber auch dieser Sieg blieb ohne Erfolg für Oesterreich in Bezug auf die Friedensbestimmungen, die zu Prag erst am 23. August abgeschlossen wurden, nachdem der König Wilhelm unter dem Jubel des Volkes nach Berlin zurückgekehrt war: „Oesterreich verzichtet auf seine bisherige Stellung in Deutschland, überträgt seine Ansprüche an Schleswig-Holstein auf Preußen, gesteht die Bildung eines neuen deutschen Bundes unter der Führung Preußens zu, von welchen jedoch die Staaten südlich des Mains ausgenommen sein sollen, die sich in einem eigenen Bunde vereinen und mit dem norddeutschen in ein noch zu bestimmendes Verhältniß treten können."

Indessen hatte Napoleon, über Preußens schnellen Sieg erstaunt und eifersüchtig, seine Macht geltend zu machen gesucht, und Preußen mußte zugeben, daß die nördlichen Distrikte von Schleswig nach freier Wahl wieder Dänemark gehören könnten. Diese Bestimmung geschah dem alten Bundesgenossen Frankreichs zu Gunsten, Preußen wehrte sich dagegen nicht. Aber entschieden erklärte es sich gegen weitere Forderungen Napoleon's. Denn als die süddeutschen Staaten sich an ihn wendeten, um mäßige Friedensbedingungen durch seine Vermittelung zu erhalten, benützte er dies, um Preußen zu bedrängen und begehrte als Entschädigung für die Machtvergrößerung desselben ein Gebiet am linken Rheinufer für Frankreich. Bismarck aber erklärte im Namen seines Königs bestimmt: Kein Dorf darf und wird von Deutschland abgerissen werden. Und Napoleon schwieg, in der Hoffnung, durch den neu zu bildenden süddeutschen Bund gegen Deutschlands Einigung zu wirken.

Mit diesen Staaten hatte aber Preußen schon insgeheim ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, indem es ihnen den Umfang ihres bisherigen Gebietes gewährleistete gegen die Verpflichtung, für den Kriegsfall ihre Heere unter den Oberbefehl des Königs von Preußen zu stellen. So wurde die Absicht Napoleon's durch Bismarck's Klugheit und Sorge für Gesammtdeutschland vereitelt.

Am 24. August löste sich das Rumpfparlament in Augsburg auf und der deutsche, eigentlich nur Fürstenbund, begrub sich selbst. Mit Hessen kam der Friede am 3. September zu Stande, mit Sachsen zuletzt am 21. Oktober, der König kehrte von Wien in sein Land zurück. Der König von Hannover aber erließ von Wien aus vergeblich eine heftige Verwahrung seiner Rechte gegen Preußen. Der Kurfürst von Hessen ergab sich in sein Schicksal, entband seine Unterthanen ihres Eides, rettete dadurch sein Hausvermögen, durfte Stettin frei verlassen und begab sich nach Prag, wo er auch starb; auch der alte Herzog von Meiningen wich dem Drucke Preußens und dankte zu Gunsten des Erbprinzen ab.

Vierundzwanzigtes Buch.

Das deutsche Kaiserreich.

Der norddeutsche Bund.

Als nach dem Friedensschlusse die neue Lage der Dinge sich klar zeigte, da bemächtigte sich gar Vieler ein Gefühl tiefer Wehmuth: Ist das die seit langer Zeit angestrebte Einigung und Einheit Deutschlands? Es ist in zwei Theile auseinander gerissen, ein dritter Theil für immer von ihm getrennt. Preußen ist die alleinherrschende Macht geworden und es steht zu erwarten, wie es sich an der Spitze des norddeutschen Bundes zu den süddeutschen Staaten verhalten wird. Ein Band bindet diese an jenen Bund, sie stehen miteinander unter Preußens Oberleitung im Kriege, auch der Zollverein hält sie zusammen, und deshalb hoffte man noch, es könne Deutschland auf's Neue und fester als je sich zu einem großen Reiche gestalten. Für die nächsten Jahre freilich war dazu noch keine Aussicht, da galt es nur zumeist, den norddeutschen Bund fest zu gestalten und ihm eine Verfassung zu geben, durch welche die Fürsten und Völker befriedigt, sich Eines mit dem neuen Bunde fühlen möchten.

Im stolzen Gefühl des Errungenen trat die preußische Regierung Anfangs Sept. 1866 vor die versammelten Abgeordneten des Landtages und verlangte die Genehmigung der ohne ihre Zustimmung bisher verwendeten Gelder. Dabei äußerte Bismarck, der umsichtige Leiter der Staatsgeschäfte, welchen der dankbare König in den Grafenstand erhoben hatte: Die Armee habe allerdings glänzende Erfolge errungen, aber noch sei das Spiel nicht gewonnen

und nur je fester man zusammen halte, um so sicherer werde es gewonnen. In ganz Europa sei ja keine Macht, welche die Bildung des norddeutschen Bundes in wohlwollender Weise zu fördern geneigt sei. Und die Abgeordneten und das Herrenhaus billigten die geschehenen Ausgaben, billigten die Aneignung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt und von Schleswig-Holstein an Preußen, bewilligten ein Anlehen von sechzig Millionen Thaler zur Wiederausfüllung des Staatsschatzes, genehmigten das Reichswahlgesetz. Aber als erstes und wichtigstes Ziel erschien es, die Mitglieder des neuen Bundes zu gewinnen durch ein versöhnendes Walten, denn es herrschte unter ihnen Mißtrauen gegen Preußen und ein noch größeres lauerte in Frankreich. Zwar hatten Hannover und Schleswig wenig Ursache, die Rückkehr ihrer Fürsten zu wünschen, aber die Völker fühlten sich fremd in den neuen Verhältnissen. Der blinde König von Hannover hatte mit seinem Sohne sich in die Nähe von Wien zurückgezogen, und von da aus im nördlichen Deutschland ein kleines Heer -- die Welfen-Legion — geworben, die an Deutschlands Grenzen lagernd, ihm bei günstiger Gelegenheit den verlorenen Thron wieder erobern sollte. Seine Gemahlin war im Lande geblieben und unterhielt von der Marienburg aus einen lebhaften Briefwechsel mit ihm und mit den ihnen treu Ergebenen, bis ihr der fernere Aufenthalt dort verboten und sie zur Abreise gezwungen wurde. Erst allmälig mußte die Zuneigung des sächsischen Volkes gewonnen werden. Am gefährlichsten für die Bildung und Befestigung des neuen Bundes erschien jedoch Frankreich. Napoleon hatte mit Staunen und Neid den Siegesgang Preußens verfolgt und konnte ihn, unvorbereitet wie er zum Kriege war, nicht hemmen. Sein Anerbieten, Preußens Fortschreiten über die Mainlinie gegen Abtreten der Rheinpfalz oder eines anderen deutschen Gebietes an Frankreich zu begünstigen, wurde fest abgelehnt, und so erwartete er nur einen Vorwand, die Befestigung des neuen Bundes zu hindern, während er im Stillen zum Kriege rüstete.

Allen diesen offen und insgeheim drohenden Gefahren mußte die Weisheit und Milde des Königs und die Umsicht und Mäßigung seiner Räthe zu begegnen und den neuen Bund mit Preußen zu versöhnen. Am 21. Nov. lud der König die 21 Staaten des norddeutschen Bundes ein, auf den 15. Dez. Bevollmächtigte nach Berlin zu senden, zur Vereinbarung der Vorlagen an den Reichstag. Sie kamen und vernahmen aus Bismarck's Munde: Um die Mängel und Gefahren des dahin geschiedenen deutschen Bundes zu vermeiden, sei die Herstellung einer einheitlichen Leitung des Kriegswesens und der auswärtigen Politik und der für die Schaffung gemeinsamer Organe der Gesetzgebung auf dem Gebiete der gemeinsamen Interessen der Nation nothwendig. Zum Nutzen der Gesammtheit müssen wesentliche Beschränkungen der Unabhängigkeit der einzelnen Regierungen eintreten.

Ueber diese und noch andere wichtige Mittheilungen begannen darauf die Berathungen zur Feststellung des Entwurfs einer Bundesverfassung und wurden am Anfang des Jahres 1867 unter dem Vorsitz des Grafen Bismarck fortgesetzt. Die Beschlüsse sollten dann dem deutschen Bunde vorgelegt werden. Bis zum Februar war die Einigung nicht blos über die wesentlichen Grundlagen der Verfassung, sondern auch über den größten Theil der Einzelbestimmungen erfolgt, insbesondere über die Schaffung eines Bundesrathes aus den Vertretern der Regierungen, als einer Art Bundesregierung unter Preußens Leitung, mit einem von dessen Könige zu ernennenden Bundeskanzler. Man einigte sich über den Reichstag ohne Oberhaus und ohne Tagesgelder für dessen Mitglieder, über die Herstellung einer diplomatischen und Consular-Vertretung durch den König von Preußen, doch mit Wahrung der den einzelnen Bundesfürsten zustehenden Rechte. Als besonders wichtig erschien die Errichtung eines gemeinsamen Bundesheeres und einer Marine nach den bisher von Preußen schon geübten Bestimmungen.

Am 12. Februar fanden die allgemeinen Wahlen im ganzen Umfange des norddeutschen Bundes, auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechtes, statt, und am 24. Februar wurde der erste Reichstag durch den König selbst feierlich eröffnet. In seiner Rede drückte er die Freude aus, daß es ihm gegönnt sei, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, die Hoffnung auszusprechen, daß das Werk der Einigung von Deutschland endlich ganz gelingen werde, wie es stets die Sehnsucht des deutschen Volkes gewesen. Noch seien Schwierigkeiten zu überwinden, aber zunächst komme es darauf an, den günstigen Augenblick zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen. Der vollendetere Ausbau desselben könne alsdann getrost dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen bleiben. Die Ordnung der nationalen Beziehungen des norddeutschen Bundes zu den Deutschen südwärts des Mains sei durch die Friedensschlüsse dem freien Uebereinkommen beider Theile anheimgestellt: die Erhaltung des Zollvereins, die gemeinsame Pflege der Volkswirthschaft, die gemeinsame Verbürgung für die Sicherheit des deutschen Gebietes werden Grundbedingungen der Verständigung für beide Theile bieten. Der Zweck der deutschen Bundesgenossenschaft soll und wird nur zur Abwehr, nicht zum Angriff sein. Von uns, fuhr er dann fort, hängt es jetzt ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu geben, in welcher es frei von Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Wiederherstellung und seine Wohlfahrt pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag.

Während alle Thätigkeit der Versammelten auf die Berathung der mancherlei das innerste Leben des Staates betreffenden Vorlagen

gerichtet war, erscholl in Frankreich ein wüstes Geschrei: „die deutsche Einheit muß verhindert werden!“ Denn dort galt von jeher der Grundsatz: die Zersplitterung und Uneinigkeit Deutschlands verbürgt Frankreichs Größe. Gegen das immer lauter und weiter sich verbreitende Schreien und Mahnen im Parlament in Paris, im Volk, das in öffentlichen Schriften gegen Deutschland aufgereizt wurde, machte Preußen ganz einfach die mit den süddeutschen Staaten schon im verflossenen Jahre vereinbarten Verträge bekannt, durch welche die Einigung bereits gerade in den wichtigsten Angelegenheiten zwischen den nord- und süddeutschen Staaten hergestellt war. Und überrascht erkannte die französische Regierung und das Volk zu spät, was in Deutschland vollbracht war. Napoleon aber suchte und fand alsobald einen Vorwand, dasselbe in neue weit aussehende Wirren zu verwickeln. Er befahl seinem Gesandten in Haag, mit Holland die Räumung der Festung Luxemburg von den deutschen Truppen zu bewirken, bald aber damit nicht zufrieden, wollte er, daß das ganze Ländchen an Frankreich abgetreten werde. Die Unterhandlungen begannen ganz geheim, und der König von Holland, der Enkel eines deutschen fürstlichen Heldengeschlechtes, aber selbst wenig deutsch gesinnt und geldbedürftig, war bereit, Luxemburg gegen eine Geldsumme hinzugeben. Als die Angelegenheit bereits ganz geordnet schien, verlangte Napoleon nur, daß er selbst darüber Preußen in Kenntniß setze und mit diesem die Unterhandlungen eröffne. Allein der König von Holland hielt es für nöthig, vorher noch die geplante Uebereinkunft an Preußen mitzutheilen. Dadurch wurde die Sache alsobald öffentlich bekannt und ganz Deutschland gerieth darüber in eine gewaltige Aufregung, denn dieses Unternehmen Napoleon's erschien allgemein nur als der Anfang zur Ausführung seiner längst gegen Deutschland gehegten Pläne.

Mit kluger Mäßigung begegnete Preußen der drohenden Gefahr, bedacht, seine Ehre und den Frieden für Deutschland zu wahren und bethätigte durch sein Verhalten das unerschütterliche Vertrauen auf den unzerreißbaren Zusammenhang des deutschen Volkes mit und unter seinen Regierungen. Vergebens suchte England in dieser Angelegenheit zu Gunsten Frankreichs zu wirken, indem es unumwunden auf die Schwäche Preußens und des norddeutschen Bundes zur See bei einem Kriege hinwies. Preußen wendete sich zur Regelung dieser Sache an die Großmächte, in London wurden darüber dann Verhandlungen eröffnet und beschlossen: die Preußen räumen die Festung Luxemburg, dessen Hauptheile zerstört werden, Frankreich verzichtet auf die Erwerbung des Ländchens, welches, als neutral erklärt, unter die Garantie der Großmächte gestellt wird. Auf diese Weise wurde die Angelegenheit geschlichtet und der Friede erhalten.

Indessen war die Verfassung des norddeutschen Bundes berathen und allseitig angenommen worden und der König Wilhelm von Preußen schloß am 17. April 1867 den ersten deutschen Reichstag

mit dem Gefühle, „es sei ein heilbringendes Werk geschaffen.“ Das nationale Bewußtsein, sprach er, ist zu erhebendem Ausdruck gelangt und hat in allen Gauen des deutschen Vaterlandes kräftigen Widerhall gefunden. Aber eben so einig ist Deutschland in seinen Regierungen und in seinem Volke, daß die wiedergewonnene nationale Macht vor Allem ihre Bedeutung in der Sicherstellung der Segnungen des Friedens zu bewähren hat. Das Werk geht seiner Vollendung entgegen.

Aber die Erfüllung dieser prophetischen königlichen Worte verzögerte sich noch. Wohl verlangte die öffentliche Stimme in Süddeutschland immer lauter und dringender den offenen Anschluß an den norddeutschen Bund, gegen welchen nur die Ultramontanen und Sozialdemokraten eiferten, aber Bismarck's scharfes Auge sah den rechten Augenblick noch nicht gekommen. Und als in der Ständeversammlung in Baden der Anschluß geradezu gefordert wurde, wies der große Staatsmann das voreilige Drängen mit schroffem Ernst zurück. Preußen wollte die Eifersucht Frankreichs nicht noch mehr reizen und nicht einen verhängnißvollen Krieg über Deutschland heraufbeschwören. Der Anschluß des Südens an den Norden müsse und werde sich im Frieden nach kurzer Zeit vollziehen, bereits wurden die süddeutschen Truppen nach preußischem Vorbilde eingeübt.

Steigerung der päpstlichen Ansprüche.

Während Preußen sorgfältig alle Mittel benutzte, den norddeutschen Bund zu befestigen und stets von Napoleon's Eifersucht fürchtend, zu seiner Vertheidigung bereit sein mußte, drohte ihm, ja der ganzen christlichen Welt ein Krieg so mächtiger geistiger Natur, daß ihn nur die höchste geistige Kraftentwickelung der Völker mit Glück abwenden zu können schien. Der greise Papst Pius IX. wollte den Verlust seiner weltlichen Herrschaft durch die höchstmögliche Steigerung der geistlichen Macht ausgleichen und mittelst dieser nicht blos jene wieder gewinnen, sondern über die ganze Christenheit als unumschränkter Herr über Kaiser, Könige und Völker gebieten. Das suchte er zu erreichen durch die Lehrsätze, welche er als untrügliche Glaubenswahrheiten durch die Bischöfe und Priester den Völkern verkünden ließ. Durch sie wollte er die Welt nach seinem Willen gestalten, durch ihn sollte das seit Jahrhunderten vergebens durch die Päpste angestrebte Ziel endlich erreicht werden und die päpstliche Gewalt die höchste auf Erden sein zum Heile der Seelen, wie er schrieb, und zum Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft. Denn diese sei bisher durch falsche und verkehrte

Lehren in's Verderben geführt worden und müsse durch die katholische Kirche — durch den Papst — auf den Weg des Heils geleitet werden. Und in einem Rundschreiben im J. 1864 verdammte er in einem Verzeichnisse — genannt Syllabus — viele bisher als wahr geltende Lehrsätze und stellte dagegen andere als die einzig wahren auf, als: Die weltliche Macht ist vom Bösen und muß deshalb unter dem Papste stehen, sie muß unbedingt nach den Anordnungen der geistlichen handeln. Die Kirche ist berechtigt, jegliche weltliche Herrschaft zu verleihen und zu nehmen, Länder und Völker, die nicht katholisch sind, katholischen Fürsten zu schenken, welche sie zu Sclaven machen dürfen. Die Kirche hat das Recht, als Glaubenssatz festzustellen, daß die katholische die einzig wahre Religion sei. Die Kirche hat das Recht, Gewaltmittel anzuwenden. Der Papst hat das Recht, Staatsgesetze, Staatsverträge und Verfassungen für ungültig zu erklären, welche den Rechten der Kirche und des Klerus nachtheilig sind. Der Papst hat das Recht, vom Eide gegen Fürsten, die er excommunizirt, und vom Gehorsam gegen sie und ihre Gesetze zu entbinden. Er kann von jeder Verpflichtung entbinden, ohne seine Zustimmung darf keinem Geistlichen, keiner Kirche irgend eine Abgabe auferlegt werden. Die Päpste haben die Gränzen ihrer Gewalt nie überschritten, sich nie die Rechte der Fürsten angemaßt, die Päpste haben in der Festsetzung der Glaubens- und Sittenlehren nie geirrt. —

Diese und noch andere Sätze, die sich auf das Gesammtleben der Völker beziehen und insbesondere die geistliche und weltliche Herrschaft des Papstes hervorheben, sollten fortan von allen Katholiken auf das Strengste festgehalten werden. Alles Volk sollte glauben und heilig halten, was der Papst lehre, durch den Glauben wollte er die Welt beherrschen und für den Glauben wollte er zunächst die Frauen und durch diese das heranwachsende Geschlecht und die Männer gewinnen. Dazu bediente er sich verschiedener Hülfsmittel, insbesondere des Mariendienstes.

Maria, die Mutter des Herrn, galt seit den frühesten christlichen Zeiten den Deutschen als das Ideal der Weiblichkeit, als Jungfrau und Mutter, und wurde von Dichtern und Künstlern nach ihrer Weise verherrlicht. Die Jesuiten aber, immer bedacht, die Einbildungskraft der Jugend und des Volkes zu reizen, erhoben Maria in ihren Religionsvorträgen in Wort und Schrift als Himmelskönigin, als Fürsprecherin bei Gott, ja als allmächtige Gnadenspenderin und erklärten: Maria ist ohne Sünde empfangen. Diesen Satz als Glaubenssatz einzuführen, sträubten sich die Päpste trotz des Drängens der Jesuiten, Pius aber wurde von ihnen gewonnen, berief eine Kirchenversammlung im Jahre 1854 nach Rom, von den Versammelten wurde der neue Glaubenssatz berathen und gebilligt, und darauf verkündete ihn eine päpstliche Bulle aller Welt. Fortan fand der Papst kaum Worte genug, Maria zu preisen und ihre

Macht zu schildern: wie sie als Himmelskönigin im goldenen Gewande und im bunten Schmucke zur Rechten ihres eingebornen Sohnes sitzt, sich leicht erbitten läßt und es nichts giebt, das sie nicht zu erbitten vermöchte.

Und nach dem Beispiele des Papstes verbreiteten und hoben Bischöfe und Priester den Mariendienst auf jede Weise und es konnte die Marienverehrung leicht in eine götzendienerische Marienanbetung ausarten, und das Volk erwartete von ihrer Fürbitte und dann sogar von Marienbildern und Statuen Wunder, und die aufgeregte Phantasie Ungebildeter und Kinder und des Pöbels überhaupt glaubte wirklich Wunder und die heilige Jungfrau selbst zu sehen. Bald soll sie von Hirten, bald von Kindern auf einem Baume, auf freiem Felde oder im Walde, in einer Wolke, bald drohend, bald mahnend gesehen, ja ihre Worte gehört worden sein. Und es begannen Wallfahrten zu den Orten, wo sie besonders verehrt wurde, und nicht die Geistlichen, sondern nur die weltlichen Behörden suchten das leichtgläubige Volk eines Besseren zu belehren und bewirkten, daß das unsinnige Gebahren nicht in Gewaltthätigkeiten ausartete. Der Papst aber bemerkte mit Freuden, wie die Saat seiner Lehren im Volke immer tiefer Wurzel faßte und er damit seinem Ziele immer näher rückte. Um so schmerzlicher wirkte auf ihn die Nachricht: der Kaiser von Oesterreich habe das Konkordat aufgehoben und Bestimmungen über die Unterrichts- und Erziehungsanstalten getroffen, welche den früher vereinbarten widersprachen. Alsobald berief er die Kardinäle und erklärte, kraft seiner apostolischen Autorität verwerfe und verdamme er die erlassenen Gesetze und überhaupt Alles, was gegen die Rechte der Kirche verordnet oder gethan worden. Damit zeigte er thatsächlich, daß er Gesetze für nichtig erklären könne, welche ohne seine Zustimmung gegeben werden. Der Kaiser Franz Joseph ließ jedoch die neuen Gesetze zur Freude aller Gebildeten und selbst des größten Theiles des Volkes vollziehen ohne Furcht vor den päpstlichen Drohungen.

Um so eifriger suchte Pius IX. den seit langer Zeit angestrebten, doch von den Fürsten stets standhaft zurückgewiesenen Ansprüchen allgemeine Geltung im Volke und weiter durch das Volk Anerkennung zu verschaffen. Nicht zufrieden, daß er gleich seinen Vorgängern „Heiliger Vater!“ genannt wurde, wollte er auch „unfehlbar“ heißen und sein, dieses hoffte er durch den Ausspruch eines allgemeinen Concils zu erreichen. Wäre dieses vom Volke anerkannt, dann dürfe Niemand in Zukunft den von ihm — dem Unfehlbaren — gegebenen Glaubens- und Sittengesetzen widersprechen und deren Durchführung zu hindern suchen, jeder Christ müßte sie vielmehr ihm durchführen helfen. Für den neuen, von den Jesuiten geplanten Glaubenssatz wirkte schon im Voraus das Heer der Geistlichen und eine feile Presse und Alle, welchen jeder Fortschritt zum Bessern und insbesondere Preußens Macht verhaßt war. Und der Anzeichen

von der Absicht des Papstes, daß er das Unerhörte erstrebe, wurden immer mehrere und deutlichere; endlich berief er das schon öfter angekündete Concil auf den 8. Dezember 1869.

Da bemächtigte sich aller Gutgesinnten und wahrhaft Christgläubigen ein banges Gefühl. Die zur Vorberathung in Fulda, im September 1869 versammelten deutschen Bischöfe konnten dasselbe nicht ganz beschwichtigen, obgleich sie zur Beruhigung der Gläubigen öffentlich erklärten: „die Verkündigung von neuen Glaubenslehren und die Aufstellung von Grundsätzen, welche mit den berechtigten Ansprüchen des Staates, der Civilisation, der Wissenschaft und dem zeitlichen Wohle der Völker nicht zusammenstimmen, sei niemals zu befürchten." Die Furcht blieb und vergrößerte sich, als man erfuhr, die mit den Vorarbeiten zum Concil beschäftigten Theologen sollten unter Androhung des großen Bannes Niemanden etwas über diese Vorbereitungen mittheilen. Schon wurde in einem Seitenschiffe der St. Peterskirche der Raum für die große Versammlung abgeschlossen, die Sitze bereitet und eine Geschäftsordnung festgestellt, gemäß welcher der Papst und die Jesuiten vollständig die Herren der Berathungen wurden. Auch diese sollten dem Volke Geheimniß bleiben.

Bei der Eröffnung des Concils zählte man 750 Versammelte, unter diesen vom Kirchenstaate allein 143 Bischöfe, während ganz Deutschland nur durch 14 Theilnehmer vertreten war. Ueber 100 Infulträger hatten keine Diöcesen und waren als arme Männer zur kostenfreien Verpflegung in Klöster eingelagert, außerdem hatte Italien noch gegen 200 Titularbischöfe und Prälaten gesandt. Bei den allgemeinen Concilien waren sonst immer die Kaiser, Könige und Fürsten der katholischen Völker persönlich gegenwärtig oder sie hatten ihre Bevollmächtigten geschickt. Diesmal waren sie gar nicht vertreten. Zwar hatte der bayerische Minister Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, sich an verschiedene Höfe zur Wahrung des alten Rechts gewendet, doch bei Frankreichs Widerstreben keinen Erfolg erzielt. Die katholische Laienwelt blieb von der Berathung ganz ausgeschlossen, als bestehe die Kirche blos aus Geistlichen oder vielmehr nur aus Bischöfen.

Ehe die Berathungen begannen, mahnten einige deutsche Bischöfe, unter ihnen der Kardinal Fürst Schwarzenberg, dringend von der Vermehrung neuer Glaubensartikel, insbesondere der päpstlichen Unfehlbarkeit ab, doch die Jesuiten waren der Mehrheit der Versammelten und mit diesen ihres Sieges gewiß. Und Deutschland folgte mit Staunen und Unwillen dem Gange der Verhandlungen in Rom, und Schriften auf Schriften erklärten sich gegen das Verfahren der Curie und gegen die immer offener hervortretenden Pläne der Jesuiten, keiner that es dringender und mit größerer Gelehrsamkeit, als der Propst Döllinger in München. Doch unbeirrt durch alle die gewichtigsten Einreden wurden mit Billigung der Mehrheit die einmal begonnenen Verhandlungen fortgesetzt.

Das Gottesgericht.

Da lenkte plötzlich ein Ereigniß im Westen von Europa Aller Augen auf sich. In Spanien hatten nämlich die Cortes — die versammelten Stände des Reiches — als Wähler den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern zu ihrem Könige ausersehen. Die Sache war schon vertraulich dem Kaiser Napoleon mitgetheilt und selbst in öffentlichen Blättern besprochen, und der König von Preußen hatte als Haupt des Hohenzollern'schen Geschlechts dem Erbprinzen auf dessen Wunsch seine Einwilligung zur Annahme der Krone gegeben. Darüber entstand aber mit einem Male in Frankreich große Aufregung, der Herzog von Gramont erklärte am 6. Juli 1870 in der gesetzgebenden Versammlung: Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch das bestehende Gleichgewicht Europas verwirre und die Interessen und die Ehre Frankreichs schädige. Auf diese Erklärung hin entsagte der Erbprinz (12. Juli) der auf ihn gefallenen Wahl, um nicht durch eine Familienfrage einen Krieg zu veranlassen, und der König von Preußen billigte den Beschluß desselben und hielt die ganze Angelegenheit für abgethan. Allein damit begnügte sich die französische Regierung nicht, und der Graf Benedetti, der Botschafter am preußischen Hofe, suchte den König im Bade Ems auf, traf ihn auf dem Morgenspaziergange, 13. Juli, und verlangte, er solle sich verpflichten, niemals mehr einzuwilligen, wenn die Thronwahl auf einen Hohenzollern fiele. Dies verweigerte der König entschieden. Und als Benedetti Nachmittags ihn wieder zu sprechen suchte, ließ er ihm durch seinen Adjutanten andeuten: er habe dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen. Benedetti meldete dieses seiner Regierung und sogleich eilte der Minister Ollivier in die Versammlung des gesetzgebenden Körpers und rief: Frankreich ist durch die Zurückweisung seines Botschafters von Preußen beschimpft und es nimmt den Krieg auf, den man ihm bietet. Vergebens verlangten einige die Vorlegung der Depesche mit dem angeblich beleidigenden Wortlaut, Ollivier rief nur wiederholt: Frankreich ist beleidigt, ich übernehme leichten Gemüths den Krieg auf mich und das Kabinet. Und darauf ward der Krieg beschlossen.

Wie freudentoll wälzten sich auf diese Nachricht die Volkshaufen durch Paris und schrieen: „Krieg! Krieg gegen Preußen! Rache für Sadowa! Auf nach Berlin! Es lebe der Kaiser!“ Und Napoleon stimmte bei und war entschlossen, den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte zu übernehmen, die mobilen Nationalgarden wurden einberufen und vom gesetzgebenden Körper fünfhundert Millionen für den Krieg bewilligt. Am 18. Juli ward die Kriegserklärung in aller Form in Berlin übergeben. Auf solche Weise

hatte Frankreich den seit Jahren gesuchten Vorwand zum Kriege endlich gefunden, einen Vorwand, wie niemals einer schlechter und erbärmlicher ausgesonnen war. Und das ganze französische Volk jauchzte dem Kaiser billigend zu, und selbst sonst ehrenwerthe Männer — Thiers († 3. September 1877) — der Staatsmann und Geschichtschreiber, an ihrer Spitze — mißbilligten nicht den Krieg, sondern nur den gewählten Vorwand.

An demselben Tage, da Napoleon's Kriegserklärung in Berlin eintraf, wurde in Rom vom Vatikanischen Concil in Gegenwart des Papstes dessen Unfehlbarkeit zum Glaubenssatz für die ganze katholische Welt angenommen und verkündet mit den Worten: Wir lehren und entscheiden, daß der römische Papst, wenn er als Lehrer und Hirt aller Christen spricht, mit der nämlichen Unfehlbarkeit ausgestattet sei, von welcher der göttliche Erlöser wollte, daß sie seiner Kirche innewohne, wenn sie über Glauben und Sitten eine Entscheidung fällt; und daß daher die Entschließungen dieses nämlichen römischen Papstes aus sich selbst, nicht in Folge einer Uebereinstimmung mit der Kirche, unabänderlich sind. Wer dieser Bestimmung zu widersprechen wagt, der sei verflucht.

Vergebens hatte die Minderheit der Versammelten noch am Tage vorher Pius IX. auf das dringendste gebeten und gewarnt, er möge durch den neuen Glaubenssatz nicht die Kirche verwirren und den inneren Krieg erwecken; vergebens hatte der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, durch seinen Fußfall den Papst zu bestimmen gesucht, er möge inne halten. Die Antwort war: „Es ist zu spät. Es ist beschlossen." Und es drohte darauf dem deutschen Volke ein zweifacher Krieg von zwei verschiedenen Seiten, und jeder drohte die noch nicht vollständig errungene und befestigte Selbständigkeit und Einigung des deutschen Reiches zu zerstören.

Napoleon hoffte mit seinen seit Jahren schon ausgerüsteten Schaaren Preußen, das zum Kriege unvorbereitet schien, zu überfallen, im Sturm an der Schweizer Grenze über den Rhein zu setzen und die süddeutschen Staaten im Vertrauen auf die frühere Bundesgenossenschaft zur Hülfeleistung zu gewinnen oder sie zu erdrücken und dann vom Süden her und vom Mittelrhein auf Preußen loszustürzen. Aber dieser Plan ward ihm schnell vereitelt, denn nicht blos im Norden, sondern auch im Süden hatte die öffentliche Meinung sich bereits gegen ihn als den allgemeinen Unruhstifter laut und immer heftiger erklärt. Der König von Bayern, Ludwig II., zeigte sich sogleich entschlossen, zu Preußen zu stehen, trotz des Widerspruchs der römisch und französisch gesinnten Mitglieder der Kammer der Abgeordneten, welche Bayerns Neutralität offenbar zu Gunsten Napoleon's gewahrt wissen wollten. Dem Beispiele des Königs von Bayern folgten der König von Württemberg und die anderen süddeutschen Fürsten und stellten, treu den eingegangenen Verträgen, ihre streitbare Macht unter den Oberbefehl des Königs von Preußen.

Durch ganz Deutschland ging der Ruf: Wir wollen einig sein, wir wollen uns von Frankreich nicht knechten lassen! Und auf allen Straßen wälzten sich die Heerschaaren, getragen von den Eisenbahnen, den Punkten gegen den Rhein zu, welche der greise König zum Angriff für die verschiedenen Abtheilungen, nach dem von General Moltke entworfenen, tief durchdachten Plan bestimmt hatte.

Ehe noch der Kampf begann, führte Bismarck schon einen ganz gewaltigen Schlag gegen Frankreich, indem er die Pläne Napoleon's aller Welt vor Augen legte, der einwilligen wollte, daß Preußen die süddeutschen Staaten in den Nordbund auf Grund eines gemeinsamen Parlamentes aufnehme, wenn es ihm Belgien und Luxemburg preisgebe. Schon vor den Ereignissen im Jahre 1866 suchte er sich mit Preußen zu verständigen, wenn es ihm die Rheinprovinz, die bayerische Rheinpfalz und Hessen-Darmstadt überließe.

Vergebens unternahm es die französische Regierung, diese Enthüllungen zu widerlegen und die gehegten Pläne zu läugnen. Desto schneller wollte Napoleon die Entscheidung durch das Schwert herbeiführen, begab sich am 28. Juli zur Rhein-Armee und seine erste Waffenthat war gegen Saarbrücken gerichtet. Sein Sohn Louis that den ersten Kanonenschuß gegen dasselbe, die kleine preußische Besatzung zog sich in voller Ordnung vor der Uebermacht zurück, Napoleon berichtete seiner Gemahlin die erste Heldenthat ihres Sohnes wie einen errungenen Sieg und wurde, nach Metz, seinem Hauptquartier, zurückkehrend, von den Soldaten und der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.

Drei französische Heere waren bereit, über den Rhein in Deutschland einzufallen und im Siegeslaufe bis Berlin zu eilen. Bei der mittleren Rheinarmee, welche in und um Metz unter der Oberanführung des Marschalls Bazaine lagerte, befand sich Napoleon selbst. Er überließ die Leitung des Krieges demselben und dem im italienischen Feldzug erprobten Marschall Mac Mahon

Diesen standen drei deutsche Armeen gegenüber, die rechts unter dem General Steinmetz, die mittlere unter dem Prinzen Friedrich Karl. In dieser befand sich der König von Preußen selbst, umgeben von dem Bundeskanzler Bismarck und Moltke, den Gang der Bewegungen zu leiten. Die Heerschaar links, unter dem Kronprinzen von Preußen, bestand aus preußischen und den Truppen der süddeutschen Schaaren, zumeist Bayern. Dieses Heer überschritt zuerst den Rhein und der Kronprinz von Preußen begann am 4. August den Angriff auf das stark befestigte und von einer Abtheilung Mac Mahon's besetzte Städtchen Weißenburg. Die Stadt wurde nach heftigem Widerstande genommen und der dahinter liegende Geisberg zum Schrecken der aus Afrika gerufenen Turcos und der Zuaven erstürmt. Und darauf folgten zwei Tage nach einander Gefechte auf Gefechte, und die Deutschen folgten nachstürmend den Franzosen,

und am 6. August errang der Kronprinz bei Wörth und Fröschweiler einen herrlichen Sieg über Mac Mahon, dessen geschlagenes Heer sich in voller Auflösung zurückzog. An demselben Tage erstürmten die Deutschen den steil sich erhebenden Spichernberg hinter Saarbrücken.

Und weiter ging es im Sturme immer tiefer nach Frankreich hinein. Aber nur die Kriegsgeschichte mag die für die Deutschen stets ruhmreichen Gefechte und Schlachten, die belagerten und erstürmten oder übergebenen größeren und kleineren Festungen, die ausgezeichneten Thaten der Offiziere und Gemeinen erzählen, hier will ich nur kurz andeuten: Schon eine Woche nach den großen Schlachten trafen die drei deutschen Heere um Metz ein, in dessen Festungsgürtel Bazaine den Oberbefehl führte. Dieser siegreiche Gang war ausgeführt durch das Zusammenwirken der verschiedenen Heeresabtheilungen nach Einem Plane und durch die Tapferkeit der Soldaten und ihrer Führer, die miteinander in Ertragung der furchtbarsten Beschwerden und im unermüdeten Angriffe und in der Ausdauer wetteiferten. Bei dem Beginne des Krieges waren alle Vortheile auf Seite der Franzosen, ihre Heere seit Jahren auf den Krieg vorbereitet, während die Deutschen erst nach der Kriegserklärung sich sammelten; jene hatten die festen Stellungen inne, die genommen werden mußten. Aber da zeigte sich die Kraft und der Muth der deutschen Krieger, die unaufhaltsam über offene Straßen ohne jede Deckung vordrangen, obgleich vom unsichtbaren Feinde schon aus einer weiten Entfernung beschossen, indem die von Napoleon erfundenen Mitrailleusen ganze Reihen niederschmetterten, wie sie, um desto besser die Felsenhöhen zu ersteigen, die Schuhe auszogen, barfuß emporkletterten und sich athemlos auf den Feind warfen und ihr Siegesgeschrei erhoben. Am 12. August überschritt die Vorhut der deutschen Armee schon die Linie der Vogesen und die preußischen Ulanen schwärmten bis Nancy. Die deutsche Reiterei war für Moltke Auge und Ohr, sie wurden vorgeschoben zum Auskundschaften, zeigten sich da und dort, waren unversehens da und wieder verschwunden; was hinter ihnen vorging, blieb dem Feinde verborgen, daher die sicheren Erfolge der deutschen Kriegsübung. Am 14. und 16. August wurden die Schlachten bei Metz geschlagen — bei Courcelles und Mars-la-Tour, — am 18. die bei Gravelotte. Vergebens hatte Bazaine die deutsche Stellung zu durchbrechen versucht, er wurde von der Verbindung mit Paris abgeschnitten und in die Befestigungslinie von Metz zurückgeworfen.

Indessen sammelte Mac Mahon in Chalons seine Schaaren und zog neue an sich, Napoleon hatte Metz verlassen und sich bei ihm eingefunden. Die Deutschen aber setzten ihren Marsch gegen Paris hin fort, während die Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl Metz eng eingeschlossen hielt, und aufwärts am Rhein eine Abtheilung am 19. August die Belagerung der Stadt Straßburg begann. Und

damals ertönte die öffentliche Meinung in Deutschland schon immer lauter für die Wiedererwerbung der ursprünglich deutschen Länder Elsaß und Lothringen. Und eben so laut erklärte sie sich gegen jede beabsichtigte Einmischung der fremden Mächte in den Gang der Kriegsführung und der künftigen Friedensverhandlungen: Deutschland hat den Krieg allein geführt und will deshalb auch allein den Franzosen die Rechnung schreiben, nachdem die anderen Mächte nichts gethan, dieselben vom Kriege abzuhalten. Zwar schien England anfangs den Deutschen geneigt, aber bald zeigte es Eifersucht auf die deutschen Siege und ließ ungehindert den Franzosen Kriegsmaterial aus dem eigenen Lande zuführen. Auch Italien und Oesterreich beobachteten nur eine zweideutige Neutralität, und Deutschland mußte nach allen Seiten hin sein wachsames Auge richten. Nur Rußland blieb ihm freundlich gesinnt.

Mac Mahon verließ mit Napoleon am 21. August Chalons und wendete sich mit seinem Heere gegen Rheims, Willens, dem bedrohten Paris zu Hülfe zu eilen, das die Regierung in Eile mit Lebensmitteln für den Fall einer Belagerung versehen ließ. Da ihm dieselbe jedoch befahl, den beabsichtigten Ausfall Bazaine's aus Metz zu unterstützen, mußte er seinen Plan aufgeben und wendete sich mit seiner Armee nach Sedan. Alsobald machten die deutschen Armeen, sobald sie davon Kenntniß erlangt hatten, auf ihrem Marsche eine Schwenkung, um denselben sowohl von Paris als von Metz abzuhalten, was ihnen mit der ungeheuersten Anstrengung wirklich gelang, und schon vom 30. August an folgten ohne Unterbrechung Schlacht auf Schlacht bei Sedan. Zuerst wurden die Franzosen über die Maas geworfen und von Metz abgeschnitten, am 31. August um Sedan zusammengedrängt und am 1. September hatte sich der Bogen der deutschen Aufstellung in einen Kreis verwandelt, der nirgends mehr eine Lücke ließ und der unter erbittertem Kampfe um Höhen und Dörfer immer enger und enger gezogen wurde, bis die Trümmer des französischen Heeres in und um Sedan umzingelt waren. Vergebens suchten sie den eisernen Ring zu durchbrechen, ebenso vergebens war der Versuch Bazaine's an demselben Tage, mit seinem Heere aus Metz zu entkommen, er wurde zurückgedrängt. Das Feuer von 500 deutschen Geschützen brachte die französischen Batterieen in Sedan zum Schweigen, darauf ließ Napoleon die weiße Fahne aufstecken, das Geschützfeuer verstummte und am folgenden Tage, 2. September, übergab sich Mac Mahon mit Napoleon und der ganzen Armee in Kriegsgefangenschaft. Napoleon hatte zuerst eine Unterredung mit Bismarck. Als er dem Könige von Preußen nahte, sprach er: „Da ich an der Spitze meiner Armee nicht sterben konnte, lege ich meinen Degen zu den Füßen Eurer Majestät." Er wurde darauf als Gefangener nach der Wilhelmshöhe bei Kassel geleitet. Die deutsche Armee setzte aber ihren Siegesmarsch nach Paris fort.

In demselben Monate noch wurde auch das Schicksal der Stadt Rom, welche allein der Papst noch seinen Kirchenstaat nennen konnte, entschieden. Seitdem sich das ehemals zersplitterte Italien mit offener oder stiller Bewilligung Napoleon's zu einem Königreiche gestaltet hatte, wurde der Ruf nach Rom als Hauptstadt des neuen Reiches immer dringender; doch wagte es Viktor Emanuel nicht, auch die heilige Stadt seinen übrigen Eroberungen beizufügen, aus Furcht vor Napoleon's Widerspruch. Jetzt nach dessen Falle ließ er jedoch seine Schaaren gegen Rom anrücken, der Papst, von aller Hülfe von außen her verlassen und von den Römern selbst bedroht, versuchte mit seinem geringen Heere keinen Widerstand und zog sich mit seinen Getreuen in den Vatikan zurück und am 20. September rückten die italienischen Truppen ein und Rom ward alsobald zur Hauptstadt des Königreichs Italien erklärt. Dem Papste aber ward der vatikanische große Palast mit seinen Gärten und dazu gehörigen Gebäuden Castell Gandolfo und dem Lateranesischen Palaste überlassen und dazu ihm nachmals eine alljährliche Summe von mehreren Millionen gewährt. Das war das Ende des Kirchenstaates, Pius IX. war von da an nur das Oberhaupt der katholischen Christenheit und sein Verkehr mit dieser durch die Bischöfe ungehindert.

Die Gründung des deutschen Kaiserreiches.

Unbeschreiblich ist der Jubel, der auf die Kunde von der Gefangenschaft Napoleon's durch ganz Deutschland ging, aus Palästen und den niedersten Hütten tönte der Ruf: Das ist Gottesgericht! Er hat den allgemeinen Störenfried von seinem angemaßten Throne gestürzt. Aber der Krieg dauerte fort. Die Franzosen, welche eben so leicht die Regierungsformen als die Moden wechseln, hatten ihren Kaiser auf die Nachricht seines Unglückes am 4. September abgesetzt, seine Familie von der Regierung ausgeschlossen und das Reich zu einer Republik erklärt. Die ganze Nation war entschlossen, den Krieg auf's Aeußerste gegen die verhaßten Deutschen fortzuführen, und schon hatten sie alle seit Jahren friedlich in ihrer Mitte wohnenden deutschen Arbeiter jeden Standes vertrieben. Ihr Stolz bäumte sich auf, laut verkündeten sie allen Mächten die Fortsetzung des Kampfes: nicht ein Fuß breit ihres Gebietes und nicht ein Stein von ihren Festungen werde abgetreten. Thiers, der Staatsmann und Geschichtschreiber, begab sich im Auftrage der eingesetzten Regierung nach Wien, London und Petersburg, Hülfe suchend und um den deutschen Siegern vom Rücken her Unheil zu bereiten. Aber er kehrte ohne Trost zurück.

Indessen hatten die deutschen Heere auf dem Wege nach Paris die ihnen widerstehenden Festungen genommen oder eingeschlossen und am 16. Sept. war Paris selbst von ihnen umzingelt und der erste Ausfall abgeschlagen.

Am 28. Sept. mußte Straßburg, in welchem Hunger und Brand wütheten, seine Thore den Deutschen öffnen und Anfangs Oktober verlegte der König von Preußen sein Hauptquartier nach Versailles, am 27. Okt. mußte sich Metz mit Bazaine und seiner ganzen Armee kriegsgefangen ergeben, diese und die früher schon in den Schlachten und bei Sedan Gefangenen, zusammen über 200,000 Mann, wurden in die verschiedensten weit auseinander liegenden Städte durch ganz Deutschland vertheilt und verbreiteten überall hin die Blattern.

Da von außen her keine Hülfe kam und alle Versuche, aus Paris auszubrechen, bisher an der Tapferkeit und Wachsamkeit der Deutschen scheiterten, wurde von Gambetta, dem unermüdeten Hetzer und Werber gegen die Deutschen, der ganze Süden Frankreichs aufgeboten und die schnell geschaffenen Heere rückten gegen Paris an, die Stadt zu entsetzen. Ihnen entgegen zogen die deutschen Heeresabtheilungen, während die anderen Paris umschlossen hielten, und es eröffnete sich ein merkwürdiges und furchtbares Schauspiel des gegenseitigen Ringens. Neue Schlachten wurden geschlagen: an der Seine bei Orleans und an der Nordküste, aus Paris stiegen Ballons, geleitet von kühnen Insassen, auf, um ihren anrückenden Freunden bedeutungsvolle Zeichen zu geben. Es war ein furchtbarer Volkskrieg. Den Deutschen drohte jeden Augenblick der Angriff aus der Stadt und vom Rücken her; aber die Belagerer hielten den eisernen Ring um die Stadt fest geschlossen und riefen einander ermuthigend zu: Hier kommt uns Niemand durch; die trefflichsten deutschen Generale aber deckten durch siegreiche Gefechte den Rücken derselben und verhinderten die Zufuhr neuer Lebensmittel in die geängstigte Stadt. Darin lag eine halbe Million Bewaffneter, zum Theil unter fähigen Führern, die Wälle und Festungen umher waren bei dem Beginn der Belagerung mit Geschütz wohl versehen und gestatteten weder einen Ueberfall noch einen Sturmangriff. Die Einwohner fühlten sich Monate lang in Sicherheit, während die Deutschen vor den Mauern der Stadt jedem Ungemach der Witterung in eilig und schlecht aufgebauten Hütten preisgegeben waren, doch mit ausdauerndem Muthe Schneegestöber und Regen und wieder abwechselnd die heftigste Kälte bei karger Nahrung ertrugen.

Während dieses furchtbaren Ringens vor Paris bereitete sich in Deutschland ein Ereigniß, das in seinen Folgen die ganze europäische Welt mit Bewunderung und zugleich mit banger Erwartung der künftigen daraus hervorgehenden Dinge erfüllte. Bei der gemeinsamen Gefahr hatten die deutschen Fürsten den geschlossenen Verträgen zufolge dem Könige von Preußen die Oberleitung ihrer Heere

übergeben und diese einheitliche Führung hatte von Sieg zu Sieg geführt. Die Soldaten des Nordbundes verbrüderten sich während der beständigen Kämpfe mit denen des Südens, Katholiken mit Protestanten, das Zusammenleben in den Lagern und die gemeinsam siegreich bestandenen Gefahren waren ein festes Bindemittel, alle miteinander hatten die Feuertaufe im Kampfe erhalten und sich die Hände gereicht und stillschweigend einen innigen Bund geschlossen. Dies Alles erfuhren die Ihrigen daheim und im Volke erkannte man immer lebhafter die Nothwendigkeit des Anschlusses von Süddeutschland an den norddeutschen Bund. Die Fürsten widerstrebten nicht. Und es kamen Bevollmächtigte der Großherzoge von Baden und Hessen nach Versailles zu dem Könige Wilhelm von Preußen und vollzogen den Eintritt in den norddeutschen Bund, dann folgte Bayern und erhielt zur Wahrung seiner Selbständigkeit weitgehende Zugeständnisse, und mit dem Eintritte Würtembergs war Deutschland endlich wieder zu einem Bunde vereinigt unter der Führung des Königs Wilhelm und seines Geschlechtes im Krieg und im Frieden.

Der greise Heldenkönig hatte vom Beginn des Krieges an alle Gefahren und jedes Ungemach der Seinen mitgetragen und mit Rath und That den Gang der Ereignisse gelenkt, und das deutsche Volk wollte, daß ihm in dankbarer Anerkennung seiner über alle Maßen großen Verdienste ein Titel werde, der seiner Macht und Würde und der Hoheit und Selbständigkeit des deutschen Reiches entspreche. Den lauten Wünschen des Volkes gab der König Ludwig II. von Bayern den wahren bezeichnenden Ausdruck und wendete sich an die übrigen Souveräne Deutschlands und die Senate der drei freien Städte: daß dem König von Preußen der Wunsch ausgedrückt werde, er möge als Führer und Hort Deutschlands den Titel Kaiser führen. Der norddeutsche Reichstag sandte darauf Abgeordnete an den König nach Versailles, 19. Dezember, und auf ihre Ansprache zeigte er sich geneigt, dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen.

Die Belagerung von Paris dauerte indessen fort, alle Ausfälle wurden abgeschlagen, alle Versuche, die Deutschen zu vertreiben, sie zwischen den Feuern aus der Stadt und den von Süden heranstürmenden neuen Heeren zu zermalmen, oder Paris mit Lebensmitteln zu versehen, scheiterten. Während Tagesschriften innerhalb der Stadt und in den Provinzen prahlten, die Belagerer würden selbst belagert werden, und Lügen auf Lügen verbreiteten, hatten die Deutschen in stiller Ausdauer treffliche Vorrichtungen zur Beschießung, der trotz des schon innerhalb seiner Mauern immer fühlbarer werdenden Mangels und Seuchen stolzen Stadt getroffen.

Am 17. Januar zeigte der König von Preußen den Senaten der Hansestädte an, er nehme die angebotene Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, sondern mit dem festem Vorsatze, als deutscher Fürst der treue Schutzherr aller Rechte zu sein und

das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen. Am folgenden Tage aber (18. Jan. 1871) sah Versailles ein eben so erhabenes als rührendes Schauspiel: Im großen Spiegelsaale des Schlosses waren zahlreiche deutsche Fürsten und Abgeordnete vom Militär, die höchsten Würdenträger und Auserwählte aus mehreren Regimentern zu der Handlung versammelt, wie eine solche vielleicht nie stattfand. Sie begann, sobald der König erschien, mit religiöser Feier, nach deren Beendigung er mit bewegter Stimme erklärte, er nehme die ihm dargebotene Kaiserkrone an. Darauf wendete er sich an den Kanzler Bismarck, daß er die Ansprache an das deutsche Volk verlese. Und nach dem Eingange und der Bestätigung der Annahme der Krone verkündet die Urkunde mit des Kaisers Worten: Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens, werden fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segenreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe im dauernden Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuete Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone, wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

So ward das deutsche Kaiserreich gegründet. Wie erschütternd mußte der Anblick des deutschen Kaisers und der um ihn versammelten siegreichen Gefährten für die Geister der französischen Könige sein. In Versailles hatten sie oft ihre Pläne zum Verderben Deutschlands ersonnen und von dort aus ihre Mordbrenner-Schaaren über den Rhein gesendet! Was zuletzt noch zur Demüthigung und zur Zersplitterung Deutschlands von Frankreichs Herrscher unternommen war, das wurde das Mittel zu Deutschlands Einigung und Befestigung.

Der Friedensschluß.

Während in Versailles, der ehemaligen Residenz der französischen Könige, das deutsche Reich im neuen Glanze sich verjüngt erhob, und die deutschen Völker sich in friedlicher Weise zu einem festen Bunde vereinigten, nahte der Krieg seinem Ende, der von Napoleon zur Zertrümmerung Deutschlands geplant war. Noch in den letzten Tagen des Jahres 1870 hatten die Deutschen einige wichtige Vorwerke von Paris auf der Ostseite mit Aufbieten höchster Anstrengung genommen und die Stadt war nun ihren fern treffenden Geschossen preisgegeben. Alsobald begann denn unausgesetzt ein furchtbares Feuer gegen dieselbe, da und dort stiegen aus den von Kugeln überschütteten Häusern Rauch- und Feuersäulen empor, am folgenden Tage nach der feierlichen Verkündung des deutschen Kaiserreiches (19. Jan. 1871) unternahm der Obergeneral Trochu selbst an der Spitze der Besatzung noch einen heftigen Ausfall, nachdem wiederholt alle früheren abgeschlagen waren, aber es war der letzte. Er ward mit ungeheuerem Verluste wieder in die Stadt zurückgeworfen und zur selben Zeit wurde die Nordarmee, welche unter dem General Faidherbe zur Unterstützung des Ausfalles vorrückte, von dem General Göben geschlagen. Das brach den Muth der Pariser, die wenigen Lebensmittel waren nur noch für die Reichsten um theures Geld feil, die Armen konnten schon seit Wochen nur Pferdefleisch, Katzen und Ratten als Leckerbissen erhalten, die Krankheiten mehrten sich, die kleinen Kinder starben in Menge dahin, es war keine Milch mehr zu bekommen.

Da begannen die Verhandlungen wegen der Uebergabe der Stadt, das Geschütz verstummte, der Kaiser Wilhelm gewährte einen drei Wochen dauernden Waffenstillstand, 28. Jan., und am folgenden Tag wurden von den Deutschen die sämmtlichen Festen um Paris besetzt. Der Versuch der französischen Ostarmee, noch durch eine letzte Unternehmung das Schicksal der preisgegebenen Stadt zu wenden, ward vom General Werder vereitelt: Bourbaki mußte sich, um dem Untergange zu entgehen, auf das Gebiet der Schweiz flüchten. Frankreich war besiegt.

Darauf widerstand auch Gambetta, der den ganzen Süden aufgeregt hatte, nicht länger, er nahm seine Entlassung; auch die Männer, welche seit der Erklärung Frankreichs zur Republik die Regierung führten, übergaben ihre Gewalt der Nationalversammlung, welche in Bordeaux am 13. Febr. zusammengetreten war. Von ihr wurde Thiers an die Spitze der vollziehenden Gewalt gestellt, der in ihrem und des ganzen französischen Volkes Namen wegen der Friedensbedingungen unterhandelte. Sie verzögerten sich, da ihm die Forderungen, welche Bismarck stellte, als unerfüllbar erschienen.

Der Waffenstillstand wurde zwar verlängert, aber die Forderungen nicht ermäßigt, und vergebens verwendete England sich zu Gunsten Frankreichs. Am 20. Febr. wurden die Minister der süddeutschen Staaten zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen nach Versailles eingeladen und am 26. Febr. die Präliminarien und nach einigen Monaten, am 10. Mai, zu Frankfurt der Friede durch Bismarck und den französischen Bevollmächtigten Jules Favre endgültig unterzeichnet: Elsaß und Lothringen fallen an das deutsche Reich zurück und Frankreich zahlt als Kriegsentschädigung fünf Milliarden Franken. Am 27. Febr. erklärte der Kaiser mittels eines Telegramms an den Kaiser Alexander von Rußland: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußerste Ausdehnung angenommen hat. Möge Gott Sie dafür segnen!“ Am 1. März besetzte ein Theil der deutschen Armee die im Voraus bestimmten Theile von Paris, die Stadt mußte sich dadurch als für besiegt und übergeben erkennen, schon am 3. März verließen deshalb die Deutschen die Stadt wieder.

Der Kaiser verließ Frankreich und war am 15. März auf deutschem Boden in Saarbrücken, er erließ einen Abschieds-Tagesbefehl an die Armee, hielt seinen feierlichen Einzug in Frankfurt und traf am 17., auf dem Wege überall mit Jubel begrüßt, mit dem Kronprinzen und Moltke in Berlin ein, das ihn mit Begeisterung empfing. Napoleon hatte schon vorher am 19. März die Wilhelmshöhe frei verlassen dürfen, er begab sich nach Cambden-House in dem englischen Dorfe Chiselhurst, wohin sich seine Gemahlin mit dem Sohne geflüchtet hatte. Dort starb er, 9. Jan. 1873.

Noch von Versailles aus (3. März) waren auf des Kaisers Befehl die allgemeinen Wahlen zum ersten Reichstag des geeinigten Deutschlands angeordnet worden, und alsobald begannen im Norden und Süden die Freunde und Gegner des neuen Reiches und der schon eingeführten oder neu zu schaffenden Zustände ihre Werbungen nach Gleichgesinnten. Zumal die Anhänger der Concilsbeschlüsse boten Alles auf, daß das deutsche Reich nach dem Vorbilde des römisch-deutschen neu gestaltet würde und darin der Papst seiner alten Macht und Herrlichkeit sich erfreuen könnte. Die Regierungen enthielten sich überall einer thatsächlichen Einmischung, und so standen sich nach geschehener Wahl die Parteien der Liberalen und der Gegner beinahe in gleicher Zahl gegenüber, als der erste deutsche Reichstag am 21. März durch den Kaiser persönlich eröffnet wurde. In seiner Rede gab er zuerst seinem demüthigen Dank Ausdruck gegen Gott für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Manneszucht der Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes segnete. „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherheit unserer Grenzen, die Unabhängigkeit

unserer nationalen Rechtsentwickelung. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren."

Die Berathungen begannen mit der Reichsverfassung, Elsaß-Lothringen wurde als Reichsland, die deutsche Sprache für sämmtliche Schulen desselben als verbindlich erklärt, schon vorher war die Errichtung von zwei Schullehrer-Seminarien — eines katholischen in Straßburg und eines protestantischen in Kolmar — verfügt worden. Die Bundesverfassung wurde neu berathen und nach den neuen Bestimmungen schon am 14. April beinahe einstimmig angenommen und sollte am 4. Mai Gesetzeskraft erhalten. Den deutschen Heerführern und Staatsmännern, welche bei dem nationalen Erfolge des Krieges in hervorragender Weise mitgewirkt hatten, wurden Ehrungen in Geld oder Gütern zuerkannt, Moltke war schon am 28. Okt. 1870 in den Grafenstand, der Bundeskanzler Bismarck aber am 21. März 1871 in den Fürstenstand erhoben worden. Die fünf Milliarden der französischen Kriegsentschädigung wurden außer zu jenen Gaben verwendet zur Versorgung der aus dem Kriege zurückkehrenden Invaliden, zur Bildung eines allgemeinen Kriegsschatzes für den Fall späteren Krieges, zur Wiederherstellung, Vervollständigung und Ausrüstung der in Elsaß-Lothringen gelegenen Festungen, und zur Vertheilung zwischen dem vormaligen norddeutschen Bunde und den mit demselben während des Krieges verbündet wirkenden süddeutschen Staaten, von welchen jeder nach seiner Größe seinen Antheil erhielt.

Am 15. Juni schloß der Kaiser den Reichstag mit Worten des Dankes im Namen des Vaterlandes an die Abgeordneten für die Gewährung der geforderten Ehrengaben.

Der Schluß der Thätigkeit des Reichstages fiel zusammen mit dem Einzug der siegreichen Truppen aller deutschen Heerestheile in Berlin und dann in ihre eigene Heimath. Es war eine nationale Feier ohne Gleichen. Der Schmerz um die vielen auf dem Schlachtfelde gebliebenen Jünglinge und Männer verstummte bei dem Anblicke der Sieger und bei dem Gedanken: Deutschlands Einheit ist gewonnen, die deutsche Nation steht glanzvoll in mitten der Völker Europas.

Der Kampf gegen das Vatikanum.

Errungen war der Sieg über Frankreichs freveln Hochmuth durch Deutschlands Eintracht, den Heldengeist seines Kaisers und

seiner Feldherren und des unvergleichlichen Staatsmannes an seiner Seite und durch das Schwert der Söhne des Volkes; aber noch ein anderer Kampf war zu kämpfen und ein neuer Sieg zu erringen mit den Waffen des Geistes gegen den Feind, der seit Jahrhunderten nur die tiefste Demüthigung und Unterdrückung des deutschen Volkes und seiner Kaiser, Könige und Fürsten anstrebte — gegen den römischen Geist.

Beinahe alle deutschen Bischöfe hatten auf dem Concil gegen die Unfehlbarkeit des Papstes sich muthig erklärt und waren vor dem Schlusse desselben nach Deutschland zurückgekehrt, traten ungehindert in ihre alten Verhältnisse ein und konnten fortwirken wie bisher, ohne sich dem neuen Glaubenssatz zu unterwerfen und den Frieden des Volkes und der Familien zu stören. Aber der Jesuiten General Bekx kannte die Bischöfe und die Mittel, sie zu gewinnen. Er äußerte, wie die öffentlichen Blätter berichteten, vor der Verkündigung des Dogma: „Wenn der Wind sich dreht, so drehen sich alle Wetterfahnen, die höchstgestellten und gut geschmierten natürlich am Schnellsten. Lassen Sie nur den hohen Kirchenfürsten keinen Zweifel darüber, daß ihnen nur die Wahl bleibt, sich entweder zu fügen und fortzuleben in ihrer Pracht und Herrlichkeit, oder aus dem Amte verjagt, aus der Kirche gestoßen, entehrt und beschimpft den Bettelstab zur Hand zu nehmen — und seien Sie überzeugt, es wird nicht nöthig sein, auch nur Einen derselben zu beugen oder zu brechen — sie werden sich alle wenden, alle, alle!“

Er hatte sich nicht getäuscht. Während der Krieg in Frankreich die Gemüther des deutschen Volkes in ängstlich freudiger Stimmung über den endlichen Ausgang erhielt, wußte Rom durch schlaue Unterhandlungen den Einen und den Anderen der deutschen Bischöfe zur Anerkennung der Unfehlbarkeit zu gewinnen, bald unterwarf sich die Mehrheit, die wenigen noch widerstrebenden wurden eingeschüchtert und schwiegen, bald ward es offenbar: Sie alle unterwarfen sich und sandten demüthig ihre Zustimmung dem unfehlbaren Papste. Vergessen war, was sie vor ihrer Abreise nach Rom versprachen, was sie in Rom selbst noch verworfen hatten. Und darauf ließen sie den neuen Glaubenssatz als ein zur Seligkeit nothwendiges Erforderniß verkünden, ohne die Zustimmung der Regierungen, wie dies doch namentlich im bayerischen Konkordate gewährleistet war, einzuholen. Nur der Erzbischof von Bamberg suchte um die Bewilligung zur öffentlichen Verkündigung nach, die Regierung verweigerte sie und der Erzbischof ließ dessen ungeachtet das Dogma von allen Kanzeln seines Kirchensprengels verkünden mit dem Beisatze, wer seine Gültigkeit läugne, sei ohne Weiteres und von selbst dem größeren Kirchenbanne verfallen. Und die bayerische Regierung erkannte mit Erstaunen und Unwillen den ihr dadurch bereiteten Hohn, aber sie erklärte offen, sie habe keine gesetzlichen Mittel, gegen solchen Ungehorsam zu verfahren. Der Gesetzgeber

hatte einen solchen Trotz gegen seine vom Papste selbst bestätigten Vorschriften für unmöglich gehalten. Der niedere Klerus mußte, wenn auch gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen, glauben und lehren, wie die Bischöfe verlangten, wenn er nicht seine Pfründe oder seine Pfarrei verlieren wollte; das Volk nahm auch den neuen Glaubenssatz ohne Bedenken an, wie so viele andere.

Da mit einem Male erhob sich gegen die Bischöfe und den unfehlbaren Papst ein Widerstand, woher man ihn am wenigsten vermuthet hatte, aus Bayern. Hier hatten Döllinger und andere Professoren sich laut gegen das neue Dogma erklärt, der Professor Friedrich seine in Rom selbst während des Concils aus eigener Anschauung gewonnenen Eindrücke über die Verhandlungen der geistlichen Väter veröffentlicht und den Widerstand allenthalben geweckt. Und als Döllinger vom Erzbischof von München aufgefordert wurde, sich zu unterwerfen, entgegnete er noch kräftiger und klarer ausführend als schon vorher, der neue Glaubenssatz sei unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel und gegen die Ueberlieferung der Kirche, und schloß: als Christ, als Theolog und als Geschichtskundiger und Staatsbürger könne er den Glaubenssatz nicht anerkennen. Der Erzbischof erließ darauf einen Hirtenbrief gegen ihn, 2. April 1871. Am nächsten Tage aber versammelten sich die Professoren und Docenten der Universität in München und alle, nur sechs ausgenommen, erklärten sich freimüthig fest für Döllinger, und ihrem Beispiele folgte alsobald eine zahlreiche Versammlung hochgestellter Beamter, es folgte die Mehrzahl der Professoren in Würzburg. Am 17. April verkündete dagegen der Erzbischof die große Excommunication über Döllinger und Friedrich. Jener erklärte, als ihm die Schrift zugestellt wurde, er werde sich, um seinem Kapitel von St. Kajetan keine Verlegenheit zu bereiten, der Ausübung kirchlicher Handlungen in der Stiftskirche enthalten.

So war denn der religiöse Zwist durch Rom in Deutschland wieder erweckt. Die Verhandlungen für und gegen das Dogma mehrten sich, die Bischöfe fühlten sich als Herren der kirchlichen Bewegung und schon wurde laut verkündet: Die Kirchensatzungen stehen über den Staatsverfassungen, der politische Eid gilt nicht, wenn es die Rechte der Kirche zu wahren gilt; es gibt ein Gesetz: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gemeint war offenbar: Das Gesetz des Papstes, der im Namen der ganzen Kirche Gottes spricht.

Der Glaubenssatz war gegeben, er mußte angenommen werden, nur war man noch wegen der Mittel verlegen, wie die Annahme zu erzwingen. Denn von der weltlichen Macht, von den verschiedenen Regierungen in Deutschland hing es ab, ob sie zur Verfolgung der dem Dogma Widerstrebenden ihre hülfreiche Hand dem Papste reichen würden, wie dies früher geschehen war, wie die Könige und

Fürsten als gehorsame Diener desselben es thun mußten. Schon hatte der Fürstbischof von Breslau den Vorstehern und Lehrern des Gymnasiums, welche gegen die Unfehlbarkeit sich erklärten, befohlen, zu widerrufen und sich selbst deshalb an die Regierung gewendet. Diese wies aber sein Verlangen zurück, und die Würtembergische Regierung that kund, daß sie den Vatikanischen Beschlüssen keinerlei Rechtswirkung auf die staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse zuerkenne. In Baden galt dieser Grundsatz bereits seit Jahren.

Von Tag zu Tag mehrten sich die Gegner des Unfehlbarkeits-Dogma unter den Gebildeten in den Städten, schon erklärten sich in Bayern auch drei Landgeistliche dagegen, aber zwei unterwarfen sich, alsobald von ihren Gemeinden verlassen, den dritten — Renftle in Mering — stützte seine Gemeinde. Vergebens rief der Bischof von Augsburg den weltlichen Arm zur Vollziehung des Bannes gegen ihn zu Hülfe, die bayerische Regierung verweigerte ihre Beihülfe und schützte den Renftle in seiner Eigenschaft als Pfarrer und Religionslehrer und hielt die im Staatsgrundgesetz gewährleistete Gewissensfreiheit aufrecht für alle, die mit dem Banne belegt wurden. In der Folge gab sie dem versammelten Landtage die Versicherung, sie werde allen katholischen Staatsangehörigen, geistlichen und weltlichen Standes, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, den vollen in den Gesetzen des Landes begründeten Schutz gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt gewähren und sie in ihren wohlerworbenen Rechten und Stellungen schützen. Wie groß die Zahl der Gegner des neuen Dogma's im Laufe von wenigen Monaten geworden, das zeigte sich bei der Versammlung, welche am 23. September 1871 in München Männer der verschiedensten Stände aus den deutschen Ländern vereinigte, zur Kundgebung ihrer Anhänglichkeit an die alte Kirche, ehe der Papst für unfehlbar erklärt wurde. Seit dieser Zeit nannten sich die Gegner des Unfehlbarkeits-Dogma: Altkatholiken. Und in jener Versammlung wiesen die gelehrtesten und vorzüglichsten Redner auf die Gefahr hin, welche für die Staaten durch die Annahme des neuen Dogma entstehe, auf die Verführung der Gewissen und die Knechtung der Geister. Am meisten und eifrigsten aber erklärte man sich, wie dies schon früher in den gediegensten Schriften geschah, gegen die Wirksamkeit der Jesuiten, durch deren listiges, unermüdetes Treiben das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä und dann das neueste Dogma eingeführt wurde, in der offenen Absicht, das Volk durch stets neue Glaubensvorschriften zu gängeln. Dieser Orden trage die Schuld an der gegenwärtigen unheilvollen Zerrüttung der katholischen Kirche. So lange dieser Orden bestehe, der nicht ohne die gegründetsten Ursachen von Königen Spaniens und Portugals und Frankreichs vertrieben und von einem Papste aufgehoben war, und nach dem Syllabus habe ja auch dieser Papst nie geirrt — so lange sei kein wahrer Friede zwischen den verschiedenen christlichen

Confessionen und keine Entwickelung des wahren Christenthums zu hoffen: denn sie seien die Feinde aller wissenschaftlichen Forschung, des staatlichen Fortschrittes und aller Freiheit.

Die in der Versammlung gehaltenen Reden wurden durch die Presse überall hin verbreitet und fanden Zustimmung in allen Kreisen der Gebildeten in Deutschland und in der Schweiz. Die Zahl der Altkatholiken wuchs nach allen Seiten hin.

Der deutsche Kaiser und der Papst.

Als die römische Curie sah, sie könne von den katholischen Königen und Fürsten keine Hülfe gegen die Altkatholiken erlangen, richtete sich ihre Hoffnung auf Preußen und insbesondere auf den Kaiser. Er war als ein tief religiösgesinnter Mann allgemein bekannt, der offen bei allen seinen Siegen Gott die Ehre gab, und der bisher gleich seinem verstorbenen Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm IV., den Katholiken in seinen Ländern nicht blos die freie Religionsübung sicherte, sondern ungehindert die Zahl der religiösen Orden sich vermehren und verbreiten ließ. Er stand mit der römischen Curie bisher im freundlichen Verkehr und man wußte es ihm Dank, daß die katholische Kirche sich unter seiner Regierung größerer Rechte erfreute, als selbst in katholischen Staaten. Da wurde denn insgeheim der Wunsch genährt, er möge wohl sich als römisch-deutscher Kaiser nach dem Beispiele der früheren deutschen Kaiser vom Papste krönen lassen, um in desto größerem Glanze seinen katholischen Unterthanen zu erscheinen.

Als am Ende des Monats September Viktor Emanuel mit Rom den letzten Rest des Kirchenstaates genommen hatte, richtete schon wenige Wochen darauf der Bischof von Hildesheim mit seinem Kapitel an den König Wilhelm die Bitte, er möge seinen mächtigen Arm ausstrecken zum Schutz des weltlichen Thrones des Papstes. Und am 18. Februar 1871 wendeten sich 56 klerikale Abgeordnete des preußischen Landtages an ihn nach Versailles mit derselben Bitte: er möge als eine der ersten Thaten kaiserlicher Weisheit und Gerechtigkeit die Wiederaufrichtung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles vollziehen, zu welcher auf dem Congreß zu Wien sein Vater Friedrich Wilhelm III. so hervorragend mitgewirkt.

Aber bald mußten die Bischöfe einsehen, das deutsche Kaiserthum, welches der König mit Beistimmung und Hülfe der deutschen Fürsten und Staaten aufrichtete, sei nicht die Erneuerung des alten römisch-deutschen Kaiserthums, sondern vielmehr diesem wie in seinem Ursprunge, so in seinem ganzen Wesen entgegengesetzt: es sei deutsch

und solle deutsch bleiben. Zugleich erschien deutlich, der neue Kaiser wolle Deutschland nicht in einen neuen Krieg dem Papst zu lieb verwickeln. Sobald die römische Curie dessen klar ward, begann sie gegen das neue Kaiserthum insgeheim und offen zu wirken. Die Verdächtigungen gegen den Kaiser und seine Regierung, erst leise und vorsichtig, wurden nach dem Friedensschlusse immer heftiger, zumal aus Bayern. Hier ließen die Anhänger des Papstes ihre dringenden Mahn- und Warnungsrufe an das gläubige Volk ergehen, es solle sich seine alte Selbständigkeit und seinen katholischen Glauben nicht entreißen lassen. Diese beiden seien von Preußen bedroht, mit welchem die Liberalen im Bunde an dem Umsturz der katholischen Kirche arbeiten. Es blieb kein Geheimniß, daß die Ultramontanen, der Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande entsagend, sich mit Frankreich zum Sturz des Kaiserthumes zu verbinden und die früheren unseligen Zustände in Deutschland wieder herzustellen bereit waren. Zu gleicher Zeit erließen mehrere französische Bischöfe Hirtenbriefe, voll der heftigsten Schmähungen gegen Preußen, und die Presse in Frankreich rief unaufhörlich nach Rache an Deutschland. Und es ging vom Vatikan an die Gesammtheit der Bischöfe der Befehl: aus allen Anhängern des Papstes eine große Verbindung zu bilden, durch Veranstalten von Prozessionen und andern religiösen Kundgebungen auf die Massen einzuwirken und alles aufzubieten, um sich in den verschiedenen Kammern die Mehrheit zu sichern und sich die Regierungen unterthan zu machen, vor Allem den öffentlichen Unterricht den Geistlichen zu wahren. Zugleich wurden Geldsammlungen veranstaltet und die Bischöfe als Kassirer bestellt. Ja es ging sogar die Mahnung, man solle das Kapital katholisiren, die Geldmacht der Welt in die Gewalt und Oberaufsicht der Kirche — des Papstes — bringen. Die Jesuiten waren ohnehin seit vielen Jahren schon im Besitz von Nutzen bringenden Millionen.

Und die katholischen Geistlichen begannen eine noch größere Wirksamkeit als bisher zu entfalten und suchten das Volk aufzuregen gegen die Liberalen, die Papstverächter, als wollten sie die katholische Kirche vernichten und alles Volk zum lutherischen Glauben zwingen. Und von den Kanzeln herab erschollen donnernde Worte gegen das neue Reich und seine Einrichtungen und gegen die Altkatholiken, und im Beichtstuhl wurden die Frauen gemahnt, ihre Männer und Kinder für die Vertheidigung der katholischen Kirche und für den neuen Glaubenssatz zu gewinnen. Diesem unchristlichen Treiben zu begegnen, wendete sich in Bayern das Ministerium mit Bewilligung des Königs an den Bundesrath, daß der Mißbrauch der Kanzel nicht ferner geduldet werde. Und im Bundesrath und in der Reichsversammlung wurde darauf 19.—28. Nov. das für ganz Deutschland gültige Strafgesetz gegen das religiös politische Aufreizen von der Kanzel herab angenommen und verkündet:

„Ein Geistlicher oder anderer Relegionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufes öffentlich vor einer Menschenmenge oder welcher in einer Kirche oder an einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet scheint, zum Gegenstande einer Verkündigung oder einer Erörterung macht, wird mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft." Denn nicht blos in Bayern, sondern überall hin war die katholische Geistlichkeit nach dem Befehle ihrer Bischöfe thätig. Sie waren im hohen Grade mit dem Verfahren der preußischen Regierung unzufrieden, weil sie die Altkatholiken in ihren Aemtern und Würden trotz des über sie verhängten Bannes schützte. Deßhalb wendeten sie sich an den Kaiser selbst und klagten in ihrer Schrift: Es erscheine die ganze katholische Kirche nach den Grundsätzen der Staatsregierung in Preußen schutz- und rechtlos und als seien die wenigen Abtrünnigen die allein berechtigten Vertreter derselben. Daher ihr Schmerz, dem sie Sr. Maj. gegenüber Ausdruck geben müssen. Darauf erwiderte der Kaiser am 18. Okt.: Es hat in der Gesetzgebung, welche sich bisher der Anerkennung des katholischen Episkopates erfreute, keine Aenderung stattgefunden. Ueber die Wirren dogmatischer Natur, die in der katholischen Kirche entstanden, wolle er kein Urtheil fällen, die vorkommenden Streitsachen zwischen weltlichen und geistlichen Behörden werden ihre Lösung durch die Gesetzgebung finden, bis dahin werden die gegebenen Gesetze aufrecht erhalten und nach Maßgabe derselben jeder Preuße in seinem Rechte geschützt werden.

Diese Antwort war deutlich genug, um alle Hoffnung der Ultramontanen auf den Beistand des Kaisers zur Erneuerung der päpstlichen Herrschaft zu vernichten. Um so maßloser war ihr Zorn, und die in Berlin erscheinende Zeitung „Germania" drohte (15. Nov.) mit dem Widerstand aller guten Katholiken und schloß mit den Worten: Bedenkt, an der mächtigen Unfehlbarkeit des Papstes wird kein Strichlein geändert, selbst wenn alle Regierungen sich dagegen auflehnten, wohl aber können und müssen sich die Regierungssysteme ändern.

Die Kirche — die ganze christliche Welt — sollte dem Papste blind gehorchen, und um diese Herrschaft zu erringen, scheute er vor keinem Mittel zurück. Dies erhellt klar aus der Aeußerung eines seiner Nuntien. Denn als die römische Curie, unzufrieden mit dem Walten des milden Bischofs von Rotenburg, diesem einen ihr ganz willfährigen Coadjutor an die Seite setzen wollte und darüber der Nuntius Meglia in München mit der würtembergischen Regierung verhandelte und dabei sich über die mißliche Lage der katholischen Kirche in Europa beklagte, sagte er ganz offen: „Sie kommt zu ihrem Rechte nur in Amerika, in England etwa und in Belgien. Der Kirche kann nur allein die Revolution helfen." Im gleichen Sinne sprach Senestrey, der Bischof von Regensburg, in einer

Ansprache an die k. Beamten in Schwandorf: „Wir Ultramontanen, wir Revolutionäre, wie man uns nennt, können nicht nachgeben. Die Gegensätze können nur durch Krieg und Revolution ausgeglichen werden. Friedliche Ausgleichung ist nicht mehr möglich.“

Die Bischöfe wirkten denn so viel ihnen möglich für die Durchführung der vatikanischen Beschlüsse bei den Geistlichen und wollten alle, denselben widerstrebenden Professoren von den Lehrstühlen entfernen und ihnen insbesondere den Religionsunterricht entziehen. Dies hinderte die Regierung, indem sie erklärte: „Diese Religionslehrer sind mit Zustimmung der Bischöfe aufgestellt worden und lehren noch jetzt dasselbe, was sie vor der Schaffung des neuen Glaubenssatzes lehrten. Dann aber wurde von der Landesvertretung das von der Regierung an sie gebrachte Gesetz (18. Febr.) angenommen: Die Aufsicht über alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten steht dem Staate zu, eben so die Ernennung der Lokal- und Kreisschul-Inspektoren und die Abgrenzung ihrer Aufsichts-Bezirke. Der Religionsunterricht bleibt den Geistlichen.

Am Ende desselben Monats wurden in Schlesien und Posen alle ausländischen, nicht im deutschen Reich heimathberechtigten Jesuiten und überhaupt die ausländischen Ordensgeistlichen ausgewiesen.

Diese Verordnungen erregten bei den römisch Katholischen durch ganz Deutschland einen Sturm von Entrüstung gegen die preußische Regierung, die preußischen Bischöfe vereinigten sich in Fulda zu dem Beschlusse: Festzuhalten an ihren alten Rechten, und erklärten, gerade der Regierung entgegengesetzt: jeder Pfarrer hat die Lokal-Schul-Inspektion.

Die Versammlungen der Anhänger des Papstes warben für ihn und er selbst sprach zu denen, die zu ihm wallfahrten, und in allen seinen Ausschreiben, voll bitteren Grolles gegen die neuen staatlichen Einrichtungen und gegen deren Veranlasser und Beschützer, als gegen die Feinde der Kirche und empfahl den frommen Gläubigen ausdauerndes Gebet, um eine Wendung der Dinge herbeizuführen. Dazu empfahl er vorzüglich die Wallfahrten, selbst Wallfahrten nur im Geiste, um durch Gebete von Gott, vermittels der Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen, den Frieden und den Triumph der Kirche und die Befreiung des heiligen apostolischen Stuhles zu erlangen. Er sprach und schrieb, als sei er gefangen; um diesen Schein festzuhalten, verließ er nie den Umkreis der ihm gewährten Paläste und verzichtete auf die alljährliche Summe von Millionen Lire, welche die italienische Regierung ihm gewährleistet hatte und für ihn aufspeicherte. Dagegen ließ er überall für sich Almosen — die sogenannten Peterspfennige — selbst von den Aermsten einsammeln, um damit seine noch zahlreiche Dienerschaft und seinen Haushalt zu bestreiten. Er wußte und duldete, daß man sein Bildniß in vielen tausend Abdrücken verbreitete, wie er als Gefangener in einem vergitterten Kerker schmachtete; er wußte und duldete, daß man

Strohhalme, als von seinem harten Lager, als theure Reliquien besonders häufig in Frankreich verkaufte. Und die Bischöfe thaten nichts, das Lügengewebe zu zerreißen und das bethörte Volk zu belehren.

Durch alles Dies wurde das gemeine Volk immer mehr in dem Glauben bestärkt, er dulde um der Kirche Jesu willen und mit ihm die Bischöfe und Geistlichen in Preußen, welche wegen ihres Ungehorsams gegen die von der Regierung erlassenen Gesetze zur Strafe gezogen wurden. Und die Reden des Papstes fanden in den vielen katholischen Vereinen, besonders in den Gesellenvereinen, einen billigenden Widerhall und wurden unter das Volk verbreitet, das blind Alles glaubte, was für den Papst gegen die Reichsfreunde gedruckt wurde. Da suchte die preußische Regierung den Papst über ihre Verordnungen, die nicht im Mindesten gegen die Religion gerichtet seien, aufzuklären und wollte den Fürsten Kardinal Hohenlohe als deutschen Botschafter an den päpstlichen Stuhl senden. Der Papst wies ihn zurück, Preußen aber rief darauf seinen bisherigen Gesandten zurück und brach die Verbindung mit der Curie ab. Der Fürst Bismarck aber sprach im Reichstage (Mai 1872) die inhaltschweren Worten: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ Und uneingeschüchtert durch alle offenen und heimlichen Umtriebe und Drohungen fuhr die preußische Regierung fort, das Beste aller ihrer Staatsangehörigen zu besorgen. Sie wußte mit Kraft und Milde den inneren Frieden zu erhalten und vergebens drohten die Jesuiten durch eines ihrer öffentlichen in Genf erscheinenden Blätter dem deutschen Reiche mit dem Aufgebote der Volksmassen.

Dagegen verfügte die Regierung, daß in Zukunft Mitglieder einer geistlichen Congregation oder eines geistlichen Ordens nicht mehr als Lehrende an den öffentlichen Schulen zugelassen werden. Und der Kaiser bestätigte das vom Reichstage berathene und angenommene (19. Juni) Gesetz: Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen sind vom Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt, die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen längstens sechs Monaten aufzulösen. Und also geschah es. Der Papst äußerte im Unmuth über dieses Gesetz seinen Unwillen in heftigen Worten: „Wir haben es mit einer Verfolgung zu thun, die vom Weiten vorbereitet jetzt ausgebrochen ist. Aber sie werden sich ihres Triumphes nicht lange freuen. Wer weiß, ob nicht bald sich das Steinchen von der Höhe loslöst und den Fuß des Colosses zertrümmert.“ Aber im Jahre 1873 erließ die preußische Regierung neue Verordnungen, die sogenannten Maigesetze, durch welche der Staat sein Recht gegen die geistliche Macht sichern wollte: er bestimmte die Grenzen des Rechtes zum Gebrauch kirchlicher Strafen und Zuchtmittel, bestimmte, daß die künftigen Geistlichen ihre allgemeine Bildung gleich den für den Staatsdienst sich Bestimmenden

auf den öffentlichen Schulen und Universitäten und nicht wie bisher blos in den einseitigen beschränkten Knaben- und geistlichen Seminarien und ihre Anstellung im kirchlichen Dienste in Folge einer bestandenen Prüfung erhalten sollten, wie sie der Staat schon längst für alle übrigen wissenschaftlichen Berufsarten gefordert hatte. Der Austritt aus der Kirche wurde geregelt, für die kirchlichen Angelegenheiten ein k. Gerichtshof errichtet, welcher in Streitfragen zwischen Staat und Kirche auf Grund der bestehenden Gesetze endgültig entscheiden sollte. Die Franziskaner und Franziskanerinnen, welche nicht preußische Unterthanen waren, erhielten den Befehl, binnen vier Wochen das preußische Gebiet zu verlassen. Den Bischöfen wurde die Pflicht auferlegt, jede Ernennung zu einem kirchlichen Amte den Staatsbehörden anzuzeigen und diesen dadurch wenigstens die Möglichkeit zu gewähren, dagegen Einspruch zu thun.

Gegen diese Gesetze eiferten die preußischen Bischöfe und Geistlichen wie gegen eine Anmaßung des Staates in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten. Diese waren bisher seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts beinahe ganz allein nach dem Willen der Bischöfe geleitet worden und daher ihr Haß gegen die sie beschränkende Macht. Dieselben Gesetze aber waren schon lange im katholischen Bayern eingeführt, und selbst durch das Konkordat gleichsam gewährleistet: in Preußen sollten sie nicht zur Geltung kommen. Die Bischöfe insgesammt und einzeln widerstrebten denselben, obgleich keine der angeordneten Bestimmungen gegen die Lehre der Kirche war und besetzten die kirchlichen Pfründen, ohne der Regierung davon Anzeige zu machen. Und der Papst ermunterte sie in ihrem Widerstande und pries insbesondere den Bischof von Ermeland, der zuerst am Eifrigsten sich dagegen aufgelehnt hatte und deshalb von der Regierung zur Strafe gezogen war, als ein hellleuchtendes Vorbild wegen seiner bisher bewiesenen Standhaftigkeit in der Vertheidigung der kirchlichen Rechte. Und dem Beispiele desselben folgten andere und duldeten die über sie verhängten Strafen. Nur der Bischof Raeß von Straßburg vollzog ohne Weigerung die seit Napoleon's Zeiten in seiner Diöcese eingeführten Gesetze.

Indessen breitete sich die kirchliche Reform immer weiter aus, wie sich aus der großen Theilnahme der Altkatholiken-Versammlungen in Köln und Konstanz, aus den veröffentlichen Berichten, insbesondere aus der Schweiz zeigte. Um die sich bildenden Gemeinden fester mit einander zu verbinden, wurde nach alter Sitte am 4. Juni 1873 zu Köln von altkatholischen Geistlichen und den Vertretern der Gemeinden Dr. Joh. Hubert Reinkens, früher Domprediger und Professor in Breslau, als Missionsbischof gewählt und dann zu Rotterdam durch den Bischof von Deventer geweiht. Am Tage seiner Weihe (11. Aug.) erließ er den ersten Hirtenbrief, aus welchem der Geist wahrer christlicher Liebe sprach. Die Regierungen von Preußen und Baden erkannten ihn als wahren katholischen Bischof, der die kirchlichen Angelegenheiten

der altkatholischen Gemeinden, wie es in den ältesten christlichen Zeiten üblich war, fortan ordnen durfte. Er gelobte dem deutschen Kaiser und Könige Wilhelm Treue und Gehorsam den Gesetzen, wie dieses viele Jahrhunderte lang die Bischöfe den Kaisern in Konstantinopel und den deutschen Kaisern gelobt hatten und geloben mußten. Der Papst aber entgegnete auf den Hirtenbrief gegen Reinkens als offenkundigen Ketzer mit den furchtbarsten Flüchen, welche auch alle Anhänger desselben treffen sollten.

Mit Unwillen und tiefer Bekümmerniß erkannte er die immer weiter schreitende Bewegung des Altkatholicismus, so wie die immer mehr schwindende Macht seines Ansehens selbst bei den katholischen Fürsten und insbesondere schmerzte ihn das Verfahren der preußischen Regierung, gegen die den Maigesetzen widerstrebenden Geistlichen. Da versuchte er, in der Hoffnung, daß das päpstliche ehemals so mächtige Wort Milderung der Maigesetze, wenn auch nicht deren gänzliche Aufhebung, bewirken könnte, ein äußerstes Mittel und wendete sich an den Kaiser selbst. Und sein Schreiben und die darauf folgende Antwort sind gewiß für alle Zeit denkwürdig und der Mittheilung werth.

Im Vatikan, den 7. Aug. 1873.

Majestät!

Sämmtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Ew. Majestät Regierung ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholicismus ab. Wenn ich mit mir selber darüber zu Rathe gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln veranlaßt haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden im Stande bin. Andererseits wird mir mitgetheilt, daß Ew. Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen! Wenn es aber wahr ist, daß Ew. Majestät es nicht billigen — und die Schreiben, welche Allerhöchst dieselben früher an mich gerichtet haben, dürften zur Genüge darthun, daß Sie dasjenige, was gegenwärtig vorgeht, nicht billigen können — wenn, sage ich, Ew. Majestät es nicht billigen, daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die rigorösen Maßregeln gegen die Religion Jesu Christi immer weiter auszudehnen und letztere hierdurch so schwer schädigt, werden dann Ew. Majestät nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben als diejenige, den eigenen Thron Ew. Majestät zu untergraben! Ich rede mit Freimuth, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind, denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise, welche hier näher darzulegen

nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papst an. Ich gebe mich der Ueberzeugung hin, daß Ew. Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werden. Indem ich Allerhöchst denselben den Ausdruck meiner Ergebenheit und Verehrung darbringe, bitte ich Gott, daß er Ew. Majestät und mich mit den Banden der gleichen Barmherzigkeit umfassen möge. Pio p. m.

Auf dieses Schreiben entgegnete der deutsche Kaiser:

Berlin, den 3. Sept. 1873.

Ich bin erfreut, daß Ew. Heiligkeit mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweisen, zu schreiben; ich bin es um so mehr, als mir dadurch die Gelegenheit zu Theil wird, Irrthümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Ew. Heiligkeit vom 7. Aug. in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Ew. Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Ew. Heiligkeit der Vermuthung Raum geben könnten, daß meine Regierung Bahnen einschlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfassung meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen. Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen. Der Wahrnehmung Ew. Heiligkeit wird nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen der überseeischen Staaten wiederholen. Es ist nicht meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Confessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behülflich zu sein. Wohl aber ist es meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung mir von Gott anvertraut ist, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Ich bin mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieser meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht erhalten, so lange Gott mir die Macht dazu verleiht. Ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet, auch

da, wo ich zu meinem Schmerze diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der ich annehme, daß sie nicht minder wie die evangelische Kirche das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt. Zu meinem Bedauern verleugnen viele der Ew. Heiligkeit unterworfenen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen meine Regierung in die Nothwendigkeit, gestützt auf die große Mehrheit meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Ew. Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um so der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie ich Ew. Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Ew. Heiligkeit angerufenem Panier ich mich rückhaltlos bekenne. Noch eine Aeußerung in dem Schreiben Ew. Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Ew. Heiligkeit Glauben beruht, die Aeußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papst angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein wird, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht theilen, im Frieden zu leben und Ew. Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen.

Wilhelm.

Der Brief des deutschen Kaisers fand überall die wärmste Zustimmung, nur nicht bei den Ultramontanen. Am lautesten sprach sich in England die öffentliche Meinung für das maßvolle Walten des Kaisers aus und der britische Staatsmann Graf Russel äußerte über das Streben der römischen Curie und über die beiden Briefe: Das ist nicht Freiheit, nicht religiöse oder bürgerliche; das heißt das Knie beugen vor einer despotischen und fehlbaren Priesterzunft. Die Sache des Kaisers ist der Sieg der Freiheit, die Sache des Papstes die der Sklaverei.

Diese Worte fanden ihren Widerhall in ganz England und in der Massenversammlung, die gegen Ende des Jahres 1874 in London eigens zu dem Zwecke stattfand, dem deutschen Kaiser die

Anerkennung seines Verfahrens in den kirchlichen Angelegenheiten auszusprechen und Russel meldete ihm die gefaßten Beschlüsse:

Die Versammlung wünscht Sr. Majestät dem Kaiser ihre Bewunderung für seinen Brief an den Papst auszudrücken; sie erkennt die Pflicht und das Recht aller Nationen für Aufrechthaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit und spricht deshalb die Sympathie Englands mit Deutschland aus.

Darauf schrieb ihm der Kaiser:

Berlin, den 18. Februar 1874.

Lieber Graf Russel!

Das Schreiben Ew. Herrlichkeit vom 28. Januar ist mir mit den Resolutionen der großen Versammlungen in London und mit den Berichten meines Botschafters über den Verlauf der letzteren zugegangen. Ich danke Ihnen aufrichtig für diese Mittheilung und für den sie begleitenden Ausdruck Ihrer persönlichen Gesinnung. Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon früher deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg in unseren Tagen die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und die Autorität der Gesetze nicht blos in Deutschland in Frage stellen würde. Ich führe diesen Kampf in Erfüllung meiner königlichen Pflichten und im festen Vertrauen auf Gottes siegbringenden Beistand, aber auch in dem Geiste der Achtung vor dem Glauben anderer und der evangelischen Duldsamkeit, welchen meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung meiner Staaten aufgeprägt haben. Auch die neuesten Gesetzvorlagen meiner Regierung tasten die katholische Kirche und die freie Religionsübung ihrer Bekenner nicht an; sie geben nur der Unabhängigkeit des Landes und seiner Gesetzgebung einige der Bürgschaften, welche in vielen anderen Ländern seit lange bestehen und in Preußen früher bestanden, ohne von Seiten der römischen Kirche für unverträglich mit ihrer freien Religionsübung gehalten zu werden. Ich war gewiß, und freue mich, daß Ihre Kundgebung es mir bezeugt, daß mir im Kampfe die Sympathien des englischen Volkes nicht fehlen würden, mit welchem mein Volk und mein königliches Haus seit der Zeit Wilhelm's von Oranien durch die Erinnerung an so manche gemeinsam bestandene schwere und ehrenvolle Kämpfe sich verbunden wissen. Ich bitte Sie, dieses Schreiben mit meinem aufrichtigen Danke zur Kenntniß der Herren bringen zu wollen, welche die Resolutionen unterzeichnet haben, und verbleibe Ew. Herrlichkeit wohlgeneigter

Wilhelm.

Der greise Kaiser erfreute sich der lebhaften Theilnahme und des Besuches der Kaiser von Rußland und Oesterreich und des Königs von Italien in Berlin, und sein maßvolles Walten fand selbst in Belgien und Oesterreich gerechte Anerkennung. Der Papst suchte ihm vergebens durch Ansprachen an die Kardinäle und die vor ihm knieenden Wallfahrer die Gemüther des denkenden deutschen Volkes zu entfremden, ihm und noch mehr dem Fürsten Bismarck, der als der eigentliche Urheber der Maigesetze galt, und deshalb von den Ultramontanen am meisten insgeheim und offen gehaßt und verflucht wurde. Er aber hatte laut erklärt, er bekämpfe nicht die Kirche, sondern nur jenes Papstthum, welches die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer anstrebe und ein Feind des Evangeliums und des preußischen Staates sei. Diesen Mann zu ermorden, erschien deshalb Vielen ein gutes Werk und während er in Kissingen weilte, suchte ihn ein Fanatiker durch einen Schuß zu tödten (13. Juli 1874), verwundete ihn aber nur. Und die scheußliche That fand Entschuldigung und Vertheidigung. Und in einem Nachbarstaate, in welchem die französischen Bischöfe großen Einfluß auf das Volk übten, war ein anderer Fanatiker bereit, die That zu vollführen, die jenem nicht gelungen war. Und das katholische Volk wurde durch Anordnungen von Jubelprozessionen und Erfindung neuer Andachtmittel in beständiger Aufregung erhalten, da der Papst wollte, die Andacht zum süßesten Herzen Jesu sollte vorzugsweise gepflegt werden, und alsobald sah man in den Kirchen den Heiland mit flammendem Herzen dargestellt. Es galt, die Menge und insbesondere das Frauenvolk durch solche Mittel zu gewinnen.

Die preußische Regierung war bisher mit ihren Bestimmungen zur Durchführung der Maigesetze mit Mäßigung vorgegangen, in der Hoffnung, die Einsicht der Bischöfe würde ihr eigenes und das Beste der Gemeinden berathen; aber sie horchten nur auf die Stimme des Papstes. Dieser erklärte in einer Bulle (3. Febr. 1875) jene Gesetze geradezu für nichtig und ermunterte die Bischöfe, in ihrem Widerstande gegen dieselben auszuharren. Auf diese Weise verhängte er eine Art von Interdikt, wie Rom es im Mittelalter gethan, denn er, der sich Statthalter Jesu und Gottes nannte, befahl den Bischöfen, lieber Jahre lang ihre Gemeinde ohne Priester und Seelsorger zu lassen und wenn möglich die hirtenlose Heerde in Aufruhr gegen den Staat zu bringen, als den Staatsgesetzen zu gehorchen, die doch nichts enthielten, als was schon längst in katholischen Ländern für Recht galt. Aber das katholische preußische Volk blieb seinem Kaiser treu ergeben. Gegen die neueste maßlose, unchristliche Bulle aber erließ die Regierung das sogenannte Sperrgesetz. Durch dasselbe wurden alle bisherigen Zahlungen und Leistungen des Staates an die römisch-katholische Kirche vorerst eingestellt, ebenso die zwangsweise Beitreibung von Kirchensteuern, insoweit die bisherigen Empfänger derselben — Bischöfe und Pfarrer — sich

nicht ausdrücklich den Staatsgesetzen unterwarfen. Ausgenommen von dieser Maßregel blieben die Leistungen für die Anstaltsgeistlichen. Ein anderes Gesetz hob alle bisher mit Rom eingegangenen Abmachungen auf und der Staat sprach sich das Ernennungs- und Wahlrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen zu.

Nach den Worten eines Pastoralblattes sind die Orden und Congregationen der moralische Kitt, der den Zusammenhang sämmtlicher Katholiken mit Rom zu einem unauflöslichen macht und die von dort aus in beliebige Bewegung gesetzt werden. Dies erkannte die preußische Regierung und erließ deshalb am 1. Mai eine Vorlage an die Abgeordneten und es erfolgte dann das Gesetz: Die geistlichen Orden und die ordensähnlichen Congregationen sind vom Gebiete der preußischen Monarchie ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden dürfen vom Tage der Verkündigung des Gesetzes ab keine neuen Mitglieder aufnehmen und sind binnen sechs Monaten aufzulösen. Für diejenigen Niederlassungen, welche sich mit dem Unterricht und der Erziehung der Jugend beschäftigen, kann die Frist bis auf vier Jahre verlängert werden, um für deren Ersatz durch anderweitige Anstalten und Einrichtungen Zeit zu lassen. Zu gleichem Behufe kann nach Ablauf dieses Zeitraumes einzelnen Mitgliedern die Befugniß gewährt werden, Unterricht zu ertheilen.

Diejenigen Orden oder Congregationen, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen, bleiben fortbestehen, können jedoch durch königliche Verordnung jederzeit aufgehoben werden. Bis dahin kann ihnen die Aufnahme neuer Mitglieder gestattet werden. — Die fortbestehenden Niederlassungen dieser Orden und Congregationen sind der Aufsicht des Staates unterworfen. — Das Vermögen dieser aufgelösten Orden unterliegt nicht der Einziehung durch den Staat. Die Staatsbehörden haben dasselbe einstweilen in Verwahrung und Verwaltung zu nehmen. Aus dem Vermögen werden die Mitglieder der aufgelösten Niederlassungen unterhalten. Dieses Gesetz erkannten die Bischöfe an, ungeachtet sie eifrig dagegen gesprochen hatten, und es durfte mit ihrer Billigung der Pfarrer einer Gemeinde, an der Spitze der Kirchenvorsteher, die von der Gemeinde gewählt werden, Theil nehmen an der Verwaltung des Kirchenvermögens, um nicht den Einfluß auf die Gemeinden ganz zu verlieren. Durch ein Gesetz wurde den Altkatholiken da, wo sie einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, ein verhältnißmäßiger Antheil am katholischen Kirchenvermögen gesichert.

Während dieser fortdauernden kirchlichen Wirren erweiterte sich der Kreis der alten oder christkatholischen Gemeinden im Gegensatz zu den römisch-katholischen mit dem Streben, nicht blos den Gottesdienst in der deutschen Sprache und allmälig annähernd in der Weise der ersten Christen zu feiern, sondern auch Mißbräuche abzustellen, die durch Rom waren herrschend geworden.

Und immer kräftiger gestaltete sich das deutsche Reich zu einem harmonischen Ganzen durch sein einheitliches Heerwesen und Zollsystem, gleiche Münze, Maaß und Gewicht, durch sein einheitliches Gebiet für freie Niederlassung und freie Gewerbe, seine einheitliche Rechtsverfassung, durch sein oberstes Reichs- und Handelsgericht. Seine Haltung nach innen und außen ist durch die einheitliche Politik Ehrfurcht und Frieden gebietend. Nie seit Karl dem Großen und selbst unter diesem nicht war Deutschland in solcher Kraft ein Ganzes. Und endlich weht auf einer Kriegsflotte die deutsche Flagge, Schutz gewährend den deutschen Handelsschiffen in den fernsten Meeren und an den Küsten, und verbindet Millionen Deutsche, welche in anderen Welttheilen zerstreut leben, mit dem deutschen Vaterlande. Sie öffnet dem stetig anwachsenden volkswirthschaftlichen Vermögen neue Wege des Gewinnes und erschließt den Forschungen und der Beobachtung ein immer sich erweiterndes Feld. Dies Alles führte der deutsche Kaiser Wilhelm I. mit dem Beistande seiner ihm treu zur Seite stehenden Staatsmänner in's Leben.

Am 16. August 1875 wurde im Teutoburger Walde bei Goslar auf der Grotenburg die kolossale Erzstatue Hermann's, des Befreiers Deutschlands aus römischer Knechtschaft, enthüllt. Der Künstler Ernst Bandel aus Ansbach hatte das von ihm erdachte Werk nach Jahrzehnte langer Bemühung mit der Unterstützung der Fürsten und des Volkes glücklich vollendet. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz ehrten durch ihre Gegenwart bei der Enthüllung den greisen Künstler, ganz Deutschland aber nahm in Gedanken lebhaften Antheil an dem schönen Feste und sieht jetzt in der Statue ein für die Vergangenheit und Zukunft bedeutsames Bild und vereinigt sich in dem heißen Flehen: Gottes Huld walte stets segnend auf Deutschlands Kaiser und Volk!

Ende.

Druck von C. Remkes & Co. in Elberfeld.





